Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY

053
VE
v. 391

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

39. Jahrgang 1924/1925

1. Band

Verlag
Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

39. Jahrgang 1924/1925. Erster Band

Seite

Romane, Novellen und Verwandtes

Baum, Vicki: Tanzpause. Novelle . . 535
Bonin, E. von: Die Söhne. Roman. (Fortsetzung folgt) 593
Boetticher, Hermann von: Die Katze. Novelle 412
Dreyer, Max: Das Gymnasium von St. Jürgen. Roman . . 241, 354, 489
Geißler, Horst Wolfram: Zirkus Mundi. Novelle 74
Kohlenegg, Viktor von: Hsü und Ksü. Eine Geschichte aus Phantasien . . 687
Kraze, Friede H.: Der Freier. Novelle 431
Lobsien, Wilhelm: Karsten Deichfahrer. Novelle 335
Reinacher, Eduard: Runold und Muschik. Erzählung 514
Savelkouls, Hermann: Komtesse Maria Agnes Kiellmansberg 664
Schäfer, Wilhelm: Jena. Eine Novelle 91
Vetterli, Paul: Die Vossin 573
Viebig, Clara: Der einsame Mann. Roman 17, 121
Wette, Gudrun: Der Piccolo 305
Winckler, Josef: Die neuesten Anekdoten vom Tollen Bomberg, dem westfälischen Erzschelm 174
Zech, Paul: Die Heimkehr. Novelle . 209

Gedichte, Sprüche

Anders, Will: Über Nacht 508
Benzmann, Hans: Die drei abgedienten Kürassiere. — Quelle im Walde . . 329
Berstl, Julius: Deine Hand 96
Bittrich, Max: Feierabend 156
Blunck, Hans Friedrich: Sonne im Hafen 200
Bodman, Emanuel von: Leiden . . . 96
Eckmann, Heinrich: Musik in stiller Stunde 200
Fleischhauer, Fritz: Der Trauermantel 173
Frank, Karl: Helle Fenster 648
Friedrich, Johann: Die Mutter . . . 700
Fulda, Ludwig: Täuschung 265
Gaudy, Alice Freiin von: Das schlimme Prinzeßchen 572
Hausmann, Manfred: Erinnerung . . 519
Havemann, Julius: Blätterfall . . . 334
Jahn, Ernst Reinhold: Der Greis an seine Bücher 379
Johst, Hanns: Die Weihe der Christnacht 404
Kanner, Hertha: Märkischer Abend . . 452
Lauff, Joseph von: Maria im Abendwind 353
Lissauer, Ernst: Zwiesprache 686
Much, Hans: Werk 638
Münchhausen, Börries, Freiherr von: Herzensgeiz 671
Münchhausen, Börries, Freiherr von: Widmungen an Anna 580
Ompteda, Georg Frhr. von: Bergzauber 195
Oßke, Ida: Wenn nicht — — — . . 534
Pfaundler, Hermann von: Excelsior . 519
Riggers, Detlef: Peter der Große . . 216
Rohmer-Heilscher, Lucie: Das Bildnis 621
Roth, Eugen: Zerfallen sind Monde und Tage 519
Schalek, Robert: Kyffhäuser. Mit Vignetten von Max Malitz 280
Schanz, Frida: Akazien 318
— — Das Krippenlied. Mit Krippendarstellungen von M. L. Kaempffe, Prof. Guntermann und J. Morman . 461
— — Junges Jahr 519
— — Oktobertag 229
Schelzig, Alfred: An die Zeit 638
Seidel, Ina: Mysterium 184
Tittel, Annemarie: Kundry. 229
Ulbricht, Willy: Der Büßer 686
Zelewski-Waldenburg, Eberhart v.: Am Kamin 334

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Goltz, Generalfeldmarschall Colmar Frhr. v. d.: Lebenserinnerungen und Lebenslehren aus hinterlassenen Papieren 273, 397
Manz, Dr. Gustav: Im Reiche der fünf Linien. Musikalische Erinnerungen aus vier Jahrzehnten 225
Stratz, Rudolph: Der Gott, der Eisen wachsen ließ. Erinnerungen an die alte deutsche Armee 105
Zabel, Eugen: Ihr glücklichen Augen. Erinnerungen 639

Kunst und Literatur

Bäte, Ludwig: Ernestine Voß. Ein Frauenleben zwischen Rokoko und Biedermeier 380
Biebrach, Dr. Kurt: Handwerkliche Kunst. Mit drei Abbildungen 113
Bode, Wilhelm von: Wie Lorenzo il Magnifico große Politik durch die florentinischen Künstler betrieb. Mit acht Abbildungen 520
Bredt, Prof. Dr. E. W.: Franz Naager. Mit fünfzehn farbigen Wiedergaben von Gemälden und Zeichnungen des Künstlers 649
Büttner, Erich: Über Erich Büttner. Mit vierundzwanzig Wiedergaben von Gemälden, Zeichnungen usw. . . . 473
Grolman, Prof. Dr. W. v.: Gotische Wasserspeier und Groteskfiguren. Mit

Digitized by Google

Seite

einem Blick ins mittelalterliche Geistesleben. Mit achtzehn Abbildungen . 320
Heck, Geh.-Rat Prof. Dr. L.: Karl Wagner. Mit fünfzehn ein- und mehrfarbigen Abbildungen nach Gemälden, Studien und Zeichnungen des Künstlers 185
Höcker, Paul Oskar: Berliner Bühnensommer. Mit zehn ein- und mehrfarbigen Abbildungen 217
— — Von den Berliner Bühnen. Mit zwölf ein- und mehrfarbigen Abbildungen 453, 581
Illustrierte Rundschau 113, 234, 345, 461, 581, 705
Kellen, Tony: Die Baronin von Krüdener. Ein Lebensbild. Mit einer Abbildung 561
Korrodi, Eduard: Freut euch des Lebens. Sein Dichter und seine Melodie 330
Popp, Prof. Dr. Joseph: Die deutsche Malerei der letzten 50 Jahre. Mit achtzehn ein- und mehrfarbigen Wiedergaben von Gemälden 289
Roeßler, Arthur: Meister Richard Teschner. Mit achtzehn ein- und mehrfarbigen Wiedergaben 385
Schmidt, Dr. Paul Ferdinand: Emil Orlik. Mit dreiundzwanzig ein- und mehrfarbigen Wiedergaben von Gemälden und Zeichnungen des Künstlers 1
Singer, Prof. Dr. H. W.: Arthur Kampf als Zeichner. (Zum 60. Geburtstage des Künstlers.) Mit zwölf ein- und mehrfarbigen Wiedergaben von Zeichnungen des Künstlers 201
Styger, Prof. Dr. Paul: Die Jägerkatakombe an der Via Appia in Rom. Mit drei Abbildungen 236
Weiglin, Dr. Paul: Karl Arnold, ein Meister deutschen Humors. Mit achtzehn ein- und mehrfarbigen Wiedergaben von Aquarellen und Zeichnungen des Künstlers 622
Zobeltitz, Fedor von: Der deutsche Soldatenroman 569
Zu unsern Bildern 113, 234, 345, 461, 581, 705

Sonstige Aufsätze

Aufhauser, Univ.-Prof. D. Dr.: Von den Universitäten des Ostens 425
Berger, Prof. Dr. Karl: Weltbürgertum und Nationalgedanke in der deutschen Geschichte 69
Böhme, Fritz: Der neue Tanz. Mit elf Abbildungen 97
Breysig, Prof. Dr. Kurt: Von der Leidenschaft des deutschen Geistes 509
Carthaus, Dr. Emil: Die Paradies- oder Göttervögel. Mit sieben farbigen Abbildungen nach Aquarellen von Otto Wiedemann. 266
Decsey, Dr. Ernst: Brioni. Mit siebzehn farbigen Abbildungen nach Naturaufnahmen 157
Freksa, Friedrich: Das Bayrische Armeemuseum. Mit zwölf ein- und mehrfarbigen Abbildungen nach Zeichnungen von Fritz Quidenus 416
Gieseke, Wirkl. Geh.-Rat Ministerialdirektor a. D.: Fünfzig Jahre Weltpostverein 169
Hartwich, Domprediger D. h. c. O.: Über den Volksbund „Rettet die Ehre" . 196
Hobrecker, Karl: Grüße aus stiller Zeit. Mit neun ein- und mehrfarbigen Abbildungen 405
Höcker, Paul Oskar: Das Antlitz von Neuyork. Mit dreizehn Wiedergaben nach Zeichnungen von Mary Lowengrund 80
Langenegger, Dr. Felix: Das Land um Mosul und die Mosulfrage. Mit elf zweifarbigen Abbildungen und einer Karte 672
Loesch, Dr. Karl C. von: Die Tausendjahrfeier 635
Oehlke, Prof. Dr. Waldemar: Unser Leben in Peking 530
Reich, Prof. Hermann: Der goldene Esel. Mit ein- und mehrfarbigen Abbildungen 58
Rosemann, Prof. Dr. R.: Die Gleichheit der Menschen 681
— — Die Höchstleistungen des Menschen 283
Vollbehr, Ernst: Der „Malflugfranz". Mit zehn farbigen Wiedergaben von Aquarellen des Künstlers 552

Neues vom Büchertisch

Baum, Vicki: Ulle, der Zwerg . . . 591
Berstl, Julius: Das Bild im Spiegel . 703
Bornstein, Paul: Friedrich Hebbels Persönlichkeit 472
Braun, Felix: Wunderstunden. . . . 471
Brausewetter, Artur: Der Kampf mit den Geistern 233
Dreyer, Max: Mein Drachenhaus . . 232
Ehrler, Hans Heinrich: Elisabeths Opferung 341
Fechter, Paul: Die Kletterstange. . . 703
Federer, Heinrich: Wander- und Wundergeschichten aus dem Süden . . . 110
Forbes-Mosse, Irene: Gabriele von Alweyden oder Geben und Nehmen . 701
Funke, Alfred: Der Bruch im Lande . 112
Galahad, Sir: Die Kegelschnitte Gottes 230
Gysae, Otto: Abrechnung 112
Hauff, Walter von: Im Siegeswagen des Dionysos 703
Hauptmann, Gerhart: Die Insel der großen Mutter. 589
Hausenstein, Wilhelm: Kannitverstan. Herbstliche Reise eines Melancholikers 471
Höcker, Paul Oskar: Thaddäus . . . 233
Huna, Ludwig: Wieland der Schmied . 343
Jungnickel, Max: Sorge 13 232
Kilian, Eugen: Aus der Theaterwelt . 704
Lang, Oskar: Anton Bruckner . . . 344
Lucka, Emil: Die steinernen Masken . 469

Digitized by Google

Seite
Perutz, Leo: Turlupin 109
Philippi, Fritz: Vom Pfarrer Matthias Hirsekorn und seinen Leuten . . . 592
Presber, Rudolf: Die Zimmer der Frau von Sonnenfels 344
Renker, Gustav: Die Hospizwirtin . . 702
Rosegger, Peter: Die neue Bahn. (Aus dem Nachlaß) 232
Schmitthenner, Adolf: Ausgewählte Erzählungen 111
Schussen, Wilhelm: Medard Rombold . 470
Seelig, Geert: Klaus Groth. Sein Leben und Werden 704
Storm, Hedwig: Wie mein Vater Immensee erlebte 591
Wassermann, Jakob: Der Geist des Pilgers 111
— — Deutsche Charaktere und Begebenheiten 591
— — Faber oder die verlorenen Jahre 590
Weiß, Ernst: Hodin 592
Wenden, Egas v.: Kolibri, ein Roman aus der Allerheiligenbucht 342

Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck, Tondruck und Tiefdruck

Baluschek, Hans: Über Tag. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 248 u. 249
Bató, Josef: Bildnis. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . . zw. 232 u. 233
Bauch, Georg Curt: Deutsche Wacht. Bronzebildwerk. Tondruck zw. 72 u. 73
Boehme, Karl: Herbstmorgen auf Rügen. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 32 u. 33
Büttner, Erich: Bildnis Walter von Molo. Gemälde. Faksimiledruck zw. 472 u. 473
Diez, Prof. Julius: Vergänglichkeit. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 438 u. 439
Dill, Otto: Allee der Villa Borghese. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 256 u. 257
Dombrowski, Carl von: Elch. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 446 u. 447
Eber, Elk: Meine Frau auf Skiern. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 512 u. 513
Goebel, August-Wilhelm: Gudrun. Bildwerk, Tondruck . . . . . zw. 496 u. 497
Graf, Prof. Oscar: Benvenuto Cellini. (Das Duell.) Gemälde. Faksimiledruck . . . . zw. 312 u. 313
Hahn, Prof. Hermann: Christus. Bronzebildwerk. Tondruck . . . zw. 176 u. 177
Haueisen, Prof. Albert: Näherinnen. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 56 u. 57
Heffner, Prof. Karl: Brandung. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 216 u. 217
Hofer, Prof. Karl: Der Rufer. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 280 u. 281
— — Putzmacherin. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 616 u. 617
Hommel, Conrad: Lesende Mädchen. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 120 u. 121
Horn, Carl: Bildnis: Gemälde. Faksimiledruck . . . . . . zw. 592 u. 593

Seite
Jank, Prof. Angelo: Der Favorit. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 146 u 147
Jernberg, Prof. Olof: Winterlandschaft. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 360 u. 361
Jettmar, Prof. Rudolf: Schmiede. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 128 u. 129
Liebermann, Prof. Ernst: Abendsonne. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 336 u. 337
Lünstroth, F. M.: Madonna. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 376 u. 377
Marées, George des: Rokoko-Bildnis. (Johann Maximilian IV. Emanuel Graf von Preysing-Hohenaschau.) Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 240 u. 241
Miehe, Walter: Die Soubrette. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 696 u. 697
Ohmert, Paul Hans: Brandung. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 548 u. 549
Orlik, Prof. Emil: Dame in blauem Kleid. Gemälde. Faksimiledruck Titelbild
Pellar, Prof. Hanns: Bildnis der Gattin des Künstlers. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 154 u. 155
Petersen, Prof. Walter: Bildnis. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 576 u. 577
Pippel, Otto: Abendgesellschaft. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 504 u. 505
— — Quartett. Gemälde. Faksimiledruck . . . . zw. 40 u. 41
Placzek, Otto: Dämmerung. Bildwerk. Tondruck . . . . zw. 400 u. 401
Rausch, Anton: Weihnachtswunder. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 352 u. 353
Reiser, Carl: Lermoos mit Sonnenspitz. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 608 u. 609
Richter-Lößnitz, Georg: Der steinerne Gast. Gemälde. Faksimiledruck zw. 344 u. 345
Scharff, Prof. Edwin: Prof. Dr. Heinrich Wölfflin. Bronzebüste. Tondruck zw. 24 u. 25
Scharrer, O. W.: Der Wächter. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 430 u. 431
Schnarrenberger, Prof. W.: Die Freunde. Gemälde. Tondruck . . . zw. 368 u. 369
Schön, Otto: Kuhstall. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . . zw. 532 u. 533
Simon, Erich M.: Begegnung. Gemälde. Faksimiledruck . . . zw. 96 u. 97
Spiro, Eugen: Bildnis Leni Riefenstahl. Pastell. Faksimiledruck zw. 48 u. 49
— — Teestunde. Gemälde. Faksimiledruck . . . . zw. 568 u. 569
Stübner, Robert E.: Abend im Atelier. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 640 u. 641
Treumann, Rudolf: Verfolgung. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 600 u. 601
Volkmann, Prof. Hans von: Herbstmorgen am Bachlauf. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . . zw. 138 u. 139
Wätjen, Otto von: Schlittschuhläufer. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 688 u. 689
Windhoff, Ernst: Bildnis des Papstes Pius XI. Gemälde. Tondruck zw. 264 u. 265
Winternitz, Prof. Richard: Quartett. Gemälde. Tondruck . . . zw. 224 u. 225
Zuchantke, Friedrich: Läufer. Bildwerk. Tondruck . . . . zw. 664 u. 665

Digitized by Google

Seite

Text-Bilder

Arnold, Karl:
Abschied von Garmisch. Aquarell. Faksimiledruck 625
Aus Ennetiers. Tuschzeichnung . . 626
Das Büro. Federzeichnung 624
Der Angler. Aquarell. Faksimiledruck 631
Der Kaffeeklatsch. Erster Entwurf zu einer Zeichnung 633
Der Spießer im Walde. Aquarell. Faksimiledruck 629
Der Stammtisch. Erste Skizze zu einer Federzeichnung 632
Die Straße. Farbige Lithographie. Faksimiledruck 630
Erste Federskizze zu einer Zeichnung 632
Federskizzen 622
Feldsoldatensang in Flandern. Federzeichnung 626
Illustration aus ‚Der Bräutigam der Babette Bomberling‘. Faksimiledruck 628
Illustration aus ‚Ringelnatz Turngedichte‘. Faksimiledruck 628
Pariser Café. Tuschzeichnung . . . 627
Schlaraffenland. Aquarell. Faksimiledruck 627
Typen aus dem Berliner Leben. Federzeichnung 623
Typen aus dem Gerichtssaal. Zeichnung 634
Bauknecht, Philipp: Mäher. Gemälde. Faksimiledruck 302
Becker-Gundahl, Prof. C. J.: Christus am Kreuz. Gemälde 296
Belling, Rudolf:
Der Mensch. Bildwerk 237
Modeplastik. — Natur. — Tanz. Bildwerke 236
Bengen, Prof. Harold: Katze. Zeichnung 645
Böcklin, Arnold: Euterpe. Gemälde. Faksimiledruck 291
Botticelli, Sandro:
Anbetung der heiligen drei Könige. Gemälde 523
Frühlingsreigen der drei Grazien aus ‚Primavera‘ 527
Giovanni Tornabuoni im Kreis der sieben freien Künste. Fresko. . . 522
Büttner, Erich:
Backfischball in Heringsdorf. Gemälde. Faksimiledruck 477
Bleistiftstudie 484
Das Familienbild. Gemälde . . . 482
Das Pflegekind. Gemälde. Faksimiledruck 486
Der Dichter. Gemälde. Faksimiledruck 483
Der Nachtmahr Lilith. Gemälde. Faksimiledruck 479
Der Rummel Leben. Gemälde. Faksimiledruck 481
Die Oper. Gemälde. Faksimiledruck 482
Eispalast. Gemälde 474

Seite

Büttner, Erich:
Herbstblumen. Gemälde. Faksimiledruck 487
Arno Holz. Gemälde 474
Arno Holz beim Kaffeekochen. Studie 478
Komödianten. Gemälde 475
Maria Leiko. Zeichnung 480
Lichtensteinbrücke. Gemälde. Faksimiledruck 484
Nina. Gemälde 478
Schlafendes Kind. Zeichnung . . . 483
Schnee. Gemälde. Faksimiledruck . 485
Wilhelm von Scholz. Zeichnung . . 488
Sportplatz. Gemälde 476
Sportplatz des Berliner Sport-Klubs. Gemälde. Faksimiledruck 473
Büttner, Erich und Elsa Hoffmann: Frühling und Sommer. Aus einer Reihe Stickereien. Faksimiledruck 488
Caspar, Karl: Nördliche Sibylle. Gemälde. Faksimiledruck 300
Corinth, Lovis: Bildnis des Pianisten Conrad Ansorge. Gemälde. Faksimiledruck 298
Feininger, Lyonel: Schiffe. Gemälde. Faksimiledruck 295
Fiesole, Mino da: Grabmal des jungen Tornabuoni in der Kirche S. Maria sopra Minerva in Rom 526
Geißler, Paul: Schloß Gemen. Radierung 238
Gooßens, Josse: Weihnachten. Gemälde. Faksimiledruck 465
Greiner, Otto: Kopfstudie zum ‚Triumph der Venus‘. Gemälde 463
Großmann, Rudolf:
Wilhelm von Bode. Steinzeichnung 711
Graf Keyserling. Steinzeichnung . 711
Thomas Mann. Steinzeichnung . . 710
Oswald Spengler. Steinzeichnung . 710
Haas-Heye, Prof.: Entwürfe zu Bühnenbildern und Figurinen. Faksimiledruck . . . . 455—458
Heublein, Fritz: Hans Thoma 705
Kalckreuth, Leopold Graf von: Kindertheater. Gemälde. Faksimiledruck . 294
Kampf, Arthur: Zeichnungen 201
Katz, Leo: Bildnis 709
Kauffmann, Angelika: Baronin von Krüdener mit ihrem Sohn. Gemälde 563
Klausz, Ernst:
Bühnenbild für Ernst Krenecks ‚Zwingburg‘. Zeichnung. Faksimiledruck 581
Bühnenbild zum ‚Diener zweier Herren‘ von Goldoni. Zeichnung. Faksimiledruck 583
Die Wolfsschluchtszene aus Webers ‚Freischütz‘. Zeichnung 584
Festmahl in Schillers ‚Piccolomini‘. Zeichnung. Faksimiledruck . . . 583
Leibl, Wilhelm: Bildnis der Gräfin Rosine Treuberg. Gemälde. Faksimiledruck 293
Lowengrund, Mary: Neuyork. Alte Kirche zwischen Wolkenkratzern. Zeichnung 85

Digitized by Google

Seite

Lowengrund, Mary: Neuyork.
Aquarium. Zeichnung 85
Blick auf die Wolkenkratzer Manhattans vom Hudson aus 81
Blick vom Westufer des Hudson auf Manhattan. Zeichnung 83
Blumenmarkt. Zeichnung 82
Bootslände am Hudson. Zeichnung. 88
Brooklyn-Brücke. Zeichnung . . . 82
Manhattan-Brücke. Zeichnung . . 86
Schuhputzer-Trupp auf dem Broadway. Zeichnung 84
Schwarz und Orange. Wolkenkratzer. Zeichnung 89
„Stop!" an der scharfen Ecke. Zeichnung 87
Vergnügungspark am Badestrand von Coney Island. Zeichnung . . . 84
Vorstadthäuser. Zeichnung 86
Marées, Hans von: Abendliche Waldszene. Gemälde. Faksimiledruck . . 289
Modersohn-Becker, Paula: Alte Bäuerin mit gekreuzten Händen. Gemälde. Faksimiledruck 301
Naager, Franz:
Ateliergesindel. Gemälde. Faksimiledruck 659
Der Maler malt eine Hexe. Gemälde. Faksimiledruck 661
Der Maler malt eine Spanierin. Gemälde. Faksimiledruck 649
Die Jünger zu Emmaus. Gemälde. Faksimiledruck 653
Im Theater. Kohlezeichnung . . . 660
In der Damenmalschule. Farbige Skizze. Faksimiledruck 658
Karneval auf dem Markusplatz zu Venedig. Gemälde. Faksimiledruck 655
Lump. Gemälde. Faksimiledruck. . 656
Raucherstudie. Faksimiledruck . . . 652
Santrovaso. Gemälde. Faksimiledruck 663
Stadel bei Bergen. Gemälde. Faksimiledruck 657
Stilleben. Gemälde. Faksimiledruck 651
Straßenszene. Farbige Zeichnung. Faksimiledruck 662
Zeichnung zu ‚Don Quichote'. Faksimiledruck 654
Zwerg. Gemälde. Faksimiledruck . 650
Niederberger, Louis: Bäuerisches Nidwaldnermädchen (1850) mit künstlicher roter Zopfgarnitur. Gemälde. Faksimiledruck 117
Nolde, Emil: Rote Abendwolken. Gemälde. Faksimiledruck 304
Orlik, Emil:
Äpfelstilleben. Gemälde. Faksimiledruck 1
Am See in Genf. Gemälde. Faksimiledruck 13
Aus einer böhmischen Kleinstadt. Gemälde. Faksimiledruck 2
Aus Kitzbühel. Gemälde. Faksimiledruck 4
Bildnis (Junges Mädchen). Farbige Zeichnung 11

Seite

Orlik, Emil:
Bleistiftstudien 5
Chinesenfrauen in Shanghai. Aquarell. Faksimiledruck 16
Chinesenmädchen aus Shanghai. Gemälde. Faksimiledruck 16
Der alte Schloßbrunnen in Karlsbad. Ölgemälde. Faksimiledruck . . . 10
Farbenstiftstudie (Kind) 10
Felucken-Landung am Nil. Gemälde. Faksimiledruck 3
Ferdinand Hodler bei der Arbeit. Gemälde. Faksimiledruck 15
Mit grünem Turban (weibliches Bildnis). Gemälde. Faksimiledruck . 7
Päonien. Gemälde. Faksimiledruck 6
Henny Porten. Rötelstudie . . . 8
Porträtstudie (Dame) 12
Porträtstudie (männlicher Kopf) . . 8
Raum im Heim des Malers Slevogt. Gemälde. Faksimiledruck 4
Spanierin. Gemälde. Faksimiledruck 14
Tulpenstilleben. Gemälde. Faksimiledruck 2
Weiblicher Akt mit Turban. Bleistiftzeichnung 12
Weiblicher Kopf. Rötelstudie . . . 9
Oßwald Eugen: Gratulationskarte. Skizze. Faksimiledruck 468
Pollajuolo, Antonio: Grabmal Innocenz' VIII. in der Peterskirche zu Rom 525
Pukall, Ch.: Rosenmontag in Sevilla. Temperagemälde. Faksimiledruck. . 120
Quidenus, Fritz: Zeichnungen zum Aufsatz ‚Das Bayrische Armee-Museum' 416
Samberger, Leo: Bildnis des Bildhauers Jakob Bradl. Gemälde . . 298
Sangallo, Giuliano da: Grabmal Sassetti 528
Schenke, Max: E. T. A. Hoffmann erzählt. Radierung 235
Schlemmer, Oskar: Das Narrengericht. Faksimiledruck 582
Tänzerin. Gemälde 296
Schmidt-Rottluff, Karl: Oldenburger Marschlandschaft. Gemälde. Faksimiledruck 303
Slevogt, Max: Weinlese in der Pfalz. Gemälde. Faksimiledruck 299
Spiro, Eugen:
Max Adalbert im Lustspiel ‚Klubleute'. Zeichnung. 220
Mady Christians im Lustspiel ‚Die Frau ohne Kuß'. Zeichnung . . 221
Gerhart Hauptmann bei der Arbeit. Zeichnung 346
Gerhart Hauptmann beim Diktat. Zeichnung 345
Arthur Kraußnek. Zeichnung . . . 582
Gerda Müller als ‚Medea'. Zeichnung 217
Emmy Sturm in der Hauptrolle ‚Der süße Kavalier'. Faksimiledruck . . 458
Richard Tauber. Zeichnung. Faksimiledruck 224
Mimi Vesely als ‚Helena'. Zeichnung. Faksimiledruck 223

Digitized by Google

Seite

Sterl, Robert: Generalmusikdirektor E. von Schuch dirigiert eine Symphonie. Probe. Gemälde. Faksimiledruck . 292
Stuck, Franz von: Diner. Gemälde. Faksimiledruck 297
Teschner, Richard:
Aloe. Ölgemälde 385
Aus dem Figurentheater 393
Aus Tausendundeiner Nacht. Radierung 388
Der Berg in der deutschen Arbeit. Temperagemälde. Faksimiledruck . 395
Die braune Kulturrasse. Karton . . 390
Die gelbe Kulturrasse. Karton . . 390
Die weiße Kulturrasse. Karton . . 391
Die Hexe. Gemälde auf Pergament. Faksimiledruck 394
Die Unbeteiligten. Radierung . . . 389
Evolution. Temperagemälde auf Pergament. Faksimiledruck 387
Gobelin. Faksimiledruck 396
Idol. Mahagoniplastik 392
Liebespaar. (Detail.) Majolikaplastik 388
Nachtstück. Szenenbild 393
Selbstbildnis 387
Szenenbild aus ‚Pelleas und Melisande' 392
Trumpf. Ölgemälde 386
Wiedergeburt. Ölgemälde 391
Thielmann, Wilhelm: Dorfklatsch. Zeichnung 319
Thoma, Hans: Auf dem Heimwege. Gemälde 290
Tischbein: Goethe in Rom. Eine neuentdeckte Zeichnung 588
Turner, Julius C.:
Elisabeth Bergner in ‚Wie es euch gefällt'. Zeichnung 222
Leo Blech. Radierung 219
Michael Bohnen als Escamillo in ‚Carmen'. Radierung 218
Hans Herrmannn als Puck im ‚Sommernachtstraum'. Zeichnung . . 218
Verrocchio, Andrea del: David mit dem Haupte Goliaths. Bronzestatue . . 521
Vinci, Leonardo da: Studie zum Reiterdenkmal für Francesco Sforza . . 524
Vollbehr, Ernst: Landschaften vom Flugzeug aus gesehen. Faksimiledruck . 553
Wagner, Karl:
Am Rande der Dickung (Rotwild). Gemälde. Faksimiledruck 184
Auswanderer (Wildschweine). Gemälde 186
Bleistiftzeichnung eines preisgekrönten Rehgehörns 194
Eine liebe Last (Fuchs und Hase). Gemälde. Faksimiledruck 187
Gemsen. Gemälde 190
Hase, Ölstudie. Faksimiledruck. . . 189
Humoristische Treppengeländerleiste. Holzschnitzerei 185
Merinoböcke. Ölstudie. Faksimiledruck 188

Seite

Wagner, Karl:
Niederrheinisch-belgisches Kaltblut. Ölstudie 193
Treibende Rehe. Gemälde. Faksimiledruck 192
Vogtländisches Rotvieh (Bulle). Ölstudie. Faksimiledruck 189
Vor dem Kampf (Rotwild). Gemälde. Faksimiledruck 191
Weiße Edelschweine. Ölstudie. Faksimiledruck 188
Westermarsch-Kuh. Ölstudie . . . 193
Wetzel-Schubert, Marei:
Elisabeth Bergner. Skizze 222
Edwin Fischer. Skizze 351
Furtwängler. Skizze 351
Walter Gieseking. Skizze 351
Schneevoigt. Skizze 351
Schretker. Skizze 351
Hermann Thimig in Goldonis ‚Diener zweier Herren'. Zeichnung . . . 584
Wiedemann, Otto: Paradiesvögel . . 266

Kunst, Kunstgewerbe und anderes

Bartning, Dr. h. c. Otto: Modell der Sternkirche. (Innenansicht) 347
Basthut, Geknüpfter naturfarbener, mit gleichfarbiger Seide gefüttert . . . 239
Bató, Josef: Wandmalereien 587
Brunnen im Hause Westend 237
Buhe, Prof. Walter: Porzellan . . . 586
Chinesische und japanische Kunst . . . 118
Fahrenkamp, Prof. Emil: Möbel (Damenzimmer, Damenschreibtisch) . . 350
Frackmode 461
Großmann, Rudolf: Steinzeichnungen . 710
Guntermann, Prof. Franz: Weihnachtskrippe 461
Hauptmann, Gerhart 345
Jägerkatakombe bei San Sebastiano, Rom . . . . 239 u. 240
Kaempffe, Maria Luise: Christi Geburt 461
Kortum, C. A., der Verfasser der Jobsiade 345
Landhaus Burckhardt 708
Lebkuchenformen . . . . . . 464 u. 465
Morman, J.: Weihnachtskrippe . . . 462
Poirets Tournüre 712
Porzellan, Neues, der Ältesten Volkstedter Porzellanfabrik 585
Reisetasche in neuer Form 464
Reitturnier 706
Schade, W. E.: Neue Formen für Schreibtischzeug und Leuchter . . . 463
Schenker, Karl: Bildnisse . . . 348 u. 349
Spielkarten 467
Taut, Max: Expressionistisches Grabdenkmal auf dem Waldfriedhof Stahnsdorf bei Berlin 347
Thoma, Hans † 704
Vermählung der Puppe aus Hosemanns ‚Schicksal der Puppe Wunderhold' . 464
Vieler, Josefine: Runde Decke in Weißstickerei auf Leinenbatist 586
Wäschepuff aus fliederfarbenem Band 587

Digitized by Google

39. Jahrg. September 1924 / 1. Heft

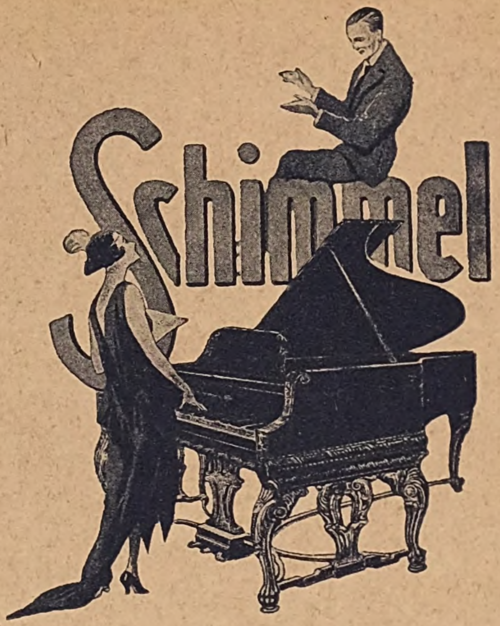
Velhagen & Klasings Monatshefte

THE LIBRARY OF THE
SEP 24 1924
ILLINOIS

Schriftleitung in Berlin W 50,
Tauentzienstraße 7b

Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien

Digitized by Google



Hofpianofabrik

Gegründet 1885

LEIPZIG

ERNEMANN

CAMERAS u. OBJEKTIVE

bis 1:3,5 Lichtstärke sind Edelerzeugnisse! Eine „Ernemann" zu besitzen bringt endlos Freude u. Anregung. Vorbildl. Modelle für alle Aufgaben der Amateurphotographie. Besitzesstolz löst die unübertroffene Spiegelreflexcamera „Ernoflex" ebenso aus, wie einer unserer Schülerapparate. Druckschriften frei. ERNEMANN-WERKE A.-G. DRESDEN 169.

Digitized by Google

Digitized by Google

VF 1
v. 39
12-5-25 R.S.S
25419
129

Velhagen & Klasings Monatshefte
39. Jahrg. September 1924/1. Heft

Emil Orlik

Von Dr. Paul Ferdinand Schmidt

Daß der Mensch ein Produkt seiner Zeit, seiner Umwelt und natürlichen Gaben ist, daß eine kunstvolle und natürlich sehr variable Mischung dieser drei Elemente sein „inneres Sein, seinen Mikrokosmus“ bedingt, und darum eine tiefe Weisheit in dem Glauben an seine Sterne, an seine „Konstellation“ steckt: das beweist niemand klarer als das wirkliche Talent. Beim Durchschnittsmenschen muß man schon weit ausholen, um die Beziehungen zwischen Umwelt oder Zeit und seinem Schicksal zu entdecken, weil ein Durchschnittsgeschick farblos und allgemein bleibt. Bei einem hervorragenden und vielseitig begabten Menschen aber spiegeln eben seine absonderlichen Erlebnisse das Einmalige seiner Epoche und seines Charakters inmitten dieses und keines anderen Stammes, Klimas, sozialer Verhältnisse aufs glänzendste wider; weshalb es einen so unbe-

Apfelstilleben. Gemälde

 Nachdruck verboten. Copyright 1924 by Velhagen & Klasing

588573

Digitized by Google

Aus einer böhmischen Kleinstadt

schreiblichen Genuß bereitet, Selbstbiographien zu lesen, wenn sie von originellen Menschen stammen wie zum Beispiel dem alten Nettelbeck, Jung-Stilling oder Kügelgen. In ihnen offenbart sich herrlich alles auf einmal: Der lebendige Charakter des Helden, das Erstaunliche seiner Epoche und der Mikrokosmus seiner sozialen und geographischen Umwelt. Solch ein Mann, von dem man sein selbstgeschriebenes Leben gerne lesen würde, ist der vielbegabte und mit lebendigsten Sinnen ausgestattete Maler und Graphiker Orlik. Solange man noch auf seine Selbstbiographie warten muß — und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie nie erscheint! — begnügt man sich freilich mit dem Anblick und Studium seiner Werke als Essenz dieses Lebens. Und es ist erstaunlich, wie klar man aus ihnen jenen Satz von der dreifachen Bedingtheit des Menschen und seiner Freiheit ablesen kann; denn sie sind sehr reich und mannigfaltig und spiegeln aufs treueste jeden Eindruck wider, den der sensible Künstler von Jugend auf empfing und mit dem Überflusse seiner Phantasie schöpferisch verarbeitete.

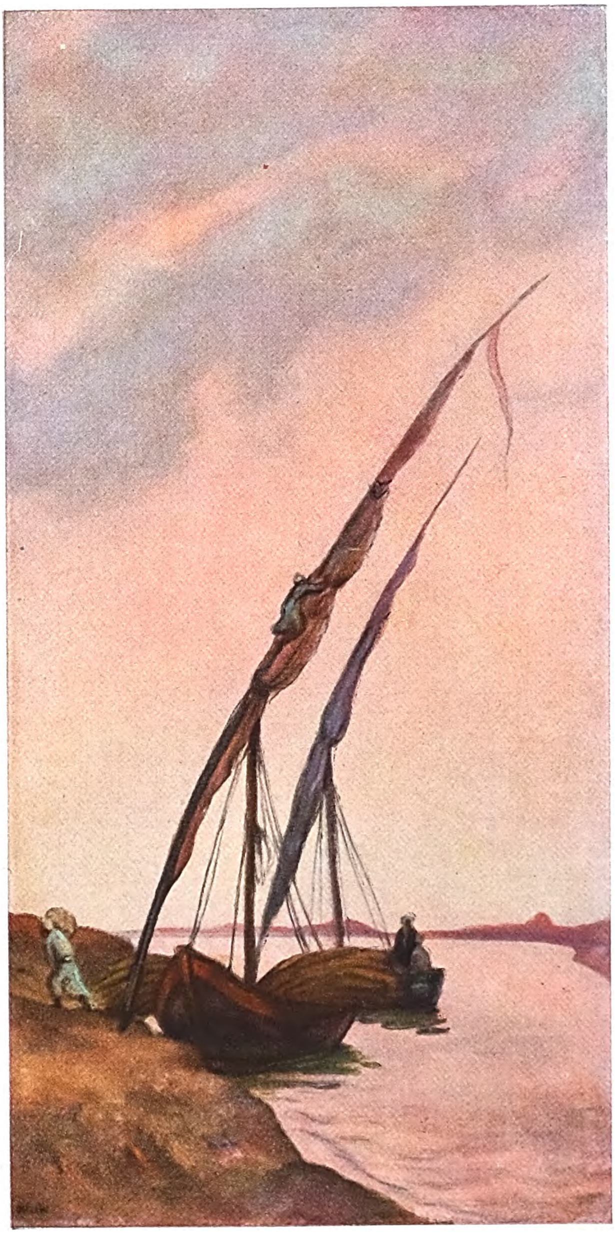
Tulpenstilleben. Gemälde

Denn das Primäre dieses künstlerischen Falles ist die schöpferi-

Digitized by Google

sche Begabung; das Temperament, das sein Stern ihm verlieh: die Welt auf seine besondere und unnachahmliche Art zu spiegeln. Man kann sich Orlik von Anfang an nicht anders vorstellen, als zeichnend oder malend; längst ehe er, mit 17 Jahren, von Prag nach München ging, um die Akademie durchzumachen, war sein künstlerischer Beruf entschieden; war es von seiner Geburt an. Aber dieses besonders reizvolle Geschenk legten ihm die Musen in die Wiege: so beweglichen Geistes wie hellen Auges zu sein; sich nicht zu begnügen mit dem Abzug und nicht aufhörendem Wiederholen einer Meisterlehre, einer renommierten „Art zu sehen“ — sondern die Welt und die Meister der Kunst mit gleich aufmerksamen Augen sich einzuprägen und unersättlich Form um Form sich zu eigen zu machen. Nicht als Nachahmer, der Orlik niemals gewesen ist, sondern als Lernender und Genießer; als ein Künstler, dem es gegeben ist, viele Probleme zu erkennen und auszukosten; als welterfahrener Erdenbummler, der aus Europa, Afrika und Asien das Kostbarste für sich heimbrachte, für sich eroberte, indem er es, Natur, Menschen, Kunststile, in seine eigene unnachahmliche Weise übertrug und zum Orlikschen Kunstwillen umschmolz. Beneidenswert, diese Gabe produktiven Aneignens. Wo wir nur mit passivem Genießen anstaunen und über dem Reichtum der Erde in Bildungen und Landschaften, über dem Wunder fremder und alter Stile erschüttert stehen, hat der Künstler dies alles und weit mehr noch sich nachschaffend in unentreißbares Eigentum verwandelt. — Denn so steht es: daß er nicht uns zuliebe schafft, sondern in erster Linie aus innerster bittersüßer Not, sich selber zu genügen und zu beruhigen; aus dem Drang, die Welt zu erobern auf seine Art. Daß es s e i n e Art ist und bleibt, und daß bei Orlik niemals, so weit er auch umhergeschweift sein und sein Herz scheinbar an die Japaner verloren haben mag, von einem Sichverlieren gesprochen werden kann: das beweist die ununterbrochene Kette seiner meisterlichen Gemälde, Zeichnungen und Graphiken seit 25 Jahren für jeden ernsthaft Prüfenden.

Aber schon die Erwähnung seiner weitausgreifenden Gabe, sich das Nächstliegende und Fernste zu eigen zu machen, schon dieser liebenswürdige Zug reicherer Begnadung bedeutet ein Hinübergreifen auf die andern zwei Elemente, aus denen sein wie jedes Menschen Bild sich zusammensetzt. Nur war sein Talent an die Spitze zu stellen und, nicht



Felucken-Landung am Nil

Digitized by Google

Aus Kitzbühel. Gemälde

zu vergessen: seiner eminenten technischen Begabung zu gedenken, die all das erst ermöglicht und ihn sich in jeder Art von Kunstübung mühelos zurechtfinden und ihr sogleich den spezifischen Ausdruck abgewinnen läßt. In der Malerei ist es die Wirkung der schönen Farbe, in der Zeichnung die weitreichenden Möglichkeiten, streng oder malerisch, locker andeutend, bestimmt modellierend oder dekorativ zu wirken, in den graphischen Techniken die wunderbare Kraft ihres jeweiligen Ausdrucks, die ihn zu immer neuen Versuchen, Kombinationen, rätselhaften Verwegenheiten leitete.

Raum im Heim des Malers Slevogt

Digitized by Google

Bleistiftstudie

Die besondere Fähigkeit Orliks, bei allen Anleihen und gegenüber den verschiedensten Vorwürfen stets er selbst und in allen Dingen bei untadeligem Geschmack zu bleiben, wird erklärt und bestimmt durch seine österreichische Abkunft. Genauer gesagt: seine Geburt in Prag, dieser wunderlichen und schönsten Stadt Mitteleuropas, in der sich deutsches und slawisches Wesen bis zur Vernichtung bekriegen und vermischen, wo Mittelalter und modernes Fabrikwesen sozusagen Wand an Wand hausen, wo Gustav Meyrink und Max Brod ihre auffässigen Geschichten fanden, aber auch der jüngste und erbittertste Fanatiker psychologischer Wahrhaftigkeit, Hermann Ungar, seine grauenhaften „Verstümmelten" schrieb; wo Altösterreich am besten zu Hause zu sein scheint mit seiner weichen Sinnlichkeit und dem alle Dinge überspinnenden, ein wenig oberflächlichen Humor; wo zwar nicht Waldmüller, der echteste Wiener, wohl aber Makart und Klimt hätten zu Hause sein können und Kokoschka sicherlich mehr zu Hause ist als in Wien. Von all dem floß viel in Orliks Wesenheit ein, die so schmeichelnd süß und dekorativ sein kann wie bizarr und exotisch; ebenso lieblich wie voll naturalistischer Unerbittlichkeit und monumentaler Bedeutung, zart und verträumt wie unbedingt im Charakterisieren. Noch heute, da er über zwanzig Jahre als Lehrer der Kunstgewerbeschule sich an Berlin gefesselt sieht, und von Anfang an als tätiges Mitglied der Berliner Sezession, bedeutet ihm Wien mehr künstlerische Heimat und geliebten Aufenthaltsort. — Und doch ist das Klimtsche Element nur ein Zug neben anderen und nur in seiner Malerei. Zu Cézanne und Whistler, ja zu Matisse fühlt er sich ebenso hingezogen, und mehr noch bedeutet ihm der Japaner in seiner ganzen Produktion, nicht bloß in der Malerei. Die naturgegebene Internationalität des Österreichers und Pragers hat Orlik auf die halbe Erdkugel ausgedehnt. Zweimal, 1900 und 1912, hat er den Weg über Ägypten und Indien nach Ostasien gefunden, von innerem Erobererdrang und instinktiver Verwandtschaft getrieben. Die erste Reise, die ihn in die Werkstätten japanischer Holzschnittmeister und tief ins Innere der östlichen Inseln führte, ließ ihn für eine kurze Weile der japanischen Kunstart stark tributpflichtig werden. Aber er überwand rasch diese Schwäche und behielt als unverlierbares Gut nur die wundersam exakte Technik und die Beherrschung der feinsten Farbennuancen neben der Leichtigkeit, große Flächen durch kontrastierende Details elegant zu beleben, von den japanischen Lehrjahren bei. So daß zu sagen ist, daß ihm gerade die Abirrung zu dem fernsten Osten das Eigenste und Feinste hinterlassen hat, das seine Kunst spezifisch auszeichnet.

Doch kommt man seinem ureigenen Sein als Künstler und Mensch wohl am nächsten, wenn man ihn von der Seite des dritten Elementes betrachtet, das in diesem Zusammenhang am unscheinbarsten auftaucht: seiner Zeitbedingtheit. Wohl: daß seine Um-

Bleistiftstudie

Päonien. Gemälde

welt, seine Blutmischung und die Stadt seiner Jugend bestimmend wurden für den Künstler Emil Orlik: das läßt man sich eingehn; das erscheint etwa so gewichtig wie der Motor seines Talentes. Aber der Zufall des Jahrzehnts? wo doch der Künstler eigentlich zeitlos ist (oder zu sein hat)? Nun, diese Zeitlosigkeit ist ein verbreiteter Irrtum; aber ein gründlicher Irrtum. Michelangelo hätte im 14. Jahrhundert etwa so gemalt wie Giotto oder Orcagna, und Rubens ist eben deshalb der große Barockmaler, weil er im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts malte und nicht zur Zeit des Rokoko. Hiermit soll beileibe kein Maßstab aufgestellt werden. Aber geben wir acht, welche feine und einschneidende Bedeutung die Jahreszahl noch heute besitzt; vielleicht heute mehr denn je.

Orlik ist am 21. Juli 1870 in Prag geboren, besuchte von 1887—91 die Schule Knirrs in München und dann, nicht sehr lange, die dortige Akademie unter Lindenschmit. 1898 unternahm er eine größere Reise durch Europa, 1900—1901 war er in Japan; 1904 wurde er Nachfolger Eckmanns an der Kunstgewerbeschule und Mitglied der Sezession in Berlin. 1912, während er seine zweite Reise nach Ostasien unternahm, ist als wichtigstes künstlerisches Ereignis in Deutschland die Kölner Sonderbund-Ausstellung und der

Digitized by Google

Mit grünem Turban. Gemälde

Digitized by Google

Henny Porten. Rötelstudie

„Blaue Reiter" in München, der „Sturm" in Berlin zu verzeichnen, was zu bedeuten hat, daß der Impressionismus als höchste Kunsterscheinung vom sog. Expressionismus und Kubismus abgelöst wurde. — Aus dieser Zeitbedingung erklärt sich Orliks Sonderschicksal. Seine Jugend steht unbedingt unter dem fortschrittlichen Stern erst eines gemäßigten (Münchner), dann radikal-norddeutschen Impressionismus; intensives, oft schroffes Naturgefühl und Hingabe an das Objekt um jeden Preis kennzeichnet darum auch nicht nur seine Anfänge, sondern auch sein ganzes Werk bis heutzutage. Orlik ist in den Naturalismus hineingeboren. Aber er hat ihn, wie Klimt und verwandte Österreicher, durch eine starke dekorative Note gemildert; hat mit Erfolg die Japaner, Whistler und zuletzt Matisse studiert; so blieb er nicht auf der ersten Stufe seiner Jugend stehn, sondern ging mit der Zeit. Ja es ist festzuhalten, daß er ihr vorausschritt. Schon 1900 finden sich bei ihm Zeichnungen reiner unmodellierter Umrißart, wie sie hundert Jahre früher die Romantiker pflegten, wie sie in jener Zeit impressionistischer Hochblüte aber unerhört waren; und dem Künstler selber vielleicht nicht einmal als Außerordentliches bewußt. Dies aber ist nicht maßgebend. Sicher ist das eine: daß Orlik beiden Epochen angehört, der vergangenen, des Impressionismus und der, die jetzt anhebt nach Überwindung der ekstatischen, der „Ausdruckskunst", deren Absonderlichkeiten er niemals mitgemacht hat. Vielleicht gehört er ihrem Formwillen an mit der Ausdruckskraft seiner gezeichneten und radierten Bildnisse. Die Schärfe seines Auges und die Bestimmtheit seiner Werke aber lassen ihn heute, in gewandelter Zeit, wiederum jung und zeitgemäß erscheinen.

Diese fortdauernde Verjüngung, diese Erneuerung seiner Anschauungsweise und künstlerischen Mittel ist eines der merkwürdigsten und charakteristischsten Kennzeichen des Malers Orlik. Der bewegliche Prager mit dem feinen, bärtigen, leicht ergrauenden Kopfe wird nicht alt: was andere erschlaffen läßt und vor der Zeit stumpf macht, ihn erhält es ewig jung und elastisch: die Arbeit. Welch ein Werk, welch ungemeine Vielseitigkeit in Art und Gegenstand der Produktion liegt hinter dem Vierundfünfzigjährigen! Wer kennt, außer denen, die ihm persönlich näher traten, den Umfang und die Besonderheit seines Oeuvre! Nur eine rastlose Arbeitsfähigkeit, nur das Temperament eines Frühaufstehers, der sich ebenso von der Welt abzuschließen, wie sich im geeigneten Moment notwendiger Geselligkeit hinzugeben versteht, nur seine geistige und körperliche Geschmeidigkeit konnte eine so ungeheure Arbeitslast bewältigen. Denn es ist nicht damit getan, daß man ihn als Maler und Zeichner kennt, wie ihn die Abbildungen des Heftes

Porträtstudie

Rötelstudie

Digitized by Google

Farbenstiftstudie

arbeitende Flächen- und Linienkunst ihn von selber zu den Japanern führte und den Anlaß zu seiner ersten ostasiatischen Reise 1900 gab. Denn im Gegensatz zu der revolutionären Erneuerung des Holzschnitts durch den Norweger Edvard Munch — der seinerzeit Langholz, parallel den Fasern geschnitten, verwendete und auf die Zufälligkeiten und Reize der Brett-Oberfläche beim Abdruck mit rechnete — hat Orlik von Anfang an das Hirnholz vorgezogen, das senkrecht zur Faser geschnitten ist und namentlich beim harten Holz wie Buchsbaum eine sehr große Genauigkeit und Schärfe in Linie und Umriß erlaubte. Diese Technik ist es dann, die er bei den Japanern selbst vervollkommnen und auf den mehrfarbigen Abdruck anwenden lernte, und die er so meisterhaft beherrschte, daß man seine Holzschnitte aus den ersten Jahren nach 1900 fast als japanische Originale hätte ansprechen können; wenigstens, was die technische Seite anlangt: denn daß man seine Blätter auch bei inhaltlich und formal engstem Anschluß an den altjapanischen Holzschnitt immer für „Orliks“ in ihrem wahren Wesen nehmen konnte und mußte, versteht sich bei einem so persönlichen Künstler von selber.

Denn dies ist es ja, was er selber, mit psychologischem Scharfblick für diesmal zeigen. Auch das fast unübersehbare Gebiet des Graphischen schöpft seine Tätigkeit nicht aus. Hier hat Orlik freilich am stärksten bahnbrechend gewirkt. Schon als junger Hospitant der Radierschule von Raab in München (um 1890) brachte er den guten alten Lehrer zur Verzweiflung durch seinen Hang zum technischen Experimentieren; schon hier probierte er alle Arten der Radiertechnik durch und suchte sie zu kombinieren, und legte so im empfänglichsten Alter den Grundstein zu seiner Virtuosität im Beherrschen aller graphischen Mittel, im Aufspüren neuer und geistreicher Variationen. Zur Radierung kam bald darauf die Lithographie und zuletzt, Ende der neunziger Jahre, der bisher in Deutschland ziemlich vernachlässigte Holzschnitt, dessen genaue, in Buchsbaumholz

Der alte Schloßbrunnen in Karlsbad. Ölgemälde

Digitized by Google

Bildnis. Farbige Zeichnung

Digitized by Google

begabt und keineswegs blind im Beobachten seiner eigenen Wesensart, als das ihm Eigentümliche bezeichnet: daß er kein „charakteristischer“ Künstler sei (wofür er etwa den konsequenten, immer ein wenig eintönigen Leistikow benennt), sondern eine Persönlichkeit: beweglich und vielseitig und den Wandel um den ruhenden Pol in aller Erscheinungen Flucht — um sein Selbst — als das Maßgebliche hervorhebend.

Ja dieses erscheint eben in der japanisierenden Ära bei ihm sehr ausgeprägt: denn was trieb ihn zum Experimentieren mit Hirnholz und zu den östlichen Lehrmeistern, wenn nicht die Sehnsucht nach der Bestimmtheit des Umrisses und der Klarheit der formumschreibenden Linie, die damals,

Porträtstudie
Unten: Weiblicher Akt mit Turban. Bleistiftzeichnung

zur Zeit impressionistischer Hochblüte, etwas ganz Ungewöhnliches darstellt? Heute erst vermag man das Verdienst und die Kraft jenes Instinktes zu ermessen, der sich gegen das malerisch Auflösende der Lichtmalerei wendete (wenn auch zunächst nur im Graphischen); heute, wo Orlik sich auch in der Malerei zur Exaktheit des Umrisses und heller lichter Farbe bekennt und darin das mit Bewußtsein erreicht, was er durch sein ganzes Leben tastend erstrebt hat.

Diese Bilder der letzten Jahre sind noch niemals veröffentlicht, noch ausgestellt worden. Der Künstler verwahrt sie, um aus ihnen dereinst eine geschlossene Sammlung zu machen, die von seinem malerischen Bekenntnis Zeugnis ablegen und auf die Wanderschaft gehen soll. Es sind nicht bloß Landschaften von eigentümlichstem Reiz in hellen, scharf gegeneinander abgesetzten Farbenflächen; große Kompositionen, wie

Digitized by Google

Am See in Genf. Gemälde

Digitized by Google

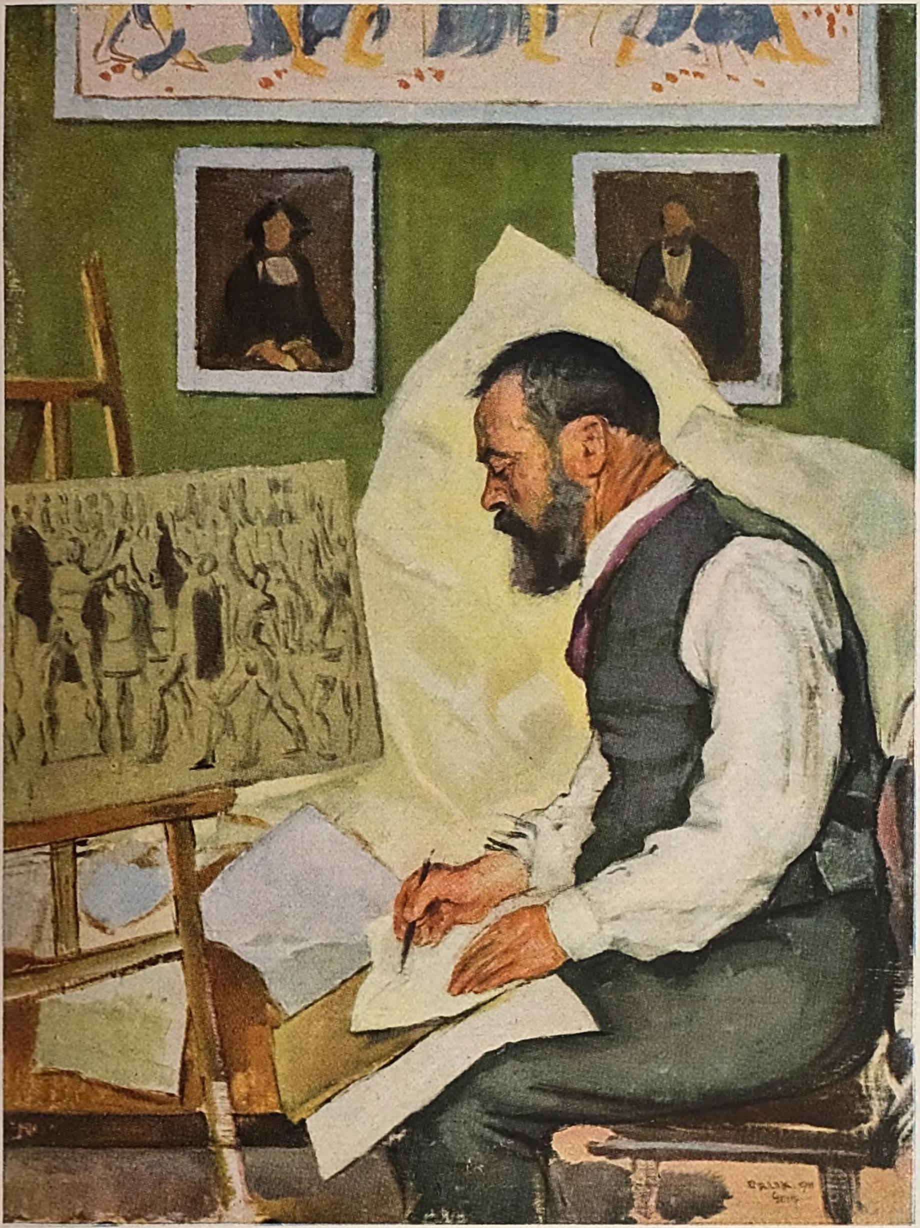
Spanierin. Gemälde

ein Frauenakt auf schönen Tüchern, mit dem Hintergrund einer nahen Wand, ziehen das Fazit aus vielen ähnlichen Bemühungen seiner dreißig Schaffensjahre. Hier wird das feste Liniengerüst der Komposition gegen die heitere Farbigkeit, wird eine entschiedene Plastizität körperlicher Erscheinung gegen den Flächencharakter des ganzen Bildes, den die Wand und ein chinesisches Bild auf ihr scharf betont, mit dem Erfolg völliger Geschlossenheit des Bildeindrucks ausbalanciert.

Aber die malende, die graphische und zeichnerische Tätigkeit bildet ja schließlich nur einen Teil von Orliks Arbeitsfeld. Wie mannigfaltig er sich betätigt hat, wissen nur die wenigsten.

Am bekanntesten sind auf diesem Schaffensgebiet noch seine Dekorationen für das Theater, namentlich für Reinhardts so berühmt gewordene Aufführungen des „Wintermärchens" und der „Räuber". Dann sein kunstgewerbliches Wirken, namentlich auf dem Felde der Gebrauchsgraphik: seine Exlibris sind ebenso zahlreich und berühmt geworden wie seine Plakate. Aber daß er in der mühsamen chinesischen Lacktechnik (mit Verwendung verschiedenfarbiger Goldlacke, Perlmutter, Elfenbein usw.) erstaunliche Bildtafeln von höchster dekorativer Pracht geschaffen hat, fast ebenbürtig alten Originalen, daß er schöne Töpfereien mit Glasuren arbeitete, sich als Bildhauer betätigte: davon ist kaum etwas bekannt geworden. War es jemals ausgestellt (aber dies soll wohl erst der Zukunft vorbehalten bleiben), so ging es spurlos am Gedächtnis der Öffentlichkeit vorbei. Und was

Digitized by Google



Ferdinand Hodler bei der Arbeit. Gemälde

Digitized by Google

dazwischen noch fällig gewesen ist an Einzeldingen, läßt sich mit wenigen Worten nicht sagen. Jetzt arbeitet er an ausgezeichneten Porträtmedaillen, von denen eine geschlossene Serie bei Paul Cassirer in Verlag herauskommen wird.

Des Meisters Schaffensreichtum spiegelt sich nur schwach in den beigegebenen Abbildungen wider. Orlik hat selber die Beschränkung auf Gemälde und Handzeichnung gewünscht; in der verkleinernden Reproduktion wirkt ein allzugroßes Durcheinander von Techniken und Formaten nur störend und irreführend.

Aber wenigstens vermag die Farbigkeit der Reproduktionen eine Ahnung zu vermitteln vom Reichtum seiner Palette, von jener österreichisch-böhmischen Freude an der strahlenden und dekorierenden Farbe. Das beweisen vor allem die Landschaften aus dem schönen altkultivierten Böhmerlande, aus den Alpen und Ägypten mit ihren zarten oder entschiedenen Tönen nicht minder, wie Interieurs, Stillleben (deren Pracht ja allezeit in Farbe und schimmernder Materialglorie bestanden hat) und die zahlreichen Bildnisse.

Chinesenmädchen aus Shanghai
Gemälde
Unten: Chinesenfrauen in Shanghai
Aquarell

Hier sind es besonders die Frauen und ihre rassige Schönheit, die Orlik zur Wiedergabe reizen; und er versteht die siegreiche Macht des Weiblichen durch einen Farbenreichtum der zugehörigen oder hinzugekommenen Stoffe zu steigern, daß zugleich das Spezifische der Rasse und der Persönlichkeit betont wird.

Und selbst das Nur-Merkwürdige von Exoten, wie der Chinesenfrauen, unterliegt dem Gesetz der bildmäßigen Farbigkeit und wandelt sich zu einem gefälligen Reiz und zu anmutiger Bildeinheit. Die Zeichnungen geben leider keinen Begriff von der Vollkommenheit seiner Umrißlinie; hier scheint mit der plastischen oder zart andeutenden Wiedergabe der Wirklichkeit der Anschluß an die allgemeine Tradition der Akademischen erreicht, die in der Vielseitigkeit seines Schaffens natürlich auch ihre Stätte finden muß.

Der einsame Mann

Roman von Clara Viebig

Wenn jetzt der Oberst Eugen Freiherr von Rettberg durch die Straßen des kleinen Städtchens stapfte, drehte sich keiner mehr nach ihm um. Man war an ihn gewöhnt, nun kannten ihn alle. Er ging immer langsam, er hatte ja Zeit, ihn erwartete keine drängende Arbeit. In den hohen Reiterstiefeln, die er stets trug, wie damals im Dienst, und mit der gleichen Haltung wie vor dem Regiment, machte er noch immer eine gute Figur. Von weitem konnte man ihn für einen jungen Mann halten, nur wenn man von nah sein Gesicht sah, die Falten, die wie eingegraben von der Nase herab zum Kinn liefen und die Mundwinkel herabzogen, merkte man's: der hatte selbst die Mitte des Lebens schon hinter sich. Er wurde respektvoll gegrüßt — ein Freiherr, ein Oberst! — die Schüler des Gymnasiums zogen die bunten Mützen, einzelne kleine Jungen, die auf der Straße Kreisel schlugen oder mit Murmeln in den Löchern des holprigen Pflasters spielten, kamen sogar herzugelaufen und gaben ihm die Hand. Und er nahm die kleinen schmutzigen Hände, lächelte ein bißchen und sagte: „Morjen."

Der Baron war kinderlieb. Sonst hätte er vielleicht auch nicht bei Frau Dr. Arndt gemietet. Die wohnte ziemlich weit draußen, so weit ab, daß winters bei schlechtem Wetter ihr Hans-Helmut öfter einmal nicht zur Schule kam. Das heißt, gekonnt hätte er das schon, andere Kinder kamen sogar aus Nachbardörfern viel weiter her zur Schule. Verdenken konnte man es der Mutter aber nicht, daß sie ängstlich war, ihr Mann war so rasch weggestorben, plötzlich nach einer schweren Erkältung an der galoppierenden Schwindsucht. Sie, die feine Frau, der man noch immer die große Dame anmerkte — sie sollte aus vornehmem Hause sein und sich gegen den Willen ihrer Familie mit dem einfachen Doktor verheiratet haben — mußte nun draußen vor der Stadt in das kleine Häuschen ziehen, weil das billig war, und an Sommergäste vermieten.

Das Haus hatte eine schöne Lage; es stand auf einer hohen Ummauerung, unten führte die Straße vorbei, hinter ihm stieg der Berg steil an, und an ihm, in Terrassen aufgebaut, hingen Gärten und Gärten, in denen es in fast südlicher Fülle blühte, und goldene Trauben reiften, auch Mirabellen, Aprikosen, Pfirsiche, Quitten und Mispeln, allerlei Obst, das viel Sonne braucht.

Als der Baron vom Hotel, wo er Wohnung genommen hatte, am Flusse entlang hier vorbeischlenderte, hatte er gar nicht die Absicht gehabt, in eine Privatwohnung zu ziehen; er konnte im Gasthaus wohnen bleiben, seine Pension und die Zinsen seines kleinen Vermögens reichten schon aus. Man war da auch bedeutend ungenierter. Und doch zog er die Klingel, die Blumentöpfe am Fenster sahen so freundlich aus.

Die Frau Doktor öffnete selber; sie hatte den Milchmann erwartet, nun war sie erschrocken, einen Herrn zu sehen. Ein verlegenes Rot stieg in ihr Gesicht. Sie war einmal schön gewesen; aber jung war sie schon nicht mehr, als sie heiratete, und nun hatten der Kummer und die Sorgen des Alltags das letzte von Jugend weggewischt.

Der Baron war erstaunt, daß sie, als eine Tür knarrte und ein Knabe neugierig den Kopf durch den Spalt steckte, sagte: „Mein Sohn!" Er hätte „Enkel" erwartet.

„Hans-Helmut, sag' Guten Tag!"

Artig verneigte sich der Knabe.

„Wie alt bist du, mein Sohn?"

„Sieben Jahr." Leise klang die Kinderstimme, und wie ein errötendes Mädchenantlitz war das Knabengesicht.

Der Oberst sah die zu vermietenden Räume an: ein kleines Wohnzimmer im ersten Stock, ein noch kleineres Schlafzimmer. Aber vom Wohnzimmer aus sah man den Fluß, jenseit der Straße, langsam und schmeichelnd vorbeifließen, sah große Nußbäume und drüben am anderen Ufer die Weinberge. Vom Schlafzimmer sah man in den kleinen Berggarten, sah die wuchernde Rosenhecke, die Geißblattlaube, Salat, Gemüse, Suppenkräuter, mitten dazwischen blühenden Phlox und feurige, stark duftende Nelken.

Der Baron versprach, morgen wiederzukommen, und ließ seine Karte da. Auf dem Rückweg überlegte er: es war am Ende doch zu weit ab. Für den Sommer freilich schön — aber im Winter?! Sehr unbequem. Er würde noch einmal hingehen und absagen, damit die Dame sich nicht etwa anderes verschlug. —

Diesmal brauchte er nicht zu läuten. Auf der Treppenstufe vor der Tür saß der Knabe, er war ganz umflossen von Sonnenlicht. Die Schiefertafel auf den Knien, den Griffel in

Digitized by Google

der Hand saß er da, Schweiß perlte ihm auf der Stirn, Tränen standen ihm in den Augen: ach, diese Aufgabe brachte er nicht heraus, und gestern hatte er schon nachsitzen müssen, weil sein Rechnen falsch war! Hilflos, verwirrt sah er den Herrn an. Als dieser fragte: „Na, laß mal sehen! Na, wieviel ist denn siebzehn durch drei?“ stürzten die Tränen.

Wie zwei Kameraden saßen sie dann auf der Treppenstufe und rechneten die Aufgabe aus. Der Knabe war glückselig, seine Schüchternheit schwand, vertraulich schmiegte er sich an den Retter: „Wenn Sie mir's erklären, versteh' ich es ganz gut. Helfen Sie mir morgen wieder? Sie helfen mir alle Tage, nicht wahr?“

Und der Junggeselle mietete die Zimmer. Mit dem, was ihm anfänglich nicht so gefiel, hatte er sich bald abgefunden. Die Frau Doktor war gar nicht übel, sie war wirklich eine Dame. Von dem Augenblick an, da Frau Arndt seine Karte in Händen gehalten hatte, war sie auch nicht mehr so verscheucht und zurückhaltend.

Es war Rettberg höchst peinlich gewesen, daß die Frau Doktor selber seine Zimmer aufräumte und sein Bett machte. Er war ein pedantisch ordentlicher Mensch und ließ nichts herumliegen, aber jeden ausgezogenen Strumpf, jedes gewechselte Hemd konnte man doch nicht sofort beiseite schaffen. Hätte er geahnt, daß kein Dienstbote vorhanden war, nie hätte er hier gemietet. Gleich am ersten Morgen machte er diese unliebsame Entdeckung. Er war früh aufgestanden, er hatte nicht sonderlich geschlafen. Die Härte des Bettes hatte ihn nicht am Schlafen gehindert, als alter Soldat störte ihn die nicht, im Gegenteil, sie erinnerte ihn an Feldbetten, aber wenn man die Mitte der Fünfzig nahezu erreicht hat, muß man sich die erste Nacht immer ans neue Bett gewöhnen. Aber angenehm still war es hier.

Er stand vorm kleinen Spiegel und bürstete das dichte grau gesprenkelte Haar mit Brillantine, bis es sich glatt und glänzend, wie angeklebt an den Schädel legte; und er wichste den starken Schnurrbart, den er noch immer trug, obgleich es nicht mehr die Mode war, und zwirbelte ihn in zwei spitzen Enden auf. Im wollenen Unterhemd und in Hosenträgern ging er dann zur Tür, vor die er spät abends seine Reiterstiefel gestellt hatte. Er wollte gleich hinunter in den Garten gehen.

Der lag köstlich erfrischt da in der Morgenfrühe. Ein Duft von Tau und Blumen stieg lockend hinauf durchs offene Fenster. Von ferne krähten Hähne, rief eine Turmuhr mit dunkler Stimme: „Fünf.“

Die Stiefel waren nicht da. Natürlich, so früh war so ein faules Dienstmädchen noch nicht auf! Die Stirn des Mannes, die der schöne Morgen heiter angeglänzt hatte, verfinsterte sich: zum Donnerwetter, die Stiefel mußten auf *ihn* warten, nicht *er* auf die Stiefel! Da hörte er unten im Hausflur bürsten, emsig bürsten — aha, da war das Mädchen ja wohl am Werk!

In Unterhemd und Hosenträgern neigte er sich übers Treppengeländer: „Stiefel, bitte!“ Ein entsetztes Gesicht starrte zu ihm auf, und er fuhr ebenso entsetzt zurück: die Frau Doktor selber.

Das war doch außerm Spaß, eine Dame putzte ihm die Stiefel und er in Unterhemd und Hosenträgern! Das fing ja gut hier an. Die Laune war ihm gründlich verdorben. Aber als er dann im tauigen Garten zwischen den Rabatten vorsichtig herumging, damit er nichts von den Blumen abtrat, die in dichten Bündeln, von den Küssen der Nacht befeuchtet, schlaftrunken in den Weg hingen, fand er es doch sehr angenehm hier, so angenehm, daß er den Entschluß, nach einem Monat wieder auszuziehen, den er im ersten Ärger gefaßt hatte, vor der Hand fallen ließ. —

Der Baron war auf dem Nachhauseweg, er hatte gut gespeist. Im Gasthof zum Löwen war auch eine ganz passable Tischgesellschaft: der Kreisarzt, der Amtsrichter, der Postverwalter, der junge Volontär einer großen Weinfirma am Platz, und der Apotheker, der sich aber demnächst verheiraten wollte; alles gebildete Leute, die ihm mit großem Respekt begegneten. Er hatte einen Schoppen von dem Mosel getrunken, den sie alle tranken — ein angenehmes Weinchen — und in der Tasche trug er ein Biskuit herum, das er sich vom Nachtisch eingesteckt hatte; für den Jungen. Kuchen schien der ja nicht viel zu bekommen.

Langsam schlenderte der Oberst, die Sonne schien heiß und glitzerte auf dem Fluß, daß dessen Oberfläche wie poliertes Silber glänzte, mit goldenen Spiegeln darauf. Eine halbe Stunde war's von der Stadt her zu gehen, aber unter den alten Walnußbäumen, die sich wie eine Allee am Ufer hinzogen, gab es Schatten. Die ausgebaute Burg, um deren Felskegel sich die krummen Gassen der Stadt gruppieren, schien auch goldene Funken zu sprühen. Eigentlich ein wunderschöner Ort, dieses Nest, trotz seiner kleinstädtischen Enge, ganz dazu angetan, einem alten Militär, der sich's sauer hatte werden lassen im Dienst, und den man dann abgesägt hatte, bloß wegen eines kleinen taktischen Fehlers im Manöver, das Leben noch einmal angenehm zu machen.

Digitized by Google

Was wohl der Junge zu dem Törtchen sagen würde? Der mußte besser genährt werden, er war etwas bleich, nicht braun genug trotz der vielen Sonne hier, und seine Bäckchen waren schmal. Merkwürdig, wie der sich an ihn angeschlossen hatte! Seit jener ersten Rechenaufgabe, bei der er ihm geholfen hatte, kam er jeden Tag: „Wollen wir jetzt rechnen?" Es schien ihm selbstverständlich. Auch die Handschrift von Hans-Helmut mußte noch besser werden!

Als er ins Haus trat, das ihn dunkel und kühl umfing nach dem heißen Sonnenglanz draußen, weckte ihn die Stimme der Frau Doktor aus allerlei Träumereien. Sie hatte ihm aufgepaßt, hinter der Küchentür kam sie jetzt vor.

Es klang leise und gedrückt, und sie senkte dabei den Blick: „Herr Baron, ach, dürfte ich bitten, daß Sie recht zeitig Ihre Stiefel vor die Zimmertür stellen, damit sie noch am Abend geputzt werden können?"

„Meine Stiefel — ja, ja!" Plötzlich sah er sie wieder vor sich, den mageren Arm in die schwarze Röhre gesteckt und bürsten, bürsten. Nein, das konnte, durfte er nicht annehmen, daß ihm eine Dame die Stiefel putzte! Er räusperte sich verlegen, dann sagte er sehr rasch: „Ich putze meine Stiefel selber. Ich habe das immer getan. Es ist sozusagen eine Leidenschaft von mir."

Sie sah ihn ungläubig an: „Herr Baron, das sagen Sie nur so — meinetwegen — aber es macht mir gar nichts aus, wirklich nicht. Ich tue es gern — es ist ja auch meine Pflicht. Bitte, stellen Sie sie, wenn Sie sie ausgezogen haben, heraus!" Ein steigendes Rot kam in ihr Gesicht, sie kämpfte mit sich, es war ihr peinlich, ihre Verhältnisse so zu offenbaren. „Ich bin eben nicht in der Lage, mir ein Dienstmädchen zu halten. Meine Mittel sind beschränkt. Ich muß sehen, daß ich etwas spare — ich möchte nicht, daß der Junge hier verkommt — mein Sohn soll studieren."

Wenn der Oberst auch nicht recht begriff, wie man „Studieren" als höchstes Ziel aufstellen konnte, darin verstand er die Mutter vollkommen, daß sie für ihren Sohn das in ihren Augen Höchste wollte. Er verneigte sich stumm, und dann kam ihm plötzlich der rettende Gedanke: „Gnädige Frau, wenn Sie gestatten, engagiere ich mir eine Frau, die jeden Morgen kommt, die paar Kleinigkeiten für mich erledigt. Ich möchte nicht, daß Sie sich meinetwegen noch so besonders bemühen."

Sie stammelte etwas von „zu gütig" und „nicht annehmen könnnen", da kam zum Glück Hans-Helmut gesprungen. Er hatte oben zum Dachfenster heraus nach den Schwalben geschaut, die über die Telegraphendrähte hinflitzten, und hinausgeträumt in die blaue Luft, bis die etwas knarrige Stimme unten ihn aufstöberte. Die Treppe war er heruntergeflogen. Mit beiden Händen hing er sich nun dem Mann an den Arm: „Warum sind Sie denn heute so lange geblieben? Ich habe schon so auf Sie gewartet!"

„Hans-Helmut, aber!" mahnte die Mutter.

„Lassen Sie ihn doch!" Der Oberst lächelte: also so sehnsüchtig war er erwartet worden? „Du hast wohl wieder was nicht herausgebracht?"

„Wir haben ja gar nichts auf!"

„Na, ich habe dir aber auch etwas mitgebracht!" Vorsichtig, damit er es nicht zerdrückte, zog der Oberst das Törtchen aus der hinteren Rocktasche. Aber der Knabe sagte nur artig: „Danke" und legte es hin. Die aufstrahlenden Blicke seiner Augen hingen bloß an dem Freund: „Darf ich jetzt bei Ihnen bleiben?"

„Ja, das darfst du, mein Sohn." Und mit einer väterlichen Gebärde legte der Mann die Hand auf den Knabenkopf.

⌘ ⌘ ⌘

Sie hatten sich ganz gut miteinander eingelebt; lebten sich eigentlich jeden Tag mehr zusammen. Der Oberst dachte nicht mehr ans Ausziehen.

Als er sich heute, um zu seinem Mittagstisch zu gehen, die große Regenpelerine, die er immer zu Pferde getragen hatte, bis unters Kinn zuknöpfte und die Mütze tiefer in die Augen zog, denn es goß fürchterlich, hörte er drinnen im Wohnzimmer den Kleinen husten. Wie, war Hans-Helmut schon aus der Schule zurück? Sonst begegneten sie sich doch meist auf dem halben Weg; und dann ließ Hans-Helmut es sich nicht nehmen, nochmals ein gutes Stück mit zurückzugehen. Der Oberst klopfte an der Wohnstubentür. Niemand sagte herein, aber er erlaubte sich's, einzutreten. Da lag Hans-Helmut auf dem Sofa, hatte einen ganz roten Kopf und gläserne, nicht mehr alles klar wahrnehmende Augen. Der Mann erschrak: der hatte ja Fieber! Er zog sich einen Stuhl neben das Sofa, faßte die Hand des Kindes und behielt sie in der seinen. Das schien Hans-Helmut wohl zu tun. Als die Mutter hereinkam mit einer Tasse Lindenblütentee, schlief er; doch sobald der Oberst die heiße Kinderhand loslassen wollte, haschte der Kranke danach, seine Stirn zog sich zusammen, und er ließ ein klagendes Wimmern hören.

Da blieb der Oberst sitzen. Ob es wohl eine Kinderkrankheit wurde, Masern viel-

Digitized by Google

leicht, oder ob es nur bei einer Erkältung blieb?

Der Oberst und die Frau Doktor sprachen flüsternd, die Zeit verging. Wenn er jetzt nicht zum Essen ging, bekam er keinen warmen Bissen mehr; aber sowie der Oberst versuchte, seine Hand fortzuziehen, wurde der Kranke unruhig.

Endlich kam es der Frau Doktor, zu sagen: „Herr Baron, es ist mit dem Essen zu spät für Sie geworden — wenn ich Ihnen vielleicht hier etwas anbieten dürfte?" Sie schämte sich zwar, sie hatte nur eine dünne Milchsuppe, und nach der Suppe Kartoffeln mit gewiegtem Hering; aber sie war tapfer: „Sie müssen freilich sehr fürlieb nehmen."

Und er nahm fürlieb; es schmeckte ihm sogar ausgezeichnet, er wußte gar nicht, daß er Hering aß, den er sonst nie gemocht hatte. Immer sah er nach dem Sofa hin, wo der fiebernde Knabe jetzt gleichmäßig atmete. Schlief er? Mitunter hoben sich die Lider — ein kurzes Blinzeln — dann wieder das gleichmäßig tiefe Atmen.

Die Mutter schlich hin: Gott sei Dank, er schlief jetzt!

Der Mann betrachtete die weichen Wangen, auf denen die langen dunklen Augenwimpern lagen, die feingezogenen Bögen der Brauen, die reine Stirn, das zierliche Ohr und den Mund, der wie der einer schönen Frau war. Zum Küssen.

„Ich bin Ihnen so dankbar, Herr Baron," flüsterte die Frau, „daß ich jetzt nicht allein hier sitze. Es ist doch wohl nur ein Schnupfenfieber, nicht wahr? Mein Mann wurde so rasch dahingerafft — ehe ich begriff, was eigentlich war, war er gestorben. Ich bin so ängstlich geworden. Sie werden meine Besorgnis gewiß übertrieben finden? Aber ich habe ja weiter nichts auf der Welt als den Jungen."

Nein, er fand ihre Besorgnis gar nicht übertrieben. Wenn es ihr recht war, ging er nachher gleich zum Arzt, von vier bis fünf hatte der Sprechstunde. Wenn er um diese Zeit dort war, traf er ihn sicher an und konnte ihn womöglich gleich mit herausbringen.

Ein dankbarer Blick aus tränengefüllten Augen traf ihn. Frau Arndt wagte es, ihm über den Tisch weg die Hand zu reichen; für einen kurzen Augenblick hielt er ihre dünnen und doch so verarbeiteten Finger mit einem festen Druck. „Nur keine Angst, wir wollen unsern Jungen schon bald wieder gesund kriegen!" *Unsern* Jungen — er sagte das mit Herzlichkeit, und er fühlte diese auch wirklich, fühlte plötzlich, wie er schon an dem Knaben hing, der ihn eigentlich gar nichts anging, und der doch nur das war, was ihn hier festhielt.

„Es wäre besser, ich brächte ihn zu Bett," flüsterte die Mutter. „Aber ich möchte ihn nicht gern aufwecken." Sie war ziemlich hilflos.

„Das wollen wir schon machen!" Behutsam, als wäre sie zerbrechlich, nahm der Mann die leichte Last auf. In schweren hohen Reiterstiefeln und doch versuchend, auf Zehen zu schweben, trug er den Knaben hinter der Mutter her.

Diese hatte die Tür zum Nebenzimmer geöffnet. Ein kleiner, recht karger Raum. Da standen noch die beiden Ehebetten, wie früher dicht nebeneinander. Die Frau schlug die Decke von dem einen Bett zurück, hier im Bett des Vaters lag jetzt des Knaben Nachtkittel.

Während die Mutter den Schlaftrunkenen entkleidete, kehrte der Mann ins Wohnzimmer zurück.

Dann saßen sie hier noch eine lange Weile, die Tür nach dem Nebenzimmer blieb halb angelehnt. Bis er zum Arzt ging, lauschten sie mitsammen auf die ruhiger und ruhiger werdenden Atemzüge nebenan. Und dazwischen sprach Frau Arndt in abgerissenen Sätzen von ihrem Mann. Sie sprach mehr in dieser einen Stunde, als je in der ganzen Zeit, in der ihr Mieter sie kannte. Ein ganz und gar nicht außergewöhnliches, ein ganz alltägliches Frauenschicksal, aber darum nicht minder betrübendes entrollte sich vor ihm. Er hätte nie gedacht, daß ihn solche Geschichte interessieren könnte — aber die arme Frau! Er fühlte ein großes Mitleid. Gott sei Dank, daß sie noch den Knaben hatte — und *diesen* Knaben! Er sah ihn plötzlich mit den Augen der Mutter: ein schöner, begabter und lieber guter Junge.

„Ich mache mir oft Gedanken, ob ich ihn auch richtig erziehe," flüsterte die Frau, „ich halte ihn vielleicht etwas zu sehr von der Außenwelt zurück. Aber seine Schulkameraden gefallen mir so wenig, sie sind so grob, so derb, und sie wissen schon so viel von der Welt. Er ist noch ganz das Kind."

„Gott erhalte ihn so," sprach der Oberst; er war ein frommer Mann, es war ihm keine Redensart, wenn er das sagte. — — —

Hans-Helmut war längst gesund, es war wirklich nur ein Schnupfenfieber gewesen. Doktor Bär, der vielbeschäftigte Mann, vor dessen Tür immmer irgendein Bauernwagen hielt, der ihn heraufholen wollte in eines der Dörfer oben, war ärgerlich, daß man ihn deshalb den weiten Weg herausgejagt hatte. Der Oberst bekam das bei Gelegenheit von ihm zu hören, der Doktor nahm kein Blatt

Digitized by Google

vor den Mund. Daß die Mutter gleich aus der Fassung geriet, war eher begreiflich, aber daß der Baron, ein alter Militär, so ängstlich war, das verstand er nicht. Er war eben ein Bauerndoktor.

Im Städtchen sprach man über Frau Doktor Arndt und ihren Mieter. Im Kaffeekränzchen der Frau Apotheker wurde ganz ernstlich gewettet, ob die beiden wohl ein Paar werden würden oder nicht. Die einen sagten: er denkt gar nicht daran, andere: Alter schützt vor Torheit nicht. Eine Torheit wäre es, wenn der Baron, ein immmerhin noch so stattlicher Fünfziger mit einer guten Pension und einigem Vermögen, sich diese ältliche, müde, blasse Frau an den Hals hängen würde. Es gab in der Stadt unter den Honoratioren Jungfrauen vorgerückteren Stadiums, mindestens zehn, und sogar unter den jüngeren Damen welche, die Frau Baronin zu werden nicht ausgeschlagen hätten.

Der Oberst hatte keine Ahnung, zu welchen Gesprächen er und seine Hauswirtin Anlaß gaben. Er kam jetzt auch viel seltener mit seinen Bekannten zusammen, da er nicht mehr am Mittagsstammtisch teilnahm. Er aß jetzt zu Hause. Das war nicht billiger, aber es war bequemer, und es schmeckte besser. Und vor allen Dingen bekam der Junge nun bessere und kräftigere Kost. Die Augen glänzten ihm, wenn es was recht Gutes gab. Da lohnte es dem Oberst schon, an den Markttagen selber in die Stadt hineinzugehen und einzukaufen.

War das ein Herr! Einen solchen Mieter möchte wohl jeder haben! Die Frau, die jetzt schon seit diesen zwei Jahren täglich kam, die Stiefel des Herrn Baron putzte und seine Kleider reinigte, wunderte sich. Um alles kümmerte sich der Herr! Und gar nicht knauserig war er; wenn es wo nicht langte, sprang er ein. Ob er am Ende ein Verhältnis mit der Frau Doktor hatte? Na, so eine! Und tat doch immer so, als ob für sie das Leben, und was das vergnüglich machte, gar nicht mehr da sei, lief alle Sonntag auf den Kirchhof zum Grab ihres Mannes und schien nur noch für ihren Jungen Sinn zu haben. Das sollte man wahrhaftig von der nicht denken. Aber daß es zwischen ihr und dem Herrn Baron nicht recht sauber war, das mußte doch wohl so sein.

In dieser Frau Seele, die so grobfädig war und so bereit, den Schmutz aufzunehmen wie der Scheuerlappen, mit dem sie jeden Morgen die Fliesen des Hausflurs wischte, konnte keine Ahnung sein von dem, was hier, fein und zart wie ein hauchdünnes Spinnweb, sich webte, und das zergeht, wenn man es anfaßt mit der Hand. Frau Kaspers war sonst gerade keine üble Frau, sie hatte ein leidliches Wesen. Ihr Mann hatte einen Schleppkahn, mit dem treidelte er die Moselstrecke auf und ab, Bausteine, Holz, Kartoffeln, Obst, alles beförderte er so von Ort zu Ort; seine großen Jungen halfen ihm dabei. Die Kaspers hätte es gar nicht nötig gehabt, so aufs Verdienen zu sehen, aber eine Aufwartung macht nicht viel Mühe, und es fällt außer dem Stundenlohn noch allerlei dabei ab. Und ihr Mann trank zu gern, da ließ sich nichts sparen, und für ihre Maria, das einzige Mädchen, wollte sie doch gern eine Aussteuer zusammensparen.

Die Vierzehnjährige kam manchmal und vertrat die Mutter; dann war der Hausflur immer viel sauberer gewischt, und die Stiefel des Herrn Baron waren so blank geputzt, daß man sich hätte darin spiegeln können. Wenn das junge Ding im Flechtenkranz mit Besen und Scheuerbürste flink hantierte und mit dem Eimer klapperte, sang sie dabei.

Maria Kaspers hatte eine Art, die so frei und unbefangen war, daß sie oft ganz sonderbar anmutete — war die dreist? — nein, hier war die ganze Natürlichkeit und unbefangene Sicherheit des Kindes aus dem Volk. Auch der Oberst sah mit Wohlwollen auf Maria Kaspers. Als sie ihn einmal so freundlich anlachte, daß all ihre weißen Zähne blitzten und ihre Augen lustig tanzten, klopfte er sie auf die Wange, die fest und rund war wie ein gesunder Apfel. Die wurde mal eine Tüchtige, der war die Arbeit ja eine Lust! Zum erstenmal fand er Frau Arndt weltfremd und geradezu altjüngferlich, als er zu bemerken glaubte, daß sie es nicht gern sah, wenn Maria Kaspers sich viel mit Hans-Helmut befaßte. Sie rief ihn jedesmal zu sich herein in die Stube. Das konnte dem Jungen doch nichts schaden, wenn er mit dem Mädchen schwatzte! Die war zudem schon vor ein paar Jahren gefirmelt, eine große verständige Person. Diese Kluft der Jahre und die noch weit größere Kluft des Standes schaltete von vornherein schon ein zu großes Vertrautwerden aus.

⁂ ⁂ ⁂

Es war Frühling; ein feuchtwarmer Mai. Im Berggarten sang die Nachtigall alle Nacht, und eine andere antwortete unten aus den Uferbüschen; sie riefen und lockten. Sie sangen sich selber müde, aber die Menschen wurden wach davon. Der Oberst, der immer bei offenem Fenster schlief, mußte es schließen; aber vorerst stand er noch eine Weile und sah hinab auf die Rosenhecke und die Geißblattlaube, deren Duft fast greifbar zu ihm hereinstieg. Wie mit Händen langte die Mainacht nach ihm und begann ihn zu strei-

Digitized by Google

cheln. Vergebens strich er den borstigen Schnurrbart und versuchte ihn zu zwirbeln, der wurde nicht so martialisch wie sonst; die Brillantine fehlte, aber auch die Festigkeit der zwirbelnden Finger. Da konnte man noch so alt sein, eine solche Nacht macht weich und weckt Erinnerungen, die längst schliefen, und Gefühle, von denen man sonst nichts wußte und auch nichts wissen wollte. Es war doch schade, daß er sich nicht verheiratet hatte! Dann hätte er jetzt ein liebendes Weib neben sich, das ihren Arm in den seinen schob und, an ihn gelehnt, mit ihm hinunterblickte in den traumhaften Garten. Unten im Haus schlief ihm ein Sohn und oben in der silbergrau, mit bunten Blumen tapezierten Mansarde vielleicht eine Tochter, die von ihrem Bräutigam träumte. So große erwachsene Kinder könnte er längst schon haben, er hätte nur zu heiraten brauchen zur rechten Zeit. Zur rechten Zeit — war die Zeit denn ganz verpaßt?! ‚Ja,' sprach's in ihm, und dann wieder: ‚aber du könntest doch noch — Anfang der Fünfzig, vierundfünfzig — noch ist es nicht zu spät, es hat mancher geheiratet, der noch älter war. Aber wen heiraten, wen? Er kannte hier keine. Doch unten die Frau Doktor! Im Alter würde sie zu ihm passen, und da hätte er auch gleich den Sohn. Liebte er denn Hans-Helmut nicht schon wie einen solchen? Sicherlich; mehr vielleicht sogar. Denn an einem eignen Sohn hat man das Recht des ruhigen Besitzes, der gehört einem eben, aber jener war nur entliehen, geborgt auf Zeit, vielleicht bis morgen. Den Knaben Hans-Helmut liebte er mit Ängstlichkeit, mit der ganzen Furcht, ihn bald wieder einmal zu verlieren; er liebte ihn wie etwas, das man sich widerrechtlich angeeignet hat, eine Kostbarkeit, von der man weiß, daß sie einem nicht gehört, daß man sie einmal wieder hergeben muß, und die man darum bewacht mit der ganzen Liebe des Geizhalses zu seinem Gold. Die Frau Doktor heiraten — deswegen heiraten, damit Hans-Helmut ihm zu Recht gehörte?'

Der Mann seufzte tief auf und schloß unsanft das Fenster.

Ihm kamen Gedanken an seine Leutnantszeit: in solchen Nächten pflegte man im Kasinogarten zu sitzen, eine Bowle zu brauen, die immer wieder aufgefüllt wurde, bis das erste Frührot durchs Dunkel der Büsche auf übernächtige Gesichter einen fahlen Schimmer warf, und die Ordonnanzen die Windlichter verlöschten. Es waren in jenem Garten mächtige alte Kastanien, die ihre Zweige tief zur Erde senkten. Unter solch einer Kastanie, die wie ein Schirm gegen neugierige Blicke schützte, hatte er einmal bei einem Regimentsfest mit einer jungen Dame gestanden. Es war wohl auch Mai gewesen, Nachtigallen mochten auch gesungen haben, dessen erinnerte er sich nicht mehr — es war Abend. Lampions glimmten wie Glühwürmchen; fern wiegende Musik, er war verliebt, er hatte allerlei gestammelt, über das er jetzt noch rot werden könnte. Er hatte geglaubt, sie liebe ihn auch. Pah, so ein Hans-Narr! Das reiche Mädchen hatte ihn nicht genommen. Leutnantsschicksal. Es war weiter nichts Weltbewegendes gewesen, und er hatte es auch bald verschmerzt, sich wieder einmal verliebt und noch einmal. Und auch das verschmerzt. Aber daß er heute, nach so vielen Jahren, an jene blonde junge Dame unter der Kastanie denken mußte, das war doch seltsam! Er hatte seither nie mehr an sie gedacht. Sie war bildschön gewesen. Ganz deutlich sah er noch das feine, ein bißchen hochmütige Profil, den lockigen Haarknoten tief im Genick, die Perlenschnur um den Hals, der sich weich und weiß hob aus rosafarbenem Kleid. Er sah das alles auf einmal wieder, und dann schob sich plötzlich der Kopf der Frau Doktor daneben, blaß, verblüht. Sie hatte auch ein feines Profil, aber es war nicht hochmütig. Gesenkt, geduldig, auf magerem Hals. Unmutig zerrte der Mann an seinem Schnurrbart: warum kamen ihm denn nur so dumme Gedanken? Die Einsamkeit, Hans-Helmut und diese blödsinnige Nacht waren an allem schuld. —

Auch Frau Arndt schlief nicht, auch sie störte das langanhaltende Schluchzen der Nachtigallen; das klang so laut in der feuchtdumpfen Stille, das beherrschte die ganze Nacht. Sie hatte sich halb aufgesetzt im Bett, den Kopf, der heiß geworden war vom ruhelosen Wenden auf dem Kissen, in die Hand gestützt. Über den mageren Arm floß ihr das Haar, sie flocht es abends noch immer in zwei Zöpfe, wie sie es schon als Mädchen getan hatte. Noch immer schönes blondes Haar, trotz allen Kummers noch immer kein graues Haar darin. So müde sie gewesen war am gestrigen Abend, wie zerschlagen an allen Gliedern, der Schlaf floh sie dennoch. Was — was hatte die Kaspers gestern gesagt? Es hatte sie vor den Kopf getroffen wie ein Schlag, durch das Herz war ihr ein Stich gegangen.

Die, die könnte etwa glauben, sie hätte es auf ihren Mieter abgesehen? „No, Frau Doktor, vielleicht verändern Sie sich doch noch mal?“ Und hatte sie lauernd dabei angesehen. „Witfrau sein ist ein schlechter Stand.“ Und als gerade der Baron seinen Kopf in die Küche steckte: „Adieu, ich gehe jetzt fort, zu Tisch bin ich aber pünktlich hier,“ hatte sie ihr mit

Digitized by Google

den Augen zugeblinzelt und dann mit pfiffigem Insichhineinlachen wie zu sich selber, aber doch so, daß man es hören mußte, gesagt: „Dat is en Herr! En bessern Mann kann sich keine wünschen!“ War das alles auf sie gemünzt gewesen? Nein, es konnte nicht sein, sie hatte sich doch nichts zuschulden kommen lassen, hatte sich nie merken lassen, wie sehr sie den Mann schätzte, der ihr mit Rat und Tat zur Seite stand, dem sie es schuldete, daß ihr Leben jetzt ein wenig leichter, ein wenig sorgenfreier, ein wenig behüteter war. Und der Hans-Helmut liebte mit einer Liebe, die — wie sollte man sie anders nennen? — die fast väterlich war.

Sie hatte der Kaspers nichts erwidert, getan, als ob sie gar nichts gehört hätte von den Anspielungen, aber es war etwas in sie hineingefahren, und sie wurde es nicht wieder los, dieses peinvolle aufgeschreckte Gefühl. Ja, diese Reden gingen auf sie! O, sie war unvorsichtig gewesen, sie hatte zu offen gezeigt, wie sehr sie ihn schätzte, wie er eigentlich ihren ganzen Tageslauf bestimmte, wie sie wartete, bis er kam, nichts unternahm, ohne seine Meinung zu hören, ihn bestimmen ließ, wenn etwas zu bestimmen war. Sie mußte sich wieder mehr zurückhalten, wieder mehr die Dame sein einem fremden Herrn gegenüber. Ach, diese schöne Zeit mußte vorbei sein! Das Herz, das ihr manchmal zu schaffen machte seit dem jähen Tod ihres Mannes, hob wieder an mit seinem raschen, beängstigend raschen Schlag. Und plötzlich, ohne daß sie die zurückhalten konnte, stürzten ihr Tränen aus den Augen und liefen ihr herab über die schmalen Wangen. „Mein Gott, mein Gott!“ Sie schluchzte in sich hinein. Wie schrecklich war es doch, allein zu stehen in der Welt, schutzlos übler Nachrede ausgesetzt! Sie preßte die Hand gegen das klopfende Herz und weinte, weinte. — —

Blasser noch als sonst und übernächtig stand Hilde Arndt in der Küche und strich Semmeln für ihren Mieter. Auf dem Tablett mit dem gestickten Deckchen stand die kleine Kaffeekanne und das Milchtöpfchen. Das erste Frühstück schickte sie ihm immer hinauf. Hans-Helmut ließ sich's nie nehmen, ihm das zu bringen. „Mach', mach',“ drängte er die Mutter. Was trödelte sie denn heute so? Frau Arndt war zerstreut, sie schien nicht zu wissen, daß der Baron nur auf die eine Semmel Butter bekam, auf die andere selbsteingekochte Aprikosen aus dem Garten, die er besonders gern aß. „Mutter, was machst du denn nur?“ Der Knabe sah sie vorwurfsvoll an, und dann rannte er hinauf mit seinem Tablett.

Es war heute kein heller Sonnentag, ein mildes Licht war am Himmel, feuchtes Wehen über dem Fluß, das Regen kündete. Die Fische sprangen hoch aus dem stehenden Wasserspiegel, man sah ihre emporgeschnellte silberne Kehrseite blitzen. Recht ein Tag zum Fischfang geeignet, und den wollten sie auch nutzen dafür. Frau Kaspers hatte Hans-Helmut eingeladen. Der arme Junge hatte doch nie ein Pläsier, nun wollte ihr Mann mit seinen Söhnen den Fluß herunterfischen zwischen den Kribben, da konnten die Kinder mitkommen; wenn's ihnen zu langweilig wurde im Kahn, konnten sie auf der grünumbuschten Kribbe liegen oder baden da, wo es seicht war. Die Kinder —? War denn die Maria noch ein Kind?

Sie kam am Mittag noch einmal fragen, da die Frau Doktor mit der Antwort gezögert hatte. Frau Arndt wußte nicht recht, sollte sie es erlauben? Ihres Jungen Herz hing daran. Er hatte ihr schon oft mit sehnsüchtigen Augen erzählt, was für herrliche Fische die Kaspers immer fingen. Der eine Kaspers, der große Hanni, hatte schon einmal einen Hecht geschossen, das war ein Kunststück. Und der Peter, der war noch geschickter, der stand vorn im Nachen — mucksmäuschenstill mußte man sein — und wenn dann der gefräßige Fisch nach dem Köder mit dem fetten Regenwurm schnappte, dann spießte er mit seiner zweizinkigen Wurfgabel den dummen Hecht auf.

„Ach, Mutter, ach, laß mich doch!“ Des Knaben Gesicht glühte, vor Aufregung hatte er schon nichts essen können.

„Sie brauchen nit Angst zu haben, Frau Doktor,“ sagte Maria, „ich pass' schon gut auf ihn auf.“ Sie nahm ihn ganz mütterlich bei der Hand. „Gelt, Hänschen?“

Frau Arndt glaubte wohl, daß Maria gut auf ihn aufpassen würde, groß und stämmig stand die da, ein verständiges, fast schon erwachsenes Mädchen. Aber doch zögerte die Mutter. Das Mädchen stand immer noch, sah sie unverwandt an mit seinen blanken Augen, und der Knabe umschmeichelte sie. Er hatte sich an sie gehängt, mit beiden Armen ihre Taille umfaßt, sein hübsches, meist ernsthaftes Gesicht war heute strahlend in der Erwartung einer großen Freude: „Mutter, du erlaubst es doch? Du mußt es erlauben!“ Sie wußte sich keinen andern Rat: „Geh, frag' mal den Herrn Baron!“

Mit einem Jubelschrei rannte der Knabe nach oben: o, der würde sicher ja sagen! Und schon kam er auch wieder zurück: „Mutter, ich darf, er sagt, ja.“ Da sagte die Frau Doktor denn auch: „Ja.“

Man hätte dem stillen Knaben gar nicht solchen Freudenausbruch zugetraut. Er

Digitized by Google

hüpfte auf einem Bein und klatschte in die Hände: „Wir fangen Fische, wir braten uns welche auf der Kribbe, die Maria und ich — ha, das wird fein!“ Und dann nahm er im Ungestüm seiner Freude die Mutter um den Hals und faßte zugleich mit dem andern Arm den Freund, der mit herabgekommen war, um den Nacken, er hing sich an beide und brachte sie so mit den Köpfen dicht zusammen; nur sein Knabenhaupt war noch zwischen ihnen, sonst hätten sich ihrer beiden Wangen berührt. Verlegen strebte die Mutter loszukommen, aber Hans-Helmut hielt fest und seine Knabenstimme schrie durchdringend hell: „Ich hab' euch lieb, ich hab' euch beide so lieb!“

Die Kinder waren gegangen. Die Mutter sah ihnen von der Haustür aus nach. Sie hatte ihnen noch dringend eingeschärft: keine nassen Füße, und daß Maria ja Obacht gab. An der Hand des Mädchens sah sie ihren Jungen davonstolzieren, er drehte sich nicht mehr nach der Mutter um, er war eilig vor Erwartung. Die Mutter lächelte: er war doch ein rechtes Kind; die neuen Stulpstiefel hatte er an und den neuen Strohhut, die waren heute wirklich nicht nötig, aber er hatte es nicht anders getan. Wie glücklich er war! Das tröstete sie über die Unruhe ihres Herzens. Denn unruhig war sie noch immer — seltsam beklommen. Ach, diese schlaflose, peinigende Nacht! Sie hatte die noch nicht abgeschüttelt. Und die weiche Müdigkeit des Tages, durch die heut matte, wie einschläfernde Luft, auch nicht. Mit einem Seufzer trat sie ins Haus zurück. Da stand noch der Oberst. Er war etwas echauffiert. „Sind sie nun fort? Er war nicht schlecht froh, unser Junge!“

U n s e r Junge — u n s e r Junge, sagte er! Wie das klang! Er hatte es wohl schon hundertmal gesagt, aber ihr war, als hörte sie es heute zum erstenmal. Verschüchtert wich sie einen Schritt zurück. Was hatte er doch für einen seltsamen Unterton in der Stimme — wollte er etwas Besonderes sagen?

Der Oberst räusperte sich verlegen, nahm einen Ansatz zu sprechen und sagte dann doch nichts andres, als mit besonderer Betonung: „U n s e r lieber Junge!“

Sie lächelte schwach.

Er trat ihr näher, fast war er ihr wieder so nah wie vorhin, als der Knabe ihre Köpfe zueinander beugte. Er neigte sich so dicht zu ihr, er holte tief Luft, er hielt ihr die Hand hin, seine breite, kräftige, gute Hand.

O Gott, was sollte das? Um die Frau begann es sich zu drehen; ein peinvolles „Was tun?“ eine große Beklemmung, eine angstvolle Schüchternheit überfiel sie, ihr Herz begann wieder sein Jagen; ihre Hand fest an sich haltend in den Falten ihres Kleides wich sie zurück. Und sie sagte leise, stieß es hastig flüsternd hervor, einer jähen Eingebung folgend — und doch tat es ihr leid, als sie die eignen gestammelten Worte hörte: „Unser Junge — wie lieb das klingt — er hat ja keinen Vater mehr, wird auch nie mehr einen haben — ich bin Ihnen so dankbar für Ihre Güte gegen ihn, Herr Baron — ich bitte Sie, bleiben Sie sein Freund, Herr Baron!“

⁂

In der stillen Bucht zwischen den Kribben waren die Schiffer vor Anker gegangen. Wenn der Fluß auch Wellen trieb und aufgerührt war vom Sturm, zwischen den Kribben war es immer still und die Flut glatt, hier spielten die Fische ihr Liebesspiel und setzten ihre Brut ab zur Laichzeit. Hier war für beschauliches Angeln der beste Platz.

Kaspers Hanni hatte Wasserstiefel an, in denen stieg er gleich aus dem Kahn, watete ein Stück weit ab ins Wasser bis an den Bauch, blieb da stehen und warf seine Angel aus. Wenn das Glück gut war, fing er gleich ein paar junge Salme, die traten um diese Zeit hier in den Fluß ein. Peter, der zweite Bruder, machte es ihm nach, nur hatte er keine Wasserstiefel, er watete mit bloßen Beinen, die Hosen aufgekrempt bis zum Bauch. Unbeweglich wie Steinbilder, als lebte kein Atem in ihnen, so standen die zwei, der eine links vom Nachen, der andere rechts, nur auf lautes Rufen noch zu erreichen. Auch Vater Kaspers fing an zu angeln, aber er scheute alles Nasse, das nicht durch die Gurgel floß. Er langte bald nach der Flasche, die er im Rucksack unter der Bank liegen hatte, stieg aus dem Nachen, schlenderte vorn an die äußerste Spitze der Kribbe und streckte sich da lang ins Gras. Die Weidenbüsche schlugen über ihm zusammen; das nannte er fischen gehen.

Der Nachen wiegte leis hin und her, schaukelte sanft die morschen Planken, unten an seinem Kiel spielten silberbeschuppte Fischchen, flitzten geschwind hin und her und schnappten lautlos mit runden Mäulern; kleine Blasen stiegen wie silberne Perlen zur Oberfläche und zergingen da.

Hans-Helmut vorn in der Spitze des Kahns, hatte sich weit übergebeugt, das Strohhütchen saß ihm im Nacken; er hätte sie greifen mögen, die silbernen flitzenden Dinger.

Aber Maria sagte: „Die sind ja nix wert. Weißfischcher. Nix wie Schuppen und Gräten.“ Sie saß am Steuer, hatte eine Weidengerte abgerissen, tippte damit ins Wasser

Digitized by Google

Prof. Dr. Heinrich Wölfflin. Bronzebüste von Prof. Edwin Scharff
(Berlin, Akademie-Ausstellung 1924)

Digitized by Google

Digitized by Google

und ließ die Tropfen rinnen. Sie langweilte sich, Hans-Helmut war ihr zu stumm; der glaubte wohl, er müßte stumm sein wie die Fische, wenn man die fangen wollte. Wenn einer anbeißen wollte, biß der auch so an. Aber schön war es hier, wunderschön wohlig, sie liebte es, im Nachen zu sitzen, sich wiegen zu lassen — aber ein anderer müßte dabei sein, kein so dummer Jung. „Hänschen, komm her!"

Vorsichtig gehend, daß der Kahn nicht schwankte, und mit den ausgestreckten Armen balancierend, kam er zu ihr.

Sie drückte ihn vor sich auf die Knie. „Du bist wie'n klein Mädchen, ich will dich frisieren." Mit den Fingern scheitelte sie ihm das üppige Haar, das seidenweich lang hing und wohlgepflegt von der Mutter. Sie wollte ihm zwei Zöpfchen flechten, aber das litt er nicht: nein, er war kein Mädchen! Aber er mußte es leiden, daß sie von der mit schmalen grünen Blättchen besetzten Weidengerte ein geschicktes Gebinde wand und ihm das auf das Haar setzte. Und dann küßte sie ihn. Das hatte sie noch niemals getan.

Es durchfuhr ihn ein Schreck. Noch nie hatte ihn ein Mädchen geküßt, gar niemand, nur seine Mutter. Selbst der Oberst gab ihm keinen Kuß, der legte nur die Hand auf sein Haar oder streichelte ihm die Wange. Aber dieser Kuß, der war seltsam — Hans-Helmut spürte ihn. Verwirrt sprang er auf, daß der Kahn sich tief auf die Seite legte, ein Schwall Wasser schwuppte herein und lief auf seine Füße. „Das sollst du nicht," sagte er zornig, riß auch den Kranz herunter, warf ihn ins Wasser und stülpte sich seinen Strohhut auf. „Ich bin kein kleines Kind."

Sie lachte: „Och, du bist dumm!" Und dann fing sie an zu singen:

„Hänschen klein, ganz allein
Ging wohl in den Wald hinein.
Rock und Hut stand ihm gut —"

„Laß das dumme Lied!" Er war ingrimmig und verbiß sich die Tränen. Wieviel schöner hatte er sich das heute gedacht! Er hatte geglaubt, sie würden Fische fangen, viele, viele hundert Fische, bis an den Rand war der Nachen voll von ihnen; auf die Bänke mußte man klettern, die Füße hoch ziehen, daß man nicht hineintrat in das Gezappel. Von einem Fischzug Petri hatte er geträumt — „und die Fischer fingen so viele Fische, daß ihre Netze zerrissen — nun war es so ganz anders. Seine Augen glitten suchend umher. Augen eines Kindes, das einsam aufwächst in einem Haus abseits, ohne Gleichaltrige, immer zwischen älteren Leuten — Augen altklug, ohne klug zu sein.

Maria fing an, ihre Bluse auszuziehen, ihren Kleiderrock ließ sie fallen. Nun stand sie im kurzen Unterröckchen, die Arme nackt; auch ihre Schuhe streifte sie ab und die Strümpfe. „So. Jetzt bad' ich. Da hinter dem Weidenbusch, da lass' ich meinen Unterrock und mein Hemd." Sie zeigte nach einem Gebüsch, das nicht fern lag. „Du darfst aber nit hingucken, du!" Sie drohte ihm lachend.

Warum drohte sie ihm? Es fiel ihm ja gar nicht ein, hinzusehen. Der Knabe blickte verwundert.

„Ach ihr!" Sie tunkte den Fuß über den Kahnrand ins Wasser und schleuderte ihm mit der Fußspitze einen ganzen Sprühregen ins Gesicht. „Euch ist ja nit zu trauen, euch Jungens!" Sie lachte wieder. Und dann war sie mit einem gewandten Sprung aus dem Nachen und dann hinter dem Weidenbusch.

Unwillkürlich folgten ihr seine Blicke, ihr Lachen zog ihn. Jetzt streckte sich ein nackter Arm über den Weidenbusch, ein Hemd flatterte daran wie eine Flagge: „Hänschen klein, ganz allein!" und dann winkte der Arm mit der Flagge, winkte, winkte. Gleich darauf ein Gelächter und Platschen ins Wasser. Ah, jetzt war sie hineingesprungen!

Ob sie nun wohl schwamm wie die Nixe im Wasser? Es zwang ihn förmlich vom Sitz auf, er reckte den Hals; konnte er sie so sehen? O, er sollte ja nicht hinsehen, sollte nicht — aber sie hatte doch gewinkt — hatte sie ihm denn nicht gewinkt?

Langsam setzte sich Hans-Helmut nieder, widerwillig, er fühlte eine seltsame Neugier. So gern, ach, so gern hätte er einmal hinter den Busch gesehen, nur einen Augenblick! Aber zugleich war eine Scheu in ihm, die ihn zwang, sein errötendes Gesicht wegzudrehen ganz nach der andern Richtung, dahin, wo der Hanni mit seinen Wasserstiefeln unbeweglich bis an den Bauch im Fluß stand. Er starrte nach jenem und rührte sich nicht, starrte, aber ohne den Hanni zu sehen. Er sah eigentlich gar nichts. Seine starre Pupille bewegte sich nicht, bis das Auge das nicht länger ertrug und sich mit Tränen füllte. Alles, der Himmel, das Wasser, Ufer und Berge, alles Grün, verschwammen in einem grauen wolkigen Nebel. Er war wie blind geworden, er sah nur innerlich. Und innerlich sah er die Nixe.

Ein Plätschern schreckte ihn auf, er fuhr zusammen. Zwei Hände faßten plötzlich über den Kahnrand. Er stieß einen Schrei des Entsetzens aus — jetzt, jetzt sah er sie wirklich! Ihr Haar schwamm lang hinter ihr drein, ihr feuchtes Gesicht lachte ihn an, ihre weißen Schultern hoben sich höher aus dem Wasser empor, er sah ihre Brust, ihre Arme

Digitized by Google

langten neckend nach ihm — da verlor er das Gleichgewicht. Vornüber, über die Schwimmende weg, stürzte er in das Wasser.

Wie eine sich schaukelnde Blume trieb sein Strohhütchen langsam dahin; von Hans-Helmut selber war nichts zu sehn.

Konnte der dumme Jung denn nicht schwimmen? Wie ein Fisch, blitzschnell tauchte Maria unter — nichts — sie tauchte wieder tiefer, sehr tief, da hatte sie ihn. Noch war er nicht ohne Besinnung, aber er rührte sich nicht, um sich selber zu helfen. Mit Kraft hob sie ihn empor, sie schob ihn über den Kahnrand.

Da lag er nun auf dem Boden des Nachens, leichenblaß, die Augen weit aufgerissen. Sie kniete bei ihm: „Hans-Helmut! Hänschen!" Sie rüttelte ihn.

Das Wasser — die Nixe — das nackte Mädchen — er stieß einen tiefen Seufzer aus — das war zuviel. Ohnmächtig schloß er die Augen.

✠ ✠ ✠

Wenn Maria ihn damals nicht gerettet hätte, wäre er sicherlich ertrunken. Ein Gefühl unauslöschlicher Dankbarkeit lebte seither in der Mutter.

Der Oberst konnte es nicht recht begreifen: warum war der Junge denn nicht geschwommen, er konnte schwimmen, er brauchte doch nicht gleich unterzugehen wie eine bleierne Ente. Wenn man in Gefahr ist, regt man seine Kräfte. Hans-Helmut hatte sie nicht geregt. Es war das erstemal, daß er den Knaben anfuhr: „Warum hast du denn nicht gleich zu schwimmen angefangen, warum nicht?"

Keine Antwort.

„Daß man ins Wasser fällt, das kann einem schon mal passieren, man taucht aber wieder auf, und man macht ganz von selber die Schwimmbewegungen. Zudem war es ja dicht beim Kahn, du brauchtest nur die Hand auszustrecken. Dummer Junge, warum tatest du das nicht?"

„Ich weiß nicht." Das war alles, was der Knabe erwiderte.

„Er muß einen Krampf bekommen haben, oder er war gleich ohnmächtig," schluchzte die Mutter.

Die Kaspers hatten ihn ihr, bleich wie eine Leiche, nach Haus gebracht. In den tropfnassen Kleidern schlotterte er neben dem Alten her. Die Söhne waren nicht mitgekommen, die ließen sich nicht beim Fischen stören, aber Maria war vorausgelaufen. Das Hütchen des Knaben hatten sie auch aufgefischt, das schlenkerte sie nun hin und her beim Laufen, damit es trocknen sollte, und winkte mit ihm schon von weitem. Wie eine Ahnung kommenden Unheils hatte es Frau Arndt ergriffen: die Maria schon wieder da? Um Gotteswillen, sie waren ja erst eine Stunde fort, warum kam die gerannt?!

Das atemlose Mädchen stotterte und stockte, dazwischen schluckte es wohl einmal auf, daß es halb wie Weinen, halb wie Lachen klang. Zu Atem gekommen, erzählte sie dann flüssig: über Bord war er gefallen, als er nach den Fischen unten im Wasser geguckt, sich zu tief übergebeugt hatte, der Kahn war kipplich. Gleich war sie ihm nachgesprungen, bei den Haaren hatte sie ihn zu fassen gekriegt, aber er hatte schon ordentlich Wasser geschluckt, die neuen Schaftstiefel waren schuld, die waren gleich voll von Wasser, die hatten ihn niedergezogen. Nein, sie war nicht schuld, sie hatte getan, was sie konnte.

Ja, das hatte sie auch, o, wie sollte sie ihr je genug danken! Mit Tränen fiel die Mutter Maria Kaspers um den Hals und küßte sie.

Man hatte Hans-Helmut zu Bett gebracht. An seinem Bett saßen die Mutter und der Oberst, sie sprachen liebreich zu ihm und beruhigend, aber er hörte sie nicht. Er sah sie auch nicht. Den bleichen Kopf hin und her drehend, die Augen übergroß offen, sah er nur die Nixe. Er sah sie im Sonnenlicht, er sah sie im Mondlicht, er sah sie auch hier, hier in der Stube — da, da war sie! Er stieß einen Schrei aus, der die beiden an seinem Bett zusammenfahren ließ. — —

Nun waren viele Monate seitdem vergangen. Der Sommer war gewesen und der Winter auch. Jetzt war es wiederum Sommer. In den Nächten, in denen die Mutter fest schlief, einen Schlaf der Erschöpfung, denn die Hausarbeit wurde ihr jetzt oft so seltsam schwer, stand der Knabe auf. In dem Nachtkittel, der ihm zu kurz geworden war, schlich er nebenan ins Wohnzimmer. Er stand mit nackten Füßen auf den Dielen, die waren nicht kalt, und doch fühlte er sie kühl an den Sohlen und das tat ihm wohl. Seltsame Schauer durchrannen ihn. Er starrte auf die Lichter, die der Mond mit bleichen Fingern durchs Fenster legte, auf die Dielen, auf den Teppich vorm Sofa, auf die Tischdecke, und die das Fensterkreuz abmalten, daß es wie hingeworfen mitten in der Stube lag. War nicht ein Plätschern in der Nacht, ein geheimnisvolles Rauschen?

Wenn er doch einem Menschen erzählen könnte, was er dazumal gesehen hatte! O, das würde so gut tun! Sollte er's der Mutter erzählen. Nein. Dem Baron? Ach nein. Die waren ja beide so alt, die verstanden das gar nicht. Er schämte sich auch zu sehr. Früher, als er noch so klein war, daß ihm dieser Nachtkittel schleppte, schämte

er sich nie. Aber jetzt! Ein Zittern überfiel ihn, er kroch erschauernd in sich zusammen. Wenn er es ihnen erzählen würde, dann ließen sie sicher die Maria nicht mehr ins Haus kommen — nein, und das wollte er nicht. Und die hatte ihm doch auch das Leben gerettet. Und wenn er einmal mit der Maria selber darüber spräche? Sehr verständig wäre sie und klug, sagte die Mutter. Nein, mit der nicht, gerade mit der nicht. Sie sprach ja auch mit ihm niemals darüber; die hatte es ganz vergessen, dachte gar nicht mehr daran. Ja, er mußte das, was er fühlte, ganz in sich selber verschließen, keiner durfte es ahnen; es war eine Schande, daß er die Nixe nicht vergessen konnte, und daß er sie sah, nackt aus dem Wasser steigen und mit Händen nach ihm langen, daß es ihn so überkam, daß er stürzte, ihr, nur ihr entgegen. Sollte, konnte, durfte er das jemand sagen? Er preßte die Lippen zusammen, wie damals, als man ihm gesagt hatte: „Erzähle, wie es kam!" Nein, er erzählte nichts, er würde es nie erzählen, immer schweigen davon.

Er seufzte tief, wie einer, der körperliche Qual leidet, Schweiß trat ihm auf die Stirn. Und dann warf er sich plötzlich auf die Knie, mitten hinein in das Mondlicht, das wie eine weiße Lache am Fußboden schwamm, und streckte die Arme empor und fing an zu beten.

„Erlöse mich von dem Übel!" Hans-Helmuts Knabenhaupt war zurückgeworfen, sein Leib bäumte sich in einer Qual, deren Schrecknisse so groß waren, daß sie fast Beseligungen wurden. Und doch waren sie schrecklich. „Ach!" Er stöhnte laut.

„Hans-Helmut!" Im Nebenzimmer rührte sich's. Das war die Stimme der Mutter: „Wo bist du?" Es klang ängstlich. Die Frau war erwacht. Aufgeschreckt durch Unbestimmtes tastete sie nach dem Bett neben sich: leer. War dem Knaben nicht wohl? Sie rief laut seinen Namen. Das brachte ihn zu sich. Zitternd wie ein feiger Verbrecher stand er für Augenblicke. Dann stürzte er ins Schlafzimmer zurück, zog sich die Decke bis an die Stirn und wühlte sich, von Frost geschüttelt, tief ein in die Kissen. Er log etwas, was die Mutter beruhigte. Er hatte nicht schlafen können, es war so drückend eng in dem kleinen Zimmer, nebenan hatte er das Fenster geöffnet, die Nacht war schön, vom Fluß kam Kühlung — ah, Luft, Luft! — es hatte ihm wohlgetan.

Hans-Helmut hatte recht, es war auch zu eng in dem kleinen Zimmer. Frau Arndt kam nicht der Gedanke, daß es nur für Mutter und Sohn zu eng war; sie hatte vergessen, daß es für sie und ihren Mann nicht eng gewesen war. Nun sollte Hans-Helmut sein eigenes Zimmer bekommen. Der Oberst unterstützte sie darin. Er hatte es längst nicht für richtig befunden, daß sie den Knaben noch bei sich behielt wie ein kleines Kind. Nun wollte er gern sein Wohnzimmer hergeben, oder war es vielleicht nicht ebenso gut, er selber richtete sich dort das Schlafzimmer ein und Hans-Helmut bezog sein Stübchen nach dem Garten? Das Haus war klein, man mußte sich einschachteln. Von der Mansarde oben, an die Hans-Helmut mit einem gewissen Verlangen dachte, denn dort war man so ganz allein, so schön weit weg, riet er ab. Wie lange noch, und man mußte eine ständige Dienerin ins Haus nehmen? Der Oberst sah es, wie schwer der Frau Doktor die Arbeit fiel, sie würde die nicht lange mehr allein leisten können.

Es war ein seltsamer Abend für die Frau, als sie zum erstenmal ganz allein schlief. Seit ihrem Hochzeitsabend hatte sie das nicht mehr getan. Erst ihr lebender Gatte, dann ihr toter Gatte — bis sie ihn in den Sarg legten, war er neben ihr geblieben — dann das Kind. Unwillkürlich tastete ihre Hand nach dem andern Bett, das war fort, leer der Platz, wo es gestanden hatte, ganz leer. So groß das Zimmer, viel zu groß für einen einzelnen Menschen. Keine geliebten Atemzüge mehr, so sehr sie auch lauschte. Alles totenstill. Einsam war sie, ganz schreckensvoll einsam.

Als sie Hans-Helmut am Morgen wieder sah, kam er ihr viel größer vor, viel erwachsener, sie maß ihn mit erstauntem Auge. Hatte sie denn gar nicht bemerkt, wie aufgeschossen er war? Seine mageren Arme streckten sich lang aus den Ärmeln, der Hals war auch lang, sehnig und hager hob er sich aus dem Blusenausschnitt.

Der Baron fing ihren musternden Blick auf. „Ja, ja," sagte er gutmütig, „aus Kindern werden Leute. Er wird nicht mehr lange im Matrosenanzug gehen können. Der steht den jungen Leuten dann auf einmal nicht mehr."

Wie recht er hatte! Ach ja, er hatte eigentlich immer recht. Wenn sie schon eher auf ihn gehört, sich in Gedanken darauf vorbereitet hätte, wäre ihr vielleicht dieser Abschied — denn ein Abschied war es — jetzt nicht mehr so schwer aufs Herz gefallen. Ob sie unter ihres Mannes Kleidern vielleicht etwas heraus fand, das sie jetzt für Hans-Helmut zurechtmachen könnte? Er konnte wirklich nicht mehr in dem kurzhosigen blauen Matrosenanzug gehen, in dem er früher so hübsch ausgesehen hatte mit seinem weißen weichen Nacken und den drallen Kinderbeinen. Langsam stieg Frau Arndt hinauf

Digitized by Google

in die Mansarde, wo sie in einer großen Truhe die Kleidungsstücke ihres verstorbenen Mannes aufbewahrte. Einmal in jedem Frühjahr wurde an die gerührt, sie wurden geklopft, gebürstet, mit neuem Mottenpulver bestreut; nun mußte sie außer der Zeit darin stöbern.

Stück für Stück nahm sie heraus und hängte es über Stühle. Fast schüchtern faßte sie die Sachen an, mit schonenden, sorgsamen Fingern. Daß nur ja nichts daran kam! Unmöglich konnte sie hier an seinem guten Anzug, den er Sonntags getragen hatte und immer, wenn er mit ihr ausging, etwas schneiden und ändern lassen! Später konnte ihn Hans-Helmut unverändert tragen, genau so wie er war. Diese kurze grünliche Joppe hier, die war vielleicht für den Knaben möglich. Auch die Hose dazu; das Ganze ein Sportanzug. Oh, wieviel glückliche Stunden hatte ihr Mann in diesem Anzug verlebt! Viele, viele Stunden war er in dem neben ihr hergewandert, über die Berge, durch die Wälder, durch die ganze schöne Gegend ringsum, durch die Natur, die er so liebte. Damals konnte sie ja noch gut wandern; er hatte immer gesagt: „Meine Frau ist gar nicht müde zu kriegen." Ja, damals, damals! Sie stieß einen Seufzer aus. Und dann atmete sie gierig, sie spürte ihn förmlich, den Geruch der Glückseligkeit, der von diesem Anzug aufstieg — den Kampferduft roch sie nicht mehr — nur freie Luft des höchsten Berges, auf den sie damals gestiegen waren, auf dessen Gipfel sie saßen, dicht nebeneinander im grünen Gras. Und diese Joppe sollte Hans-Helmut nun tragen?! Mit beiden Händen faßte die Witwe die Joppe, hielt sie vors Gesicht und weinte hinein.

Als Hans-Helmut zum erstenmal in seines Vaters Anzug ging, kam er sich plötzlich um vieles älter vor. Daß es den kleinen Jungen Spaß machte, den Kreisel zu schlagen, solch ein kindisches Spiel! Aber als ihm so ein Kreisel, ein buntes Ding mit einem blanken Messingnagel darin, vor den Füßen tanzte, dann umfiel, und ein kleiner Knirps sich mit ungeschickten Peitschenhieben bemühte, ihn zu neuem Tanz anzutreiben, hätte er am liebsten dem Kind die Peitsche aus der Hand genommen und gezeigt: So macht man's —

„Jesses, wat wächst der Jung!" sagte die Kaspers. Sie kam noch immer ins Haus, aber sie war unlustig zur Arbeit. Ihr Gesicht, das einstmals recht hübsch gewesen sein mochte, war auseinandergelaufen wie ein mit zuviel Hefe gebackener Kuchenfladen. Das Doppelkinn hing ihr auf die Brust und die Brust auf den Bauch. Nachbarinnen, die ihr nicht wohlgesinnt waren, behaupteten, sie leiste ihrem Mann im Trinken Gesellschaft. Der war mehr betrunken als nüchtern. Hanni und Peter machten auch nicht viel Freude, sie waren ihrer Wege gegangen, ließen die Eltern im Stich. Von ihrem Mann und den Söhnen erzählte mit vielen Seufzern und lauter Stimme die Kaspers täglich der Frau Doktor in der Küche. Ja, wenn die Maria nicht wäre, dann ließe auch sie alles im Stich, sie ginge in die Mosel, da, wo die am tiefsten war. Man hatte sich sein ganzes Leben geplagt und hatte nun doch nichts wie Verdruß. Aber um der Maria willen mußte sie ja leben bleiben, an der würde sie noch viel Freude haben.

Ja, das würde sie auch! Frau Arndt sagte das nicht nur so hin zum Trost, sie war vollkommen davon überzeugt.

Man mußte Maria Kaspers waschen sehen, dann wußte man, daß sie etwas leisten konnte. Ein Holzbrettchen unter den Knien, hochgeschürzt, die Arme bis zur Schulter nackt, kniete sie am Flußrand und bearbeitete die Wäsche mit Bürste und Holzschlegel; bürstete, klopfte, schrapte, schlug mit soviel Kraft und Fleiß, daß sie kaum Seife brauchte, die Wäsche wurde blütenweiß.

„Meine Tochter hat 'n Hümör, dem is nit zu bezahle," sagte die Alte. „Und was die für Anträg' hat! Von mehr als einem, der viel Geld hat." Näheres über die Anträge erzählte sie nicht. Aber Frau Arndt glaubte es gern. Die Maria war eine hübsche Person und dabei von soviel Tüchtigkeit. Sie hatte ein großes Wohlgefallen an Maria Kaspers. Das war ihr schon von damals geblieben, als sie Hans-Helmut aus dem Wasser gezogen hatte. „Mit eigener Lebensgefahr," wie die alte Kaspers nie verfehlte hinzuzusetzen.

Als Hans-Helmut heute aus der Schule kam, sah er Maria Kaspers. Er hatte sie lange nicht gesehen. Die letzten Häuser des Städtchens waren hinter ihm, das freie Ufer begann, und da auf dem Holzsteg, der schmal und luftig weit auf den Wasserspiegel hinausragte, kniete sie und spülte Wäsche. Andere Frauen waren nicht bei ihr. Aber ein junger Mann stand auf dem Steg. Die Hände in den Hosentaschen, den Hut im Genick, stand er und sah auf sie nieder. Er lachte, und sie lachte auch. Ihr Gesicht war nicht zu sehen, aber Hans-Helmut kannte ihr Lachen am Klang. Was sprachen die? Er horchte hin, aber er verstand nichts. Sie flüsterten. Der Knabe schlich näher, hinter einem Baum blieb er stehen. Nun hob sie den Kopf, jetzt sah er ihr Gesicht, es lachte über und über, und plötzlich — der junge Mann beugte sich gerade zu ihr — schlug sie mit einem Stück ihrer nassen Wäsche nach

Digitized by Google

dem. Das schien ihn aber weiter nicht zu bekümmern, mit einer Hand fing er den nassen Lappen auf und hielt ihn fest, die andere legte er ihr ins Genick, bückte sich wieder zu ihr nieder und — weiter sah Hans-Helmut nichts. Er rannte fort. Wie ein eifersüchtiger Stich war es ihm durchs Herz gefahren.

Die Mutter sah heute unter der Sekundanermütze ein blasses Gesicht. Und essen mochte der Junge heute auch nicht. Am Abend ging er früh schlafen. Ja, er war müde, das war keine Lüge, und die Müdigkeit kam von seiner Traurigkeit. Als er jetzt am Fenster stand und sich hinabbeugte zu dem dunklen, kleinen Garten, aus dem der Duft der Geißblattlaube stark, fast beklemmend stark aufstieg, ballte er die Fäuste: Oh, die Maria! Überhaupt die Mädchen! Sie waren alle nichts wert. Vom ersten besten ließen sie sich abküssen. Die Schulkameraden prahlten damit, wieviele Mädchen sie schon geküßt hätten, und sie hatten auch noch mehr erzählt, aber er hatte nie hingehört, er hatte ihnen ja nicht geglaubt. Aber nun mußte er's doch wohl glauben. Oh, es ging eigentlich gar nicht schön zu in der Welt!

Nicht schön —?! Wie ein Lachen ging es plötzlich durch die Nacht. Oh, doch schön! Eine starke Duftwelle stieg zu Hans-Helmut auf, schwere Luft umfing ihn heiß, sein Kopf glühte; er befühlte sich die Stirn, sie schmerzte — schön, wohl, aber nicht rein. Gar nicht rein. Und es müßte alles doch eigentlich rein sein im Leben, so rein wie in diesem kleinen Haus, in diesen Stuben, in denen seine Mutter still aus und ein ging und mit sachten Händen räumte, daß alles immer wohlgeordnet war. Man mußte eine Scheu haben, in dieses Haus, in diese Stuben etwas hineinzutragen, das nicht wohlgeordnet, das nicht sauber war.

Abwehrend scheuchte Hans-Helmut mit der Hand hinein in die schwersüße Luft des duftgeschwängerten Gartens. Fort mit den Gedanken, die sich nicht gehörten! Er wollte rein sein und rein bleiben; er mußte es bleiben. Aber war es nicht schwer? Ja, so schwer! Mit einem Seufzer rang der Knabe die Hände ineinander, und dann begann er im Zimmer auf und ab zu wandern, getrieben von etwas, das ihn nicht rasten und ruhen ließ.

Eine Unke rief am Berg, die saß da unter einem Stein und ließ ihre Glöckchenstimme erklingen. Hans-Helmut zählte den Unkenruf, immer ‚Unk' und wieder ‚Unk', aber auch diese Eintönigkeit stillte nicht seine Erregung. Die Stunden vergingen. Es mochte nach Mitternacht sein.

Da öffnete sich leise die Tür des Zimmers, der Oberst streckte vorsichtig seinen Kopf herein. Er hatte etwas gehört, etwas Unbestimmtes, das ihn aufgeschreckt hatte aus erstem Schlaf. Er hatte sich aufgesetzt und gelauscht.

„Wer da?" Seine erhobene Hand hielt eine Pistole. Mit einem Laut der Verwunderung und einem Lachen ließ er sie jetzt sinken: „Junge, du?!"

Wie ein ertappter Verbrecher stand der Knabe. Mit bleichem Gesicht, die Augen weit aufgerissen, starrte er den Eingetretenen an.

Der Oberst zog leise die Tür hinter sich ins Schloß. „Was hast du, mein Junge?"

Hans-Helmut stand noch immer erschrocken: Was sollte er sagen, damit er das nicht verriet, das, was er nicht aussprechen konnte, was ihm selber unerklärlich war, und was doch da war, flatternd wie eine Fledermaus aus dunklen Ecken. „Ich konnte nicht schlafen," stieß er tonlos heraus. Er stand da, angezogen noch wie am Tag, nichts aufgeknöpft, nichts von sich getan, das Bett wohl aufgeschlagen, aber das Kissen ganz glatt, man sah es, er hatte noch nicht darin gelegen. Er fühlte, das Auge des Mannes ruhte forschend auf ihm. Er versuchte ein Stottern. Da legte sich eine Hand fest auf seine Schulter.

„Laß nur, mein Sohn, laß!" Es war dem Oberst plötzlich, als sähen seine eben noch verschlafenen Augen ganz hell, als würde vor ihnen ein Vorhang weggezogen; sie sahen, was sie bisher noch nicht gesehen hatten: der da wurde jetzt groß; jetzt kamen die Stunden, die jeder durchmachen muß, wenn die Kinderschuh zu eng geworden sind; wenn das Blut sich regt, wenn im jungen Baum der Saft anfängt zu steigen. Ihm lag jene Zeit schon so weit, aber er erinnerte sich ihrer heute, jetzt auf einmal. Er wußte wieder, wie so einem Jungen zumute ist, der noch nicht weiß: wohin, weswegen?! „Du kannst nicht schlafen," sagte er; seine Stimme knarrte nicht, sie war mild. „Ich auch nicht. Komm, Hans-Hänschen" — er klopfte dem verwirrt Tastenden auf die Schulter — „wir sitzen noch ein bißchen zusammen. Ich erzähle dir von mir was, du erzählst mir von dir was. Das bringt uns dann beide zur Ruh." Den Widerstrebenden und doch gern Folgenden zog er neben sich.

Da saßen sie nun beide auf dem Bettrand, der Alte und der Junge. Und der Oberst redete von Gott weiß was, von eigentlich ganz belanglosen Dingen, vom Ausroden im Garten, von der Rosenhecke, die sich zu breit machte, von der Geißblattlaube, die gestützt werden mußte; es mußte überhaupt mal mit der Schere ordentlich dreingefahren werden,

Digitized by Google

„Es kann doch nicht alles so aus Rand und Band geraten im Garten, da nicht, wie auch im menschlichen Leben nicht. Und man kann sich auch zuviel Gedanken machen," sagte er dann plötzlich ohne jeden Zusammenhang. Ach, daß er so ungeschickt war! Er hätte jetzt so vieles sagen, dieser jungen aufgeschreckten Seele so manches leichter machen können. Die Stunde war gekommen, aber das Sprechen war nicht seine Sache. In einer gewissen verlegenen Hast wiederholte er nur immer wieder: „Ja nicht zuviel denken, nicht zuviel denken, das Grübeln ist für gar nichts, für gar nichts. Ich habe auch mal gegrübelt, glaube ich — früher — ich habe mir sogar mal eine Kugel durch den Kopf schießen wollen wegen einer jungen blonden Dame, der ich unter der Kastanie beim Regimentsfest meine Liebe gestanden hatte, meine heiße Liebe, und die mich doch nicht wollte — es geht alles vorüber, Hans-Hänschen. Es geht alles vorüber!"

„Nein, es geht nicht alles vorüber!" Der junge Mensch schrie plötzlich auf, warf seinen Kopf dem erschrockenen Mann an die Brust und umfaßte ihn mit beiden Armen. „Es geht nicht alles vorüber — ich habe Angst! —"

⁂

In das stille kleine Haus draußen vor der Stadt war Unruhe gekommen. Niemand ahnte, daß die da war, erstaunt hätte der Oberst gefragt: „Unruhe, wieso?" Frau Arndt nannte dieses, was gekommen war und sich verbreitete von der Mansarde oben bis hinunter zur Küche: fröhliches Leben.

In der Küche sang Maria Kaspers und klapperte mit den Herdringen. Sie war jetzt immer da. Frau Arndt war eines Tages ohnmächtig geworden. In der Küche beim Mittagkochen hatte sie plötzlich gesagt: „Mir ist gar nicht recht wohl," hatte nach einem Stuhl gefaßt und war umgefallen. Ein Glück war es, daß der Sohn bei ihr stand; er hatte sie auffangen wollen, aber sie war ihm doch niedergeglitten auf die Fliesen. Auf seinen Hilferuf kam der Oberst herbei. Sie trugen sie miteinander auf ihr Bett, und Hans-Helmut jagte schreckensbleich in die Stadt, um den Arzt zu holen.

Es ging nicht mehr, daß Frau Arndt soviel allein schaffte. Eine ständige Hilfe mußte ins Haus, nicht bloß morgens zwei Stunden die alte Vettel, die Kaspers, wie Doktor Bär grob sagte. Wenn die Männer nun aus waren und so etwas wieder vorkam? Die Ohnmachtszustände konnten sich wiederholen. Der Arzt machte ein ernstes Gesicht. Und dann sagte er dem Oberst draußen im Flur, wo sie allein waren, daß es mit dem Herzen von Frau Doktor Arndt nicht in Ordnung war. Eine Muskelerschlaffung, und das Herz war auch zu groß, eine Erweiterung. Oh, was war denn da zu tun?! Erschrocken sah ihn der andere an. „Ich schreibe etwas auf, ein Herzmittel, und dann vor allem Ruhe. Schonung in jeder Beziehung. Weder körperliche Anstrengungen noch seelische Erregungen." —

Der Oberst war ins Städtchen gegangen, um nach einer Hilfe für den Haushalt zu suchen. Aber er hatte keine gefunden, keine Frau, kein Mädchen. Die brauchbaren waren alle vergeben, hatten ihre Stellen und jetzt war keine Ziehzeit.

Den langen Weg von der Stadt nach Haus ging der Oberst in Gedanken versunken. Neben seiner Straße lief der Fluß, der hatte ihn oft mit seinem sanften Gleiten beruhigen müssen, es konnten doch nicht alle Stunden nur angenehme sein in so langen Jahren. Aber heute sah er den Fluß nicht mehr, der Herbstabend nebelte bereits dunkel. Eine verteufelt unangenehme Situation! Wenn die gute Frau Doktor nun nicht mehr voran konnte, wenn es ihr unmöglich war, ohne Magd den Haushalt zu besorgen, und man keine Hilfe bekam — was dann?! Er sah sich schon wieder auf der Wanderschaft, sah sich unterschlüpfen in einem Hotel oder in irgendeiner Pension — wie unbehaglich, wie unpersönlich, ach, so heimatlos! Ja, eine Heimat hatte er hier gefunden gehabt, hier war er nicht Mieter und nicht Junggesell, hier war er Hausherr und Vater. Durch ein Gefühl der Zugehörigkeit war er mit jenen verbunden, die in dem kleinen weißen Haus wohnten. Ein Schrecken, der einem Schmerz glich, überfiel ihn jäh: wenn er sich nun von denen trennen müßte?!

Atemlos kam er zu Hause an, er war stark zugeschritten, in einer plötzlichen Sehnsucht war er fast gerannt. Wie ein freundlicher Stern ihn vertraut begrüßend, brannte das kleine Lämpchen im Hausflur. Bei seinem Eintritt öffnete sich die Stubentür, und der Frau Doktor noch recht blasses Gesicht lächelte ihn an. Mit jenem sanft-wehmütigen Lächeln, das wie stiller Mondschein auf abgeblühtem Garten war.

„Meine gnädige Frau!" Er war ganz bewegt. Er ergriff ihre Hand und küßte sie: „Gott sei Dank, daß Sie wieder so weit wohl sind! Aber nun Vorsicht! Sie dürfen sich gar nichts zumuten!"

Aber wie sollte das möglich sein? Sie saßen schon lange beisammen im Zimmer mit der blauen Tapete und überlegten. Hans-Helmut war voller Eifer, er hatte den Abendtisch gedeckt und wieder abgedeckt, auch der Oberst ließ es sich nicht nehmen zu helfen, er trug die Teekanne und das Brot, aber ge-

Digitized by Google

schickt war er nicht, aus der Kanne vergoß er, das Brot ließ er fallen.

Mit einem nervösen Unbehagen sah die Frau den beiden zu. Zehnmal wollte sie aufspringen, aber das litten sie nicht. „Sitzen bleiben!" kommandierte der Oberst, und der Sohn rief: „Mutter, aber du sollst doch nicht! Wir machen schon alles!" Müder gemacht von diesem Zusehen und angegriffener, als wenn sie alles selber getan hätte, lag die Frau im Sessel. Nein, so ging es nicht! So würde es niemals gehen! Ungeduldig gemacht durch die übertriebene Besorgnis und verzagt über die Schwäche begann Frau Arndt zu weinen.

Da klinkte außen etwas an der noch nicht verschlossenen Haustür. Hans-Helmut lief in den Flur; der war ganz dunkel, aber durch die geöffnete Tür fiel von außen der Dämmerschein der Nacht. Im Türrahmen stand eine Gestalt, er erkannte sie, umflossen von dem nächtlichen Licht. Maria Kaspers' Stimme erfüllte den Flur mit ihrem lauten „Guten Abend zusammen!"

Sie hatte es von der Mutter gehört, daß Frau Doktor krank geworden war und wegen einer Hilfe in Not. Ihr wäre es recht, hier den Haushalt zu schaffen, wenn Frau Doktor das wollte.

Ob die wollte! Mit einem Erlösungsseufzer hob die Frau das Gesicht aus dem Taschentuch, sie fiel dem Mädchen um den Hals, genau wie damals, als die ihr den Jungen aus dem Fluß gebracht hatte. „Oh, Maria, du nimmst mir eine Last von der Seele!"

„Ach ja," sagte der Oberst, „das wäre gut." Sein eben noch sorgenvolles Gesicht war gleich erhellt. „Kommen Sie zu uns, es soll gewiß Ihr Schade nicht sein. Sorgen Sie, daß Frau Doktor sich nicht mehr übernimmt." Ja, die würde den Haushalt spielend schaffen, das sah er, die hatte Jugend und Kraft und guten Willen.

Das Licht der Hängelampe fiel hell auf Maria Kaspers. Da stand sie in ihrem saubern Kattunkleid, eine weiße Schürze vor dem vollen Busen, aus den Ärmeln, die nur bis zum Ellenbogen reichten, guckten die Arme heraus, drall und doch sehnig. Blühend waren ihre Wangen, ein schönes warmes Rot lag auf ihnen; an ihre Schläfen schmiegte sich das Haar in weichen Ringeln und war hinten aufgesteckt zu einem reichen Flechtennest. Mit weitgeöffneten Augen stand Hans-Helmut; er sagte kein Wort.

Ruhig stellte Maria Kaspers ihre Bedingungen. Billig war sie nicht, das war natürlich, sie war arm und sie mußte verdienen. Der Oberst hätte ihr willig doppelt soviel zugesagt als sie verlangte, er war ja zu froh, daß sie kam. —

Und nun war sie hier, als sei sie seit vielen Jahren Tag und Nacht im Hause gewesen. Ein Eingewöhnen war nicht nötig, man war sich ja schon vertraut. Das Mädchen hatte eine Art, die selbstsicher war, ohne dreist zu sein. Anfänglich war es der Frau Doktor manchmal befremdend gewesen, nun war sie längst daran gewöhnt; sie mußte bei ihrer Schwäche so manchesmal die Hilfe der jungen Kraft in Anspruch nehmen. Willig ließ sie Maria Kaspers bestimmen, sie wußte, die machte alles verständig und gut. Ach, wie wohl tat es auch, die beiden Männer so gut versorgt zu sehen! Der Oberst hatte nie mehr zerrissene Strümpfe, seine Stiefel waren stets spiegelblank, sein Rasierwasser bekam er immer warm und zu gleicher Minute, sein bester Bursche war nicht pünktlicher gewesen. Der Oberst sprach sich höchst anerkennend über Maria aus, nur Hans-Helmut schwieg. — — —

Es war heute ein ganz stiller Nachmittag, stiller noch als sonst. Es schneite. Lautlos fielen große weiße Flocken und zerschmolzen im aufgetauten Erdreich. Maria war in den Ort gegangen zu ihrer Mutter, der Baron spaltete hinterm Haus Holz, das tat er, seiner Gesundheit wegen, um nicht Fett anzusetzen, und auch der Ersparnis wegen. Er und die Maria kriegten die Klafter schon allein klein, man brauchte nicht Stundenlohn zu zahlen.

Hilde Arndt saß am Nähtisch, heut hatte sie einen guten Tag, sie konnte etwas schaffen, und das machte sie froh. Sie fühlte sich überhaupt in letzter Zeit kräftiger, das verdankte sie allein der Maria. Wie die für sie sorgte! Am liebsten sollte sie gar nichts anfassen. Und immer willig war sie, es wurde ihr nie etwas zuviel. Wenn dieses Mädchen nicht ins Haus gekommen wäre, wo wäre sie dann jetzt wohl —?! Eine große Dankbarkeit erhob sich in der Seele der Frau, denn, ach, eine Weile möchte sie doch noch leben, so lange noch, bis Hans-Helmut sein Studium hinter sich hatte, bis er eine Stellung bekleiden konnte, in der er vorwärts kam im Leben. Dann wußte sie ihn geborgen. Denn der Baron würde ja auch nicht ewig leben, wenn er auch viel gesünder, viel kräftiger war als sie. Sie waren beide schon alte Leute. Und wenn sie nun doch schon eher fort müßte —?!

Die Tür öffnete sich leise, Hans-Helmut steckte den Kopf herein: „Bist du allein, Mutter?"

Sie war erfreut; sonst saß er meist oben in seinem Stübchen, wenn auch kein Ofen dort war; er behauptete, niemals zu frieren.

Digitized by Google

Jetzt schlang er den Arm um sie und legte seine Wange an die ihre. Er war als Kind sehr zärtlich gewesen, jetzt war eine Zärtlichkeit seltener bei ihm, sie hatte sich darüber beklagt, aber der Oberst meinte, das läge in den Jahren, im Werden zum Mann.

Die Mutter lächelte glücklich: wie lieb ihr Junge heut war!

„Wenn du allein bist, bleibe ich bei dir!“ Er holte sich einen Stuhl heran, und über den kleinen Nähtisch weg sah sie nah in sein geliebtes Gesicht. Das dünkte sie abgespannt. Die reine Stirn war bleich und ernsthaft, die dunkle Haarwelle, die hineinhing, ließ sie noch bleicher erscheinen. „Du lernst zuviel, mein Sohn. Immer sitzt du oben über deinen Büchern.“

„Ich lerne nicht immer.“

„Was tust du denn?“

Er lächelte, ein zerstreutes, ein wenig abwesendes Lächeln und zuckte die Achseln.

Da lächelte sie auch: ach ja, er träumte. Träumte, wie man nur träumt in der Jugend, man macht Pläne, kühne Zukunftspläne, man baut Schlösser, die bis an die Wolken reichen. Sie beugte sich über den Nähtisch und strich ihm mit ihrer kühlen Hand die dunkle Strähne aus der Stirn. „Nicht lang mehr, mein Sohn, und du gehst fort von uns.“

Der Gedanke daran machte sie bang erschauern, aber sie gab ihrer Stimme Festigkeit: „Nur noch ein Jahr Prima.“

„Gott sei Dank!“ sagte er mit einem Aufatmen. So aus dem tiefsten Innern kam das heraus, daß es klang wie ein Erlösungsseufzer.

War er denn nicht gern auf der Schule, er war doch so gut durch die Klassen gekommen? „Ich habe geglaubt, du gingest gern zur Schule,“ sagte sie ganz kleinlaut.

Er lachte kurz auf: „Das schon. Aber, Mutter, ich möchte heraus.“ Er hob die Achseln und dehnte sich: „Heraus aus der Schule, heraus aus dem Ort, heraus aus dem Haus!“

Aus dem Haus? Das durchfuhr sie wie ein Schmerz. Wie konnte er nur sagen: Aus dem Haus? Daß er sich einmal heraussehnte, das begriff sie wohl, aber aus dem Haus — aus diesem Haus?! Ihre Augen blickten erschrocken.

Er sah das und sagte schnell: „Ich sage damit ja nichts gegen dies Haus, oh, ich liebe es mit seinen kleinen Zimmern, mit seinem Gärtchen, ich werde immer Sehnsucht danach haben — und nach dir, Mutter, nach dir hier an deinem Nähtisch — aber ich muß woanders hin. Hier in diesem Haus bin ich doch immer nur der Knabe, das kleine Kind.“

„M e i n Kind,“ sagte sie leise und senkte den Kopf. Sie fühlte sich gekränkt. Aber sie überwand es, das war ja dumm von ihr, wie konnte sie es dem Sohn übelnehmen, daß die Freuden der Universität, die größere Stadt, die goldene Freiheit ihn lockten. Und tapfer fing sie davon an und malte ihm das noch schöner aus, was ihr Mann ihr von seiner Studentenzeit erzählt hatte. Es war seine sorgloseste Zeit gewesen. Er war öfter einmal berauscht gewesen, berauscht von jungem Wein und junger Liebe, das hatte er ihr treulich gestanden. Ob Hans-Helmut auch berauscht sein würde? Berauscht, aber um Gottes willen nur nicht betrunken! „Du mußt dich nie betrinken,“ sagte sie eifrig. „Betrinken wie der alte Kaspers, das ist schrecklich. Er ist dann ein Tier, er lallt, er wankt, er liegt im Straßenschmutz. Wenn die Kaspers ihn aufhebt, ihn nach Hause bringen will, dann stößt er um sich und schlägt auf sie ein. Daß Maria darüber lachen kann, das begreife ich nicht. So etwas ist doch entsetzlich.“

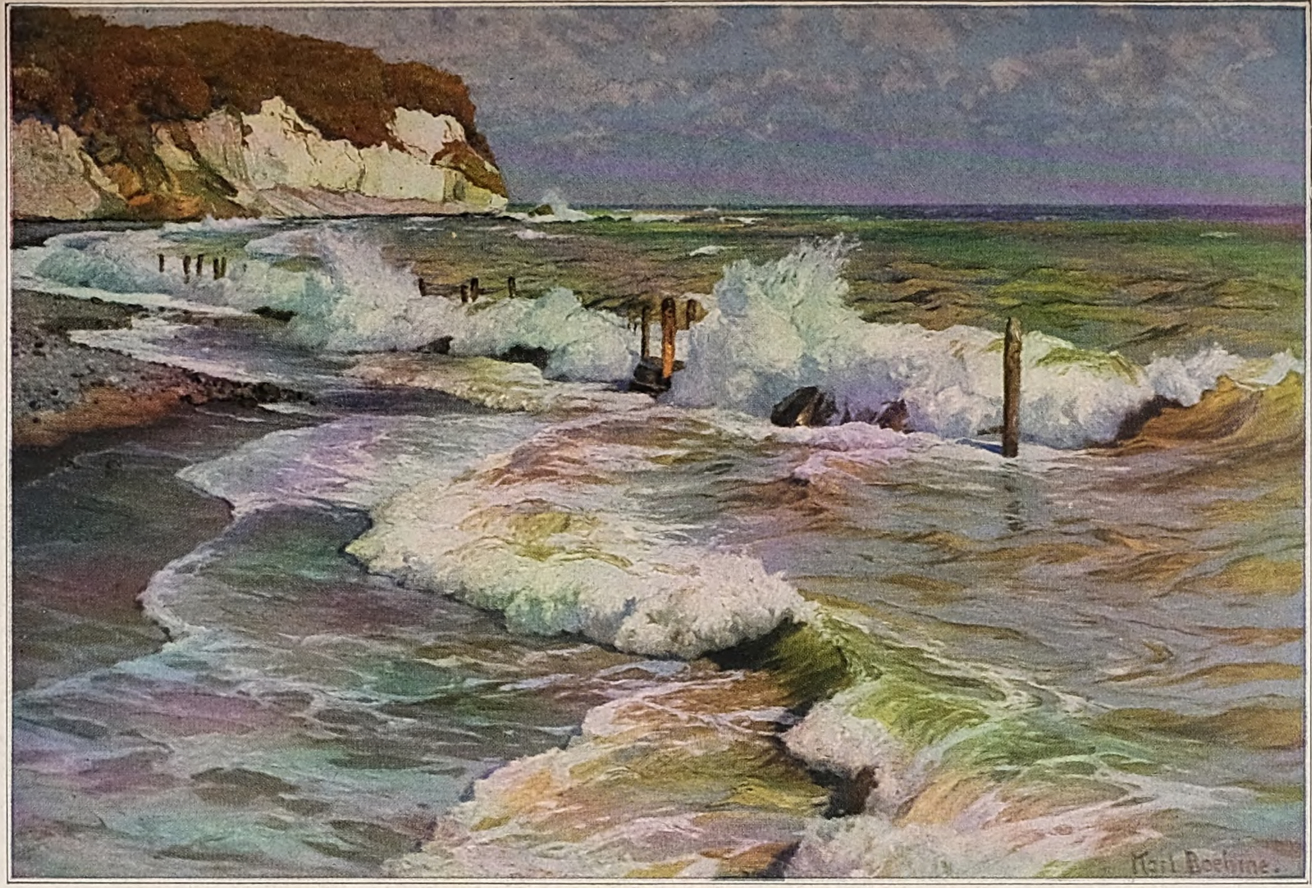
„Ich werde mich nicht betrinken, Mutter.“

Nein, das glaubte sie auch nicht. Aber die Mädchen — wie würde es mit den Mädchen sein? Alle jungen Leute sollen doch irgend etwas mit einem Mädchen haben. Ihr Hans-Helmut hatte keinen Vater mehr, sie hatte schon immer einmal mit ihm darüber sprechen wollen. Jetzt war vielleicht die rechte Stunde dazu. Zaghaft stammelte sie: „Du wirst dich vielleicht verlieben — dein Vater war auch ein paarmal verliebt — oh, ich weiß es wohl, in Heidelberg, sie hieß Amalie Krauß, und in Bonn in ein Lieschen Lennertz. Verlieben, ja — aber du wirst nie etwas Unrechtes, Unreines tun, nicht wahr, mein Sohn? Es ängstigt mich. Augenblicke der Versuchung können kommen. Ich lebe hier so still, so weltfern, aber man weiß es doch, wie die Welt ist — versprich es mir, mein Kind, daß du rein bleibst, so rein, wie du jetzt vor mir sitzest, rein an Seele und Leib — bleibe so, mein Sohn, bleibe so, damit ich ruhig sein kann, ruhig schlafen in den Nächten — und wenn ich vielleicht sterben müßte, daß ich ruhig sterben kann!“

Ihre Stimme war drängender geworden, die eigenen Worte hatten sie erregt, ein flackerndes Rot brannte auf ihren Wangen, ihre Augen hingen an den Lippen des Sohnes. Es wurde ihr so schwer, über so etwas mit ihm zu sprechen, aber sie mußte ja. „Hans-Helmut, versprich es mir!“ Sie hielt ihre Hand hin: „Gib mir die Hand darauf!“

Einen Augenblick zögerte er. Etwas in ihm wollte sich aufbäumen gegen dieses Versprechen: Unrechtes, Unreines — Wünsche,

Digitized by Google



Herbstmorgen auf Rügen. Gemälde von Karl Boehme

Digitized by Google

Digitized by Google

Verlangen, Gedanken, waren die schon unrecht, unrein —?! Und hastig, als wollte er sich vor sich selber schützen, legte er seine Hand in die Hand der Mutter. „Mutter, ja, ich verspreche es dir!"

Sie lächelte glücklich: wie weich sein Gesicht jetzt auf einmal war, so kinderrein.

⌘ ⌘ ⌘

Der Oberst saß alle Nacht in später Stunde noch an seinem Schreibtisch. Der Nachtwind ging ums Haus, der Fluß rauschte auf. Beide Ellenbogen aufgestemmt, mit den Händen den Kopf stützend, las er so angestrengt, daß er nichts davon hörte. Nun Hans-Helmut schlief, war er hinüber geschlichen und hatte sich aus dessen Mappe Bücher und Hefte geholt. Himmlischer Vater, was diese jungen Menschen jetzt alles lernen mußten! Es war doch leichter gewesen im Korps. Oder hatte damals sein Gehirn leichter gefaßt? Jedenfalls waren seine Augen nicht so müde geworden. Er rieb sie sich. Das hier war Griechisch! Voller Bewunderung sah er darauf — Hieroglyphen — der Junge war wirklich ein Gelehrter. Der war schon geschaffen fürs Studium, der würde es schon zu etwas bringen. Mit Respekt legte er das Heft zur Seite; das Griechische imponierte ihm am meisten. Aber auch alle Achtung vor des Jungen Latein. Das floß ihm vom Munde, es hörte sich wundervoll an, wenn er flüssig eine Ode des Horaz hersagte. An diesem Klang konnte man sich förmlich berauschen, wenn man auch nicht verstand, was es hieß. Eigentlich schade, daß man selber sein Latein so vergessen hatte! Ganz früher hatte er noch gewissenhaft helfen können, die ersten Anfänge saßen noch, aber nun konnte er schon längst nicht mehr mit. Es kam nicht oft vor, daß Hans-Helmut ihn zu Rate zog, aber dann war es ihm immer eine Peinlichkeit, zu tun, als ob er noch etwas verstünde, denn vor diesem gelehrten jungen Menschen durfte man sich doch nicht allzu viel Blößen geben. Und so studierte der Baron, damit er nicht ganz hinten blieb, schon seit Jahren heimlich für sich. Heiß vor Anstrengung, die Ohren rot brennend, saß er, wie ein Liebender über einem Brief der Geliebten, über irgendeinem Stück aus dem Cicero. Er versuchte es zu übersetzen, links von sich ein Lexikon, rechts irgendein Hilfsbuch — eine sogenannte Eselsbrücke — immerfort mußte er nachschlagen; aber dann fand er doch das verdammte Verbum in der endlosen Periode nicht. — Hans-Helmut interessierte sich lebhaft für Literatur — ach, was war dem Oberst vormals Literatur gewesen! Er hatte Zeitung gelesen, die Bibel, ab und zu eine militärische Neuerscheinung, von der man wissen mußte. Und Schiller kannte er. Jetzt las er mehr; Sachen, die ihm eigentlich gar nicht gefielen, aber er las sie, weil Hans-Helmut sie liebte. Der konnte ja förmlich in Begeisterung kommen, und es war so schön, mit ihm darüber zu diskutieren. Er saß dann rittlings bei ihm auf der Sofaecke, die Wangen rot, die Augen glänzend, er, der sonst so Stille, wurde lebhaft, beredt; es wäre das größte Unrecht gewesen, nicht all das, was Hans-Helmut kannte, auch zu kennen. Früher hatte der Oberst sich seinen Mittagsschlaf nie nehmen lassen, jetzt gewöhnte er sich diese süße Gewohnheit ab. Wann hätte er sonst wohl Zeit, alles zu lesen? Denn abends mußte er lernen. Die erste Zeit war er immer eingeschlafen, Kleists „Penthesilea" hielt ihn nicht wach, und auch nicht die „Wahlverwandtschaften" von Goethe. Er ärgerte sich aber über sich selber so, daß er gegen jedes Gähnen ankämpfte. Und er siegte und las. — — —

Es wollte Frühling werden; unter den Hecken, die noch nicht grün waren, blühten die Märzveilchen. Ihre Düfte zogen so süß ins Land wie Liebesversprechungen ins Ohr des Mädchens. Im Garten sang die erste Amsel, sie sang das Lied der Lenzesverkündung.

Hans-Helmut machte sein erstes Gedicht. Tagelang trug er es mit sich herum in der Brusttasche, nachts legte er es unter sein Kopfkissen. Wenn er es doch jemandem zeigen könnte, zu lesen geben und ein Urteil bekommen! Er hatte eine Scheu davor, und doch trieb es ihn dazu. Wenn jemand sagen würde, das ist ja alles Unsinn, dann würde er sich dabei beruhigen — aber war es denn Unsinn, was er niedergeschrieben hatte von der bangen Not seines Herzens, von den Stürmen, die ihn durchtosten, von der Gier nach dem Leben und doch von der Angst davor? Es fuhr ihm durch den Sinn mit einer geheimen Lockung und doch mit einer versteckten Drohung: rühr' nicht daran, es ist schön und furchtbar zugleich, das, was deiner wartet, auf dich, wie auf all die andern jungen Menschen, die ins Leben gehen. Aber wirst du, du es auch meistern?! Er fühlte die eigene Schwäche. Ja, wenn er so sein könnte wie die andern, die jetzt mit ihm in der Prima saßen, die waren alle robuster. Mit einem Gefühl des Neides fast betrachtete er sie. Ach, daß die beiden Menschen, die er liebte, und die ihn liebten, die ihn erzogen hatten mit ängstlicher Sorgfalt, daß diese beiden schon da standen, wo die Jugend aufgehört hat, jenseits der Grenze! Der Mutter durfte er gewiß mit seinen Versen, die ihm geflossen waren wie Blut aus den Adern,

nicht kommen; er fühlte eine Scheu vor ihr, in ihrer Nähe mußte man leise sprechen. Aber sein Freund, der Oberst, der war doch ein Mann, der würde, der mußte ihn verstehen.

Als er heut auf Zehen wie ein Dieb ins Zimmer schlich, klopfte ihm das Herz. Wenn der ihn nun auslachte! Oh, nur nicht auslachen! Schon würgte ihn die Scham, es ward ihm ganz trocken im Hals.

Der Oberst stand am Fenster, die Hände auf den Rücken gelegt und sah hinaus auf den Fluß, der von den Frühlingstränen der Berge unruhig gemacht, von all dem, was sich an schmelzenden Wassern in ihn ergossen, geschwellt, mit breiteren Wellen, wie ein schäumendes Meer dahinschoß. „Nun?" er wandte sich um nach dem Eintretenden.

Ein Abendrot war am Himmel, es wob einen Schleier um den grauen Kopf — oh, wurde dieses Haar nicht schon weiß? Hans-Helmut fuhr zurück.

„Wolltest du was, mein Sohn?"

„Nein, nein." Und die Hand, in der das Papier knisterte, schloß sich schnell fest und barg das in der Tasche, was er dem da doch hatte geben wollen: „Lies, lies das!"

Wie ein Verscheuchter stand Hans-Helmut dann an seinem Fenster. Er blickte hinab in den kleinen Garten am Berghang, der war so verlockend. Verlockender als zur Zeit der Reife, wenn der alte, sich schief neigende Aprikosenbaum fast unter der Last seiner Früchte zusammenbrach. Die Rosenhecke, deren Blumen wie glühende rote Male durch die Dämmerung leuchteten, war noch stumm und tot; noch war ihr berauschender Duft nicht da, aber ein anderer Duft: der Atem der Erde. Ein Geruch, mild und doch stark, herb und doch süß, seltsam belebend, ja aufregend, alles erweckend, was ahnend träumte. Aus frisch umgegrabenen Beeten, die weich und schwarz in der silbernen Luft dalagen, aufgeschlagenen Betten gleich, bereit das Samenkorn zu empfangen, auf daß sie zur Stätte wurden, darinnen neues Leben geboren wird. Es stieg zu dem Jüngling empor mit solcher Kraft, mit solcher Gewalt, daß er erschauerte. Und es zog ihn hinab: dieses Werden fühlen, diese Stätte betreten, wo Leben sich durchringt! —

Er stand an einem Gartenbeet, sah träumend nieder auf die gelockerte Erde. Gestern hatte Maria hier gegraben, er hatte sie heimlich beobachtet, wie sie in ihrem rotweißen Kleid, hell und leicht schon gekleidet wie im Sommer, den Spaten mit kräftigem Arm tief in die Erde stieß, sich bückte und wieder bückte, Steine und Wurzelwerk herauslas und mit sicherm Schwung weit wegschleuderte. Müde schien sie nicht zu werden, für kurze Minuten nur hatte sie innegehalten, sich auf den Spaten gestützt und mit offnen Lippen rasch geatmet. Sie war die Kraft, sie war die Gesundheit, sie war selber ein Teil dieser duftenden, verlangenden Erde, aus der ihre Gestalt wuchs. Sie erschien Hans-Helmut nicht mehr die, die er als Knabe gekannt hatte, mit der er in Flur und Küche kindisch geschwatzt, und die ihn an der Hand geführt hatte an jenem Tag, an dem er beinah ertrunken wäre im Fluß. Die Maria hatte er jetzt vergessen. Er hatte sie fast gemieden. Wenn sie auch mit ihm in einem Hause wohnte, er ihren Tritt über sich hörte, sobald sie abends beim Auskleiden hin und her ging in ihrer Mansarde, es hatte ihn etwas zurückgehalten von jeder Vertraulichkeit. Sie schien ihn ja auch noch zu behandeln wie einen dummen Jungen, und das ärgerte ihn.

Aber jetzt — aber heute?! Er hatte lange hinuntergesehen mit Augen, in die sich das Bild da unten eindrückte wie in weiches Wachs. Er sah es immer noch, jetzt wieder — wie ein Ertappter fuhr er zusammen: da kam sie. Sie streifte ihn mit dem rotweißen Kleid. Am Arm trug sie ein offenes Körbchen mit Setzlingen, in der Hand Pflanzholz und Schnur. Sie wollte den ersten Salat pflanzen, sie freute sich: Gott sei Dank, Frühling, mit Winter und Langeweile war's jetzt vorbei! Sie lachte übers ganze Gesicht, ihre Augen blinkten. „Wollen Sie helfen?"

Er schüttelte stumm den Kopf. Aber er blieb bei ihr stehen und sah zu, wie sie die Schnur straff spannte, wie sie ihr helles Kleid dann schürzte, niederkniete am Beet und mit flinken Fingern die kleinen Pflänzchen, der gespannten Schnur nach, in die gelockerte Erde senkte. „Ist die Reih' so grad?" Sie hob fragend das Gesicht zu ihm auf.

Er sah nah in ihre blanken braunen Augen. Er hatte nie geglaubt, daß die Tiefe hätten, nun kam es ihm doch so vor, und es durchschoß ihn: ob die ihn wohl verstehen würde? Was machten die sechs, sieben Jahre, die sie älter war als er, sie war jung wie er, er fühlte förmlich ihre Frühlingsfrische, die Fülle ihres warmen, treibenden Lebens. Als er die Kniende, die ihr Pflanzen vollendet hatte, hilfreich bei der erdigen Hand hochzog, glaubte er einen Druck ihrer Finger zu spüren. Es machte ihn schwindelig, als ob er gekniet hätte, den Kopf niedergebeugt, alles Blut war ihm in die Stirn geschossen.

„Geben Sie acht, Sie machen sich schmutzig!" Lachend klopfte Maria ihren Rock ab und dann ihre Hände, daß die noch daran haftende lockere Erde abstäubte.

Digitized by Google

Aber er faßte schnell wieder ihre Hand, er zog sie in die Geißblattlaube, deren Ranken noch keine Blättchen aufwiesen und drückte sie da so heftig auf die kleine zusammengenagelte Bank, daß die morschen Holzleisten unter ihrem Gewicht knackten. „Haben Sie einen Augenblick Zeit? Nur ein paar Minuten! Ich, ich —" er stockte, sie hatte ihn so verwirrend lächelnd angesehen — „ich möchte Ihnen gern etwas vorlesen."

„Mir vorlesen?!" Sie zog das „Vorlesen" lang, sie war sehr erstaunt.

„Ja, Ihnen, gerade Ihnen, weil Sie jung sind, weil Sie Blut haben, das nicht durch die Adern schleicht wie bei jenen!" Er wies nach dem Hause hin: „Die können mich nicht mehr verstehen. Aber Sie wohl. Ich, ich —" er brachte es jetzt doch verlegen hervor, fast schamhaft — „ich habe ein Gedicht gemacht. Ich möchte es gern jemand vorlesen. Ich möchte wissen, ob es gut ist. Sagen Sie mir, wie Sie es finden, ehrlich heraus, gerade von Ihnen möchte ich es wissen." Und er las sein Gedicht, anfangs mit stockender Beklommenheit, dann aber mit einer seltsamen Heftigkeit, mit voll dahinströmender, klingender Stimme.

Im silbern webenden Dämmerlicht war kein gekritzeltes Wort auf dem Papier mehr zu erkennen, er hielt sich das auch gar nicht mehr vor die Augen, er wußte jetzt alles auswendig.

Sie lauschte aufmerksam, die Blicke unverwandt auf ihn gerichtet: war der ein hübscher Junge, nein, gar kein Junge mehr, wahrhaftig schon ein Mann, ein ganz richtiger Mann! Waren diese Worte vielleicht an sie gerichtet? Fast kam es ihr so vor. Sie fühlte sich geschmeichelt, wie schön sich das reimte! Als er die Stimme sinken ließ zum Schluß, sagte sie mit einem tiefen Atemzug: „Noch einmal!"

Und er erhob noch einmal die Stimme, sagte kühner und rascher und immer eindringlicher seine Verse.

„Wie schön," sagte sie, als er nun schwieg und auf ihr Urteil harrte. „Das ist wunderschön."

„Ja, gefällt es Ihnen?"

Sie nickte: „Sehr."

„Oh, das freut mich!" Er atmete tief auf: es gefiel ihr, ihr, dann war sein Gedicht auch gut; sie, die jung war, sie verstand ihn, sie fühlte wie er. Als sie jetzt sagte: „Nu muß ich aber machen, daß ich fortkomm', sonst wird es nix mit dem Abendbrot," verbeugte er sich vor ihr wie vor einer Dame und ließ ihr den Vortritt aus der Laube. —

Als Maria diesen Abend im Bett lag, lächelte sie noch eine ganze Weile vor sich hin. War das drollig gewesen heut in der Laube! Eigentlich zum Lachen. Er war doch noch ein Junge. Wie er sie angesehen hatte, als sie gesagt hatte: „Wunderschön!" Ganz wie ein glückliches Kind. Ein guter Kerl. Und schön hatte er ja auch gedichtet, es reimte sich alles. Er konnte einem wirklich gut gefallen. Wie er so dagestanden hatte, den Kopf gereckt, und wie er so ins Feuer geraten war, da war er ein ganz anderer, als sie ihn bisher eingeschätzt hatte. Wo hatte sie denn nur ihre Augen gehabt? Sie lächelte verschmitzt: und ein bißchen verliebt in sie war er auch.

Sie dehnte sich behaglich im Bett. Und dann flogen ihre Gedanken zu ihrem Schatz, dem Peter Simon. Nein, den zu heiraten, wenn der auch gern wollte, daran dachte sie vor der Hand noch nicht! Sie nestelte sich immer tiefer ins Kissen ein und lächelte, bis ihre Lider zufielen.

Als Frau Arndt diesen Morgen von einem unruhigen Schlaf erwachte, fiel ihr mit jähem Schreck das aufs Herz, was sie seit Wochen wußte, seit Wochen befürchtet hatte, und immer wieder von sich abgewehrt, es nicht wissen wollte: heut war der Tag da, an dem ihr Hans-Helmut abreiste zur Universität. Ein strahlender, warmer Frühlingstag. Ob es in Bonn am Rhein auch schon so mild sein würde wie hier? Und ob Maria auch warme Sachen genug für ihn eingepackt hatte? Sie hatte es der ja überlassen müssen, sie selber hatte sich recht schwach gefühlt diese letzten Tage. Ob das von dem Trennungsschmerz kam, der ihr am Herzen nagte? Und sie durfte und wollte es doch nicht zeigen, wie nah ihr der Abschied ging. Mitunter, wenn Hans-Helmut freudig erregt, lebhafter als es sonst seine Art war, von der kommenden Universitätszeit sprach, dann schwoll es ihr in der Kehle — Tränen — aber sie unterdrückte die. Sie mußte tapfer bleiben, sie durfte dem Sohn keinen Tropfen Bitternis in seinen Freudenbecher gießen. Der Oberst bestärkte sie darin: was war denn da auch weiter, wenn der Junge mal ein paar Monate fort war? Zu Semesterschluß kam er ja schon zurück, und es dauerte dann lange Wochen, bis das neue Semester wieder anfing — es war wirklich kein Abschied. Hans-Helmut würde fleißig schreiben, sie beide würden auch fleißig schreiben, so lebte man mit ihm fort, und es war keine Trennung. Das versicherte er sie — und versicherte er sich selbst.

Und doch war es eine Trennung, die einschneidendste vielleicht im ganzen Leben. Man gab ihn zum erstenmal ganz aus der Hand.

Digitized by Google

So ganz fort aus dem Hause, in eine Stadt, in Verhältnisse, die man nicht kannte. Daß man ein Kind so lieben kann, daß einem keine Sonne am Himmel mehr scheint, wenn es fern ist, das merkte die Mutter jetzt schon. Wie trüb war der Tag! Sie schlich ins Wohnzimmer.

Da war der Frühstückstisch gedeckt, Hans-Helmut saß daran mitten in heller Sonne und wehrte sich lachend gegen die vielen Butterbrote, die Maria ihm zurechtmachte fürs Mitnehmen. „Was denken Sie denn? Halt! Ich bin doch kein Vielfraß."

„Nehmen Sie nur alle mit — dann denken Sie auch noch recht lange an mich!" Sie legte ihre Hand einen Augenblick auf die seine. Nun wehrte er nicht mehr ab. —

Zum Bahnhof war es ein weiter Weg, keiner hatte daran gedacht, daß die Mutter mitgehen würde, aber sie bestand darauf. Der Koffer war schon fort, nun gingen die drei, der Sohn zwischen den beiden; die Mutter hielt ihn den ganzen Weg über an der Hand. Sie sagte nichts, sie ließ die beiden andern reden, und der Oberst sprach viel; es war, als wollte er sich eine Bangigkeit vom Herzen schwatzen.

Er versuchte sich in allerlei Scherzen, je stiller die Mutter und der Sohn wurden.

Über Hans-Helmuts warme Erwartungsfreudigkeit war es plötzlich hingefahren wie ein erkältender Hauch — er sah die Mutter von der Seite an. Sie sah sehr elend aus. Das hatte er noch nie so bemerkt wie heute, wie eben jetzt. Ihr Ohr war so wächsern, und eingefallen war die Schläfe mit dem blauen Geäder. Eine jähe Angst befiel den Sohn und ein großes Mitleid: sie litt, sie litt um ihn. Er preßte ihre Hand fester, und sein Gesicht, zart wie das eines Mädchens, wurde ganz rot: die arme Mutter, sie hatte nichts auf der Welt als ihn! Von einem zärtlichen Impuls getrieben, beugte er seine schlanke Gestalt zu ihr nieder und drückte ihr einen Kuß auf. „In vier oder fünf Monaten bin ich wieder da!"

Da lächelte sie tapfer: „Ich freue mich auch schon darauf" und preßte seine Hand.

Die Sonne lächelte auf die Uferstraße mit den Bäumen, an deren alten grauen Ästen die jungen Blättchen flüsterten im lauen Wind, der vom Fluß her kam. Ein wundervolles Wehen, lind und doch erquickend; etwas Verheißungsvolles glänzte auf den Wellen, die belebt und munter dahinglitten. Auch auf den Bergen glänzte Verheißung; auf beiden Seiten des Ufers bauten die sich auf, lagen jetzt im Duft des Frühnebels, der wie ein goldig glitzernder Schleier sie leicht überwob. Die Frau schaute hinauf zu den Höhen, auf denen sie einst, als sie noch wandern konnte, so oft gestanden hatte mit dem Vater ihres Sohnes, und in die Qual ihres Herzens kam es wie eine Verheißung: „Hebe deine Augen auf zu den Bergen, von denen dir Hilfe kommt!"

Viel ruhiger, viel gefaßter nahm sie jetzt Abschied. Hans-Helmut stand schon im Kupee und reichte nur noch seine Hand zum Fenster heraus. Den Blick der Mutter, der an ihm hing, noch einmal sein Bild in sich trank, erwiderte er in fröhlicher Zuversicht.

Er sah so hübsch aus mit dem erregten Rot auf den Wangen, mit dem leichten Flaum auf der Oberlippe, mit der dunklen Haarwelle in der Stirn, mit der jugendlichen Schlankheit seiner wohlgebauten Gestalt.

Noch ein letzter Händedruck, ein tiefer Blick, ein Winken — fort rollte der Zug.

„Gehen wir," sagte der Oberst; es klang wie ein Aufseufzen. Er setzte den Hut, den er andauernd geschwenkt hatte, wieder auf: „Kommen Sie, Frau Doktor!"

Sie hatte noch wie benommen dagestanden, immer auf den schwarzen Mund des Berges geschaut, der ihn verschlungen. Nun gingen sie zu zweien den Weg zurück, den sie eben noch zu dreien gegangen waren.

Schulknaben lärmten zur Schule, an den mit allen Lebensbedürfnissen vollgepfropften Läden und Lädchen vorbei rasselten Ochsenkarren, Bäuerinnen mit Hotten auf dem Rücken, Körbe am Arm, boten Butter und Eier an, in der Tür des Metzgers baumelte ein frisch geschlachtetes junges Kalb am Querbalken, streckte die Zunge heraus und glotzte mit seinen verglasten Augen auf die Schwelle. Es war heut sehr viel Lärm, sehr viel Leben in der Frühe des Markttages in den engen Gassen, die sich in Treppen zur Burg hinaufverloren.

Die beiden enteilten. Der Atem der Frau ging hastig: oh, der fröhliche Lärm tat ihr förmlich weh und das geschäftige Treiben des Alltags. Alles ging seinen Gang wie immer, nur ihr Weg war jetzt so anders. Gott sei Dank, sie waren jetzt wieder draußen! Hier war die Uferstraße und der vertraute Fluß, und der freie Blick auf die Berge, von denen der Duft sich jetzt hob. Hier in der Stille sangen Vögel, auf dem Wasser plätscherte leise ein Ruder, der Morgen ging sanft in den Vormittag über.

„Nehmen Sie meinen Arm," sagte der Oberst und bot ihr seinen Arm; er sah, sie konnte nicht mehr. Das bißchen Farbe verblich völlig auf ihren Wangen, sie ging schwankend auf unsichern Füßen. „Der Weg war doch wohl zu weit für Sie. Bitte, stützen Sie sich!"

Digitized by Google

Sie lehnte ab, es widerstrebte ihr, an seinem Arm zu gehen — was sollten die Leute wohl denken? — aber dann nahm sie ihn doch. Und als hätte ihr müder Fuß, der ein schweres Herz schleppte, auch den Mann müde gemacht und sein Herz schwer, so gingen sie. Einsame Menschen auf einsamer Straße, längs des Flusses, der doch voll des ewig erneuten, unerschöpflich fließenden Strömens war. Sie sprachen nichts, aber sie wußten beide, sie dachten ein und dasselbe; sie dachten nur an den Jungen.

Es war gut, daß die Maria im Hause war. Sie ruhte nicht eher, als bis Frau Doktor sich auf das Sofa legte, sie tat ihr eine Wärmflasche an die Füße und rieb ihr die Hände — die armen Hände, die waren ja eisigkalt, trotzdem es draußen so warm war. Ach ja, das Mädchen war umsichtig und sehr liebevoll! Der Oberst war voller Anerkennung; die mußte ihnen nun über die Zeit weghelfen, bis der Junge wiederkam.

Und das tat sie auch. Klug stellte sie alles mögliche an, um Frau Doktor ein wenig zu zerstreuen. Bald mußte die im Garten den Salat bestaunen, der dieses Jahr besonders schön stand, bald mußte sie auf der kleinen Plattform in der Sonne sitzen, oder Maria führte sie spazieren. Dann gingen sie am Wasser entlang, sahen die Fische schnalzen und die Wellen hinuntereilen zum Rhein, an dem er jetzt war. Immer wurde von ihm gesprochen, und seine Briefe wurden vorgelesen. Ein Gruß an Maria stand niemals darin, aber die Mutter las als selbstverständlich einen mit vor. Maria bat jedesmal, den jungen Herrn von ihr zu grüßen, und backte für ihn allerlei Kuchen; fast alle Woche wurde an ihn ein Paket geschickt. Es gab in Bonn sicherlich keine so gute Butter, keine so frischen Eier. Frau Arndt war gerührt: wie sorgte Maria, das konnte man ihr nie genug danken. Und wenn die Frau müde im Sessel lag, dann kauerte das Mädchen oft auf der Fußbank zu ihren Füßen. Der Baron war jetzt öfters aus, er suchte seine alten Bekannten wieder auf, und ging zwei-, dreimal abends zum Stammtisch. Die beiden Frauen waren dann ganz allein. Es war natürlich, daß Frau Arndt in dem Mädchen nicht nur die Dienerin sah, Maria war ja auch um so vieles mehr. Den häßlichen Dialekt sprach sie nicht mehr, ihr Äußeres hatte sich auch verfeinert, ihre etwas zu volle Gestalt war schlanker geworden, ihr Gesicht schmaler, die bunten Farben, die sie früher im Anzug geliebt hatte, mied sie jetzt, man konnte sie von fern dreist für ein Fräulein halten. Und wenn sie von einem Besuch bei ihren Eltern kam, war sie jedesmal niedergeschlagen; sie schien sich da gar nicht mehr wohl zu fühlen. Frau Arndt mußte sie förmlich antreiben: „Du kannst doch nicht immer nur bei mir sitzen, dazu bist du noch viel zu jung, du mußt eine Abwechslung haben.“ Aber: „Lassen Sie mich nur,“ sagte Maria dann immer. —

„Du bist'n Gans,“ sagte Frau Kaspers zu ihrer Tochter. Die war am Sonntag nachmittag für eine Stunde gekommen. „Nur so kurz bleibste?“

Der Vater, der auf dem alten zerschlissenen Sofa lag und, die Beine über die Lehne gehängt, seinen Samstagsrausch ausschlief, grämelte: von der Tochter hatte man doch rein gar nichts, nicht mal eine Flasche Schnaps.

„Ich kann nicht länger bleiben,“ sagte ungeduldig die Tochter, „der Herr Baron geht heute abend aus, die Frau Doktor kann nicht allein sein.“

„Du bist schön dumm, deine besten Jahre vertrauerste da!“ Der Mutter stieg der Ärger zu Kopf: hatte man dafür seine Tochter erzogen und auf sie gebaut?

Mit einem Schaudern sah Maria sich in der Stube um. Seit sie fort war und die Mutter allein zu Haus, war es verwahrlost hier. Da standen die Betten der Eltern, noch ungemacht von der Nacht her, schmutziges Waschwasser war noch nicht ausgegossen, die Heiligenbildchen hingen schief an der abgebröckelten Tünche der Wand, und aus dem Sofa, das kaum mehr einen Bezug hatte, quoll überall das Seegras heraus. Der Vater hatte verquollene Augen, und die Mutter hatte auch verquollene Augen. Sie schlumpte heute am Sonntagnachmittag noch in der Nachtjacke herum.

„Was soll ich denn hier?“ Es war etwas Verächtliches in der Mädchenstimme. Rücksichtslos setzte sie hinzu: „Ihr sauft und tut nix, soll ich euch vielleicht dabei helfen? Als ich das letztemal hier bei euch war, haben mich nachher die Flöh' gebissen. Nee, ich danke für lang hier zu bleiben!“

„Sprich nit so!“ Die Alte jammerte weinerlich: „Nee, so'n Kind! Man sollt' lieber gar kein' Kinder haben!“ Und der Mann auf dem Sofa jammerte mit: „Mein Kopp, au weh, mein Kopp! So'n Tochter, jetzt im Alter läßt sie einen im Stich.“

„Ich lass' euch ja nit im Stich.“ Mit Widerwillen griff Maria zu; so hielt sie es nicht mehr eine Viertelstunde aus. Es ekelte sie vor dem dumpfen Geruch in der Stube, vor dieser verbrauchten Luft; früher hatte sie niemals darunter gelitten, jetzt war sie es anders, besser gewohnt. Sie stieß das Fenster auf.

Digitized by Google

Mit stummer Bewunderung sah die Kaspers zu, wie unter den Händen der Tochter alles schnell anders wurde. Schon waren die Betten glatt gedeckt, die Bilder gerade gerückt, der Boden gekehrt, der Staub fortgewischt. Als es jetzt anklopfte, betrat der Schuster Peter Simon eine saubere Stube.

Er war beglückt, die Maria hier anzutreffen: sie war ja doch sein Schatz, wenn er sie auch selten genug sehen konnte. Herauszukommen zu ihr und ums Haus „herumzulungern“, wie sie es nannte, hatte sie ihm strengstens verboten. Nun umfing er sie mit seinen braunen Pranken und preßte sie.

Sie schrie unwillig auf: was fiel ihm denn ein, sie so anzutatschen?!

„Aber früher, früher haste das doch gemocht,“ stotterte er.

Sie zuckte die Achseln: „Das weiß ich nit mehr. Setz dich,“ fuhr sie ihn an, als er noch immer bei ihr stand. „Laß mich in Ruh!“

Eine dumme Trine! Die Kaspers guckte ängstlich von der Tochter auf den Schuster: der war eine gute Partie, hatte ein Lädchen und in seiner Werkstatt noch einen Lehrburschen, den durfte man doch nicht so vor den Kopf stoßen. „Wann macht ihr denn Hochzeit?“ fragte sie schlau, um den üblen Eindruck schnell zu verwischen.

Ein zornfunkelnder Blick der Tochter traf sie. „Hochzeit? Du bist wohl geck?“

Der Schuster war nicht feinfühlig; er nahm es bei der Maria nur für Getue. Wenn er an ihre Küsse dachte, die heiß sein konnten, wie nur bei einer, war es begreiflich, daß er breit und gutmütig lachte.

Aber ihr Blick blieb stumpf, er verhieß nichts, und ihr Mund auch nicht. Nur ganz flüchtig lehnte sie sich für einen Augenblick gegen seine Schulter, als er sie wieder an sich zog beim Nachhausegang. Der Weg hinaus war ganz einsam. Niemand begegnete ihnen, aber er durfte den Arm nicht um ihre Taille legen und so mit ihr wandeln. Und auf halbem Wege mußte er schon umkehren. Sie atmete auf, als sie ihn los geworden war. Ganz verderben wollte sie es freilich nicht mit ihm, darum drehte sie sich noch einmal um, spitzte die Lippen und warf ihm eine Kußhand zu. Sie hatte ihn ja eigentlich auch mal ganz gern gemocht, aber — ihre Lider schlossen sich halb, vor ihren inneren Blicken stand der junge, fast noch knabenhafte Mann in der Laube mit dem feinen Gesicht und den feinen Händen, der sie angedichtet hatte.

⌘ ⌘ ⌘

Es waren viele Briefe aus Bonn gekommen. Es hatte etwas Beglückendes, wie oft und wie ausführlich Hans-Helmut schrieb. Er war mitteilsamer, als er zu Hause gewesen war, er hatte nun ja auch weit mehr zu berichten. Der Professor, bei dem er Philosophie hörte, war ein Junggeselle, sehr gelehrt, aber etwas trocken. Doch der Lehrer, bei dem er das germanistische Seminar besuchte, war verheiratet, wohnte in einer Villa auf dem Weg nach Godesberg und versammelte alle Samstag nachmittag seine Studenten im großen Garten. Es wurde vorgelesen, deklamiert, auch musiziert; die eine Tochter spielte Klavier, die andere sang. Hedwig, Hedda genannt, war so schlank, so blond, ihr Haar das reinste Gold — Loreleihaar — sie stand an ihres Vaters Flügel gelehnt und sang. Reinster Wohllaut; man vergaß alles andere darüber. Solch einen Gesang hatte Hans-Helmut noch nie gehört. Sie war keine Dilettantin, sie war Künstlerin, sie würde eine große Sängerin werden.

„Hans-Hänschen schwärmt,“ sagte der Oberst und schmunzelte. In jedem Brief kehrte Hedda wieder.

„Er wird sich doch nicht in sie verlieben?“ fragte die Mutter.

„Warum denn nicht, das wäre gar kein Unglück. Ohne Schläge wird kein Kind groß, und kein Mann ohne Verliebtsein.“

Wenn er sich nun verliebte, ob sie ihn wiederliebte? Sicher, dachte die Mutter.

„Ich war auch verliebt,“ sagte der Oberst und lehnte sich behaglich in seinen Stuhl zurück. „Freilich, es müssen Damen sein, Mädchen aus gutem Hause. Dann bewahrt es vor vielem.“

Mädchen aus gutem Hause — das war bei Hans-Helmut ganz selbstverständlich, darüber waren sie beide ruhig. Und so spielte die Professorentochter eine gewisse Rolle, nicht nur in den Briefen des Jungen, sondern auch bei den beiden alten Menschen. Sie kannten die blonde Hedda nicht von Angesicht, aber sie fanden sie sehr schön, sehr lieb, sie erkundigten sich, was sie das letztemal für Lieder gesungen hatte, sogar was sie mit ihm gesprochen. Und als der Professor ein Sommerfest gab, einen Ball im Grünen für seine Töchter, mußte das Kleid Heddas ganz genau beschrieben werden. Sie trug ein durchsichtiges Gewand, eine flatternde Schärpe; wie der Kopf der Schaumgeborenen hob sich ihr schönes Haupt aus weißer Florwolke.

„Er fängt an zu dichten!“ Der Oberst lächelte, aber er seufzte leicht dabei: „Ja, Jugend, Jugend — wer doch auch noch jung wäre! Ich würde mich sicherlich in die schöne Hedda verlieben.“

Die Mutter lächelte ebenfalls. Als sie am Abend im Bett lag und Maria noch ein-

Digitized by Google

mal hereinkam, um ihr das Glas Zuckerwasser zu bringen, das sie trinken sollte in der Nacht, wenn das Herzklopfen kam, sagte sie träumerisch: „Ob ich es wohl noch erlebe, daß ich eine Schwiegertochter bekomme? Schlank, blond; am liebsten eine Professorentochter. Warum lachst du, Maria?"

„Schlafen Sie wohl," sagte Maria kurz und ging aus der Stube.

Und die Mutter träumte weiter von einer Schwiegertochter nach ihrem Herzen, von einem Mädchen, das ihren Sohn glücklich machte und für ihn sorgte, wenn sie längst, längst nichts mehr für ihn tun konnte. —

In den nächsten Wochen kamen noch mehr Briefe als sonst. Im ersten Brief war noch viel von Hedda die Rede, im zweiten auch, in wahren Dithyramben wurde sie gepriesen; man merkte es ihm an, er konnte gar nicht anders, er mußte immer ihren Namen schreiben, die Gedanken einzig mit ihr beschäftigen. Dann verlöschte der geliebte Name, plötzlich, ging aus wie ein schnell ausgeblasenes Licht. Was war da geschehen? Die beiden sahen sich betroffen an. „Ob sie böse miteinander sind? fragte Frau Arndt.

„Nein, gerade das Gegenteil!" Der Oberst runzelte die Stirn. Daß Hans-Helmut in das Mädchen verliebt war, wußte er längst, daß sie ihn auch liebte, nahm er für ziemlich gewiß an — wer sollte diesen liebenswürdigen Jungen nicht lieben? — aber es mußte da doch etwas nicht stimmen. Aller Enthusiasmus für Bonn, für dessen lachende Schönheit am Rhein, mit dem Blick vom Alten Zoll, vom breiten Strom hinüber zu den sieben Bergen, schien auch geschwunden. Früher hatte er sich in breiten, begeisterten Schilderungen ergangen, jeden Tageslauf ausführlich erzählt, jetzt nur knapp kurze Erwähnungen. Eine gewisse Unruhe war in den Briefen, selbst die Schrift war kritzeliger geworden, und ein fast ängstliches Anklammern an zu Hause war auch in den Briefen. Aber der Oberst sprach darüber nicht zur Mutter. Hans-Helmut kam ja nun bald, dann würde er sich seinen Jungen einmal vornehmen. —

Es ging auf den Herbst, die Abende waren noch wie laue Bäder, wohlig warm, aber sie dunkelten schon früher. Tief trugen die Obstbäume auf den Halden zwischen den Weinbergen ihre reifende Last. In der Stadt kollerten Fässer über das Pflaster, wurden beklopft, verpicht, auf ihre Tauglichkeit genau geprüft, vor jeder Tür Kübel und Bottiche zum Wässern, jeden Tag Wagen aus der Umgegend, die beim Böttcher hielten. Ein fröhlicher Herbst war in Aussicht. Und die Sonne lachte den ganzen Tag, und abends stand der Mond rotgolden wie eine zweite Sonne, schaute über den Berg, küßte verliebt die hochgelegene Burg, die spitzen Dächer der gegiebelten Häuser in den krummen Gassen, spiegelte sich im Fluß, machte die kleine Stadt zum großen Zaubermärchen.

Wenn der Oberst abends vom Dämmerschoppen kam, den er bei den Honoratioren am runden Stammtisch im „Deutschen Kaiser" einnahm, war er glücklich. Von fern hörte er singen, schön zweistimmig erklang das Lied von der „Krone im tiefen Rhein", wunderbar weich trug der dunkle Abend die Töne auf seinen Schwingen, der Stillselige hätte am liebsten mitgesungen. Wie hatte doch der Apotheker gesagt? „Na, nun kommt ja wohl Ihr Student in die Ferien, Herr Baron?" Und der Pastor, der damals Hans-Helmut konfirmiert hatte, sagte: „Ich habe selten einen sympathischeren unter meinen Konfirmanden gehabt. Keiner hat mir so wenig Mühe gemacht wie der junge Arndt."

Sie hatten dann noch eingehender über Hans-Helmut gesprochen. Der Sohn einer Witwe, wahrhaftig, es war der Frau Doktor zu gönnen, daß der Sohn so gut geriet. Also Philosophie und Germanistik studierte er, wäre Jura aber für ihn nicht praktischer gewesen? Einträglicher jedenfalls. Dann konnte er doch nach dem Assessor-Examen gleich bei einer Bank oder bei irgendeinem Industrieunternehmen im Rheinland ankommen. Da hatte der Oberst gesagt: „Er hat für sein jetziges Studium ganz besondere Neigung." Jura, Jura, was verstanden die davon?! Und dann: „Er könnte ja auch rasch ins Brot kommen, wenn er Lehrer würde, aber solange ich noch da bin, braucht er darauf nicht so ängstlich zu sehen." Er sagte das mit einem gewissen Stolz: Gott sei Dank, daß er in der Lage war, den Jungen noch eine gute Weile durchzuhalten!

Er hörte mit stiller Genugtuung, wie die Väter Hans-Helmut ihren Söhnen zum Muster aufstellten. Der Weingutsbesitzer Mayen, ein sehr vermögender Mann, der hatte mit seinem Jungen Pech, alles verplemperte der Bursche mit Weibern. Der Vater hatte ihn schon weit fortgetan in eine Weingroßhandlung im Hannoverschen, dort war der Chef sehr streng, aber es war doch immer die alte Leier. Hatte der junge Arndt wohl schon Liebschaften?

„Nein," konnte der Oberst mit vollster Gewißheit versichern. Er mußte lächeln: Hans-Hänschen und eine Liebschaft! Ja, eine Liebe! Von der glaubte er zu wissen, aber das war etwas ganz anderes, das reinigt den jungen Menschen und hebt ihn über sich selber hinaus.

„Ich wünschte, mein Karl hätte sich an

Digitized by Google

dem jungen Arndt ein Beispiel genommen," sagte ganz bekümmert der Bürgermeister. „Anfänglich waren sie immer zusammen in einer Klasse, nun sitzt der verfluchte Bengel noch immer in Prima, und ob er nächste Ostern zum Abiturium kommt, ist auch noch fraglich; der Arndt hat dann schon ein Jahr Universität hinter sich." Die Herren waren ganz offenherzig beim Schoppen; was sie sonst vielleicht nicht gesagt hätten, sagten sie hier am runden Tisch, auf den nur Dämmerlicht fiel, gerade soviel, um den goldenen Wein im Glas blinken zu sehen.

„Gott sei Dank, daß ich mich für keine Söhne zu sorgen brauche," sagte lachend Doktor Bär. „Meine Töchter sind verheiratet und haben auch nur Mädels, mit denen ist leichter fertig werden!"

„Ich habe ja noch Zeit," meinte der Apotheker. „Mein Ältester fängt erst an mit „amo, amas, amat", und der zweite liegt noch in den Windeln. Aber wer weiß!" Er seufzte auf und machte ein Gesicht wie jemand, der auf alles gefaßt ist.

Dem Oberst hatte sich die Brust gehoben in einem bisher noch nicht gekannten Gefühl des Stolzes: ja, ohne Überhebung, und ohne sich in einer Täuschung zu wiegen, konnte er sagen: was für einen Sohn habe ich doch! Die ganze Welt hätte er umarmen mögen in diesem großen, überströmenden Gefühl.

„Mein guter Junge, mein Hans-Hänschen," sagte er vor sich hin, als er durch die stille Nacht heimwärts ging, und strahlte übers ganze Gesicht. Was tat das, daß der nicht sein eigener Sohn war?! Daß dessen Mutter ihm eine ganz fremde Person gewesen war zu der Zeit, da sie dies Kind empfing? Es gibt auch eine Wahlverwandtschaft, und die bindet oft fester als Blutsverwandtschaft. Weiß Gott, er hatte den Jungen so lieb, als wäre der einer Brautnacht entsprungen, die so groß an Wonnen war, so reich an Beseligung, daß sie für ein ganzes Leben verpflichtete. Er war nur ein alter Junggesell, und doch war er Vater; seine Einsamkeit und die Sehnsucht seiner Einsamkeit nach Liebe, nach Familienglück, die hatten ihm den Sohn geboren! Der Oberst hob seinen Stock und ließ ihn wie eine Gerte durch die Luft sausen: fort damit, was man ihm hie und da hatte in die Ohren setzen wollen! Was gingen ihn seine Verwandten an, und was machte er sich daraus, was die ihm für ein Unrecht daraus drechseln würden, sollte ihnen die Erbschaft entgehen! Die standen ihm ja so fern, die hatten sich im Leben so wenig um ihn gekümmert. Das bißchen, das übrig blieb, wenn er die Augen zutat, das sollte alles Hans-Helmut gehören; das Testament war in seinem Kopf längst fertig. Nun, das würde sich schon alles finden, vorerst kam Hans-Helmut, und er freute sich darauf.

Unwillkürlich wendete der Oberst den Kopf und schaute zurück, wo jenseits der Stadt, ziemlich weit draußen, der Bahnhof lag. Da ging er nun übermorgen hin, ungefähr zur gleichen Stunde wie jetzt, der Zug lief am Abend ein gegen zehn Uhr. Schon sah er sich auf dem Bahnsteig ungeduldig hin und her schreiten, es war noch viel zu früh. Konnte man es ihm verdenken, daß er es nicht erwarten konnte? Zu Hause war auch Aufregung, schon seit Tagen. Maria hatte Kuchen gebacken, die Obsttorte, die Hans-Helmut so gern aß, die er sich immer zu seinem Geburtstag bestellt hatte; und für morgens zum Kaffee einen Hefenkranz mit vielen Rosinen.

Ob er immer glatt ausgekommen war mit dem, was man ihm schickte? Er hatte nie geschrieben: „Ich bin nicht ausgekommen." Eigentlich wäre damit zu rechnen bei einem Studenten. Aber nein, dazu war Hans-Helmut zu solid, sowas tat er ihnen nicht an! Der Oberst empfand eine große Rührung: der gute Junge! Er war ganz anders gewesen, als er so jung war. Da hieß es immer: „Vater, ich habe nichts mehr, Vater hilf!" Und er wußte doch, daß es seinem Vater schwer fiel, zu geben. Nein, ohne jeden Tropfen Bitternis im Kelch der Freude konnte er seinen Sohn umarmen.

Wie Hans-Helmut aus dem Wagen sprang! Von oben herab, ohne das Trittbrett zu benutzen; sie sahen sich gleich, sie lagen sich in den Armen. Hans-Helmut lachte glückselig. Und wie wohl er aussah, männlicher war er geworden, wahrhaftig, ein schöner Mensch! Gleich beim Anfang der Uferstraße fanden sie denn auch die Mutter auf einer Bank, sie war bis hierher ihnen entgegengegangen. Mit einem Ruf der Freude lag sie dem Sohn am Hals. Sie konnte ihn gar nicht lassen. Und zu Haus stand die Maria schon in der Tür, hielt sie weit geöffnet und sagte: „Willkommen!" Um die Tür hatte sie eine Girlande gewunden aus Buchsbaum und Tannengrün, Herbstblumen steckten nur darin, Astern, aber sie leuchteten in den schönsten Farben. Auf dem Tisch Weingläser, eine gute Flasche. Und Bratenduft kam aus der Küche — es war alles festlich. Sie waren sehr glücklich und — der Oberst stutzte plötzlich und unterbrach seine Gedankenreihe — was kroch ihm denn da vor den Füßen? Er bückte sich, um im schwachen Licht genauer zu sehen. Pfui, eine Kröte! — — —

Wie der Oberst es sich geträumt hatte, so

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

war es gekommen. Und doch nicht ganz so. Nun die erste Freude des Wiedersehens vorüber war und die Tage im ruhigen Gleise, war er einigermaßen enttäuscht. Man merkte dem Jungen eine gewisse Zerstreutheit an, ein mit dem Gedanken Fernsein, und auch ein Nichthiersein mit dem Herzen. An was dachte Hans-Helmut, wenn er die Stirn so kraus zog und ganz versunken auf einen Punkt starrte? War vielleicht ein wirkliches Zerwürfnis mit seiner Angebeteten daran schuld? Nun, so ernst würde die Sache schon nicht sein, junge Leute entzweien sich leicht einmal, um sich ebenso schnell wieder zu versöhnen.

Sie haten ihn gleich nach der blonden Hedda gefragt: kam er noch so oft in das Haus seines Professors? War er noch oft mit seiner Freundin zusammengewesen?

„Ich bin vor meiner Abreise nicht mehr hingekommen.“ Das klang ausweichend. Der väterliche Freund ergriff die erste Gelegenheit, auf den Grund der Verstimmung zu kommen. Sie spazierten am Fluß entlang. Von der Seite her betrachtete der Oberst verstohlen das junge Gesicht: sah der Junge heute nicht geradezu unglücklich aus? Und so schweigsam war er. Seit sie vom Hause fortgegangen waren, und das war eine gute Viertelstunde her, hatte Hans-Helmut noch kein Wort gesprochen.

„Warum bist du so stumm?“ fragte der Oberst.

Der Angeredete fuhr zusammen: „Ich? Ich bin doch nicht stumm.“

„Dann mußt du innerlich gesprochen haben. Zu mir kein Wort.“

Der junge Mensch errötete und lächelte dann verlegen: „Das weiß ich gar nicht — entschuldige! Ich war wohl in Gedanken.“

„Das scheint mir auch so.“ Gutmütig lächelnd legte der Ältere dem Jüngeren die Hand auf die Schulter; sie waren beide groß, der Oberst war doch noch ein Stück größer. „Hör' einmal, mein Sohn, mit dir stimmt etwas nicht ganz. Willst du mir nicht sagen, was dich bedrückt?“

„Mich bedrückt aber nichts.“

Der Oberst war jetzt ernst: „Ich habe mich unendlich auf dich gefreut, nun wäre es mir fast lieber, du wärst nicht gekommen. Dann könnte ich mir doch noch einbilden, du wärst sehr glücklich in Bonn, verlebtest da herrliche Tage und liebtest das schönste Mädchen von Bonn — oder ist sie das nicht?“ Der junge Mann nickte bejahend.

„Und liebst du sie nicht?“

Hans-Helmut nickte und sprach leise, wie zu sich selber: „Ich liebe sie.“

„Na, siehst du, so weit wären wir ja!“ Der Oberst seufzte erleichtert. „Und sie liebt dich.“

„Nein.“

„Was — nein?!“ Der Oberst rief es laut. Das war ja unglaublich. „Natürlich liebt sie dich, dummer Junge, du siehst es nur nicht!“

„Ich sehe wohl.“

In dem jungen Gesicht war ein Ausdruck bitterer Enttäuschung. Was fiel dem Jungen bloß für ein Blödsinn ein, ein Mädchen und ihn nicht lieben?! Wo wäre ein Mädchen in der ganzen Welt, das, von Hans-Helmut geliebt, ihn nicht wieder lieben würde! Aber Hans-Hänschen verstand sich eben noch nicht auf die verflixten Weiber! Den Oberst überkam es wie Wut, auf alles, was einen Unterrock anhatte. Was hatte denn diese blonde Hexe für einen Jammerlappen aus seinem Jungen gemacht! „Du bist ein Narr,“ fuhr er den jungen Mann an. „Wenn i ch dir sage, sie liebt dich, dann liebt sie dich auch. Was hat sie dir denn geantwortet?“

„Ich habe sie nicht gefragt.“

„Nicht gefragt — und dann sagst du, dann meinst du —“ das ging dem Oberst denn doch über den Spaß, er fand keine Worte mehr.

„Ich brauchte sie nicht zu fragen,“ sagte Hans-Helmut traurig, „ich weiß: sie liebt nur sich. Liebt ihre schöne Gestalt, ihr schönes Haar, ihr schönes Gesicht, ihren schönen Gesang.“

„Und sie liebt den Reichtum. Sie wird sich lieber nach einem reichen Bräutigam umsehen.“ Der Oberst war gereizt.

„Oh, nein, das tut sie nicht,“ sagte der junge Mann schnell. „Sie will überhaupt keinen Bräutigam, sie will nur ihre Kunst.“

„Das sagen alle jungen Mädchen, das macht sich so gut.“

„Ich habe ihr Kleid berührt, ich habe ihre Hand geküßt!“ Hans-Helmut flüsterte es, wie etwas Geheimnisvolles. „Daran muß ich immer denken. Das nimmt all meine Gedanken in Anspruch; wenn ich auch mit euch spreche, bei ganz anderm bin, plötzlich ist sie wieder da, und ihr versinkt und alles andere auch. Ich wünschte, ich wäre nie nach Bonn gegangen.“

Der Oberst war verstimmt: unglückliche Liebe! Denn das schien es doch zu sein, obgleich er nicht recht verstand, warum sie das sein mußte. Die beiden waren ja so jung, die konnten noch warten. Aber na, es schadete auch nichts, das mußte ein junger Mensch einmal durchmachen; was vielleicht mit Vierzig ein Unglück würde, ist oft mit Zwanzig ein Glück. Liebevoll Hans-Helmut, der ihn heute so jung, so knabenhaft jung deuchte, an sich ziehend, sagte er so weich, als es seine

Digitized by Google

knarrige Stimme zuließ: „Es ist mir lieb, mein Sohn, daß du dich ausgesprochen hast. Wenn ich dich auch nicht ganz verstehe — die ganze Sache überhaupt nicht recht verstehe — ich fühle doch mit dir. Und das tut dir gut. Und“ — er versuchte ein leichtes Lachen — „anderes Städtchen anderes Mädchen, tröste dich, lieber Junge!“

„Das ist es, um was ich dich bitten wollte.“ Plötzlich lebhaft werdend, griff Hans-Helmut das auf. „Ich möchte fort von Bonn. Das wirst du verstehen. Bring das der Mutter bei, ohne ihr den wahren Grund zu sagen. Verrate ja nichts, sie würde sich grämen für mich, die gute Mutter. Ich will fort von Bonn, überhaupt fort vom Rhein. Du mußt mir dabei helfen. Helfen, wie früher bei meiner ersten Schulaufgabe!“

Der junge Mann hing sich dem Alten an den Arm, und sie gingen wohl noch eine Stunde weiter, immer dicht dem Flusse entlang, und ganz vertieft ineinander.

❧ ❧ ❧

Maria Kaspers ärgerte sich: der junge Herr hatte gar keinen Blick für sie. „Er ist so anders,“ sagte sie zu Frau Arndt.

„Findest du?“ Hilde Arndt lächelte nachsichtig. Ach, sie erinnerte sich der Zeit noch so genau, als sie ihren Mann kennengelernt hatte, da hatte sie nur an den gedacht, gleich vom erstenmal an. Wenn sie die Mutter zum Badehaus brachte, wenn sie auf der Wiese Blumen pflückte, wenn sie den Berg hinanstieg und von da oben weit in den Duft jenes fernen Flusses blickte, an dem er wohnte, immer an ihn. Und Hans-Helmut, der mit der schönen Hedda soviel zusammen gewesen war, der sollte nicht ausschließlich an die denken? Die Mutter verstand das noch, obgleich sie selber längst aus den Jahren war, in denen das Blut hoch geht und Überschwenglichkeit den nüchternen Alltag vergessen läßt. Aber sie fragte den Sohn nicht mehr nach Hedda, sie hatte es sich gemerkt, Hans-Helmut schien nicht gefragt werden zu wollen, und so wartete sie geduldig, bis er sprechen würde. Doch im stillen spann sie Pläne aus, die wie in einem goldenen Netz jenes blonde Haupt einfingen. Hans-Helmut war jetzt noch zu jung, jenes Mädchen auch noch so jung, sie mußten noch ein paar Jahre warten, aber dann würde sie, die Mutter, sich gern auf ein einziges Stübchen zurückziehen, Haus, Garten, alles hier konnte das junge Paar in Besitz nehmen. Sie wollte weiter nichts, als sich in dessen Glück sonnen. Vielleicht lebte sie dann nicht mehr — oder doch, sie lebte, die Freude gab ihr neue Kraft.

Frau Arndt blühte auf in dieser Zeit der Erwartung. Ihre eingefallenen Wangen füllten sich etwas, ein zartes Rot war auf ihnen. — —

Daß der Sohn zum neuen Semester nun so weit fort, bis nach Berlin, wollte, das hörte die Mutter nicht gern. Aber wenn er denn durchaus meinte, soviel mehr von den Professoren dort zu haben, die bedeutendsten Lehrer wären in Berlin, dann mußte man sich eben damit abfinden, daß er erst Ostern wieder nach Hause kam und nicht schon wieder zu Weihnachten. Die Reise war zu weit. Weihnachten ohne ihn! Ein Fest ohne Glanz, fast ein Fest ohne Bedeutung. — —

Es war ein häßlicher Winter, so häßlich, wie man ihn in dem milden Flußtal, geschützt von den Bergen, sonst nicht kannte. Wenn es hier schon so kalt war, wie kalt mußte es da erst in Berlin sein? Der Nordostwind, der wie ein verirrter Hund aus den Bergen heulte den Strom hinunter, warf ganze Hände voll eisiggekörnten Schnees gegen die Fenster. Jeden Morgen schaufelte Maria den Weg vorm Haus bis hinuntet zur Straße frei; nach wenigen Stunden war er wieder zugeschneit. Dann kam wohl der Oberst um die Mittagszeit heraus, die Beinkleider in die hohen Reiterstiefel gesteckt, die alte Litewka an, einen wollenen Schal um die Ohren gebunden, und fing an, mit solcher Vehemenz noch einmal zu schaufeln und zu kehren, daß er bald den Schal von den Ohren riß, den Maria ihm trotz seiner Abwehr umgebunden hatte; er schwitzte auch barhaupt. „Ein tolles Wetter,“ sagte er dann, wenn er wieder, aufstampfend und sich die verklammten Hände reibend, die Wohnstube betrat.

Frau Arndt saß nicht weit vom Ofen und strickte; am Fenster vorm Nähtisch, wo sie sonst gewöhnlich zu sitzen pflegte, saß jetzt Maria und stickte. Sie war sehr emsig, benutzte das helle Tageslicht für die schön verschlungenen Monogramme in den Taschentüchern, die Hans-Helmut noch zu Weihnachten bekommen sollte. In Frau Doktors Schlafstube stand die Kiste, in die jeden Tag noch etwas Neues gelegt wurde, obgleich man gesagt hatte: jetzt ist es aber genug.

Das erste Weihnachtsfest, das der Sohn nicht zu Hause verlebte, stand vor der Tür. „Er wird es sehr empfinden,“ sagte die Mutter.

„Schadet nichts, lassen wir ihn nur!“ Der Oberst ging in der Stube hin und her, die Hände auf dem Rücken. „Es ist ja nicht sein letztes Weihnachten, er kann noch viele zu Hause feiern.“ Aber ganz gleichgültig war es ihm doch auch nicht. Schade, sehr schade, daß der Junge nicht hier war! Und die Erinnerung des Mannes ging zurück zu den Weihnachtsfesten, die er mit Hans-Helmut

Digitized by Google

verlebt hatte. Es waren ihrer schon viele, schon über ein Dutzend. Er entsann sich noch ganz genau: zum ersten Weihnachtsabend, zu dem Frau Arndt es nur ganz schüchtern gewagt hatte, ihn zu laden — er hätte gar nicht angenommen, wenn die Augen des Kindes nicht gebeten hätten — hatte er dem Kleinen einen Säbel geschenkt, aber mit stumpfer Spitze, und einen Helm aus Pappe. Weihnachten folgte auf Weihnachten; unterm Christbaum waren es der Geschenke mehr geworden, und andere. Das ganze Jahr dachte man darauf. Soldatenhelm, Armbrust und Flitzbogen folgten, kleine bunte Taschentüchlein, Zusammensetzspiel und Mundharmonika, Steinbaukasten und Matrosenanzug, Kaufladen mit Schweinskopf aus Marzipan und schokoladenen Kaffeebohnen, Pelzmütze, Laterna magica, warme Pantöffelchen, Hemden und Eisenbahn mit Schienen, Wärterhäuschen und Lokomotive, die mit Spiritus geheizt wurde. Glänzende Stulpstiefel, lederne Schülermappe unterm Arm zu tragen, ein Mikroskop, ein photographischer Apparat, die ersten langen Hosen und Schillers Werke. Und dann kamen die Geschenke, wie man sie einem Heranwachsenden macht: Bücher, Bücher, neben Goethe, Kleist und Heine, moderne Literatur. Bilder für Hans-Helmuts Zimmer: Goethe, Bismarck und der Kaiser. Schlipse, Oberhemden, der schwarze Anzug zur Konfirmation, diesen recht auskömmlich groß und weit, daß er ihn auch später noch tragen konnte. Ein Siegelring, Nietzsche, Schopenhauer und Glacéhandschuhe. Und dann letzte Weihnachten die goldene Uhr nebst Kette, die er von seinem Vater geerbt hatte; für ihn selber tat's die silberne, die er früher im Manöver getragen hatte.

Der Oberst ging so noch einmal alle die Weihnachten durch, die sich hier in diesem Zimmer abgespielt hatten. Sie waren immer sehr schön gewesen, immer sehr gemütlich — nein, mehr als das: gemütvoll. Frau Arndt hatte mit schüchterner Stimme das „Stille Nacht, heilige Nacht“ angestimmt, er selber war mit seinem Baß eingefallen, und wenn es auch nicht harmonisch ganz richtig war, kräftig war's jedenfalls. Oh, es waren glückselige Feste gewesen. Sie dünkten ihn in der Erinnerung noch glückseliger. Dieses Mal würde es hier recht still sein, recht einsam. Gestern hatte Maria einen Tannenbaum angeschleppt, der alte Kaspers hatte ihn aus dem Walde geholt; sie versicherte, der Förster hätte dem Vater den geschenkt. Man gab dem Kaspers eine Mark dafür. Die würde er nun gleich in Schnaps umsetzen; es war traurig, daß der Alte soff — und dabei doch diese Tochter! Eine vortreffliche Person! Womit konnte man ihr bloß eine rechte Freude machen? Der Oberst hatte das Gefühl, ihr persönlich doch auch etwas geben zu müssen. Sehr viel ausgeben konnte er dieses Mal nicht mehr. Hans-Helmut, die Kollegiengelder, sein Essen, der Besuch von Theater und Konzerten, seine Miete — alles mögliche kam eben zusammen. Er wohnte möbliert bei einer sehr netten Wirtin am Schiffbauerdamm, die machte ihm auch das erste Frühstück und etwas zum Abendbrot. Das Zimmer wäre sehr groß und angenehm still, ein Alkoven stieß daran, in dem sein Bett stand. Der Tiergarten war gar nicht weit ab, und von seinem Zimmer, das nach hinten lag, sah er in ein Stück vergessenen Gartens. Ein melancholischer Garten wäre es, schrieb Hans-Helmut, aber wenn erst ein Star aus dem Starenkasten, den man an die alte Kastanie genagelt hatte, pfiff, würde es schon heiterer werden. Ei ja, der Junge vermißte doch die schöne Umgebung hier und seine freundliche Stube mit all den Gemütlichkeiten und den liebevollen Umgang und auch die Fürsorglichkeit von Maria. Und damit waren des Oberst Gedanken wieder bei der Maria angelangt.

Nachdenkend stieg er die Treppe zu seinem Zimmer hinauf. Da hatte er in dem Fach im Schreibtisch, wo die Brille zum geheimen Studium lag, die er jetzt aber auch öffentlich aufsetzen mußte, wenn er die Zeitung lesen wollte, eine Brosche liegen. Die stammte noch von seiner Mutter her. Eine altmodische blankgoldene Brosche mit Granatsteinen besetzt und Gehängen von Granaten und kleinen Perlchen. Er hatte sie als Kind sehr bewundert, und sie war ihm lieb. Aber er würde sie jetzt der Maria schenken; das war etwas, das sie mehr erfreuen würde als hundert Taler in bar. Er kaufte schnell noch ein kleines Etui dazu, und dann legte er sie am Weihnachtsabend auf ihren Platz unterm Baum.

Sie wurde blutrot, sah überrascht auf die Brosche mit niedergeschlagenen Augen, hielt sie sich dann an den Busen, nahm sie wieder auf die flache Hand und sah abermals auf sie nieder. Lange. In ihrem Dank war etwas, das dem Geber sagte: Mit diesem Geschenk hatte er es getroffen, noch über alles Erwarten.

Die ein wenig trübselige Stimmung hob sich; es war ein Brief von Hans-Helmut eingetroffen, den lasen sie nun als ihr Geschenk, beim Schein der Weihnachtskerzen.

„Berlin, 20. Dezember.

Geliebte Eltern!

Damit Ihr ihn ja rechtzeitig bekommt, schreibe ich schon heute diesen Brief.“

Digitized by Google

„Geliebte Eltern" — sie lächelten beide. Die Frau ein wenig verlegen, der Mann mit einem geheimen Schmunzeln: so hatte der Junge sie noch niemals angeredet!

„Wenn Ihr am Weihnachtsabend unterm brennenden Tannenbaum steht in unserer gemütlichen Wohnstube, werdet Ihr sehr an mich denken. Ich ebensosehr an Euch. So gemütlich wie Ihr werde ich es nicht haben. Eigentlich würde ich am liebsten auf meiner Bude bleiben, steckte mir das kleine Bäumchen an, das ich mir heut am Gendarmenmarkt gekauft habe, ließe mir von meiner Wirtin heißes Wasser bringen und braute mir einen Punsch von Snellers Punschextrakt, den Ihr mir geschickt habt, wenn ich frieren sollte. Nun ja, es ist in Berlin auch kälter als bei uns — überhaupt kälter, wir Rheinländer werden hier nicht so recht warm."

Der Oberst nickte: „Aha! Hab' ich ihm ja gesagt, Berlin ist nicht Bonn."

„Ach, wäre er doch lieber in Bonn geblieben! Dann hätte er heute auch hier sein können," sagte Frau Arndt.

„Ich würde Faust lesen; aber nun tue ich das alles doch nicht; sondern ich werde meinen feierlichen schwarzen Rock anziehen, ein reines weißes Oberhemd, den feinen Schlips, den ich sicherlich von Euch erhalte (Eure Weihnachtskiste ist noch nicht angekommen), werde mich schniegeln und bügeln und werde zu Kapitän Neumanns mich begeben, der mich zum Weihnachtskarpfen eingeladen hat, und wo ich, dank Deiner Empfehlung, mein lieber Vater, gut aufgenommen worden bin. Zweimal war ich schon Sonntags zum Mittagessen dort und auch einmal abends. Sie sind liebenswürdig. Weiter viel zu sagen ist freilich von den Leuten nicht, es wäre vielleicht mehr zu sagen, wenn sie nicht so steif wären. Aber sie werden am Ende von mir das gleiche sagen. Man steht doch mehr oder weniger nur so herum."

„Ach Gott, das ist doch kein Weihnachtsabend," klagte die Mutter.

„Lassen Sie gut sein, Frau Doktor! Wir haben unsern Jungen so mit Liebe verwöhnt, daß es ihm nichts schadet, wenn es ihn draußen ein bißchen kälter anweht. Er wird ja auch noch andere Beziehungen anknüpfen und herzlichere; und Freunde finden. Hören Sie nun mal weiter." Und der Oberst las weiter vor.

Hans-Helmut schrieb von seinen letzten Theatereindrücken, und da schwärmte er. Er hatte im Deutschen Theater Ibsen gesehen und seinen ersten Strindberg — unerhörte Theatereindrücke. „Ich wünschte, es wären andere Stücke," brummte der Oberst dazwischen, „so'n Zeug! Ich habe darüber gelesen." Auch von der Oper schrieb der junge Student, es war ein langer Brief. Ein großes Konzert in der Philharmonie hatte ihn fast übernommen, solches Orchester hatte er nie geahnt.

„Berlin ist doch schön, ich danke Euch vielmals, daß Ihr es mir ermöglicht, hier sein zu können. Und nun für heute Adieu! Das heißt, ich bin ja gar nicht fort von Euch, ich bin ganz bei Euch, an diesem Weihnachten fast mehr noch als sonst. Aus Erinnerung und Sehnsucht gewoben, bindet mich ein Band an Euch, fest, fast schmerzhaft fest. Ich liebe Euch und werde Euch immer lieben.

In Dankbarkeit

Euer Hans-Helmut."

„Ein lieber Brief!" Der Oberst ließ das Blatt sinken, und die Mutter nahm es zur Hand und studierte es noch einmal. Leise knisterten die Weihnachtskerzen, ein wunderbarer Duft von Tannen und Wachs erfüllte das Zimmer. Maria hatte den Brief auch mit angehört, nun ging sie hinaus, um das Abendessen zu besorgen. Die beiden blieben stumm sitzen, bis das heute festliche Essen kam, und blieben auch dann noch still sitzen. Maria war jetzt in die Stadt, nach Haus zu ihren Eltern.

Der Oberst saß in der Sofaecke, Frau Doktor im Lehnstuhl beim Ofen, sie sprachen nicht zusammen, aber jeder von ihnen kannte ganz genau die Gedanken des andern. Die Kerzen am Baum brannten nicht mehr, die gewohnte Hängelampe gab milden Schein, aber der reichte nur für den Tisch, die beiden Ecken lagen halbdunkel. Und das war gut, denn so sah der Oberst nicht das Gesicht der Mutter, das sehr wehmütig war.

Eine große Stille war im Zimmer, die beiden hörten nur den Regulator eintönig ticken; sie schlossen die Augen in ihrem Halbdunkel, und da hörten sie auf einmal noch etwas: der Sohn ging durchs Zimmer. Sein Tritt war leicht, elastisch, sie hörten ihn, wie sie ihn immer gehört hatten; jetzt hielt er beim Weihnachtsbaum an. Und sie sahen ihn. Er reckte die schlanke Gestalt, er bog einen Zweig zu sich herunter, er atmete den Tannenduft ein — alle Kerzen flammten auf — er beugte sich über seine Geschenke, sein Gesicht war hell beschienen, sein geliebtes, vertrautes Gesicht — er lächelte. Da lächelten auch sie in ihren Gedanken.

Draußen war die Stille der Heiligen Nacht, die ging auf Zehen ums Haus. Alle Winde hielten den Atem an. Leuchtende Sterne standen am Himmel, stumm wandelten sie ihre Bahn, stumm blickten sie

Digitized by Google

nieder auf das Haus, das auch stumm war, einsam und dunkel. Und das doch von Liebe sprach, in alle Fernen reichender Liebe.

❀ ❀ ❀

Bei Huppauf am Schiffbauerdamm, zwei Treppen links, war es anders, als Hans-Helmut es bisher gewohnt gewesen war. Zu Hause pünktliche Ordnung, auch in Bonn war es ordentlicher gewesen, hier war es aber etwas genial. Frau Emilie Huppauf — Emilia, wie sie sich schrieb — war Mitglied der Hofoper, das heißt: Choristin. Fürs Ganze aber ebenso wichtig, wie die berühmteste Solistin. Wenn sie nun auch aus langjähriger Praxis ihrer Einsätze sicher war, man hätte sie aus tiefstem Schlaf wecken können, sie hätte als Sirene ihr „Naht euch dem Strande" auf der Stelle gebracht und jederzeit, ob heiser oder nicht, das hohe A G AAAA in „Nie wird es zu hoch besungen, Retterin des Gatten zu sein" geschmettert — die Proben durfte sie doch nicht versäumen. Und dadurch kamen öfters Konflikte mit den häuslichen Verrichtungen. Es konnte sein, daß Hans-Helmut noch mittags sein Bett nicht gemacht fand und das Waschwasser nicht ausgegossen, aber Frau Huppauf, die dann pustend angerannt kam, versicherte mit ebensoviel Liebenswürdigkeit wie Zungengelenkigkeit, daß das nie wieder vorkommen sollte. Zudem war das Zimmer so angenehm still — er war die Stille von Hause gewohnt — auch keine Wanzen darin, und man konnte sein Geld ungezählt liegen lassen. Wenn Hans-Helmut hier auf dem breiten Sofa lag, auf dem ganz bequem zwei Platz gefunden hätten, und sein Blick träumerisch glitt von dem alten Zylinderbüro, das stets offen stand, weil es keine Klappe mehr hatte, zum Tischchen mit der Wasserkaraffe, die immer gleich halb gefüllt blieb, vom Bild des Alten Fritz hinüber zur großen Photographie der Lola Beeth mit eigenhändiger Unterschrift, dann fühlte er sich ganz behaglich. Der Lärm der großen Stadt war weit, das Rollen der Wagen, das Tuten der Autos klang nicht hier herein. Vorn heraus am Schiffbauerdamm floß das Wasser vorbei, das Wasser der Spree. Ein seltsames Wasser; es hatte nicht das Leben wie das Wasser des Flusses daheim, das im Sonnenschein lachte, im Regen weinte, das den Himmel spiegelte und zu jeder Stunde ein anderes Gesicht zeigte. Dieses Wasser war unbeweglich. Es schlug nicht Wellen, kein Wind rührte es auf. Fegte der darüber hin, so bewegte sich nur ganz schwach seine oberste Schicht; kein Sturm, so schien es, hatte Kraft genug, diese schwere Masse aufzurütteln. War das tief hier? Sie sagten: sehr tief.

Hans-Helmut stand oft am Geländer still. Langsam glitten Schleppkähne dahin, Zillen lagen verankert, die der Arche Noah glichen, deren er sich aus frühesten Kindertagen gern erinnerte. Von dieser Arche Noah hier vorm Haus sah er alle Morgen, wenn er zur Universität ging, sich Rauch kräuseln aus der niedrigen kleinen Wohnung, und mittags, wenn er vom Essen nach Hause kam, stand auf dem Hinterdeck eine Frauensperson mit seltsam flachshellem Haar, das fast weiß im Licht glänzte, und wusch Geschirr ab. Auch sah er sie mitunter waschen, in einen Holzzuber schöpfte sie dazu Wasser aus der Spree. An sonnigen Tagen flatterten in langer Reihe Wäschestücke vom gespannten Seil auf dem Hinterdeck. Auf dem Vorderdeck aber standen Korb bei Korb, schöne gelbe und rote Äpfel; über die schwanke Laufplanke, vom Kai zur Zille gelegt, kamen die Käufer und suchten sich Äpfel aus. Ein reger Handel blühte. Der Mann mit dem ausgefransten Schifferbart schulterte ganze Körbe und schleppte sie ans Ufer. Ein süßsäuerlicher Duft wehte stets von dort. Wenn Hans-Helmut die Augen zumachte, glaubte er sich in die Heimat versetzt zur Zeit der Apfelernte. Waren vielleicht diese Äpfel, die so lockend dort aus den Körben zu ihm herüberleuchteten, auf den Halden daheim gewachsen? Er ging hinüber und kaufte sich eine Tüte voll. Der Mann war um diese Zeit nicht da, der schlief; das Mädchen, ein noch junges Mädchen, bediente ihn. Wenn Hans-Helmut nachher auf seinem Sofa lag und in einen saftigen Apfel biß, stand ihm unwillkürlich dieses Mädchen mit dem seltsamen Flachshaar wieder vor Augen. Das mußte ein eigentümliches Leben sein, das die führte, so immer in einem Haus auf dem Wasser; sie hätten keine andere Wohnung, sagte sie. Wenn die Äpfel alle verkauft waren, fuhren sie wieder die Spree abwärts und durch die Kanäle, bis sie sich in Lübben vor Anker legten. Da froren sie oftmals ein, wenn der Winter hart war; wollten sie dann Wasser haben, mußten sie vom Schiff hinunter aufs Eis, sich ein Loch hauen und schöpfen. Und sie zeigte dabei ihre Zähne, die in perlmutterartigem Schmelz hinter den etwas breiten, blassen Lippen schimmerten. Sie war seltsam farblos mit ihrem ganz hellen Haar, das fein und schlicht war, wie eine seidene Kappe über dem Kopf lag und sich in zwei dicken Zöpfen tief um ihre Stirn schlang.

„Eine aparte Erscheinung," sagte der Student Fritz Hermann, mit dem sich Hans-Helmut etwas näher angefreundet hatte; ihre Plätze waren nebeneinander im Auditorium des vielbewunderten Literaturprofessors, der

Digitized by Google

über Goethe las. Sie kauften beide drüben ihre Äpfel. „Ein Gretchen ist sie nicht, eine Dorothea noch viel weniger, auch keine Friederike. aber ich könnte mir eine aus der Walpurgisnacht so ähnlich vorstellen.“

Hans-Helmut lachte den Freund aus: das Mädchen aus der Zille und eine aus der Walpurgisnacht! Aber nun sah er sie sich doch aufmerksamer an. Bleich war sie, fabelhaft bleich, das Wohnen in dem feuchtdumpfen, halb dunklen Raum der Kajüte konnte ja auch unmöglich gesund sein.

„Ich glaube, der Alte drüben hat heute nacht das Mädel verhauen,“ sagte Frau Huppauf, als sie ihrem Studenten eines Morgens den Kaffee brachte. „Haben Sie nichts gehört? Ich kam jerade aus'n Theater — fürchterlich lange haben se jemurkst mit der Götterdämmerung, der neue Kapellmeister konnte jar nich fertig werden, was schon so lang ist, zog er noch länger. Nee, den woll'n wir nich, denn kommt man jar nich mehr zu Hause. Na ja, da hab' ich 'nen Schrei jehört, der is mir durch und durch jejangen; und denn hörte ich se weinen.“

„Ich habe nichts gehört.“

„Ich möchte wohl wissen, was da los war — das arme Mädel kann einem doch leid tun,“ sagte die gute Huppauf ganz bekümmert.

Als Hans-Helmut heute hinüber ging, um sich Äpfel zu kaufen, war das Mädchen nicht zu sehen. Der Mann bediente ihn, mürrisch und wortkarg wie immer — was hatte der für ein gemeines Gesicht! Da war doch auch keine Spur von Ähnlichkeit zwischen Vater und Tochter.

„Vater und Tochter?!“ Fritz Hermann, dem er davon sprach, zog die Achseln hoch und machte ein zweifelndes Gesicht. „Ich taxiere sie eher für seine Liebste.“

Wie konnte man das nur denken?! Dieses arme Mädchen! Hans-Helmut fühlte sich förmlich beleidigt in Annas Seele hinein. Anna hieß sie. In seinen Augen stand Mitleid, als er sie das nächstemal sah. Er wußte es nicht, daß seine Stimme weicher klang, daß seine Hand sich mit einem leichten Druck auf die ihre legte. Sie sah noch blasser, noch schlanker aus als sonst, über ihre Stirn, die schmal war — tief hinein lag das schwere Blond — lief eine blutrote Schmarre. Ihre hellen Augen waren dunkel von Traurigkeit. Diese Augen, wie das Spreewasser, das um die Zille floß, farblos, nicht blau, nicht grün, und doch undurchsichtig; sie hatten eine schwere bleierne Tiefe.

„Nach Weihnachten fahren wir weg, eh's zufriert; unsere Äpfel sind dann alle,“ sagte sie.

Hans-Helmut hatte das Gefühl, er möchte ihr zu Weihnachten etwas schenken; sie hatte sicher ein trauriges Fest bei dem groben Vater, vielleicht würde es ihr eine kleine Freude machen. Aber was schenkte man so einem Mädchen, eine Kleinigkeit sollte es nur sein. Er zog Frau Huppauf zu Rate.

Die sah ihren Studenten ganz verdutzt an, beinah erschrocken. Hatte er denn mit der was? Das hätte sie von diesem Zimmerherrn nicht gedacht, einen solch soliden hatte sie ja bisher noch nicht gehabt. Ihr war wirklich der Glaube an die Tugend der Männer, der sehr erschüttert war, wiedergekommen durch diesen Zimmerherrn. Jetzt durchzog eine starke Enttäuschung den üppigen Busen der guten Huppauf. Ihr Mann, — was hatte sie schon mit dem durchgemacht! — wenn der mit der drüben von der Zille was vorhätte, würde sie sich gar nicht wundern, aber Herr Arndt —?! Sie sah den jungen Mann vorwurfsvoll an, und ihr Ton war spitz: „Das müssen die jungen Herren doch selber wissen, was man so einer schenkt; ich kenne so was nicht.“

Aber Hans-Helmut blieb unbefangen: „Ich möchte ihr nichts Persönliches schenken, nichts zum Anziehen und nichts zum Putz, dazu ist sie mir viel zu fremd. Vielleicht ein Bild, ein Buch, was meinen Sie dazu, Frau Huppauf?“

Nun mußte die Huppauf lachen: das war wirklich naiv! Aber zugleich war sie gerührt und beglückt: diesmal hatte sie sich also doch nicht getäuscht. Und sie stimmte eifrig zu: natürlich ein Bild, das die sich über ihr Bett oder die Kommode hängen konnte. Ein Buch war wohl weniger was. Wer weiß, ob so'n Schiffermädchen überhaupt was las.

Und Hans-Helmut kaufte ein Bildchen, das er bei einem Alttrödler, in dem verstaubten Fenster einer entlegenen Seitenstraße entdeckt hatte. Es gefiel ihm so gut, jedesmal, wenn er da vorbei ging, hatte er es sich angesehen; und es schien ihm gerade für sie zu passen. Ein alter Stich war es, schon braunfleckig am Rand des Papiers. Aber unberührt zart und lieblich war das Gesicht des Engels, der auf schwankem Steg über ein wildes Wasser schritt; wie eine Wolke schwebten hinter ihm große Flügel. In seinen Armen trug er ein Kind. Das hatte Blumen gepflückt am wilden Wasser, es war verirrt, nun trug er es hinüber zum sicheren Ufer.

Am Weihnachtstag trug Hans-Helmut das Bildchen, das er hatte hübsch einrahmen lassen, fest eingewickelt in rosa Seidenpapier, mit einem Tannenzweiglein besteckt, zu ihr hinüber. Er legte es auf den Äpfelkorb: „Das ist für Sie — und ich wünsche Ihnen auch ein

Digitized by Google

gutes Fest!" Damit sprang er fort über den Laufsteg und sah sich nicht mehr um. Ob sich das arme Mädchen wohl freuen würde? Unter seiner Haustür sah er sich doch einmal um, und da sah er, wie sie noch immer auf demselben Fleck stand, das Bildchen, das sie ausgewickelt hatte, in der Hand. Sie stand unbeweglich und starrte darauf nieder. —

Der Weihnachtsabend bei Kapitän Neumann war glücklich vorüber. Es war gar nicht so schlimm gewesen und weniger steif als die Male vorher. Die Kerzen am Tannenbaum hatten mild gestrahlt, der Hausherr war weniger zugeknöpft, die Hausfrau herzlicher, sie hatten sich alle Mühe gegeben, es ihren Gästen behaglich zu machen.

Gegen elf Uhr war alles zu Ende. Die Hausfrau war müde, die Kinder mußten zu Bett. Hans-Helmut hatte den ganzen Abend an zu Hause gedacht. Da saßen die daheim nun unterm Baum zwischen den lieben vertrauten Dingen, still war es ums Haus und still im Zimmer, der Regulator tickte ganz sacht, es verknisterten leise die Kerzchen, der Tannenduft, mit dem von Wachs vermischt, füllte wunderbar heilig und andachtsvoll den Raum — so, so hatte er einstmals die Heiligen drei Könige schreiten sehen und sich aufstellen um die Krippe, darin das Christkind lag. Die Hirten knieten, das Öchslein, der Esel, die Schafe waren auch dabei, und überm Strohdach des Stalls stand der silberne Stern mit dem langen Schweif aus Lametta. Und plötzlich stand er unterm Baum in der lieben Stube und sah die Krippe, suchte, was ihm von Kindheit an wert gewesen war, suchte Erinnerungen, die er glaubte nicht missen zu können, suchte vor allem zwei geliebte Menschen. Und siehe, da waren sie ihm nahe, ganz nah. Er trat zu ihnen, er faßte ihre Hände, er hörte ihre Stimmen —

Nun schritt er durch die ernüchternde Nachtluft dem Schiffbauerdamm zu. Aber seine Gedanken waren noch immer benommen. Machte das der starke Punsch, den er getrunken hatte? Der Kapitän hatte den ordentlich steif gebraut. Er sah sich plötzlich wie ein Erwachender um: das war ja nicht das Berlin von gestern, das er heute durchschritt! Alles so still, der Lärm, das unruhig geschäftige Treiben völlig verstummt. Da, wo sonst die Menschen rannten, eilten, hetzten, sich kaum auswichen, gegeneinander stießen, in Gefahr kamen, überfahren zu werden, von Bahnen, Geschäftswagen, Droschken, Equipagen, Autos und Fahrrädern, da war der Platz jetzt groß, weit und leer. Nur wenige Gestalten, den Mantelkragen hochgeschlagen, die Hände in den Paletottaschen, denn es war kalt, eilten.

Hans-Helmut hatte den Potsdamer Platz durchquert, nun lag der Tiergarten links von ihm. Flatterschnee war gefallen, auf den Straßen lag er nicht mehr, aber die Bäume, die hielten ihn noch fest. Ihre Nacktheit hatte ein weißes Kleid an, ein Festgewand, das sie verschönte. Wie eine silberne Lampe schwebte der Mond jetzt empor, hing an den ausgestreckten Armen der Bäume und leuchtete hell. ‚Wunderbar,' dachte Hans-Helmut. Es kam ihm der Gedanke, daß auch die große Stadt mit ihren Häuserzeilen, mit ihren Gebilden aus Quadern und Mauersteinen, aus Mörtel und Stuck, aus Ziegeln und Schiefer, aus all dem, woraus man Häuser baut, Paläste, Tore und Türme, Poesie hatte. Der Asphalt spiegelte im Mondschein. Das breite Trottoir, die breite Straße erschienen blank wie gefrorenes Wasser, über das man hingleitet.

Am Schiffbauerdamm standen die alten Häuser auch im Mondlicht, aber sie wurden nicht heller davon. Hier hatte die Eleganz der Stadt ein Ende, hier fing das arbeitende Berlin an. Die verwohnten Häuser warfen tiefe Schatten, ganz schwarz im weißen Licht, ihre Nischen und tiefen Toreingänge blieben finster. Auch der Kanal war schwarz, es gelang dem Mond nicht, sein Gesicht zu spiegeln, er brachte nur einzelne bleiche Hellen auf der undurchdringlichen Tinte des Wassers zuwege. Wie Klumpen lagen die Zille und ein Kohlenkahn unweit der Kaiumrandung.

Er sah hinüber: kein Licht war mehr dort, auch kein Laut erklang, sie schlief wohl längst unter dem Bildchen, das sie über ihr Bett gehängt hatte. Am Eingang der Straße hatte ein Polizist gestanden, nun war niemand mehr da. Der jetzt einsam hier Gehende fühlte die Stille, wie ein gespenstiger Hall klang sein einsamer Schritt hinter ihm her. Vom Wasser her zog es, ein Frösteln überlief ihn, trotzdem der starke Punsch ihm noch im Kopf brannte. Vor seinen Augen spukte allerlei — es war alles so unwirklich — er war solch nordische Getränke nicht gewohnt, zu Haus der leichte Mosel hatte ihn nie angefochten. Dazu fühlte er eine lähmende Müdigkeit.

Bei Frau Huppauf oben war noch Besuch, die Fenster im zweiten Stock waren erhellt, man hörte das Klavier, einzelne abgerissene hohe Töne und dann Klatschen. Frau Huppauf und Herr Huppauf trugen wohl ein Duett vor; er hatte bei ihr studiert, und wenn sie sich gut vertrugen und Besuch da war, dann sangen sie: „Solang hab' ich geschmachtet, ohn' Hoffnung dich geliebt."

Hans-Helmut trat unter den tiefen Toreingang; eben steckte er den Schlüssel ins Schlüsselloch, da legte sich eine Hand auf seine Hand. In den Winkel gedrückt hatte eine Gestalt gestanden, sie löste sich kaum aus dem

Digitized by Google

Schatten, aber er erkannte sie: die Anna von drüben! Was wollte sie?!

„Erschrecken Sie nicht," flüsterte sie. „Ich hab' auf Sie gewartet. Ich könnt' nicht schlafen, ohne mich bei Ihnen zu bedanken."

Das war doch seltsam von ihr, jetzt bei der Nacht, sie hatte sich ja am Nachmittag, als er ihr's gab, schon bedankt.

„Ich hab's nicht ordentlich getan," flüsterte sie wie eine Antwort auf seinen stummen Gedanken. „Und ich hab' mich doch so gefreut. So gut ist noch niemand zu mir gewesen." Sie preßte seine Hand: „Ach, Herr Student, gehen Sie noch nicht!" Sie hielt ihn zurück, das Tor aufzuschließen. „Gehen Sie noch ein bißchen mit mir auf und ab. Ich bin ja so allein!" Ihr Atem ging hastig, ihr Flüstern war heiser. „Ich möchte Ihnen gern was sagen, Sie sind ja so gut!"

„Anne," klang plötzlich eine rauhe Stimme von der Zille her. Auf dem Deck erschien die Gestalt des Mannes, man sah es, er machte eine Faust und drohte: „Anne!" Und dann drehte er sich um, sprach etwas nach der Kajütentür hin, aber in der Stille verstand man es doch: „Verfluchtes Frauenzimmer — ausgerückt — aber ich wer' ihr!"

„Da ist Ihr Vater!"

Sie lachte kurz auf und bitter, es klang fast wie ein Schluchzen: „Der und mein Vater? Er is nich mein Vater."

„Anne!"

„Er kommt!" flüsterte sie.

Der Mann drüben betrat den Steg, der schwankte bedenklich, und er schwankte auch.

„Schließen Sie auf, schließen Sie auf," hastete sie. Sie riß dem jungen Mann den Schlüssel aus der Hand: „Schnell, er kommt!" Sie drängte sich mit ihm hinein. Vom Steg hörten sie noch einen Plumps, darauf ein Fluchen und Plätschern. —

Sie standen im nachtschwarzen Torflur. Hans-Helmut war wie betäubt: was war denn das alles? Sein Herz klopfte rasch. Ihm am Hals hing das Mädchen, ein Regen von Küssen überschauerte ihn. Ohne daß er es wollte, erwiderte er die — er träumte, das war ja alles gar nicht wahr. Eine Erscheinung, ein Spuk in der Mitternacht, ein Alpdruck. Er drängte sie von sich, aber seine Hände waren schwach, ohne Willen.

„Stoßen Sie mich nicht von sich," bat sie. Und dann jammernd: „Ich bin nicht schlecht — o nein, o nein — aber er will mich schlecht machen — zu Zweien sind sie heut drüben, — der vom Kohlenkahn und er! Herr Student, lieber Herr Student!" Ihre Stimme war lauter geworden, sie stieß gegen die Torwände an; wie ein Winseln kam es aus den Ecken zurück.

Er stand ratlos, in plötzlicher Angst: Wenn jetzt jemand herunter käme, ihn hier mit dem Mädchen fände?! Was sollte er tun? Sie tat ihm so leid. Immer wieder kam sie mit ihren Küssen, ihre Tränen fühlte er, sie liefen ihm über die Wangen, auf seine Hände, zitternd schmiegte sie sich an ihn, fester, immer fester. Er fand nicht den Mut, sie von sich zu stoßen. „Geh doch, geh," flüsterte er. Er hätte am liebsten geweint wie ein Kind. „Geh, geh."

„Nimm mich mit rauf," hauchte es in sein Ohr. „Die eine Nacht nur laß mich bleiben — bei dir, — niemand wird's merken — morgen ganz früh geh' ich ja schon — such' mir ein Unterkommen — ich kann nicht zurück, er schlägt mich ja tot — ich will auch nicht zurück — nimm mich mit rauf, nimm mich mit rauf!"

Die Arme hatte sie ihm fest um den Hals geschlungen, wie benebelnd umfing ihn ihr Apfelduft, der süße Duft von Früchten und Reife, er schwankte: er wollte schon, nein, er wollte doch nicht! Aber das arme Mädchen! Unwillkürlich faßte er ihre Hand, zog sie, die er von sich geschoben hatte, wieder näher zu sich — da ging oben die Entreetür bei Huppaufs.

Frau Huppauf sagte hell: „Na, denn Gutenacht. Kommen Sie jut nach Hause!" Es gingen Gäste fort. Herr Huppauf brachte sie herunter, ging, sorgfältig die Stufen beleuchtend und bei jeder Stufe sagend: „Noch eine, noch eine, fallen Se man nich," vor ihnen her.

Die beiden unten im Torweg fuhren auseinander. Hatte er sich losgerissen, sie von sich gestoßen — oder hatte sie sich losgerissen? Zum Türspalt hinaus war sie entwichen, entschwunden wie ein Gedanke, der keine Sekunde währt. —

„Ei, unser Student," sagte Herr Huppauf. „Na, sieh einer an, det trifft sich ja jut," und kriegte den jungen Mann unter den Arm zu fassen. „Kommen Se man mit oben, und kommen Sie noch en bißken mit bei uns rein. Sie jehören ja sozusagen mit zur Vanilje."

Es nützte Hans-Helmut kein Widerstreben und auch kein Vorschützen von Müdigkeit. Und es war ihm auch lieb so, er mochte jetzt nicht allein sein. In ihm war eine große Leere und doch ein Übervollsein, ein seltsames Gemisch von Abwehr und Verlangen. Und noch immer wußte er nicht: war er im Traum oder wachte er?

„'n bißken zuville geprostet?" fragte Herr Huppauf. Aber Frau Huppauf nahm das sehr übel: ihr Student trank nie zuviel, der war nicht wie gewisse andere Leute, und warf Herrn Huppauf den gleichen Blick zu, wie bei „Stirb, Ungeheuer!" Mütterlich lächelte sie ihren Studenten an: „Erst 'nen kleinen Likör,

Digitized by Google

Leni Riefenstahl
Bildnisstudie von Eugen Spiro

Digitized by Google

Digitized by Google

Herr Arndt, zum Aufwärmen!“ Dann mußte er Bier trinken.

Es war sehr gemütlich bei Huppaufs. Das große Berliner Zimmer, sonst die Schneiderwerkstatt, war hübsch aufgeräumt, die Reste und Flicken alle in eine Ecke zusammengekehrt und ein Pappkasten darübergestülpt. Auf dem langen Schneidertisch, der weiß gedeckt war, stand in der Mitte ein Bäumchen. Man hatte Gänsebraten und Rotkohl gespeist und nachher Mohnpielen. Jetzt saß man im kleinen Vorderzimmer mit dem roten Plüschsofa. Es waren noch einige Gäste geblieben, zwei Herren von Herrn Huppaufs Bekanntschaft und zwei Damen vom Chor, mit denen Frau Emilia sich ausnahmsweise gut stand. Jede von ihnen hatte eine Tochter mitgebracht. Die Marfa der Frau Ida Salomonski war sehr hübsch, „ein Bild,“ sagte die Huppauf. Die Achtzehnjährige hatte zudem eine so prachtvolle Stimme, daß sie sicher in zwei Jahren die Zierde der Hofoper war.

Die kleine Lyda des Fräulein Ehrenreich, deren Vater ein Prinz gewesen sein sollte, war aber noch munter. Sie war beim Ballett und wollte Prima ballerina werden. Sie war leicht wie ein Hauch, hatte einen kurzgehaltenen dunkeln Lockenkopf und war so allerliebst, daß selbst Hans-Helmut, der ganz benommen mit im Kreise saß, über ihre Drolligkeit lachen mußte. Auf vieles Verlangen tanzte sie in vorgerückter Stunde noch den „Tanz des Floh“; das war ihr Paradestück, das sie sich selber ausgedacht hatte, und bei welchem sie zuletzt dem, der ihr am besten gefiel, auf den Schoß sprang. Das war diesmal Hans-Helmut.

⌘ ⌘ ⌘

Sie hatten daheim einen andern Brief von dem Sohn erwartet, immer wieder lasen sie seine Zeilen und die gefielen ihnen nicht. Nicht, daß die gleiche Liebe wie früher in ihnen gefehlt hätte, im Gegenteil, eine große Sehnsucht nach ihnen war darin, und doch waren sie nicht befriedigt von Hans-Helmuts Brief, den er am zweiten Feiertag geschrieben hatte. Sie konnten nicht sagen, woran es lag.

Hans-Helmut fühlte selber, daß seine Briefe nach Hause nicht unbefangen waren. Er ging herum in einer geheimen Unruhe; einer Unruhe, wie er sie gespürt hatte damals in Bonn, bei Hedda, deren Erscheinung ihm jetzt noch so gegenwärtig war, daß er jede Miene, die ihr eigen war, jedes Zurückwerfen des Kopfes, jedes Augenschließen, was sie oft beim Gesang zu tun pflegte, hätte genau beschreiben können; seine jetzige Unruhe aber hatte nichts mit Liebe zu tun, und doch war sie ihr verwandt. Noch fühlte er die ihn überschauernden Küsse des Mädchens im nächtlichen Torflur, fühlte ihre Tränen auf seinen Wangen und seinen Händen. Er hatte seltsam erregende Träume, eine Unruhe war ihm ins Blut gegossen, seine Seele litt darunter. Er hätte sie doch nicht von sich stoßen sollen, hätte den Mut haben müssen, die Hilfesuchende zu Huppaufs heraufzubringen.

Drüben lag die Zille noch immer. Die letzten Apfelkörbe waren verschwunden. Der Mann verstaute allerlei, Holz und Kohlen, hantierte viel auf dem Deck herum, war aber immer allein. Hans-Helmut hatte nicht den Mut, ihn anzurufen, ihn nach der Anna zu fragen. Die sah man nicht mehr. Wo war sie? War sie, sinnlos vor Angst davongelaufen, war sie niedergetaucht in das stille, tiefe, tintenschwarze Wasser, das um ihr schwimmendes Haus floß? Dieser Gedanke peinigte den jungen Menschen gleich einem körperlichen Schmerz.

Da war der Verkehr mit Fritz Hermann eine gute Ablenkung. Er klammerte sich förmlich an den. Hermanns frisches, rundes Gesicht mit dem Schmiß über der Backe — ein regelrechter Durchzieher — den er sich in Heidelberg zugelegt hatte, war immer vergnügt und in dieser Vergnügtheit lag etwas ungemein Beruhigendes.

Hermann hatte ihn aufgefordert, doch einmal mit in die Oper zu kommen; Studentenplätze oben auf dem Olymp. Nun saßen sie da und hatten ein kleines Mädchen zwischen sich. Ein Mädchen, das sich fein gemacht hatte, in weißseidener Bluse zu kariertem Rock, und das einen kleinen seidenen Pompadour in Händen hielt, aus dem es beständig Bonbons naschte.

Fritz sagte ‚du‘ zu ihr und Lieschen, hatte sie aber dem Freund als „Fräulein Müller“ vorgestellt und nicht als seine Braut. Hans-Helmut machte seine Verbeugung, ganz respektvoll, aber war im übrigen doch etwas unsicher, Fritz hatte ihm noch nie von diesem Fräulein Müller erzählt.

Ihr schien der fremde, junge Mann weiter kein Anstoß; sie legte bei besonders schmelzenden Musikstellen den hübschen, wohlfrisierten Kopf an Hermanns Schulter und seufzte: „Gott, wie schön!“ Und er schubberte dann bei dieser Annäherung mit seiner Schmißwange über die Stirnhärchen des Fräulein Müller und lispelte irgend etwas Zärtliches. Sie waren hier im Halbdunkel ganz ungeniert.

Desto genierter fühlte sich Hans-Helmut: Was sollten die Umsitzenden denken? Aber kein Mensch hatte Augen für die zwei. Und Hans-Helmut bemerkte, daß es noch mehr solcher Pärchen gab. Er selber fühlte sich höchst überflüssig. Warum hatte ihn Fritz nur mit-

Digitized by Google

geschleppt, der war doch so in Anspruch genommen durch Fräulein Müller, die ihm Bonbons in den Mund steckte und Stückchen Schokolade, die sie abbiß. Nur über sie weg konnte man ein Gespräch führen und das unvollkommen, denn alle Augenblicke zupfte sie Fritz: „Sieh mal, die da drüben in der Loge, das ist eine vom Theater — man sieht's gleich!" Und dann: „Guck mal, Fritz, den schönen Pelzkragen, den die da unten im zweiten Rang anhat! So einen möcht' ich wohl."

„Ich kann mich bremsen," sagte lachend Fritz Hermann.

In der Loge, auf die Fräulein Müller mit den Fingerchen gezeigt hatte — es war die Loge ganz zu oberst über der Proszeniumsloge, die unter dem Plafond klebt und nur einen ganz seitlichen Schielblick auf die Szene gewährt — entdeckte Hans-Helmut eine Bekannte: den Floh! Sie hatte dasselbe feuerfarbene Kleidchen an wie bei Huppaufs, ein rotseidenes Lümpchen, das ihr aber mit Grazie auf dem Leibe saß. Um den Lockenkopf trug sie heute einen goldenen Reif, von dem ihr ein blitzender Stein wie ein Tropfen mitten in die Stirn hing. Wenn sie das Köpfchen drehte, und sie drehte es oft, blitzte der hängende Tropfen auf. Auch sie hatte den Studenten erkannt, er saß ihr an der Brüstung des vierten Rangs gerade gegenüber. Sie lächelte und nickte ihm lebhaft zu.

„Galt das dir?" fragte Hermann. Hans-Helmut hatte sich verlegen ein wenig verbeugt: warum mußte sie denn das so auffallend machen? Aber er freute sich doch, daß sie ihn so lieb grüßte.

„'ne reizende Person," sagte Hermann.

„Wer, wer?!" Lieschen Müller war neugierig. „Ach so, die da drüben. Na ja, Theater!" Man merkte ihr die Geringschätzung an.

Hans-Helmut faßte eine Abneigung gegen Lieschen Müller. War sie denn etwas Besseres als dieses junge Wesen da oben.

Als sie dann Lieschen Müller an ihrer Wohnung in der Krausenstraße abgesetzt hatten und nun der Weidendammer Brücke zusteuerten, sagte er verdrossen zu Hermann: „Warum hast du mich eigentlich heut mitgeschleppt? Du hattest ja Gesellschaft."

„Nicht meinetwegen, deinetwegen. Da hast du nun mal gesehen, wie nett es ist, wenn man sich so ein Mädel mitnimmt. Du solltest das auch tun, es macht alles nochmal soviel Spaß. Die kleine Müller habe ich kennengelernt bei Wertheim, als ich mir Handschuhe kaufte. Ein liebes Ding — und so anspruchslos! Mal ab und zu ins Theater und 'ne Tüte Konfekt." Er erging sich im Preisen ihrer Vorzüge. „Sag' mal, dich grüßte heut abend im Theater doch so'n reizendes Persönchen, wär' denn das nichts für dich?" Er legte gutmütig dem andern den Arm um die Schulter: „Um die könnte ich dich beneiden. Aber dir gönne ich sie."

Nein, das könnte er niemals, so wie Fritz Hermann mit einem Mädchen herumziehen, mit der ihn weiter nichts verband, als daß sie eben ein Mädchen war. Mußte das denn sein? Der jetzt wieder Alleingehende zog grüblerisch die Stirn in Falten. Ja, es war wohl so von der Natur eingerichtet, daß der Mann des Weibes bedurfte — aber nein, so nicht! Er schüttelte sich wie in Abwehr. In einem höheren, in einem edleren Sinne wollte er die suchen, die ihm all das gab, wonach seine Seele verlangte.

Die alte Angst ging in ihm wieder an, als er sich seinem Haustor näherte. Einen scheuen Blick warf er hinüber zur Zille. Sonst war sie finster um diese Zeit, heut brannte noch Licht da drüben; etwas Trübes, Schmutziggelbes schielte aus der Kajüte und warf durch die Luke des Fensterchens einen zitternden Streifen auf die Tinte des Wassers. —

Frau Emilie Huppauf pflegte, wenn sie nicht morgens gerade eilig zur Probe mußte, gern mit ihrem Studenten ein kleines Gespräch anzuknüpfen. Ziemlich umständlich setzte sie ihm dann das Tablett mit dem Kaffee und den zwei Schrippen hin, zupfte an der Tischdecke und wischte mit ihrem Taschentuch über das Tischchen mit der halbgefüllten Wasserkaraffe und über Lola Beeth. Dabei warf sie freundliche Seitenblicke auf ihn, der vorm Spiegel stand und sich rasierte. Ein lieber, feiner Mensch! Die Mutter konnte froh über ihn sein.

„Die Zille is weg," sagte Frau Huppauf, „was sagen Sie nu? Heut morgen; ich denke, der Affe laust mich, als ich den Rolleau hochziehe und sie fährt gerade weg. Ich habe noch jewinkt, es war doch so'ne Art von Nachbarschaft. Na ja, weiter viel verloren is nich dran. Er, glaube ich, war nich der beste Bruder, und sie — na ja, sie konnte einem leid tun. Seine Frau war sie nich, und denn weiß man ja, wie das so geht. Wenn er sie satt hat, gibt er sie weiter. Schreckliche Zustände sind das bei solchen Leuten!" Sie verfiel wieder ins Gehobene: „Äußerlich wohlanständig, aber o weh, unter der glatten Schale sitzt der häßliche Wurm. Was wird aus der armen Person? Apart sah sie aus. Man hätte sie, so wie sie war, unzurechtgemacht, als Undine auf die Bühne stellen können. Oder als Rheintochter. Fischaugen, Haar, Teint, Gestalt — ohne Farbe alles, wie Wasser, taucht auf, taucht unter, verschwindet, wenn der Hahn kräht. Na, wie heißt denn der Dichter

Digitized by Google

gleich? Ich hab's mal vortragen hören, ein schönes Gedicht, von der Nixe Binsefuß."

„War sie denn bei ihm?" fragte Hans-Helmut.

„Sie stand auf'm Vorderdeck und guckte noch rüber. Als ich winkte, winkte sie aber nich wieder; sie sah's wohl nich."

Der junge Mann fühlte es wie einen Ruck durch den Körper gehen, er atmete tief: also sie war wieder da, sie war nicht zugrunde gegangen? Oder doch, erst recht zugrunde gegangen! Es schnürte ihm die Kehle zu; er empfand die ganze Tragik dieses Frauenschicksals mit einem großen Mitleid, und doch für ihn selber war es wie eine Befreiung.

In der folgenden Nacht schlief er zum erstenmal wieder ganz traumlos, und wenn er jetzt abends das Tor aufschloß, hatte er nicht mehr den Drang, in den tiefen Schatten des Winkels spähen zu müssen. —

Zu Hause freuten sie sich über seine Briefe. „Der Junge ist wie ein Spiegelglas," sagte der Oberst und wußte selber nicht, wie richtig er es mit diesem Vergleich getroffen hatte, „ein Hauch nur darauf, und es ist gleich eine Trübung da."

„Gott sei Dank, er schreibt jetzt so vergnügt," sagte die Mutter.

Er selber hatte sich jetzt ganz gut abgefunden mit dem Leben der großen Stadt, und der väterliche Freund machte ihm keine Vorwürfe, wenn er nun zuweilen doch bitten mußte: „Schick' mir noch etwas, ich komme nicht aus." Er verbrauchte nicht leichtsinnig, aber es kostete eben alles.

Fritz Hermann war sehr zufrieden mit ihm: „Na, siehst du, etwas anders bist du doch geworden. Du kommst mit zum Bier und bist fidel in der Runde; nun fehlt nur noch das kleine Mädel!" Aber damit hatte der lustige Student kein Glück.

Und Lyda Ehrenreich auch nicht. Sie kam jetzt öfters zu Huppaufs herauf, meist wußte sie etwas von ihrer Mutter zu bestellen oder sonst eine Ausrede. Sie ließ sich sogar von Herrn Huppauf ein Mäntelchen schneidern, obgleich er nur Herrenschneider war, und auch das nur zum Teil; Herr Huppauf setzte neue Hosenböden ein, stopfte Löcher und richtete ausgefranste Beinkleider wieder her. Lyda Ehrenreich lobte aber sehr seinen Schick.

„Lieber Herr Huppauf, tadellos. Wie das sitzt, wie von Gerson!" Sie drehte sich vor dem Spiegel, lächelte ihr Bild an und warf dann dem beglückten Schneider eine Kußhand zu: „Entzückend!"

Er fand es auch entzückend. Er hätte der kleinen Sylphe am liebsten jeden Tag anprobiert. Und da ihr auch daran lag, so wurde sehr viel anprobiert; es dauerte vierzehn Tage, bis der Mantel fertig war. Ein Abendmäntelchen fürs Theater von grauem Flausch, innen mit dünner rosa Seide gefüttert. „Zum Verlieben," sagte Herr Huppauf. Aber der, auf den es der kleinen Lyda ankam, verliebte sich nicht in sie. Sie lief oft vergebens nach dem Schiffbauerdamm, hoffnungsbeeilt trippelten ihre zierlichen Füße jedesmal die Treppe hinauf, um dann zögernd, wie beschwert, wieder hinabzuschleichen. Daß sie ihm auch nie begegnete! Kam er denn nie nach Hause?

Lyda hatte schon die Hoffnung aufgegeben, da, gerade am Tage der letzten Anprobe, traf sie den, den sie so gern treffen wollte, auf der Treppe. Sie kam herunter, er ging hinauf, sie liefen sich fast in die Arme.

„O!" machte die kleine Tänzerin und errötete tief; sie war erst sprachlos vor Freude. Der Student grüßte sehr höflich, er wäre an ihr vorbeigegangen, hätte gar nicht daran gedacht, mit ihr hier stehen zu bleiben, aber sie war schnell zu sich gekommen. Sie streckte ihm die Hand hin, die ohne Handschuh in dem kleinen Muff aus Katzenfell steckte, und sagte mit einem frohen Lachen, das ihre kleinen, spitzigen Zähnchen zeigte: „Das freut mich aber, daß ich Sie mal wiedersehe. Ich habe schon gedacht, Sie sind ganz weg. Ich war doch so oft hier!" Das letzte klang vorwurfsvoll-betrübt.

Hans-Helmut verstand es nicht, hierauf eine galante Redewendung zu machen, er sagte nur: „Ich war aber immer hier. Wir haben uns ja auch im Theater gesehen."

„Im Theater —?" Es fiel ihr auf einmal ein, daß sie nicht gar zu offen ihre Enttäuschung und jetzt ihre Beglückung offenbaren dürfte. „Ach ja, richtig — war es nicht in der Oper, in Carmen? Die Carmen ist aber ein Scheusal, nicht?" Sie legte das Köpfchen auf die Seite und sah ihn unter ihrem Katzenfellmützchen mit der ganzen schelmischen Durchtriebenheit des Ballettkindes an, aber doch auch mit einer treuherzigen Naivität, die ihm sehr gefiel. Und sie verwickelte ihn in eine längere Unterredung. Sie war glücklich, ihr Mund plauderte, ihre Augen glänzten, ihre ganzen noch nicht verschminkten sechzehn Jahre leuchteten auf der ausgetretenen, vielbelaufenen Treppe des Schiffbauerdamms.

Die war wahrhaftig etwas anderes als das langweilige Lieschen Müller! Aber Hans-Helmut war nachher, als er allein in seiner Stube war, doch über sich selber verwundert, daß er sich verabredet hatte, nächste Woche bei Huppaufs mit ihr zusammenzutreffen. Was sollte das, warum, wozu? Aber sie hatte in die Hände geklatscht und gejubelt: „Dann machen wir einen kleinen Bummel,

Digitized by Google

einen famosen, kleinen Bummel! Ich gehe so gern unter den Linden lang, wenn die elektrischen Kugellampen brennen und die vielen Menschen da sind. Ich male mir dann immer aus, wenn ich erst in meinem Auto vor Kranzler halte und der Konditorjunge mir solche Tüten voll Kuchen —" sie zog das „solche" ganz lang und machte dabei ihre großen Augen hungrig noch größer auf — „in den Wagen legt." Hans-Helmut mußte jetzt noch über sie lachen. „Aber ich will nur im Auto sitzen," hatte sie gesagt, „wenn einer neben mir sitzt, den ich wirklich lieb habe."

❖ ❖ ❖

„Wer hat denn das geschrieben?" sagte der Oberst. Der gewohnte Brief aus Berlin war verspätet eingetroffen, und seine Adresse war nicht von Hans-Helmut geschrieben.

„Was ist denn?" fragte die Mutter ängstlich. Der Brief enthielt nur ein paar Zeilen, mit Bleistift gekritzelt.

„Damit Ihr Euch nicht beunruhigt, sonst hätte ich mit dem Schreiben noch länger gewartet bis morgen oder übermorgen. Dann bin ich hoffentlich wieder auf. Alle Welt hat hier die Grippe, ich auch. Für heut nur noch tausend Grüße.

Euer Hans-Helmut."

„Grippe?" Der Oberst machte ein betroffenes Gesicht, aber als er die unruhigen Augen von Frau Doktor sah, sagte er gleich wieder leichthin: „Ja, das ist nicht angenehm, aber da muß der Junge eben mal ein paar Tage im Bett aushalten."

„Er wird doch nicht sehr krank sein?" fragte die Mutter. Sie nahm das Kuvert und drehte es hin und her: „Das hat sicher seine Wirtin geschrieben." Und dann starrte sie auf das Bleistiftgekritzel, dessen Buchstaben schief standen, und dessen Zeilen schräg bergab gingen. „Er ist sehr krank, ich sehe es, sonst hätte er nicht so schlecht geschrieben."

„Er wird Fieber haben," sagte der Mann mit gemachter Gleichgültigkeit. „Bei so was hat man immer Fieber, sogar hohes. Ich habe auch mal die Grippe gehabt, sie bessert sich dann aber sehr rasch."

Doch die Mutter glaubte ihm nicht. Sie schrieb sofort an Frau Huppauf: die sollte ihr die Wahrheit sagen, wie es stand, sie bäte dringend darum. Maria mußte dann gleich hinein in die Stadt und den Brief zur Post bringen.

Der Oberst ging oben in seiner Stube beständig auf und ab. Nun war es Nacht, nun sollte er sich ins Bett legen und schlafen, aber er hatte sich zu sehr über Frau Doktor geärgert. Die übertrieb es wieder einmal — was sollte dem Jungen denn weiter sein? Husten, Schnupfen, ein bißchen Gliederschmerzen und ein bißchen Fieber. Aber er ärgerte sich auch über sich selber, daß er keine Ruhe zum Schlafen fand. Er trat ans Fenster und sah ingrimmig hinaus auf den Fluß; der schoß heute schneller dahin als sonst. Man sah nicht viel, matte Sterne nur gaben scheues Licht. Aber man hörte beständig das schnelle Rauschen. So eilig, so eilig?! So eilig kann ein Leben dahingehen, wird weggerissen; es kann vorbei sein, ehe man es denkt. Ob der Junge nicht doch kränker war, als er tat. Er würde doch einen tüchtigen Arzt haben kommen lassen? Dem Oberst wurde heiß und kalt bei dem Gedanken, was aus einer solchen, zu leicht genommenen Grippe alles entstehen könnte.

Sie hatten beide jetzt unruhige Nächte, alle Tage warteten sie mit Ungeduld auf weitere Nachricht. Endlich, endlich kam ein Brief von Frau Huppauf.

Es war ein kurzer Brief, die gute Emilia war mit der Feder nicht sehr gewandt, sie hatte in ihrem ganzen Leben vielleicht zehn Briefe geschrieben, ausgenommen die Liebesbriefe; aber mit denen war's ja was anderes. „Geehrte Frau," schrieb sie — sie hatte erst „Dame" schreiben wollen, aber das als zu förmlich verworfen.

„Leider muß ich Ihnen sagen, daß es mit Herrn Sohn noch immer nicht recht gut steht und hat er Fieber. Aber das würde nicht viel besagen, wenn es nicht die Lungenentzündung wäre. Wir pflegen ihn gut, aber er mag nicht essen. Sein Freund, der Herr Hermann, hat einen Arzt hergebracht, aber der sagt, wenn es nicht besser wird, bringen wir ihn ins Krankenhaus. Ich bin aber sehr dagegen, denn ich bin für den jungen Herrn außerordentlich eingenommen; wie für einen eigenen Sohn, den mir der Himmel leider versagt hat. Mit freundlichem Gruß

hochachtend
Emilia Huppauf."

„Lungenentzündung!" Sie sagten es beide wie aus einem Munde und sahen sich entsetzt an. Dann war Frau Arndt merkwürdig still, sie erging sich nicht in allerlei Befürchtungen, wie sie es bei der ersten Nachricht zum Ärger des Obersten getan hatte. Mit einer nervösen Geschäftigkeit fing sie an im Zimmer herumzulaufen und dann nebenan in der Schlafstube zu kramen. Er hörte, wie sie an der Schranktür schloß und die Schübe der Kommode aufzog und wieder zustieß. Warum machte sie denn das?

Der Oberst erlaubte sich, an der Schlaf-

Digitized by Google

zimmertür zu klopfen und dann seinen Kopf hereinzustecken; er hatte sich eben besonnen, daß er morgen nach Berlin fahren würde, das wollte er ihr jetzt mitteilen. Da sah er sie auf dem Boden knien, einen kleinen Handkoffer hatte sie vor sich, in den legte sie eben jetzt ein Kleid und etwas Wäsche. Den Kopf hebend, sah sie ihn mit abgezirkelten roten Flecken auf den Wangen an.

„Ich reise," sagte sie entschlossen. „Ich will zu meinem Sohn. Lungenentzündung. Oh, was für eine Angst!"

„Nein, ich reise," sagte er. „Morgen mit dem Frühzug. Einer muß hin, das ist klar. Aber nicht Sie, Frau Doktor. Sie halten ja schon die Reise nicht aus, geschweige denn nachher die Pflege."

„Ich halte sie aus. Es kommt gar nicht darauf an, was ich aushalte oder nicht aushalte. Mein Sohn, bei fremden Leuten in der fremden Stadt! Es sorgt ja keiner für ihn. Und ins Krankenhaus — nein, nein!" Sie war von einer ganz ungewohnten Heftigkeit, ihre Hände rissen aus dem Koffer heraus und stopften wieder hinein, ihre Wangen brannten.

Der Mann, dem selber der Schrecken in die Glieder gefahren war, nahm ihre beiden Hände und zog sie so auf von den Knien. „Regen Sie sich doch nicht so auf, es ist ja gar nicht so schlimm. Lungenentzündung — wie viele Menschen haben die schon gehabt! Ich selber — ja, ich selber als junger Leutnant — oh, sehr schwer — und jetzt bin ich so alt, und kerngesund, das müssen Sie doch sagen. Nein, meine liebe Frau Doktor, bleiben Sie nur ruhig hier, ich fahre hin, und sowie der Junge so weit ist, daß er reisen kann, packe ich ihn auf und bringe ihn her. Mut, liebe Frau Doktor!" Er sagte das sehr herzlich.

Da lehnte sie den Kopf gegen seinen Arm: der gute Mann! Aber wie wollte der es fertig bringen, zu pflegen! So ungeschickt! Krankenpflege war ja auch nichts für Männer, dazu gehören Frauenhände. Nein, nein, sie mußte schon selber hin, wenn sie auch jetzt auf einmal mit Schrecken ihre eigene große Schwäche, ihr ganzes Elendsein empfand.

In diesem Augenblick trat Maria ein. Sie hatte im Nebenzimmer zu tun gehabt. „Ich könnte doch hinfahren," sagte sie, und auf ihrem Gesicht war ein Lächeln. „Der Herr Baron kann den jungen Herrn ja nicht pflegen, der versteht das nicht. Und Frau Doktor ist viel zu schwach dazu — aber ich!" Sie reckte sich in ihrer ganzen strahlenden Frische und bewußten Tüchtigkeit. „Wenn die Herrschaften mich schicken wollen, dann lauf' ich jetzt eben mal zu meiner Mutter und frage, ob die solang hier aushelfen will; die weiß ja Bescheid. Und dann werd' ich schon heut abend fahren, gleich mit dem Nachtzug. Dann bin ich morgen früh in Berlin." — — — —

Das Haus am Schiffbauerdamm lag noch still, trüb und grau an einem der Wintertage, die erst gegen Mittag heller werden. Heute fiel Schnee, Schnee und Regen durcheinander; es war ein kalter, wässeriger Matsch auf der Straße, man trug ihn ins Haus und ließ häßliche Tappen davon auf der Treppe.

Lyda Ehrenreich war in der letzten Zeit sehr oft diese vertretene, schmutzige Treppe hinaufgeflogen, und immer heimlich, ehe sie in die Ballettschule ging. Die Mutter durfte davon nichts wissen, die war nicht für aussichtslose Geschichten und dann hätte sie auch eine Grippeansteckung gefürchtet. Aber Lyda klopfte ja nur an der Entreetür und fragte, wenn diese leise geöffnet wurde, atemlos rasch: „Wie geht es?" Ihre sonst so lachenden Augen waren traurig und wurden noch trauriger, wenn sie hörte: nicht gut. „Ach Gott!" sagte sie dann und huschte wieder die Treppe hinunter.

Heute morgen stieg ein schwerer Fuß die Treppe hinauf, er trat fest auf in derben Lederschuhen; wo „Huppauf" an der Tür stand, machte er halt.

Frau Huppauf öffnete selber; sie war noch in der Nachtjacke und Unterrock, aber schon lag ihr Gesicht unter einer dicken Schicht von Puder. „Was wünschen Sie —?" fragte sie nicht gerade sehr freundlich. — „Hier wohnt Herr Arndt. Ich möchte zu ihm."

„Der ist krank." Die Tür wollte sich schon wieder schließen, aber die draußen ließ sich nicht so abspeisen. Sie drückte die Tür wieder auf und trat ein. Den Koffer, den sie trug, und der naß war von Schnee und Regen, setzte sie nieder. „Ich komme von ihm zu Haus. Seine Mutter schickt mich. Bitte, führen Sie mich zu ihm."

Die gute Huppauf war ganz verdutzt: war die energisch! Aber dann war sie eigentlich erleichtert, es war doch gut, daß jemand von ihm zu Hause kam, sie konnte es unmöglich mehr durchführen mit der Pflege. Behend schlurfte sie vor der Fremden den Gang hinunter, der von der Vorderwohnung in das abseits gelegene Gartenzimmer führte. „Hier," sagte sie, pochte kurz: „Herr Arndt, Sie kriegen Besuch," und ließ die von zu Hause eintreten. Aber dann lauschte sie draußen.

„Maria!" hörte sie ihn ausrufen mit seiner matten, vom Husten noch heiseren Stimme. Aber es war ein Klang freudiger Überraschung darin. Und dann noch einmal: „Maria, Sie?!" Das war helle Freude. — —

Digitized by Google

Frau Huppauf konnte heute ruhig in die Probe gehen und an anderen Tagen auch, und abends war's jetzt auch kein Hetzen nach Hause mehr, der Kranke war wohlversorgt. Vom Krankenhaus war nicht die Rede mehr. Was für eine tüchtige, umsichtige Person! Die Huppauf war hochbefriedigt: schon gleich am ersten Tage hatte die sich zurechtgefunden in ihrer Wirtschaft hier, und sie machte keinerlei Mühe, im Gegenteil, sie half noch überall. Frau Emilia konnte ruhig gehen, Fräulein Maria kochte ihr das Mittagessen mit, wenn sie für ihren Patienten die Suppe bereitete oder ein Hähnchen mit Kompott dazu. Und wie adrett die Person immer aussah, wie frisch, obgleich sie nur das Sofa in Herrn Arndts Stube als Bett hatte.

Maria lag da sehr bequem und war sogleich bei der Hand, wenn der Patient nachts etwas wünschte. Sowie ein Husten aus dem Alkoven vernehmbar wurde, ein Seufzer oder ein unruhiges Sichwenden, sofort teilte sich die geblumte Kattungardine, die den Alkoven von der Stube abschloß und die Pflegerin war am Bett. Anfänglich war Hans-Helmut die Pflege des Mädchens peinlich gewesen, mit einer zögernden Schamhaftigkeit nur hatte er sich ihre Handreichungen gefallen lassen. Aber ihre unbefangene Selbstverständlichkeit überwand bald seine Verlegenheit. Sie war ihm ja auch so vertraut; von Kindheit an, und sie war ein Stück von zu Hause.

Nun lag er schon beinah drei Wochen. Er lag mit halbgeschlossenen Augen und verträumte die Zeit. Unter müden Lidern blinzelte er herüber zum breiten Fenster. Da saß sie im winterlich verdämmernden Licht, hatte all seine Strümpfe um sich versammelt und stopfte und stopfte. Er sah sie im Profil; gerade und stark sprang die Nase vor, die Wange war weich, ohne weichlich zu sein, das Ohr klein und rosig. Schön war es, wie ihr Haar sich im Nacken zum reichen Knoten verschlang — hatte sie die Flechten nicht früher im Kranz um den Kopf getragen? Er sann und sann nach — Knoten? Flechten? — er konnte sich nicht mehr besinnen, wie das gewesen war. Und darüber schlief er ein ... Ah, Hedda! — Sie sang. Er stand unten am Ende des Flügels und starrte ihr ins Gesicht. Da hörte sie auf zu singen. Sie kam auf ihn zu, kam ganz nah an ihn heran und sagte: „Wo sind Sie so lange gewesen? Wir haben uns mißverstanden, ich liebe nicht mich, ich liebe S i e ja! Sind Sie denn blind? Mein Gesang ist mir gar nichts. Ich will auch nicht Sängerin werden, schön will ich auch nicht sein, sehen Sie, sehen Sie doch!" Und wie er genau hinsah, sah Hedda genau aus wie seine Mutter. Er haschte nach ihrer Hand, kühl fühlte die sich an, wohltuend kühl — oh, wie froh war er, sie zu halten, er wollte sie küssen. Da sagte sie: „Aber Sie lieben mich ja gar nicht mehr!" Da bekam er einen Schreck, und im Schreck ging es wie ein Ruck durch ihn von einem tiefen Fall — er wachte auf, erwachte dadurch, daß feste Finger sich um seine Hand geschlossen hatten und die so auf der Bettdecke festhielten.

„Hedda!" Verwirrt, noch ganz weit weg, blicklos suchten seine Augen, da sah er in Marias blanke, braune Augen. Sie hatte sich dazwischengeschoben, zwischen ihn und seinen schönen Traum. Wie man zu einem kranken Kinde spricht, so sprach sie jetzt zu ihm: „Ruhig doch, sei ruhig!" und beugte sich über ihn und strich ihm das verschwitzte, wildlockige Haar aus der heißen Stirn. „Sie haben geträumt, wohl nicht schön geträumt? Mit der Hand immer in die Luft gefaßt. Was wollten Sie denn?"

„Ich weiß es nicht mehr." Er lächelte sie an, und sie lächelte ihn auch an. —

Es war für die zu Hause eine ungeheure Beruhigung, daß Maria in Berlin war; nun wußten sie Hans-Helmut ja so gut versorgt. Die Nachrichten lauteten immer besser. Täglich kam eine Karte; Maria war mit der Feder ungeschickter als mit dem Kochlöffel, und ihre Orthographie war nicht so sauber wie ihre Stube, aber darauf kam es ja gar nicht an. „Gott sei Dank," sagte die Mutter immer und holte tief Luft, „Gott sei Dank!"

Und dann kamen die ersten Zeilen von Hans-Helmut selber geschrieben. —

Wie ein Gefangener, der lange im Kerker gelegen hat, begrüßte der junge Mann die Befreiung: das erste Außerbettsein. Seine Knie zitterten zwar noch und seine Füße traten unsicher, aber er war doch auf, er ging, auf Marias Arm gestützt, durch die Stube, er stand am Fenster und sah auf die geschossenen, engbrüstigen Bäume. Zeigte sich da nicht schon so etwas wie Knospen an dem dürren, von grauem Licht silbrig umflossenen Astwerk? Ein Vogel schlüpfte ins runde Loch des Starenkastens an der Kastanie — ach nein, ein Star war das doch noch nicht — piep, piep, nur ein Sperling. Aber Hans-Helmut hatte seine Freude an dem dreisten Vogel, der jetzt aufs Fensterbrett geflogen kam, dicht an die Scheiben, und mit seinen neugierig unruhigen Vogeläugelchen den bleichen Menschen anguckte.

„Wir müssen ihm Futter streuen, Maria," sagte er.

„Ih, so'n ekliger Spatz! Der findet genug draußen!"

Aber wenn er es haben wollte, dann wollte sie es tun. Und sie zerbröckelte ein wenig

Digitized by Google

Semmel und streute die Brosamen aufs Fensterbrett.

Oh, sie war doch gut und fein empfindend, wenn es ihm auch manchmal vorkam, als wäre sie das nicht. Für ihn, der solange wie lebendig begraben gewesen war, fünf Wochen hingeworfen gelegen hatte, keinen Schlaf finden konnte in fieberheißen Nächten, und auch am Tag keinen, der erquickte, nur Träume, in denen man das eigene Ich wie Blei fühlte, quälend schwer, für ihn war ja dieser kleine Spatz jetzt eine große Hoffnung. Wie der flog, wie der zwitscherte und das Licht begrüßte! So würde auch er bald wieder die Flügel regen können.

Sie war neben ihn getreten ans Fenster, sie stand dicht bei ihm.

„Ihnen verdank' ich es, Maria, ohne Sie wäre es kaum wieder so geworden mit mir! Und wäre das nicht schrecklich gewesen, so jung das Leben verlassen zu müssen?!" Jetzt fühlte er erst, wie schön das war. Gärten breiteten sich vor seinem aufstrahlenden Blick, Gärten voll Rosen, Felder voll Ernten, Ströme voll Gold, er brauchte nur die Hand auszustrecken, all das war sein, wieder sein! In heißem Lebensdrang zog er die, die ihn so treu gepflegt hatte, an sich: „Ich danke dir, Maria, ich danke dir auch vielmals," flüsterte er in ihr Haar, das sich dunkel an seiner Brust bauschte. —

Jetzt würde sie wohl bald wieder wegmüssen, die zu Hause brauchten sie auch. Der Herr Baron schrieb zwar, es ginge alles ganz gut, sie sollte nur bleiben, solange es so nötig sei — aber war es denn auch wirklich so nötig? So nötig nicht, aber nötig fand Maria es doch noch. Er war ja noch gar nicht ausgegangen, wer weiß, wie ihm das erste Ausgehen bekam? Und er hustete immer noch sehr viel. Und an abends in der Kneipe sitzen, war noch lange kein Denken — sollte der Arme denn immer allein für sich sitzen in der traurigen Stube, in die nicht Sonne noch Mond kam, nur das Großstadtlicht hinter Mauern?! Maria sagte ihm alle Tage, wie traurig das für ihn sei, und daß er sich noch lange, lange werde in acht nehmen müssen. Das hatte auch der Arzt gesagt; denn sonst könnte er auf der Lunge etwas zurückbehalten.

„Auf der Lunge etwas zurückbehalten?! Sie soll noch bleiben, sie soll noch bleiben," drängte die Mutter. Sie schrieb einen ermahnenden Brief an ihren Sohn, in dem sie ihn anflehte, beschwor, den ärztlichen Vorschriften zu gehorchen und ja vorsichtig zu sein; wenn er es sich nicht selber zuliebe tat, dann ihr zuliebe.

Dem Studenten wurden die Augen feucht, als er den rührend besorgten Brief seiner Mutter las. Er war jetzt so weich, noch viel weicher als sonst, er ließ sich leicht rühren.

Auch der Oberst schrieb, daß es vielleicht richtig sei, wenn Maria noch vierzehn Tage dort bliebe, dann möchte sie aber kommen, und Hans-Helmut konnte gleich mit ihr nach Hause reisen. Auf den Semesterschluß zu Ostern brauchte er nicht zu warten. —

Die vierzehn Tage waren vorbei, aber noch einmal wurde der Berliner Aufenthalt verlängert. Hans-Helmut war noch nicht reisefähig, die scharfen Märzwinde taten ihm gar nicht gut, er konnte wieder nicht ausgehen. Die gute Frau Huppauf war so freundlich gewesen, ein kleines Kämmerchen, in dem sie ihre Garderobe hängen hatte, Vorräte aufbewahrte und allerlei häuslichen Kram, herzugeben. Da schlief nun Maria auf einem notdürftigen Lager zwischen Plättbrett und Gurkentopf, Beutel mit alter Semmel und Himbeersaftflaschen, Herrn Huppaufs Flicken zu den Hosen, die ihm zum Reparieren übergeben worden waren, und Frau Emilias Sommergarderobe, die nach Puder und Schweiß roch.

Aber meist war Maria doch drinnen im Zimmer, da nähte sie und stopfte; sie hatte sogar eine Stickerei angefangen, ein recht buntes Kissen für den Lehnstuhl vom Herrn Baron. Hans-Helmut saß dabei und sah auf ihre Finger, die hier fein und gepflegt geworden waren wie die einer Dame. Gern hätte er ihr vorgelesen, er war ganz glücklich, als er's das erstemal konnte. Man hatte sich mit der Zeit doch etwas ausgesprochen; die Kindheitserinnerungen reichten nicht aus. Wenn auch Maria immer fragte: „Wissen Sie das noch? Und besinnen Sie sich noch darauf, wie Sie beinah ertrunken sind, als ich badete und Sie aus dem Nachen fielen?"

„Fiel ich? Ich meinte, ich sprang," sagte er mit einem leisen Verträumtsein. „Ich wollte so gern die Nixe sehen. Ich habe es immer mit dem Wasser, mit den Nixen gehabt."

Wieso? Wie meinte er denn das?

Da erzählte er von dem Mädchen auf dem Apfelkahn drüben, das Augen wie Wasser hatte, durchsichtig farblos und doch tief — rätselhaftes Wasser. Eine ganz seltsame Person. „Die Huppauf sagte, die taucht auf, taucht unter wie die Jungfer Binsefuß, und verschwindet, wenn der Morgenhahn kräht."

„Wer ist die Binsefuß, wo wohnt die?" fragte Maria plötzlich interessiert.

„Im Märchen," sagte Hans-Helmut und lächelte. „Es gibt ein schönes Gedicht von ihr. Ich muß es einmal heraussuchen zum Vorlesen. Jungfer Binsefuß ist eine Nixe."

„Ach so," sagte Maria enttäuscht. Das

Digitized by Google

war ja langweilig, sie hatte geglaubt, die Binsefuß wäre ein Frauenzimmer. Nun interessierte sie sie nicht mehr. Aber was war's mit der von der Zille? Sie zwinkerte ihm vertraulich zu und lächelte ihn listig an: „Wie war's mit der — erzählen Sie doch mal! Aber ehrlich! War sie nett?" Ihre Augen funkelten. — „Wer?" — „Na, das Mädchen vom Apfelkahn. O Sie!" sie drohte ihm mit dem Finger.

„Ich verstehe Sie nicht." Er war auf einmal ganz ernüchtert. Was hatte er ihr auch von jener gesprochen! Gut, daß er nichts weiteres erzählt hatte von diesem Erlebnis, sie würde es nicht verstehen.

Aber Maria kam noch einmal darauf zurück. Am Abend war es, er lag auf dem breiten Sofa und sie stand am Tisch und machte ihm den Tee zurecht. Sehr warm, sehr süß, und schlug ihm das Ei schon auf und hatte die belegten Brötchen appetitlich auf seinen Teller gelegt. „Soll ich's Ihnen hinbringen oder stehen Sie auf?"

„Herbringen," sagte er müde. Er war doch noch sehr matt, er hätte am liebsten nichts gegessen. Aber sie bestand darauf, sie drängte und quälte: „Essen, essen," und er gehorchte, schon, um das „Essen" nicht mehr zu hören.

Sie stand dicht am Sofa, hielt das Tablett mit seinem Abendbrot vor ihn hin, bequemer hatte es wohl keiner. Konnte sie das denn so lange halten? Sie bewegte sich nicht; als wären ihre Hände ein lebloser Tisch, so boten sie ihm auf ihren ausgestreckten Flächen Speise und Trank. Es rührte ihn, wie geduldig sie stand. Die leise Verstimmung, die in ihm zurückgeblieben war gegen sie — er wußte es jetzt selber nicht zu sagen, warum er verstimmt gewesen war — wich. Sein Blick umfing freundlich ihre Gestalt, von der Frau Huppauf sagte: „Wie ein reifer Apfel." Er glaubte sie nie so hübsch gesehen zu haben. Anders als Hedda, ganz anders. Anders als die Anna, die Arme, anders auch als die kleine Lyda. Aber die waren jetzt alle so weit, ganz weit draußen, in diesem engen Zimmer war nur diese hier, war nur Maria. Sie erfüllte alles. Er fühlte es, empfand es fast mit unbestimmtem Schrecken, wie sie Besitz von ihm ergriff. Am Morgen, am Mittag, am Abend, immer nur sie. Nur in der Nacht verließ sie ihn. Verließ sie ihn wirklich? Nein, auch dann nicht. Er schlief noch schlecht, und während dieses wachen Dahinliegens und des Suchens nach dem Schlaf hörte er immer ihre Stimme. Der rheinische Klang, das tönende Organ war ihm im Ohr, es drang durch alles durch.

Er hatte oft den Wunsch, allein zu sein, aber dann wartete er doch wieder, bis sie zu ihm herein kam. Sein Kranksein hatte ihn von der Welt abgeschnitten, sein langsames Genesen hatte ihm das Außen auch noch nicht nähergebracht — Fritz kam zwar oft und brachte einen Strom frischer Luft und schlechte Witze und neckte sich mit Maria — aber wenn der gegangen war, wenn die langen, langen Stunden kamen, in denen er nicht immer lesen konnte, dann war die Atmosphäre wieder dieselbe. Immer voll des Einen, des Einzigen: Maria. Er war nicht immer liebenswürdig, er fand sich oft selbst recht unliebenswürdig, Launen quälten ihn, die Hilflosigkeit des ganz Gesundseinwollenden und doch noch nicht ganz Gesundseinkönnenden; aber sie war stets die gleiche, geduldig, vergnügt, zu jedem Dienst bereit. Wie sie jetzt vor ihm stand, das Tablett auf beiden Händen, mit dem Lächeln auf ihrem Gesicht, ging von ihr soviel Gesundheit aus, soviel Leben, daß sich langsam etwas in ihm entzündete, und ein Wunsch sich regte. Ein Wunsch, den er noch niemals so empfunden hatte, oder doch — vielleicht damals, als er noch Schüler war und sie im Garten fand auf der gelockerten, vom Frühling erregten Erde.

Hans-Helmut drückte die Augen zu — so frisch, so warm, so lockend dieser Leib und dieser Mund! „Ich mag nicht mehr," sagte er fast rauh. „Stellen Sie das Tablett nur weg. Ich bin sehr müde."

„Soll ich gehen?" fragte sie leise.

Das tat ihm wieder leid, er hatte sie doch nicht so wegschicken wollen. „Nein. Aber setzen Sie sich da hin — da hin!" Er wies mit dem Finger auf einen entfernten Stuhl.

Nun war sie ihm nicht mehr so nahe — er atmete tief, es wich von ihm wie eine Betäubung. Still saß sie, und er blieb still auf dem Sofa. Die verhängte Lampe gab nur dämmernden Schein, er sah nicht ihr Gesicht, ihre Gestalt verschwamm ihm; da kamen Gedanken, die ihm ferner gerückt waren, näher heran — er dachte plötzlich an seine Mutter. Mit einer fast ängstlichen Sehnsucht. Als kleines Kind hatte er nach ihrem Rock gegriffen, sich an den gehängt, wenn er Furcht hatte zu fallen. Er mußte heim, bald, bald heim!

Durch das Halbdunkel kam die Stimme des Mädchens. Maria fühlte, er war schlechter Laune noch von heut nachmittag her; es war auch zu dumm gewesen, ihn auf die von der Zille zu bringen. Da war was gewesen zwischen ihm und der, da war was gewesen! Es stieg ihr wie Wut plötzlich zu Kopf: deswegen sollte sie sich eklig kommen lassen, wegen so einer? Noch nie hatte er sie so abblitzen lassen. Und auch heut abend war er so — so — sie wußte es selber nicht: wie; ihr schien es, er wollte sie los sein. Und heftig be-

Digitized by Google

Mäherinnen. Gemälde von Prof. Albert Haueisen

Digitized by Google

Digitized by Google

gann sie: „Oh, nun weiß ich, was das für eine ist, eine war, die da drüben die Äpfel verkaufte. Die Huppauf hat mir's erzählt. — Das war ja stadtbekannt — Oh, Sie brauchen mir gar nix zu sagen!" Er hatte abwehrend die Hand gehoben. Aber sie hatte noch vieles zu sagen, alles zu entleeren, was in ihr kochte, sie war ganz voll davon, es hatte sie überkommen, unbesinnlich: hing er vielleicht trotzdem noch an der? Wie bleich er geworden war und dann wie rot, als die Rede auf die von drüben kam! Sie empfand plötzlich einen Haß, eine Eifersucht, als risse ihr jene noch etwas fort, das ihr, ihr ganz zu eigen gewesen. „Nicht mit einem nur, nein, mit mehr als einem hat die sich abgegeben. Ihr Bräutigam auf der Zille — Bräutigam, ha, ha! — Der drückt beide Augen zu. Pfui, so eine — so eine — eine Dirne!"

Das Wort war herausgeschrien — Dirne! — es gellte ihm in die Ohren. „Maria!" Er schrie auch laut; er war vom Sofa aufgefahren, stand da ganz bleich und empört. Das verbat er sich; man durfte solch gemeine Nachrede nicht wiederholen, nicht hier bei ihm. Nicht hier bei ihm! Er zitterte vor Erregung. Und daß sie es tat — sie! Das traf ihn. Sie schimpfte, schimpfte so? Ihr Gesicht war verändert, ihr Mund schien ihm plötzlich gewöhnlich — und er hatte eben noch Verlangen nach dem getragen? O nein, nicht dieser Mund, nicht dieser Mund! Er fuhr sich über die Stirn, über die Augen; ihm war auf einmal sehr schlecht. Mühsam sich zwingend sagte er: „Gehen Sie!"

„Ich geh' ja schon." Sie sagte es trotzig. Und ging hinaus, den Kopf im Nacken: „Gutenacht."

Er erwiderte nicht „Gutenacht". Er konnte nicht sprechen, er schluckte ein paarmal, der Hals war ihm ganz trocken. Und der Kopf schmerzte ihn, aber nicht wie damals vom Fieber, es war nur die Dumpfheit in ihm und das Gefühl: o wie häßlich war das gewesen? Wie konnte Maria nur so sprechen?!

Stärker als am Nachmittag, immer mehr wuchs seine Verstimmung. Alles in ihm wich zurück, zog sich zusammen wie in Angst vor einer Berührung. Es schmerzte. Aber hatte er denn anderes erwarten können? Ja, er war ungerecht. Wie in einer Vision zeigte Frau Kaspers sich ihm, der Vater, die Brüder. Er wehrte ab: nein, nein, Maria war mehr, viel mehr, er wollte die alle nicht sehen. Maria stand ganz losgelöst da von den Ihren, sie mochte ja gar nicht mehr zu ihnen gehen — sprach sie denn jemals von ihnen? Nein, sie gehörte gar nicht mehr zu jenen. Sie hatte sich hinaufgearbeitet, war emporgestiegen zu einer anderen Stufe. Das war zu bewundern.

Hans-Helmut beruhigte sich allmählich. Er war immerwährend im Zimmer herumgegangen, nun fand er endlich sein Bett. Und Ruhe. Einen Augenblick hatte er mit sich gekämpft: sollte er nicht doch noch an die Tür gehen, nach ihr rufen, ihr die Hand geben und sagen: „Schlafen Sie wohl?" Er hatte ihr „Gutenacht" nicht erwidert —

Der Mond schien ins Zimmer. In der Stube mit dem breiten Sofa, dem kleinen Tisch mit der Wasserkaraffe, dem Zylinderbüro ohne Klappe, gingen jetzt wieder Menschen herum, Schatten von denen, die hier früher gewohnt hatten. Sie waren auf einmal da: ein Handlungskommis, Meyer mit Namen, ein junger Student der Chemie, und wieder ein Student, er studierte Jura; und dann einer, der schnitt toten Leuten das Herz heraus und lernte daran. Lauter junge Leute mit ihren Geliebten, Mädchen, blond, braun und schwarz. Da waren sie miteinander auf dem breiten Sofa, sie umhalsten sich, ihre Küsse waren feurig, der Durst ungelöscht; man löschte ihn.

Hans-Helmut mußte aufstehen und die Gardine vorm Alkoven zuziehen, das Zimmer lag zu hell im Mondschein, so konnte er nicht einschlafen. Mit dem Dunkel kam Beruhigung, er atmete sanfter, das Klopfen in seinem Busen ließ nach. Er dachte nicht mehr an des Mädchens Mund, und er dachte nicht mehr: ich muß jetzt nach Hause, er dachte nicht mehr an das, was ihn verletzt hatte, er dachte gar nichts mehr. Willenlos ließ er sich treiben vom dunklen, sanftgleitenden Strom, der den Müden hineinträgt ins Land der Träume. —

Hatte er schon lange geschlafen? Er wurde erschreckt von einem hellen Strahl, der ihm ins Gesicht fiel. S i e hatte den Vorhang auseinandergeschoben, sie stand zwischen den beiden dunklen Gardinen, beschienen vom Mondlicht. Ihr Gesicht war ganz zauberhaft. Sie sprach flüsternd und doch sehr deutlich: „Ich bin es, die Maria! Ich kann nicht schlafen, wenn Sie bös mit mir sind. Was habe ich Ihnen getan? Sagen Sie doch! Sie können mich nicht mehr leiden, gelt?"

Schmeichelnd, bittend, weicher als je sonst war ihre Stimme. Und er sah in ihren Augen, die seltsam leuchteten, etwas glitzern wie Tränen. Da streckte er seine Hand nach ihr aus, halb noch im Schlaf, ohne Besinnung.

Und sie umfing ihn heftig, nahm ihn mit beiden Armen, so wie man ein Kind nimmt, drückte ihn an sich, an ihre Brust, daß ihm der Atem verging, alle Gedanken. Und küßte ihn durstig, wild, verlangend, küßte wie eine, die schon lange auf dieses gewartet hat.

(Fortsetzung des Romans im Oktoberheft)

Digitized by Google

Der goldne Esel

Von Professor Hermann Reich

O du, Dionysos, dich aufzusaugen,
Du namenlosen Schicksals Träger, nie
Satt werden sie, ermüden meine Augen.
Gerhart Hauptmann, „Die blaue Blume“.

Götter versinken, Völker verwehn,
Sterne zersplittern, Sonnen vergehn,
Aber Dionysos bleibet bestehn!
Hermann Reich, „Ardalio“.

Da schoß Zeus Feuer durch die Sturmesnacht, und der Donner grollte über die von Dionysos eroberte Welt ... auf seinem Throne saß er, den Adler zu seinen mächtigen Füßen, und seine Stimme rief durch die unermeßliche Ferne: „Mein Sohn Dionysos!“ Couperus, „Dionysos“, übersetzt von E. Otten.

Wir Modernen sind von Mystik und Magie im öffentlichen wie im privaten Dasein vielfach berührt und spüren erschauernd die seltsamen Wirkungen im eigenen Leben, oder wenigstens in dem unserer Freunde und Bekannten. Die heutige Magie und Mystik ist aber in allem und jedem Erbe und Nachfolgerin der antiken, und eine kann man nur aus der anderen im Innersten begreifen. Wie es heute allerlei Dramen und Romane gibt, in denen moderne Magier und Zauberer auftreten, Spiritisten und Theosophen, so ist uns ein alter griechisch-römischer Roman erhalten, der die magisch-mystischen Erlebnisse der antiken Seele von den niedrigsten bis zu den erhabensten in einem höchst lebensvollen Bilde widerspiegelt, voll dionysischem Gelächter, Humor und Ironie und zuletzt voll tiefer, dionysischer Philosophie, heiliger Ekstase und mystischer Erhebung, die sich emporschwingt zu den astralen Ebenen dionysischer Transzendenz; erhabener, geistlicher Roman und doch zugleich ein wenig Kasperle-Spiel und Mimus, eines der höchsten Kunstwerke der Weltliteratur; ich meine den „goldnen Esel“ des neuplatonischen Philosophen, Naturforschers, Wanderredners, Mystikers und Hohenpriesters Apuleius, der in späteren nachchristlichen Jahrhunderten als schlimmer Magier und Zauberer galt und als solcher schon von dem Kirchenvater Augustinus verdammt wurde. Von seinen Zeitgenossen wurde er hoch gefeiert und mit Ehrendekreten und Statuen ausgezeichnet.

Es wird nicht leicht sein, in einem kurzen Essay hier über dieses unendliche Meer der Magie und Mystik schnell und sicher von einem Ufer zum anderen zu führen, denn zunächst erscheint es ja vollkommen uferlos, und Welle drängt sich hier an Welle durch die Jahrtausende hin, so lange die Menschheit lebt.

Dennoch hoffe ich hier einen rettenden Ariadneknäuel aufweisen zu können, an dem man sich durch dieses dunkle Labyrinth mit seinen Schauern und Schrecknissen, aber auch mit seinen glanzvollen Lichtern und himmlischen Erhebungen sicher hindurch tasten kann.

Also zunächst kurz zu der modernen Mystik und Magie:

„Könnt' ich Magie von meinem Pfad entfernen,“ ruft der greise Faust kurz vor seinem Tode, nachdem er sein Lebtag von Zauberspuk zu Zauberspuk, durch Hexenküchen zum Hexentanzplatz und schließlich gar zur klassischen Walpurgisnacht geschritten, durch Zauberei dem Kaiser die Schicksalsschlacht gewonnen und sich selber das Reich am Meere. Erst nach seinem Tode wird er von der schwarzen Zauberkunst durch die weiße, himmlische Magie erlöst. So ist das tiefste Kunstwerk deutscher Dichtung ganz von Magie durchtränkt. Und Goethe, der viel zu gerne nur als klassischer Heide empfunden wird, lebte in vielen Perioden seines Lebens in den Kreisen hoher dionysischer Magie und Mystik.

Auch uns ist es ebenso wie Faust gar nicht mehr möglich, Magie von unserem Pfade zu entfernen; denn die ganze Welt ist heute voll von Magiern und Hexenmeistern, man nennt sie jetzt Okkultisten, Spiritisten, Meister der Suggestion und der Hypnose, Telepathen, Hellseher,

Abb. 1. Der Mann mit dem Eselskopf aus dem antiken Mimus, dem dionysischen Urdrama. Aus Hermann Reich, „Der König mit der Dornenkrone“. B. G. Teubner, Leipzig

Digitized by Google

Medien, Theosophen, Anthroposophen, Geheimschüler, Traumdeuter, Wahrsager, Kartenleger und so fort.

Wäre noch der alte Hexenhammer in Kraft und die Macht fanatischer Priester, so würden durch ganz Deutschland, ja durch die ganze Welt, heute Scheiterhaufen flammen, auf denen Hexen und Magier brennen müßten und die schwarze Magie ihre teuflischen Künste zu büßen hätte, und selbst die weiße Magie ist nicht ganz von Verbrechen frei.

In dem ungeheuren Durchbruch magischer und mystischer Kräfte kommt die fürchterliche Not unserer Zeit zu ihrem innerlichsten Ausdruck. Heute bebt die Erde, und aus ihrem Innern fließt die glühende Lava hervor und erfüllt die ganze Welt mit ihren Feuerbränden. Die alten Formen des Staats und der Gesellschaft sind zerbrochen. Unterstes kehrt sich zu oberst. Aber auch die seelischen Formungen sind in Fluß geraten, überall bricht hinter Erstarrtem, Angewöhntem, Anerzogenem das Ursprünglich-Elementare, Triebhafte, Primäre hervor, auch wohl das Primitive und das Bestialische. Die Pyramide religiöser, geistiger und ethischer Werte, zu der der moderne Mensch aufschaute, stürzte in sich zusammen.

Alle früheren Ideale, Werte, Autoritäten, Wissenschaften, Philosophien scheinen verdächtig, denn unter ihrer Führung geriet ja gerade die Welt in den Abgrund. Wer glaubt heute noch daran, daß Wissenschaft letzte Daseinsrätsel lösen könne, Prometheusfragen und Eumeniden-Probleme! Und auch des Christen bange Frage, wo bleibt die Religion der Liebe, hallt durch die Welt. Auch die Tröstungen der Religion wollen nicht mehr recht verfangen, man will heute das Wunder erzwingen, das handfeste, handgreifliche Wunder. Das Jenseits soll sich auftun, man will die Stimmen der Geister hören, die Stimmen der Meister; man will übernatürliche, zauberische Kräfte erlangen, Magie, Mystik, Theosophie. Mir blutet das Herz, wenn ich all der schrecklichen Not gedenke, aber größer noch als die leibliche Not ist die Not der Seelen und Gewissen. Und eine der größten Gewissensfragen ist heute: Wo habe ich zu stehen in dem wilden Wirbel zauberischer, magischer, mystischer Kräfte, die jetzt die Welt durchbrausen, darf ich wie Faust die Geister beschwören? Erkenntnis höherer Welten gewinnen und magische

Abb. 2. (Aus H. v. Glasenapp, „Der Hinduismus") Shiva, der indische Dionysos, der göttliche Magier und große Tänzer, der den zauberischen Weltentanz aufführt, der Herr der dionysischen Magie. Die große Schädelkette, die er trägt, erweist den göttlichen Schöpfer zugleich als den großen Zerstörer, der die Welt im Zaubertanz dereinst zertanzen wird. Unten der Stier Nandi

Digitized by Google

Mächte und Kräfte üben? Den Weg gehen, den moderne Magier weisen und die Lichter astraler Ebenen aufflammen sehen? Ich glaube, die Wissenschaft muß hier das Opfer bringen und erleuchtend und erklärend eingreifen aus Liebe zu unserer Jugend und Nation. Sie darf sich nicht einfach in den prunkenden Mantel hochmütiger, eisiger Abweisung hüllen. Denn sie steht hier einem der dunkelsten, heißesten, erhabensten, menschlichsten Triebe gegenüber. Es handelt sich gar nicht mehr darum, ob wir wissenschaftlich an die Möglichkeit von Magie und Mystik glauben können oder dürfen. Mystik und Magie wird eben überall in der weiten Welt geübt, von ihren höchsten, reinsten Formen bis herab zu den niedrigsten, verwerflichsten. Hier gilt es mit klarer Wissenschaft zu unterscheiden, ob Götter oder Götzen.

Wenn gläubige Spiritisten um den Geistertisch herum sitzen und noch dazu ein gutes Medium haben, fühlen sie sich mitten in der Transzendenz, auf magischen Ebenen von Geistern umringt, die jeden Augenblick in die Erscheinung treten können, da gibt es Materialisationen der Geister, ihre Erscheinungen werden photographiert; Telepathie und Telekinese tritt ein. Aber immer wieder werden leider berühmte Medien bei betrügerischen Taschenspielertricks entlarvt, wie etwa Eusapia Paladino oder das Blumenmedium Anna Rothe.

Der Spiritismus ist die niedrigste Stufe der modernen Magie und Mystik. Eine höhere und höchste Stufe stellt die Theosophie dar, die auch in besonderen modernen Schattierungen als Neobuddhismus oder Anthroposophie oder Geistwissenschaft auftritt. Ihre moderne Vertreterin, Erweckerin, Begründerin ist Madame Blavatski, die uralte, indische Mystik in modernes Gewand kleidete und zuerst weitverzweigte, theosophische Gemeinden gründete, schließlich aber argen, mystischen Betruges überführt wurde. Ihre Nachfolgerin im Prophetenamt, Miß Besant, leitet als mystische Führerin die zahllosen theosophischen Gemeinden der ganzen Welt, schreibt die theosophischen Evangelienbücher, hält überall mystische Predigten und Propaganda-Reden, leitet Zeitschriften, hält Weltkongresse ab. Es ist eine ungeheure Bewegung! Sie flutet nach allen Ländern der Welt, hat auch in Deutschland einflußreiche Vertreter, die aber schon längst von Miß Besant abgefallen sind und ihre Mission aus eigener Sendung üben.

Das Ungeheuerliche an der modernen Theosophie ist nun, daß ihre Eingeweihten und Magier behaupten, einen neuen Pfad zu wissen zur direkten Wahrnehmung und Erkenntnis höherer Welten. Durch besondere Übungen, durch allerlei Askese und Konzentration — der Inder nennt das Yoga — gelangen sie zu übernatürlichem Schauen. In solcher Schau sehen sie alle die Engel und Erzengel, Mächte und Kräfte, die stufenweise auf verschiedenen, astralen Ebenen im unendlichen Kosmos über Erden, Sonnen, Monde und Sternen hinaus zwischen dem Throne des Höchsten und der dunklen Erde wohnen und Gewalt und Kraft haben. So sah Plato in verzückter, dionysischer Schau hinüber in den Himmel der strahlenden Ideen und Urformen. So sah Swedenborg, der große Geisterseher, in transzendenter Schau durch die verschiedenen Reiche der Engel und Teufel und berichtet davon, wie ein moderner Forschungsreisender etwa von den Sultanaten am Bangweolosee oder von den Dörfern der Aschanti und Hottentottenkralen, die zum erstenmal sein Fuß betrat.

Mir liegt es ganz fern, über diese Mystik das billige Lachen herauszufordern, hier liegen Geheimnisse vor, die der Erklärung bedürfen.

Diese modernen Theosophen, Occultisten und wie sie sich sonst betiteln, hängen zwar alle mit der indischen Geheimlehre und der englischen Theosophie zusammen, ihre gemeinsame Heimat ist der Himalaya oder Himavat, aber ebensosehr sind die meisten von ihnen Jünger Friedrich Nietzsches. Nietzsche aber ist der erste moderne Prophet der großen Dionysos-Mystik, von der alle antiken Mysterienreligionen durchströmt sind, alle antike und moderne Magie und Mystik.

Denn das ist letzte Erkenntnis, die ich endlich gewonnen nach jahrzehntelangem, schwerem, wissenschaftlichem Forschen in allen Geheimnissen jahrtausendealter, längst verschollener und dennoch heute mit ungeheurer Macht nachwirkender Mysterien-Religionen des Orients und Okzidents, und die mir entgegenleuchtet aus uralten griechischen, ägyptischen, babylonischen, indischen Bildwerken und persönlicher, innerer Erfahrung und dionysischer Berufung: Alle Zauberei, Magie und große Mystik, moderne wie antike, steht unter dem Zeichen des Dionysos. Er ist der große Urzauberer und Urmagier, Ekstatiker, Mystiker, der größte und geheimnisvollste aller Philosophen, der Erwecker aller schöpferischen, unbewußten Kräfte und in letzter Erhebung die schöpferische Urkraft der Welt und des Kosmos, der große mystische Tänzer, der über die Sternenwiese zum kosmischen Tanze schreitet, in dem sich alle Sonnen und Erden drehen. Mit dem dionysischen Zauberschlüssel kann man alle geheimen Schlösser, Siegel und Riegel der Magie öffnen und schließen, mit dem dionysischen Zauberspruch alle Dämonen und Geister bannen, selbst die der Hölle, sie müssen erscheinen und Rede stehen. Denn Dionysos regiert auch in der Unterwelt und im Unterbewußtsein. Vor dem dionysischen Zeichen gibt's kein Verstecken und Verreden mehr, vor dem Richter Dionysos wird auch der letzte magisch-mystische Abgrund hell, vor ihm muß der Cagliostro moderner Mystik und jeder magische Abenteurer zittern, der nicht aus der Wahrheit ist.

Dionysos ist ursprünglich, in den Uranfängen der Menschheit, in der Urreligion, der Religion des Zaubers, des Fruchtbarkeitszaubers, der niedere phallische Dämon, der

Digitized by Google

Gemahl der Mutter Erde, der er sich im mimisch-phallischen Zaubertanz vereint und die er fruchtbar macht. So schafft er im quellenden Frühling zauberisch alles Gedeihen der Erde und alle Frucht und allen Samen; Eros ist der erste unter seinen großen Dienern.

In der erotischen Vereinigung ergreift der Mensch, ergreift das Ich schöpferisch erglühend das Du, das andere Ich und in der Verschmelzung mit ihm, Gott und Welt. Der enge Kerker, der das einzelne Ich starr umschließt, wird zerbrochen, das Prinzip der strengen Vereinzelung schmilzt dahin, auf elementarster Stufe beginnt die unio mystica, die mystische Vereinigung mit Gott und Welt, die dionysische Erlösung, die auf der dionysischen Stufenpyramide dann immer höher, immer heiliger hinansteigt. Der phallische Dämon und Zauberer Dionysos steigert sich vermöge des dem dionysischen Wesen innewohnenden Triebes zur Erhöhung zum idealen Gotte (siehe Abbildung 4), und so wird diese Urreligion zur hohen, dionysischen Weltreligion, so wird niedere Magie zur transzendenten, himmlischen Mystik. — Nur weil Friedrich Nietzsche sich selbst dunkel als Wiederkehr des Gottes Dionysos auf Erden empfand, weil er als Prophet sprach, heraus aus der unergründlichen Tiefe des kosmischen, dionysischen Abgrunds, beherrscht er heute in allen Völkern der Erde alle empfänglichen Seelen mit einer merkwürdigen zauberischen Gewalt. In ihm ist eben die Auswirkung der geheimen, noch immer nicht ins helle Bewußtsein der Menschheit getretenen dionysischen Ur- und Weltreligion, deren Kräfte auch im Christentum, besonders auch im katholischen, gewaltig nachwirken, uralte Magie. Und doch hat Nietzsche wie Moses das gelobte Land nur von ferne geschaut, es aber selber nie betreten und nie die letzte dionysische Erlösung erfahren. In ihm ist wohl der dionysische Krampf und Kampf im heroischen Übermaß, aber nicht die letzte olympisch helle Seligkeit. Sonst hätte er auch nicht geschrieben: „Also sprach Zarathustra," sondern: „Also spricht Dionysos."

Abb. 3. Shiva, der indische Dionysos, die Inkarnation der zeugenden schöpferischen Urkraft, seine Gemahlin im Arm auf dem Stiere Nandi reitend. Berliner Museum für Völkerkunde

Dionysos, der große Gott der Natur und aller ihrer Fülle, der Herr der Geister und der Seelen, der Herr des Lebens und des Todes, ist eben kein Gott nur der alten Griechen; denn er ist schon seinem Ursprung nach überhaupt kein griechischer Gott. Er ist nach Griechenland von Thrazien her eingewandert. Aber auch der Orient kannte ihn schon seit Jahrtausenden, nur haben die Griechen seine Macht und Gestalt am herrlichsten und vor allem am menschlichsten erkannt und erfahren. Wie sein Werk, das Drama über die ganze Erde gewandert ist, wie der Mimus, das Urdrama, das Dionysos schuf, schließlich zum Weltdrama wurde und das große Weltreich gründete, das noch heute besteht, nur daß man das bisher nicht wußte und erst in der letzten Zeit die ungeheure Vision dieses Weltreiches des Mimus im Bewußtsein der Menschheit aufgedämmert ist, ebenso, wie des Dionysos Komödie und Tragödie die Seele der ganzen Welt erfüllt hat, aller Menschen, aller Völker, aller Zeiten, und immer weiter erfüllt, so ist auch die Reli-

Digitized by Google

gion des Dionysos nicht eine Religion der Griechen, sondern der ganzen Menschheit, die Religion des Fruchtbarkeitszaubers, des Dionysos, als Gemahl der Mutter Erde, des Führers aller über die ganze Erde verbreiteten Fruchtbarkeitsdämonen. Aber diese primitive Religion ward erhöht zur Weltreligion, die im dionysischen Rausch die große Harmonie des Weltalls schauen läßt und die Brüderlichkeit aller Menschenherzen, die das gemeinsame, dionysische Jauchzen beseelt. Dionysos, dem Erlöser, habe ich vor Jahren in der Tragödie Ardalio den bacchischen Dithyrambus gesungen, soeben preist ihn Gerhart Hauptmann in der „Blauen Blume", und Theodor Däubler schließt sein „Orphisches Intermezzo" mit folgendem dionysischem Lobgesang:

Abb. 5. Madonna Isis. (Perrot et Chipiez, Histoire de l'art, Bd. I)

O Nacht, wieder ringsum gestirnte Nacht,
Ich kann dir allein mein Geheimnis beklagen,
Wer Bacchus ist, dir, die es ahnen muß, sagen,
Denn er ist so alt wie du selber, o Nacht:
Und wo deine Jugend im Urwalde lacht,
Ist Bacchus in Sternen und Blumen erwacht,
Er ist wie die Schönheit und Reinheit der Dinge,
Der Schmelz alles Frischen, die Würde des Alten,
Der Ewigkeit alles durchdringendes Walten:
O laß, daß ich Bacchus, erbleichend, besinge?
O Dionys, Liebe des Mannes und Weibes,
Gynandrische Sehnsucht der beiden Geschlechter,
Enthüllung der Weiche des weiblichen Leibes,
Geschickeverflechter und Freund von Gelächter,
Erfüllung der Reize erblühter Epheben,
Asketenverächter und Frauenpalastwächter,
Du Wiedergeburt und du ewiges Leben,
O lasse mich jetzt durch dein Seelenreich schweben!

Abb. 4. Der ideale griechische Dionysos in göttlicher Vollendung. (Aus Baumeister, Antike Denkmäler, Bd. I)

Hier ist wohl tiefes dionysisches Erleben und poetische Gestaltung, auch theosophische Schau; aber noch sind die Pforten weltumfassender Philosophie und durch die Jahrtausende reichender Historie des Dionysos nicht völlig aufgetan, sie reicht bis zu Dionysos-Baldur, dem lichten Frühlingsgott der Germanen.

Die Inder verehren den Dionysos unter dem Namen Shiva, seine Gemahlin und Mutter Erde ist die fruchtbare Göttin Kali, auch Durga genannt. Auch Shiva ist, wie Dionysos, ursprünglich ein Dämon der Fruchtbarkeitszauberreligion und darum noch heute phallisch gebildet.

Wenn Dionysos wegen seiner zeugenden Kraft als Stier angerufen wird und auf antiken Monumenten mit den Zeichen des Stieres erscheint und später wenigstens noch auf dem Stiere reitet, so gibt unsere Abbildung 3. Shiva auf dem heiligen Stiere Nandi reitend.

Wie Shivas dionysische Schöpferkraft die bunte Welt der Erscheinungen schuf, wird er sie wieder im wilden ekstatischen, dionysischen Zaubertanz zertanzen, Weltenende, Weltenbrand.

Weil der Tanz in den Uranfängen der Menschheit stärkster Ausdruck seelischer Mächte und Kräfte ist und daher meist magischer Tanz, Zaubertanz, so sind von Urzeiten her alle Götter Tänzer, die Götter der Inder, der Griechen, der Mexikaner. Besonders Dionysos mit allen seinen Dämonen ist ein gewaltiger Tänzer und großer Chorführer ekstatischen Tanzes, ebenso der Dionysos der Mexikaner Macnichotchill, d. h. Blumenfürst, der tanzende Shiva, der indische Dionysos steht auf Abbildung 2. Auch Indra erscheint auf indischen Monumenten als Tänzer und schließlich

Digitized by Google

gar — so stark wirkt die Urauffassung des Tanzes als magisch-mystische, göttliche Betätigung nach — Buddha, der Asket.

Den Spuren meiner Mimusforschung folgend hat der Direktor im Völkermuseum Universitätsprofessor K. Th. Preuß auch für das alte Mexiko den Fruchtbarkeitszaubertanz und die dionysische Urreligion nachgewiesen. Auch dort entsteht aus dem mimischen Fruchtbarkeitszaubertanz der Urmimus, der zu einer nicht unbedeutenden Höhe des mexikanischen Dramas und des Theaters führt, auch dort herrscht Dionysos. Shiva ist auch der große Yogi, der Zauberer und Magier, der Mystiker, der Herr der tiefen mystischen Versenkung. Diese dionysische Religion der Inder, der Shivaismus, wird auch noch heute von vielen Millionen inbrünstig bekannt. Shiva ist vor allem auch der Herr der indischen Fakire und Zauberer.

Im Babylonischen heißt Dionysos „Tammuz". Auch Tammuz ist ursprünglich ein zauberischer, phallischer Dämon, und seine Gemahlin und Mutter Erde ist Istar, die später in dionysischer Steigerung nicht nur Königin der Erde, sondern auch des Himmels wurde, unsere Herrin, notre dame, Madonna, die Gütige, Gnadenreiche, ihr Stern der Venusstern. Die Astrologen und Zauberer Chaldäas haben ebenfalls ihre magischen Kräfte von Dionysos-Tammuz.

Im alten Ägypten herrscht Dionysos-Osiris; der ägyptische König ist das Abbild des Dionysos-Osiris. Aus der schöpferischen dionysischen Kraft heraus wurden Pyramiden erbaut und Sphinxe errichtet. Auch Dionysos-Osiris ist ursprünglich ein phallischer Fruchtbarkeitszauberdämon. Im Namen des Dionysos-Osiris aber blüht auch alle verruchte ägyptische Zauberkunst, doch auch das hohe ägyptische Mysterium des Todes und der Erlösung. Darum reden von Dionysos-Osiris die ägyptischen Pyramiden, Tempel und Felsengräber, seine Mutter Erde ist Isis, Madonna Isis, die gütige, erlösende, gnadenspendende Königin Himmels und der Erden, die Maienkönigin, der Stern der Meere.

Ihr gnadenvolles Bild ward im Mittelalter nicht selten mit dem der christlichen Madonna verwechselt und in katholischen Kirchen aufgestellt — dionysisches Mysterium —

Diese Madonna Isis, die Braut des Dionysos-Osiris, ist es auch, zu deren heiligem, dionysischem Mysterium Apuleius den Helden seines Romans aufsteigen läßt, aus den acherontischen Tiefen niederer Magie und schwarzer Zauberkunst, und so mystische Erlösung finden läßt, indem ihm schließlich Dionysos-Osiris selbst erscheint und ihn hin-

Abb. 6. Göttlich-menschliche Familienszene. Shiva mit seiner Gattin Uma und seinen beiden jungen Söhnen Ganesha und Skanda beim Mahle, umgeben von seinen heiligen Tieren, darunter der Stier Nandi. Berliner Museum für Völkerkunde

Digitized by Google

aufzieht in die höchste Transzendenz, das mystische Einswerden mit der Gottheit.

Ich kann hier leider den Inhalt dieses erstaunlichen Eselromans, in dem feierliche Mystik und grausige Magie und zugleich übermütigste Laune, Humor, Satire, Ironie in den buntesten Lichtern funkeln, nur ganz kurz andeuten. Ein wohlhabender, junger Herr aus guter Familie hat, wie wir heute sagen würden, eine brennende Neugier für okkulte Dinge. So zieht er denn hoch zu Roß, ähnlich wie Ritter Don Quichote aus, zwar nicht auf ritterliche, aber doch auf magische Abenteuer. Er kommt nach dem Lande Thessalien, das in der Antike wegen seiner Zauberei und seines Hexenwesens verrufen war.

Da hört er schon unterwegs eine gruselige Hexengeschichte über eine Gastwirtin Meroe. Sie hat unter anderen magischen Streichen der Frau eines ihrer Liebhaber den Leib verschlossen und sie so zu ewiger Schwangerschaft verdammt. Die Einwohner ihrer Stadt hat sie einmal so fest durch ihre Zauberkraft in ihre Häuser gebannt, daß sie zwei Tage lang nicht Schloß noch Riegel öffnen und weder zur Türe noch zum Fenster hinaus konnten. Einen Gastwirt hat sie in einen Frosch, einen Advokaten in einen Hammel verwandelt, und dieser Hammel agierte noch damals leibhaftig weiter vor Gericht. Einem ungetreuen Liebhaber hat sie in einer Spuknacht, während er im tiefsten Schlafe lag, das Herz aus dem Leibe gerissen und dafür einen Schwamm hineingetan. So jagen sich Zauber-, Spuk- und Gespenstergeschichten; die magische Stimmung ist trefflich vorbereitet, als der okkulte Held und magische Don Quichote in die erste Stadt Thessaliens, Hypata, einreitet.

Dort wird er gleich vor der Frau des Gastfreundes, bei dem er abgestiegen war, sehr gewarnt, sie sei insgeheim eine böse Zauberin und Hexe; aber das macht ihn gerade neugierig. Darum beginnt er ein erotisches Verhältnis mit der jungen, verbuhlten Magd der Frau, namens Fotis, und die verrät auch dann schließlich aus Liebestollheit das Geheimnis ihrer Herrin. Der junge Herr sieht mit Hilfe der Magd durch eine Türritze einer großen Zauberszene zu. — Die Dame entkleidet sich völlig, zieht einen magischen Kreis, gebraucht allerhand Zaubermittel und murmelt grausige Beschwörungen, schließlich wählt sie unter allerhand Büchsen eine aus und bestreicht sich mit einer magischen Salbe. Da wachsen ihr plötzlich Federn, und als ein großer Uhu fliegt sie davon zum Stelldichein mit ihrem Geliebten.

Als das der angehende Adept der schwarzen Magie sieht, will er gleichfalls zum Vogel werden. Die zauberkundige Magd muß ihm zu Willen sein, sie spricht von neuem die Beschwörungsformeln, reicht ihm dann eine von den Büchsen mit magischer Salbe; der Jüngling bestreicht sich von oben bis unten damit, schon glaubt

Abb. 7. Göttliche Hochzeit zwischen Rama und Sita
Berliner Museum für Völkerkunde

Digitized by Google

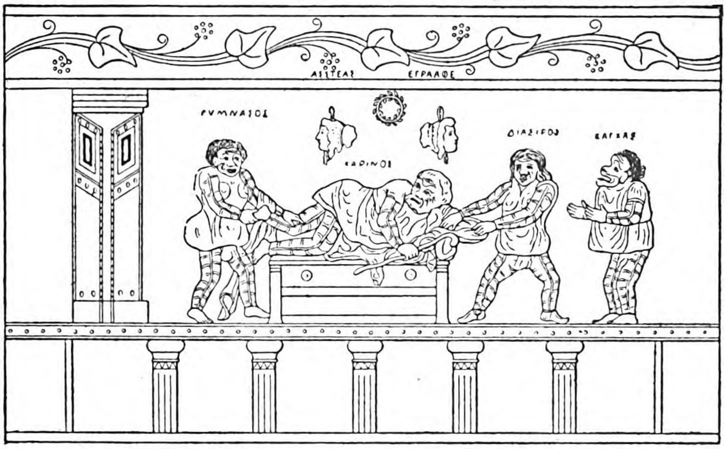


Abb. 8. Antike Mimusszene (Geppert, Altgriechische Bühne, Taf. IV)

er zu fühlen, wie ihm Flügel wachsen, schon schwingt er die Arme wie zum Fluge, — doch was ist das? Es kommen zwar keine Federn zum Vorschein, aber seine Haut verdichtet sich mehr und mehr, ihm wachsen plötzlich überall graue Haare, vorn im Gesicht hat er plötzlich eine lange Schnauze, und das Schlimmste, hinten wächst ihm ein langer Schwanz. Als er im furchtbaren Schreck schreien will, bekommt er nur ein klägliches ia, ia heraus. Fotis hat sich leider in der Eile in den Büchsen vergriffen, und statt zum Vogel ist der arme Neugierige zu einem langohrigen Eselein geworden. Fotis muß trotz allem Schreck laut lachen über ihren betrübten Liebhaber, und er selber ist übel genug auf sie zu sprechen; doch sie tröstet ihn, es gibt ein einfaches Mittel, er muß nur rote Rosen fressen, dann wird er entzaubert. Aber freilich jetzt in der Nacht kann sie keine Rosen beschaffen, doch gleich morgen früh, und dann wird er enteselt werden.

So trollt sich denn das arme Eselmenschlein für diese eine Nacht hinunter in den Stall, wo es aber bei seinem eigenen Reitpferd einen wenig freundlichen Willkomm findet. Ehe jedoch der Morgen anbricht, ehe die Rosen kommen, brechen die Räuber ein, packen ihren reichen Raub dem Eselmenschen auf, und nun zieht das arme Tier hoffnungslos hinaus, in die weite Welt. Er bleibt bei den Räubern und lernt dort genau das Leben der antiken Schinderhannes und Rinaldo Rinaldini kennen, gerät auch unter allerlei niedere und okkulte Priesterschaften, Verehrer der Kybele; diese wußten mit ihren Wundern, mit Magie und Zauberei, mit ekstatischen Tänzen, Orakeln und dergleichen zugleich die unverschämteste Bettelei und Diebstahl zu verbinden. Das ganze niedrige Hexen- und Zauberwesen tut sich immer weiter vor ihm auf, Giftmischerei und Mord, Schmutz, Schande, Not und Elend, schlimme Liebesgeschichten und übermütig dreiste Ehebruchsszenen wie bei Casanova.

Aber weil der Eselmensch schließlich zur erhabenen, erlösenden Mystik des Dionysos aufsteigen soll, wirft selbst auf dieses niedrige, armselige Leben das dionysische Wesen seinen verklärenden Strahl. Der Schmutz des Lebens wird hier nicht, wie etwa bei Zola und den modernen Naturalisten und Materialisten breitgetreten, er dient dem Humor und dem Gelächter. Denn Dionysos ist ja der große Schöpfer und höchste Bejaher alles Lebens, auch des niedrigsten, und um dieser dionysischen Freude willen gab der Gott den Menschen den Mimus, die launige Darstellung (Mimesis) des Lebens mit ihrem jauchzenden mimischen Lachen, das Volksdrama und Kasperlespiel, das alle Traurigkeit besiegt. Des dionysischen Mimus lustiges Lachen schallt durch alle, auch die abscheulichsten Greuel-, Scheuel- und Zauberszenen des Romans. Wo der moderne Mensch sich entrüsten oder in Melancholie verfallen müßte, da kann der antike noch aus der Kraft des dionysischen Wesens heraus lachen. So ist dieser magische Roman in seinem ersten größeren Teile direkt zu einem dionysischen Mimus geworden. Der antike Realroman, denn das ist der goldne Esel des Apuleius, ist überhaupt auf dem Boden des Volksdramas, des Mimus erwachsen. Der Mime hat den alten Ehrentitel: Ethologe, Charakterdarsteller und Biologe, Lebensschilderer. Charakterdarstellung und Lebensschilderung ist ebenso das Ziel des antiken Realromans, insbesondere bei Apuleius, aber auch bei dem Römer Petron in seinem Sittenroman, dessen berühmtestes Stück das Gastmahl des Trimalchio ist. Und wenn der Philosoph Theophrast, der Schüler und Nachfolger des großen Aristoteles, den Mimus definierte als eine Nachahmung des Lebens, die sowohl das Anständige wie das Unanständige darstelle, so paßt diese Definition ebenso auf den antiken Realroman.

Apuleius wie Petron verweilen in ihren Romanen gern in den niederen Kreisen des Lebens, in denen auch der Mimus zu Hause ist. Alle diese Höker und Hökerinnen, Gemüsefrauen, Käsehändler, Kneipwirte und Kneipwirtinnen, Magier, Priester, Bediente, Bauern, Schiffer, Gärtner, Barbiere, Räuber und Soldaten, mit denen der verzauberte Eselmensch zu tun bekommt, finden wir genau so als Typen im griechisch-römischen Mimus.

Aber der Mimus hat von Urzeiten her

Digitized by Google

durch Jahrhunderte, ja Jahrtausende hindurch diese Typen aus dem antiken Leben selber aufgelesen, gesammelt und gestaltet. Die Romanciers der späteren Zeiten, in denen die poetische Schöpferkraft sehr nachgelassen hatte, wurden hierdurch stark angeregt, sie machten es sich bequemer, sie sahen diese Typen tagtäglich auf dem Theater im Mimus in herrlicher Vollendung. Da nahmen sie diese von den Brettern herab in ihre Romane. Petron macht daraus auch gar kein Hehl, oft genug sagt er ganz deutlich, daß er diese oder jene eingestreute Novelle und Szene dem Mimus verdanke. Die vielen eingeflochtenen Novellen, die der Eselmensch bei Apuleius erlebt und schildert, stammen ebenso aus dem Mimus. Ja wir haben sogar eine Szene aus dem alten Eselmimus erhalten, der das Vorbild des Eselromans ist. Siehe Abbildung 1.

Dort steht der Mann mit dem Eselskopf auf der Bühne. Das Bild wurde 1897 von dem italienischen Professor Pasqui veröffentlicht. Es ist kein Vasenbild, sondern eine Reliefdarstellung auf einem Tonscherben, der, wie die ihm aufgeprägte Fabrikmarke oben rechts zeigt, bereits aus dem ersten Jahrhundert nach Christus stammt. Wir haben eine Mimusszene vor uns. Prügeln und geprügelt werden ist das Los des Clowns im Mimus. Und so verhaut der Mann mit dem Eselskopf gerade einen andern vor ihm stehenden Mann und wird seinerseits plötzlich von hintenher verprügelt. Hier sieht man also, wie der Mann mit dem Eselskopf aus dem Urmimus, dem Kasperlespiel, der Harlekinade stammt.

Aus dem uralten Eselmimus ist dann zuletzt der Eselroman entstanden. Apuleius ist nicht der Erfinder des Eselromans, nur sein Bearbeiter und Neugestalter, der ihm den großen Zug vom Mimus zum Mysterium gab. Ein anderer Bearbeiter des alten Eselromans, der wie Apuleius dem zweiten Jahrhundert nach Christus angehört, Lukian, der griechisch redende Syrer, der Spötter und geistreiche Clown, der Wieland begeisterte, der Feind aller Mystiker, Theosophen und Philosophen, aber auch des Christentums, bleibt in unserem Eselroman nur auf der Ebene des humorvoll spottenden Mimus. Ihm waren nicht wie Apuleius die Flügel zum Aufschwung ins Mysterium gegeben. Vor allem stammen nun die berühmten Liebes- und Ehebruchsnovellen bei Apuleius wie bei Petron, die zum Teil in die gesamte Weltliteratur übergegangen sind, aus dem Mimus. Wenn man nämlich einen Ehebruchsmimus erzählt, so wird es eben eine Ehebruchsnovelle. Liebesintrigen aber sind des Mimus beliebtester Vorwurf. So erzählt der Esel z. B. die Geschichte vom Liebhaber im Fasse, die später Bocaccio so reizend nacherzählt hat; oder den Mimusschwank vom gehörnten Ratsherrn Barbaros, der später sogar in Tausendundeine Nacht übergegangen ist. Nur ist dort der betrogene Ehemann nicht ein ehrenwerter Bürger, sondern ein Geist. Eine derartige mimische Liebesszene findet sich auf Abbildung 9.

Der Mime im Trikot streckt die rechte Hand nach einer Frau aus, die sich hinter einem Türflügel versteckt hält. Dieses Szenenbild gehört dem Unteritalischen Mimus, dem Phylax an, könnte aber auch direkt zur Illustration einer Ehebruchsnovelle aus dem goldnen Esel gezeichnet sein.

Die Diebspossen, Schelmenpossen und Räuberszenen bei Apuleius werden durch die Mimusszene auf Abbildung 8 prächtig erläutert. Auf dem von kurzen Bohlen getragenen Bühnenboden steht eine Truhe, darauf liegt ein alter Herr, namens Charinus, wie die Inschrift besagt. Zwei junge Kerle haben ihn gepackt und rollen ihn an Arm und Bein in übermütiger Weise, ein vierter Mime sieht mit ausgestrecktem Arm dem Treiben zu. Diese Truhe wird wohl ein Geldkasten sein. Der Greis hat sich daraufgeworfen, um sein Gut vor den frechen Räubern zu schützen. Solch burlesker Raub und Diebesszenen finden sich beständig in den mimischen Volksschichten. Weil es einen Giftmischermimus gab, finden wir auch im „Goldnen Esel“ eine Giftmischernovelle. Wenn aber bei Apuleius soviel gezaubert und gehext wird, so finden wir Zauberei schon im urältesten Mimus des Sophron; dort werden Weiber erwähnt, die mit ihrer Zauberkunst den Mond herabziehen. Theokrit dichtete einen Mimus „Die Zauberinnen“ und Philistion, der Klassiker des Bühnenmimus, der Shakespeare der Antike, einen Mimus „Der Negromant“.

Solch eine Giftmischerin und Zauberin ist Circe, die den Odysseus in ein Schwein verwandeln will, wie die zauberkundige Magd Fotis den Helden bei Apuleius in einen Esel verzaubert. Am Anfang unseres Essays steht das Bild aus dem antiken Eselmimus. Der Mann mit dem Eselskopf wird gerade von hinten kräftig verprügelt, während er selber vorne mit dem Prügelstock wackere Schläge austeilt. So schallt durch den ganzen Eselroman zum mimischen Lachen das Rasseln der Prügel; das gibt eine muntere Mimusmusik. Das Eselmenschlein wird mit dem Narrenkolben aus dem niederen Mimus sozusagen ins Mysterium emporgeprügelt.

Der Mimus bedeutet das Leben, allerdings aber das niedere Leben; er ist seine Mimesis, sein lustiges Abbild und Porträt, und das Leben ist wieder selber oft geradezu ein Mimus. Heute ist sogar eine große Gefahr vorhanden, daß die ganze moderne Welt, mit Haut und Haaren, zum Mimus wird; denn wohin man heute auch blickt, überall Mimus — Mimus — Mimus — auf Markt und Straße, in Schule, Haus, Kirche, Theater, vor Gericht, in Parlamenten, Volks- und Wahlversammlungen, in hoher und niederer Politik. Und was für Mimushelden und Kasperles agieren heute auf dem großen Welttheater, allen voran Held Poincaré. Und wenn dieser Mimus noch zum

Digitized by Google

Lachen wäre und nicht bloß zum Ekel. Wann wird endlich Dionysos als Clown aus dem Mimus mit dem Prügelholze über diese Narren kommen?

Das Eselmenschlein hatte es gar nicht so leicht, vom Mimus des Lebens aufzusteigen zum Mysterium, folgen wir ihm nun auch hinauf zu Madonna Isis. Auf Abbildung 5 sieht man die Gnadenmutter Isis, die zur Himmelskönigin erhöht ist, auf dem Haupte trägt sie eine Mondsichel in Form von Kuhhörnern, dazu die runde Sonnenscheibe. Im Arme trägt sie als Madonna ihren Knaben, den künftigen Heiland der Welt, Horus, den späteren Sonnengott, Isis, das Bild der Gottesmutter, der weibliche Prototyp göttlicher Liebe und göttlichen Erbarmens. Auch der Eselmensch fleht zu dieser Madonna nicht umsonst.

Die heilige Legende von Isis und Osiris lautet in Ägypten also: Keb, in Urzeiten der Gott des Himmels, gab seinem göttlichen Sohn Osiris zum Erbe das Königtum von Unter- und Ober-Ägypten, und als Königin herrschte neben ihm seine Schwester Isis. Und Osiris erschien auf dem Throne Ägyptens wie die Sonne, wenn sie am Horizont aufgeht, damit sie Licht spende, dem, der im Dunkel war; er gab den Menschen alles Gute. Aber sein Bruder, der böse Seth, tötete insgeheim den Osiris. Da war Isis verlassen und der Herrschaft beraubt und sie wußte nicht einmal, wo ihres Gatten Leiche sich befand, und sie suchte sie unermüdlich über Land und Meer, und als sie sie endlich gefunden hatte, da stimmte sie die rührendste Totenklage an. Und die Klage der liebenden Gattin Isis griff den göttlichen Mächten ans Herz. Sie fügten die auseinandergefallenen Knochen des toten Osiris zusammen. Nun ließ Isis Luft entstehen mit ihren Flügeln. Da begann der tote Gott aufzuleben. Und wenn der Gott auch nicht auf Erden weiter leben kann, wie früher, so wird er nun zum König der Toten in der Unterwelt. Sein und der Isis Sohn aber rächt den Mord des Vaters an dem bösen Seth, und da er diesen im schweren Kampfe besiegt hat, gibt er dem Vater eines seiner eigenen Augen zu essen, und durch dieses Opfer seiner kindlichen Liebe ward Osiris lebend, beseelt und mächtig; Horus aber steigt zum Himmel empor und wird zum Sonnengotte, doch allnächtlich steigt er in die Unterwelt herab und besucht dort seinen Vater Osiris und spendet ihm Licht.

Alle Jahre hallt die Klage der Isis um den toten Osiris nicht bloß durch Ägypten, sondern auch in der späteren griechisch-römischen Ära durch die ganze Welt. Denn alle Jahre muß der Gott der Vegetation sterben und wieder auferstehen, wie der griechische Dionysos, und in seinem Lose ergreift der Sterbliche Unsterblichkeit der Seele und ewiges Leben.

Dies ist das Mysterium von Isis und Osiris, durch das der Held unseres Eselromanes zum Heile seiner Seele und zu seiner Erlösung gelangt. Hier fühlt man überall göttliche Liebesgluten schweben, Liebe der Gottesmutter und Gottesgattin, Liebe des Heilandgottes zum göttlichen Vater, überall Atem der Liebe.

Abb. 9. Mimische Liebesszene (Jahrbuch des kaiserl. deutschen archäolog. Instituts, Bd. I)

Zur Zeit des Apuleius und seines Eselromans hatte sich die hellenische Mysterienreligion des Dionysos und die ägyptische Mysterienreligion von Isis und Osiris, die einer elementaren Wurzel entsprossten, längst verschmolzen. Überall im griechisch-römischen Reich erhoben sich Tempel der Isis und des Osiris, und neben den Bildern beider Gottheiten finden sich dort gerne Statuen des Dionysos und seines bacchischen Kreises, so zum Beispiel in dem wohlerhaltenen Isistempel in Pompeji. Isistempel gab es schließlich auch in den Alpenländern, zum Beispiel in der Stadt Bozen, auch in Köln am Rhein. Dort wird in der Ursulakirche noch heute eine Statue der „unbesiegten" Isis aufbewahrt. Nicht selten hielt man im Mittelalter Bildwerke der Madonna Isis für Darstellungen der Madonna Maria und ließ ihnen göttliche Verehrung zuteil werden. So verstehen wir noch besser die ekstatische Schwärmerei des geretteten und entzauberten Eseleins für seine Madonna Isis. Im Grunde aber erzählt hier der Verfasser, der Rhetor und neuplatonische Philosoph Apuleius, seine eigene Bekehrungsgeschichte.

Es ist in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten lange zweifelhaft gewesen, ob die christliche oder die dionysische Religion, vertreten durch Dionysos-Osiris und Isis, siegen werde. Apuleius, der Mysterienpriester, lebt

schon mitten im Christentum; der allerdings ketzerische Kirchenvater Tertullian ist sein jüngerer Zeitgenosse; doch Apuleius bleibt noch, wie sein Eselmensch, der Madonna Isis und dem dionysischen Mysterium treu.

Der goldne Esel hat in der Weltliteratur stärkste Wirkung getan. Ich wies schon auf Shakespeares Sommernachtstraum, auf Boccaccio, auf Tausendundeine Nacht. Auch Cervantes gehört zu den Nachahmern des Apuleius. Der siegreiche Kampf, den Don Quichote den Weinschläuchen liefert, steht schon ausführlich in den ersten Kapiteln des goldnen Esels. Und die humorvolle Mimusstimmung, die Cervantes gegenüber seinem Helden und der ganzen ritterlichen Magie und Mystik aufbringt, ist ganz die mimische Stimmung des Apuleius seinem Eselmenschlein und dessen Abenteuern gegenüber und entspricht auch der Haltung des mythologischen Mimus gegenüber den Göttern und Helden Homers. Aber im allgemeinen faßt man schon im späteren Altertum Apuleius weniger als Humoristen denn als Mystiker. Seine Philosophie war wirklich mehr Theosophie und huldigt der mystischen Stimmung, die damals die Welt wie heute durchbebte. Wie Virgil trat er als Zauberer und großer Wundermann ein in das Reich der Sage. Ja der Zauberer Apuleius wird wie Apollonius von Tyana beim Entscheidungskampf zwischen der heidnischen, dionysischen Mysterienreligion und dem Christentum als eine Art Gegentyp und Antichrist Christus entgegengestellt. Noch im Mittelalter kennt man die Sage vom Zauberer Apuleius.

Und heute? Der berühmte holländische Romancier Couperus hat den goldnen Esel in seinem Roman, dem „Verliebten Esel" neu gestaltet und dabei besonders auch das magisch-zauberische Element betont. Auch in seinen wesentlich auf der Grundlage meines Mimuswerkes, wie Dr. Lebede nachwies, erfundenen Roman „Die Komödianten" läßt er den Eselroman hineinspielen. Ebenso gehört es in diese Zusammenhänge, daß Couperus auch ganz zum dionysischen Mysterium emporstieg in seinem Roman „Dionysos".

Ich selber habe auf einem meiner deutschen Kunstabende, über die Geheimrat Schellberg vom preußischen Kultusministerium in diesen Blättern berichtete, einmal Abschnitte aus dem goldnen Esel durch den bekannten Rezitator der Berliner Universität Dr. Drach vortragen lassen, wobei Dr. Drach die größte Freude und Begeisterung der Zuhörer sowohl mit dem mimischen, wie mit dem mystischen Teile des Romans erregte. Dieser antike Roman ist also heute ganz modern geworden.

Wir leben jetzt in einer Ära religiöser und mystischer Weltumwälzung, genau so wie zur Zeit des Apuleius. Aus Urtiefen steigt die dionysische Ur- und Weltreligion wieder machtvoll herauf. Aber auch der Mimus erlebt heute seine Renaissance. Schon wand kein Geringerer als Gerhart Hauptmann im Prolog zum Breslauer Puppenspiel, Philistion, dem Shakespeare der Antike, den grünen Ruhmeskranz.

Schon bringen unsere Berliner Theater — Staatstheater und Lessingtheater — und bedeutende Provinztheater Mimusprogramme. Reinhard inszenierte Orpheus in der Unterwelt ganz als Mimus. Wenn man heute wissen will, wie ein antiker Mimus in der römischen Kaiserzeit aussah, muß man ins Lessingtheater gehen, wo man ganz wundervoll und ganz im Geiste des alten Mimus Shakespeares „Wie es euch gefällt" und „Was ihr wollt" gibt; oder ins Staatstheater, wo man ebenso „Viel Lärm um Nichts" ganz als antiken Mimus gestaltet.

Aber freilich, obwohl Wiederentdecker und Neuschöpfer des Mimus, bin ich doch zugleich auch sein Widersacher, denn ich und meine Schüler erheben schon lange den ernsten Ruf, daß man vom Mimus zum Mysterium emporsteigen müsse, und mein „Ardalio" folgt diesem Ruf auf Wunsch.

Darum aber muß des Apuleius goldner Esel unserer Zeit so besonders lieb und wert sein. Er hat siegreich den Weg vom Mimus zum Mysterium zurückgelegt und trägt schließlich zu Dionysos-Osiris in die himmlische Transzendenz erhoben, den goldenen Kranz dieses Sieges auf der mystisch verklärten Stirn. Ave Magier Apuleius, ave Mime und Mystiker, hoher Priester des Dionysos-Osiris!

Abb. 10. Szene auf dem griechischen Theater (Aus dem Ashmolean-Museum)

Digitized by Google

Weltbürgertum und Nationalgedanke
in der deutschen Geschichte
Von Prof. Dr. phil. h. c. Karl Berger

Weltbürgertum und Nationalgedanke — wer ihr Wesen, Werden und Wirken vollständig darstellen wollte, müßte eigentlich die ganze deutsche Geschichte zu Rate ziehen und sähe sich schließlich vor die Frage aller Fragen gestellt, ob dem Charakter eines Volkes seine Geschichte entspricht oder ob die Geschichte erst den Volkscharakter bildet. Wie dem auch sei, das, was wir heute unter „Weltbürgertum" verstehen, Sache und Name, ist eine Errungenschaft der traurigen Zeiten nach dem Dreißigjährigen Krieg, der Zeiten also, in denen der längst verkümmerte Nationalgedanke fast ganz aus dem Bewußtsein der Deutschen schwand. „Universalität, Kosmopolitismus ist die wahre deutsche Eigentümlichkeit" hat August Wilhelm Schlegel ein paar Jahre vor dem preußischen Zusammenbruch 1806 in einer Vorlesung über Literatur vor Berliner Hörern behauptet. Es gibt aber verschiedene Arten von „Universalität". Universalistische Wogen sind wiederholt über unser Volk dahingegangen. Die erste, als aus dem auf nationaler Grundlage errichteten deutschen Staate Heinrichs I. das Kaisertum Ottos des Großen hervorging und das kraftvoll geleitete deutsche Volk an die Spitze des Abendlandes emporgehoben ward. In Ottos I. starker Meisterhand bedeutete dieser Universalismus europäische Führerschaft für den deutschen König, Stärkung und Sammlung für sein Volk. Dieses, in steter Gefahr, in selbstbewußte Stämme unter eigenwilligen Herzogen auseinanderzufallen, ward durch die gemeinsamen Erfolge gegen Italien in stolzem Zusammengehörigkeitsgefühl verbunden, eine Tatsache, die in dem damals aufkommenden gemeinsamen Namen „deutsch" sich kundgab. Und doch lauerten hinter diesem kraftvollen, ganz auf Führerschaft gestellten Universalismus eigentümlich deutsche Gefahren politischer wie kultureller Art: der deutsche Partikularismus und die selbstvergessene Hingabe an das Fremde. Versäumte schon Ottos I. Sohn über die Kaiserpolitik seine deutsche Königsaufgabe, so wurde unter Otto III. das universalistische Mittel zum Zweck und das Kaisertum seines deutschen Charakters beraubt, „entnationalisiert". Der Enkel des großen Kaisers aus dem Sachsenhause ist der erste „Weltbürger" unserer Geschichte: er verleugnete sein Deutschtum und seine väterlich-sächsische Herkunft, um unter Preisgabe der nationalen Interessen einem Traumbild von Universalherrschaft nachzujagen; das Ergebnis aber seiner die Wirklichkeit überfliegenden Politik war die Zerstörung der Hauptarbeit seiner Väter. So steht schon am Eingang unserer Geschichte die teuer erkaufte Lehre von der unbedingten Notwendigkeit des Nationalen im Leben und in der Politik. Wer es nicht glaubt, der mag es an den Fernwirkungen der undeutschen, internationalen Bestrebungen Ottos III. spüren: ohne ihn gäbe es wahrscheinlich diesseits der Weichsel kein politisches Land.

Noch in anderer, weit verhängnisvollerer Weise zeigten sich die Folgen einer Kaiserpolitik, welche die Behauptung Italiens und damit endlose Römerzüge notwendig machte; sie verstrickte den deutschen König in ewige Kämpfe vor allem mit dem Papsttum, ließ ihn darüber die Bändigung der heimischen widerstrebenden Gewalten und so seine Hauptaufgabe, die Schaffung eines festen, Mitteleuropa umfassenden Staatsgebildes, versäumen. Die Kaiserpolitik verzehrte nicht nur das Mark der Nation, sie leistete schließlich auch der Zersplitterung Vorschub und versäumte die Erziehung des Volkes zu nationalpolitischem Denken und Gesamtstaatsbewußtsein. Staat ist Macht, die Macht aber hängt im tiefsten Grunde von der nationalen Seelenstärke der Angehörigen jedes Staatswesens ab. Zumal in Deutschland mit seinen weithin offenen Grenzen, die im Osten und mehr noch im Westen von Eroberervölkern stets bedroht wurden. Nur die Zusammenfassung aller Kräfte zu einem Bewußtsein hätte uns retten können. Dieses Zusammenwachsen war uns auch durch die weitere Verkettung unserer Geschichte versagt. Der grandiose weltpolitische Versuch, so gewaltige, erhebende Erscheinungen, Gestalten und Taten er auch im Gefolge hatte, endete mit der Niederlage des deutschen Königtums, mit der Zersetzung des deutschen Reiches.

Und dieser Sturz des Reiches, das trotz allem drei Jahrhunderte lang seine Führerstellung behauptet hatte, dieses Versinken alter Kaiserherrlichkeit in Bürgerkrieg, Verwirrung und Ohnmacht erfolgte in dem Augenblick, da das erstarkte Frankreich unter Philipp IV. dem Schönen seinen Vormarsch auf den Rhein wieder aufnehmen konnte. Die kaiserlose Zeit nach Friedrichs II. Tod löste Deutschland vollends in Territorien auf, und dorthin zog sich, da das heilige römische Reich jeder politischen Bedeutung bar war, auch die staatliche Macht zurück. Wenn jemals dem in Atome zersplitterten Volke ein Gesamtstaatsbewußtsein beschert werden sollte, so konnte es nur von neuer Entwicklung eines der Teile zu staatsbildender Macht kommen. Aber wohin hätte sich damals solche Hoffnung kehren sollen? Da klammerte sich die Sehnsucht der Deutschen

Digitized by Google

an die Gestalt des letzten gekrönten Staufen, Friedrichs II., der zuletzt den alten Kampf des Kaisertums mit dem Papsttum geführt hatte; seine vom Zauber der Sage verklärte Erscheinung ward zum Bürgen der Wiederkehr alter Kaiserherrlichkeit erhoben; er schläft im Kyffhäuser und wartet auf seine Stunde. Manchmal schien die Zeit erfüllet, so als der hochgemute Luxemburger Heinrich VII. 1309 die Universalidee des römischen Kaisertums mit kraftvoller Hand wiederaufgriff, aber sein Leben wie sein Unternehmen versanken fern von den nationalen deutschen Zielen im italienischen Chaos. Manchmal auch flammte das Nationalgefühl der Deutschen am Gegensatz zu dem welschen Wesen empor: 1338, unter Ludwig dem Bayern, waren Fürsten und Städte, Geistlichkeit und Volk, über Zwist und Fehde hinweg einig zu einem Feldzug gegen den „Erbfeind", das französische Königtum; und als am 24. Juni 1340 die französische Flotte bei Sluis von den Engländern mit Hilfe der Vlamen vernichtet wurde, jubelten nach dem Zeugnis eines flandrischen Chronisten „alle, welche die deutsche Sprache redeten". Doch Ludwig, zu klein für den großen Augenblick, ließ die Welle nationalen Empfindens zerrinnen. Der Gegensatz zwischen Welsch und Deutsch blieb bestehen, er wurde von den Deutschen in der Tiefe des Gemüts empfunden, aber politisch ausgenutzt konnte er nicht werden; so oft auch das Nationalgefühl aufwallte, bald versagten sich die Reichsstände, bald der Träger der entwürdigten Krone. Der einheitliche Staat fehlte, und somit das Staatsbewußtsein und die Macht. Aber war auch das Reichsganze schwach, die Teile blühten, das deutsche Volkstum bewährte seine unverwüstliche Kraft. Die deutschen Städte entfalteten sich nach dem Zusammenbruch des Königtums erst recht und schufen ein neues, zukunftsfreudiges Volk. Und wie daheim Handel und Wandel erblühten trotz der Fehden, die das Land zerrissen, wie der Bauer fortfuhr, an Stelle gerodeter Wälder Neuland zu schaffen, so brachte die Deutsche Hansa, mit eigener Flagge ihre seegewaltigen Unternehmungen deckend, draußen den deutschen Namen zu Ehren, gewann der Deutsche Orden die Länder zwischen Elbe und Memel und darüber hinaus dem Deutschtum mit Pflug und Schwert zurück, nahm deutscher Wagemut und Erfindergeist an den weltumwandelnden Entdeckungen und Geistesbewegungen des ausgehenden Mittelalters entscheidenden Anteil. Doch mochte das deutsche Wesen noch so kraftvoll und kühn sich entfalten, es blieb Sondergeist ohne organischen Zusammenhang mit der Volksgesamtheit, ohne den belebenden Odem einer schützenden Staatsmacht: die Unternehmungen der Teile trugen so einerseits nur dazu bei, den Partikularismus gegenüber der Zentralgewalt zu stärken, sie mußten anderseits auf Dauerbestand für sich und auf Segen für das Ganze verzichten.

In diese deutsche staatliche Zerrissenheit hinein fiel die gewaltigste Bewegung, die unser Volk je erfaßt hat und die den ganzen Erdteil in seinen Tiefen aufwühlte: die Reformation. In allen europäischen Ländern, ob man sich ablehnend oder billigend dazu stellte, trug auch diese Erschütterung wieder zur Zusammenfassung der Kräfte, zur nationalen Einigung bei, ihrem Geburtsland dagegen brachte die Reformation ein neues trennendes Moment. „Siegend oder unterliegend," sagt Dietrich Schäfer, „hätte sie das nicht getan, wenn das deutsche Volk noch einen Staat gebildet hätte wie die anderen Völker des Abendlandes." Die Hoffnungen des auf einen Nationalstaat und eine Nationalkirche gerichteten Nationalbewußtseins gingen unter im Gezänk der Theologen und im Widerstreit zwischen der dynastischen Politik der protestanischen Reichsstände und den hispanisch-habsburgischen Machtansprüchen. Das Zeitalter der sogenannten Glaubenskriege zog herauf, die häßlichste Zeit unserer Geschichte, um so widerlicher, als konfessionell-religiöse Anliegen meist nur ein Vorwand waren für politische Zwecke. Was das 16. Jahrhundert begonnen, vollendete das 17. durch den Dreißigjährigen Krieg. Nachdem die ersten Glaubenskriege bereits fremde Scharen auf deutschen Boden gerufen und die Tore des Reiches der Begehrlichkeit des Auslandes geöffnet hatten (man denke an die Preisgabe von Metz, Toul und Verdun), ward Deutschland jetzt vollends militärisch zum Kampfplatz, diplomatisch zum Spielball auswärtiger Mächte. Der vollen staatlichen Auflösung entsprach die Zerstörung der Stände, der Verwüstung des Landes die Verheerung aller wirtschaftlichen und geistig-sittlichen Kräfte. Hatte schon nach der Entdeckung Amerikas der neue überseeische Verkehr Deutschland aus seinen alten Beziehungen herausgerissen und den Verfall der städtischen Herrlichkeit vorbereitet, so waren nach dem großen Kriege dem deutschen Verkehr alle Adern unterbunden. Das einst so waffenfreudige und wagemutige Volk war zum spießbürgerlichen Binnenvolk herabgesunken, sein stolzes Selbstgefühl in Knechtseligkeit und Untertänigkeit erstorben. Wie die um ihre „Libertät" und „Souveränität" besorgten Reichsstände sich meist einer Politik der Abhängigkeit vom Auslande ergaben und in ihrer Lebenshaltung dem Pomp und Prunk der französischen Könige sich beugten, so nahm des erschlaffte deutsche Bürgertum, dem Beispiel der Vornehmen folgend, das Joch fremder Dienstbarkeit in allen Lebensbeziehungen auf sich. Die kulturellen Einflüsse des Auslandes hatten das deutsche Wesen von je stark angeregt und auch, dank nationaler Umbildungskraft, bereichert; aber in jenen Zeiten konnte die neue universalistische Woge nur verderblich wirken. Denn der Schwächezustand des zerrissenen Deutschtums ließ sogar die guten, starken Seiten des Volkscharakters völlig entarten: die Fähigkeit, das

Digitized by Google

Beste und Schönste aller Zonen und Zeiten dem deutschen Geiste durch innerliche Aneignung zu erobern und aus der dadurch gesteigerten eigenen Leistung das Ausland wieder segensreich zu befruchten, diese selbsttätige Angleichungskraft schlug um in leidende Anpassung an alles, selbst das Nichtsnutzige und Minderwertige, wenn es nur „weit her" war. So lernte der Deutsche zu nehmen, ohne zu spenden; sein Lernbedürfnis artete in Nachäfferei aus, seine kulturschöpferische Aufnahmefähigkeit ward zu würdelosem Verzicht auf eigene Art und eigenen Charakter. Schon am Ende des 16. Jahrhunderts hatten treu am Volkstümlichen und Vaterländischen hängende Geister den Schwund der alten Sitten, Anschauungen und Ordnungen, das Auftauchen einer neuen, fremden Welt mit Schrecken bemerkt.. So groß war die Veränderung, daß ein Pfarrer, Johannes Sommer, zu jener Zeit erklärte, wenn Leute, die vor zwanzig Jahren Todes verblichen, „jetziger Zeit wider von den Todten auffstunden und ihre Posteros und nachkömlinge sehen, dieselben gar nicht kennen würden, sondern meinten, daß es eitel Frantzösische, Spanische, Welsche, Engelische und andere Völker weren, die doch auß ihrem Vaterland niemals kommen sein." Die letzten Hemmungen und Sicherungen vor der verhängnisvollen Woge waren durch den großen Krieg beseitigt worden, — nun schwoll sie zur Flut an, allen Nationalgeist verschlingend. Politisches Leben gab es allenfalls noch in einzelnen der rund 350 Staaten, der Untertan aber, völlig auch davon ausgeschlossen, ganz in sein Sonderdasein eingesponnen, wie hätte der in der Atmosphäre seines oft so winzigen „Vaterlandes" Staatssinn oder gar Nationalbewußtsein entwickeln sollen? Ein Glück, daß selbst die kleinsten deutschen Fürsten sich in der Folge durch die Verhältnisse veranlaßt sahen, Truppen zu halten: so blieb der Gedanke staatlicher Macht und Wehrhaftigkeit dem deutschen Volk wenigstens erhalten; jenen Reichsständen aber gehörte die Zukunft, die, mit staatsbildender Kraft zu selbständigen Gebilden sich entwickelnd, wie Brandenburg-Preußen unter dem Großen Kurfürsten, mit der Vertretung ihrer Staatsinteressen zugleich auch deutsche Politik trieben. Die Ohnmacht des Reiches konnte von Ludwig XIV. zu seiner Raubpolitik benutzt werden, und doch haben seine unerhörten Gewalttaten das deutsche Blut im Elsaß und am Rhein ins Wallen gebracht und zuzeiten sogar fast ein gesamtdeutsches Handeln veranlaßt. Die Übermacht freilich war auf seiten des national geschlossenen Einheitsstaates; gegenüber den mit Rechtsformeln umkleideten Räubereien des Sonnenkönigs verhallten alle Verwahrungen des deutschen Reichstages und alle Proteste der vergewaltigten Landschaften. Und wie hier im Bereiche des politischen Geschehens die Klagerufe der Ohnmacht ungehört blieben, so verhallten die strafenden, mahnenden, warnenden Stimmen sprachgewaltiger Propheten, die das Ehrgefühl und die Vaterlandsliebe gegen die Fremdsucht in Lebensführung und Gesittung, Wissenschaft und Kunst wachzurufen versuchten. Vor allem gegen die Entadelung und Verhunzung der deutschen Muttersprache, des letzten Bandes, das die selbstvergessenen Glieder der zersplitterten Nation umschlang, gingen die Bemühungen der Prediger der Deutschheit. Vergebens! Die Auslandsseuche raste weiter, das fremde Gift drang in alle Poren des todmatten nationalen Körpers, der deutschen Volksseele ein. Die unbeschreibliche Verwilderung des deutschen Lebens war und blieb ein Ausdruck des politischen Elends. Damals, wie später wieder in den Zeiten napoleonischer Fremdherrschaft und heute nach unserem Zusammenbruch, mußte von Vaterlandsliebe und Nationalgefühl immer wieder geredet und geschrieben werden, weil sie aus dem Bewußtsein des Volkes geschwunden schienen.

Zunächst war gründliche Abhilfe zu schaffen unmöglich. Immerhin haben jene Hüter der kaum noch unter der Asche glimmenden nationalen Glut dazu mitgewirkt, das deutsche Volksgemüt in Zeiten dumpfen Druckes frisch und kräftig zu erhalten für bessere Tage. Und dann die deutschen Schulen — sie begannen um die Wende des 17. zum 18. Jahrhundert unserem Vaterlande auf dem Gebiete des Bildungswesens einen Vorsprung vor politisch glücklicheren Nationen zu gewinnen. Leibniz, kurz vor Beendigung des Dreißigjährigen Krieges geboren, der Schöpfer einer ungeheuren Gedankenwelt, sicherte der deutschen Bildungsarbeit wieder eine Führerrolle im Weltreich des Geistes, und Thomasius und Christian Wolff erkämpften der deutschen Sprache auf der Universität das Bürgerrecht. Während aber gelehrte Bildung durch unzählige Rinnsale sich wieder im Volke verbreitete, verfiel dieses Volk immer mehr einem politischen Jahrhundertschlummer. Während ein armseliges Spießbürgertum seine Nachbarn bekrittelte, seinen Landsmann mit verbissener Wut bekämpfte, sich in Selbstunterschätzung gegenüber dem mit grenzenloser Liebe umfaßten Weiten und Fernen nicht genugtun konnte und das Reich, zum bloßen Schatten verblassend, zu politischem Handeln immer unfähiger wurde, gestalteten deutsche Denker an einer Verfassung — Europas, wiegte man sich in dem ruheseligen Gedanken „an ein Gleichgewicht aller Glieder der Völkerfamilie", flüchtete sich die kraftlos gewordene deutsche Nation „in den Schutz der Solidarität aller Schwachen". Zu heroischem Aufschwung nicht mehr fähig, wollte man Frieden um jeden Preis. Der deutsche Weltbürger war fertig, aber aus diesem Weltbürgertum waren alle Ansprüche auf deutsche Führerschaft, alle stolzen Erinnerungen an opferwillige Wehrfähigkeit verbannt: Das weltbürgerliche deutsche Denken von damals wie das von heute offenbarte sein „pazifisti-

Digitized by Google

sches" Herz, seine Neigung zu friedlicher Verständigung und empfindsamer Versöhnung, seine Begeisterung für Völkerbeglückung und allgemeine Menschenliebe ohne Rücksichten auf die Natur der Dinge und auf die harten Gegensätze der wirklichen Welt.

Am Ende des 17. Jahrhunderts ist der Name „Weltbürger" aufgekommen, aber erst im 18. Jahrhundert, dem geschichtsfremden Jahrhundert der Aufklärung und der allgemeinen Ideen, entfaltete sich die weltbürgerliche Saat zur Hochblüte: sie fand in der ganz eigentümlichen Beschaffenheit der deutschen Verhältnisse, kleinbürgerlicher Enge verbunden mit weltweitem Geistesstreben, ihren rechten Boden. Die gebildeten Deutschen, ja gerade die Größten und Besten unter ihnen schwangen sich zu einer erdentrückten Höhe der Weltanschauung empor, von der aus die Vaterlandsliebe als eine kleinliche, großer Geister unwürdige Beschränktheit erschien, die man unter dem Namen Nationalstolz in die Reihe der menschlichen Narrheiten zu verstoßen geneigt war. Das Volk und das Nationale konnten vor dem Forum einer Vernunft nicht bestehen, die über alles geschichtlich Gewordene hinwegsah und an Stelle der Wirklichkeiten rein begriffliche Vorstellungen setzte: die abstrakte Einzelpersönlichkeit, die allgemeine Menschheit. Derselbe Lessing, der die unerhörte Kühnheit besaß, seine Minna gegenüber dem Franzosen Riccaut den Stolz auf die deutsche Sprache betonen zu lassen, erklärte dem preußischen „Patrioten" Gleim, er, Lessing, habe von Vaterlandsliebe „keinen Begriff" und sie scheine ihm „aufs höchste eine heroische Schwachheit". Ähnlich schrieb Wieland, er könne sich davon, was ein deutscher Patriot sei, keinen deutlichen Begriff machen; die Zersplitterung der Nation sei bedauerlich, unsere Freiheit aber sei unter diesen Gegensätzen gesicherter als die irgendeiner anderen Nation. Und der junge Schiller 1784, als er aus Württemberg geflohen war: „Ich schreibe als Weltbürger. Ich habe zu rechter Zeit mein Vaterland verloren, es einzutauschen gegen die weite Welt. Deutsche, bemüht euch nicht, eine Nation zu sein; seid zufrieden, Menschen zu sein." „Vaterland", das war die Stadt, der kleine Einzelstaat, dem man angehörte — wie hätten hochstrebende Geister dort ihr Genügen finden sollen? Jenseits des Stadtbannes, der Grenzen ihrer engen Heimat war die „weite Welt". „Ist denn Tarent der Erdkreis?" fragt Julius von Tarent in dem gleichnamigen Drama von Leisewitz (1776). „Die Welt ist mein Vaterland, und alle Menschen sind ein Volk."

Gegen diese Allerweltsfreundschaft setzte allmählich eine Reaktion des langsam erstarkenden Volksbewußtseins ein. Der Ruhm Friedrichs des Großen, besonders sein Sieg über die Franzosen bei Roßbach, tat seine Wirkung: in der Seele des deutschen Volkes flammte das Nationalgefühl empor, aber noch war die Flamme nicht stark genug, ein alle Zwietracht verzehrendes Feuer zu entzünden. Einzelne Stimmen zeterten wider die Weltbürgerei, wie der Schwabe Schubart in einem Gedicht: „Der Patriot und der Weltbürger" mit dem derben Schluß:

> Fleuch hin zur Krippe, draus du frißt,
> Und nenne sie dein Vaterland.

Ein anderer Schwabe, Friedrich Karl Moser, forderte eine Vaterlandsliebe, die sich auf die ganze Nation beziehe, der Osnabrücker Justus Möser kämpfte gegen das französierende Wesen und für das Heimatlich-Volkstümliche, Klopstock und Herder, an die Mahner zur Deutschheit aus dem 17. Jahrhundert wieder anknüpfend, belebten den erwachenden Stolz auf die deutsche Geisteswelt, aber Humanität, Menschheitsbeglückung war das letzte und eigentliche Ziel auch ihrer Ideen, und diese Ideen waren im Grunde wirklichkeitsfremd, lebten fern von Geschichte und Staat. Es war noch ein weiter Weg von ihrer luftigen Gedankenhöhe bis zu den Gefilden der Tat, wo „Blut und Eisen" entscheiden.

Diese ganze Ideenwelt, schwärmender Kosmopolitismus wie die unbestimmt zwischen Menschheit und Volkstum schwankenden Gedanken, wurden auf eine furchtbare Probe gestellt, als in der französischen Revolution die Lieblingsideen der Zeit Tat werden sollten. Vom weltbürgerlichen Wahne ergriffen, begrüßten die meisten Wortführer deutschen Geisteslebens den Beginn der ungeheuren Bewegung wie die Morgenröte eines neuen Weltentages. Manche liefen, auch nach dem Einbruch der Franzosen in deutsches Land, begeistert und mit Beifallsrufen hinter dem Siegeswagen der vermeintlichen Freiheitsbringer her. Die Feurigsten, wie Georg Forster und Josef Görres, ließen sich nicht abhalten, nach Paris zu eilen, um in der Lichtstadt „am Quell der Freiheit" zu trinken; der eine mußte den Trunk mit einem elenden Ende nach bitterem Grame büßen, der andere wurde, ernüchtert, bald zu einem Vorkämpfer der deutschen nationalen Sache. Wieder andere Universaldeutsche hatten ihre Huldigung gegenüber dem Genius der Menschheit erst mit moralischer Erniedrigung, dann mit dem Kopfe zu zahlen. Unter denen, die im Dienste der neuen Idee ihr äußeres Glück machten, ist wohl das bezeichnendste Beispiel der schwäbische Pfarrerssohn Karl Friedrich Reinhardt, ein Jugendbekannter Schillers und späterer Freund Goethes; in den revolutionären Strudel durch seine Begeisterung für Völkerbeglükkung und Menschheitsverbrüderung hineingerissen, stieg er als französischer Staatsmann von Stufe zu Stufe, allen Regierungen von der Gironde bis zum Julikönigtum getreulich dienend und immer aufs neue hoffend, daß endlich seine weltbürgerlichen Ideale sich erfüllen möchten. Aber der Tübinger Stiftler, der es zum Grafen und Pair von Frankreich gebracht, der ein Franzose gewor-

Digitized by Google

Deutsche Wacht. Bronzebildwerk von Georg Curt Bauch
(München, Kunstausstellung im Glaspalast 1924)

Digitized by Google

Digitized by Google

den und doch Deutscher bleiben wollte, mußte entsagend erkennen, daß sein Traum niemals sich verwirklichen lasse, daß Weltbürgertum vielmehr zur Verleugnung und Vernichtung des eigenen Volkstums führen mußte. Alle Erfolge seines Lebens erschienen dem bitter Enttäuschten zuletzt eitel und nichtig, — die Tragik des deutsch-kosmopolitischen Ideologen, deutscher Pflichterfüllung, deutschen Arbeitsgeistes, deutscher Treue im Dienste eines deutschfeindlichen Volkstums.

Und die Großen und Größten vom deutsch-weltbürgerlichen Idealismus? Wenn auch einige, wie Herder, trotz der enttäuschenden Erfahrungen noch weiter zwischen Vaterlandsgedanken und Völkerverbrüderungsmöglichkeiten schwankten, so wurden doch die meisten durch den mit Grauen erlebten Widerspruch zwischen Idee und Wirklichkeit von ihrem weltbürgerlichen Wahne geheilt. Goethe, der wußte, daß lebensfähige politische Gebilde sich nur auf lebendig-wirklichem, nicht auf gedachtem Grunde entwickeln, brauchte nicht kuriert zu werden. Schiller aber, angewidert von den französischen Henkersknechten, reif geworden durch Leben und Studien, kam über seine jugendliche Auffassung hinaus; ja, man kann sagen: Die Entwicklung von weltbürgerlicher Schwärmerei zum Nationalgedanken, vom ungebundenen Einzelnen und der allgemeinen Menschheit zum bestimmten Volk und Staat wird am Leben keines der führenden Männer deutlicher als an dem Schillers. Ähnliches gilt von seinem Freunde Wilhelm von Humboldt, der sich vom Kosmopoliten und Staatsgegner zum Vaterlandsfreund und Staatsmann entwickelte: er, der sich noch 1806 als preußischer Gesandter in Rom mit weltbürgerlicher Leichtherzigkeit über den Zusammenbruch Preußens getröstet hatte, bekannte später, nur eine freie und nach außen starke Nation bewahre den Geist in sich, aus dem auch alle Segnungen im Innern strömen, nur sie sei imstande, das notwendige Selbstgefühl zu nähren. Und dieselbe Entwicklung von der Idee zur Tat, vom weltbürgerlichen zum Nationalgedanken offenbart sich in den Lebensläufen anderer bedeutender Persönlichkeiten, wie ich sie in meinem Buche „Vom Weltbürgertum zum Nationalgedanken“ (München, C. H. Beck) dargestellt habe. In dieser Entwicklung liegt nun aber eine ernste Mahnung für uns Deutsche: wenn je, so war gewiß zur Zeit unserer großen Klassiker der weltbürgerliche Gedanke glänzend und überwältigend vertreten durch die höchste geistige Blüte eines hochbedeutenden Volkes, aber niemals auch hat er durch die Geschichte eine furchtbarere Widerlegung erfahren. Damals ist die Entscheidung für immer zugunsten des Nationalgedankens als des Natürlichen und Gesunden gefallen, da das Weltbürgertum selbst in seiner edelsten Gestalt in keiner Weise die Probe bestanden hat.

Wie die aus dem Stolz auf die Schöpfungen der großen deutschen Geister entstandene „Kulturnation“ unter dem Druck der Fremdherrschaft zur „Staatsnation“ sich wandelte, wie das zum Bewußtsein seiner selbst gekommene Volk sich mit Staatsgedanken zu beschäftigen begann und einen Staat sich zu erkämpfen strebte, alles unter Schwankungen und Rückfällen in den alten, kaum überwundenen Geist, kann hier nicht weiter verfolgt werden. Allen den schöpferischen Persönlichkeiten des 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts haben wir es zu danken, daß sie in den Zeiten des politischen Elends die Deutschen an sich selber und die Unvergänglichkeit deutschen Wesens glauben lehrten. Doch zu dem Glauben an die angestammte Art und ihre Bewährung mußte die Betätigung im staatlichen Leben kommen. Dieser aber mußte die Befreiung von der Fremdherrschaft, die Wiederaufrichtung der Ehre des geschändeten Vaterlandes voraufgehen. Die Kraft dazu kam aus der neuen Gesinnung, dem wiedergeborenen Vaterlandsgedanken, aus dem Umschlag von schwärmender Weltbürgerei zu opferbereiter Hingabe an das eigene Volk. Das aber ist mit Recht als das hinreißend Große an jener Zeit der Wiedergeburt und Selbstbefreiung bezeichnet worden, daß dasselbe Geschlecht, das seinem Volk im Geistigen und Persönlichen die herrlichsten Kränze errungen, eben dieses Geistige und Persönliche bescheiden wieder einordnete in die naturhaften und überpersönlichen Zusammenhänge der Nation und des Staates. Damals ward dem deutschen Volk die Lehre tief eingeprägt, daß ohne die Tragpfeiler nationaler Freiheit und staatlicher Macht auch das herrlichst aufragende Geistesbauwerk keinen dauernden Bestand haben könne. In Preußen hatte sich zuerst die Versöhnung der Notwendigkeiten des politischen Lebens mit der Freiheit deutscher Bildung vollzogen — es sei nur an die Fichte, Schleiermacher, Stein, Arndt, Kleist u. a. erinnert. Aus ihren Gedanken wurden alle weltbürgerlichen Träume verbannt; sie erkannten, daß auch der Größte seines Volkes bedarf, von ihm bedingt werden muß, um es weiterzuführen; daß er selbst ohne diese Gemeinschaft nicht zur vollen Entfaltung seines Wesens kommt. Diese Gemeinschaft aber sahen sie verankert im nationalen Machtstaat.

Dieser Grundgedanke war der Leitstern unserer politischen und kulturellen Entwicklung seit den Befreiungskriegen. Solange und so oft wir ihm nachstrebten, ging es vorwärts und aufwärts mit uns; jedesmal aber, wenn das nationale Bewußtsein sich abschwächte oder gar erschlaffte und der Hang zur Weltbürgerei in dieser oder jener Gestalt sich wieder regte, erlebten wir Rückschläge. Am mächtigsten erhob der verhängnisvolle Menschheitswahn am Ende des Weltkrieges wieder sein Haupt, mitten in unserem Lager. Und wo stehen wir heute? Am Rande des Abgrundes . . .

Digitized by Google

Zirkus Mundi

Novelle von Horst Wolfram Geißler

* *

Vor fünf Jahren hatte Josef Bandler die Hälfte eines sehr kleinen Hauses geerbt. Die andere Hälfte war einer etwas buckligen Tante zugefallen, die zugleich mit dem Erbe für den Rest ihres Lebens die Aufgabe übernommen hatte, die Wirtschaft des jungen Lehrers in Ordnung zu halten. Beide waren zufrieden.

An einem Sonntagmorgen saß Bandler im Vorgärtchen. Die Glocken läuteten aus der Stadt herauf. Neben ihm lag die Zeitung auf der Bank, aber er dachte nicht daran, sie zu lesen, denn die Welt bot sich ihm herrlicher dar. Unten erwachte die große Stadt: die Sonne hob den goldenen Dunstschleier von den Dächern und Türmen; schon leuchteten die hellgrünen Kuppeln der Frauenkirche in den Himmel. Blaue Trambahnwagen krochen frischgewaschen aus dem Häuserhaufen heraus auf die Vorstadtwiesen, an deren Rändern die Straßen mit kahlen Giebeln abbrachen. Oder es standen da noch verstreut und neben Bäume geduckt Hütten aus der alten Zeit. Auf den Wiesen blühten bereits als sonntägliche Blumen hier und da helle Mädchenkleider. Und dort, wo diese roten, weißen und blauen Blumen dichter standen, war über Nacht ein Pilz aus der Erde gewachsen —: wahrhaftig, ein Karussell!

Es war noch rundum geschlossen, aber schon liefen die Kinder um die geheimnisvolle Herrlichkeit. Daneben schlief das viereckige Leinendach einer Schiffsschaukel und ein drittes Zelt. Ferner waren zwei grüne Wagen erkennbar, sie hatten dünne Blechschlote, aus denen sie einen Rauchfaden in die Sommerluft ziehen ließen.

Der Lehrer sah dies alles und freute sich auf den Nachmittag. Das Karussell würde sich glitzernd drehen, und hin und wieder würde der Wind einen Streifen Leierkastenmusik zu ihm herauftragen. Aus der tiefen Ferne war Leierkastenmusik ganz hübsch, besonders wenn ein recht schwermütiger Walzer gespielt wurde. Das machte ein wenig sehnsüchtig und ließ den Menschen an allerhand denken. An Liebe — ja, auch an Liebe. Bei diesem Gedanken, der eigentlich ein Gefühl war, spürte Josef Bandler einen dunklen Wunsch nach sehr viel Unerlebtem. Die bucklige Tante Emmy vertrat in seinem Dasein die Weiblichkeit nicht schön, aber mit Nachdruck und Umsicht. Sie wusch und kochte. Dort unten jedoch —

Dort unten auf der Wiese blühten wie Blumen die weißen, roten und himmelblauen Mädchenkleider. Sie wurden natürlich nur feiertags aus dem Kasten geholt, denn unter der Woche mußten ihre Besitzerinnen ebenso waschen und kochen wie Tante Emmy. Aber erstens waren sie gewiß nicht bucklig, und zweitens eben blühten sie doch wenigstens viermal im Monat ganz erlöst von aller Mühsal.

Josef Bandler fühlte Unruhe in seinem Herzen. Er stand auf und begann im Garten hin und her zu gehen. Immer zwanzig Schritt hin, zwanzig Schritt her — das war nun seine Welt!

Den ganzen Vormittag trieb es ihn im Garten umher. Er kämpfte mit jenem Menschen in sich, den er für einen oberflächlichen, nichtsnutzigen Jahrmarktsmenschen hielt. Als das Mittagessen auf dem Tische stand, glaubte Josef Bandler dieses zweifelhafte Ich wieder einmal überwunden zu haben. Und er wollte eben nach der Schüssel mit dem Kartoffelsalat langen, als der Wind das erste Stück Leierkastenwalzer wie eine bunte Papierschlange durchs Fenster hereinwehte: „Und ich hab' — sie ja nur — auf die Schulter geküßt —"

Da sagte der Lehrer: „Heute nachmittag muß ich mir doch einmal das Karussell ansehen. Es steht drunten auf der Wiese und sieht sehr lustig aus."

„Heute nachmittag," sagte die Tante, nicht ohne Mißbilligung im Tone, „heute nachmittag kommen der Huber und der Glonner zum Triospielen."

Statt seiner Unruhe zu folgen, musizierte er also mit den Freunden. Dann tranken sie im Garten Kaffee und setzten sich schließlich zum Tarock hin. Dem Lehrer kam ein unverlierbares Herzsolo in die Hand. Aber gleichzeitig schaukelte es sich den Berg herauf: „Denke dir, mein Liebchen, was ich im Traume gesehn . . ."

„Der Kasten ist wenigstens dreißig Jahre alt!" sagte der Sekretär Huber, „das Lied hat schon meine Mutter gesungen."

Da erwiderte Bandler mit eiskaltem Hohne, der an Gotteslästerung grenzte: „Mozart ist noch viel älter — — —!", verlor gleichzeitig das Herzsolo und bewirkte durch diese beiden unerhörten Schändlichkeiten ein beinahe ernsthaftes Zerwürfnis mit den Freunden seiner sonst so ruhsamen Sonntage. Immerhin schieden sie, als die Dämmerung hereinbrach, versöhnt durch milde Worte des besonnenen Glonner, der sich erinnerte, daß auch sein Großvater einmal ein ähnliches Solo verloren habe: die Weltgeschichte lasse selbst über solche Dinge Gras wachsen.

Kaum aber hatte Bandler sein Abendbrot gegessen, als er den Hut aufsetzte und mit der Entschuldigung, daß er sich noch ein wenig Bewegung machen müsse, davonlief.

Draußen schwiegen schon die Bäume. Der Abend wölbte sich rosenviolett über der Stadt, die still ins Dunkel zurücksank. An den Straßen perlten die Laternenreihen. Zwischen Zäunen und Hecken, in denen die Glühwürmchen wie Barkarolenklänge schweb-

Digitized by Google

ten, stieg der Lehrer den Hang hinunter. Dann stand er am Ufer der schwarzen Wiese und sah, wie sich das Karussell, einem hellerleuchteten Dampfer auf dem Meere vergleichbar, in Licht und Jubel bewegte.

Langsam ging er über den Rasen und genoß den Anblick. Dies war eine Welt für sich, eine Welt, die ihm aus dem Dunkel entgegenstrahlte, geziert mit Flitter und Tand, hinter denen sich vielleicht jenes große Geheimnis verbarg, das man Leben nannte und das ihm unbekannt war. Unruhe und Sehnsucht richteten sich stärker in seinem Herzen auf.

Nun stieg ein Trompetenruf wie eine Goldrakete in den Himmel, dessen letzter violetter Hauch darüber verlosch. Der Lehrer begann unwillkürlich zu laufen, um das Ereignis, das hinter dieser Fanfare einherziehen mußte, nicht zu versäumen.

Das Ereignis zeigte sich zunächst in der Gestalt eines Mannes, der sich auf das stehende Karussell schwang; unter seiner Jacke, deren Kragen hochgeschlagen war, ahnte man einen rot und weiß gestreiften Baumwolljanker — —

„. . . und mache ich die sehr verehrten Herrschaften aufmerksam, daß in zehn Minuten die große Gala-Eröffnungs-Vorstellung des bekanten Zirkus Mundi beginnt. Niemand versäume die Gelegenheit, niemand gehe daran vorbei . . .“

Um die Gelegenheit in noch glänzenderem Lichte erscheinen zu lassen, fauchten an der Zirkusbude zwei Azetylenflammen aus dem Dunkel und gossen bläuliches Licht auf das Podium vor dem Eingange. An der Kasse nahm eine sehr dicke und geschminkte Dame Platz, die einen Pleureusenhut trug. Und dann erschien, von dem Ausrufer geführt, ein Fräulein, das außer Trikots und einem Ballettkleidchen nur einen schwarzen Schulterschal anhatte.

In diesem Augenblicke stand es bei Josef Bandler fest, daß er die immerhin beträchtliche Summe für den ersten Platz bezahlen werde. Er wartete nicht einmal auf Leute aus dem Publikum, denen er sich anschließen konnte, sondern stieg mit einem ihm selbst wunderbar erscheinenden Mute die vier Stufen empor und ging an dem Ballettfräulein vorüber zur Kasse. Dabei geschah es, daß dieses Fräulein ihm einen Blick und ein ganz winziges Lächeln wie ein Veilchensträußchen zuwarf, denn sein Beispiel machte die Menschen beweglich, und in der Menge fanden sich manche, die ihm folgten.

Das Lächeln verbarg er als sein allerpersönlichstes Eigentum in einer Falte seines Herzens.

Einigermaßen verblüfft war er, als man ihn durch die verhangene Tür keineswegs in ein Zirkuszelt, sondern auf die Wiese führte. Hier war durch die grüne Wagenburg ein Platz begrenzt, an dessen Seiten Holzbänke standen und dessen Mitte durch Seile als Manege bezeichnet wurde. Der Leierkasten, der vom Karussell her über die grünen Wagen orgelte, vertrat die Musikkapelle.

Bandler bekam einen Hund zu sehen, der zum Mandolinenspiel eines Clowns sang. Er ward mit Achtung vor den Künsten eines Jongleurs erfüllt. Er betrachtete einen Degenschlucker und das kleinste Pferd der Welt.

Dann aber wurde über den Rasen ein Silberdraht gespannt, der im Lichte der Azetylenlampen schwingend aufgleißte, und mit einer jener unnachahmlichen Bewegungen, die nur die Armut und Anmut der Zirkusleute kennt, federte das Ballettfräulein aus dem Dunkel des Hintergrundes, schwebte einmal nach rechts und einmal nach links wie ein gaukelnder Nachtfalter, ließ sich vom Clown einen japanischen Sonnenschirm reichen und sprang auf den Draht, der unter ihren Füßen gleißend aufzuckte wie ein Fisch im dunkelklaren Wasser, während ihr Leib sich in sicherer Ruhe wiegte. Sie glitt vorwärts und rückwärts über den Draht, verstand sich blitzschnell zu wenden, konnte niederknien — dies war der atemloseste Augenblick — und ein Taschentuch mit den Zähnen aufnehmen. Josef Bandlers Hände zitterten, unwillkürlich bewegte er sie, als ob er ihr helfen könnte, wenn sie schwankte. Aber sie schaukelte sich mit lächelndem Bemühen wieder auf die Füße und warf das kleine Taschentuch wie eine weiße Blume in die Nacht hinaus. Als sie endlich auf den Rasen niederschwebte, klatschte Bandler so entfesselt, daß die Leute nach ihm schauten. Kurz danach begannen die Lampen heiser zu zischen, ihr Lichtstrom stockte und versickerte, und daran merkte der Lehrer, daß die Vorstellung zu Ende war; die Bänke hinter ihm standen schon leer. Er sprang auf, schämte sich ein wenig und empfand plötzlich die feuchte Kälte der Nacht, die aus der Wiese stieg. Fröstelnd knöpfte er seine Jacke zu.

Drüben leierte die Drehorgel des Karussells einen Gassenhauer. Auf dem Rasen lag einsam noch das Taschentuch, das die Seiltänzerin weggeworfen hatte. Bandler sah es deutlich. Er zögerte einen Atemzug lang, sprang endlich hin und hob es auf. Dann ging er zwischen den zusammengeschobenen Wagen auf die Wiese hinaus.

⌘ ⌘ ⌘

„Wohin willst du so zeitig?“ fragte die Tante anderntags.

„In die Schule . . .“ antwortete er.

Die Tante sah ihn kurz an. „Heute ist der erste Ferientag —“ sagte sie.

Bandler wurde rot, schüttelte den Kopf, ein wenig gezwungen lächelnd, und ging trotzdem fort. Er hatte wirklich vergessen, daß Ferien waren; aber während er die Tür hinter sich zuzog, fiel ihm ein, daß die Tante nun wohl glauben würde, er wolle ihr etwas verheimlichen. Im Gedanken an sein Erröten stieg ihm das Blut doppelt heiß in die Schläfen; es war ärgerlich. Man lebte hier wie in einem Gefängnis, wahrhaftig.

Eine Viertelstunde später stand er neben

Digitized by Google

dem Karussell. Der Weg hatte ihn vorübergeführt.

Aus den Blechröhren auf den Dächern der beiden grünen Wagen zogen wieder die Rauchfäden in die Luft. Ein kleines Kind krähte irgendwo den Tag an, und auf dem Rasen kratzte sich ein Pudel hinter dem Ohr. Hinter dem einen Wagen erblickte Bandler einen Rocksaum und zwei Füße in Holzpantoffeln. Dahin ging er und fand seine Seiltänzerin. Sie trug eine verblichene Leinenbluse und einen grauen Rock und war damit beschäftigt, Wäsche aufzuhängen. Als sie den Lehrer um die Ecke biegen sah, lächelte sie ihm entgegen. Er blieb stehen, zog den Fund von gestern abend aus der Tasche und hielt ihn vor sich hin. Sie kam heran.

„Das habe ich gestern abend gefunden, Fräulein!“ sagte er.

„Ach —“ sagte sie, immer lächelnd.

„Und ich wollte es Ihnen wiederbringen.“

Sie sah ihn an.

„Denn ich dachte, Sie hätten es verloren.“

„Es ist ja nichts wert —“ sagte sie. Darauf trat eine Pause in dem Gespräch ein, weil Josef Bandler nicht wußte, was er nun sagen sollte.

„Hat es Ihnen gefallen gestern abend?“ fragte sie schließlich.

„O, sehr!“ antwortete er. „Bleiben Sie noch lange hier?“

„Morgen reisen wir weiter — auf der Straße nach Salzburg; es soll da große Dörfer geben, wo etwas zu machen ist. Hier sind die Leute so verwöhnt, in Städten ist es schlecht für uns. Ja.“

Im Inneren des Wagens schnarrte eine alte Stimme. „Marfa! Was ist los?“

„Ich muß hinein —“ sagte Marfa hastig zu dem Lehrer, „kommen Sie nach dem Mittagläuten, da schläft der Alte.“

⁂ ⁂ ⁂

Nach dem Mittagläuten traf er Marfa. Sie wanderten um die Wiese und zwischen den blühenden Sträuchern den Berghang hinauf. Als Bandler sein Häuschen sehen konnte, deutete er darauf hin und sagte: „Da wohne ich. Aber wir müssen hier stehen bleiben. Meine Tante mag es nicht, wenn ich mit fremden Leuten rede; das ist mir natürlich gleichgültig, aber wir können ja ebensogut zurückgehen.“

Marfa betrachtete das Haus lange; sie nickte: „Sie sind glücklich. Wenn ich auch eine solche Wohnung hätte . . .“

„Wie man's nimmt —“ antwortete er nachdenklich und fast verwundert. „Mir wär' es lieber, durch die Welt zu streifen, meinethalben in einem grünen Wagen. Seid ihr nicht frei?“

„O ja — so frei, daß die Bauernbuben mit Steinen nach uns werfen, wenn ihnen nichts Besseres einfällt.“

„Nein, wirklich?“ fragte er und ballte unversehens die Hand.

„Aber man gewöhnt sich daran.“

Eine kleine Weile schwiegen sie.

„Wie Sie das nur können —“ sagte er dann, „so auf dem Draht hin und her zu gleiten.“

Sie lachte. „Ich habe es schon als Kind gelernt. Es hat Prügel genug gekostet, aber es ist doch eine Kunst.“

„Prügel?“ fragte Bandler erschrocken.

„Freilich!“ erwiderte sie ruhig. „Das gehört dazu. Es hat mir nichts geschadet, Sie brauchen mich deshalb nicht so mitleidig anzusehen.“

⁂ ⁂ ⁂

Abends saß er wieder in der Vorstellung auf dem ersten Platze. Er blickte zu Marfa auf mit einem Gefühle, das aus Bewunderung, Liebe und Mitleid gemischt war. Als die fauchenden Azetylenlampen verloschen, traf er sie am Wiesenrand und ging mit ihr durch die Straßen der Vorstadt, bis sie eine kleine Weinstube fanden, in der sie unter einer trübseligen Hängelampe die einzigen Gäste waren und sich nur flüsternd unterhalten konnten. Hier bezahlte Bandler einen Liter Rotwein und zwei Stück Kuchen, trank sich einen heißen Kopf an und hörte von Marfa, daß sie nun wohl zum letztenmale beisammen wären, weil ja morgen früh das Karussell abgebrochen und die Wagen angespannt würden.

Auf dem Heimwege blieb Marfa im Schatten eines Limonadenhäuschens unvermutet stehen und sagte: „Ja, dagegen kann man nichts tun. Aber ich werde Sie gewiß nicht vergessen.“

„Ich Sie auch nicht —“ antwortete Bandler voll Herzklopfen und Kummer.

„Nun — und?“

Er schwieg und wußte nichts weiter.

Da nahm Marfa seinen Kopf in beide Hände, zog ihn an sich und küßte ihn. Es war, als ob lauter Sternschnuppen vom Himmel fielen.

Bandler kam nach Hause, als die Mitternacht schon lange vorbei war. Er konnte sich nicht darauf besinnen, wie sein innerer Mensch früher ausgesehen hatte.

⁂ ⁂ ⁂

Als der junge Lehrer nach einer Nacht voll wirrer Unruhe spät erwachte, sah er auf der Wiese im Tal nur noch einen kreisrunden Flecken zertretenen Grases — die wandernde Welt mit Wagen und Zelten war verschwunden.

Er lief hinunter, stand vor der öden Stelle wie vor einer Brandstätte, suchte etwas, das er selbst nicht kannte, und fand schließlich nichts als die Trostlosigkeit in seinem eigenen Herzen. Eine Sternennacht lang — nein, zwei Stunden einer Sternennacht lang war er glücklich gewesen in dem Rausche der Empfindung, daß es ihm möglich sei, die hölzernen Schranken seines Lebens zu überwinden. Nun sah er sich wieder am alten Orte; die Schwingen waren mit dem Morgengrauen verkümmert.

Den Tag über trieb es ihn rastlos umher. Tante Emmy meinte, er sei krank, und ließ

Digitized by Google

einen Ausbruch von Grobheit mit wortlosem Staunen über sich ergehen. Gegen Abend hörte sie Josef im Schlafzimmer kramen, er zog Schubladen auf, lief hin und her und pfiff dabei unaufhörlich den Präsentiermarsch.

Nach dem Abendbrot eröffnete er der Tante, daß er in's Gebirge fahre, und zwar noch heute, ließ sich den schweren Rucksack aufpacken und verließ das Haus. Aber er ging nicht zum Bahnhof, sondern wanderte die große Landstraße nach Salzburg entlang.

Er wanderte die ganze Nacht zwischen dunklen Feldern, durch schlafende Dörfer, in denen die Hunde anschlugen, und durch Wälder, auf denen der Sternhimmel ruhte wie eine Glasglocke auf schwarzem Samt. An jedem Meilenstein ließ er ein Stück seines vorigen Ich hängen, und als die Sterne bleich zu werden begannen, war er ein Niemand, der singend gen Osten zog, wo ein heller Morgenhimmel zu schimmern begann.

Gegen Mittag fand er auf einer Wiese die grünen Wagen und das Karussell. Marsa war stumm vor Verwunderung, schüttelte ungläubig den Kopf — und lachte schließlich. „Bleibe nur," sagte sie, „ich will mit dem Alten sprechen." Der Wanderer hatte sich den Empfang anders gewünscht — aber was sollte Marsa wohl tun? Sie konnte ihm hier nicht um den Hals fallen.

Der Alte kam aus dem Wagen gekrochen, stelzte auf Bandler zu und zwinkerte mit den trüben Augen. „Na?" sagte er und stellte sich vor ihm auf, „was kannste denn? Biste Clown? Kannste Feuer fressen? Akrobat? He?"

Der Lehrer wurde rot. Niemals vorher war ihm zum Bewußtsein gekommen, wie wenig er für das praktische Leben gelernt hatte: nicht einmal Feuer fressen konnte er. Marsa sah seine Verlegenheit und biß sich auf die Lippe.

„Das alles kann ich nicht," antwortete Bandler, „aber ich werde mich an die Kasse setzen."

„Nee — nee — und durchbrennen! An der Kasse sitzt die dicke Rosa."

„Es wird sich schon etwas finden —" sagte das Mädchen hilfreich, „einstweilen bleibt er und bezahlt."

„Bezahlt? So! Treten Sie näher, mein Herr! Bezahlt? Das walte Gott!" Der Alte grinste auf allen Zahnlücken, und Bandler war plötzlich wieder von seiner Daseinsberechtigung überzeugt. Es gesellten sich hinzu: Gustav, der Gentleman mit dem angeklebten Scheitel und dem rot und weiß gestreiften Baumwolljanker; die Dame Rosa, welche abends den Pleureusenhut trug und untertags sonst niemals sichtbar wurde, weil sie immer schlief; Fritz, ein schielender Clown, dem die Schnapsflasche aus der Tasche lugte; der Pudel Bello und das kleinste Pferd der Welt.

„Na also!" sagte der Clown, „das muß begossen werden." Darauf machte seine Schnapsflasche die Runde, und Josef Bandler fühlte sich als Mitglied einer Familie, deren Angehörige er als biedere Leute kennenzulernen wünschte. Einstweilen legte er sich in den Schatten vor Marsas Wagen und schlief ein; die Nacht, in der er alle Brücken hinter sich abgebrochen, hatte ihn Anstrengung genug gekostet. Als er aufwachte, dudelte schon der Leierkasten, und barfüßige Bauernkinder ritten andächtig auf den Holzpferden des Karussells. Josef hatte Hunger, fand sein Mittagessen in einem Topfe und löffelte es aus, ohne zu fragen, was es eigentlich sei. Dann trieb er sich bei dem Karussell herum, hielt die Kinder im Zaume, konnte Marsa nirgends entdecken und wünschte den Abend heran, an dem er sie auf dem silbernen Drahte wippen sehen würde.

In der Dämmerung trat der rot und weiß gestreifte Gentleman zu ihm und sagte: „Nämlich!"

Bandler wartete längere Zeit auf die Fortsetzung. Gustav spuckte aus, zerbrach unauffällig einen dicken Holzprügel, der im Grase lag, und sprach bedächtig: „Nämlich! Soweit wäre alles in Ordnung, Junge: meinetwegen! Aber wenn du und du denkst — mit Marsa'n — nich zu machen! Verstanden? Weiter wollte ich nischt."

Bandler sah stumm hinter ihm her. Sein Himmel krachte in allen Fugen: es schien ihm, daß nicht nur alle Brücken hinter ihm, sondern auch alle vor ihm zusammengebrochen seien.

Mitten in seine Ratlosigkeit hinein sauste das goldene Trompetensignal Gustavs, das den Beginn der Vorstellung ankündigte.

An einen Wagen gelehnt, stand Josef und starrte auf alles, was geschah, ohne viel zu begreifen. Der Gentleman spielte mit Eisenkugeln Fangball, der Pudel sang, der Clown purzelte über die Manege, und das fiel ihm nicht schwer, denn er war offenbar betrunken. Als dann Marsa mit ihrem japanischen Schirmchen vor dem gaffenden Volke aufgaukelte, trat Gustav neben Bandler, stieß ihn an die Seite und sagte: „Na, Junge — das haste dir anders gedacht, was? Glaub' ich! Aber denkste, ich hungerte mich seit zehn Monaten bei der Bande herum, wenn Marsa nich da wäre? Marsa ist ein Luder, unter uns. Man kommt nich weiter bei ihr. Da laß die Finger von — Gruß und Kuß, dein Onkel Justav. Es wird mir sowieso bald zu dumm."

Und dies war das Ende des ersten Tages. Der Clown stolperte noch über ein paar Zeltseile, fluchte phantastisch und verkroch sich dann in den anderen Wagen, wo Gustav bereits schnarchte. Nachdem Bandler noch einige Male den Kopf über seine Lage geschüttelt hatte, folgte er den beiden und zwang sich dazu, einzuschlafen; die beiden Decken, die ihm als Bett dienten, waren kärglich genug.

⁂

Als die Sonne aus dem Silber der Morgenfrühe brach und noch Dunst und Duft über

Digitized by Google

den aufglitzernden Wiesen webte, versammelten sich alle um einen Kessel, aus dem Marfa dünnen Kaffee in Blechtassen schöpfte; auch Bello, der Pudel und das kleinste Pferd der Welt stellten sich ein. Der Clown hatte ein aschgraues Gesicht und schwieg beharrlich. Gustav blinzelte zu Bandler hinüber, halb gönnerhaft, halb eifersüchtig. Der Alte wackelte mit dem Kopfe.

„Das Geschäft geht schlecht . . .“ sagte Gustav. „Ich werde mir beizeiten eine andere Kondition suchen.“

Seine Worte machten keinen Eindruck auf Marfa. Der Clown zog die Mundwinkel unglaublich tief hinunter. Schließlich wandte sich das Mädchen an Bandler: „Haben Sie gut geschlafen?“ — „Danke!“ sagte er, „es geht.“

Der Gentleman grinste mißlaunig.

Marfa sah ihn an, und er duckte sich unter diesem Blick und verschluckte seine Bemerkung. „Ich habe die ganze Nacht wachgelegen,“ fuhr sie fort, „man hat so seine Gedanken. Ja, die hat man. Das sag' ich euch: wenn ihr nicht Frieden haltet, könnt ihr mich anderswo suchen.“

Bandler wurde rot. Marfa sprach in einem Tone, als hätte sie die Peitsche in der Hand und stünde in einem Hundezwinger. Plötzlich fror er. Er empfand die ganze Lage als sehr unwürdig. Das Morgenlicht wurde kahl und nüchtern. In der nächsten Viertelstunde versuchte er, ein Gespräch mit dem Mädchen anzuspinnen, aber sie blieb einsilbig und hatte eine Falte zwischen den Augenbrauen. Der Kraftmensch Gustav war kleinlaut, als hätte er die Peitsche wirklich zu fühlen bekommen.

Endlich sagte der Alte, der von alledem nichts empfand, kopfwackelnd: „Ja, schlecht gehen die Geschäfte. Und dabei ist Sommer, und die Bauern haben Geld. Was wird erst im Winter? Gustav, du mußt einen reichen Juden totschlagen, hehe!“

Da stand Bandler auf und trottete davon. Er mußte mit sich allein sein, es war ihm jämmerlich zumute. Er ging die Dorfstraße entlang. Aus einem Gehöft fuhr ein Hund auf ihn zu und bellte ihn an. „Das auch noch!“ murmelte Josef: er kam sich sehr ausgestoßen vor.

Als er schon an das Ende des Dorfes gekommen war, hörte er rasche Schritte hinter sich. Es war Marfa. Sie holte ihn ein, ohne zu lächeln.

„Du bist ungeschickt —“ sagte sie, „du nimmst alles viel zu ernst. Hätte ich das gewußt! Was fiel dir ein, uns zu folgen?“

„Ich liebe dich!“ sagte Bandler. Es war ein Ausbruch seines gequälten Gemüts, und er fühlte, daß jetzt eine Entscheidung kommen mußte. Seine Knie zitterten vor Aufregung, während er neben dem Mädchen herging.

„Das haben viele getan,“ antwortete sie gleichgültig, „aber keiner war so töricht, einer Seiltänzerin nachzulaufen. Wie hast du dir das gedacht?“

Er schwieg.

„Und was willst du nun tun?“

Statt einer Antwort fragte er: „Wohin gehst du?“

„Nach T., man bekommt im Dorfe nichts. Ich will einen Stern Seide holen — und einen eiligen Brief auf die Post geben.“

„Ich werde dich begleiten,“ sagte er.

„Du wirst umkehren. Willst du dir von Gustav die Knochen entzwei schlagen lassen? Ist es nicht genug mit e i n e r Dummheit? Soll ich deinetwegen Ärger haben? Es ist reichlich Unfriede gewesen in den letzten Tagen.“ Bandler hörte die Kälte in ihren Worten. Jetzt wurde ihm vollends klar, daß er sich in seinen Träumen schwer getäuscht hatte und daß das Leben einigermaßen anders aussah, wenn man die Unvorsichtigkeit hatte, sich hineinzudrängen, als wenn man es von einer Bank hinter dem Gartenzaun bestaunte.

„Kehre jetzt um!“ sagte Marfa.

Als er zu dem Karussell kam, schlich der Clown Fritz an ihm vorbei und murmelte Unverständliches. ‚Er ist schon wieder betrunken!‘ dachte Bandler voll Ekel.

Gegen Mittag kehrte Marfa zurück und half dem Alten sogleich beim Kochen; sie antwortete auf keine Frage. Dann saßen sie auf dem Rasen, hielten die Näpfe zwischen den Knien und löffelten. Je länger Bandler das sonderbar verzerrte Gesicht des Clowns sah, desto peinlicher wurde seine Empfindung, daß eine schlimme Überraschung hinter den Falten dieser Stirne liege.

Der Nachmittag brachte Dudelmusik, schreiende Kinder, Farbenwirbel, Zerstreuung. Bandler half mechanisch und dachte daran, was er tun solle. Abends sah er den schlanken Körper Marfas wieder auf dem glitzernden Drahte, ließ das ganze Schaustück dumpf an sich vorübergehen und sehnte sich nach dem Schlafe, der ihn alles vergessen lassen würde.

Als das Mädchen ihre Nummer beendet hatte, sprang sie, wie gewöhnlich, zum Wagen, um sich umzukleiden. Bandler ordnete indessen mit dem Gentleman Gustav die von den Besuchern verschobenen Bänke und löschte die Lampen aus.

Plötzlich hörten sie Marfa schreien —

Gustav rannte in großen Sätzen nach dem Wagen, gefolgt von Bandler.

Er riß die Tür auf.

Ein Petroleumlämpchen pendelte langsam unter der Decke. Marfa stand in dem gelblich trüben Lichtkegel. An der Wand lehnte der Clown; er war zusammengeknickt wie eine Gliederpuppe.

Der Gentleman begriff die Lage. „Das Aas!“ brüllte er und riß den Clown hoch, um ihn vollends zu zerbrechen.

Aber Marfa lachte hart. „Laß ihn!“ sagte sie, wie man von einem Hunde spricht. „Er hat sein Spielzeug schon längst weggeworfen . . .“ Und nun sahen sie auf dem Fußboden einen Revolver liegen.

Digitized by Google

Bandler taumelte. „Er hat — hat er dich — —"

Das Mädchen schüttelte den Kopf. „Sich selber!"

„Ach so!" sagte Gustav, plötzlich wieder gleichgültig. „Na, jeder nach seinem Geschmack. Raus da, Fritze! Und wenn du dich das nächste Mal erschießt, such dir einen Platz aus, wo es weniger stört, verstanden? — Na?" Er machte eine Armbewegung.

Der Bleiche, Verzerrte, drückte sich an ihm vorbei zur Tür hinaus. „Ihr — ihr sollt sie auch nicht haben . . ." sagte er, als würge ihn jemand an der Kehle. Dann verschwand er im Dunkel, das vor der Öffnung stand wie ein schwarzes Tier.

Marfa wies hinter ihm her. „Lauf ihm nach, Gustav. Mir ist nicht geheuer. Am Ende tut er sich was an. Oder macht Unfug mit Streichhölzern. Die Leinwand brennt schnell. Man muß auf ihn achtgeben." Der Gentleman verschwand gehorsam.

„Da siehst du: es geht nicht so weiter!" sagte Marfa zu Bandler, der mit ihr allein geblieben war. „Der Alte sitzt im Wirtshaus, Rosa schläft wie immer, und hier fallen die Revolver von den Bäumen. Übrigens ein sauberes Ding . . ." Sie hob die Waffe auf und untersuchte sie; man sah, daß sie mit derlei umzugehen verstand. „Eins, zwei, drei, vier, fünf Patronen — —"

Marfa ließ die Trommel des Revolvers rotieren. Sie schien über etwas nachzudenken. ‚Was für Menschen!' dachte Bandler; ‚sie spielen mit dem Tode, ohne zu schaudern; ich glaube, Marfa würde nicht aufgeregter sein, wenn der Clown sich wirklich erschossen hätte. Was für Menschen — ich passe wahrhaftig nicht unter sie.'

Da trat Marfa plötzlich auf ihn zu und drückte ihm die Waffe in die Hand. „Hier! Wir werden ihn vielleicht brauchen."

„Wir?"

„Ja," antwortete sie und sah ihn scharf an. „Ich mag nicht mehr. Wir gehen davon, heute nacht noch."

„Marfa!"

„Hast du Angst?" fragte sie spöttisch. „Dann nehme ich Gustav mit." Josef Bandler hatte Angst. Nicht vor der Flucht, nein, aber vor dem, was nachher kommen würde. Er gestand sich, daß er mit Marfa nichts würde anzufangen wissen. Er fürchtete sich vor dem Leben. Aber unter ihrem spöttischen Blick riß er sich zusammen und sagte: „Nein. Wir werden fliehen. Es ist gut."

„Wir brennen durch —" überlegte das Mädchen; gegen das Wort „fliehen" schien sie Widerwillen zu haben. „Warte draußen!"

Bandler hörte, wie sie in den Kästen kramte. Das Dunkel drückte auf ihn, und gegen den finstertrüben Himmel hoben sich die Schattenrisse der matterleuchteten Wagen — es war so heimatlos hier . . . Was aber würde danach kommen?

Marfa trat heraus; sie hatte sich in einen großen Umhang gehüllt und ging hinüber zu Gustav. Bandler blieb an der Türe stehen. Er sah, daß der Clown auf seinen Wolldecken lag und weinte; Gustav saß auf einer Kiste und starrte ratlos auf das Bündel Unglück.

„Du bleibst bei ihm!" befahl Marfa, „die ganze Nacht! Man weiß nie, was geschehen kann. Und gib ihm keinen Schnaps!"

„Ja," antwortete Gustav gehorsam. Er wollte noch etwas fragen, aber das Mädchen hatte ihm schon den Rücken zugedreht und stand wieder auf der Wiese. Sie deutete nach der Straße hinüber und ging voran. Bandler folgte ihr, ohne ein Wort zu reden.

Als sie das Dorf hinter sich hatten, verlangsamte Marfa ihre Schritte und sagte: „Wir gehen nach T. — um fünf Uhr fährt der erste Zug in die Stadt, dann sollen sie uns suchen. Aber sie werden es nicht tun."

„Du willst in die Stadt?" fragte Bandler erschrocken. Er dachte an sein Haus, an Tante Emmy — an die Schule. Der Kopf war ihm wirblig, während seine Füße schwer wurden, als sei er in einen Sumpf geraten.

„Natürlich!" erwiderte Marfa. Es war als sei ein Lachen in ihrer Stimme, aber weil er ihr Gesicht nicht sehen konnte, zweifelte er wieder daran.

Als sie schon in der Nähe von T. sein mußten, kroch von weit her ein heller Schein die Landstraße heran: ein Auto, das ihnen entgegenkam. Die Lampen blendeten über Bäume hin, ließen sie auftauchen und gespenstisch verschwinden. Bandler wollte Marfa beiseiteziehen, denn er wußte, wie der plötzliche grelle Lichtkegel verwirrte. Aber Marfa blieb mitten auf der Straße stehen und rührte sich nicht.

„Um Gottes willen!" schrie Bandler, da der Wagen schon ganz nahe war, und zerrte an ihren Armen.

Da verstummte das Surren des Motors, die Bremsen schleiften. Ein Mann stieg aus dem Wagen und ging auf sie zu.

„Guten Abend!" sagte er. „Marfa?"

„Ja."

„Und wer ist das?"

„Ein Bekannter, der auch in die Stadt möchte."

„Also los!"

Ehe Bandler dies alles erfaßt hatte, saß er in den Lederpolstern. Das Auto wendete und sauste singend den Weg zurück.

„Das ging glatt!" sagte der Herr nach einer Weile und lehnte sich zufrieden zurück.

Im Osten dämmerte ein heller Streifen über dem Horizont. Bandler starrte darauf; er fühlte, wie sein Gemüt seekrank wurde.

„Heute abend können Sie schon im Deutschen Theater auftreten; den Kontrakt habe ich in der Tasche. Ich danke für Ihr Telegramm. — Zigarre gefällig, junger Mann?"

„Keinesfalls!" sagte Bandler.

„Übernächtig — wie?"

Marfa sagte: „Ich bin Herrn Bandler sehr zu Dank verpflichtet. Er wohnt in der Bergstraße. Halten Sie bitte vor dem Haus an der Ecke — dort steigt er aus."

Digitized by Google

Das Antlitz von Neuyork

Von Paul Oskar Höcker

Mit dreizehn Originalzeichnungen von M. Lowengrund

Zehn Tage lang lag der schöne, neue Norddeutsche Lloyddampfer „Columbus“, dessen erste Ausreise nach Amerika ich zwischen Ostern und Pfingsten dieses Jahres mitmachte, im Hafen von Brooklyn. Diese Spanne Zeit galt es wahrzunehmen, um das Antlitz von Neuyork zu schauen. Nur das Antlitz; ich wollte mich nicht vermessen, das Herz, die Seele dieser ungeheuren Stadt zu ergründen. Als mir zwei Tage nach der Landung gleich gar die Frage vorgelegt wurde, „wie mir Amerika gefalle“, da konnt' ich nur herzlich lachen; war ich doch inzwischen mit mir einig darüber, daß ein hereingeschneiter Neuling gut und gern einen vollen Monat damit verbringen könnte, auch nur die äußere Gestalt der Weltmetropole kennen zu lernen. Man muß schon ein in allen Reisedingen sehr erfahrener, kartenkundiger, durchaus selbständiger, durch viel fremde Länder und Städte gezogener Tourist sein, um diese Studienfrist wesentlich abzukürzen. Denn der Neuyorker tut für den Fremden nichts, gar nichts. Wie sich der Ankömmling etwa in dem tausendmaschigen Netz der Subwaybahnen zurechtfinden mag, darüber zerbricht er sich nicht den Kopf. Gibt es doch Hunderttausende von Neuyorkern, die wohl selbst in die allergrößte Schwierigkeit geraten würden, wenn sie ohne Spezialführung eine der riesigen Vorstädte auf dem anderen Ufer des Hudson oder des Eastrivers besuchen sollten. Amerika den Amerikanern — Neuyork den Neuyorkern!

Denke ich an die ersten Eindrücke zurück, die ich nach der im dicken Nebel erlebten Hafeneinfahrt empfing, dann sehe ich nicht die autoerfüllte, staubige Zollhausstraße, nicht den zugigen, lärmenden Untergrundbahnhof an der 57. Straße der 4. Avenue von Brooklyn, nicht die auf der langen unterirdischen Fahrt an meinem Auge ratternd, rasselnd, stampfend, heulend vorbeiflitzenden dreihundert Expreß- und Lokalzüge, nicht das Gewühl und Gewoge auf der Rolltreppe, auf der man ohne Gebrauch der Gehwerkzeuge auf der Station Times-Square wieder ans Oberlicht gelangt, nein, ich schwinge mich achthundert Fuß hoch auf den Turm des Woolworth-Gebäudes und sehe das Häusermeer in vollem Sonnenlicht zu meinen Füßen, überschwebt von Rauchwolken aus vielen Tausenden von Schloten und Kaminen. Achtundfünfzig Stockwerk hoch steht man hier — wie auf dem schönsten Feldherrnhügel alter Paradezeiten — und überblickt ganze Armeen der Arbeit mit ihren Schwergeschützen, den Wolkenkratzern.

Noch herrlicher muß es sein, im Flugzeug über Neuyork zu kreisen. Dem Ankömmling würde ich von da oben aus den ersten Überblick über die Riesenstadt wünschen. Etwa in Höhe der Fackel der Freiheitsstatue, die sich aus einem Felseninselchen unweit der Südspitze von Manhattan erhebt. Manhattan ist die lange, schmale Halbinsel, die den felsigen Kern von Neuyork trägt, die ameisendicht bebaute Stadt, deren Straßennetz einem ins Unendliche langgezogenen Schachbrett gleicht. Von Süden nach Norden ziehen sich die dreizehn Avenuen hin, von links nach rechts die sie rechtwinklig schneidenden zweihundertfünfzig Straßen. Die fünfte Avenue bildet die Grenze für Ost und West; sie ist ja weltbekannt als der Sitz der reichsten Leute mit den feudalsten Palästen; nur von ihrer meilenweiten Ausdehnung macht man sich doch keine so rechte Vorstellung. Ebenso oft genannt wird der Broadway, die Hauptgeschäftsstraße. Auch sie beginnt gleich den Avenuen im Südzipfel von Manhattan, aber sie macht die Linealregelmäßigkeit des übrigen Straßensystems nicht mit, sondern schiebt sich schief, in Bogen und krummen Winkeln, alle Parallelität verspottend und mehrmals Verwirrungen schaffend, bis hoch in den Norden hinauf, in einer Länge von Potsdam bis zu Kempinski.

Hat sich der Neuling von seinem Wolkenthron aus einen Überblick über Manhattan verschafft, dann schaut er westwärts über den mächtigen Hudsonstrom. Da liegt Jersey-City und nördlich davon Stadt bei Stadt: von Hoboken an bis zu den berühmten Villengebieten im Norden, deren Uferschönheit der Amerikaner stolz dem deutschen Rhein vergleicht. Teile erinnern auch an Schandau, an Überlingen, an die Außenalster, an Wannsee. Nach Südosten und Osten schweift der Blick von unserem luftigen Plätzchen aus über den Eastriver mit seinen fünf majestätischen Brücken bis in den Qualm der Stadtungeheuer Brooklyn und Queens. An der Südküste von Brooklyn kribbelt's und krabbelt's; da ist Coney Island, das Familienbad von Groß-Neuyork.

Wer sich in die wuchtigen Konturen dieser Landkarte aufmerksam vertieft hat, der dürfte sie nie im Leben wieder vergessen.

Aber ganz anders wirkt doch das Bild, wenn man dann von seinem Olymp herabgeglitten ist und sich bescheiden an irgendeiner Straßenecke aufbaut. Könnte man nun vom Woolworth-Dach aus sich selber hier sehen, so würde man sich für einen Floh halten, der in einer Falte der Reliefkarte sitzt vor einem Sprung ins Ungewisse . . .

Hat man zehn Tage Zeit, dann kann man sich wohl einen Stadtteil nach dem andern allmählich erobern. Aber es ist eine ärgere Strapaze als eine zehntägige Dolomitentour. Und man muß ein vorzügliches Ortsgedächt-

Digitized by Google

nis, einen gut ausgebildeten Orientierungssinn haben. Denn es wäre ja zum Verzweifeln philiströs, wollte man systematisch verfahren und am Morgen dort weitergehen, wo man am Abend abgebrochen hat. Nein, man muß sich immer wieder waghalsig in ganz neue taktische Aufgaben stürzen, wie eben eigne Lust und Wetterlaune oder Geschäftsaufträge und Einladungen und Verabredungen sie einem aufdrängen. Das bedingt vor allem ein regelrechtes Studium aller öffentlichen Verkehrsmittel. Denn die Autos sind, wegen der ewigen Stops an den Straßenkreuzungen, für weite Entfernungen zu langsam. Zu Fuß kann man ja nur immer kurze Verbindungsstrecken zurücklegen. Braucht man doch vom Nordwesten, jenseits des Hudson, quer über Manhattan bis zum Südosten im Herzen von Brooklyn unter Benutzung der besten und raschesten Verkehrsmittel zwei gute Stunden. Solche Vorortbesuche sind also wie in Deutschland etwa ein Husch von Berlin nach Hamburg — für den man sich bei uns immerhin mit etwas Gepäck ausrüsten würde.

Den ersten Vormittag, der mir den allerersten Ausblick aus der Vogelschau gewährte, verfaulenzte ich im Südzipfel von Manhattan. Auf dem weiten Halbrund, auf dem der Broadway beginnt, befinden sich ein paar grünrasige Parkplätze. Arbeitslose spielen da Fußball. Man setzt sich auf eine Bank, guckt zu und läßt sich für einen Nickel die Schuhe putzen. Die jungen Burschen machen das virtuos. Allmählich ist die Sonne aus der Nebelbank herausgekrochen. Am Ufer hat ein findiger Mann ein großes Fernrohr aufgebaut. Man kann die kleine Insel mit der Freiheitsstatue wie zum Greifen sehen. Oder drüben, überm Hudson, mehrere Meilen von hier entfernt, das drei Stockwerk große Zifferblatt der Reklameuhr einer Fabrik. Zwischen elf und ein Uhr verlassen die Überseedampfer die herrlichen Pieranlagen von Hoboken, die die Amerikaner den deutschen Reedereien gegen alles Völkerrecht gemaust haben, und streben durch die Fahrrinne zwischen Staaten-Island (im Süden von Jersey) und Brooklyn dem Atlantik zu. Früher konnten die Neuyorker von dieser Stelle aus all die wundervollen Ozeanriesen betrachten, die der Norddeutsche Lloyd und die andern großen deutschen Linien im Amerikadienst unterhielten. Oft genug mag sie's geärgert haben,

Blick auf die Wolkenkratzer Manhattans vom Hudson aus

Digitized by Google

Blumenmarkt

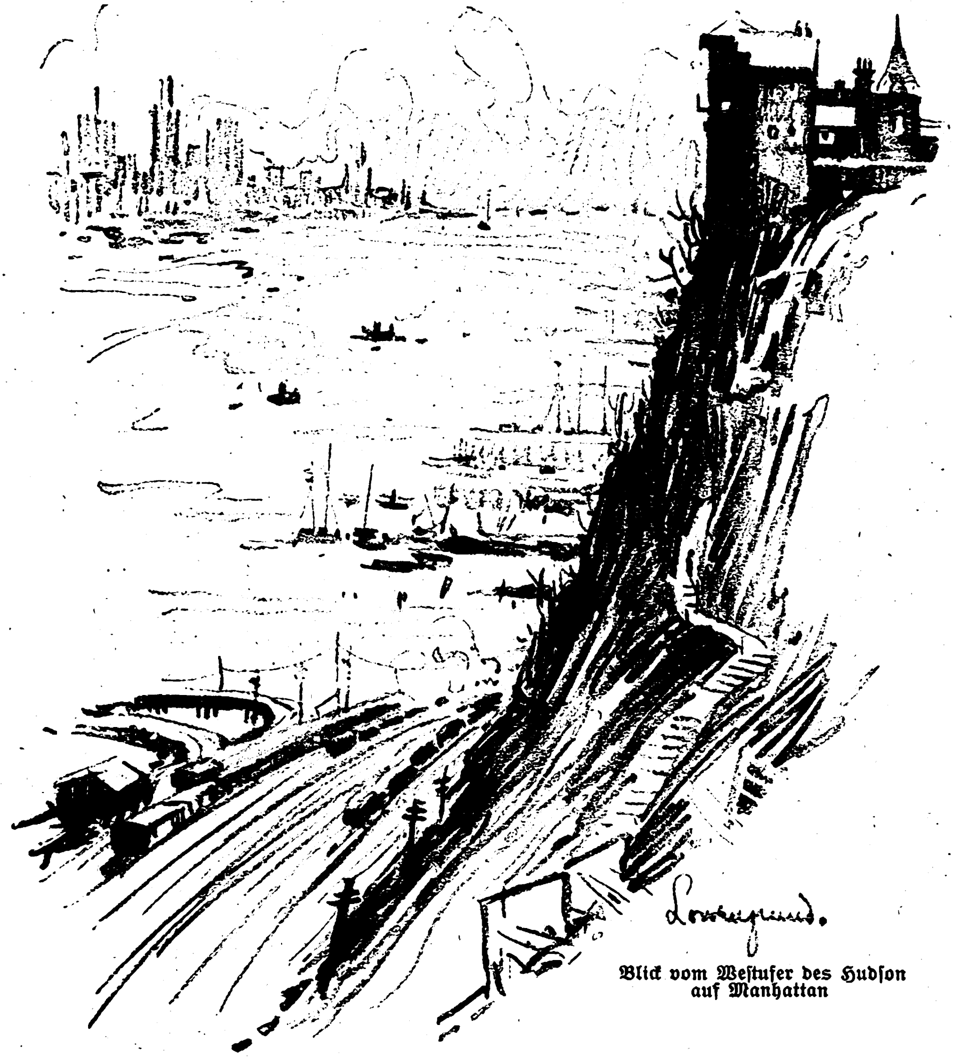
daß die schönsten, besten und größten Dampfer stets den Deutschen und nicht ihnen gehörten. Ihren Beuteanteil der Raubtiere haben sie ja nun glücklich. Am stolzesten sind sie auf unsere ehemalige „Vaterland", die nun „Leviathan" heißt (im Volksmund „Levinathan"), und nachdem sie den Koloß von den Kriegsschäden geheilt haben, möchten sie am liebsten ganz vergessen, daß er auf einer deutschen Werft, dem Vulkan, erdacht, gezimmert, geschmiedet, vernietet, ausgerüstet und eingerichtet worden ist. Schade nur, daß die Amerikaner, die doch sonst so geschickte Leute sind, unsere Kähne nicht recht fahren können und fast auf jeder dritten Fahrt damit stecken bleiben. „Der Affe mit der Taschenuhr!" spottet der deutsche Matrose. Er weiß, daß die deutschen Schiffe auf eine ganz besonders eingespielte Mannschaft angewiesen sind, eine Mannschaft, wie wir sie bis zum Krieg in unserer Handelsmarine hatten und nun allmählich wieder aufzubauen im Begriff stehn: eine Mannschaft, die ihr Schiff l i e b t.

Ein Stündchen gehört dem Aquarium. Das ist ein altes Kastell, malerisch am äußersten Zipfel der Landzunge gelegen, ein trotziger Rundbau. In zwei Stockwerken enthält diese Stiftung der Neuyorker Zoologischen Gesellschaft wohl die größte Sammlung von See- und Frischwasser-Lebewesen allerart: Fischen, Schildkröten, Seals, Alligatoren, Krustentieren, in dreihundert Bassins und Glasbehältern sieben- bis achttausend Arten. Da schlendert man lernbegierig herum zwischen Seevolk, Schulkindern, Bummlern, Professoren, frühstückenden Geschäftsangestellten, die ihre Arbeitspause hier totschlagen, es kostet keinen Eintritt, fast alle Museen und Sammlungen und Bibliotheken und Galerien sind hier ja frei für jedermann.

Und dann quere ich die Anlagen und besuche das Customhouse, wo die oberste Zollbehörde der Vereinigten Staaten ihren Sitz hat. Man kann durch alle Räume gehen, auch der oberste Beamte ist jederzeit zu sprechen, es bedarf keiner Anmeldung, es gibt keine geschlossenen Türen, keine wartenden „Schlangen" auf ungemütlichen Korridoren. Nein, in einer Riesenhalle wickelt sich um einen Riesenkranz von Ladentischen das ganze Amtsgeschäft ab. Draußen tritt das Publikum heran, drinnen sitzen oder stehen die Beamten. Jeder von ihnen ist zuständig. Bedarf's zur Erledigung eines schwierigen Falles einer höheren Entscheidung, dann nimmt der Beamte den ganzen Papierkram mit sich, begibt sich in den Mittelraum, wo wieder an hundert Tischen arbeitende Männer sitzen,

Brooklyn-Brücke

Digitized by Google



Blick vom Westufer des Hudson auf Manhattan

und bringt dem Antragsteller die Entscheidung noch frisch und warm. Der Amerikaner läuft nicht von Pontius zu Pilatus; der Amtsschimmel hat hier für ihn Galopp gelernt.

Nun ist's ein Uhr und ich folge einer Frühstücks-Einladung in den Whitehallklub. Im Schnellzugslift fliege ich himmelwärts. Dicht unterm Dach eines Wolkenkratzers ein mächtiger Speisesaal. Auf allen Seiten durch lange Fensterreihen der Ausblick auf Himmel und Wasser: westlich der Hudson, östlich der Eastriver, südlich der Ozean. Schiffchen gleiten da unten vorüber. Schiffchen? Nun, es sind Kerls von zehntausend Tonnen und mehr darunter. Aber so aus olympischer Höhe . . .

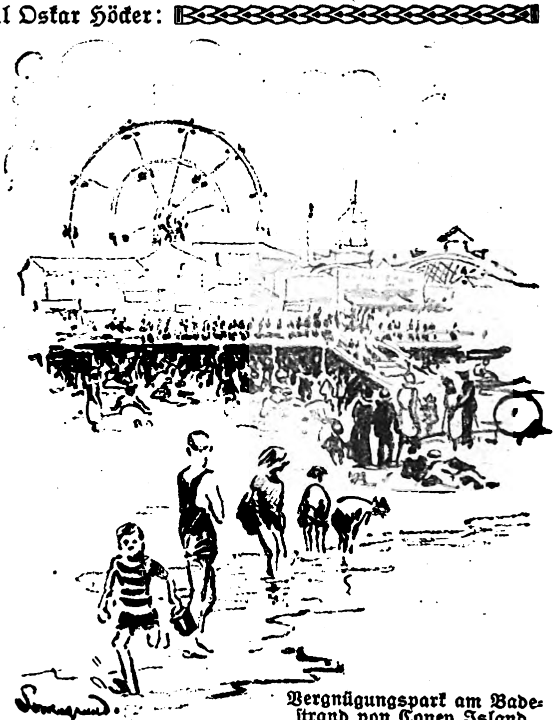
Ein Klub reicher Herren ist das hier. Man benutzt die schönen Räume nur in den Mittagsstunden. Jetzt sind ein paar hundert Tische besetzt. Flinke Aufwärterinnen bedienen. Austern, Eiswasser, ein Fisch- oder Fleischgericht. Mokka, eine Import. Kein Alkohol. Es geht blitzgeschwind. Um halb drei Uhr steht alles wieder still und leer. Die Klubmitglieder sausen zur Erde nieder und zerstreuen sich in ihre Offices. Hier im Süden von Manhattan befinden sich die Monumentalgebäude der größten Schiffslinien der Welt. Ehedem gehörten auch die deutschen dazu, die man nun herausgebissen zu haben glaubt. — Aber doch nur für einige Zeit! tröstet man sich, wenn man deutsche Schiffsbauarbeit von der Güte des „Columbus" soeben auf der Probefahrt kennen gelernt hat.

⌘ ⌘

Immer wieder soll der Amerikafahrer daheim in die Entrüstung über die Scheußlichkeit der Wolkenkratzer einstimmen. Ich kann's nicht. Sie haben malerische und architektonische Wirkungen von fabelhafter Kraft. Das Auge muß sie bewundern.

Ich habe das eigentliche Wolkenkratzer-

6*



Vergnügungspark am Badestrand von Coney Island

viertel, die bevölkertste und dichtestbebaute Hauptgeschäftsstadt im Süden von Manhattan — zwischen Whitehall, Wallstreet und Chambresstreet — von verschiedenen Seiten her angepackt, bei grundverschiedener Witterung, und ich muß gestehen, ich war jedesmal überwältigt. Kommt man auf der Brooklynbrücke bei einem kleinen Donnerwetter anmarschiert und sieht diese burgähnlichen Steinungeheuer im fahlen Gewitterlicht in zerfetzte Wolkengebilde ragen, dann gewinnen sie eine Gliederung, als wenn ein Titan eine Akropolis auf die andere getürmt hätte, man würde darauf schwören, daß diese Kolosse und Türme einen Bergrücken krönen, man glaubt es einfach nicht, daß ihr Fundament in einer ebenen Straße ruht, die kaum wesentlich über dem Niveau des Wassers liegt. Oder bei Nebel fährt man mit dem Ferryboot von Hoboken herüber. Ganz zart heben sich die Riesenvierecke von den Nebelschleiern ab. Da und dort dringt die Sonne durch, dann treten die Türme mit tausend blitzenden Fensterreihen in die Tageswirklichkeit. Und märchenhaft am Abend: hinter Regenwolken taucht plötzlich in unmöglicher Himmelshöh' eine Illumination auf, verschwindet wieder, wie ein Zauberspuk, eine neue Feerie tut sich auf, hier unten, dort oben, links, rechts, weiter südlich, weiter nördlich, da im zwanzigsten, dort im fünfzigsten Stockwerk, und mit einem Male fährt eine Bö durch die Wolkengasse hin: eine ganze Stadt von Transparenten erglänzt in Millionen Glühlichtern .. Oder an einem eisgrau unfreundlichen Morgen sieht man die unheimlich hohen, schmutzig-rötlichgelben Mauerflächen belebt von Tausenden von weißen Rauchwölkchen, die in allen Dach- und Turm- und Himmelshöhen aus den nie feiernden Schornsteinen emporgeblasen werden, hier sich ballen, festkleben, wie Wattebäuschchen, dort ziehen, schweben, zerflattern. Und die malerische Fortsetzung im Vordergrund finden sie in den eifrigen Schornsteinen der großen und kleinen Dampfer, Boote, Pinassen, die den Strom beleben und ihre weißen Wolken und Wölkchen knatternd in die eisgraue Luft senden . . . Und die Riesenkraft und Riesenarbeit, die in diesem Wolkenkratzerviertel aufgespeichert ist, zwingt zur Bewunderung . . . Das hat nichts damit zu tun, daß der Aufenthalt dort nicht als Sanatorium für nervenschwache Europäer zu empfehlen ist. Der Neuyorker würde die Büroarbeit in einem gartenumhegten Kreisständehaus gewiß auch selbst vorziehen. Aber er ist von Jugend auf daran gewöhnt, daß Geldverdienen verbunden ist mit Lärm, Hast, Engig-

Schuhputzer-Trupp auf dem Brodaway

Digitized by Google

Aquarium

und Untergrundbahn arbeitet ohne Fahrkartenverkäufer, ohne Kontrolleure, ohne Bahnsteigschaffner. Das Publikum bedient sich selbst. Es öffnet sich den Durchgang durch das Drehkreuz durch Einwerfen eines Nickels in einen Trichter. Wo und wann der Fahrgast das Bahngelände wieder verläßt, ist der Verwaltung gleichgültig. Nur eine einzige notwendige Kasse — die in Berlin gerade fehlt — die Wechselkasse für Kleingeld, gibt es in Neuyork auf jeder Station. Wenn bei uns — auch noch in unsern guten Vorkriegszeiten, wo noch nicht die Armut und der Feind im Land unsere Zwingherren waren — ein Rathaus, ein Elektrizitätswerk, ein Friedhof, ein Schlachthaus, ein Museum, eine Untergrundbahn gebaut oder angelegt wurde, dann genügte das fertige Objekt niemals mehr den inzwischen stark angewachsenen Anforderungen. Immer hinkten die Stadtältesten um fünfzehn Jahre nach. In Neuyork hat man die Hoch- und Untergrundbahnen von vornherein, weil man auf mindestens fünfzehn Jahre voraussah, für vier Geleise eingerichtet; auf zweien verkehren die Schnellzüge, die nur alle fünf oder zehn Stationen halten, auf den andern die Lokalzüge. Treppen-

keit und Ungemütlichkeit. Das Woolworth-Gebäude ist fast dreihundert Meter hoch, hat 58 Stockwerke, dreißig Aufzüge, 14 000 Mieter. Einige Aufzüge fahren als Schnellzüge. Wer einen der Fahrstühle benutzt, tut es auf eigene Gefahr. (Zu Fuß kann er aber doch nicht 50 Stockwerk hoch steigen!) Indes die Sicherheit ist erprobt. Vor der Inbetriebnahme eines Woolworthaufzuges hat man ihn mit 3500 Kilo belastet und ohne die Kabel, ohne jede Sicherung, vom 54. Stockwerk zur Erde niedergelassen. Auf dem Boden des Fahrstuhles stand ein Glas Wasser, und als der Transport unten ankam, war auch nicht ein Tropfen Wasser verschüttet.

In allen Verkehrsdingen sind die Neuyorker der ganzen Welt, auch London, weit voraus. Die grausame Notwendigkeit hat sie rasch zur praktischen Großzügigkeit erzogen.

Die größten Bahnhöfe der Fernbahnen — Pennsylvania-Station und Central-Station — sind wahre Wunder baulicher, technischer, wirtschaftlicher Reisepraxis. Unterirdisch sind sie mit einer Reihe von großen Hotels durch glänzend erleuchtete Passagen mit eleganten Verkaufsläden verbunden. Der Reisende braucht gar nicht erst die Straße zu betreten. Die Hoch-

Alte Kirche zwischen Wolkenkratzern

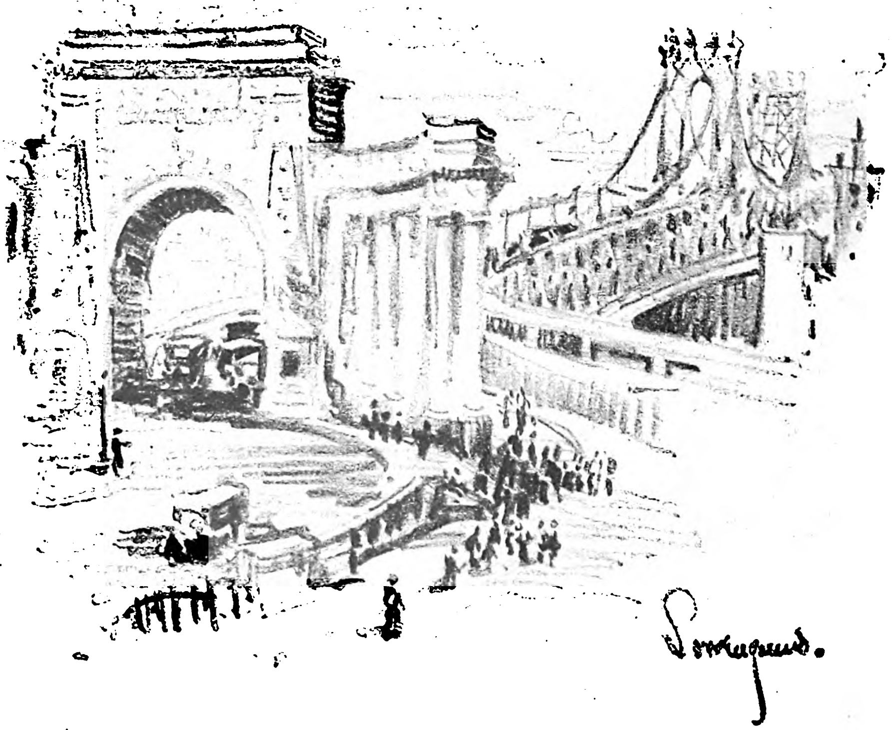
Digitized by Google

steigen ist an den verkehrsreichsten Stellen unnötig, da gibt es Aufzüge, besonders häufig die rollende Treppe.

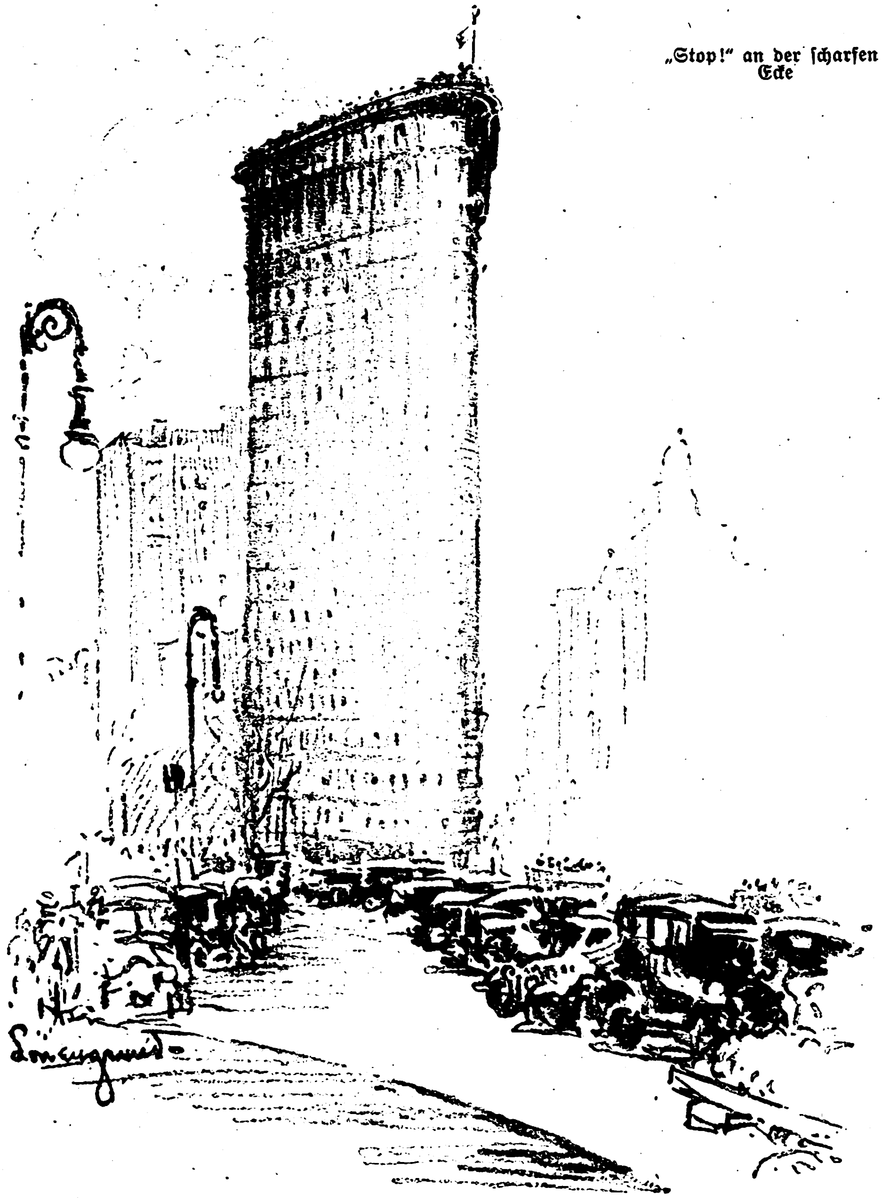
Vorstadthäuser

Aber die Vorstellung muß erschütternd sein, ein hilfloser Provinzialer, vor allem, wenn er das amerikanische Englisch nicht beherrscht (das man in keiner europäischen Schule lernt und mit der Sprache Shakespeares so gar keine Ähnlichkeit mehr besitzt), stünde auf einer Kreuzungsstation der verschiedenen Subway-Linien, zwei oder drei Keller tief, zwischen diesen rasend einbrausenden Zügen und hätte die Absicht, sich zu orientieren, wie er nun am besten nach Hause kommt . . . Der Zug hält, automatisch öffnen sich die Scherentüren, die Menge strömt heraus, quetscht sich hinein, die Türen schließen sich, husch, ist der Zug wieder weg. Die Auskünfte, die ein Zugbegleiter in gurgelndem Kehlton durch Megaphon gibt, versteht wohl auch nur der zehnte Neuyorker. Es ist ein liebenswürdiger Zufall, daß sich in die Nähe der Hauptverkehrspunkte da und dort kleine Parkanlagen verirrt haben. Aus dem Gestrudel unter der Erde kann sich der Subway-Fahrgast immer einmal wieder ans Tageslicht retten und auf einer Bank in der Sonne ausruhen. (Zehn gegen eins, daß er sich dann die Schuhe putzen läßt.) Ist er nach City Hall am Broadway geraten, so hat er im Stadthaus eins der ehrwürdigsten Baudenkmäler von Neuyork vor sich. Unter einem Südfenster steht da eine Tafel, die

Manhattan-Brücke



Digitized by Google



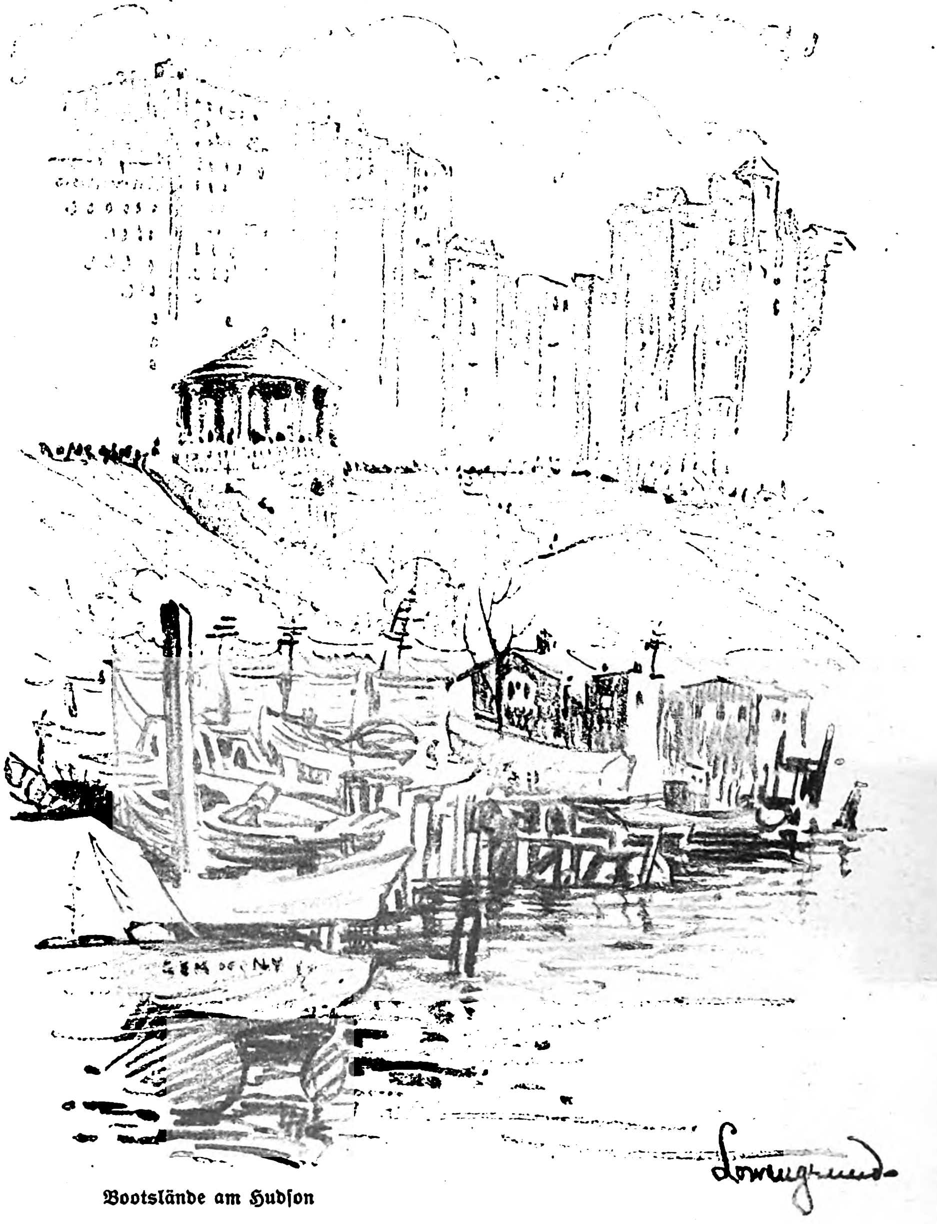
„Stop!" an der scharfen Ecke

besagt, daß nahe dieser Stelle in Gegenwart des Generals George Washington am 9. Juli 1776 die Unabhängigkeitserklärung der Amerikanischen Armee verkündet worden ist.

Geschichtliche Erinnerungen gibt's in dieser neuen, eiligen Geschäftsstadt sonst herzlich wenig. Hauptmarken für Auskünfte an fremde Besucher sind: Dies hat soundsoviel Millionen Dollars gekostet — ist soundsoviel hundert Fuß hoch — hat fünfviertel Millionen Quadratfuß vermietbaren Raum ... Ja, ein paar Kirchen führen noch ein patriarchalisches Leben inmitten der Wolkenkratzer. Da steht am Broadway die Dreieinigkeitskirche. Ein kleiner Friedhof drum herum. Im Sommer sitzen zwischen den alten, verwitterten Kreuzen die Schreibmaschinenfräuleins aus der Nachbarschaft und verzehren in der Mittagspause ihr Frühstück. Die Dächer der nächsten Häuser überragen die Kirchturmspitze um das zweifache, dreifache. Unweit des Gramercy-Parks, im Klubviertel, weiter nördlich zwischen der 20. und 21. Straße (ein abgeschlossener Park, zu dem die Bewohner der 66 angrenzenden Häuser Schlüssel und Zugangsrecht besitzen), befindet sich eine Kopie des entzückenden Glockenturms von Sevilla. Dort liegt auch das Kirchlein, in

dem die meisten Schauspielerehen geschlossen werden. Ein puritanischer Geistlicher früherer Zeit hatte sich einmal geweigert, in seiner Kirche Angehörige des gottlosen Berufs zu trauen. Sein Nachbar war weniger streng — seitdem steht an den großen Tagen von Trauungen berühmter Bühnenleutchen das Kirchlein im Mittelpunkt des Interesses von ganz Amerika. Ach, was wird da photographiert, gefilmt! Man hat keine wirklichen Prinzessinnen, aber die Damenwelt interessiert sich nun einmal auch drüben in Amerika sehr eifrig für fürstliche Trousseaux . . .

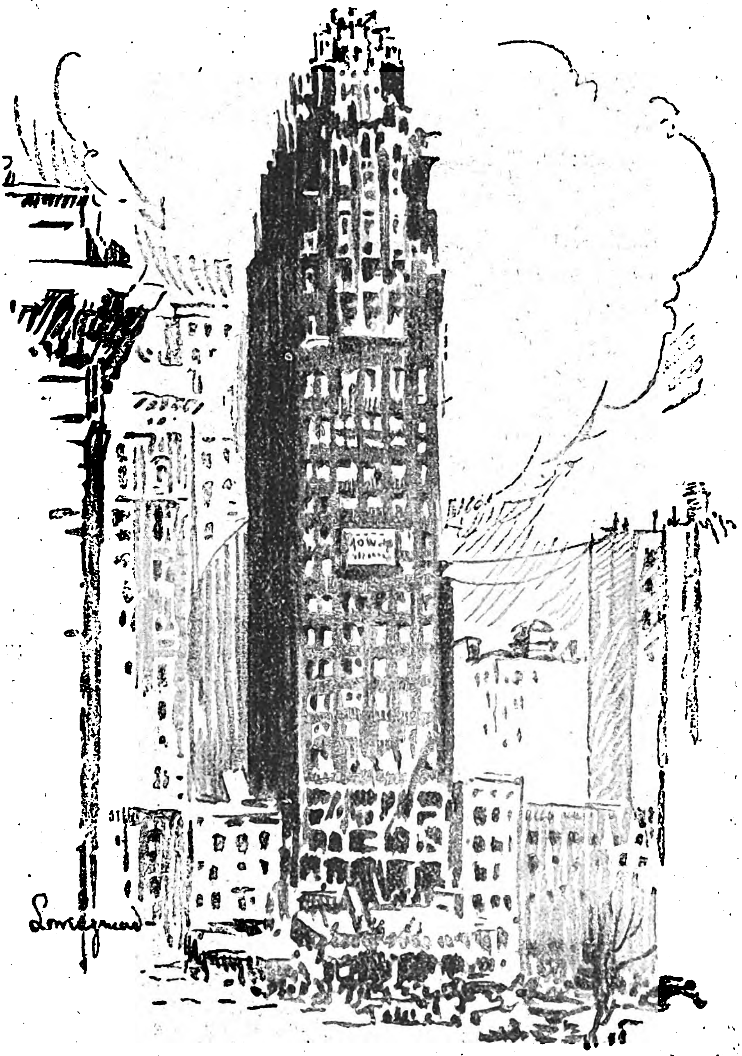
Fast so überwältigend wie der Verkehr unter der Erde wirkt der auf den Straßen. „Kreuze die Straßen nur an Straßenkreuzungen“, warnen Anschläge überall. Die Wagen- und Fußgänger-Disziplin ist ausgezeichnet. Der Chauffeur, der gegen die Verkehrsordnung verstößt, wird vom Flecke weg bestraft, ein Monatseinkommen-Verlust ist noch das gelindeste; und der Fußgänger, der dumm oder dreist genug ist, den Fahrdamm mitten in einer Straße zu queren, der — wird überfahren. Ein zweites Mal tut er's gewiß nicht. Mitleid kennt der Neuyorker in sol-



Bootslände am Hudson

Digitized by Google

chem Falle nicht. Ich höre noch, wie man einen Burschen niederdonnerte, der mit seiner Paketlast beinahe unter einen Autobus der 5. Avenue im Gewühl bei der Großen Bibliothek geraten wäre und dadurch ein Verkehrshindernis mindestens für einige Minuten gebildet hätte. Und erinnerte mich eines Schrankenwärters in meiner badischen Heimat, der einen eiligen Herrn mit Gewalt am Ärmel festhielt, als der Zug heranrollte. „Wenn ich mich überfahren lass', dann ist das m e i n e Sach'!" wollte der Unvorsichtige den Beamten zurechtweisen. „So?!" brauste der auf. „Und wer putzt hernach die Schweinerei weg?!" Der paßte nach Amerika, mein Landsmann. In solchem Millionenverkehr gilt das Schicksal des einzelnen nichts. Keiner hat das Recht, durch Ungehorsam gegen die Gesetze oder die Verordnungen den anderen zu behindern oder zu belästigen. Von diesem Standpunkt aus, von dem des durch die Tradition Geschützten, muß man die amerikanische Freiheit verstehn. Für den, der sich nicht rasch gutwillig fügt, besteht keine Freiheit, der lernt die Knute kennen. Unerhört hohe Abschreckungsstrafen erziehen zum Gehorsam. Wer in der Subway ausspuckt, zahlt 250 Dollar Strafe oder brummt ein Jahr ab, falls ihm nicht beides blüht . . .



Schwarz und Orange=Wolkenkratzer

Am Ufer des Hudson, auf Manhattans Westseite also, zieht sich ein großartig angelegter, breiter Parkweg meilenweit entlang. Da stehen stattliche Villen und Mietshäuser; die Wolkenkratzer ragen erst zwei, drei Block weiter zur Stadt hin über ihren Dächern auf. Hier auf dem Autobusverdeck eine Stunde lang im Sonnenschein nordwärts oder südwärts entlangzurasen, für einen Nickel, bloß zum Spaß, sollte kein Fremder versäumen. (Die wenigsten Einheimischen tun's.) Da zeigt sich einem nämlich das l a c h e n d e Antlitz von Neuyork. Man hat hier Platz, alles ist weitläufig angelegt, man sieht das Parkgrün und das stattliche Monument vom Fort Washington, an der Seite strömt immer der Hudson, tausendfältig belebt, und jenseits des breiten Stromes bauen sich an sanften Hügeln die vielen, vielen Vorstädte von New=Jersey auf, unten am Ufer qualmiges Industriegelände und dichtbepackte Piers, weiter oben langausgestreckte Vororte mit unzähligen schmucken Landhäusern, in üppige Obstgärten gebettet. Ferryboote vermitteln an den Brennpunkten den Verkehr von Mensch und Tier und Auto und Lastwagen und Rädern.

✠ ✠ ✠

Digitized by Google

Neuyork besteht aus Dutzenden von Städten, deren Antlitz sehr verschieden sein kann. Wenn man einen Reisenden, der ein bißchen die Welt kennt, mit verbundenen Augen in eins dieser großen Quartiere fahren und ihm dort die Binde wegnehmen würde, er müßte sofort ausrufen: Das ist Chinatown — das ist das Griechen-, das Armenier-, das Levantiner-Viertel! Ganze Straßenzüge weisen fragwürdige, bunte Wäsche auf, die von Fenster zu Fenster flattert. Aha, wir sind in Süditalien! Die Gegend im nördlichsten Drittel von Manhattan gehört den Negern. So stolz und selbstbewußt der Amerikaner der farbigen Bevölkerung gegenüber in seinen eigenen Quartieren auftritt — hier macht sich der Neger, besonders die in moderner Damentoilette steckende Negerin, doch recht mausig. Das Herrengefühl wird ihnen ja wohl am deutschen Rhein durch ihre Helfershelfer, die Franzosen, wesentlich gestärkt worden sein. Aber die Hauptursache liegt noch tiefer. Der Neuyorker ist tatsächlich beim Zweikindersystem angelangt — Schwierigkeit der Wirtschaftsführung, die Bequemlichkeit der Frau, Unsicherheit vieler Existenzen —, die weiße Bevölkerung verliert somit stetig an Kopfzahl, die Einwanderungsbeschränkung wird sich nun auch noch geltend machen, — aber die Neger sind fruchtbar und mehren sich. So ist's wohl nicht nur in Neuyork, sondern überall in Amerika. Ein Problem, das über kurz oder lang doch wohl Uncle Sam zu denken geben dürfte.

Vorläufig gehört der vierte Teil von Neuyork der jüdischen Bevölkerung. Wenn man in der Frühstückspause oder nach Geschäftsschluß im Herzen der eigentlichen Geschäftsstadt in gewisse Straßen gerät, so zweifelt man daran, daß es wirklich nur der vierte Teil sein soll. Das ist der typische Ghetto, wie man ihn aus Wilna, Kowno, aus den unaussprechlichen galizischen Nestern, aus Tunis und Algier kennt. Nur fehlt die bunte Kleidung. Alles ist hier armselig. Aber auch bedürfnislos. Das Frühstück besteht aus zwei Tomaten und einem Stück Brot. Oder aus ein paar Zwiebeln. Die ganze Luft ist erfüllt von Geschrei. Die Kleinbörse geht auch während des Frühstücks weiter. Und fast noch mehr als der Mund reden die Hände. Hier haben auch die Herren der 5. Avenue und der Wallstreet angefangen, gewiß ganz ebenso, die Herren, die heute die Börse von Neuyork regieren, damit Amerika — damit Europa, nicht zuletzt Deutschland.

❧ ❧ ❧

Die elegante Welt von Neuyork sieht der Fremdling nicht. Aber auch der Neuyorker hört nur von ihr. Wer kann sich denn eine Eintrittskarte in die Metropolitan-Opera leisten, einen der wenigen öffentlichen Plätze, wo sich die obersten Fünfhundert dem Volke zeigen? Die europäischen Majestäten waren lange nicht so exklusiv. Was man bei den Nachmittagstees der großen Hotels tanzen sieht, ist allem Anschein nach eine Gesellschaft, die zur Gesellschaft gehören möchte, aber eben dadurch, daß sie sich hier zeigt, beweist, daß sie in die niedere Kaste rangiert. Sonnabends nun gar! Da erscheinen die hübschen Neuyorkerinnen, die in den Büros und Magazinen und Warenhäusern angestellt sind, schon zum Lunch in ihrem kleinen City-Restaurant in großer Abendtoilette (weil die entsetzliche Entfernung doch keine Zwischenlandung in der Wohnung möglich macht), die sie dann beim Twostopp und Shimmy im Teeraum von Astoria und anderen ersten Hotels, abends im Kino oder wieder beim Tanz zeigen. Der Anzug der Herrenwelt ist auf der Straße sehr praktisch und sorgfältig. Ein Wechsel am Abend ist für sie fast ausgeschlossen. Neben kostbar gekleideten, tief ausgeschnittenen Damen wirkt der Neuyorker Sakko-Herr in der Theaterloge und im eleganten Restaurant überraschend stillos. Er hat eben auch nicht die Zeit, sich umzuziehen, aber ihm würde man's verargen, wenn er Sonnabends schon früh im Smoking in seinem Office erschiene...

❧ ❧ ❧

Das Theater ist in Neuyork keine Bildungsstätte, sondern ein Vergnügungsetablissement. Für die paar Museen, Bibliotheken, Galerien hat man Riesenstiftungen der reichsten Amerikaner gehabt. In dem großartig angelegten Zentralpark, nördlich der Geschäftsstadtteile, liegen das wundervolle Naturhistorische Museum, die früher viel bespöttelte, neuerdings aus europäischem Besitz stark bereicherte Bildergalerie, in Monumentalbauten, auf die der Neuyorker stolz sein darf. Die Bühnen sind in unansehnlichen Gebäuden untergebracht. Großen Glanz in Architektur und Ausstattung besitzt nur — ein neues Lichtspieltheater, das „Capitol"-Kino. Hier ist an Prunk aber auch gleich soviel aufgeboten — besonders in den Beleuchtungseffekten —, daß man sich mit der Gewißheit beruhigen kann: auch der neuangekommene Neger wird die Geschichte wundervoll finden, ganz wundervoll! Die künstlerischen Darbietungen wenden sich in den größeren Schaustätten, nach allem, was ich sah, ganz gewiß nicht an ein Publikum, wie wir es in unsern alten, kultivierten, großen und kleinen Residenzen besaßen — vielleicht auch noch besitzen. Aber ich will mich ja nicht dahin verirren, nach zehn Tagen und Abenden Kreuz- und Querfahrt durch Neuyork das Herz, die Seele der wunderlich gemischten Stadt aufzuzeigen.

❧ ❧ ❧

Als der „Columbus" Neuyork verließ, waren die Piers von Brooklyn bis auf das letzte Guckfenster dicht besetzt. In den zehn Tagen Liegezeit hatten über 25 000 Neuyorker sich die lange Fahrt zur Südostküste nicht verdrießen lassen, um das neue große Konkurrenzwerk des deutschen Schiffsbaus zu besichtigen. S i e haben da unser Herz schlagen hören: die deutsche Arbeit. W i r sind schon befriedigt, bei diesem ersten Besuch das Antlitz von Neuyork gesehn zu haben.

Digitized by Google

Jena · Eine Novelle von Wilhelm Schäfer

Als die Sehnsucht über den Amtsrichter Blumtritt kam, noch einmal nach Jena zu reisen, war es ein Frühlingstag, und er saß, sich zu sonnen, mit seiner Frau in der Laube, die gegen die Gartenmauer aus eisernen Stäben gebaut war. Sie hatten den Gärtner gelobt und sich an der sauberen Ordnung der Beete gefreut, sie waren die breite Treppe hinauf zur Terrasse gegangen, wo sie ihr Eigentum ganz übersahen, das stolze Haus an den Wällen, das sie sich selber gebaut hatten, und die reichen Gärten dahinter. Aber der Gang hatte sie müde gemacht. Nun saßen sie da vor der kalkweißen Wand und fühlten ihr Blut; denn der Frühling war lange in kalten Winden geblieben, ehe sein erster sonniger Tag den beiden Alten erlaubte, im Freien zu sitzen.

Die Frau hatte dem Mann ihre Hand auf den Ärmel gelegt, daß er die Last durch den Pelz spürte. Er sah die Tulpen, schnurgerade gerichtet, entlang dem buchsbaumgesäumten Gartenweg stehen, der gegen das schattige Haus in die Wölbung der Birnenspaliere hineinführte, er sah die blutroten Köpfe auf dickgrünen Stengeln in der sorgsam gespateten Scholle, sah den geharkten Kies zwischen den sauber geschorenen Säumen mit der Doppelspur ihrer Füße, und den weißblauen Himmel darüber. Als ob die Schatten der eisernen Stäbe ein Gitterwerk über sie legten, klebte das krause Geviert an seinem kostbaren Mantel und an dem grünen Wolltuch der Frau, das über sie hing bis zu den roten Saffianschuhen.

„Wir sitzen im Frühlingsgefängnis!“ wollte der Amtsrichter Blumtritt noch scherzen; aber als er den Blick zu der Frau hob, hatte sie ihren Kopf hintenüber gelegt gegen die Mauer und die Augen geschlossen, als wäre sie eben gestorben. ‚So wird es sein!‘ dachte er gänzlich versonnen, ‚so wird die Begleiterin meiner Tage einmal in einen Sarg gelegt werden; und es mag vielleicht bald sein, daß meine Schritte allein die Spur in den Kies treten. Wie lange hilft es mir dann, daß mir das Meine zum Wohlstand geriet, daß mich die Bürgerschaft grüßt und daß mich die Handwerker kennen? Sie werden auch meinem Wagen nachfolgen, der mich über den Wall hinauf an das Gittertor bringt mit den silbernen Kreuzen; und all das Meine wird vogelfrei sein; denn Kinder haben wir keine!‘

Als der Amtsrichter Blumtritt seinen zärtlichen Lebensbezirk so grausam eingeengt sah — ‚wie die Gitterstäbe auf meinem Pelz, so liegen die Schatten des Todes darüber!‘ dachte er trüb — war ihm der Garten mit seinen gezirkelten Beeten und all dem gepflegten Reichtum verleidet. ‚Nun steigen die Säfte!‘ klagte sein Herz. ‚In tausend Knospen drängen die Blüten und in der Erde schwellen die Keime, die ersten Blättchen ins Licht zu entfalten. Auch mir ging die Sonne ins Blut, aber nur, daß mein Herzschlag den Atem beklemmt und daß meine Glieder das Blei ihrer Müdigkeit spüren. Wie ärmlich ist all mein Wohlstand, darin ich mich selber geborgen glaubte und dessen Täuschung ich ebenso emsig diente, wie ich sie zärtlich genoß: wie ärmlich hängt er an mir vor der Natur, und wie dünn sind meine Kleider, nun mir die Frühlingssonne mein Alter bescheint!‘

Darüber geschah es, daß die Frau neben ihm seufzte, als hätte ihr Herz die Bedrängnis seiner Gedanken gefühlt. Immer noch saß sie da gegen die Mauer gelehnt und immer noch hielt sie die Augen geschlossen. Er sah ihr welkes Gesicht und spürte die Last ihrer Hand, als hätte der Schattenkäfig da seinen Riegel. ‚Wie fremd sie mir ist!‘ dachte er bitter: ‚Und war mir doch Frau und Braut und Geliebte! Und einmal sang mir das Blut ihre Sinnlichkeit zu. Nun ist es schon Jahre, daß wir die Gewohnheit der Tage gemeinsam genießen, und daß wir dem Alter nur noch die Schatten unserer Vergangenheit sind! Wären nicht unsere Gebrechen, wir hätten des Leibes vergessen, und hingen nicht Bilder von uns an den Wänden, wir wüßten kaum noch, was vor der Greisenzeit war!‘

„Ist aber dieses das Ende,“ sagte der Amtsrichter Blumtritt und äugte hinauf in den Himmel, der herrlich über ihm stand, über dem Haus und den Tannen, über der Nähe und Weite aller besonnten Dinge, als hätten ihm niemals Wolken die selige Bläue verdüstert: „Ist aber dieses das Ende, daß wir wie blakende Lampen erlöschen, daß wir zuletzt nur das schmerzhafte Maß unserer Gebrechlichkeit sind, so hat uns die Jugend gelogen, da sie uns lockte mit ihren bunten Gesichtern zu einem Glück, das nur die Lust eines Windes, Schmetterlingsglück und Sinnentrug war. Dann ist unser Leben nicht wert, daß Mütter mit Schmerzen ihm ihre betrogenen Kinder gebären, daß die Menschheit mit ihrer uralten Bemühung nur immer ein neues Maskenfest spielt!“

„Ich aber will!“ schrie sein Herz und war einem Kinde gleich vor der Mutter, seinen Willen zu haben: „Ich aber will nicht länger dasitzen und warten, bis mir die Adern verkalkt sind und bis mir der Schreiner, den Sarg

Digitized by Google

anzumessen, daherkommt! Ich will den Genuß meines Lebens anders behalten, als daß ich ein Kostgänger seiner Alltäglichkeit bin! Hier sitzen nur meine Kleider und der, dem das Haus und die Gärten gehören, der den Bürgern ein braver Amtsrichter ist: Ich will wieder sein, der ich war, da mich der Frühling noch freute, statt mir grausam das alte Blut aufzurühren!"

Das aber war die Stunde — die Turmuhr schlug elf und die Finken schrillten hinein, als wäre der Frühling für sie über die Erde gekommen — da den Amtsrichter Blumtritt die Lockung von Jena zuerst überkam, weil ihm sein Greisenblut an dem Erinnerungsglück seiner Jugend noch einmal zu schäumen begann. Der Kopf hing ihm schwer, und die Hände vermochten nichts mehr zu greifen: „Wie habe ich mich auf den Frühling gefreut, der über mein Alter fällt wie ein Geier!" klagte er noch; da wurde das Stoppelfeld seiner Gedanken grün und eine Lerche flog auf, in die dünnen Lüfte zu steigen.

❧ ❧ ❧

„Wie konnte ich dies nur vergessen!" sagte der Amtsrichter Blumtritt zu seiner schweigsamen Frau, da sie am Abend desselben Tages den Mond hineilen sahen, wie sein blankes Licht die Wolken zerteilte und durch ihre Unrast lächelnd dahin fuhr: „Wie konnte ich dies nur vergessen, daß die Notdurft des Leibes allein unser Teil ist! Wir haben das Haus und die Gärten gebaut, wir haben die Stuben mit Schränken und Gläsern, Bildern und Büchern gefüllt und haben gedacht, nun sei unser Wohlsein gesichert! Da hat uns der Frühling den Saft aufgerührt, aus dem wir allein unser Leben bestreiten, die Sehnsucht der Seele und die Selbstherrlichkeit unseres Geistes. Wie konnte ich dies nur vergessen, daß uns die Dinge allein durch die Sinne des Leibes gehören und daß wir mit all unserem Wohlstand doch nur verarmte Genießer unserer Sinnlichkeit sind?"

„Warum kannst du nicht wieder vergessen, was du so lange vergaßest?" sagte die Frau, die eine geborene Gelderbloem war, und hielt dem Schein und Schatten des Mondes ihr Angesicht hin: „Hast du nicht selber der Uhr das Gewicht abgehängt?"

Er aber warf seine Hände wild gegen das Fenster, und seine Bitterkeit schwoll, daß ihm die Stimme zerbrach: „Wäre mein Herz eine Uhr," sagte er kläglich, „ich wollte so weiter ticken vor dir, und dem Amt meinen Stundenschlag tun! Aber ich habe mein Blut gespürt statt der Räder; ich kann meinen Herzschlag nicht länger mehr hinter ein Zifferblatt hängen!"

„So habe ich dich nicht glücklich gemacht!" klagte die Frau, und der Amtsrichter Blumtritt mußte lange die Einfalt des Wortes bedenken, ehe er seine Trauer und seinen Sinn fand.

„Du hast mich genau so glücklich gemacht, wie ich vermochte, glücklich zu sein!" wollte er sagen; aber sein Mund fand nicht den Mut zu dem grausamen Wort. Anders nicht, als hätte er unbedacht Strafe verdient und erhalten, saß er vor ihrem Gesicht und wagte nicht, seine Augen in ihre zu senken. Auch hatte ihn die Gemessenheit seines Amtes mißtrauisch gemacht gegen den Wechselwind der Gefühle; und lange sah er dem nächtlichen Wolkenspiel zu, als käme die Unrast von oben. „Das sind nur Worte!" grollte er dann, „mit Worten haben wir Menschen uns zwischen Himmel und Hölle die Erde bewohnbar gemacht; aber die Worte sind alle mit Tinte geschrieben, und was wir den Menschengeist heißen, am Ende ist alles Papier!"

„Und wird es nun bald zerrissen sein!" sagte die Frau und senkte die Augen vor seinen suchenden Blicken. Doch war dem Amtsrichter Blumtritt sein Blut deshalb nicht still; was er den Worten verwehrte, das hob die Bilderflut an: Die da im Polsterstuhl saß, weißen Haares und welk, war einmal blond wie der reife Weizen gewesen, durch den sie zum erstenmal Hand in Hand gingen. Damals glühte der Sommer um sie mit steilen Gewitterwolken und rotem Mohn in dem Weizen; er aber war mit Mütze und Band aus dem Frühling in Jena gekommen und hatte ihr seine Sträuße gebracht: Schlüsselblumen und Veilchen. Da er dies dachte, sah er sich an der Saale hinschwärmen mit wehenden Haaren. Wie hatte die Stadt dem Burschenschaftsglück seiner ersten Semester ihr liebliches Tal hingebreitet! Wie war der Frühling darin voll Blinkerfreuden gewesen, als wäre sein Leben ein Bach, unter Wiesenblumen und Weidenkätzchen hinfließend, des blauen Himmels so bis in die Kiesel erfüllt wie der lustig gespiegelten Sonne! Wie war alles Erfüllung gewesen in sich selber, statt, wie die Liebe danach, nur Verheißung!

„Schlüsselblumen und Veilchen blüht uns die Jugend," sagte er heimlich ins Herz: „aber die Liebe führt uns hinein in den Wald, wo die Bäume über uns wachsen, und wo unter Dornen und Nesseln der Brunnen des Lebens das fragende Angesicht spiegelt. Wir müssen hinein in den Wald; denn die Wiesen werden gemäht: aber die Liebe ist dennoch der Abschied. Das lockende Tor ihrer verschleierten Wunder nimmt uns den heiteren Himmel für immer; wenn wir aus ihrer Verwunschenheit wieder den Tag sehen, ist er mit Wolken be-

Digitized by Google

frachtet, und der Wind muß mühsam die Regenlast schieben."

So sagte der Amtsrichter Blumtritt heimlich hinein in sein Herz, als weder Sonne noch Wald, nur noch der Mondschein hinter dem Fenster war, durch die Unrast der Wolken hineilend. Und fühlte die Gitterstäbe der Schatten zum andernmal wie einen Käfig, nur waren die Schatten verblaßt.

„Schlüsselblumen und Veilchen!" flehte er da und legte die Hand auf den Ärmel der Frau, wie sie ihm tat in der Laube: „Laß mich noch einmal nach Jena und auf die Wiesen der Saale!"

Als sie ihm schwieg und der Amtsrichter Blumtritt furchtsam den Blick zu ihr hob, hielt seine Frau noch immer dem Schein und Schatten des Mondes das welke Gesicht hin; doch ging ihr Atem den fernen Schritt in der Fremdheit des Schlafes. „So bin ich allein, und war es schon immer!" sagte er bitter und sah die Gestalt im Polsterstuhle sitzen, als hätte er sie seit je nur gehaßt.

❀ ❀ ❀

‚Wenn auch die Bahn schon durchs Saaletal führe', überlegte der Amtsrichter Blumtritt, als er am dritten Mittag danach in Apolda den Bahnhof verließ, ‚in Jena auszusteigen, vermöchte ich nicht! Wie ich zum erstenmal diesen Gang machte, den waldigen Talweg hinauf über Hermstedt, so will ich ihn auch zum letztenmal tun. Und wenn am Landgrafenberg die Linde noch steht, wo ich den vollen Blick in das geöffnete Tal habe, soll mir die Nachmittagsstunde da oben ein Fest sein wie keins mehr in all diesen Jahren!'

Seitdem er im dunklen Morgen zur Bahn ging, spürte der Amtsrichter Blumtritt sein Herz wie einen Brunnenschacht rauschen. Seine Frau hatte ihn nur bis zur Pforte gebracht und der letzte Anblick war ihr Schattenumriß im Licht der offenen Haustür gewesen: „So reise denn gut und finde dein Glück wieder!" hatte sie leise gesagt und dazu ihr schmerzliches Lächeln gehabt. Ihn aber hatte ihr letztes Wort nur bitter gemacht; und so stumm sein Abschied war, so wild waren danach die Gedanken der Trennung gewesen: „Ich will mein Amt und mein Haus nicht wiedersehen nach diesem Morgen; und will keine Hand mehr spüren auf meinem Ärmel!" hatte er laut in die leeren Straßen gezürnt. „Und sind mir nur Wochen und Tage oder gar Stunden gegönnt, sie sollen mir selber gehören! Und sei es in Jena der Tod, dem ich zueile, ich will ihn mit Freuden empfangen!"

So hatte sein Herz gezürnt an dem Morgen; aber die lange und mühsame Bahnfahrt hatte den Zorn in die Erwartung versenkt. Als der Amtsrichter Blumtritt dastand mit seinem grünen Tornister, den Stock in der Hand, und die Sonne warf fröhliche Schatten über die Straße, war er der kommenden Dinge gespannt: „Ich werde noch einmal über die Schlachtfelder gehen, wo ich so oft ging!" sagte er glücklichen Auges und winkte jedem der Kirchtürme zu, die er alle noch kannte. „Ich werde dem Wind meinen Nakken hinhalten und mein Gesicht der Sonne! Und will mir das Glück wohl, so steigt mir noch eine verspätete Lerche."

Als freute der Frühling sich seiner, ließ er die knallweißen Wolken im blauen Himmel hinfahren, daß sie die Nähe und Weite mit ihren eilenden Schatten bestreuten, die Felder und Wiesen zwischen den Schatten sonniger leuchten zu lassen. Und wo der Weg an den Halden zu warm wurde, wehte der zärtliche Wind ihm Kühlung; auch war der Duft von Veilchen ein paarmal darin, und einmal stand eine Wiese am Waldrand mit Schlüsselblumen ganz übergilbt. Schon ging er freudig hinzu, einen Strauß des gelben Wunders zu pflücken, als er sich fragte: „Für wen? Daß mir in den Händen die Stengel und Blüten verwelken?" Und merkte lange die seltsame Wandlung nicht, die mit ihm geschah: Daß er da ging und seine Sinne waren geöffnet, nicht einen Genuß zu versäumen, und hatten sich all seiner Sehnsucht freudig begeben. Ob seine Augen den Himmel anblickten oder die Blumen, ob seine Ohren dem leisen Gesäuse der Zweige lauschten oder dem Vogelgezwitscher: es war ein Wunder im Tag, daß er sich, statt zu genießen, seltsam darin verlor. „Es wandert mich wieder!" strahlte er einmal und trug das Wort lange hin im gemächlichen Takt seiner Schritte, ehe sein Sinn ihm bewußt war.

„So werde ich selber Sonne und Wind!" sagte der Amtsrichter Blumtritt und staunte: „Ich wehe dahin in den Wiesen und scheine über das Feld; Farbe und Duft der Blüten locken die Bienen in mir, und was sie summen, ist meine Freude! In meinen gezirkelten Beeten ging ich beklommen, und war ihr Besitzer; hier, wo ich nur hergeweht wurde und wo mir kein Hälmchen gehört, gehe ich froh; und siehe, ich bin besessen!"

Als er dies dachte, und auch die Gedanken wehten ihm hell durch den Sinn, statt aus den Gründen zu steigen, kam sich der Amtsrichter Blumtritt vor wie verzaubert. Und einmal stand er wahrhaftig da und griff in den Bart, daß er sich selber erkenne, und lachte fast, daß er so weiß war; und stand seiner Reise beglückt und stolz seiner Entschließung, als hätte er selber aus seiner Sehnsucht den Frühling gemacht.

Rascher, als er gedacht hatte, saß er in

Digitized by Google

Hermstedt zur Rast, und hatte kaum seine Augen gebraucht, das Wirtshaus wiederzufinden. Er legte den grünen Tornister seitab auf die Bank und trank eine Flasche wärmlichen Bieres, indessen der Wirt hemdärmelig zuging und eine alte Frau auf der warmen Ofenbank strickte. Als er durchs offene Fenster dem Kindervolk zusah draußen am Brunnentrog unter dem strömenden Wasser, wie sie ihr altes Spiel trieben, lärmend wie Spatzen, geschah ihm, daß er die Frau und den Wirt, ihren Sohn, wiedererkannte.

„Seid Ihr nicht," fragte er lustig, „vor einigen vierzig Jahren erschrocken gewesen, als Euch das Bübchen da draußen in den Brunnentrog fiel? Und einer, der gerade dazu kam aus Jena, und war noch Student, zog es heraus bei den Beinen?"

„Wohl war ich erschrocken," sagte die Frau und hob die Augen kaum ab von dem Strumpf und den strickenden Händen, „doch, daß Ihr das Bübchen danach bei den Beinen hochhieltet wie einen Frosch und lachtet dazu, dies kann ich Euch gleichwohl sobald nicht vergessen!"

Darüber gab es ein krauses Gespräch von den Zeiten, und es war fast ein halbes Jahrhundert, durch das ihre Worte hindurchgingen, als wäre es gestern gewesen: wie so bald die bösen Märztage kamen und danach die Kriege in Schleswig, Böhmen und Frankreich, und wie das Bübchen, der Wirt, tapfer dabei war bei Metz und vor Straßburg und hatte nur einen Prellschuß gehabt, rechts unterm Knie.

„Das ist nun auch schon vorüber!" sagte er lachend; „und wenn ich den Laubfrosch nicht spürte am Bein, das Wetter zu prophezeien, ich hätte es nur noch im Bilderbuch meiner Gedanken, wie Ihr mich, Herr, seit vierzig Jahren und mehr in dem Euren herumtragt. Mich dünkt, das Leben lohnt nicht der Mühe, da es nur immer ein Augenblick ist, den wir meistens vergessen. Was wir behalten, ist wenig von dem, was wir erlebten; und das Sicherste scheint mir am Tod, daß er den lausigen Rest auch noch vergißt!"

„Es sei denn," sagte der Amtsrichter Blumtritt und staunte selber des Wortes, denn er hatte niemals dergleichen gedacht, „daß eben der Tod nicht der große Erwecker alles Augenblicks ist!"

„Das wäre freilich die Hölle; aber das Leben lohnte der Mühe!" lachte der Wirt, und die Alte am Ofen seufzte in ihren Strumpf, weil sie die Höllenfurcht schreckte, obgleich sie den Sohn sonst nicht verstand. Dem Amtsrichter Blumtritt aber hatte sein eigener Spruch alles dunkel gemacht, was eben noch Heiterkeit war. Er hatte genug solcher Reden, bezahlte sein Bier, raffte das Seine und floh aus der Stube.

⌘ ⌘ ⌘

Als der Amtsrichter Blumtritt hinaus kam, hatte der Wind die Wolken nach Süden zu einer Wand aufgeweht, und die Sonne schien bläßlich über den Rand. „Soll mir ein Wort gar den Himmel verändern?" fragte er trotzig und fröstelte fast, so warm war die Stube gewesen. Auch hatte die Rast ihn müder gemacht als der Gang. Er hob aber tapfer den Stock: „Was schiert mich die Hölle des Wirtes in Hermstedt und was einmal sein wird mit mir, da ich noch bin und wandre nach Jena!" sagte er über sein Herz und die Furchtsamkeit hin und ließ seine Beine rüstig ausschreiten, auf Vierzehnheiligen zu.

Aber der da aus Hermstedt ging, war nicht mehr derselbe, der vor einer Stunde hinein kam; und einsamer irrte der Amtsrichter Blumtritt nicht in seinen Beeten, als nun in den Feldern. ‚Was mir ein Glück schien,' dachte er düster, ‚war eine Wallung des Blutes, nicht anders als in der Laube, nur daß sie mir diesmal heitere Bilder vormalte. Ich bin keine Blume und bin kein Wind, und die Wolkenwand da vor der Sonne ist mir so fremd wie das Licht, das sie verdeckt. Ich bin ein Mensch, dem sich die Hoffnungslosigkeit seines Alters enthüllte. Ihr zu entrinnen, hat meine Torheit ein Glück angerufen, das mit der Jugend verrann. Ob ich in Jena oder in Schöppenstedt gehe, mein Blut kann mich locken, aber nicht eine Lockung erfüllen. So irre ich hier wie dort nur als ein Schatten dessen, was war!' dachte er wehmütig, und die erste Scham seiner Torheit kam über ihn.

In Vierzehnheiligen hätte der Amtsrichter Blumtritt gern noch einmal gerastet, weil er, ungewohnt solch eines Marsches, todmüde war; aber er mochte nicht wiederum Menschen und ihre Gespräche erleben und hielt seinen Stock in der Hand, bis er das Dorf hinter sich hatte. Als bald ein Stamm neben dem Weg lag, darin ein moosiger Aststumpf dem müden Rücken eine Lehne darbot, freute er sich dieser Bank. Der Wind hatte sich ausgeweht, und die Wolkenwand war eine wattige Decke geworden, die mählich den Himmel ganz überzog. „Sollte es regnen?" sorgte er schon; aber es war nur der Dunst, den der dampfende Boden ausgeschwitzt hatte. ‚So saugt uns die Sonne selber den Schutz aus der Erde, daß wir an ihr nicht verdorren!' dachte der Amtsrichter Blumtritt noch, da war seine Müdigkeit schon in die Versunkenheit seiner selber gefallen, als hätte sein eigener Spruch bei dem Wirt ihn gänzlich verzaubert, daß er den Tod als den großen Erwecker alles Augenblicks mit wachen Sinnen erlebte.

Digitized by Google

Die Augen blieben ihm offen, und es war weder Schlaf noch Traum, daß seine Sinne wohl an der Wirklichkeit hingen, aber sie brachten die Bilderkraft nicht mehr auf gegen den Ausbruch der Seele, daß er die tiefste Verzückung als das Gericht seiner selber erfuhr. Die Riegel der Zeit sanken hin, daß ihm sein Leben in allen Tagen und Stunden Augenblick wurde, darin es kein Gestern und Morgen mehr gab. So unermeßlich war alles um ihn gebreitet; denn auch der Raum war verwandelt und seiner Schwere entblößt. Es gab kein Fern und kein Nah: wo sein Blick schweifte, war er selber darinnen, als ob er flöge, und blieb doch immer am selben Ort, weil keine Feste mehr war; und wo er die Augen hinwandte, sah er dieselben Augen auf sich gerichtet, als sähe er nicht, sondern würde gesehen von dem, was gleichwohl nicht außer ihm war. „Wo bist du?" wollte sein Herz fragen und wußte nicht, wen es meinte, weil alles Du in sein Ich versunken, sein Wesen das einzige Dasein und dennoch nicht Wirklichkeit war. „So bin ich mir selber die Hölle!" klagte er laut und erschrak der eigenen Stimme, weil sie die Wiederkehr war aus dem Wahn seiner Entzückung. Wie ein Ertrinkender kam er zu Sinnen und sah sich selber dastehen in einer fremden Leibesgestalt, bis seine verzauberte Seele ganz wieder in die Wirklichkeit ihres Leibes zurückfand, bis er den Bauern erkannte, der dastand mit seinem Wagen.

„Wollt Ihr hinüber nach Jena?" fragte der freundliche Mann und hielt ihn für krank, „so hockt nur auf, wenn Euch mein Holz nicht zu hart ist!" Dem Amtsrichter Blumtritt war aus dem Spuk seiner Verzückung der Bauer so lieb, als hätte er ihm das Leben gerettet. Glückselig saß er zu ihm auf das Brett, das quer über die Leitern gelegt war, und der steifen Glieder fast froh, weil sie doch wieder Wirklichkeit waren.

⌘ ⌘ ⌘

„So Ihr denn wollt," sagte der Bauer dem Amtsrichter Blumtritt, als er bei Kospeda abstieg, „über den Landgrafenberg nach Jena zu wandern." — „Ich möchte es gern!" bat er und dankte dem freundlichen Mann. Die Glieder waren ihm von der Fahrt noch steifer geworden; aber er tröstete sie: „Nun müßt ihr mir noch den letzten Liebesdienst tun!" Denn anders nicht, als käme das Schicksal nun über ihn her, war seiner erschütterten Seele zumut, seitdem sie wieder Wirklichkeit sah: „Ein Stündchen noch, dann sind wir in Jena; und ein halbes — wenn wir es brauchen — dann stehen wir unter der Linde!"

So schritt er hinein in den Wald und wußte, er hatte den Füßen gelogen. Da die Bäume über ihm waren und der Frühling starrte aus ihren Zweigen, mußte er seines Wortes gedenken vom Brunnen des Lebens, und ihn graute dazu. „Ich hatte doch recht!" klagte er laut und stieß seinen Stock bei jedem Schritt in den lockeren Boden. Und als die Lichtung bald blau durch die Bäume lockte, strömte er seiner Jugend doch wieder zu mit allen Gedanken: „Wie war ich ein Bursch in Jena! Und wie bin ich ein Zärtling des Wohlseins geworden, und der Bindfaden meiner Akten!"

Als kehrte er endlich zurück aus langer Verirrung, kam er heraus aus dem Wald; so lief er den Feldweg hinunter, so stieg er die hölzernen Stufen zur Linde hinauf: ‚Wie ist mir noch alles vertraut!' jauchzte sein Herz, ‚wie kenne ich jeden der starrenden Äste, als wäre es gestern, da ich sie sah! Und jede der knorrigen Wurzeln!' Und als er hinein trat in ihren Kreis, als er das Rutendach ihres Gezweiges über sich fühlte, war er des Leibes enthoben samt seiner sehnsüchtigen Seele, und nur noch seliger Blick in das Tal: „Jena!" sagte er jauchzend wie je in der Jugend und mußte sich an den rissigen Stamm halten, nicht in die Bläue hinunter zu stürzen; hob seine Arme dennoch, sank auf die hölzerne Bank hin und trank den ersehnten Anblick durch Tränen, bis er die Hände vor sein Gesicht hob, sich zu besinnen.

Als er sie abließ, war es geschehen, und wiederum eine Ewigkeit schien ihm vergangen. Tausend Flinten, auf ihn gerichtet, hätten dem Amtsrichter Blumtritt nicht so zu wehren vermocht, ins Tal hinunter zu gehen, wie seine Erkenntnis, darin er zitternd dasaß: ‚Fände ich wohl eine Stadt unter Dächern, hörte ich Bürger von ihrer Alltäglichkeit sprechen und ihren Geschäften, röche ich den Geruch aus ihren Kellern: ich könnte nicht leben und sterben! Und bin doch gewiß, ginge ich dort die Treppe hinunter, ich würde nichts anderes finden; denn meine Jugend finde ich nicht mehr, die meine Torheit ausging zu suchen da in der lockenden Bläue!'

„Nun weiß ich," sagte sein klagender Mund und fühlte das wild verweinte Gesicht um sich starren, „nun weiß ich, was in mein Blut kam, da mich der Frühling besonnte! Ich dachte, es wäre dies Tal, und hieß es Jena, was nur das liebende Herz war meiner vergessenen Jugend. Denn als ich hier ging mit wehenden Haaren, war noch die Liebe mein Glück. Mein Herz stand den Winden und blühenden Wiesen geöffnet; selig hing ich der Welt zu und hatte nicht andere Lust, als liebend in ihr zu versinken.

So schwärmte ich hin mit liebendem Herzen,

Digitized by Google

als ich hier jung war. Aber mein [illegible] danach kehrte sich ab von der Liebe de[illegible]d, da ich das Meine zu raffen begann u[illegible] gaß, daß mir von allem doch nichts ge[illegible] als meine vergängliche Lust an den Din[illegible] Da mich der Frühling besonnte, weckte [illegible] wohl meine Lust, weil das Blut der Saf[illegible] unserer Lust ist; aber als mir die Lust geweckt war in meinem Blut, war auch die Lust längst in Lüsten versonnen. Ich hatte mein Herz an die Dinge gehängt, sie zu besitzen, und hatte die Liebe vergessen, die seine Lust war; da sah ich: was ich besaß, gehörte mir nicht, und was mir einmal gehörte, das hatte ich töricht vertan! Es war die Sehnsucht der Liebe, die über mein leeres Herz kam, als mich der Frühling besonnte: ich aber ging aus in der Sucht des Alters, als könnte ich mir auch noch die Jugend in Jena zum Meinigen raffen!"

Da die Gedanken des Amtsrichters Blumtritt an diesen Schluß kamen — als hätte die Bläue da unten sich aufgetan, seinem Alter die Antwort der Jugend zu geben — sah er sich wieder dasitzen im Spuk seiner Verzückung, daß ihm sein Wesen die einzige Wirklichkeit wäre: „Wie bin ich allein!" sagte er fröstelnd und sah die Hölle des Wirtes in Hermstedt geöffnet, weil der meiste Augenblick seines Lebens die leere Lieblosigkeit war.

„So reise denn gut und finde dein Glück wieder!" hatte sie am Morgen gesagt, die einmal blond war wie der Weizen, durch den sie Hand in Hand gingen; er aber hatte sie auch nur besessen, wie er das Haus an den Wällen besaß und alles, was er sich raffte. „Niemals nach dieser Stunde kann ich zu[illegible]!" sagte er wieder; aber kein Trotz wagte [illegible] Augen zu heben vor dem Gericht, darin [illegible] selber zum Richter gesetzt sah und u[illegible] daß ihm ein anderes Recht als das sei[illegible] Urteil bestimmte.

A[illegible] Am[illegible] den in[illegible] berg un[illegible]einde, und der Abend spannte den Himm[illegible] über das Tal, darin Wind und Wolken aufgelöst waren in Stille und Klarheit, geschah ihm das Wunder, daß eine Lerche aufstieg, die sich im Tageslauf irrte. Sein Herz erschrak an dem Ton, als wollte der Vogel sein Urteil verkünden. „So habe ich dich nicht glücklich gemacht!" sagte sein Mund die Worte der Frau, und er sah ihr Gesicht gegen den Schein und Schatten des Mondes gerichtet, als stiege die Lerche aus ihrer Trauer empor. Aber nun waren die Augen nicht mehr geschlossen und sahen ihn an; und alle Trauer war in ein Lächeln verwandelt, weil der Amtsrichter Blumtritt die Liebe erkannte, die ihre welken Wangen durchsonnte; und seliger jetzt als in der Jugend sah er das gütige Du auf sein trotziges Ich warten. Da war es, daß ihm das Silber der Gnade aus Liebe leise zu rinnen begann.

Leiden. Von Emanuel von Bodman

Manche deiner tiefsten Leiden
Hast du Freunden wohl gesagt,
Ohne je sie zu verkleiden,
Und sie haben dir geklagt.

Andre Leiden, die verbergen
Vor dir selber ihr Gesicht,
Drohen dir aus ihren Särgen,
Wenn sie deine Hand erbricht.

Solche, die im Dämmergrunde
Heimlich nähren deine Not,
Nimmst du mit geschloss'nem Munde
Stumm hinüber in den Tod.

Deine Hand. Von Julius Berstl

Still ist dein Auge, still dein Mund.
Im stillen Lächeln tut dein Herz sich kund.
Jedoch das Stillste, das ich an dir fand,
Ist deine leise, leichte, feine Hand.

Gewichtlos zart, wenn sie die meine streift.
Voll klarem Ernst, wenn sie zum Tagwerk greift.
Beglückend sanft, wenn sie im Schoße ruht.
Was sie auch immer tut — wie gut, wie gut.

Wie ein Gesicht ist deine leise Hand,
Das heiter sinnend mir die Sorge bannt,
Von eigner Sorge scheu verklärt. Gesicht,
Aus dessen Reinheit deine reine Seele spricht.

Digitized by Google

Begegnung. Gemälde von Erich M. Simon

Digitized by Google

Digitized by Google

Der neue Tanz · Von Fritz Böhme

Das von tausend Nöten wirtschaftlicher und politischer Art hin und her geschüttelte und zu Boden geworfene Deutschland sieht in dieser schweren Zeit die Reifwerdung einer Kunst sich vollziehen, von deren kultureller Bedeutung das 19. Jahrhundert wenig oder nichts geahnt hat. Wenn auch die Wurzeln der neuen Tanzkunst schon bis ins 18. Jahrhundert zurückreichen, Tänzer und Pädagogen wie Noverre und Delsarte vorbereitend wirkten, Turnen, Gymnastik, Leibesübungen und später die Körperkulturbestrebungen als wichtige — wenn auch zum Teil abwegige — Vorboten anzusehen sind, — weder das 18. noch das 19. Jahrhundert hat das, was wir heute unter neuem Tanz verstehen, zielvoll erstrebt oder auch nur Pflege des Bewegungssinns und eine Krönung dieses Triebs in einer besonderen, eigenen Gesetzen unterworfenen Kunst bezweckt. Was man suchte, war entweder Reformierung eines als geschmacklos und unzeitgemäß empfundenen Balletts oder körperliche Kräftigung, Gesundheit, Ertüchtigung und hygienischer Fortschritt. Erst mit Isadora Duncan begann die bewußte Absage an die traditionelle Auffassung von Tanzkunst. Ihr Auftreten und ihre kleine Schrift „Der Tanz der Zukunft" sind ein Markstein in der Geschichte der Tanzkunst der Neuzeit: hier wurde der schon von Noverre erhobene Ruf nach Natürlichkeit der Bewegung und die von Delsarte eingeleitete radikale Umbildung der Erziehungsmethode für Tanz, wenn auch in Form eines hellenisierenden Romantizismus, zum leitenden Ziel erhoben.

Diesem ersten, energischen Vorstoß ins Neuland folgte eine Zeit quantitativ starken Tanzwollens rein individualistischer Einstellung. Man wagte es. Jede neue Tänzerin, jeder neue Tänzer brachte eine mehr oder minder originelle Auffassung von Tanzkunst in seinen Schöpfungen. Man lehnte sich an Vorbilder der Vergangenheit an; Griechenland, Indien, Ägypten, Rom, Gotik, Renaissance, Maskentänze, Schleiertänze, Barfußtänze, rein mathematisch geformte Gestaltungen, ekstatische Improvisationen, musikalische Interpretationen, in Bewegung umgesetzte Malerei und Plastik — all das wurde von Einzeltänzern und -tänzerinnen vom Podium des Konzertsaals aus als neuer Tanz dargeboten, machte hin und wieder kurzlebige Schule, fand Nachahmer oder verschwand wieder mit der Tänzerin, die es als eigene Schöpfung gebracht hatte. All diesen Einzelversuchen gegenüber stand aber immer noch als machtvoller Faktor das Ballett, das kraft seiner Tradition und seines verwendbaren Corps die Bühne beherrschte und jedes Eindringen des neuen Tanzes in dieses Reich abwehrte.

Nach einigen, allerdings anfänglich sehr bejubelten, schließlich aber doch nicht machtvoll durchdringenden Anfängen des Genfers Jaques Dalcroze, der auf musikalischer Grundlage in Hellerau gruppenartiges Tanzen pflegte, wurde diese individualistische Epoche des neuen Tanzes erst in der Nachkriegszeit von zielvollen Bestrebungen abgelöst, die auf Gruppenbildung ausgingen. Mit diesem Schritt vom Einzeltanz zur Tanzgruppe ist die stilbildende Kraft des neuen Tanzes, die vorher nicht in die Erscheinung treten konnte, zur Gewißheit geworden. Denn nur in der Gruppe kann der Keim zur Überlieferungsbildung und der Zwang zur Weitergabe liegen. Nur sie gewährleistet oder verspricht zum mindesten ein allmähliches Wachsen und Erstarken, das zu einem neuen, unserer Zeit entsprechenden Tanz-

Szene ‚Dreieck'. Aus Mary Wigmans ‚Tanzdrama'
(Aufnahme Preß-Photo)

Digitized by Google

Dreiklang. Übungen der Labanschule, Berlin. (Aufnahme Riebicke)

stil führen kann. Wie sehr bedroht sich das traditionelle Bühnenballett durch diese Entwicklung des neuen Tanzes fühlte, zeigen die starken Anstrengungen und äußerlichen Reformierungen, die es in den letzten Jahren vornahm. —

Von den neuen Tanzgruppen haben bisher den nachhaltigsten Einfluß die ausgeübt, die sich um Rudolf von Laban und Mary Wigman gebildet haben. Sie sind sich insofern innerlich verwandt und verfolgen ähnliche, ja gleiche Ziele, als Mary Wigman durch eine jahrelange tänzerische Erziehung Labans gegangen ist und sich zu den von ihm vertretenen Grundsätzen bekennt.

Rudolf von Labans Werk setzt ein mit einer Gewißheit und einer Besinnung. Ihm war der Tanz, die Kunst des Bewegens im Raum, das durch den menschlichen Körper selbst gestaltete Symbol des Lebendigen, in früher Jugend das zentrale Erlebnis seines Wesens. Es zwang ihn, der zu anderem von dem Vater bestimmt war, zum Tanz und zur Tanzdichtung als Ausdruck seines Innern. Und was er bei seinen ersten Schritten vorfand, war eine Tanzkunst, die ihre ehemalige Zentralstellung im Kulturleben, die seinem inneren Empfinden entsprach, völlig eingebüßt hatte. Er sah, daß die Tanzkunst in allen ihren Formen zu einer Angelegenheit der

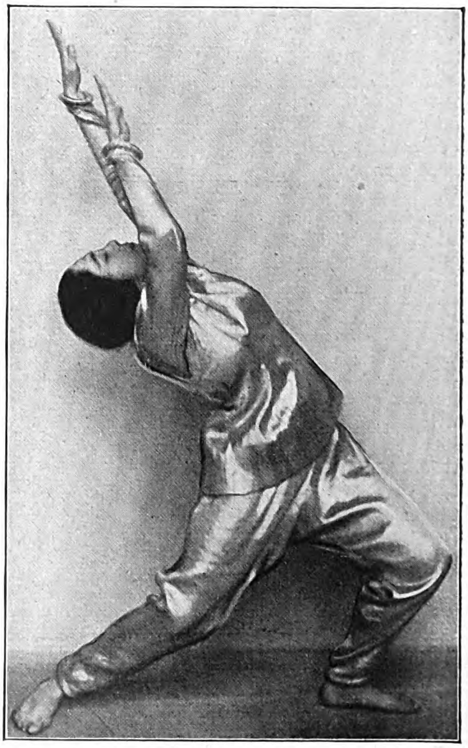
Aus Labans Gruppenspiel ‚Drachentöterei‘. (Aufnahme Riebicke)

Digitized by Google

Mary Wigman. (Aufnahme H. Holdt)

leidenschaftlichen Gefühlsausbruchs zu Hilfe nahm. Das Geheimnis dieser Wirkung lag nicht in dem Inhalt, der getanzt wurde, sondern in der Formung dieser Inhalte. Sie kam aus den elementaren Urgründen einer Welt, der das festheftende, strömende Seelenstrebungen zusammenballende Wort noch unbekannt war und in der die ganze Kraft des sich in den Raum ergießenden, unmittelbar in Bewegung geformten menschlichen Seins sich auswirkte. Man hat Mary Wigman angegriffen, bekämpft, zu verkleinern gesucht; man hat ihr intellektuelle Mache, Kälte, Leidenschaftslosigkeit vorgeworfen, weil man in sich das Organ der Aufnahme für diese Ströme hatte verkümmern lassen, weil man bei Tanz Lächeln, Liebenswürdigkeit, formale Leerheit, pantomimische Deutlichkeit, Gefühlsgeste u. a., nur nicht unmittelbar sich mitteilende Gewalt der Kunst erwartete. Das alles hat den Siegeslauf dieser Tänzerin nicht hemmen können. Die an Zwang grenzende Wucht und Dämonie dieser Schöpfungen, die den Beschauer kaum zu Atem kommen ließen, hämmerten mit unbarmherziger Konsequenz das süßliche Bild der Schönheitstänzerin und seelisch leeren, posierenden Balletteuse aus dem Hirn des Beschauers und noch in der Ablehnung lag eine Anerkennung dieser unduldsamen Prophetin eines neuen tänzerischen Kunstideals.

Nachdem so der erste Anstoß in der individualistischen Epoche einen Sieg gebracht hatte, war das Werk reif zu einer breiteren Basis geworden. Laban und Wigman hatten sich in der Zwischenzeit getrennt, um in der gleichen Richtung jeder in dem von ihm geschaffenen Kreis weiterzubauen. Fast zu gleicher Zeit schufen beide sich ihre Tanzgruppen, Laban zuerst in Stuttgart und dann in Hamburg, Wigman in Dresden, — Gemeinschaften tänzerisch Erzogener, die die neue Idee von dem Konzertpodium fort auf die Bühne zu verpflanzen bestimmt waren. Bühnenwerke sind es in erster Linie, die beide nunmehr vor die Öffentlichkeit stellten: Wigman zeigte neben kleineren Gruppentänzen ihre „Szenen aus einem Tanzdrama“ und Laban führte eine ganze Reihe von Tanzdichtungen mit seiner Berufstänzergruppe, die er „Tanzbühne“ nannte, und dem dieser Tanzbühne in Hamburg angegliederten, neugeschaffenen „Bewegungschor“ aus Nicht-Berufstänzern auf. Ziel dieser Bestrebungen ist das neue Tanztheater. An diesen Schöpfungen gehen uns jetzt die Entwicklungsmöglichkeiten des neuen Gruppentanzes auf. Labans Aufführungen seiner Tanzdichtungen brachten erste Formungen solcher Möglichkeiten in seinem Tanzdrama „Der schwingende Tempel“, in dem Reigen mit Sprechchören „Faust-Reigen“, in dem kultischen Spiel mit Bewegungschören „Lichtwende“, in der epischen Tanzfolge „Die Geblendeten“,



Mary Wigman. (Aufnahme H. Holdt)

Digitized by Google

der Komödie „Himmel und Erde", der Tragödie „Gaukelei", der Groteske „Komödie", in dem zu einer Tanzdichtung mit Sprechchören umgeformten „Gefesselten Prometheus" des Äschylos und in der erst jüngst gegebenen tänzerischen Neudichtung der Noverreschen Pantomime „Agamemnons Tod", die alle — gewiß eine beträchtliche Reihe von Schöpfungen — in Hamburg auf dem Tanztheater Labans aufgeführt und zum Teil auf Gastspielreisen in Deutschland und im Auslande wiederholt worden sind.

Mit der Schaffung dieser Tanzdichtungen ist aber der Wirkungsradius des vordringenden neuen Tanzes noch nicht erschöpft. Wenn auch noch zögernd beginnen die Theater sich mit der neuen Richtung zu beschäftigen und ihr die Tore zu öffnen. Mary Wigmans „Tanzdrama" wurde zuerst auf einer Matinee der Berliner Volksbühne gegeben und hat von da aus seinen Siegeszug durch ganz Deutschland, die Schweiz, Italien angetreten, in Mannheim wirkte Laban an der Oper, in Hannover wurde ein Schüler Wigmans Bewegungsregisseur. Die Berliner Staatsoper besitzt in Max Terpis den ersten Bewegungsregisseur und Ballettmeister, der aus der Schule Wigmans in Dresden und der Laban-Schülerin Perottet in Zürich hervorgegangen ist. Dr. Niedecken-Gebhard hat den Laban-Schüler Jooß zum Bewegungsregisseur des Theaters der Stadt Münster, die Intendanz der Reußischen Theater in Gera hat in gleicher Stellung den Laban-Schüler Gleisner berufen. Bewegungschöre und Schulen, die der Tanzbühne Laban angegliedert sind, bestehen außer in Hamburg in Berlin, Wien, Lübeck, Frankfurt a. M., Stuttgart, Münster i. W., Gera (Reuß), Zürich, Bern, Basel, Budapest. Man sieht also, daß die Expansionskraft des neuen Tanzes nicht gering ist. — All diese Schulen, Bewegungsregisseure und Ballettmeister streben dahin, Tanzgruppen im Sinne von Laban und Wigman zu schaffen. Der Begriff der Tanzgruppe ist ein Gegenwartsbegriff und dem Wort nach eine neue Bildung. Die alte Zeit vor dem Einsetzen des neuen Tanzes kannte nur das Ballettcorps, in dem nicht die Gleichwertigkeit, sondern die Gleichmäßigkeit ausschlaggebend war. Rudolf von Laban hat in seiner Lehre von den Bewegungstypen überhaupt erst die Grundlage zur Möglichkeit einer Gruppenbildung gegeben. Er hat, ähnlich der musikalischen Differenzierung im gemischten Chor, Unterscheidungen geschaffen, die klar und deutlich den körperlichen Habitus des einzelnen zum Ansatzpunkt einer Verwendung im gemeinsamen Bewegen mit andern machen. Seine Unterscheidung in Hoch-, Mittel- und Tieftänzer vermied einerseits eine chaotische Zusammenwürfelung nicht zueinander gehöriger Bewegungsklänge verschiedener Körper, anderseits aber auch den Zwang, den das einseitig hochtänzerische Ballett dadurch ausübte, daß es die verschiedenen Bewegungstypen zu einer gleichmäßigen Bewegungslage veranlaßte.

Bildnis Mary Wigman. (Aufnahme E. Wasow)

Er konnte das, weil er die beiden Hauptkomponenten der Bewegung, den menschlichen Körper und den Bewegungsraum, nicht trennte, sondern als eine sich gegenseitig durchdringende, gesetzmäßig verbundene Einheit auffaßte. Bewegungsfugen, -melodien, -akkorde sind, wenn sie nicht nur von einem Körper ausgeführt werden, sondern von mehreren gemeinsam, nur dann möglich, wenn sich die verschiedenen Bewegungen von Körpern nicht gleicher Bewegungslage zu räumlich harmonischen Beziehungen verbinden. Man vergleiche etwa die Szenen „Wande-

Digitized by Google

rung“ oder „Dreieck“ aus Wigmans „Tanzdrama“ mit den Corps-Tänzen in der „Josephslegende“: das Ballett ist in den meisten Fällen nur ein hochtänzerisches Unisono aller Mitglieder des Corps.

Diese raumkörperliche Auffassung des Tanzes bedingte aber auch Ziele der tänzerischen Erziehung, die von der uniformierenden Ballettausbildung weit entfernt sind. Nicht allein, daß nach der Befreiung von Verkrampfungen und einseitigen Angewohnheiten der Tänzer an ein eigenes körperliches Raumempfinden gewöhnt wird, er wird auch nicht zur Einübung von Stellungen oder Schrittformen gezwungen, die seiner Bewegungsneigung nicht entsprechen. Einen Körper, bei dem alles zum Schwunghaften hindrängt, nur zu Spannungsbewegungen zu veranlassen, hieße ihn verbilden. Wohl sind allen Bewegungen die gleichen Dimensionen gemeinsam, wohl müssen alle Körper, um ihrer individuellen Eigenheit inne zu werden, den unsichtbaren Kristall der menschlichen Bewegungsmöglichkeiten nach Höhe, Breite, Tiefe erfüllen lernen, müssen Intensitätsunterschiede, wie Langsamkeit, Schnelligkeit, Ablaufsformen, wie Schwung, Spannung, Impuls innerlich erfahren, um im eigenen Bewegen den tänzerischen Sinn, die Flucht vor der Ballung, die Erlösung aus der Starrheit in sich zu wecken — aber das alles sind nur Vorübungen, die außer der Heilsamkeit körperlichen Trainings zugleich die seelischen Elemente der Bewegung in engster Verbindung mit ihr erhalten, den schöpferisch Veranlagten davor behüten, Gestaltungen auf dem Umweg über ein gehirnliches Ausdenken hervorzubringen, und ihn veranlassen, intuitiv Empfangenes unmittelbar, ohne durch die verstandesmäßige und wortegebundene Ballung hindurch zu müssen, in der nur körperlich-räumlich bedingten Bewegung zu objektivieren. Der Sinn so geschaffener Tänze kann nicht vor dem Schaffen durch Worte festgelegt werden, er tritt zutage nur in der Bewegung und ihrer Sprache, die dann ihrerseits nachträglich zu einer in Worte gefaßten Objektivierung führen kann, aber ebenso wie absolute Musik keineswegs führen muß. Mary Wigmans „Szenen“ sind nicht in Bewegung übertragene Teile einer ausgedachten Folge von Handlungen, Labans Tanzdichtungen keine in Tanz übersetzte Literatur, sondern erweisen nur, daß auch rein körperlich empfangene Intuitionen in ihrer Abfolge ein äußerlich sinnvolles, auch mit dem Verstande erfaßbares Ganze ergeben, da sie aus dem aller Kunst und Erkenntnis gemeinsamen seelischen Unbewußten

Schlußszene des ‚Chaos‘ aus Mary Wigmans ‚Tanzdrama‘. (Aufnahme Suse Byk)

Digitized by Google

betonen will, keineswegs aber losgelöst vom Tanz eigene Bedeutung beanspruchen kann. Auch da, wo bekannte musikalische Werke (wie etwa Wigmans hinreißender Gruppentanz zu einer Lisztschen Rhapsodie) verwandt werden, wird der Tanz nicht erst durch die Musik, und es wäre ein interessantes Experiment, einmal einen solchen Tanz ohne die Musik, etwa nur mit leichtem begleitenden Geräusch zu tanzen. Ich glaube, er würde an Wirksamkeit nichts einbüßen.

Mit dieser Gesamteinstellung hängt auch eng die Entwicklung zusammen, die die Auffassung der künstlerischen Seite im neuen Tanz erfahren hat. Das Ballett mußte notwendigerweise zu einer Auffassung von künstlerischer Technik führen, die der artistischen Technik nahe kam. Die Skala der Formen erschöpfte sich in Übungen, die mehr oder minder schwer erlernbar waren. Der beste Ballettänzer war der, welcher mit der besten Leistung, dem besten Können dieser Formen zugleich eine individuelle Note zu verbinden wußte, die seiner Leistung eine persönliche Nuance gab. Das Kunstwerk kam zustande durch eine Zusammensetzung dieser vor dem Werk ausgedachten Übungen und Bewegungsformen. Seine Teile waren vor der Schöpfung da und konnten erlernt werden; das eigentliche Werk zeigte sich nur in der, über diese errungene Leistung hinausgehenden Färbung der Übung. Der neue Tanz kennt keine Schöpfung als Zusammensetzung von erlernten Vorübungen. Für ihn ist künstlerische Schöpfung wie bei aller anderen Kunst das intuitiv empfangene, als ein Miteinander von inneren Empfindungen und Strebungen auftauchende Gesamtwerk, dessen Objektivierung in dem zeitlichen Verlauf von Bewegungsfolgen vor sich geht. Künstlerische Technik heißt ihm: möglichst deutliche Angleichung der objektivierten Formungen an die inneren Vorgänge, möglichste Klarheit in der Sprache des körperlichen Materials auf Grund der elementar-räumlichen Gesetzmäßigkeit. Das Werk ist also nicht Leistung fremder Übungen unter dem Vorzeichen individueller Nuancierung, sondern ist persönlicher Ausdruck eigener künstlerischer Intuition. Hier schwingen Gefühle, Denken, Wollen noch geeint als raum-körperlicher Gesamtausdruck und tragen den Rhythmus der Persönlichkeit vor das Auge des Beschauers. Man frage sich also vor diesen Schöpfungen nicht zuerst nach Inhalt und Bedeutung, sie geben für in Worten zu formulierende Erklärung meist wenig Anhaltspunkte, sie sind nicht verkörperte Gedanken oder plastisch ausgedrücktes Gefühl, nicht Philosophie noch allegorisches Bild, sondern künstlerische Objektivierung in einer Sprache, die noch vor diesen Bindungen und Ballungen lebt, die sich auf einer ewigen Flucht vor diesen Verfestigungen befindet.

Und was hat nun dieser neue Tanz für unsere Kultur zu bedeuten? Er hat den Tanz, der angewandte Kunstübung war, zu einer eigenen Kunst erhoben. Er hat den verkümmerten, verkrampften Bewegungstrieb neubelebt, hat in ihm einen Urgrund schöpferischer Kraft aufgedeckt und wieder zur Wirksamkeit kommen lassen. Er hat damit einen Weg beschritten, der von der ausgedachten intellektuell gefundenen, organisierten Form fortführt hin zum Organischen, gesetzmäßig Gewachsenen. Von der Mache und Vortäuschung drängt er fort zur Gestaltung, zum ursprünglich Ehrlichen. Dekorativen Formalismus verschmäht er zugunsten ornamentaler Schöpfung, Kunstgewerbliches zugunsten der Kunst. Er will nicht den schauspielerischen Menschen, der sich in eine Rolle hineindenkt und von Pose zu Pose wandert und sich selbst nicht mehr kennt, sondern den ursprünglichen Menschen, der wieder aus dem Brunnquell unbewußter Ströme trinkt und dessen tiefstes Erlebnis die gemeinsame ungehemmte Schwingung mit andern, die lebendige Gemeinschaft ist.

Gret Palucca, eine Wigman-Schülerin

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Der Gott, der Eisen wachsen ließ

Erinnerungen an die alte deutsche Armee

Von Rudolph Stratz

Ein gescheiter Amerikaner, für den der Erdball ungefähr den Umfang bedeutete wie für andere Leute die Sächsische Schweiz — dieser Yankee sagte mir einmal: „Es gibt auf der Welt nur drei vollkommene Organisationen! Das sind die katholische Kirche, das preußische Heer und die Standard Oil Company!"

Ich bin Protestant und von Rockefellers Petroleumtrust verstehe ich nichts. Aber dem dritten dieser großen Verbände — der deutschen Armee — habe ich ein Vierteljahrhundert, von 1883 bis 1908, als aktiver, Reserve-, Landwehr- und Landsturm-Offizier angehört und auch den Weltkrieg hindurch in ihrem Dienst gewirkt, und es geht mir, wie wohl vielen Älteren unter uns: der Verstand sagt es uns täglich — aber unser Gefühl verneint es stündlich, daß diese herrlichste Verkörperung deutscher Kraft, die je da war, nur noch ein Schatten der Vergangenheit sein soll — dem jüngsten Geschlecht schon fremd — nur noch vom Hörensagen bekannt. In stillen Erinnerungsstunden, in die man sich aus dem aschgrauen Elend unserer Gegenwart flüchtet, ruft man sich diese mahnenden Schatten noch einmal zurück . . .

⌘ ⌘ ⌘

In meine erste Kindheit hinein wetterleuchtet der Krieg. Der heiße Hochsommer von 1870.

Hammerschläge dröhnen im Souterrain unseres großen Hauses in der Plöck in Heidelberg. Zimmerleute nageln an langen, würzig nach frischem Holz duftenden Pritschen. Das Familiensilber wird in Kisten verpackt. Pferde und Wagen sind bereit zur Flucht das Neckartal aufwärts, durch das damals noch keine Eisenbahn ging — wenn „sie" kommen — aus dem Elsaß herüber — die braunen Spahis — die schwarzen Turkos, die damals bei der großen Nation die Stelle der Marokkaner und Senegalneger von heutzutage vertraten. Dann ein Aufatmen: Sie können nicht kommen! Die Rheinbrücke von Kehl ist gesprengt! Eine Stille vor dem Sturm und dann plötzlich alles blau — blau — himmelblau mit Raupenhelmen — eine blaue Völkerwanderung für Kinderaugen. In Strömen, Tag und Nacht, scheinbar endlos, rollt und marschiert das bayrische Heer durch Heidelberg und in Sommerhitze hinüber in die Rheinpfalz, nach Weißenburg und Wörth! Ich sehe noch den Platz vor dem Bahnhof himmelblau unter blauem Himmel und mitten in dem blauen Meer den leuchtenden roten Vollbart eines blauen bayrischen Infanteristen.

Und vier Wochen darauf der große Abend! Ein plötzliches Dröhnen aller Glocken von Providenz und Heilig Geist, von der Jesuitenkirche und von St. Peter. Brausend, hundertstimmig auf den Straßen die „Wacht am Rhein!" Wir Kinder sahen erstaunt, wie unten auf der Straße ganz fremde Menschen einander umarmten. Im Salon küssen sich die Damen und weinen. Mein Vater läßt anspannen. Wir fahren im Schritt durch das jubelnde Heidelberg. Menschenmassen. Siegesfahnen an den Häusern. Orgelklang hinter nachthellen Kirchenfenstern. Sedan . . . Sedan . . . Lang . . . lang ist's her . . .

Vorher schon der Krieg: Ein schwüler Abend des blutigen August 1870. Dämmerung schon unter dem Platanengeäst der Heidelberger „Anlagen". Über den Fahrdamm her, vom Bahnhof her, ein langer, langsamer Zug. Eine Tragbahre hinter der anderen. Auf jeder eine stumme, weiße Gestalt. Unheimlich zuweilen dazwischen, die weißen Zähne bleckend, die schwarze Fratze eines Turko: die Verwundeten von Weißenburg. Anfangs noch gedämpftes Hurra der spalierbildenden Menge. Dann stand alles stumm mit entblößten Häuptern.

⌘ ⌘ ⌘

Der schwarze Tag für Heidelbergs Söhne war, unter grauem Winterhimmel, der 18. Dezember — das Gefecht von Nuits —, Nuitz, wie es die Pfälzer aussprachen. Trauerfahnen aus jedem zehnten Haus. In einem Bäckerladen drei verzweifelt schluchzende Frauen, auf Schemel kauernd, die Köpfe im Schoß. Ich sehe es noch vor mir . . .

⌘ ⌘ ⌘

Es hieß in diesem Herbst, man könne nachts vom Königstuhl über Heidelberg die glühenden Granatenbahnen der Belagerung von Straßburg erkennen. Alles stieg hinauf. Ich weiß nicht, ob man sich diese feurigen Zeichen am Himmel nur einbildete oder ob ich da oben als kleiner Junge wirklich etwas vom fernen Krieg sah. Vierundvierzig Jahre später hörte ich erst wirklich, zu Gast in den Schützengräben von Ostpreußen, die Kugeln pfeifen.

⌘ ⌘ ⌘

Digitized by Google

Heil dir im Siegerkranz! Deutschland geeint. Wilhelm der Siegreiche sein Kaiser.

Ausgerichtet wie ein riesiges blauweißes, rotgetupftes Lineal stand auf dem geschichtlichen Sand vor dem Stadtschloß in Potsdam, von den hohen Blechmützen überflimmert, die Front des Ersten Garderegiments zu Fuß. Ihr gegenüber, unter der Rampe des Hohenzollernschlosses, als Zuschauer, wir Fähnriche der Kriegsschule. Es war der 1. Mai 1884, die siebzigste Wiederkehr des Schlachttages von Großgörschen, wo der alte Kaiser in den Reihen des Regiments als Siebzehnjähriger sich die Feuertaufe geholt.

Stillgestanden! Von der Havelbrücke her flatterte der Hahnenbusch des Leibjägers auf dem Bock einer offenen Viktoria. Sie hielt. Wilhelm I. stieg aus und ging langsam, altersgebeugt, auf sein Regiment zu und die Front entlang. Dann kam das Exerzieren. Prinz Wilhelm — später Kaiser Wilhelm II. — der Kommandeur des ersten Bataillons, vollführte, selbst zu Fuß, zwischen den „Puppen", den Sandsteinfiguren, die den einstigen Exerzierplatz der „Langen Kerle" des Soldatenkönigs einrahmten, mit seinen Kompagnien die verwickelten Schwenkungen und Aufmärsche des damaligen Exerzierreglements. Ausschwärmen! Ein bißchen Platzpatronengeknall. Schluß! Schon wollte der Kaiser wieder wegfahren. Da fiel sein Blick auf die fernen Fähnriche, die ihn größtenteils heute zum erstenmal sahen und sehnsüchtig seiner Nähe harrten. Sofort richtete er sich lebhaft an einem Handgriff im Wagen auf, befahl dem Kutscher zu wenden, und fuhr mit einem freundlichen „Guten Morgen, meine Herren!" langsam unsere Front entlang.

Vorher, während des Exerzierens, war eine prachtvolle männliche Erscheinung in Feldmarschallsuniform an die Kriegsschule herangetreten — der damalige Kronprinz, spätere Kaiser Friedrich III. Er ließ sich von einem Fähnrich seines ostpreußischen Grenadierregiments die gerutschte Schärpe fester knüpfen. Unmittelbar über ihm, hinter den großen Scheiben eines Fensters im Erdgeschoß des Schlosses, hielten Lakaien den kleinen Prinzen Wilhelm, den letzten deutschen Kronprinzen, und seinen jüngeren Bruder. Schwarz gekleidet stand dahinter ihre Mutter, Prinzeß Wilhelm, wenige Jahre darauf schon Kaiserin Viktoria Augusta. Vier Generationen des Hohenzollerngeschlechts auf einem engen Raum beisammen. Ein rocher de bronze schien ihr Haus und ihr Reich.

⌘ ⌘ ⌘

An dem breiten, blauen Havelspiegel vor Potsdam lag die, auch von den Offizieren und Fähnrichen benutzte große Militärschwimmanstalt. Der Kronprinz Friedrich badete dort häufig inmitten der Mannschaft — der baumlangen Riesen des Ersten Garderegiments. Er amüsierte sich mit den Goliaths, die ungeschlacht wie die Bären im Wasser paddelten, sich Bälle zuwarfen und mit schwimmenden Balken spielten. Im purpurgesäumten langen Bademantel aufrecht in der Barke stehend sah der spätere Kaiser Friedrich majestätisch schön wie ein bärtiger Imperator der spätrömischen Kaiserzeit aus. Leider gebrauchte er mit Vorliebe Berliner Mundart und Redensarten — auch im Verkehr mit den Offizieren und Fähnrichen, in deren Gruppen er oft plötzlich hineintrat. Ich entsinne mich, daß der Kronprinz einmal eine mächtige graue Dogge mit sich führte, und von mir und einem halben Dutzend anderer Fähnriche wissen wollte, warum das Tier ein Leonberger sei? Ein Schwabenfähnrich stellte dann den Namen dieses Amtsstädtchens im Württembergischen fest — zur allgemeinen Erleichterung. Denn eine vollkommene soldatische Unbefangenheit gegenüber dem Thronerben kam nicht auf. Er scherzte zwar gern und jovial, aber man mußte sich hüten, darauf einzugehen! Er nahm zu leicht etwas übel . . .

⌘ ⌘ ⌘

Bei der großen Frühjahrsparade der Potsdamer Garnison blieb der alte Kaiser Wilhelm im Wagen, in der Mitte vor der Front, und stand darin aufrecht, weithin sichtbar seine Generale und seine Garden überragend, die heute in aller Pracht der Waffen strahlten: Mit dem Geschaukel ihrer blitzenden silbernen Adler auf den Stahlhelmen, im Donner ihrer silbernen Pauken, mit düster schwarzen Kürassen die Gardes du Corps. Ein goldglitzernder Papageienschwarm von scharlachroten Attilas und blauen Dolmans, mit Reiherstutzen und Bärenmützen die Gardehusaren. Neben den preußisch-blauen Riesen des Ersten Garderegiments die Tschakos und Grünröcke der Gardejäger.

Diese letzteren musterte der greise Kriegsherr, plötzlichen Unmut in den blauen Augen. Alles in der Parade hielt bang den Atem an. Dann tönte eine helle, starke Generalsstimme aus dem Munde des fast neunzigjährigen Siegers von Königgrätz, der dreimal in einem Jahrhundert siegreich in Paris eingezogen, der einen Kaiser mit seinem Heer bei Sedan gefangengenommen: „Der fünfte Mann im zweiten Glied des zweiten Zuges von rechts — hat — keine — Richtung!" . . .

⌘ ⌘ ⌘

Die Gardekavallerie übte auf dem Bornstedter Feld. Der alte Kaiser verfolgte, mit seinem Stab auf einem Hügel stehend, die Attacke. Er wendete sich, bei dem hundertfachen Trompetengeschmetter zum Sammeln, an den Divisionskommandeur mit den milden Worten: „Ich habe schon bessere Attacken gesehen! Wir wollen das noch einmal machen!"

Ein Tadel des Kriegsherrn! Damals! Knigge hätte sein Entsetzen über die Flüche und Donnerwetter gehabt, die aus dem Staub und Dampf der sich ordnenden Gardes du Corps, Husaren, Ulanen aufstiegen. Hoheiten und Durchlauchten, Erlauchten und Hochgeborene überschütteten sich und die Mannschaften mit Grobheiten. Die Kommandeure

Digitized by Google

schwenkten wild auf tanzenden Pferden vor der Front die Säbel. Adjutanten rasten. Und dann brach eine Attacke los, die sich gewaschen hatte! Das Bornstedter Feld verwandelte sich in eine einzige undurchdringliche Staubwolke. In ihr wanderten wir Fähnriche der Kriegsschule einem besseren Beobachtungspunkte zu. Plötzlich tauchte vor uns aus dem Nebel das hundertfache Fähnchengeflatter einer langen Linie heranfliegender Lanzenreiter auf. Umsonst bemühten sich die vorausjagenden Offiziere, den Zusammenprall zu verhindern. „Niederwerfen!" schrie es. Wir schmissen uns lang hin. Gleich darauf brausten die Gardeulanen über uns weg, jeder Gaul mit einem Galoppsatz über das Hindernis am Boden.

Als wir wieder standen, war alles heil. Nur einige Rosse wälzten sich im Sand und kamen auch wieder auf die Beine und ein halbes Dutzend Lanzen lag zersplittert umher. Bis fernhin zum Horizont leuchteten die vereinzelten, brennendroten Flecke der Gardehusaren. Ich sah selbst, wie sie im Zorn dieser Attacke an einigen Stellen in förmliches Handgemenge mit den Gardejägern gerieten, die sonst mit ihnen „Couleur", d. h. gut Freund, waren. Die Jäger brannten ihre Platzpatronen auf drei Schritte gegen die Pferdeleiber, und die Reiter antworteten mit flachen Säbelhieben auf die Tschakos.

⌘ ⌘ ⌘

Die letzten Jahre unter dem alten Kaiser ... Gewiß: Es war allmählich in der Armee vieles überaltert, was die Menschen — vieles veraltet, was die Dinge betraf. Aber der Geist von 1870 lebte. Er ersetzte die Mängel eines vorsintflutlichen Exerzierreglements und einer Felddienstordnung, an der die Erfahrungen dreier Kriege spurlos vorbeigegangen zu sein schienen. Noch trugen die letzten Hauptleute, noch trugen manche alte Feldwebel das Eiserne Kreuz. Ständig brütete das Wettergewölk des Zwei-Fronten-Kriegs Rußland-Frankreich in der Luft. Die deutsche Armee rüstete sich, noch unter Wilhelm I., mit der neuen furchtbaren Waffe, dem Magazingewehr. Je ein Bataillon der vier Regimenter, die die besten Schießergebnisse aufzuweisen hatten — darunter auch das Darmstädter Leibgarderegiment, in dem ich als Leutnant stand — erhielten das M. 86. Auch meine, die 5. Kompagnie. Mit Ehrfurcht und einigem Zagen nahm man die neue Kugelspritze in die Hand. Die ersten Modelle litten noch an Jugendfehlern. Sie schossen hartnäckig zu weit rechts und im Schnellfeuer klemmte sich der Löffel mit Vorliebe beim Herausschnellen der Patronenhülse. Aber immerhin: das betäubende, damals ganz ungewohnte Gerassel des Repetiergewehrfeuers gab den hinter der Schützenlinie knienden Offizieren die Zuversicht: Nun können sie kommen . . .

⌘ ⌘ ⌘

Es war nahe daran, daß sie kamen — im Winter 1886/1887. Der Krieg stand vor der Türe. In der Berliner „Post" ließ Bismarck, als Warnungszeichen für Europa, den Artikel: „Auf des Messers Schneide!" aufflammen. Panik an allen Börsen. In Paris peitschte Boulanger als Kriegsminister alle Instinkte des Tiger- und Affenvolks (nach Voltaire) auf. Leises Wetterleuchten in der deutschen Armee: die Rekruten marschierten plötzlich, zum Scharfschießen, nach den Schießständen, die sie sonst erst nach erfolgter Ausbildung betraten. Die Offiziere hatten zu melden, daß sie sich im Besitz ausgetretener hoher Stiefel und eines Revolvers befanden. In Metz und Straßburg hatten die Offiziersfrauen Weisung, sich mit ihren Kindern zu plötzlicher Abfahrt in das Innere Deutschlands bereit zu halten.

Der plötzlich weltberühmte welsche Grenzkommissar Schnäbele und seine irrtümliche Verhaftung durch deutsche Polizei auf französischem Gebiet — das Donnergrollen zwischen Berlin und Paris — die Septennatswahl zum Reichstag, in der das deutsche Volk — zum letztenmal unter Bismarcks Führung — sich in nie erlebtem furor teutonicus zum Willen zur Selbsterhaltung bekannte — die Ruhe in Europa, die daraufhin sofort, wie immer eintrat, wenn Deutschland stark und furchtlos dastand, statt auf die Schwätzer und die Schwächlinge zu hören — wer denkt jetzt, nach beinahe vier Jahrzehnten, noch an diese vergangenen Zeiten? . . .

⌘ ⌘ ⌘

Bald darauf der Tag, an dem Wilhelm der Siegreiche, der gekrönte General, wie ihn Bismarck nennt, da der alte Kriegsherr für immer von seinem Volk und von seinem Lebenswerk, der deutschen Armee schied.

Ich war in Berlin, in diesen eisig kalten Wintertagen zu Anfang März 1888. Ich sah die Begräbnisfeiern. Schneesturm umbrüllte den mitternächtigen Todeszug, der die Leiche des greisen Kaisers vom Palais zum Dom hinübergeleitete. Die Soldaten kämpften in flatternden Mänteln, mit vorgebeugten Köpfen, gegen die Schneewirbel und Windstöße. In der Rechten die hocherhobenen, wildflackernden blutroten Fackeln. Die Haarbüsche der Offiziere wehten. Finster verlor sich das Nachtbild drüben im Dunkel des Doms.

Schwarzgekleidet die Menschen — in endlosem Zug — dort am nächsten Tag vor dem Katafalk. Eine Laufplanke, über die man schritt. Ein leises Mahnen zur Seite: ‚Nicht stehen bleiben!' Im Kerzenglast zwei unbewegte Bildsäulen — Kommandeure der Garderegimenter — auf Totenwacht rechts und links von dem toten Kriegsherrn. Kaum handgroß scheinbar, ganz weiß, das verschrumpfte greise Angesicht des alten preußischen Soldaten, der gegen Napoleon I. und gegen Napoleon III. gestritten, der Gneisenau und Roon, der Blücher, den Marschall Vorwärts, und Moltke, den großen Schweiger, seine Waffengefährten genannt.

Die Linden. Blutig düsteres Lohen der Pechpfannen unter grauem Mittagsgewölk.

Digitized by Google

Langwehende schwarze Wimpel an den Trauermasten über den zusammengeschaufelten, schmutzig-grauen Schneehaufen an der Bordschwelle. Schwarz ausgeschlagen das Brandenburger Tor. Oben die Inschrift: ‚Vale, senex imperator!‘ Langsam der Leichenzug. Acht Generale neben den schwarzen Schabracken der Rappen. Hoch oben auf dem Sarg die Kaiserkrone. Hinaus in den kahlen Winterwald des Tiergartens. Nach Charlottenburg, wo Kaiser Friedrich, der Sieger von Wörth, hoffnungslos daniederlag. Der tote Vater zum sterbenden Sohn . . .

꙳ ꙳ ꙳

Drinnen in Berlin dröhnte in dieser letzten Leidenszeit „unseres Fritz“, in den neunundneunzig Tagen seiner Regierung, Kranzlers Ecke am Schnittpunkt der Linden und der Friedrichstraße vom Parademarsch. Die 2. Gardeinfanterie-Brigade, die „Eiserne Brigade“ zog mit klingendem Spiel bei ihrer Rückkehr vom Tempelhofer Feld an ihrem Kommandeur, dem Generalmajor und nunmehrigen Kronprinzen Wilhelm vorbei. Er hielt hoch zu Roß. Um ihn jubelte jeden Tag eine Menschenschar dem kommenden Kaiser zu. Das Pferd eines Adjutanten scheute von dem Lärm vor meinen Augen. Roß und Reiter schmetterten auf den Asphalt. Der künftige Kriegsherr, dicht daneben, musterte, ohne das Haupt zu wenden, weiter die Truppen.

꙳ ꙳ ꙳

Mit Pomp feierte Berlin am 27. Januar 1889 den ersten Kaisers-Geburtstag des neuen Herrn. Flaggenwälder. Menschengewühl unter den Linden. Absperrketten der Schutzmannschaft. Zu vielen Hunderten standen, jenseits von ihr, als eine bunte Musterkarte aller Uniformen der Armee, längs der Rampe unter dem historischen Eckfenster des Alten Palais rechts die nach Berlin kommandierten aktiven, links die Reserveoffiziere, darunter auch ich. Die Fahnen und Standarten der Garde wurden hinüber in die neue Residenz Wilhelms II., in das altersgraue, mächtige Hohenzollernschloß gebracht. In langer, feierlicher Reihe, mit den vielen silbernen Namensringen der mit dem Banner in der Faust Gefallenen am Schaft, sturmzerrissen und kugeldurchlöchert, oft nur noch ein handgroßer Lappen vergilbter, ausgefranster Seide — so zogen die stolzen Ehrenzeichen des alten Preußen an dem Spalier der mit der Hand am Helm stehenden Offiziere vorbei. Silbern blitzten und schaukelten unter Trompetenfanfaren vor dem Palais die fliegenden Adler der in langer Panzerreihe aufgerittenen Gardekürassiere. Aus der Ehrenkompagnie des zweiten Garderegiments brauste der kriegerische Jubel des Hohenfriedberger Marsches. Wolkenlos, sonnenstrahlend blaute der Winterhimmel über den Hohenzollern und ihrem Volk.

꙳ ꙳ ꙳

Der neue Kriegsherr . . . der neue Besen kehrte aus — das muß gesagt werden — er fegte gut in all die verstaubten Winkel! Mit einem dankbaren Seufzen der Erleichterung und Beruhigung merkten im kommenden Jahr alle, die es am nächsten anging — die in der Front der Truppe stehenden aktiven und Reserveoffiziere, wie auch ich auf dem — jetzt von den Franzosen besetzten — „Griesheimer Sand“, dem Darmstädter Exerzierplatz, den Segen der neuen Ausbildungsvorschriften, der neuen Felddienstordnung!

Dem deutschen Schwert tat Schärfe um so bitterer not, weil nun auch Moltke ging. Mehr als neunzigjährig starb er, kaum ein Jahr später, am 24. April 1891. Noch wenige Tage vorher konnte man seine hohe, hagere Gestalt im schlichten Offiziersmantel Unter den Linden wandeln sehen. Alles grüßte ehrerbietig, oft Front machend, den Sieger von Königgrätz und Sedan. Er dankte auf jeden Gruß, aber geradeaussehend, wie weltentrückt. Es war schon etwas Zeitloses, weltgeschichtlich Versteinertes über dem alten Feldmarschall mit dem hartlinigen, bartlosen Adlerkopf und der wunderlichen, fuchsigbraunen, fahlen Perücke.

„Lenker des schneidenden Schwertes — Denker der siegenden Schlacht“ — hatte Berlin, im Jubel des Truppeneinzugs von 1871, den Führer der deutschen Heere mit einer mächtigen Inschrift Unter den Linden begrüßt. Feierlich geleitete nun draußen, vor dem Brandenburger Tor das deutsche Heer seinen großen Führer auf den Weg zur großen Armee.

Auf dem Rondell der Siegessäule auf dem Königsplatz standen begünstigte Zuschauer der Totenfeier. Mir hatten verwandte Generalstabsoffiziere da einen Platz verschafft, von dem aus ich den geschichtlich denkwürdigen Leichenzug sah. Sechs Generale führten die Pferde des Totenwagens. Einsam auf dem Sarg Degen und Handschuhe des Feldmarschalls. Dahinter, zu Fuß, barhaupt, allein, der Kaiser. Dann in langer Reihe — ein sonst nie gesehenes Bild, von der „Großen Bude“, dem unregelmäßigen Backsteinbau des Generalstabsgebäudes her, in dem jetzt Filmprüfungsstellen und ich weiß nicht was, nisten — in hundertköpfigem Zug um die Siegessäule herum, mit den berühmten, breiten, karmoisinroten Beinstreifen der Auserwählten, — der Große Generalstab der Armee.

꙳ ꙳ ꙳

So mancher künftige Träger neuen deutschen Waffenruhms im Weltkrieg schritt damals als Hauptmann oder Major mit im Totenzug der alten Zeit. Mit Moltke ging die erste deutsche Heldenzeit des neuen Reichs zu Grabe. Es kamen fast anderthalb Jahrzehnte lautloser und rastloser Kleinarbeit des Friedens für die Armee — undankbarer Arbeit, inmitten des ewigen Festjubels jener deutschen Tage, und doch in zäher, stiller Pflichterfüllung getan — und dann die zweite, große Heldenzeit — die feldgraue, die wir alle kennen — das Wunder eines Heeres und sein Ende — der Nibelunge Not . . .

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Wilhelm Hegeler

Leo Perutz: Turlupin (München 1924) — Heinrich Federer: Wander- und Wundergeschichten aus dem Süden (Berlin 1924) — Adolf Schmitthenner: Ausgewählte Erzählungen (Stuttgart 1924) — Jakob Wassermann: Der Geist des Pilgers (Wien 1923) — Otto Gysae: Abrechnung (Berlin 1924) — Alfred Funke: Der Bruch im Lande (Halle a. d. Saale 1924)

Wenn einmal zwei nasse Sommer einander folgen, pflegen sofort Propheten mit scharfsinnigen Beweisen für eine neue Eiszeit aufzutauchen, ebenso wie sie nach einigen milden Wintern unser Hyperboreerland gleich mit Rivieraklima bedenken. Ganz ähnlich ist es auf geistigem Gebiet. Aus jeder Oszillationsbewegung der Entwicklung glaubt man auf eine neue Blütezeit oder auf einen drohenden Niedergang schließen zu können. Ich möchte nicht in diesen Fehler verfallen und aus der Tatsache, daß mir das Schicksal diesmal in der Überzahl kurze Geschichten auf den Büchertisch geweht hat, voreilige Schlüsse auf das Aussterben des großen Romans ziehen. Immerhin liegt Kürze im Charakter der Zeit, die feierliche Umständlichkeit unserer Großeltern ist uns fremd, wir besitzen weder ihre langmütige Geduld noch ihre großartige Aufnahmefähigkeit, unsere Nerven sind zugleich müder und reizbarer geworden, wir lieben den raschen, vorüberhuschenden Genuß, der als Nachwirkung noch ein prickelndes Ungenügen hinterläßt. So mag es für unsern Geschmack charakteristisch sein, daß der abenteuerliche Barbiergeselle Turlupin, mit dessen wunderbaren Taten der alte Dumas einen dickleibigen Wälzer gefüllt hätte, von der Feder eines modernen Erzählers in einem dünnen Bändchen abgetan wird. Armer Turlupin — wie dein Historiograph Leo Perutz versichert, war es dir von der Vorsehung bestimmt, die französische Revolution um reichlich ein Jahrhundert aufzuhalten, und doch hat die Nachwelt kaum zweihundert kurze Seiten für dich übrig. Aber wenigstens ist deine Geschichte gut erzählt, ohne Umschweife und Reflexionen, voll Anschaulichkeit, mit untergründiger, nur manchmal etwas flacher Ironie, ein wenig unwahrscheinlich an mancher entscheidenden Wendung und doch den ganzen Umriß deines kurzen Lebens mit innerer Wahrheit füllend. — Wir werden in die letzten Lebenstage des Kardinals Richelieu versetzt, welcher bekanntlich der erste war, der den gallischen Hahn am linken Rheinufer krähen lassen wollte. Aber nicht von seiner Zerstückelungspolitik Deutschland gegenüber handelt die Erzählung, sondern von seinem verzweifelten Plan, seine alten Widersacher, den französischen Hochadel, durch eine Volksempörung umbringen zu lassen. Am St. Martinstag soll dies Federballspiel, an dem die mächtigsten Köpfe des Reichs wie Federbälle durch die Luft wirbeln, vor sich gehn. Daß es nicht geschah, daß die alten Geschlechter noch heute existieren, ist Turlupins Verdienst. Er ist eigentlich eine recht armselige Topfpflanze, dieser Turlupin, ganz dazu geschaffen, den Barbierladen seiner Patronin auszufüllen: ehrsam, ruhsam, bigott und knickerig. Sein Tollpunkt sind die Bettler, die dem braven Handwerksmann die Sous aus der Tasche stehlen und die man doch nicht unbeschenkt lassen darf, da sie einen sonst als die Spione Gottes wegen Unterlassung der kirchlich befohlenen Mildtätigkeit denunzieren. In diesem engen Hirn lebt aber eine fixe Idee. Er ist ein Findelkind und bildet sich ein, von vornehmer Geburt zu sein. Darum trägt er keine Perücke, sondern läßt die eine weiße Strähne, die sich in sein braunes Haar gemischt hat, tief in der Stirn hängen, damit an diesem Zeichen sein adliger Vater ihn eines Tages erkennen könne. Der Zufall läßt ihn in eine Kirche geraten, in der gerade die feierliche Beisetzung des Herzogs von Lavan begangen wird. Mehr gestoßen als selbst drängend, gelangt Turlupin in die Nähe des Katafalks, sieht aus dem steinern blassen Gesicht einer vornehmen Dame zwei Augen in fragender Spannung auf sich gerichtet, erfährt, die Dame sei die Herzogin Witwe, und seine phantastischen Ideen kristallisieren sich im Nu zu dem Wahn, daß es seine Mutter ist, die ihn erkannt und gerufen hat. Nun vom Zufall, hinter dem sich sein Schicksal verbirgt, weiter gegängelt, fällt er in die Hände eines Helfershelfers des Kardinals, der den Volksaufstand organisiert, erhält von diesem Ausrüstung und Papiere eines kurz vorher ermordeten Chevaliers de Josselin aus der Bretagne und findet als dessen Doppelgänger Einlaß in das Schloß des verstorbenen Herzogs von Lavan, wo in derselben Nacht die Vertreter des rebellischen Adels aus allen Provinzen sich versammelt haben. Das Bewußtsein, der rechtmäßige Sohn und Erbe des Hauses zu sein, in dem er sich befindet, verleiht ihm anfangs eine nachtwandlerische Sicherheit, wenn auch unter seinen gespreizten Gesten der Lockendreher immer wieder durchblickt. Aber ein ungeschicktes Wort — und er ist in ein Duell mit einem der im Saale versammelten Eisenfresser verwickelt. Angesichts dieser Gefahr kommt seine wahre Turlupinnatur zum Durchbruch, er möchte

Digitized by Google

aus der gefährlichen Edelmannsnähe sich drücken und in sein sicheres Kleinbürgerdunkel zurückschlüpfen. Glücklich, eine Gelegenheit gefunden zu haben, um still zu verschwinden, begegnet er auf seiner Flucht der Herzogin, die ihm ihren Segen erteilt. Seine Mutter hat ihn gesegnet! Eine plötzliche Umwandlung macht den angstschwitzenden Barbier zum stählernen Helden. Er fühlt sich dem Haus seiner Väter auf Leben und Tod verbunden. Als am nächsten Morgen die Armee des Aufruhrs den Palast umlagert, rennt er wider die Menschenmauer an, stößt den Führer der Aufständischen nieder und zerbricht damit die Stoßkraft der Masse, die nun von einer Arquebusade leicht vollends zerstreut werden kann. Er selbst freilich ist ebenfalls niedergemetzelt. Dem Toten streicht die Herzogin über das Gesicht und bemerkt, er habe für einen Edelmann recht gemeine Züge. Sie war blind seit ihrem sechzehnten Jahr.

Mit den „Wander- und Wundergeschichten aus dem Süden" Heinrich Federers kommen wir nicht nur in eine andere Zeit und ein anderes Land der Begebenheiten, sondern auch auf einen anderen Boden der Kunst. Von der trocknen, prickelnden Kühle des Perutz unterscheidet sich sein warmer, frischer und herzlicher Ton wie — ich würde sagen, schäumender Most von abgelagertem Wein, wenn in diesem Vergleich nicht ein Wertunterschied läge, wo nur eine Wesensverschiedenheit gemeint ist. Was Federer zu einem so dichterischen und immer fesselnden Erzähler macht, ist sein starkes Natur- und Menschenempfinden, ist das reich und heiß strömende Gefühl, das alles, was seinem Aug' und Ohr sich darbietet, so lebendig durchpulst. Er ist der Typus des subjektiven Erzählers, mit dessen Eigenart die strenge Forderung, daß der Künstler hinter seinen Geschöpfen zurücktreten solle, sich schlechterdings nicht verträgt. Der ganze Reiz dieser Eigenart ergibt sich am schönsten grade in dem „behaglichen Nachgeplauder des Erzählers" am Schluß seines neuen Bandes, wenn er von seinen Wanderungen auf stillen umbrischen Pfaden oder durch die einsame Apenninwelt berichtet und dabei die Heerstraße der Weltgeschichte mit all den mächtigen Gestalten der Vergangenheit wieder belebt oder wenn er von den tiefen Abenden in weltfernen Dorfstädten, entlegenen Hirtenhütten erzählt, wo beim flackernden Feuerschein alte Sagen und Geschichten aufglänzten, von denen er meint, „sie müßten ihrer Einfalt und ewigen Seele wegen auch beim Nacherzählen allen Hörern gefallen".

Was nun diese Geschichten selbst angeht, so hat der Dichter auch in dem letzten Bande einige erlesene und des Aufhebens würdige Stücke vereinigt. Nur scheint mir, daß bei der Wiedergabe sein Gefühlsstrom die ursprünglich herbe und strenge Form manchmal allzusehr zerweicht habe. Da ist gleich zu Beginn Alonzo Brigone, der Grafensohn aus Gubbio, der als Rächer seines dem Elend der Verbannung erlegenen Vaters zum verfemten Abruzzenräuber geworden ist. Er schickt herausfordernde Manifeste und freche Schelmenlieder in die Ebene hinunter, von denen eins mit lockender Warnung schließt:

Bin der härteste der Diebe,
Liebe nicht; nein, will nur Liebe.
Neiget mir ein Schelmendirnchen
Noch so tief sein frommes Stirnchen,
Ist an mir ja doch verloren.
Ohne, ohne, ohne
Herz bin ich geboren,
Ich Alonz Brigone.

Ihn zu überführen, daß er dennoch ein Herz habe, machen sich nun die Mägdlein und Frauen auf, aber von allen findet einzig die Tochter des Gubernators Gnade vor ihm. Sie teilt mit ihm sein wildes Leben, fällt mit ihm in die Hände der Häscher, wird mit ihm eingekerkert und soll gemeinsam mit ihm den Tod erleiden. Aber sie rettet für einige Zeit dem Geliebten und sich selbst das Leben, indem sie angibt, Mutter zu sein. Im Kerker geht nun mit Alonzo die innere Wandlung vor. Der Menschen- und Gottesverächter wird durch die reine Liebe der Frau zum gläubigen Büßer. Als das Kind geboren ist, verweigert sie die Begnadigung, und ihr Gatte muß sie bitten, um des Kindes willen am Leben zu bleiben. Sie gibt nach, bedingt sich jedoch aus, bei der Hinrichtung an seiner Seite niederzuknien. Als dann der Schlag fällt, bricht auch sie entseelt nieder, er vom Fallbeil, sie von der Liebe tödlich getroffen ... Daß diese Geschichte umrahmt ist von einer breiten Naturschilderung, nimmt man gern hin wegen der dichterischen Schönheit des Rahmens, aber weniger erfreulich ist, daß ihre ergreifende Schlichtheit stellenweise beinah ertrinkt in Rührseligkeit. Und ganz ähnlich ist es mit einer andern Erzählung: „Das Wunder von Bolsena". Sie spielt zur Zeit, da die Kämpfe der Guelfen und Ghibellinen die Adelsgeschlechter der Stadt in zwei feindliche Parteien zerklüftet haben. Zwei Häuptlinge der Familien Benoni und Quatri haben auf dem vierten Kreuzzug die Gründung einer Kirche gelobt. Die Enkel wollen das Gelöbnis der Verstorbenen zur Tat machen. Aber, ihrem verschiedenen Familiencharakter entsprechend, wollen die Benoni eine schlichte Kirche mit köstlichem Innengerät, während der Prachtsinn der Quatri einen Dom wünscht, der durch seine großartige Fassade der ganzen Stadt Glanz und Herrlichkeit verleiht. Beide Parteien haben Modelle entwerfen und im alten Gotteshaus am Altar aufstellen lassen, damit sie am nächsten Tag dem Papst in feierlicher Prozession überreicht werden sollen. Die Nachtwache an den Weihgeschenken halten zwei Kinder der beiden Geschlechter: Ettore Benoni und Anita di Quatri, die von der Feindschaft ihrer Eltern schon ganz durchdrungen sind. Wie nun die feierliche und furchtbare Einsamkeit der

Digitized by Google

nächtlichen Kirche die Kinder ihren unnatürlichen Haß vergessen und sie sich aneinanderschmiegen läßt in Hilfsbedürftigkeit und Schutzbereitschaft, wie vollends am nächsten Morgen das Wunder der blutenden Hostie die verfehdeten Stadtvölker in bußfertiger Begeisterung eint, das würde noch stärker und überzeugender wirken, wenn es, statt mit dem großen Gefühls- und Schilderungsaufwand, in einem schlichten, aber wahrhaft innigen Legendenton erzählt wäre.

Grade dieser schlichte, stillere Ton macht den Reiz der „Auserwählten Erzählungen" des zu früh verstorbenen Adolf Schmitthenner aus. Verglichen mit dem oft so berauschenden Farbenreichtum des Schweizers nimmt seine Kunst sich wie die eines Zeichners aus. Aber für die geringere Farbigkeit entschädigt der klare und sichere Umriß, und welch einen tiefen Gehalt umschließt oft seine edel einfache Form! Bei Federer sieht man noch deutlich den kostbaren alten Sagenstoff unter den Umhüllungen durchschimmern und hat manchmal den Wunsch, den Kern von diesen Schalen zu befreien. Bei Schmitthenner weiß man weniger genau, was altes Volksgut und was persönliche Erfindung ist, so sehr ist, wenigstens in seinen besten Erzählungen, die Schale selbst von allem Würzduft des Kerns durchdrungen. Da handelt es sich in einer der Geschichten auch um ein Wunder: ein fahrender Geselle ist, beim Tanz, eines Mädchens wegen mit dem Armbrustspanner des Kurfürsten in Streit geraten. Der blinkende Dolch hebt sich gegen das gezückte Messer. Der Geselle stößt rascher zu, nicht zu seinem Glück, denn nun soll er seine Untat mit dem Leben büßen. Gern möchte der Kurfürst den schmucken Jüngling begnadigen, um so lieber, als er hört, daß er der Sohn einer Frau ist, um die sein Herz einmal wärmer geschlagen hat. Aber was wird aus der Gerechtigkeit, wenn ihr um eines persönlichen Wohlgefallens willen Abbruch geschieht! So wird dem jungen Sünder sein Urteil verkündigt: am nächsten Morgen, nach dem Läuten des Frühglöckleins, muß er dran glauben. Das Äußerste, was der Kurfürst seinem Mitleid abgerungen hat, ist, daß er den Soldatentod durch die Kugel sterben darf. Aber nun begibt sich das Wunder. Die vier Musketiere stehn mit brennender Lunte bereit, da kommt der Küster gerannt: das Glöcklein gibt trotz allem Zerren keinen Hall von sich. Der Kurfürst befiehlt, die andere Glocke zu läuten. Auch die schweigt still. Da wird die große Feuerglocke gezogen. Nun hebt ein ehernes Dröhnen an, daß alle Bewohner erschrocken aus ihren Betten springen. Und wenn die beiden andern ihre Stimme versagten, die große will nicht aufhören, mit ihrem gewitterhaften Alarm die Stadt in Aufruhr zu bringen, obwohl der Küster längst das Seil hat fahren lassen und davongelaufen ist. Erst als der Geselle begnadigt und in Sicherheit ist, schließt sich ihr grollender Mund. Über dies Wunder haben noch Kinder und Kindeskinder in der Stadt sich die Köpfe zergrübelt und keine andere Erklärung gewußt, als daß der fahrende Geselle niemand anders als Doktor Faustus gewesen sei. Wie aber nicht diabolische Magie, sondern einzig die Beherztheit eines verliebten Mädchens dies Wunder bewerkstelligt hat, wird von dem Dichter so kunstreich und natürlich erzählt, daß, wollte man aus dem zierlichen Gespinst die eigentliche Fabel herausreißen, man allen Reiz zerstörte. Außer einigen, nicht gleichwertigen, historischen Novellen und einer etwas verschnörkelten mythischen Erzählung gibt es in dem Band noch zwei Märchen, die, sinnvoll, in dem kernigen Volkston der Brüder Grimm erzählt sind.

In exotische Fernen hat „Der Geist des Pilgers" diesmal Jakob Wassermann geführt und sein neues Buch erfüllt mit der schwermütigen Erkenntnis von der Nichtigkeit alles Habens und Tuns und der Ewigkeit alles Seins. Es sind dieselben Gedanken, die auch der „Ulrike Woytich" zugrunde lagen, aber wenn sie dort wie in einem großen Schmelzwerk aus der verworrenen Dumpfheit vitalen Lebens und triebgespannter Wirksamkeit mühsam herausgeläutert wurden, treten sie diesmal als formgebende Gewalten auf, die den vergeistigten, legendären Ton der drei Erzählungen bestimmen. „Das Gold von Kaxamalka" lockt das spanische Söldnerheer, daß es, nur von Beutegier unter seinem Führer zusammengehalten, alle Qualen des weiten Marsches, alle Schrecknisse des Gebirges überwindet und, von Besitzverlangen dämonisch getrieben, mit der Macht von Dämonen in das übermächtige Volk der Peruaner hereinbricht, das von seinem fremden und wilden Anblick wehrlos gelähmt wird. Durch Verrat bemächtigt Pizarro sich des Inka, der sein Volk wie eine Gottheit beherrscht und ohne dessen Willen „kein Vogel in seinem Lande auffliegt". Den Inka überwältigt ebenfalls das Rätsel dieser fremden Eindringlinge, die er als sein Schicksal, als eine Naturkraft empfindet, gegen die sich aufzulehnen vergeblich wäre. Vor allem rätselhaft ist ihm ihr Begehren nach Gold. Sein Volk kennt es als Tauschmittel nicht, Gold ist ihm nur Stoff zu kunstreichem Gebilde, während der Fremde die Formen zerpreßt, um den Klumpen als sein Eigentum gierig zu umschließen. Durch die Erfahrung belehrt, daß der Feind sein Opfer frei läßt gegen dies nichtige Ding, versucht der Inka sich loszukaufen. Aber der Anblick der Goldschätze, die auf seinen Befehl aus dem ganzen Lande herbeigeschafft werden, um ein Gemach bis zur bestimmten Höhe zu füllen, berauscht das Söldnerheer, verfeindet es untereinander und macht es aufsässig gegen den General. Mit glasigen Blicken umkreist bald der eine, bald der andere den gelblohenden Schatz, und ehe noch das Maß erreicht ist, wird er an die Gierigen verteilt. Den Inka

Digitized by Google

beschuldigt man einer Verschwörung und verurteilt ihn zum Tode. Diese Ereignisse berichtet einer der spanischen Ritter, zuerst die Bilder ruhig zurückstrahlend, dann immer tiefer von ihrer Fremdheit beunruhigt. Wie der Blick des Inka grübelnd auf ihm und den Genossen forscht, wird er irre am eigenen Sein. Unlösbar ist auch ihm das Rätsel dieses anderen Wesens, aber dessen unschuldige Hoheit erfüllt ihn mit Scham über die finstere Besessenheit der Seinen. Noch im Untergang siegt die Lebensschönheit des Besiegten. Während die Spanier sich bei einem Bacchanal berauschen, feiert der Inka das Sterbemahl mit seinen Ahnen, überwindet, indem er sich am Tisch des Lebens mit den Verstorbenen vereinigt, den Tod im Symbol des ewigen Seins. — Während diese erste Erzählung mit den braunen, edel bewegten Peruanern und den in Waffen blitzenden Spaniern sich farbig von dem goldenen Hintergrund abhebt, gibt die nächste, „Witberg", in dunklen Umrissen die Tragik eines Künstlerlebens, hinter dem wie sein vergrößerter Schatten das Schicksal eines Kaisers steht. Der Zar Alexander I. beschließt nach seinem Siege über Napoleon, in Moskau eine Kathedrale zu errichten. Sein Aufruf an die Baumeister des Landes wird für Witberg, einen bis dahin unbekannten und sich selbst noch suchenden Menschen, die Berufung zum großen Werk. Sein Plan zu einem dreitempligen Riesenbau überwältigt den Kaiser durch seine Großartigkeit. Mit der Ausführung dieses Werkes will er alle Halbheiten seines Lebens übertürmen. Witbergs glühender Wille treibt den Bau aus der Erde. Aber dieser Wille brennt wie Feuer in der Nässe, umringt von Lauheit und Feindschaft, gefährdet von eigener Ungeduld und Unvermögen. Mit dem Tode des Zaren bricht alles zusammen. Witberg wird angeklagt und verbannt. Alles, sich selbst, das Glück seiner Frau, das Leben seiner Kinder, hat er dem Werk geopfert. „Und was ist zu dir von deinem Tun zurückgekehrt?" fragt der Pilger. Es ist der Zar, der nicht tot ist, der nur den Trugmenschen der Wirklichkeit abgetan hat und in der Verklärung seines Volks weiterlebt als der, der zu sein er einst vergebens erstrebte. Und wie diese verklärte Gestalt lebt in der Seele des russischen Volkes auch die Kathedrale von Moskau, die in der Phantasie der Gläubigen sich herrlicher aufgebaut hat, als sie es je in Wirklichkeit vermocht hätte. — Am Ausgang des Buches ruht sphinxhaft „Das Tier". Ein kurzes Bild: eine aufrührerische Volksmenge überfällt einen fürstlichen Lastwagen, zerreißt die Umhüllungen und erstarrt vor dem Blick eines Löwen. Etwas, das sie vergessen haben, dem sie entfremdet sind, sieht diese Menschen mit ruhigen, unschuldigen und gleichgültigen Blicken an — die Natur.

Naturentfremdet, nur freilich in einem andern, doch nicht weniger gefährlichen Sinn als die bleichen Bewohner des Großstadtdunkels sind auch die Menschen, die Otto Gysae in seinem neuen Roman „Abrechnung" schildert, die höheren Menschen, die nicht mehr Söhne der Erde sein wollen und weit entfernt sind, Kinder des Himmels zu sein. Da hat vor mehreren Jahren Jakob Morin die begehrteste Partie der ganzen Stadt entführt, ist mit ihr losgefahren „direkt ins Glück hinein". Morin ist ein Mann, dem jedes warme Gefühl durch die kalten Betastungen seines Verstandes zerfällt. Er hatte gehofft, durch Fanny über seine Unzulänglichkeit hinausgehoben zu werden. Er hat sich getäuscht. Fanny hat es geahnt und ihn darum verlassen. Auch in ihr liegen Instinkt und Verstand, Weib und höherer Mensch im ewigen Konflikt. Nach acht Jahren taucht Morin wieder auf. Nicht Fannys wegen. Ein Geschwisterpaar hat es ihm angetan, ein kleiner Bankbeamter und seine kranke Schwester, die das Leben in stiller Demut hinnehmen. Die vom Licht einer andern Welt schon verklärte junge Kranke ist es vor allem, deren Zauber er unterliegt. Auch Fanny lernt diese magische Güte kennen und gibt sich der neuen Freundin hin in einer Schwesternliebe, unter deren reiner Inbrunst doch alle Gifte eifersüchtigen Hasses sich verbergen. Sie möchte Elna gleichen, entsagt ihretwegen dem noch immer begehrten Mann und kann doch im entscheidenden Augenblick das Geständnis nicht zurückhalten, daß sie ihr den Tod wünscht. Elna stirbt wirklich. Die beiden Überlebenden, mit sich selbst, miteinander zerfallen, wissen keinen andern Weg zur Freiheit, als Elna in den Tod zu folgen. — Um das Dunkel dieser widerspruchsvollen Charaktere aufzuhellen, hat Gysae diesmal eine eigenartige und nicht sehr glückliche Technik gewählt. Statt seine Menschen in ihrem Tun und Leiden sich auswirken zu lassen, schildert er sie durch das Medium außenstehender Personen, während sie selbst meist im Zwielicht bleiben, das manchmal nicht ohne geheimnisvollen Reiz ist, auf die Dauer aber ihre Umrisse verwischt.

Im Gegensatz zu Gysaes Roman steht man mit dem Westfalenroman Alfred Funkes „Der Bruch im Lande" mitten im Leben. Es ist ein Heimatroman von der guten und tüchtigen Art, der das Leben da packt, wo auf der roten Erde alte Gegensätze noch immer miteinander ringen: auf dem Grenzgebiet der Industrie und des freien Bauerntums. Da ist der Heinrich Schulte, der stolzeste Bauer zwischen Dortmund und Soest, und sein Gegner, der Direktor der Zeche „Hulda", eine durchaus originelle Gestalt. Er ist weder sentimental verschönt, noch karikiert, sondern vom selben Stamm und Blut wie der Schulte: ein niedersächsischer Bauer auch er. Eine Gestalt wie diese macht die Entwicklung unserer Industrie erst ganz begreiflich, die ihren glänzenden Aufschwung nicht nur den Schätzen unter der Erde verdankt, sondern auch den kernhaften Männern, die zu ihren Sachwaltern gesetzt sind.

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Handwerkliche Kunst

Im Frühjahr dieses Jahres fand in der Unterrichtsanstalt des Staatlichen Kunstgewerbemuseums in Berlin eine „Ausstellung für handwerkliche Keramik, Handweberei und Zeugdruck“ statt. Mit dieser Schau trat die „Arbeitsgemeinschaft für Deutsche Handwerkskultur“ zum ersten Male in größerem Umfang mit praktischen Ergebnissen ihrer Tätigkeit an die Öffentlichkeit. Im Jahre 1922 durch den Reichskunstwart Dr. Redslob ins Leben gerufen, hat die Organisation sich als wichtigste Aufgabe die Erhaltung künstlerisch und technisch wertvoller Handwerksarbeiten gestellt. Die durch den Krieg verursachte Unterbrechung geordneter Arbeitsweisen hat das in jahrhundertelanger Schulung herausgebildete deutsche Handwerk, das in den letzten Jahrzehnten schon durch die Auseinandersetzung mit der Industrie mit großen Schwierigkeiten kämpfen mußte, in seiner Weiterexistenz schwer bedroht. Es schien, als ob eine ganze Reihe uralter Handwerkstechniken einmal durch den Wegfall von Aufträgen, zum anderen durch den Mangel eines geeigneten Nachwuchses verloren gehen sollten und somit ein reicher Erbbesitz an kostbarem Können der deutschen Hand dem Untergang geweiht wäre. Reiche Erfahrungswerte, die sich nur organisch von Hand zu Hand, vom Meister an den Lehrling, weitergeben lassen, würden unwiederbringlich verloren gewesen sein.

Zu diesen vom Untergang bedrohten Handwerkszweigen gehört auch die handwerkliche Keramik, der sich die Organisation in systematischer Arbeit zuerst zuwandte. Die in Deutschland noch vorhandenen etwa hundert handwerklichen, bäuerlichen Töpfereien, die, meist fern von den Hauptverkehrsstraßen liegend, noch heute die Tradition dieses einst so blühenden Handwerkszweiges lebendig erhielten, wurden aufgesucht und zunächst durch die zu diesem Zweck gebildete „Handelsgesellschaft für Handwerk und Volkskunst“ mit Aufträgen versorgt. Die Erzeugnisse von etwa vierzig dieser Werkstätten waren so zu einer Ausstellung vereinigt worden und konnten zugleich Zeugnis ablegen von der Reichhaltigkeit und Vielgestaltigkeit des deutschen Könnens auf dem Gebiet der Keramik.

Die eigentliche Bauernkeramik zeigt in größter Eindringlichkeit, wie eng ihre Tradition mit dem Mutterboden verwachsen ist. Technisch und ornamental deutlich charakterisiert sondern sich die Dialekte der erzeugenden Hände. Unverkennbar sind die Töpfereierzeugnisse aus Niedersachsen. Meist streng in der Form, mit sparsamer Ornamentik, zeigen sie einen roten, ziegelartigen Ton, auf den meist eine hellere Glasur aufgetragen ist. Ein besonderer Reiz entsteht bei vielen Stükken dadurch, daß das scharfe Feuer den Beguß an manchen Stellen abgreift und dann dort die Farbe des Scherbens stärker hindurchleuchtet, ebenso wie die beim Drehen entstandenen Rillen sichtbar werden. Und doch sondern sich die einzelnen Werkstätten streng voneinander. Die Arbeiten von Reimers, wohl des letzten Töpfers Schleswig-Holsteins, zeigen nach holsteinischer Tradition

Süddeutsche Hafnerarbeiten

Digitized by Google

1 2 3 4 5 6 7
Handwerkliche Techniken: 1, 3, 5, 7 Auflegearbeit aus Hessen; 2 Niederdeutsch, mit dem Gießhorn bemalt; 4 Werkstatt Kraut, Hameln; 6 Sgraffitotechnik, Schleswig-Holstein

ein eingekratztes Linienornament, während in Westfalen farbige Muster, Streifen und Spiralen mit dem sogenannten Malhorn aufgetragen werden. Hehemann in Osnabrück streicht mit dem geübten Daumen einen Tropfen auf dem Boden einer Schüssel zur Figur eines Vogels auseinander, während die Tradition im Gebiet der unteren Weser vielfach mehrfarbige Streifen vom Rand des Gefäßes nach dem Boden fließen läßt.

Anders die Bauerntöpferei in Hessen, Baden und Württemberg. Charakterisiert durch leuchtende Metallglasuren liegt der Reiz in einer Bemalung, die zur Grundfarbe des Topfes im Gegensatz steht. Stark plastische Ornamente in weißer, grüner, roter oder schwarzer Farbe werden mit dem Malhorn aufgetragen oder aber, wie vor allem in der Marburger Gegend, mit teilweise uralten Modeln ausgeformt und dann auf das Gefäß aufgepreßt, meist Blumen und Motive aus der Empirezeit. Neben den Gebrauchsgegenständen formt die spielende Hand kleine Figürchen, allerlei Spielzeug, wirkliche Volkskunst, da sie naiv und in erster Linie zur eigenen Freude geschaffen ist.

Je weiter man nach Süden kommt, um so stärker herrscht der bildnerische Schmuck vor. Älteste Überlieferung und heute noch in Deutschland wohl am stärksten erhaltenes technisches Können geben den in starken Schmelzfarben leuchtenden Erzeugnissen der bayrischen Handwerkskeramik ihr Sondergepräge. Altväterische und doch lebendige Heiligenfiguren, ganze biblische Szenen, fast vollplastisch auf mit sicherer Hand gedrehte dickbauchige Krüge angebracht, zeugen von der tiefen Verwurzelung der katholischen Vorstellungswelt im Volksempfinden. Daneben stehen Versuche einzelner Werkstätten, wie der von Hudler in Diessen am Ammersee, neue eigenartige Formen zu finden, ohne die lebendige Überlieferung abzureißen. Verfahren wird dabei ganz in der Weise der alten Töpferfamilien: Der Meister sitzt an der Drehscheibe und seine Frau malt die Ornamente auf die Vasen und Schüsseln, Blumen und Tiere, die gerade durch die sich so ergebenden Zufälligkeiten in Form und Farbe hohen künstlerischen Reiz haben.

Neben dieser eigenartigen Bauernkeramik waren auf der Ausstellung auch Erzeugnisse einiger Betriebe zu sehen, die, von Hause aus mehr künstlerisch eingestellt, durch direkte Berührung mit der volkstümlichen Töpferkunst Anregung und Bereicherung erfuhren oder die versuchten, auch im großen Werkstattbetriebe Dinge herzustellen, die alle Sonderreize handwerklicher Erzeugnisse aufweisen und doch die Kennzeichen künstlerischen Eigenwillens tragen. In Niedersachsen wirkt, um noch einiges zu nennen, die Werkstatt von Blut in Goslar mit feinwandigen, dünn gedrehten Gefäßen in diesem Sinne, besonders schönes Grün auf keramisch fein empfundenen Formen zeigen die Arbeiten der von Hameln ausgegangenen Werkstatt Gertrud Kraut, in der Provinz Brandenburg treten die Steingutfabrik Velten-Vordamm mit den Arbeiten von Charlotte Hartmann und Hahm hervor, die Werkstätten in Gildenhall (Mutz) und Oranienburg (Douglas Hill).

Die Ausstellung hat es vermocht, dem Beschauer die Kraft und den Reichtum bodenständiger Handwerkstradition auf dem Gebiete der Töpferkunst neu zu offenbaren, sie konnte ihn leicht davon überzeugen, daß der Erwerb dieser Dinge ein Beitrag zur Erhaltung eines Könnens ist, das unbedingt als unverlierbarer Besitz der deutschen Kultur angesehen werden muß. Somit hat sie ihre Aufgabe erfüllt und die Arbeitsgemein-

Digitized by Google

1 Werkstatt Gmunden; 2—4 Werkstatt Hudler, Diessen am Ammersee; 5 Werkstatt Douglas Hill, Oranienburg; 6 Werkstatt Königsbauer, München

schaft konnte an diesem Beispiel zeigen, daß sie auf dem einzig richtigen Wege ist.

Kurt Biebrach.

Zu unseren Bildern

Den wirkungsvollen Darstellungen handwerklicher Keramik läßt unsere Rundschau ein überaus fesselndes Trachtenbild folgen. Es ist ein Gemälde von Louis Niederberger, das, wenn auch verfeinert, ein bäuerisches Nidwaldnermädchen in der prächtigen „uisgschliffnen" Tracht zeigt. Das Bild ist eine Probe aus dem mit vielen Abbildungen versehenen Werk „Die Volkstrachten der Innenschweiz", das, von Julie Heierli herausgegeben, im Verlag von Eugen Rentsch in Erlenbach-Zürich erschienen ist. Frau Julie Heierli ist eine erste Kennerin auf dem Gebiet der Trachtenkunde ihrer Heimat. In ihrem umfangreichen, übrigens sehr kostbar ausgestatteten Buch hat sie sich die Aufgabe gestellt, die Entstehung der Innenschweizer Trachten, ihre Entwicklung, ihre allmähliche Ausbildung sowie ihre Verwandtschaft klarzulegen, den fortwährenden Einfluß der Allerweltsmode zu zeigen und die Veränderungen mit möglichst genauen Zeitangaben festzustellen. Ihre Studien stützen sich ausschließlich auf Quellenmaterial. Frau Heierli hat bei dessen Herbeischaffung durch viele einfache Leute aus der Innenschweiz tatkräftige und verständnisvolle Unterstützung gefunden. Aber auch Gelehrte und Amtspersonen leisteten der Verfasserin wertvolle Dienste. Selbstverständlich haben alle Schweizer Museen und Privatsammler ihr bereitwillig ihre Archive, ihre Schätze zur Verfügung gestellt. Für die Trachtenkunde sind nun freilich nur wenige Künstler vollständig zuverlässig; sie wollen sich meist nicht an gegebene Farben und Formen halten; gerade diese aber spielen bei den Volkstrachten oft die Hauptrolle. In Nidwalden hat sich die originelle Tracht länger als sonstwo in ihrer vollen Entfaltung erhalten: die Fremdenindustrie, die auch Nidwalden durchflutet, hat dazu beigetragen. Frau Heierli bemerkt zu dem Bild von Louis Niederberger: Die Tracht sei nach ihren Forschungen sonst richtig wiedergegeben, nur habe sie in Wirklichkeit nie so breit herabhängende Ärmelvolants feststellen können.

Dem soeben in zweiter Auflage bei Karl W. Hiersemann in Leipzig erschienenen bekannten Buch über die Kunst Ostasiens — „Ursprung und Entwicklung der chinesischen und japanischen Kunst" von Ernst F. Fenollosa — sind die beiden zartfarbigen Bilder auf S. 118 und 119 unserer Rundschau entnommen. Fr. Wilcke, der Übersetzer des japanischen Textes, und Shinkichi Hara, der wissenschaftliche Assistent am Museum für Kunst und Gewerbe in Hamburg, der die deutsche Ausgabe durchgesehen und bearbeitet hat, bemerken in einer gemeinsamen kleinen Vorrede über den Verfasser: Ernst Fenollosa habe für die Kunst Ostasiens und besonders Japans eine ähnliche Pionierarbeit geleistet, wie Winckelmann sie hundert Jahre zuvor für die griechische Kunst verrichtet hat. Leider war es Fenollosa nicht vergönnt, sein Werk selbst abzuschließen. Seine Witwe gab das Buch heraus. Das Originalmanuskript, so wie der Verfasser es in flüchtigen Bleistiftzügen hinterließ, war kaum mehr als eine ungefähre Skizze des eigentlichen Werkes, das er endgültig zu geben beabsichtigte. Viele historische Daten, die Namen der Tempel,

Digitized by Google

Beispiele neuerer kunstgewerblicher Gestaltung

die chinesischen und Sanskritnamen, und selbst die vollständigen Namen der Künstler waren oft freigelassen. Da galt es also noch einer langwierigen Nacharbeit. Das Werk ist nunmehr in zwei Bände von je neun Kapiteln eingeteilt. Den Abschluß des ersten Bandes bilden die Abschnitte, die uns hier am meisten fesseln dürften: Gräko-buddhistische Kunst in China und Japan, die mystische buddhistische Malerei in China und Japan, Loyang und Kyoto, mystische buddhistische Kunst in Japan, die Fujiwara, die Kunst der Feudalzeit in Japan, Kamakura, die Tosa-Schule.

Von den Kunstbeilagen, die dieses Heft enthält, gehört das Titelbild zu der kleinen Monographie, die Dr. Paul Ferdinand Schmidt Meister Emil Orlik gewidmet hat. Zwei Plastiken sind in Duplexautotypien wiedergegeben: die vorzügliche, sprechend ähnliche, geistreich aristokratische Büste, die Prof. Edwin Scharff von dem Kunsthistoriker Geh. Rat Prof. Dr. Heinrich Wölfflin modelliert hat, dem langjährigen Meister des Wortes und der Darstellung an der Münchener Universität, der nun in seine Schweizer Heimat zurückgekehrt ist, — und das Bauchsche Werk: „Deutsche Wacht." Georg Curt Bauch ist im Jahre 1887 in Meißen geboren und lebt jetzt in Loschwitz bei Dresden. Er studierte in der Kunstgewerbeschule und der Akademie in Dresden im Meisteratelier Diez. Von seinen bildnerischen Arbeiten sind am bekanntesten geworden sein in Jöhstadt in Sachsen aufgestellter Brunnen und das Werk „Broce" im Albertinum Dresden. Die Gedanken- und Empfindungswelt, die seine „Deutsche Wacht" in jedem Deutschen gerade jetzt erschließt, wo die dem vierjährigen deutschen Sieg gefolgten sechs Hunger-, Elends- und Knechtschaftsjahre die Verzweiflung in jedes Deutschen Seele treiben, bedarf kaum einer Erklärung. Unter den mehrfarbigen Kunstbeilagen fällt zunächst das Gemälde „Mäherinnen" von Prof. Albert Haueisen auf, dem Direktor an der Karlsruher Akademie. Niemand würde in dem Maler dieser weichen Licht- und Farben- und Linienübergänge den ehemaligen Holzschneider vermuten. Haueisen hat seine Studienzeit in Karlsruhe, München und Italien sehr nützlich angewendet. Der große Meister Thoma ward frühe auf den begabten Kunstjünger aufmerksam, ja, trotz des großen Altersunterschieds — Haueisen ist im Jahre 1872 geboren — verband sie bald eine innige Freundschaft. Sie bewog Haueisen wohl auch, sich nach Bernau im Schwarzwald zurückzuziehen. In ihm gärte es stets. Früh beherrschte er die Technik spielend. Es war im Jahre 1896, als sein Gemälde „Landleute, die sich vor dem Gewitter flüchten" ihm Ruhm einbrachte. Hier war er altmeisterlich, farbenprächtig, ruhig und reif. Aber die Absichten des französischen Neo-Impressionismus beschäftigten ihn dann lange Zeit. Auch Hodler, Cézanne und Manet beeinflußten ihn. Und dennoch hat die schließlich dem Expressionismus folgende künstlerische Entwicklung dem Maler und seinem Werk nichts „Potpourrihaftes" gegeben. Dazu war seine Hand zu selbstwillig ausgeprägt. Werke des Künstlers schmücken die Staatliche Kunsthalle Karlsruhe, die Kunstsammlung Freiburg und die Essener Galerie. Sein reiches, noch immer wachsendes Lebenswerk soll uns bald einmal in Form eines eingehenderen besonderen Kunstaufsatzes beschäftigen. Des Meisters Otto Pippel Hand verrät sich in dem stimmungsvollen Gemälde „Quartett" allen Kennern sofort an der fabelhaften Wirkung der Lichtquelle, die den fast geometrischen Mittelpunkt der Leinwand bildet. Es ist köstlich zu beobachten, mit welcher Sicherheit der Münchener Künstler den Lichteinfall abstuft: von den fast kreidig-blendenden Notenblättern an bis zu dem Rotblond des Cellokörpers, und mit welcher Kühnheit des Geigers Gesicht fast gelblichweiß erfaßt ist, während der Cellist und der Klavierspieler ganz

Digitized by Google

Bäuerisches Nidwaldnermädchen (1850) mit künstlicher roter Zopfgarnitur
Gemälde von Louis Niederberger im Museum zu Stans

Digitized by Google

Ein Teil des berühmten Hikone-Schirmes. Angeblich von Matahei. (Aus Fenollosa: Ursprung und Entwicklung der chinesischen und japanischen Kunst)

in rötlich-trauliche Halbdämmerung gerückt sind. Erich M. Simon ist schon seiner drollig-biedermeierlichen Einfälle halber beliebt. Wer entsinnt sich nicht gern seiner Bilder „Männchen, kauf' mir doch den neuen Hut" und „Fremde von Distinktion landeten in unserer Stadt". Aber auch diese „Begegnung" zeigt wieder das starke artistische Können, die Sicherheit des fast eigensinnig minutiös feststellenden Künstlers. Karl Boehmes „Herbstmorgen auf Rügen" bildet ein überaus fesselndes Marinestück. Nur einem Komponisten, der über reiche und volle Tonwerte gebietet, konnte diese Sinfonie der Brandung gelingen. Man hört die kurzen Wogen über den steinigen Strand klirren, man hört das Rauschen, Rollen der kleinen Sturzseen, man glaubt den Wassergeruch zu spüren, der mit dem von Tang und Fisch gemischt ist. Im Offsettverfahren, auf besonderem Papier, gibt das Heft noch eine Kunstbeilage nach einem Bildnis von Eugen Spiro. Es ist immer eine Freude, ein liebenswürdiges Weib von dieses Meisters Hand gemalt zu sehen. Wie reich und vielseitig der noch immer jung gebliebene Meister ist, das hat erst vor zwei Jahren der Künstleraufsatz bewiesen, den unsere Hefte Eugen Spiro gewidmet haben. Seitdem ist seine Hand fast noch sicherer, seine Charakterisierungskunst noch schärfer geworden. **H. G.**

Rosenmontag in Sevilla. Eine köstlich farbenbunte Reise-Erinnerung hat die Hamburger Künstlerin Ch. Pukall in ihrem Temperagemälde (S. 120) festgehalten. Das war auf der Fahrt nach dem Frühling, die der

Digitized by Google

Detail aus den Fresken des Tempels Hokaiji bei Kioto

(Aus Fenollosa: Ursprung und Entwicklung der chinesischen und japanischen Kunst. Verlag von Karl W. Hiersemann, Leipzig)

Digitized by Google

Rosenmontag in Sevilla. Temperagemälde von Ch. Pukall

schmucke Gesellschaftsdampfer „General San Martin" der Hugo Stinnes-Linien in diesem Frühjahr ausgeführt hat. Das Schiff führte seine Gäste aus dem Februareis der Elbmündung in die Blumen-, Palmen-, Orangen- und Bananen-Plantagen von Madeira und Teneriffa, landete sie in Cadiz und schickte sie in einem Extrazug längs dem Guadalquivir nach Sevilla hinauf. Und es war gerade Rosenmontag, als die Deutschen in der zauberreichen Alkazarstadt eintrafen, und just Glock vier, die Stunde, an der der Blumenkorso draußen an der Weichbildgrenze seinen Höhepunkt erreicht. Flugs setzte die Stinnessche Reiseleitung die hundertfünfzig Fahrgäste des „General San Martin" in offene Gefährte, und so war's den noch vor zwei Wochen im grauen Norden steckenden Glücklichen vergönnt, die unglaubliche Farbenbuntheit dieses sonnebeglänzten Nachmittags zu erleben. Blumen waren freilich in der Minderzahl unter den Geschossen, die von Wagen zu Wagen, von Auto zu Auto sausten, die Papierschlangen und die Konfetti bildeten den billigeren Ersatz, der das ganze Bild aber festlich bewegte und lustig stimmte. — Die echte und rechte Fastnachtsstimmung muß in Spanien jeder Festteilnehmer selbst mitbringen. Die Sevillaner sind lustig auf ihre eigene Weise. Die jungen Leute, sonst so streng geschieden durch Aufsicht und Sittenüberlieferung, blitzen einander mit den schwarzsamtenen Augen an, winken einander zu, ohne Lärm, ja auch ohne Begleitmusik. Feierlich unnahbar rollen schwarzgekleidete Damen der besten Gesellschaft in ihren Autos im Korso mit — die Kristallscheibengläser schließen sie selbst gegen die Berührung mit der Luft ab, die das arme Volk atmet, — längs der breiten Promenaden, durch die der endlose Zug geht, steht und sitzt die Kleinbürgerschaft, staunt und freut sich und begleitet jeden Wagen und seine Insassen mit Kommentaren, die die genaueste Kenntnis aller sozialen, familiären, finanziellen und moralischen Verhältnisse verraten.

Ein ganz reizender Ausschnitt aus diesem Zusammenklang von Farbe, Bewegung, Licht und Trubel ist der jungen Künstlerin hier gelungen. **P. O. H.**

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in **Berlin** Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in **Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

39. Jahrg. / Oktober 1924 / 2. Heft

Der einsame Mann

Roman von Clara Viebig

Fortsetzung und Schluß

Von dem äußeren Gang der Romanhandlung sei aus dem im Septemberheft veröffentlichten Teil für die neuhinzutretenden Leser hier ein knapper Auszug gegeben:

Der vereinsamte alte Oberst Eugen Freiherr von Rettberg hat als Pensionär der Arztwitwe Arndt eine innige Zuneigung zu deren Sohn Hans-Helmut gefaßt. Väterlich sorgt er mit ihr für den zarten Jungen während dessen Schul- und Universitätszeit. Bei einer schweren Erkrankung des Studenten schicken Mutter und Adoptivvater die resolute Tochter Maria der Aufwärterin Kaspers nach Berlin, um seine Pflege zu übernehmen. Die Mutter ist zu schwach, um die Reise selbst ausführen zu können, der alte Oberst will die von Krankheit und Sorgen Erschöpfte nicht verlassen. Inzwischen haben sich die Sinne der beiden Jungen in dem Berliner Studentenheim gefunden.

Ich weiß jar nich," sagte Frau Huppauf zu ihrem Mann, „wie unser Herr Arndt sich jetzt verändert hat. So lustig ist er, früher war er viel stiller."

„Dem ist das Wiederjesundsein zu Kopf gestiegen," sagte weise Herr Huppauf. Aber dann rieb er sich seine, an der Spitze ein wenig aufgestülpte Nase mit den weiten Nasenlöchern, die immer so aussahen, als witterten sie etwas: „Weißte, Mile, das Fräulein hat sich aber auch verändert; lange nich mehr so liebenswürdig. Die bild't sich jetzt was ein."

„Oller Duffel!" Frau Emilia wurde unparlamentarisch, sie ärgerte sich über ihren Mann.

„Nee, nee, die is jenau so wie früher!"

Dieses Mal war Herr Huppauf klüger als seine Frau, hellhöriger. Maria hatte einen Klang in der Stimme, der früher nicht darin gewesen war.

Die beiden, der Student und seine Pflegerin, waren noch immer da. Die Mutter hatte wiederholt geschrieben, der Sohn möchte doch nach Hause kommen; die Tage waren auch jetzt mild, im Garten unter der Rosenhecke blühten bereits die ersten Veilchen, die Sonne schien so warm ins Flußtal, daß man um Mittag auf der Plattform vor der Tür sitzen konnte. Es würde ihm viel besser tun als in dem noch kalten Berlin. Aber Hans-Helmut war eigensinnig. Er hatte durch seine Krankheit zuviel versäumt, es war unbedingt nötig, daß er das Kolleg über Kant, das er nun doch einmal belegt hatte, wenigstens nicht ganz versäumte. Und im germanistischen Seminar war es jetzt gerade hochinteressant. Sie sollten ihn ruhig lassen, die Mutter durfte nicht quälen, es war für sein ganzes Leben zu wichtig, als daß er jetzt vor der Zeit hätte abbrechen können. Bis Seminarschluß, Ende April, war's ohnehin nicht mehr lang. Ostern kam er dann nach Hause.

Die Mutter gab sich drein, sie sah das ja alles ein.

„Aber wenn er sich dadurch nur nicht schadet, mir ist bang um ihn!"

„Dummes Zeug," brummte der Oberst; er war ungehalten, ob über die Ängstlichkeit der Frau Doktor, oder weil er sich so auf den Jungen gefreut hatte und nun enttäuscht war, das sagte er nicht. Für sein Leben wichtig, daß er bis Semesterschluß dablieb? Das war übertrieben.

Zum Dämmerschoppen ging der Oberst jetzt nur noch selten; diese tägliche Gewohnheit war zum Ausnahmefall geworden. Er konnte ja Frau Arndt auch nicht so lange allein lassen. Nun das Frühjahr in der Luft lag, der

Digitized by Google

Grasboden neu sproßte, alle Säfte stiegen, war es gar nicht gut mit ihr. Neulich hatte er sie wieder einmal ohnmächtig gefunden; es war eine sehr tiefe Ohnmacht gewesen. Der Schweiß war ihm vor Angst am Leibe heruntergelaufen, er hatte sie auf ihr Bett getragen, ihr die Schläfen mit Essig gerieben, die Füße hochgelegt und die erkalteten Hände in heißes Wasser gehalten; weiter konnte er vor der Hand nichts tun.

Es war Zeit, daß wenigstens Maria von Berlin zurückkam. Wenn Hans-Helmut so gesund war, daß er ins Kolleg gehen konnte, was brauchte die denn noch da zu sitzen? Der Oberst schrieb das an Hans-Helmut; er erwartete Maria in den nächsten Tagen. Statt ihrer kam ein Brief des Sohnes, voller Bedauern, daß die Mutter nicht wohl war, aber das würde sich ja schon bald wieder geben, Ostern hoffte er, sie ganz frisch und vergnügt zu sehen. Was nun Maria anbelangte, so würde die, sobald es möglich sei, kommen. —

Und dabei blieb es. Der Oberst war ungehalten, mehr als das: ärgerlich, und auch mehr als ärgerlich. Aber er verbiß das in sich; die geheime Unruhe, für die er keinen Grund angeben konnte, mochte er deshalb auch nicht mitteilen. Frau Arndt war ohnehin schon wieder aufs neue besorgt. Die Kaspers hatten einen Brief von ihrer Tochter bekommen und nicht versäumt, den vorzulesen. Danach ging es dem jungen Herrn noch immer nicht gut; Maria schrieb, wie sie ihn pflegen mußte, damit er das Studium durchsetzen konnte. Morgens brachte sie ihm schon frischgemolkene Milch ans Bett, die sie weither aus einem Kuhstall hinter dem Tiergarten holte. Gegen Abend machte sie denselben Weg noch einmal, wenn er bei schönem Wetter nicht selber mit ihr hinging, um gleich an Ort und Stelle ein großes Glas zu trinken. Er würde niemals Milch trinken, wenn sie es nicht so machte und darauf bestand. Und es mußte doch sein, er war zu schmal geworden durch die Krankheit. Und kochen mußte sie ihm auch noch immer selber, er würde sonst gar nichts essen, das Essen im Restaurant bekam ihm nicht.

„Ja, uns' Maria, dat is eine," sagte die Kaspers sehr stolz.

Und die Mutter sah es vollkommen ein, daß Maria noch nicht kommen konnte, und daß es das beste für Hans-Helmut war, wenn sie noch eine Weile dortblieb. —

Der Student lebte im Traum. Er dachte nicht mehr nach. Er lebte in den Tag hinein wie tausend andere Studenten, die auf ihrer Bude mit ihrer Liebsten goldene Stunden feiern, an die sie noch gern zurückdenken und still vor sich hinlächeln, wenn sie schon Grauköpfe sind und selber Söhne haben, die, jung wie sie einst, ins Leben hinausgehen. Hans-Helmut hatte sich nicht enger an andere Studierende angeschlossen; das Alleinsein klebte ihm von Hause her an. Er hatte außer Fritz Hermann keinen Freund gefunden, aber auch mit diesem lockerte sich jetzt die Beziehung. Da Hans-Helmut abends nicht mehr in die Kneipe ging, in der die Germanisten gern zusammenkamen, und nicht ins Theater, weil er dazu kein Geld mehr hatte, sahen sie sich seltener.

„Schreib doch dem Alten, er soll dir was Geld schicken. Das müßt' er sich doch ohnehin denken, daß es jetzt mehr kostet, wo wir zu zwein hier sind," sagte Maria. Sie wäre auch gern einmal in die Oper gegangen. Frau Emilia hatte ihr zwar angeboten, sie hineinzuschmuggeln, aber das wollte sie nicht. Nein, das machte ihr keinen Spaß, nur mit ihm wollte sie gehen, neben ihm sitzen, an seinem Arm dann durch den Abend heimkommen. „Schreib doch," drängte sie.

Aber dem widersetzte er sich mit einem letzten Rest von eigenem Willen. So saßen sie denn Abend für Abend in ihrer Stube.

„Kinder, habt ihr's gemütlich," rief Fritz Hermann, wenn er einmal hereinschneite, und faßte das Mädchen um. Er nahm sich jetzt viel mehr heraus gegen Maria; er erlaubte es sich sogar, sie einmal auf den Nacken zu küssen. Sie lachte darüber, aber Hans-Helmut fuhr auf: „Laß das!"

„Na, was denn?" Der Student zog die Achseln hoch und machte ein Gesicht, dessen Ausdruck sich Hans-Helmut nicht enträtseln konnte. Er wollte sich diese Miene auch gar nicht enträtseln, was ging es ihn an, was Fritz sich dachte. Der sollte vor seiner eigenen Tür kehren.

Lieschen Müller hatte Hermann als „zu tranig" ein bißchen „weggestellt", wie er lachend sagte. Nun hatte er ein wunderhübsches Mädchen aus einem Blumengeschäft, eine Therese. Meist ging er mit einer Tuberose oder irgendeiner andern duftenden Blüte im Knopfloch. „Sie ist riesig gescheit," prahlte er, „und so bildungshungrig. Man hat wirklich was davon. Man braucht doch auch was für den Geist. Und allein wohnt sie auch, was auch sehr angenehm ist. Nur nicht mit einer filia hospitalis sich einlassen — das ist zu gefährlich, das hat schon manchem einen Klotz ans Bein gehängt."

Maria hatte auch hierüber gelacht, aber Hans-Helmut wollte es eine Anzüglichkeit dünken, und das hielt ihn jetzt von dem andern zurück. Mißtrauisch war er auch gegen Herrn Huppauf. Der lächelte immer so seltsam pfiffig und kniff ein Auge dabei blin-

Digitized by Google

zelnd zu. Er hatte ihn schon deswegen zur Rede stellen wollen: „Warum machen Sie denn solch ein Gesicht?“ aber Maria lachte ihn aus: „Laß ihn doch Gesichter machen, soviel er will. Der denkt sich sein Teil. Aber laß ihn!“ Und sie nahm den jungen Menschen, der mit einer versonnenen und schier verdrossenen Miene dasaß, um den Hals, zog ihn an sich, gab ihm Schmeichelnamen und küßte ihn so lange, bis sein bleiches Gesicht rot wurde, bis er anfing zu lächeln und dann mit lautem Lachen ihre Küsse heiß und heftig erwiderte. —

Er war abhängig von ihr, wie er es in der Krankheit gewesen war, noch abhängiger. Damals war es ein Muß gewesen, er hatte sich fügen müssen, weil er hilflos war, jetzt war er wieder gesund, konnte sich selber vorstehen und hatte doch nicht die Kraft, einen eigenen Willen zu haben. Sie war die Stärkere, und sie kannte ihre Macht. Wenn sie ihn umschlang, ging alles andere unter, sie zwang ihn hinab in den Strudel, alle Ufer versanken.

Heut saß er am Schreibtisch, vornübergebeugt, und kritzelte auf den Rand der Schreibunterlage allerlei zusammenhanglose Figuren. Er seufzte: „Es wird mir aber doch schwer, so schwer, mehr Geld zu verlangen, der alte Mann gönnt sich ja selber kaum was.“

„Er gönnt sich nichts, um dir alles zu gönnen,“ sagte sie lachend. „Das macht ihm ja tausendmal mehr Pläsier, als wenn er sich selber Gott weiß was antäte.“

„Ich weiß nicht, wie ich es verlangen soll, und für was. Wie soll ich es begründen?!“

Sie stand neben ihm und ein etwas ungeduldiger Zug erschien in ihrem Gesicht: „Da kann man doch leicht eine Ausred' finden! Nu mach' schon, schreib!“ Er zögerte noch immer. Und als er dann langsam die Feder ins Tintenfaß tauchte, und sie langsam ansetzte, legte sie ihre warme Hand so fest auf seine Schulter, daß ihre Wärme ihn durchrieselte, und diktierte, wie man einem Kind diktiert: „Lieber guter Papa, schick Geld, wir brauchen es, denn wir möchten hier noch gern recht viel zusammen genießen.“ Sie lachte schallend, als er sie ganz verdutzt ansah, schloß dann ihre beiden warmen, festen Hände zärtlich um sein Gesicht: „Oh du dummer, dummer, lieber goldiger Jung!“

Und damit war allem Zögern und allem Zweifel, ob er schreiben sollte oder nicht, ein Ende gemacht. —

Der Oberst hatte Geld geschickt; es war selbstverständlich, daß Hans-Helmut seinen Arzt anständig bezahlen mußte, und was er jetzt noch an Büchern gebrauchte, sollte er sich auch nur anschaffen. Aber dem jungen Menschen war es doch, als stände etwas zwischen den Zeilen, etwas wie ein Vorwurf. Die Mutter war sehr schwach, ihre Herzkrämpfe waren wiedergekommen, so wie früher, nur heftiger in letzter Zeit. Jede solche Attacke wäre bedenklich, sagte Doktor Bär. Der Oberst hatte es schonend geschrieben, aber so benommen der Sohn auch war, jetzt erschrak er doch. Er wurde sehr bleich.

„Es geht nicht länger ohne dich, du mußt nach Hause, Maria!“

„Und du?“ fragte sie, und bohrte ihren Blick tief in den seinen.

Er gab keine Antwort. Er fühlte plötzlich eine unabweisbare, eine ungeheure Scheu, den Seinen daheim unter die Augen zu treten. Seine Mutter, seine Mutter — da saß sie an ihrem Nähtisch, in der Stube, die so rein war wie sie selber, in die man nie treten durfte mit schmutzigen Schuhen. „Meine Mutter!“ stöhnte er auf und legte die Hand vor die Augen.

„Gräm' dich nur nit,“ sagte das Mädchen gutmütig. „Warum denn? Du weißt doch, es ist manchmal schlecht mit der Frau Doktor und wird dann doch wieder ganz gut. Warum schreibt er das auch, der Alte! Du kannst doch nichts dabei machen.“ Sie war ärgerlich.

„Du mußt hin, du mußt hin!“ Er rang mit diesem Entschluß.

Sie schwieg eine lange Weile. „Oh wie schad'!“ sagte sie endlich und zog die Stirn kraus. Und dann gab sie sich einen Ruck: „No, wann's dann nit anders ist, dann müssen wir wohl. Wann reisen wir ab?“

Er ließ seine Hand von den Augen und hob den Kopf zu ihr auf, aber er sah sie nicht an, sein Blick starrte in die entfernteste Stubenecke, sah an ihr vorbei. „Du fährst, Maria. Ich reise nicht mit. Ich bleibe noch hier.“

„W—a—s?!“ Sie zog das Wort sehr lang und ihr Blick wurde starr wie der seine. Sie war vor Überraschung erst stumm, dann aber ermannte sie sich, und dann sprudelten ihre Worte: „Was, du willst hier bleiben, wenn ich nit mehr hier bin? Was willst du denn noch hier? Du hast hier ja gar nichts verloren. Komm du nur mit. Es ist viel besser für dich, du fährst mit nach Haus.“

„Nein, nein!“ Heftig abwehrend hob er die Hand.

„Du bist ja verrückt!“ Sie wurde heftig. „Was soll das heißen, du fährst nicht mit nach Haus? Bin ich dir vielleicht nit mehr gut genug, willst du mich los sein?“

„Unsinn, Maria!“ Das klang matt.

„Man soll euch Männer nur kennen, keiner von euch taugt was. Erst ist man euch gut genug, erst wollt ihr einen fressen vor Liebe, dann wird man auf die Seite geschoben. Aber

Digitized by Google

da sollst du mich kennen lernen, ich lass' mir das nit gefallen, ich bin kein so dummes Ding, wie das kleine Mädel, das so oft zur Huppauf gelaufen kommt — deinetwegen — und so aufdringlich bin ich auch nicht. Aber ich bestehe auf mein Recht." Sie war sehr laut geworden, ihre Stimme schallte durchs Zimmer, erfüllte es ganz, und schallte noch weiter hinaus auf den Gang.

„S—st," machte Herr Huppauf, steckte den Kopf aus der Schneiderstube und winkte nach der offenen Küchentür. „Hör' mal, Mile, sie zanken!"

„Oh je!" Die gute Huppauf war ganz bekümmert. Ihr armer Student! Das hatte sie ja längst kommen sehen, sowas kannte sie aus Erfahrung: wenn die Freundschaft zu dick ist, die Liebe zu heiß, dann kommt der Krach.

„Au, so'n Krach!" Das Ehepaar lauschte.

Drinnen versuchte Hans-Helmut die sich immer mehr Steigernde zum Schweigen zu bringen. Warum schrie sie denn so? Ihre Stimme war plötzlich so schrill, sie gellte ihm in den Ohren.

Nun weinte Maria.

Er umfaßte die Weinende: „Aber, Maria, beruhige dich doch! Liebe Maria! Ich komme ja bald nach. Ich möchte das Kolleg doch so gern noch zu Ende hören."

„P—," machte sie zornig, „du mit deinem Kolleg! Das lügst du. Das ist ja längst zu End'. Du sitzt nur hier und sitzt hier. Wir könnten längst weg sein, aber du sitzt noch hier, weil du Angst hast vor zu Haus', Angst hast, Angst hast!" Sie wiederholte das „Angst hast"; es war etwas Grausames in der Wiederholung.

„Ich habe keine Angst — wovor soll ich Angst haben?" Aber seine Lippen waren erblaßt..

„Vor mir," sagte sie und hörte plötzlich auf zu weinen. „Wenn ich nun ein Kind von dir kriegte — was dann? Dann hättest du aber doch Angst!"

„Ein Kind —?!" Das war ja unmöglich. Was sprach sie denn so sinnloses Zeug? Es kroch ihm eiskalt über den Rücken, der Stuhl unter ihm begann plötzlich zu schaukeln, es schwankte der Boden. „Ein Kind, ein Kind —?!" Die Dielen taten sich voneinander, da war ein Loch, ein gähnendes schwarzes Loch, in das stürzte er.

Von weither hörte er eine harte Stimme: „Noch weiß ich es nit genau, aber es kann wohl sein. Da hilft dir dann nix von ab."

„Maria!" schrie er auf und fiel ihr vor die Füße, er umklammerte ihre Knie: „Sag', daß das nicht wahr ist! Ein Kind, ein Kind — das ist ja Unsinn! Nicht möglich — ein Kind, ein Kind! — Steh doch nicht so da, sieh mich nicht so an, mach' keinen dummer Scherz, lüg' nicht, sprich, sag' mir die Wahrheit! Ich muß sie wissen. Ein Kind, ein Kind — oh Gott im Himmel, was singe ich an?!"

„Ja, was fangen wir an," sagte sie; es klang ganz ruhig. Gleichgültig, so schien es ihm, und das faßte er nicht: wie könnte sie dann nur so gleichgültig sein?! Sie weinte auch längst nicht mehr.

Sie wollte ihn aufheben, der wie ein Vernichteter zusammengesunken, die Hände verzweifelt ineinandergerungen, vor ihren Füßen lag. „Komm, steh doch auf! Hab' dich nit so! Das ist doch alles nit so schlimm!"

Er wehrte sich gegen ihre helfenden Hände, er blieb am Boden, er lallte wie ein Blöder: „Ein Kind, ein Kind — Gott im Himmel, was finge ich dann an?"

„Dann heiratst du mich."

⁂

Dann heiratest du mich, heiratest du mich, heiratest du mich — das hörte er alle Tage. Das hörte er auch noch, als sie längst abgereist war. Er hörte es auch nachts im Traum. Ganz deutlich sprach es eine harte, herrische Stimme. Und dann entsetzte er sich selbst im Traum.

Er hatte sie vor Tagen schon zum Friedrichstraßen-Bahnhof gebracht. Er war ganz ausgehöhlt, blaß und übernächtig, nicht eine Stunde hatte er Schlaf gefunden in dieser letzten Nacht vor ihrer Abreise: was würde sie zu Hause anrichten?! Wenn es wirklich so war, wie sie glaubte, sagte, drohte — ja, drohte — was würde sie dann denen zu Hause sagen? Er hatte sie zwar auf den Knien gebeten: „Sprich noch nicht, sage nichts," — aber konnte er sich darauf verlassen? Sie nahm es ja gar nicht so wie er, nicht wie ein banges Geheimnis, nicht wie ein schweres Geschick, sie war ganz guten Mutes. Als er hinter ihr die vielen Bahnhofstreppen hinaufstieg, kam ihm eine jähe Hoffnung: wie elastisch und frisch schritt sie zu, nein, so schritt keine, die beladen war. Er selber war geschlichen. Nun gab ihm das wieder Mut. Und der Abschied wurde herzlicher. Er hatte ihr vorm Einsteigen einen Kuß gegeben, und sie hatte mit dem Taschentuche so lange zum Kupeefenster herausgewinkt, bis der Rauch der Lokomotive zurückschlug und ihr ins Gesicht trieb. Er war noch wie angewurzelt stehen geblieben, längst noch, als von dem davonbrausenden Zug nichts mehr zu sehen war. Tief holte er dann Atem und stieß die Luft wieder aus — ein Druck war von ihm genommen, nein, eine Last. —

Die Hände in den Paletottaschen ging Hans-Helmut heute die Friedrichstraße hinab, ging, wie eben junge Leute gehen; seine Augen

Digitized by Google

blickten nach rechts und nach links, sie nahmen jetzt wieder etwas wahr. Er hatte nichts zu tun, er konnte ein bißchen schlendern. An den Ecken standen die Blumen- und Zeitungsverkäufer, sie machten die Vorübergehenden aufmerksam, sie schrien aus: „Das Neueste, das Neueste! Bedeutsame Rede Sr. Majestät des Kaisers bei der Rekrutenvereidigung. Das Neueste! Das Neueste!“ — „Frische Veilchen! Frische Veilchen aus Nizza!“

Er kaufte sich kein Zeitungsblatt, das interessierte ihn nicht, aber an der Kranzlerschen Ecke ließ er sich von einem alten Weibchen, dessen Runzelgesicht ihn anlächelte, ein Veilchensträußchen aufreden. Den kleinen Strauß in der Hand ging er weiter. Was sollte er nun, sollte er in die Huppaufsche Stube gehen, sollte er in den Tiergarten gehen? Sollte er sich da auf eine Bank setzen? Es war heute schön sonnig und warm. Daheim war schon wirklicher Frühling! Er spürte plötzlich eine große Sehnsucht; eine Sehnsucht nach dem Fluß, der dort vorüberfloß, dem Fluß, den er immer geliebt hatte, und der ihn jetzt mehr lockte, denn je zuvor. Sehnsucht nach den Bergen, die warm im Sonnenglanz lagen, Sehnsucht nach dem alten Städtchen, in dem er sich selbst zur Schule gehen sah, ein Knabe wie andere Knaben auch, sorglos, nichts im Kopf wie seine Schulaufgaben und nachher das Spiel. Sehnsucht nach dem kleinen weißen Haus mit seinem Gärtchen, überfüllt von Obst und Blumen — und Sehnsucht, überwältigende Sehnsucht nach dem stillen Zimmer, darin die beiden waren, die er liebte. Ach, daß er sich das verscherzt hatte! Daß er jetzt nicht heim konnte! Aber er konnte noch nicht, mußte warten, erst abwarten, bis sie ihm Nachricht gab. Vielleicht bessere Nachricht — man kann sich ja irren — dann würde er doch gleich nach Hause reisen. Die Mutter durfte es nie erfahren. Würde je eine Stunde kommen, in der seine Zunge, die die Scham stumm machte, sich löste? Er würde sich dann dem besten, dem liebsten Freund, den er hatte, in die Arme werfen. Und was der vielleicht auch nicht verstand, nicht mehr verstehen konnte, das würde er ihm doch verzeihen. Oh, der allein konnte ihm helfen!

Der junge Mann fühlte wieder dasselbe Vertrauen wie das Kind, das auf der Schwelle hockte mit der Rechentafel und lauerte, bis sein Freund aus der Stadt wiederkam. Helfen, ach ja, helfen, das konnte nur der! Schon in diesem festen Zutrauen lag etwas wie Hilfe — eine Zusicherung.

Auch hier war Frühlingsluft. In den Schaufenstern saßen die Osterhasen, Menschen mit Blumen eilten vorüber — bunte Anemonen, goldgelbe Mimosenzweige — Mädchen mit Frühlingsgesichtern unter ersten Strohhüten. Es lag etwas Feiertägliches, etwas Aufgehelltes über der Stadt — Ostererwartung, Frühling und Fest.

Der Schlendernde war doch nicht nach dem Tiergarten gekommen, er hatte aus Gewohnheit wieder den Weg nach seinem Schiffbauerdamm genommen. Da stand er beim Rettungsring auf der Brücke und sah träumerisch hinab auf das träge Wasser. Das floß auch, das floß auch wie der Fluß daheim, und doch so anders. In dieser raschen, das Leben hinjagenden, hetzenden Stadt eine solch langsame Flut! Die schleppte undurchsichtige Schwärze.

Es war doch noch nicht Frühling. Ein Schauder überlief den schon lange hier Stehenden, kühl wehte es vom Kanal zu ihm herauf.

„Guten Tag,“ sagte plötzlich jemand hinter ihm. Er fuhr herum — war das der Floh?! Er zog den Hut. Sie kam ihm gewachsen vor; und auch ganz erwachsen. Ein Fräulein. Aber noch wie ein Kind, wie damals im Haus auf der Treppe — was war das schon lange, ewig lange her! — streckte sie ihm die Hand hin: „Ich gratuliere Ihnen!“

„Zu was?“ fragte er zerstreut, überrascht durch ihren Anblick und in ihn versunken.

„Zum Leben!“ Sie sah ihn freundlich an. „Es ist doch so wunderbar schön zu leben, und Sie wären beinah gestorben. Es hat mir so leid getan. Na, Gott sei Dank, Sie sind wieder gesund, Sie leben!“

„Ich lebe, ja,“ sagte er und fing ein wenig an zu lächeln. Er reichte ihr den kleinen Veilchenstrauß: „Bitte, nehmen Sie ihn!“

„Ich sollte Ihnen zwar böse sein, daß Sie Ihr Wort nicht gehalten haben. Wir hatten doch verabredet, uns bei Frau Huppauf zu treffen.“

„Ich wurde doch krank,“ entschuldigte er sich etwas verlegen.

„Na ja, drum bin ich ja auch nicht ganz böse mit Ihnen.“ Sie lachte hell und blinzelte glücklich auf die Veilchen, die sie sich vorn in die Jacke steckte. „Ich bin überhaupt nicht übelnehmerisch. Einen Bummel sind Sie mir auch noch schuldig.“

„Wo gehen Sie jetzt hin?“

„Nein, jetzt nicht! Ich muß zur Arbeit. Was denken Sie wohl, das ist harte Arbeit, Tanzen ist nicht so leicht. Und das Lernen an der Stange — oh!“ Sie zog die Stirn kraus. „Und der alte Staub, den man schluckt. Aber das macht nichts, es muß ja sein. Ich lass' mir das Leben darum nicht vermiesen.“ Sie strahlte. „Gott, ist das schön heute! Hundert Lungen möcht' ich haben, und hundert Nasen. Es riecht so nach Frühling.“

Digitized by Google

Das tat es. Die Sonne lachte golden, er spürte Frühlingshauch, als er an ihrer Seite jetzt ging. Alle Menschen sahen ihn freundlicher an, er fühlte seine Glieder freier, sein Herz leichter — ach ja, es war doch schön zu leben, sie hatte recht!

Er brachte sie hin bis zum Opernhaus. Am Seiteneingang reichte sie ihm, unbekümmert um die neugierigen Blicke der Ballettmädchen, die gleich ihr zur Arbeit kamen, beide Hände. Für Minuten hielt er diese kleinen lebensvollen Hände, die sich weich in die seinen schmiegten, fest.

„Auf Wiedersehen," sagte sie fröhlich, fast zutraulich zärtlich, und führte sein Veilchensträußchen an ihre Lippen.

„Auf Wiedersehen."

⌘ ⌘ ⌘

Und nun war der Brief gekommen, auf den er wartete, schon lange wartete. Unerträglich langsam war ihm die Zeit hingekrochen, und es war doch nicht so lange gewesen. Er hatte nur nicht gewußt, wie in ihr fertigwerden mit sich selber, mit den Befürchtungen, die ihn niederdrückten, mit den Hoffnungen, die ihn wieder aufrichteten, mit den Ängsten, die ihn peinigten, mit dem Wachsen von neuem Mut, den seine Jugend und sein Lebenswille immer wieder in ihm emporschießen ließ. Er bäumte sich gegen die Vernichtung, denn es war Vernichtung, wenn sie ihm das schrieb, was ihm Stunden, die finster, ganz finster waren, als schon gewiß aufzwingen wollten. Alles war dann vernichtet. Aber wenn der Morgen kam, das Frührot ihm ins Fenster blickte, über zerwühlte Kissen rosige Lichter spielten, die Spatzen in der Kastanie anfingen, lustig schirpend den Tag zu begrüßen, dann fing doch wieder ein Fünkchen von Hoffnung an zu glühen, wurde zur Leuchte und erhellte ihn: es konnte, es durfte ja nicht sein — ach, es würde ja auch nicht sein!

Aber es war doch so.

Er lag auf den Knien vorm Sofa, das Gesicht in beide Hände gedrückt und weinte. Weinte zum Erbarmen, schluchzte verzweifelt, ganz hilflos. Am Boden lag der zerknitterte Brief; von einer plötzlichen Wut gepackt, hatte er ihn zusammengeknüllt und von sich geschleudert.

Warum hatte sie sich an ihn gedrängt, hatte sein Leben an sich gerissen und es zerstört? Ja, zerstört! Er glaubte sie dafür zu hassen. Oh, das Weib, das verfluchte Weib! — Oh, sein Leben, sein schönes Leben! Das beweinte er. Der Schmerz, das verloren zu haben, war so groß, wie die Angst vor daheim, vor der Entdeckung, die unausbleiblich war, vor den Vorwürfen, dem Kummer der Seinen. Was würde der Oberst sagen?! Oh, und seine arme Mutter?! Er zitterte, die Zähne schlugen ihm aufeinander, er hob das Gesicht aus den Händen und blickte mit verweinten Augen wie ein Irrer wirr um sich.

Nein, heiraten konnte er die nicht — nie, niemals — und wenn sie auch schrieb, was sie hundertmal schon gesagt hatte: „Du heiratest mich" — o Gott, nein, nein, das konnte er nicht! Es war ihm unsäglich widerlich. Er hob den Brief auf mit scheuen Fingern.

Der Brief war nicht anders geschrieben, als die andern Briefe von ihr — Liebesbeteuerungen, wie aus dem Liebesbriefsteller, mit orthographischen Fehlern und in unausgeschriebener Schrift. War er denn blind gewesen? Jetzt sah er, sah zum erstenmal ganz deutlich. Nein, die Maria war darum nicht schlecht, er tat ihr unrecht, sie wollte ihn auch nicht quälen mit ihrem „Heiraten, Heiraten", sie verlangte nur, was sie zu verlangen hatte: ihr Recht. Aber wie konnte er sie denn heiraten? Sie gehörten ja nicht zueinander. Zwei sich fremde Welten, aus denen sie stammten, in denen sie sich gegenüberstanden, fern, ganz fern; im Atem der einen Welt konnte der aus der andern nicht leben.

Er faßte sich nach dem Hals, als würge ihn da eine Hand; eine Hand, die viel stärker war als sein Widerstand, eine Hand, die ihm das Leben erstickte. Hilfe, Hilfe! Mit stieren Augen blickte er noch einmal in ihren Brief.

Da stand: „Es ist ganz sicher nun mit dem Kind. Da kannst Du Dir nix mehr vormachen. Ich war bei meiner Mutter, die sagt, das hab' ich mir gleich gedacht. Wann wirst du es nun denen sagen zu Haus? Die werden scheel gucken zu Deiner Heirat mit mir. Komm jetzt nur ruhig. Wenn D u es nicht sagst, will i ch es wohl sagen" — nein, das durfte s i e nicht! Er fuhr auf, hob abwehrend beide Hände: oh, die Armen! Nein, sie durfte es denen nicht offenbaren, das wäre zu schwer, zu hart für die beiden. Das könnte der Mutter ans Leben gehen. Er mußte es sein, der ihnen zu wissen tat, was geschehen war, was er verbrochen hatte mit einem Leichtsinn, der ihm jetzt unfaßbar dünkte, gar nicht zu glauben. War es denn im Leichtsinn geschehen? Er faßte sich an die Stirn; er wußte sich nicht mehr zu erinnern, wie es gekommen war, wie er sich so hatte vergessen können. Leichtsinn, nein, Leichtsinn war es nicht gewesen. Ein dunkles Etwas war über ihm zusammengeschlagen, er hatte sich dessen nicht mehr erwehren können — eine Besinnungslosigkeit, ein Wahnsinn. Aber war es darum geringere Schuld? Nein. Auf die Knie mußte er sich werfen vor jene beiden, die er nun in tiefen Kummer brachte, mußte sie anflehen: „Verzeiht mir! Und helft mir, verlaßt mich nicht

Digitized by Google

in meiner Angst und Not!" Konnten sie ihm denn helfen? Ach nein, und wenn sie das noch so gern wollten. Wie hatte er nur denken können, daß er, sein bester Freund, ihm helfen könnte? Er hatte es denken können, solange die Gewißheit, die alles zerstörte, noch nicht da war; er hatte es gedacht, jetzt, heute dachte er es nicht mehr. Ihm konnte niemand mehr helfen, auch jener nicht.

Verzweifelt durchirrte er seine Einsamkeit. Was sollte er tun, was sollte er tun? Etwas mußte geschehen — er mußte sich wehren. Und aus seiner Feigheit heraus die Kraft zum Widerstand findend, setzte er sich hin und schrieb an Maria. Sein Brief ging an die Adresse ihrer Mutter.

Nichts von Liebe, nichts von Zärtlichkeit war darin und auch nichts von Schonung. Wie einer in höchster Not, unbekümmert um Sitte und Anstand, ohne Rücksichtnahme, laut schreit, so schrie es aus seinem Brief: „Ich kann Dich nicht heiraten, ich will Dich nicht heiraten." Es waren nur wenige Zeilen, er trug sie zur Post und schickte sie „dringend".

Diesen Entschluß zu erringen, sich zu dieser Tat aufzuraffen, hatte ihn alle Kraft gekostet; er war abgemattet vom Kampf. Nach Hause zurückgekehrt zwang es ihn nieder, er warf sich aufs Bett und die Erschöpfung drückte ihm die Lider zu. Er konnte schlafen. Schlief wie tot, war versunken in eine schwarze, traumlose, erlösende Leere.

Der Briefträger, der ihm am nächsten Morgen die Post brachte, klopfte ihn heraus. Ein Brief von zu Hause, eingeschrieben. Der Oberst schrieb: „Warum kommst Du nicht? Ich kann Dein Immer-Wieder-Abschreiben und das Hinausschieben Deines Kommens nicht begreifen. Was ist die Ursache? Du weißt doch, daß die Mutter nicht wohl ist und nach Dir verlangt. Ich sage ihr immer, sie beunruhige sich unnötigerweise, aber auch ich beunruhige mich. Hoffentlich auch unnötigerweise —? Da setze ich ein Fragezeichen dahinter. Bitte, schreibe jetzt bestimmt, wann Du kommst. Und zwar noch besser gibst Du uns telegraphisch Deine Antwort, der Du hoffentlich auf dem Fuße folgst. Mit Ungeduld sieht Dir entgegen Dein E. v. R."

Das war dringend! Eine große Ungeduld zitterte in diesen Zeilen und ein Vorwurf und eine Besorgnis auch. Die Mutter war wohl kränker, als er es wußte? Das machte das Schreckliche noch schrecklicher. Hans-Helmut fühlte all das heraus, was in diesem Brief lag. Jetzt m u ß t e er reisen. Es gab kein Noch-Länger-Verschieben mehr und auch kein Entrinnen. Er kniff die Augen zu, der Schweiß trat ihm auf die Stirn: also in Gottes Namen.

Aber heut war es schon zu spät zur Abreise und auch morgen würde er noch hier bleiben müssen, erst die Antwort von ihr noch abwarten. Aber vielleicht antwortete sie ihm auf seinen Brief auch gar nicht, war zu böse auf ihn, daß er sie sitzen lassen wollte, wie sie sich ja wohl ausdrücken würde. War so empört, daß sie alles hinwarf, wegrannte zu ihrer Mutter, nichts mehr wissen wollte von ihm und dann verschwand irgendwohin.

Eine ganz schwache, heimliche Hoffnung dämmerte dem Hilflosen auf; sie ließ ihn den heutigen Tag leidlich hinbringen und dann den folgenden auch. Telegraphiert hatte er: „Komme baldmöglichst." Das verpflichtete ihn nicht auf einen schon jetzt bestimmten Tag. Seinen Koffer packte er. Gerade als er ihn fertig hatte, kam die Antwort von Maria. Postwendend war die gekommen, sehr rasch und war auch sehr kurz. Nur wenige Sätze:

„Du willst Dich drücken, das merk' ich wohl, aber ich sage Dir: es wird geheiratet. Ich sag' es jetzt dem Alten und auch Deiner Mutter.

Auf ewig Deine Maria."

Es wird geheiratet — nein, o nein! Alles in ihm bäumte sich. Und jetzt hatte sie es ihnen schon gesagt. Die wußten es nun. „Mein Gott, mein Gott!" Er rang die Hände. Wie hatten sie es aufgenommen, konnten sie sich je damit abfinden? Nie. „Nie," das gellte ihm in die Ohren, entsetzt hielt er sie sich zu.

Vor ihm stand der Oberst, auf der Brust seine Orden, ein vornehmer Mann, hoch über allem Gemeinen, kein Fleckchen an ihm — wie hatte er nur denken können, daß er das verstehen würde?!

Und da seine Mutter, seine harmlose, vertrauende Mutter, noch immer unberührt wie ein Kind, obgleich sie schon alt war — wie sollte er nun wohl vor die treten? Das konnte er nicht. Das konnte er nie mehr.

„Vater, Vater!" Er streckte die Arme verlangend aus, er griff ins Leere — der war für ihn nicht mehr da. Ein ungeheurer Respekt erfüllte den Sohn, eine Riesenkluft trennte ihn plötzlich von jenen, er hatte nicht den Mut mehr, wagte nicht den Versuch mehr, eine Brücke zu schlagen zu jenen. Er kam sich zu schlecht vor. Ein Ekel, der ihn schüttelte, ergriff ihn, ein Ekel vor sich selber und vor dem Weib — nein, Maria war es nicht allein, sie alle, alle — ein Ekel vor dem Leben überhaupt. Er weinte laut — —

❀ ❀ ❀

Wie sollte er nun den Tag hinbringen, er war so ganz allein, war völlig verlassen. Fritz

Hermann war in die Ferien gereist, und wäre er auch hier, was sollte er mit dem? In der Wohnung war es totenstill. Er wußte, Hupp-aufs waren im Grunewald — der Floh und seine Mutter waren auch mit auf die Frühlingsfahrt — sie hatten ihm einen Treffpunkt bestimmt, wenn er Lust hätte, ihnen nachzukommen — Lust? Er hatte nicht Lust mehr auf irgend etwas. Auch nicht auf jenes freundliche, lebensfrohe Kind. Wie lange noch, und sie ging den Weg, den sie alle gingen, wurde die Liebste irgendeines Reichen, denn sie war hübsch, wurde verlassen oder verließ, nahm sich wieder einen andern, wurde das, zu was sie von Anfang an schon bestimmt gewesen. Er kam sich unendlich alt vor, erfahren und satt all des Traurigen, Häßlichen.

Die Verzweiflung, die ihn zuerst gepackt hatte, war jetzt gewichen. Er rannte nicht mehr sinnlos in der Stube umher, stieß nicht mehr gegen die Möbel, die er nicht sah mit seinen blinden Augen. Das Aufbäumen hatte sich gelegt. Sie hatte es ihnen gesagt daheim, die wußten alles, die Armen, und verletzt, im Tiefsten gebeugt, würden sie ihn dennoch nicht verstoßen, das wußte er. Sie würden trotz allem versuchen, ihm zu helfen; aber sie konnten ihm nicht helfen. „Es wird geheiratet —" das hörte er immerfort. Das stand da an der Wand, von unsichtbarer Hand mit feurigen Buchstaben geschrieben.

Es kam ihm gar kein Gedanke mehr, noch irgend etwas zu versuchen, was Maria umstimmen könnte. Gestern noch, ehe er ihren Brief bekommen hatte, war es ihm durch den Kopf geschossen, wenn er sie nun anflehen würde zu schweigen, die Sache zu verheimlichen, fortzugehen, ihn zu lassen, er war ja noch so jung, so jung, er war noch nicht einmal in der Lage, sich selber vorzustehen, geschweige denn sich selber zu ernähren. Er würde ihr das alles vorstellen, und sie bitten, oh, so bitten, ihre Hände umklammern, ihre Knie, bitten, wie noch nie jemand gebeten hatte, und ihr versprechen, daß alles, was er je erwerben würde, alles, was sein war, ihr gehören sollte — immer — ihr und dem Kind — nur freilassen sollte sie ihn.

Jetzt hatte er so kühne Gedanken nicht mehr. Er wußte ganz genau: die läßt dich nicht los.

Vielleicht, daß er nach Amerika floh, in irgendeine der Welten jenseits, wohin sie ihm nicht nachkommen konnte. Wenn er seine goldene Uhr verkaufte, die ihm der Oberst zur Konfirmation geschenkt hatte, und sonst noch manches von seinen Sachen, dann kam er schon ein gutes Stück weit. Er konnte sich ja auch als Schiffsjunge verdingen, als Aufwärter oder als Heizer unten im Maschinenraum. Das waren wahnsinnige Gedanken, denn er wußte nur zu gut, die führte er doch nicht aus. Und dazu gehörte eiserne Willenskraft, und hatte er die? Nein. Er stand unter einem Zwang und würde sich nicht von diesem Zwang freimachen können: s i e übte den auf ihn aus. Er wehrte sich, stieß gegen den Zwang mit Händen und Füßen, schäumenden Mundes wie in einem Krampf und änderte doch nichts — „es wird geheiratet" — was blieb ihm anderes übrig, als sich selber zu entfliehen.

Gut, daß seine Sachen gepackt waren. Nun konnte er noch ein bißchen spazieren gehen. Er sah in den Schrank, in die Kommode — alle Fächer leer — in das Zylinderbüro — auch keine Papiere zurückgelassen. Er hatte alles ordentlich eingepackt, ein Blick in den Koffer zeigte ihm das. Alles in Ordnung. Nur sein Anzug noch nicht. Das Haar hing ihm tief in die Stirn, naß vom Schweiß.

Er machte jetzt Toilette, und das ging langsam, denn seine Hände zitterten, er mußte sich auch oftmals auf einen Stuhl setzen, weil ihn ein Schwindel überkam. Als er sich endlich im Spiegel betrachtete, sah er genau aus wie sonst, hübsch und jung — so jung — das fand er selber.

Nun wollte er noch zum Friedrichstraßen-Bahnhof gehen, sich einen Kofferträger zum Nachtzug bestellen. Aber auf dem Weg dahin vergaß er es wieder. Wo wollte er eigentlich hin? Er wußte es nicht.

Planlos lief er lange im Tiergarten spazieren. Und dann hinaus bis in den Park des alten Charlottenburger Schlosses. Da war es viel einsamer als im Tiergarten, ganz still, wie vergessen. Er stand lange am Teich, in dem die bemoosten Karpfen schwammen. Aber der Teich gefiel ihm nicht, sein Wasser war zu schlammig — pfui, es roch hier nach Verwesung. Er sehnte sich nach einem hellen, schnell fließenden Wasser — oh, der Fluß, der Fluß, wo war der?! Der Fluß daheim, so ungetrübt, so freundlich! Er hörte sein Rauschen.

Ach nein, es war nur das Rauschen der großen Stadt, ihre fernen Wogen brandeten und machten dieses Geräusch. Aber er lief doch dem Rauschen nach. Und mit diesem Laufen und Suchen — es rauschte und rauschte — brachte er den ganzen übrigen Tag zu Ende.

Er hatte nichts gegessen, er fühlte keinen Hunger, nur Durst. Aber auch den vergaß er wieder. Er war zu weit weg in seinem jetzt stillen, aber um so tieferen Kummer. Die Füße taten ihm weh, an seinem einen Stiefel war die Sohle schon durch und blätterte ab,

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

er stolperte über sie, aber er stolperte weiter. Zuletzt kam er kaum mehr davon, abgemattet zog er die Füße nach.

Es wurde Abend. Nun war es bald Zeit, zum Nachtzug zu gehen. Der Gepäckträger hatte seinen Koffer schon abgeholt, er brauchte selber nicht noch einmal hinauf in die Wohnung. Dazu war er zu müde. Und die gute Huppauf würde fragen, ganz außer sich sein, daß er jetzt so schnell abreiste, — dazu war er auch zu müde. Vielleicht waren sie auch noch gar nicht zurück?

Er stand vor dem Haus am Schiffbauerdamm und sah hinauf zu den Huppaufschen Fenstern. Sie waren noch dunkel. S c h o n dunkel; aber das dachte er nicht. Er wußte nicht, daß es schon sehr spät war. Irgendeine Turmuhr, ganz fern, schlug „eins“, aber das Berlin, das jetzt still geworden war, hörte den Schlag. Wie ein dumpfes Dröhnen kam es durch die Nacht, ganz tief, ganz sonor: „Eins“.

Das hörte auch der Müde, der einsam an dem Kanal stand, die Arme auf die Einfassungsbrüstung stützte und hinabschaute. ‚Um zwei bin ich längst abgefahren,‘ dachte er. ‚Was bin ich müde! Ich drücke mich dann ganz in meine Ecke und werde sehr gut schlafen.‘ Er spürte schon jetzt den Genuß eines tiefen, befreienden Schlafes. Was dann weiter kam, bekümmerte ihn zurzeit nicht, das würde man ja sehen —

Er blinzelte über das nächtliche Wasser; ob das trüb, schwer wie Tinte war, oder hell fließend, das ließ sich jetzt nicht erkennen, das war jetzt ganz gleich, kein Unterschied mehr. Aber sieh, sieh, da kam ein Schiff jetzt entlang gefahren —! Lautlos — man hörte nicht das Schaufeln eines Rades, auch keinen Ruderschlag, ohne Geräusch glitt es dahin, wie von selber bewegt.

„Schifflein, he, du Schifflein!“ Er streckte die Hand aus. Es war nicht erhellt; und kein Mondschein, kein Sternenschein, die Nacht war dunkel, aber Hans-Helmut konnte plötzlich noch deutlich erkennen, wer auf dem Schiff an ihm vorüberglitt.

Er zog den Hut und schwenkte ihn grüßend: „Hedda!“ Und schwenkte wieder: „Anna!“ Und da — ach, da war ja auch Lyda, die kleine Tänzerin! Sie stand in ihren Ballettschuhen auf einem Bein, warf eine Kußhand und rief hell jubelnd: „Das Leben ist doch so wunderschön!“

Aber er hörte diese Stimme nicht mehr.

⌘ ⌘ ⌘

„Komme baldmöglichst“ — das Telegramm war da, schon gestern, aber heute war Hans-Helmut doch noch nicht gekommen. Der Oberst hatte ihn erwartet, gehofft, er würde gleich hinter dem Telegramm herreisen. Zu dem heute vormittag eintreffenden Berliner Nachtzug hatte er nicht zum Bahnhof gehen können, Maria war zwar da, aber mit Frau Arndt war es zu seltsam. Hatte sie Fieber? Doktor Bär sagte zwar: „Fieber ist nicht vorhanden, der Puls nur sehr schwach“ — dann verursachte eben der schwach tickende, oft aussetzende Puls dieses Versinken; in der großen Schwäche irrten die Gedanken, konnten sich nicht ordnen, und erzeugten die Bilder, die scheinbar die Kranke ängstigten und unruhig machten.

Frau Arndt lag im Bett mit halbgeschlossenen Augen und sprach unaufhörlich vor sich hin. Man konnte sie nicht recht verstehen. Wenn der Oberst sie anredete, war sie gleich wieder da und hell wach, ließ man sie allein, so begann dieses halblaute, unverständliche Murmeln. Es ängstigte den Mann.

Wenn der Junge doch nur kommen würde! Rastlos ging er zur Haustür, trat hinaus und schaute die sonnbelächelte Straße zur Stadt hinunter. Auch die lag im sonnendurchflimmerten Duft, nie waren dem Oberst die klobigen Tore, die gedrängte Häusergruppe unter der trotzigen Burg, das ganze alte Nest so schön vorgekommen wie heute. Herrlich mußte es hier sein, daß er selbst, trotz all seiner Sorge, dieses sah. Und er war in Sorge um die arme Frau im Haus, Doktor Bär sprach ihr kein langes Leben mehr zu. Wieviele Tage noch? Niemand kann das von sich wissen, von ihr aber wußte er bestimmt: nicht viele Tage. Wenn Hans-Helmut heute abend nicht eintraf, mußte man depeschieren: „Dein Kommen unverzüglich erwünscht.“ Besondere Rücksicht zu nehmen war nun nicht mehr möglich — warum hatte er sein Kommen auch solange verzögert?

Bekümmert trat der Mann ins Haus zurück, und zugleich regte es sich in ihm wie Zorn: unbegreiflich von Hans-Helmut! Kannte der ihn denn nicht genau genug, um zu wissen, daß, wenn er so dringend schrieb und wiederholt schrieb, daß er, der Sohn dann zu kommen hatte? Er m u ß t e jetzt kommen, sonst — der Oberst wagte den Gedanken nicht zu Ende zu denken.

Behutsam sah er in das Schlafzimmer hinein. Da lag Frau Arndt ganz gerade auf dem Rücken, ihre schmalen Hände hielt sie auf der Brust gefaltet. Unter den halb zugefallenen Lidern sah man das Verschwimmende ihrer Augen, ihr Gesicht war so weiß wie das weiße Nachtjäckchen und das Kissen, auf dem sie lag. Ihre Lippen bewegten sich kaum, aber immerfort, immerfort dieses murmelnde Sprechen. Er schlich näher, so leise er

Digitized by Google

konnte, bei jedem Knarren seiner Stiefel bekam er einen Schreck. Er hätte unbesorgt härter auftreten können, sie hörte ihn nicht, sie war ganz weit weg. Er ging wieder und ließ die Tür nur spaltenbreit offen. Daß die gute Frau nur nicht gestört würde! Besser, sie lag so im Hindämmern, wenn sie aufwachte und Hans-Helmut wäre noch nicht da, das wäre zu schmerzlich für sie.

Dieses Warten war unerträglich. Der Oberst wußte nicht, wie er die Zeit hinbringen sollte. Hundertmal sagte er sich: er kommt bestimmt heute abend, nur Geduld! Aber die Geduld war eben nicht da; von einer Unruhe getrieben, die ihn je länger, desto stärker befiel, rannte er treppauf, treppab. Er versuchte zu lesen, aber wenn er unten an der Seite angelangt war, wußte er nicht, was er gelesen hatte. Es stand schlecht, sehr schlecht mit der Mutter — und wie mochte es um den Sohn stehen?! Gebe Gott, gut?! —

Der Tag schlich langsam voran. Wenn Maria nur nicht so laut in der Küche sein wollte, sie klapperte mit dem Geschirr, ratterte mit den Herdringen. „Krach“ ging es immer, und nun „klirr“ — Scherben. Er rief ganz erschrocken: „Aber Maria, st! Doch nicht so laut, Sie wecken ja Frau Doktor!“

Aber es wurde nicht viel stiller. Eine Unruhe in der Küche blieb. Als er sie nochmals ermahnte, schrie sie unfreundlich: „Das kann einem doch auch mal passieren!“ Was war ihr denn nur? Der Mann zog sich still zurück. Aber nicht erst heute, auch gestern war sie so unwirsch gewesen, schon ein paar Tage. Sie war wohl auch aufgeregt wegen Frau Arndt. Wenn nur Hans-Helmut erst da wäre!

Die Kranke war für kurze Zeit aufgewacht, sie hatte ein wenig Wein genommen und gefragt: „Ist es bald so weit?“ Der Oberst sagte: „Ja, ja, er kommt bald!“ Da hatte sie die Augen wieder geschlossen und dämmerte weiter.

Was sollte er machen, wenn der Sohn auch heute abend nicht kam?! Den Mann packte es förmlich an: das wäre schrecklich! Für alle Fälle setzte er jetzt schon das Telegramm auf — dringend, auch in der Nacht zu bestellen — das mußte Maria dann gleich besorgen, wenn er mit dem Abendzug nicht eingetroffen sein sollte.

Zögernd senkte sich der Abend; er schickte erst eine lange, laue Dämmerung als Botin voraus. Und nun war er selber da; der Fluß rauschte stärker und sandte feuchte Düfte, die sich zu leichtem Nebel verwoben. Jeder Grashalm beugte sich unter einem Tautropfen; überall hing es wie gesegnete Tränen, nach einem glücklichen Tag geweint.

Hans-Helmut war nicht gekommen. Der Atem der Kranken ging jetzt laut und stoßweise, den Oberst überkam ein verzweifelnder Zorn: nun mußte er dem Jungen wirklich böse, sehr böse sein.

Er ging in die Küche, das Telegramm in der Hand. „Das müssen Sie jetzt noch besorgen, Maria. Verstehen Sie es, daß er nicht kommt?“

„Oh ja,“ sagte sie. Und dann lachte sie kurz auf: „Er hat eben Angst. 'ne ganz blödsinnige Angst hat er. Ich hab' ihm geschrieben, i c h würd' es sagen, wenn er jetzt nicht käm' und es selber sagte. Und nu sag' ich's auch.“ Ihre Stimme war rauh in einer Erregung, deren sie doch nicht Herr werden konnte; angenehm war es für sie ja auch nicht, so ganz allein vor dem da zu stehen. „Er traut sich dem Herrn Baron nicht unter die Augen, weil — weil — weil ich ein Kind krieg'!“ Nun war es heraus, sie atmete auf und stand ganz keck da.

„Ein Kind — Sie — und er traut sich deshalb nicht her? Das versteh' ich nicht.“ Man merkte es dem Oberst an, er war noch nicht hinter den Zusammenhang gekommen. Aber er war blaß geworden. „Wieso — warum — wer?“ stieß er zusammenhangslos heraus und starrte sie an.

„Ich,“ sagte sie und tippte sich mit dem Zeigefinger auf die Brust, „ich krieg' ein Kind — von ihm, und er —“

„Das ist unmöglich.“ Der Mann unterbrach sie, er schrie sie plötzlich an: „Wie können Sie so etwas sagen? Das ist eine Lüge!“

„Oh nee!“ Sie behielt ganz die Ruhe der überzeugenden Wahrheit. „Der Herr Baron muß ihn fragen, es wird ihm dann leichter, es zu sagen, er gesteht's Ihnen dann ein. Er will's ja auch gar nit leugnen. Er hat mir ja auch versprochen, daß er mich heirat'.“

„Heiratet —?!“ Die Brauen des Oberst zogen sich zusammen, unter ihrer Buschigkeit hervor schoß ein vernichtender Blick auf das Mädchen. „Wenn ich Sie nicht so lange kennte, müßte ich annehmen, Sie sind verrückt. S i e, ein Kind von ihm? Und er will Sie heiraten? Das hat er nicht gesagt, nicht gesagt. Selbst wenn es wahr wäre, was Sie da behaupten. Aber auch das bezweifle ich.“

„Bezweifeln?!“ Sie zuckte die Achseln. „Das können Sie ja, das steht Ihnen ja frei. Es ist aber doch so, Sie werden's ja sehen, drei Monat is et nu bald. Es wird Zeit mit der Heirat, eh' 's en Schkandal wird.“

Der Mann brauste auf: „Nie und nimmer! Und wenn es auch wahr wäre — oh, der Junge, der unglückliche Junge!“ Er hob beide Fäuste und preßte sie sich gegen die

Digitized by Google

Stirn: „Der arme Mensch! Ich werde niemals diese Heirat zugeben. Nein, nie!“

„Da haben Sie gar nix beizugeben.“ Sie versuchte frech zu sein, aber es klang sehr kleinlaut. Sie hatte sich das doch anders gedacht, der Schreck der Überraschung schien den Alten nicht einzuschüchtern, er stand noch ganz stramm.

Der Oberst hatte sich wieder gefaßt. „Er ist noch nicht mündig.“ Jetzt galt es, sich nicht bange machen zu lassen, diesem Mädchen würde er doch noch gewachsen sein. Und besser, man kam in aller Ruhe mit der aus. „Sie sprachen von einem Skandal,“ sagte er, „ein Skandal wäre es, wenn dieser junge Mensch Sie heiratete. Das geht nicht, das ist einfach ausgeschlossen.“ Er wunderte sich über sich selber, daß er so ruhig bleiben konnte: also darum, also darum kam Hans-Helmut nicht nach Hause?! Der Atem hatte ihm schier gestockt, es war ihm gewesen, als ob alles Blut in seinen Adern erstarrte, aber nun floß es wieder, das Herz flog nicht mehr zitternd, es klopfte regelmäßiger, und er konnte ganz ruhig sagen: „Er wird ja jetzt kommen. Ich werde der Sache auf den Grund gehen, alles erfahren, und, falls es sich wirklich so verhält, wie Sie sagen“ — er sah sie durchbohrend dabei an, und sie erwiderte seinen Blick, ihre blanken braunen Augen schienen keine Scheu zu kennen — „will ich helfen, so gut ich kann. Sie müssen verschwinden, Maria, ich werde für Sie sorgen und für das Kind auch sorgen. Es wird mir schwer fallen, aber ich verpflichte mich. Ich denke an die treuen Dienste, die Sie uns geleistet haben, ich will Sie nicht im Stich lassen, Sie werden —“

Sie unterbrach ihn: „Ich denke gar nit dran.“ Die Röte des Zorns stieg ihr ins Gesicht, das blaß geworden war. Ihre braunen Augen wurden ganz schwarz und funkelten. „Sie denken wohl, weil Sie 'n Baron sind und ich 'n armes Mädchen, können Sie mich so einfach auf die Seit' schieben. So dumm bin ich aber nit. Hier bin ich und hier bleib' ich.“ Sie stampfte auf. „Dafür war ich gut genug, daß ich nach Berlin hinmußt und ihn pflegen in der schweren Krankheit — keine Nacht Schlaf, nit emal in die Meſſ' konnt' ich gehen — und dafür war ich dann auch gut genug, als er Lust kriegte auf mich. Nu bin ich aber auch gut genug, daß er mich heirat'.“

Dem Mann brach der Schweiß aus, ihm wurde angst. Um Gottes willen, was für ein Ton! Um Gottes willen, der arme Junge, der unglückliche Junge! Wie die dastand — war das nicht unverschämt? Nichts von Scham. Den erhobenen Arm hielt sie gegen ihn gereckt. Es konnte nicht sein, daß **die** Hans-Helmut, dem feinen, scheuen Jungen, zum Opfer gefallen war, er war **ihr** zum Opfer gefallen! Das gab ihm wieder Kraft.

„Schweigen Sie doch,“ rief er mit starker Stimme, „lügen Sie nicht! **Sie** haben ihn verführt, nicht **er** Sie. Aber davon ist ja im Augenblick nicht die Rede, jetzt heißt es nur: was tun. Hören Sie, Maria!“ Es gelang ihm, wieder ruhig zu werden, er ging auf sie zu, zog ihr den Arm herunter und versuchte ihre Hand zu fassen. „Ich sehe ein, es ist schlimm für Sie, und ich will Ihnen ja auch gerne helfen. Aber Sie müssen doch einsehen, daß es für Hans-Helmut auch schlimm ist. Ein jeder muß bleiben in seiner Welt — da ist nun mal ein Unterschied, das ist von Anbeginn an so gewesen und wird immer so bleiben — er lebt in diesem Stand und Sie in jenem. Es paßt unmöglich zusammen. Und er ist ja auch noch zu jung — zwanzig Jahre! — Ein Knabe, der noch nichts ist, der noch nichts hat, was wollen Sie von ihm? Lassen Sie ihn! Gewiß, er ist Ihnen etwas schuldig, er wird, er darf das auch nie vergessen — er hat auch eine Schuld auf sich geladen, für die muß er büßen — aber nicht **so** schwer, nicht so schwer!“ Er hob wie flehend die Hände. „Sie werden ja bald einen Mann finden, der besser zu Ihnen paßt; in Ihren Kreisen nimmt man es nicht so genau, es kommt öfter vor, das Kind wird man Ihnen nicht so übel nehmen!“

Das hätte er nicht sagen dürfen. Gereizt fuhr sie auf: „Bei uns gibt es auch Leute, die auf Ehre halten, mehr als bei Ihnen. Sie meinen wohl, es wird mich einer nehmen mit 'm ledigen Kind? Meine Ehre, meine Ehre,“ schrie sie heftig und laut, „meine Ehre will ich wieder haben, meine Ehre!“ Laut weinend schlug sie sich beide Hände vors Gesicht.

Um Gottes willen, was hatte er da angerichtet! Der Oberst fühlte, wie ihm der Mut sank, verzweifelt suchte er den richtigen Weg; er hatte sich noch nie in solcher Situation befunden. Es wallte in ihm auf, es zuckte ihm in den Händen: durfte man sich ihm gegenüber so gebärden? Wie sie schrie! Das war ja eine ganz andere, die er nie vorher gekannt hatte. Er fühlte den heißen Wunsch zu sagen: „Da ist die Tür,“ aber dem Wunsch durfte er nicht nachgeben. Der Junge, der arme Junge, der unglückselige, verführte Mensch! Und um des Sohnes willen hielt er an sich. Seine knarrige Stimme, die auch laut geworden war in der Erregung, sank, wurde leise und sanft; er redete ihr einlenkend zu, er legte sich aufs Bitten: „Seien Sie nicht gleich so aufgebracht, Maria — ja, Sie haben ganz recht, sich gekränkt zu fühlen

Digitized by Google

— selbstverständlich halten Sie auf Ihre Ehre — Ehre ist überall die gleiche — meine begreifliche Erregung — entschuldigen Sie, ich wollte Ihnen nicht weh tun!" Die Schamröte stieg ihm ins erbleichte Gesicht: oh, daß er sich so demütigen mußte! Und diese Demütigung, die ihn vor sich selber verächtlich machte, diese Demütigung war umsonst.

Sie hörte gar nicht auf ihn, sie schrie überlaut: „Dieser dumme Jung, dieser wortbrüchige Kerl! Ins Unglück hat er mich gebracht, mir die Ehre gestohlen, und nu will er mich im Stich lassen — und Sie, Sie helfen ihm noch dabei! Pack seid ihr, ihr alle, seid Pack!"

Mußte er sich das wirklich gefallen lassen? Der Oberst fühlte jedes dieser Worte wie einen Peitschenhieb; sein Leib war nackt, seine Seele war nackt, er stand am Pranger.

Das Mädchen schrie noch immer weiter: „Ich geh' jetzt, ich geh' jetzt zu meiner Mutter, machen Sie sich allein hier Ihren Dreck! Aber ich werd' es allen Leuten zu wissen tun, überall erzählen, was ihr für'n Gesellschaft seid. Ich lass' mir das nit gefallen!" Sie trat dicht an den Verstummten heran, spie es ihm förmlich ins Gesicht, gereizt, durch seine völlige Stummheit noch aufgebrachter: „Ihnen schwör' ich, es wird geheirat' — bei Gott, es wird geheirat'!" Und damit ging sie und schmetterte die Küchentür hinter sich zu.

Er blieb stehen in der Küche, wo er gerade stand, sah ratlos um sich und schloß dann für ein paar Sekunden die Augen: das war zu schrecklich gewesen. Aber was nun, was nun? Ob er ihr nachging, noch einmal versuchte, sie zu beruhigen, zur Vernunft zu bereden, umzustimmen? Wenn er ihr nun noch mehr, viel mehr verspräche? Was konnte er ihr denn noch versprechen? Geld, Versorgung, das hatte er ihr geboten, das wollte sie nicht. Geheiratet wollte sie sein. „Gott, mein Gott," stöhnte er aus tiefster Seele, „verlaß du mich nicht!" Um ihn war ein Chaos, ein Untergang wie von Welten, er fand keine Stelle, darauf sein Fuß sicher ruhen konnte.

Was machte sie nun? Er lauschte. Oh, sie war fürchterlich! „Gott, hilf mir!" Er selber war ganz ohnmächtig, kam sich so klein vor. Und es war Nacht geworden, spät schon, und Hans-Helmut war doch nicht gekommen.

Oben hörte er Maria in ihrer Kammer, durchs ganze Haus kam ihr Poltern von der Mansarde herab. Sie warf mit der Tür, jetzt zerrte sie ihren Schließkorb die Treppe herunter, er rutschte von Stufe zu Stufe — jetzt trappste sie durch den Flur und — Gott sei gedankt! — jetzt war sie draußen. Sie war fort. „Ahhh!" Er atmete tief auf, er hatte bis jetzt gar nicht recht geatmet, nur ganz flach, aus zugeschnürter Brust. Wie ein aus furchtbarem Traum wieder Erwachender sah er sich um, da hörte er einen ganz leisen Ruf, Frau Arndts Stimme! Er stürzte aus der Küche, über den Flur.

Da stand sie in der Tür zwischen Wohn- und Schlafzimmer, hielt sich am Türgriff fest und rief: „Ich höre ihn — er soll zu mir kommen! Hans-Helmut — oh, mein Sohn!"

Was hatte sie gehört? Der Oberst erschrak. Es wurde ihm so schwer zu sagen: „Er ist noch nicht da."

Sie blieb aber ruhig. „So, so." Aber dann fragte sie ängstlich: „Wer lärmte denn so?" Sie sprach jetzt ganz klar, sprach, wie sie immer gesprochen hatte; ihren Morgenrock hatte sie auch übergezogen und die nackten Füße in ihre Pantoffel gesteckt.

„Legen Sie sich wieder nieder," bat er erschrocken. „Sie sind noch zu schwach."

„Ich habe Angst," sagte sie. „Es schrie jemand. Hans-Helmut? Nein, es war die Maria, was war denn mit ihr? Sie war böse, lief sie fort?"

Er versuchte ein Lächeln. „Es war gar nichts weiter. Wir haben uns ein bißchen gekabbelt. Sie ist zur Mutter gelaufen, sich beklagen. Sie wird bald wieder da sein."

„Maria!" rief die Kranke auf einmal sehr unruhig, ganz hoch und laut, und dann ließ sie plötzlich den Türgriff los, packte mit beiden Händen wie eine Blinde um sich, seufzte leicht auf und fiel in sich zusammen —

Er hatte sie aufgehoben und auf ihr Bett getragen, sie war ja so leicht. Atmete sie noch, oder hatte der Atem schon aufgehört? Er neigte das Ohr auf ihre Brust und lauschte: nichts mehr, auch kein pochendes Herz mehr. Er lauschte an ihren Lippen: nichts, gar nichts.

Ein Jammer überkam ihn, aber auch sofort der Trost jener Gewißheit: sie hört nichts mehr, erfährt nichts mehr, sie braucht nichts mehr zu leiden.

„Armer Hans-Helmut, mein lieber Junge, deine Mutter ist tot." Der Mann sagte es so, als ob der Sohn neben ihm stünde. Und dann rückte er sich einen Stuhl heran, schob alles beiseite, und setzte sich dicht am Bettrand neben die Tote. Er hielt ihre Hand, die rasch kalt wurde, in der seinen. Es war totenstill; draußen auch, die Nacht ging ums Haus auf samtenen Sohlen, der Fluß rauschte sanft ein Schlummerlied.

Ein Leben am Fluß war nun ausgelöscht, glitt in das Meer der Ewigkeit hinab, in das große Dunkel. Der Mann fühlte das Schweigen des Todes, sein kühles Wehen, aber er

Digitized by Google

entsetzte sich nicht. Mit Wehmut sah er in das Gesicht der Frau, das ihm, dem langjährigen Hausgenossen, so wohlbekannt war und doch jetzt etwas Fremdes bekam. Das war immer fein gewesen, nun wurden seine Züge noch feiner, noch reiner die reine Stirn, es war alles geadelt. Und es war Erlösung hier im Frieden des Todes und in seiner Majestät.

Der Oberst saß wie gebannt, ihm vergingen alle andern Gedanken, nichts Häßliches, nichts Gemeines reichte an ihn mehr heran, — unverwandt sah er in das stille Gesicht. Nebenan tickte sacht der Regulator, im Schlafzimmer brannte eine einzige Birne, die gab dämmerndes Licht, dem Mann bei der einsamen Totenwacht fielen die Augen zu. Er schlummerte ruhig und traumlos. Plötzlich fuhr er auf aus seinem vollen Vergessen, in einem großen, ihn jäh überfallenden Schreck: „Hans-Helmut!"

⌘ ⌘ ⌘

Es war immer einsam gewesen draußen an der Straße, die hier schon nicht mehr zur Stadt gehörte, sondern Landstraße war. Für Leute, die ein Haus voll Kinder hatten, ein Nest junger Spatzen, die den ganzen Tag schirpten und lärmten, für die mochte es nicht einsam hier sein. Früher hatte der Oberst die Einsamkeit auch nicht gespürt, jetzt aber sah sie ihn an aus hohlen Augen und ihm graute. Aber doch wieder hätte er sich nicht von dieser Einsamkeit trennen können, er brauchte sie. Brauchte sie, um die Gedanken zu ordnen, die um ihn herum standen im wilden Gedränge, ihn bestürmten, fragten und quälten, und von denen er nicht wußte, ob es seine eigenen Gedanken waren, oder böse, seltsame Träume, die der Wahnsinn auf ihn losließ, um auch ihn wahnsinnig zu machen.

Es gab Stunden, in denen der Mann seinen Kopf ganz hohl fühlte, und die Brust so seltsam leer, als hätte er kein Herz mehr in ihr. Daß Frau Arndt jetzt unter der Erde lag, das begriff er wohl, sie war immer leidend gewesen, und nun war sie in die Jahre gekommen, von denen es heißt: „Meine Tage sind wie ein Schatten, ich verdorre wie Gras." Aber daß Hans-Helmut nicht mehr da war, nicht mehr zu dieser Tür eintrat und aus jener Tür hinausging, daß kein Laut dieser jungen Stimme mehr an sein Ohr drang, das konnte der Oberst nicht fassen. Tags ging er rastlos durch das Haus und nachts war er ebenso ruhelos, er legte sich mit dem festen Vorsatz zu Bett: heut mußt du ruhig liegen bleiben, schlafe, du mußt schlafen — er faltete seine Hände auf der Brust und versuchte ruhige, gleichmäßige Atemzüge, es nutzte alles nichts. Er stand doch wieder auf und irrte durch die leeren Räume und suchte die, die einst mit ihm hier gewohnt hatten.

Der Oberst glaubte nicht daran, daß Hans-Helmut durch einen Unglücksfall im Spreekanal ums Leben gekommen war. Und wäre er hineingefallen, er konnte ja schwimmen, er wäre gewiß nicht ertrunken. Das war Absicht gewesen. Die Übereilung einer unglückseligen, verzweifelten Stunde, vielleicht nur einer einzigen Minute. Und hier war das Vaterherz, an das er sich hätte flüchten können, an das er sich auch sicher geflüchtet hätte, wäre diese einzige Minute nicht stärker gewesen als der ganze arme Mensch. „Mein armer, armer Sohn!" Wie ein Irrer hatte der alte Mann dagesessen und kopfnickend immer das gleiche vor sich hingesagt —

Die Depesche der Huppauf mit der seltsam dunklen Nachricht: „Herr Arndt seit gestern vermißt, heute aber schon gefunden," war als Antwort auf das Telegramm gekommen, in dem der Oberst Hans-Helmut den Tod seiner Mutter mitteilte. Man hatte Frau Arndt gerade in den Sarg gelegt gehabt. Da lag sie nun mit einem Zug um den Mund, der einem geheimnisvollen Lächeln gleichkam.

Die Leute, die sie ansehen kamen, wie es Sitte im Städtchen war, konnten sich gar nicht genug wundern: das war ja gar nicht mehr die Frau Arndt, mit der es zeitlebens ziemlich kümmerlich gewesen war! All das Gedrückte war weg. Die Schönheit ihrer Jugend war wiedergekehrt, und sie sah aus, als ob sie sich auf etwas freute.

Ihr langjähriger Mieter und getreuer Hausgenosse hatte sie nicht zu Grabe geleiten können, er mußte nach Berlin fahren. Und nun war er seit ein paar Tagen wieder zurück. Er hatte den Toten, den man am Schiffbauerdamm aufgefischt hatte, gar nicht weit von dem Hause, in dem er gewohnt hatte, mitgebracht.

„Seien Sie froh, Herr Baron," hatte weinend die gute Huppauf gesagt, „daß er da an irgendwas hängenjeblieben ist, und nich ist rausjeschwemmt worden weiter in die Spree. Da findet man sie oft erst nach Wochen und dann gräßlich zujerichtet von den alten Dampferschrauben und anjeknabbert von Fischen. Sie haben ihn wenigstens unversehrt."

Ja, das hatte er — äußerlich unversehrt, aber nur äußerlich. Stundenlang hatte der alte Mann in das geliebte Gesicht gestarrt, das so ungeheuer ernst war. Der war ja noch jung, so jung, und er alt, so alt — warum darf das Alter sich nicht für die Jugend opfern? Nein, sie sollten ihm nichts erzählen

Digitized by Google

von einem Unglücksfall, daß der Student vielleicht angeheitert war, sich eingebildet hatte, in seine Haustür zu treten, statt dessen in das Wasser trat — oder wähnte, in sein Bett zu steigen und statt dessen über das Geländer der Kaiummauerung gestiegen war. Das waren alles Erfindungen der Gutmütigkeit. Freiwillig war Hans-Helmut aus dem Leben gegangen, weil ihn das Weib bedrängte, weil er glaubte, sich nicht mehr anders retten zu können —

Der Oberst hatte sich alles angesehen, das Bett, in dem Hans-Helmut krank gelegen, das Zimmer mit dem breiten Sofa, mit der Wasserkaraffe und Lola Beeth, in dem er gehaust hatte mit ihr. „Mit dieser janz miserabligen, nichtsnutzigen Person," wie Herr Huppauf wutschnaubend sagte. Die hatte er auf dem Strich. Nicht allein, daß sie ihm mit dem Bügeleisen ins Gesicht gefahren war — hier, hier war noch die Narbe! — sie hatte dem jungen Menschen zu schamlos nachgestellt.

Ja, das hatte sie! Diesmal konnte Frau Emilia ihrem Huppauf recht geben. „Ach Herr Baron," schluchzte sie in ihr Taschentuch, „ich habe schon viel erlebt in meinem Leben und bin wirklich jroßzügig, aber so 'n Jetue mit anzusehen, das jing über unsere Kraft. Sie hat sein unschuldiges Herz umstrickt — Jotte doch, was war er für ein juter Mensch, ein Kind — seine Unschuld hat sie ihm jeraubt und denn hat sie ihm zujesetzt — wir haben's oft genug jehört, Huppauf und ich. Aber daß er deswegen das Leben von sich jeworfen hätte, das müssen der Herr Baron nun nicht denken — oh nein, oh nein!" Sie protestierte lebhaft, aus Angst, zuviel gesagt zu haben. „Ich meine man nur so. Er hatte eben zuviel jetrunken, er konnte eben jar nichts vertragen, ach, er war ja so solide!"

All dies Geschwätz hatte der Oberst sich angehört, es war ihm furchtbar, er litt dabei, und doch tat es ihm wohl, zu erfahren, wie viel diese einfachen Leute von Hans-Helmut gehalten hatten. „Ich liebte ihn wie meinen eigenen Sohn," jammerte die Frau. Und ein junges Mädchen gab Blumen an der Tür ab — sie hatte dick verweinte Augen und bat, man möchte die Herrn Arndt mit in den Sarg legen. — — — — — — —

Nun war Hans-Helmut zur Ruhe gebracht, er lag neben seinen Eltern. Die letzte Liebespflicht war erfüllt. Ach, die letzte Liebespflicht! So bitter schwer sie gewesen war, sie war doch noch etwas, das einen aufrecht erhielt, deswegen man da sein mußte. Nun kam sich der Einsame ganz überflüssig vor, wertlos wie ein Fetzen weggeworfenes Papier. Was sollte er noch auf dieser Welt? Für ihn gab es keine Pflicht mehr, keine Arbeit, kein Mühen, kein Sorgen, was er gewohnt gewesen war, durch lange Jahre, in denen er einen Sohn mit aufgezogen hatte, der nicht sein Sohn war, und doch sein Sohn, und der sein Sohn bleiben würde, solange noch Atem in dieser alten Brust war, das war nun nicht mehr da. Wenn er, der Nutzlose, Überflüssige, doch bald ihm nachgehen dürfte!

„Der Baron ist ganz gebrochen," sagten die Herren vom Stammtisch. Ob man ihn nicht wieder zum Dämmerschoppen herankriegte? Es wäre gewiß gut für ihn.

„Nicht, noch nicht," wehrte Doktor Bär ab. „Es ist ja alles noch viel zu kurz her. Acht Tage ist der junge Arndt erst tot, vor drei Tagen erst begraben. Der Mann ist ja noch gar nicht zu sich gekommen."

Sie hatten alle großes Mitleid mit dem Baron. Rührend von dem armen Mann, und dabei ging ihn die ganze Geschichte doch eigentlich gar nichts an, er war nicht einmal entfernt verwandt mit den Arndts.

„Seelenverwandt," sagte der Doktor Bär. Denn daß da etwas anderes mitgesprochen hätte, eine frühere Beziehung zu der Frau Arndt vielleicht, wie man damals anzunehmen geneigt gewesen war, das war gänzlich ausgeschlossen.

Eine gar merkwürdig große aufopfernde Freundschaft, ganz außergewöhnlich! Die Unterhaltung am Honoratiorentisch war für diesen Abend gegeben; man sprach von nichts anderm. Und ob man einen jungen Menschen, den man, wenn man ihn auch von Kindheit an gekannt und mit erzogen hat, so lieben kann wie einen eigenen Sohn, das war eine interessante und lebhaft für und wider erörterte Frage. Jedenfalls mußte der Baron nun das so verwaiste Haus verlassen; er konnte es ja verkaufen. Vor fünf Jahren hatte er es, der Frau Arndt zuliebe, gekauft. Nun mußte er sehen, daß er es wieder los wurde; man konnte es jetzt gewiß billig erstehen.

Aber der Oberst dachte gar nicht daran, das Haus zu verkaufen. Hier hatte er glücklich gelebt, hier würde er nun auch weiter die Tage leben, deren ihm hoffentlich nicht zuviele mehr zugemessen waren. „Des Menschen Leben währet siebenzig Jahre" — siebzig war er noch nicht, aber die paar Jahre, die daran fehlten, taten es ja auch nicht. Als er jetzt oben in seinem Zimmer, das den schönen Blick auf den Fluß hatte und hinüber zu den jenseitigen Rebenbergen, im Lehnstuhl saß, den schweren Kopf auf die Brust gesenkt, die müden Augen blicklos, starr ins Leere gerichtet, kam er sich alt, uralt vor. Er war ein Überbleibsel aus einer Zeit, aus einer

Digitized by Google

längst vergangenen Periode, die von den Lebenden rasch ganz vergessen wurde, nur von ihm nicht.

So saß er lange, lange. Er hatte den Wunsch, hier sitzen zu bleiben und nie mehr aufzustehen. Aber ein nagender Hunger trieb ihn endlich doch auf. Und diesem Trieb folgend, der ihm schier unfaßbar war — wie mochte man essen und trinken, wenn man so traurig war! — trappte er in die Küche hinunter. Da hatte die Frau, die ihm die Aufwartung machte, das Mittagessen fertig hingestellt, er brauchte es sich nur zu wärmen. Er hatte es vergessen gehabt; nun machte ihn der Hunger, der ganz gemeine Hunger, darauf aufmerksam, daß es schon Abend war. Aber er wärmte sich das Essen nicht — ein alter Soldat nimmt auch so vorlieb — er aß es kalt und gleich aus dem Topf. Dann schlich er in das Wohnzimmer.

Hier hatte er um diese Zeit immer mit der Frau Doktor am runden, zierlich gedeckten Tisch beim Abendbrot gesessen. Unwillkürlich machte er eine höfliche Verneigung, als er eintrat; er hatte das nie unterlassen, so familiär sie auch mit der Zeit geworden waren. Der Regulator tickte sacht wie immer, die neue Aufwärterin hatte ihn aufgezogen und auch Staub im Zimmer gewischt; es war anscheinend hier wie immer, aber den Mann durchschauderte es, er fühlte die Leere sich wie eine eiskalte Hand auf seine Schulter legen. Er setzte sich in eine Ecke und kroch da, fröstelnd, ganz in sich zusammen.

Die Hängelampe brannte nicht — wozu auch, er hatte ja nichts zu sehen. Was zu sehen war, das sah er innen — — ahhh, da kam jetzt Frau Arndt herein, sie trug ihr kleines Gießkännchen in der Hand, mit dem sie immer ihre Blumen am Fenster begoß, und an der andern Hand hing ihr der Junge. Der war so lieb zu seiner Mutter, seine klaren, schönen Kinderaugen strahlten sie zärtlich an, und nun fiel auch ein zärtlicher Blick auf ihn, auf ihn hier in der Ecke.

„Hans-Hänschen, mein liebes Hans-Hänschen!"

„Was machst du denn da, warum sitzt du denn so in der Ecke? Komm doch heraus, spiel' mit mir!"

Ja, spielen, das wollten sie auch. Es war Frühling. Draußen vor der Haustür, wo es schön sonnig war, warfen sie sich den Ball zu.

„Bist du aber ungeschickt, so mußt du's machen, sieh, so!" Der Knabe warf den Ball zu hoch, daß er in die Luft flog wie eine Lerche, die emporwirbelt und dann niederfällt, man weiß nicht wo. Hans-Hänschen jubelte: „Nun ist er weg, nun müssen wir ihn suchen, wer ihn wiederfindet, der ist Erster, der ist Kaiser, der kann bestimmen, was der andere tun soll!" Und er war davongesprungen und suchte, suchte hinterm Haus, beim Holzschuppen, im Garten, suchte auf der Straße — der Ball würde doch nicht in den Fluß getrudelt sein? Blinzelte am Haus hinauf: ob er vielleicht in die Dachrinne gefallen war? Wo war der Ball, sein schöner, bunter Ball?!

Der Mann hatte ihn längst entdeckt, heimlich genommen und dem Aprikosenbaum in die Gabelung der zwei untersten Äste gelegt. Da entdeckte ihn endlich Hans-Helmut und war Erster und Kaiser und bestimmte, daß sein Freund ihm erzählte von ganz früher, als der noch ein lustiger Leutnant war und einen Burschen hatte aus der Pollakei, Posznanski, der so dumm war, daß der, als er ihn ausschickte, zwei Berliner Pfannkuchen zu holen — „der eine ist für mich, den andern darfst du dir dann nehmen" — wiederkam, das Maul noch zuckrig und fettig glänzend, sich vor seinen Leutnant stramm stellte und grinsend sagte: „War sich nur Pfannkuchen einer mehr da, hab' ich gegessen, Herr Leitnant." Oft hatte er diese Geschichte erzählt und würde sie noch öfter erzählen müssen, Hans-Hänschen lachte so unendlich darüber. Schade, daß er damals nicht noch andere Geschichten wußte von dem dummen Posznanski! Jetzt, heute nach so langer Zeit, fielen ihm auf einmal noch zwei, drei ein. Heute — und jetzt! Oh, könnte er Hans-Hänschen doch nur noch einmal, nur noch ein einziges Mal froh lachen hören. Und wie zärtlich war er gewesen; sonder Scheu vor den Bartstoppeln auf der Wange des guten Freundes. Später hatte Hans-Helmut seine Zärtlichkeit nicht mehr so gezeigt, aber dagewesen war sie doch immer. Nein, doch nicht mehr immer! Nicht immer, sonst wäre er nicht so fortgegangen ohne Lebewohl, wäre überhaupt nicht so fortgegangen.

„Mein Sohn, warum hast du uns das getan?! Uns — nein, mir. Ich bin ja ganz allein zurückgeblieben, sitze hier wie ein kranker Vogel auf dem dürren Ast und habe nicht mehr die Kraft, davonzufliegen." Der Oberst stöhnte laut und sah sich wild um. Und dann versank er wieder in seine Erinnerungen.

An der Haustür kraspelte es, es versuchte jemand zu öffnen — aha, das war der Abiturient! Der hatte die Abschiedsfeier von Prima mitgemacht, hatte ein wenig viel Wein trinken müssen — nicht sich betrunken, das tat Hans-Helmut nicht — war in einer gehobenen rauschähnlich seligen Stimmung: jetzt ging es frank und frei ins Leben hinaus! Er hatte das Schlüsselloch nicht finden können. Der Freund, der um die Mitternacht

Digitized by Google

noch auf ihn wartete, ging hinab, öffnete ihm, saß dann noch lange bei ihm auf seinem Bettrand und ließ den Frühlingssturm aller Zukunftspläne über sich hinbrausen.

Wirklich — horch! — ein Wind ging ums Haus! Es klopfte — es kraspelte wieder an der Haustür. Und jetzt rührte es leise an die Schelle!

„Wer ist da?" Lebende konnten das nicht mehr sein, nur die Schatten der Toten. „Herein!"

Der Oberst stand hochaufgerichtet im Flur, eine brennende Kerze hielt er in der Hand, die warf seltsame Lichter auf Wände und Fliesen. „In Gottes Namen denn!" Er schloß auf.

„Entschuldigen Sie," sagte die Kaspers und zog ihre Tochter hinter sich drein und machte dann sorgfältig die Tür wieder zu. „Es ist etwas spät für zu kommen, aber die Maria wollt nit gehen, solang es noch hell war." Sie hatte wohl irgendeine Begrüßung erwartet — ob freundlich oder unfreundlich, das war gleich — aber daß der Baron gar nichts sagte, das war ihr unbehaglich. „Nu is der Herr Baron so ganz allein," sagte sie; es sollte mitleidig klingen, aber es klang verlegen. „Jeses Mari Josef, wat is dat alles so schrecklich!" Mit einem lamentierenden Ausruf schlug sie die Hände zusammen.

„Was wollen Sie?" sagte der Mann und ging ins Zimmer zurück. Sie folgten ihm auf dem Fuße. Er stellte die Kerze auf den Tisch und blieb dann am Tisch stehen. Unter den buschigen Brauen hervor sahen die Augen trüb aus dem vergrämten Gesicht.

‚Donnerwetter, das hat den aber höll'sch mitgenommen,' dachte die Kaspers. Er tat ihr eigentlich leid, aber die Hauptsache war doch die Maria, und daß die was bekam. „Sie müssen entschuldigen, Herr Baron — mer will den Toten nix Übles nachreden — aber es war doch sehr unrecht von dem jungen Herrn, en große Sünd, daß er die Maria so im Stich läßt, wo er ihr doch die Eh' versprochen hat. Wat soll sie nu machen? Sie will ja partout nix annehmen, sie sagt, ihr Ehr' läßt sie sich nit abkaufen, aber ich kenn' mich besser aus in der Welt, mit der Vornehmheit is et nit getan. Se muß doch leben, un dat Kind vom jungen Herrn anständig erziehen." Lauernd blinzelte sie: was machte der für ein Gesicht?

„Für das Kind will ich Sorge tragen," sprach plötzlich sehr rasch der Oberst. Die Frau war ihm unsagbar widerlich, aber das Kind — ach ja, das Kind von Hans-Helmut! — „sie soll es mir überlassen!"

„Ich denk' gar nit dran." Das war das erste, was Maria sagte. Sie hatte bis dahin völlig geschwiegen, den Kopf gesenkt, den Blick zu Boden geschlagen. Sie trug ein schwarzes Kleid, ein schwarzes Umschlagetuch und ein schwarzes Schleierchen um den Kopf. Die Arme verschlang sie jetzt über der Brust und reckte sich auf: „Das Kind geb' ich nit. Ich hab' alles andere verloren. Das Kind geb' ich nit." Sie hielt sich die Hand vor die Augen, es schien, daß sie weinte.

„Da sehen Sie nu, Herr Baron," jammerte die Kaspers, „so is se nu. Kein Verstand. Et is ja auch ganz begreiflich, wat macht die alles durch. Mer kann reden un reden, se hört gar nit drauf hin. Sie hat den jungen Herrn eben arg lieb gehabt, zu lieb gehabt, nu kann sie sich gar nit tröstén. Ich muß immer Angst haben, daß sie sich noch wat antut. Ach, Herr Baron" — nun fing die Alte auch an zu weinen — „wat macht man doch alles durch mit den Kindern!"

Der Mann sagte noch immer kein Wort; er war überrascht: das hätte er nicht gedacht, daß die Hans-Helmut wirklich von Herzen lieb gehabt hätte. Von Liebe war bis jetzt so wenig die Rede gewesen. Aber das Weinen Marias klopfte an sein Herz. Er kam sich heute ungerecht gegen sie vor: niemand kann über sich selber hinaus, wie hatte er Großmut von ihr verlangen können? Sie hatte eben auf ihrem Recht bestanden, ihrem guten Recht, in dem sie zu sein glaubte. Wie sie dazu gekommen war, das war freilich nicht schön, aber bei ihr nicht so unverzeihlich. Er dachte milder. Sie hatte sich auch taktvoll benommen, nach dem, wie sie sich erst gezeigt hatte, hätte man erwarten können, sie wäre beim Begräbnis erschienen, hätte auf dem Kirchhof die Augen auf sich gelenkt durch allzu lautes Schluchzen, aber sie hatte sich gar nicht sehen lassen. War wohl hinten nachgeschlichen, oder überhaupt nicht dabei gewesen. Und daß sie jetzt kam in der Dunkelheit, sich niemand bemerkbar machen wollte, das war auch rücksichtsvoll und anständig von ihr. Sie würde Helmuts Vaterschaft nicht ausschreien, nicht ein Geschwätz daraus machen.

Der Oberst atmete auf: das wenigstens blieb Hans-Helmut erspart. Er sah auf sie, ihn dünkte ihre Gestalt schon stärker geworden, im Kreuz etwas eingezogen, die Haltung war eine andere — ja, man merkte es schon trotz des Umschlagetuches. Er bot ihr einen Stuhl an: „Bitte, setzen Sie sich!"

Die Kaspers nahm auch Platz; er selber blieb stehen, er hatte den Wunsch, diese Unterredung sobald wie möglich zu beenden. Er wollte ihr ja gern von Hans-Helmuts Sachen etwas zum Andenken geben und auch Geld für das Kind — wenn sie es auch nicht nahm, ihre Mutter würde es schon nehmen —

Digitized by Google

er fühlte es ja beinah wie eine Enttäuschung, daß sie sich so ablehnend verhielt. Er suchte noch nach den Worten, die er ihr sagen wollte: sie war auch zu beklagen, und, so vieles hier im Haus hatte sie mit ihnen geteilt, so konnte man doch nicht auseinandergehen.

Da sagte die Kaspers: „Wir sind arme Leut, wir können sie nit verhalten. Geschenkt will sie auch nichts. Sie will sich ja auch nit beklagen, will still sein, wenn" — sie räusperte sich ein paarmal, als stecke ihr etwas im Halse — „hier is doch dat Haus, der Herr Arndt kriegt doch 'n Erbe — wie steht et dann damit? Dat bekömmt doch dat Kind? Wir möchten so frei sein, uns da mal nach zu erkundigen bei Ihnen." Nun war es heraus. Aber das Weib, so dreist es auch war, bekam nun doch einen Schreck: fuhr der auf!

Der Oberst, eben noch bleich und still, war glühend rot geworden, es loderte ihm zu Kopf, mit Mühe beherrschte er sich: also darum, darum waren sie gekommen?! Die Mutter, und die Tochter war mitgekommen, Haus, Erbschaft — also darum, darum?! Und er hatte geglaubt, die Liebe, die Anhänglichkeit, die Erinnerung an den Toten hätte sie hergetrieben, sie hätte noch einmal von ihm sprechen wollen, durch die Zimmer gehen, in denen sein Schatten noch weilte. „Oh, mein Sohn, mein armer Sohn," jammerte es in dem Mann.

„Nix für ungut," sagte die Kaspers. „Aber wir sind Eltern, ich spreche hier für unsere Tochter. Et soll kein Vorwurf für Sie sein und auch kein Mißtrauen, aber gerichtlich muß sie verlangen, dat —"

„Schweigen Sie!" schrie der Mann; er konnte, er wollte nichts hören. Das war gemein, habgierig, erpresserisch. Er war schwer enttäuscht. Das ertrug er nicht, der Schmerz war zu frisch — jetzt nicht — n o c h nicht. „Was ich gebe, gebe ich aus freien Stücken, der Erinnerung an meinen Toten zuliebe." Er nahm sich zusammen, klar und eiskalt klang es: „Zu verlangen haben Sie rechtlich nichts."

„Oho!" Das kam von der Mutter. Und die Tochter stieß auch einen Laut aus, man konnte nicht wissen, bedeutete er Zustimmung oder Abwehr. Maria war aufgestanden, sie weinte längst nicht mehr, den Kopf warf sie in den Nacken, hart, fast feindlich kreuzte ihr Blick den des Mannes.

Der Oberst sah es, Schmerz empfand sie wohl nicht, und da brüllte er auf, jede Besinnung verlierend vor Empörung und Jammer, brüllte: „Hinaus! Hinaus!" Und wies ihnen die Tür.

⌘ ⌘ ⌘

Doktor Bär hatte es durchgesetzt, daß der Oberst ab und zu einmal wieder zum Dämmerschoppen erschien. Aber erst nach Jahren war es. Wie der einsame Mann bis dahin gelebt hatte, das wußte niemand. Man sah ihn selten, und die hohen Reiterstiefel, die er bisher immer beibehalten hatte, hatte er sich auch abgewöhnt; sie waren zu teuer. Nun ging er in niedrigen Halbschuhen; er sparte.

Warum und für wen der Oberst von Rettberg sparte, jetzt, da der junge Arndt, den er doch wohl zum Erben hatte einsetzen wollen, tot war, verstand kein Mensch. Er hätte es nun doch nicht mehr nötig, den allerbilligsten Surius zu trinken. Und hatte es auch nicht nötig, in einem Anzug zu gehen, den ein anderer seines Standes längst nicht mehr getragen hätte. Der Überzieher war fadenscheinig, der Rock auch, immer sauber gebürstet war der Anzug auch nicht mehr, die Knöpfe hingen lose.

Auf das Feinere verstand die Aufwärterin, die jeden Morgen auf ein paar Stunden zu ihm herauswanderte, sich nicht, und die Knöpfe, die der Oberst sich selber annähte, hielten nicht.

Die ehrsame Jungfrau Margret Dürrlettel war geschwinder mit dem Besen bei der Hand als mit der Nadel. In der Küche hatte sie sich ein paar Heiligenbilder an die Wand geheftet und ein Weihwasserkesselchen aufgehängt. Aber das störte den Oberst nicht, er kümmerte sich nicht weiter um sie, und sie nicht um ihn.

Im Frühjahr grub er die Beete des Gartens um und im Herbst erntete er das bißchen ein, das ihm gewachsen war. Nur der Aprikosenbaum hatte reich getragen, er wußte gar nicht, wohin mit dem Segen; die ehrsame Jungfrau Margret schleppte ihn fort. Ehrlich war sie — der Oberst zählte ja aber auch seine Groschen — und taub war sie; wenn der Herr Baron einmal etwas Besonderes von ihr verlangen wollte, konnte sie nichts hören. Sie war aber auch taub, wenn man sie im Städtchen ausfragen wollte über ihren Herrn. Und das war dem Oberst sehr angenehm an ihr. Er hatte noch immer eine Scheu vor der Leute Mäuler, und er selber war ja auch stumm. Wenn er redete, redete er nur mit sich.

Leute, die vorübergingen, sahen ihn zuweilen im Garten, da stand er an der Rosenhecke, die allzu üppig wucherte, niemand beschnitt sie, hatte eine der Rosen zu sich aufgehoben und schaute der Blume, tief in Gedanken, in den duftenden Kelch. Oder er ging, die Hände auf dem Rücken zusammengelegt, den schmalen Gartensteg auf und ab, über den ein wahres Blumengemengsel, perennierender Rittersporn, Bauernlilien, Phlox und

Digitized by Google

gelber Helianthus wild hereinhingen, und sprach laut vor sich hin. Merkte er aber, daß jemand nach ihm hinblickte, verschwand er gleich in der Geißblattlaube.

Sie sahen ihn auch am Fluß. Da ging er am Ufer, längs der Weidenbüsche, einen Hut trug er nicht, das Haar, nicht mehr geglättet mit Brillantine und wie gewichst angeklebt, hing ihm eisgrau um den Kopf und flatterte lang im Wasserwind. Aber im Winter sah man gar nichts mehr von ihm.

Er saß in dem Wohnzimmer, dem einzigen Zimmer, das geheizt war im Haus. Oben in seiner Schlafstube erfror er fast, aber es wäre ihm wie Verschwendung vorgekommen, auch da noch zu heizen; das Wasser im Waschbecken würde schon auftauen, die leichte Eiskruste, die sich in den Nächten bildete, stieß man mit dem Finger entzwei. So sparte er Holz und Geld für Kohlen. Wenn er nur wüßte, ob das Kind schon da war, und ob es auch nicht fror, das Neugeborene? Wo mochte sie hingeraten sein?

Maria Kaspers war seit langem nicht mehr am Ort. Er hatte es nicht unterlassen können, sich bei der Margret nach ihr zu erkundigen. Die sagte fragend: „He?“ hielt das Ohr hin, schüttelte den Kopf und wußte nichts. Er mußte schon selber rekognoszieren. Er ging wie einer, der auf verbotenen Wegen geht. Bemerkte es auch niemand, in welcher Absicht er hier war?

Die Kaspers wohnten in der Unterstadt, da, wo der Fluß beinah bis an die Häuser reicht. Wenn der hoch ging, überflutete er den schmalen Ufersaum und stieg den niedrigen Häuschen in die kleinen Fenster. Es wohnten nur die ärmeren Leute hier. Im Sommer war es ganz schön, da spiegelten die kleinen hellblau und gelb und rosa getünchten Häuschen ihre Farbigkeit im Wasser, es stiegen reine Frische und feuchter Duft auf, denen selbst alle hier ausgeschütteten schmutzigen Eimer, alle Abwässer und Abfälle nichts anhaben konnten. Viele Kinder, die Leinenkittelchen ungeniert hochgehoben, die Höschen überm Knie umgekrempelt, patschten hier und wuschen ihre staubigen Füße. Im warmen Sonnenschein war der Unterschied zur oberen Stadt nicht so fühlbar. Aber jetzt lag Schnee. Wenn der schmolz, hatten die Häuser schon wieder die Füße im Wasser. Das war ungesund.

Hier war das Kaspersche Haus. Nummer drei, — eine rechte Baracke. Oben wohnten noch andere Leute. Aber hier, hinter diesen zwei niedrigen Fenstern hausten die alten Kaspers. Ob die Maria jetzt da war? Der Mann blieb stehen an der Haustür, drinnen war es still, er versuchte durch eins der Fenster zu spähen; sie waren beide mit lumpigen Gardinchen dicht verhängt. Er lauschte: ein Kind mußte man doch schreien hören, aber es schrie keins. Da machte er kehrt.

Die Unruhe, etwas zu erfahren, war es auch, die den Oberst nach langer Zeit wieder einmal zur Gesellschaft der andern trieb. Er mußte sich ja sagen, was sollten die Herren von dem Mädchen wissen, das sie nichts anging, wie sollte man überhaupt die Rede auf sie bringen — es war kaum möglich — aber wer weiß, vielleicht hörte er doch etwas?

Sein Eintritt in die alte, blau eingeräucherte Gaststube mit den bleigefaßten Scheiben und der Holztäfelung, die schon auf Geschlechter und Geschlechter geschaut, wurde mit aufrichtiger Freude begrüßt. Wenn die Jüngeren auch leise über den alten Herrn lächelten, sie schätzten ihn alle. Trotz seines mehr als bescheidenen Anzugs, trotz seiner nicht gestutzten Haare und des verwilderten Bartes war er immer noch ein Kavalier.

Bei seinem „Miseräbelchen“, dem bescheidenen Viertelschoppen, saß er zwischen Doktor Bär und dem neuen Amtsrichter, der ihm heute zum erstenmal vorgestellt wurde.

Der Amtsrichter, ein stattlicher, blonder Mann mit Schmissen im Gesicht, war jung, er plauderte noch gern aus dem Beruf. Heute früh war er mit Doktor Bär, dem Kreisarzt, oben in der Eifel zu einer Tatbestandsaufnahme gewesen; er war noch ganz voll davon. „Ich konnte heut mittag nichts essen,“ sagte er und rief nach einem Schinkenbrot, „so sehr mir auch mein Frauchen zuredete, ich brachte keinen Bissen herunter.“

„Na, na,“ sagte gutmütig der alte Arzt, „so was gibt sich mit der Zeit. Was meinen Sie wohl, wie es mir ging bei meiner ersten Obduktion — jetzt ist man manches gewöhnt.“

„Aber die Leiche des Kindes sah doch schauderhaft aus!“ Der Amtsrichter, dessen junge Frau in der nächsten Zeit ein Kind erwartete, schüttelte sich: „Scheußlich!“

„Was war denn? Ein Kindsmord?“ Sie wurden alle neugierig.

Kindsmord! Auch der Oberst lauschte — Kindsmord, ein schreckliches Wort!

„Die Anklage auf Mord, vorsätzlichen Mord, wird sich kaum aufrecht halten lassen,“ sagte der Kreisarzt. „Heimliche Geburt — dazu noch eine schwere Geburt — völlige Verlassenheit — man kann es wohl für bestimmt annehmen, daß die Person nicht mehr gewußt hat, was sie tat.“

„Die arme Person muß entsetzlich gelitten haben!“ Der Amtsrichter dachte an den kläglichen Anblick — auf halbzertretenem Stroh, in einem eiskalten Loch, das den Leuten für einen Stall zu schlecht war. „Ob das Kind

Digitized by Google

Herbstmorgen am Bachlauf. Gemälde von Prof. Hans v. Volkmann
(Berlin, Ausstellung im Künstlerhaus)

Digitized by Google

Digitized by Google

nicht doch schon tot bei der Geburt war? Sie behauptet es."

Doktor Bär zuckte die Achseln: „Sie wird wohl kurzen Prozeß gemacht haben, die Verzweiflung gibt starke Nerven. Ich sage immer, ein Weib in solcher entsetzlichen Lage ist kaum verantwortlich zu machen."

„Die kleine Leiche war ganz blau." Der junge Amtsrichter schauderte.

„Erstickt," sagte der Arzt kurz. Und dann hob er sein Glas: „Na, Schluß. Trinken wir noch eins. Prost!" Er stieß mit dem Amtsrichter an.

„Wer war sie?" fragte jetzt der Oberst. Er fragte es mit einer Stimme, die ganz klein war, und neigte sich nahe zu Doktor Bär hin: „War sie von hier?" Der Arzt antwortete ihm nicht gleich, er sprach gerade zu einem Herrn gegenüber. Da wiederholte der Oberst noch einmal, und es klang lauter und dringlicher: „Wer war sie? Ist sie von hier?"

„Nein. Eine Bauernmagd von oben. Ihr eigener Herr hat sie verführt, ihr dann die Vaterschaft abgesprochen. Er hat sie herausgeworfen. Jetzt liegt sie hier im Spital."

„Den Kerl sollte man bestrafen," sagte irgend jemand. Ja, das sollte man auch, eine Gemeinheit, das Mädchen im Stich zu lassen.

Der Oberst empfahl sich bald. „Er ist noch immer recht mitgenommen," sagte einer der Herren. „Haben Sie gesehen, wie blaß er wurde? Er scheint Menschen und vieles Sprechen noch gar nicht recht ertragen zu können."

Nein, das konnte er auch noch nicht, unter Menschen sein. Aber es waren weniger die Menschen, als die Geschichte, die der Amtsrichter aufgebracht hatte. Warum bedauerten sie denn alle nur die Mutter, war das Kind, das unglückliche Kind nicht auch zu bedauern? Ganz blau, seine Augen gebrochen, ehe sie das Licht schauten. Ob es auch wirklich schon tot geboren war, nicht mehr lebte, als die Verzweifelte es erstickte?! Den ganzen Abend verließ den Oberst dieser Gedanke nicht mehr, und auch nicht in der Nacht. Daß eine Mutter so etwas tun konnte!

Als er endlich gegen Morgen eingeschlafen war, war sein wirrer Traum erfüllt von kleinen Kindern. Sie waren nicht blau, ihre Augen waren nicht gebrochen, aber sie weinten. Beim Erwachen fragte er sich, wo die Maria wohl das Kind hingebracht haben mochte? Aber die hatte ja ihre Eltern, wenn die auch in schlechten Verhältnissen lebten, die Kaspers würden die Tochter nicht im Stich gelassen haben. Merkwürdig, daß sie gar nichts von sich hören ließen! Sie hatten nichts gegen ihn unternommen, mochten sich wohl erkundigt haben, daß gerichtlich vorzugehen keinen Zweck hatte. Aber sie hätten ihn doch mit Briefen, mit Betteleien, mit Drohungen überschwemmen können. Nichts von alledem, und das flößte ihm fast Respekt ein. An der Alten lag das nicht, die wäre ihm sicher schon oft wieder auf den Hals gerückt, trotzdem er sie damals hinausgeworfen hatte, aber die Tochter litt es nicht. Aus Stolz, aus Eigensinn? Er war sich darüber nicht klar. Er grübelte darüber, ebenso wie darüber, wo sie das Kind hingebracht haben mochte. Die Geschichte, die er gestern gehört, zitterte noch in ihm nach. Er hatte einen Schreck bekommen, den fühlte er, und er löste eine lange Reihe Gedanken in ihm aus.

Er tat einen Hundertmarkschein in ein Kuvert, adressierte an Fräulein Maria Kaspers und ließ den Brief durch die Dürrlettel in dem Häuschen unten am Wasser abgeben. Daß sie nicht zuviel von ihm schwatzen würde, dessen war er ziemlich sicher, leider ließ sie ihn auch nicht viel von dort erfahren. Sie sagte sehr oft: „He?" legte die Hand hinters Ohr und sah ihn fragend an. Zuletzt brachte er heraus, daß die alte Kaspers ihr den Brief abgenommen und gesagt hatte, sie würde ihn der Tochter geben. Dann war die Maria also doch zu Hause — aber wo war das Kind, das Kind? Vielleicht war es auch nicht lebend zur Welt gekommen, war jetzt tot wie sein armer Vater. Das beste wäre es. Was konnte unter solchen Verhältnissen aus ihm werden? Es blieb ein armes, vernachlässigtes, als überlästig empfundenes, uneheliches Kind. Aber dann regte sich in dem Mann doch wieder ein Bedauern und zugleich eine Neugier — Neugier nannte er es bei sich, aber Neugier war es nicht — wie mochte Hans-Helmuts Kind aussehen? Ob es ein Knabe oder ein Mädchen war?

Er sah sich kleine Kinder, die auf der Straße spielten, genauer an. Früher waren sie auf ihn zugelaufen und hatten ihm die schmutzigen Patschhände hingestreckt, das war jetzt schon lange nicht mehr der Fall gewesen, sie hatten seine finstere Miene gesehen und fühlten: der mag uns nicht. Nun wurde das wieder anders. Er lächelte nicht, aber sein Blick war so mild, daß sie wieder zutraulich wurden. Und er sagte auch wieder: „Morjen!" —

Der Oberst hatte gehofft, nicht mehr lange leben zu müssen, bestimmt angenommen, nicht mehr lange leben zu können. Er hatte beim Notar ein Testament hinterlegt: das Häuschen und alle Sachen darin, die er von seinem Geld nach und nach angeschafft hatte, vermachte er in ihrem ganzen Wert der Stadt. Die mußte dafür die Gräber der Familie Arndt und sein eigenes Grab versorgen. Frau

Arndt hatte immer auf Sauberkeit und Ordnung gehalten, es sollte auf ihrer Ruhestätte, wenn er nicht mehr persönlich dafür sorgen konnte, nicht so aussehen, wie jetzt in seinem Junggesellenhaushalt. Was von seinem kleinen Vermögen dann, nach Abzug seiner Beerdigungskosten, noch blieb — die Pension erlosch ja mit ihm — sollte die Stadt auch an sich nehmen, mochte sie es verbrauchen zu was sie wollte. Nur das, was Hans-Helmuts persönliches Eigentum gewesen war, kam auf sein Kind. Dessen Mutter würde sich nicht groß daran bereichern. Und ob das Kind überhaupt lebte?

Der einsame Mann glaubte so das letzte besorgt zu haben und abtreten zu können. Aber er lebte immer noch, sich selber zum Trotz. Er war ein Baum, den kein Sturm so leicht entwurzelte; wurde ihm auch die Krone heruntergefegt, alle Äste zerbrochen, der Stamm stand noch immer da. —

Ein Jahr war vergangen, das zweite Jahr verging auch.

„Der Baron hat sich doch wieder etwas erholt," sagten seine Bekannten. Es war merkwürdig genug bei dieser Art von Leben. Keine Behaglichkeit, keine gute Verpflegung, einmal hatte er etwas zu essen, das andere Mal nichts. Wenn die Margret, die dem Jungfrauenbund angehörte, zu einer Prozession ging, zu einem Bittgang oder irgendeiner besonderen Gebetsverrichtung, dann kam sie gar nicht zu ihm, dann mußte er sich allein sein Bett machen. Er kochte sich auch etwas, aber damit hatte er meist Unglück; die Suppe lief über und die Kartoffeln brannten an. Dann stand er hilflos in der Küche: ach, wie hatte es Frau Arndt doch gemacht? Und bei der Maria war niemals etwas angebrannt. Seufzend löffelte er seinen Fraß aus. Er empfand es, wie schlecht er lebte; aber er konnte das eben nicht ändern. Es war ja auch ganz ohne Belang, ob seine Tage etwas angenehmer verliefen oder weniger angenehm, sie gingen ja doch zu Ende, und sie mußten, gottlob, einmal ganz zu Ende sein.

Die Nutzlosigkeit war es, die völlige Überflüssigkeit, die ihn zur Verzweiflung brachte. Sein Schmerz würde immer derselbe bleiben, aber der hätte ihn nicht mehr übermannt, wäre etwas dagewesen, für das er sorgen konnte.

Der einsame Mann hörte die Glocken der Stadt läuten, ernstes, trauriges Geläut; ein Familienvater wurde heut begraben, ein jüngerer Mann, sechs Kinder noch unversorgt. Die Dürrlettel erschien gleich für zwei Tage nicht, sie betete im Trauerhaus, und sie betete mit bei der Beerdigung. Wie seltsam unbegreiflich faßte die Hand des Todes zu: der mußte fort, und er, er, der sich dazu drängte, er, der so gern mit wollte, der blieb hier. —

Nie spürte der Oberst das Gefühl seiner nutzlosen Vereinsamung stärker als im Herbst. Nicht, weil die Tage jetzt kürzer wurden, die Abende schon so lang, auch nicht die Furcht vor der Kälte des Winters war es, nein, die Natur, die nun die Ernte brachte, ließ ihn doppelt empfinden, daß er nichts mehr zu bringen hatte. Und dieses Gefühl der Niedergedrücktheit wurde so stark, daß er eines Nachts sich vom Bette hob, nach der Pistole in dem Schubfach seines Nachtkästchens tastete und sie, wie liebkosend, sich an die Wangen hielt. Sie war geladen, er wußte wohl damit umzugehen — brauchte er sie nicht nur zu entsichern?! Dann war ja das Ende da, das heißersehnte. Oh, er fühlte schon, wie die ganze Seligkeit eines Nichtmehrdaseins ihn überflutete. Draußen gingen die Herbstwinde ums Haus, sie hatten einen losen Fensterriegel gefunden, mit dem sie klapperten; sie stöhnten, weil sie ihn nicht abreißen konnten. Es klang so irdisch, irdisch jämmerlich. Eine klagende Melodie sang in der Stimme der Winde, die der Einsame schon in mancher verwachten Nacht gehört hatte — plötzlich mischte sich noch ein Ton ein.

Der Mann stand lauschend im Zimmer, die Pistole noch immer in der Hand: horch, klang das nicht wie Weinen?! Hans-Helmut hatte als Kind nur selten geweint, ihn umgab ja viel Liebe, aber andere Kinder, die weinten oft, weil sie nicht genug Liebe hatten. Erschrocken fast, wie einer, der auf einem Unrecht ertappt ist, legte der Oberst hastig die Pistole ins Nachtkästchen zurück. „Daß dich!" sagte er, schlug sich vor die Stirn, schüttelte den Kopf und schämte sich seiner selbst; und eine scheue Hoffnung ging in ihm auf: vielleicht wurde er auf dieser Erde nur noch so festgehalten, weil er noch etwas zu vollbringen hatte. Er mußte es eben abwarten. —

Dieser Herbst war die krönende Vollendung eines Sommers gewesen, in dem Sonne und Regen zur rechten Zeit ihr Werk gut getan hatten; überall volle Reife, ein Segen des Obstes auf den Bäumen, die tief im hohen Gras standen, das nach Klee duftete und noch einmal gutes Futter verhieß; und ein Segen in den Weinbergen, der arme Winzer zu reichen machte. Aber nun kamen die Nebel. Das Laub der Bäume wurde bunt, gescheckt wie das muntere Narrengewand des Hanswurstes in der Bude bei der Herbstkirmes am Marktplatz. Es lacht das bunte Gewand, aber der, der es trägt, weint im Herzen. Lautlos, wehrlos sank Blatt um Blatt und fiel zu Boden, da zu vermodern. Um

Digitized by Google

die Mittagsstunde kam wohl noch Sonne, aber nur wie geliehen auf kurze Zeit; wo der Fuß wühlte im gefallenen Laub, stieg wohl ein Duft auf, sogar ein viel stärkerer als je im Frühling, doch er war streng und herbbitterlich. Überall troff es; Feuchte stieg auf vom Fluß und verdichtete sich zu den Nebeln, die kniehoch in weißen Totenhemden auf den Grashalden standen. Tränen hingen den Obstbäumen an den nackt werdenden Ästen, sie weinten um das letzte Blatt. Die Winzer, die noch in den Weinbergen schafften, hatten rote Nasen und frierende Finger, Weiber und Männer hatten sich eingemummt, man sah keine weißen Hemdärmel mehr und keinen bloßen Nacken.

‚Feuchtkälte, die einen schaurig ankriecht, ist viel schlimmer als wirklicher Frost,' dachte der Oberst. Er ging langsam den rosa und blauen und gelben Häuschen zu, die jetzt, als seien sie alle grau getüncht, verdrießlich und triefend am Fluß standen. Auch der war heute grau und spiegelte nicht. Aber Kinder waren doch noch an ihm. Ein paar größere Knaben patschten, zitternd und blau gefroren, sie schlugen mit Stecken ins Wasser, bespritzten sich gegenseitig so, daß sie durchnäßt sein mußten, und ein paar noch barfüßige kleine Mädchen sahen diesem Zweikampf zu.

Auf der Türschwelle des Kasperschen Hauses saß ein Kind und weinte. Sein Röckchen hatte sich verschoben, es saß auf den nackten Schenkeln. „Biste still," schrie eine Stimme zum Fenster heraus, dann schmetterte das wieder zu.

Die Mädchen rissen den kleinen Knaben auf, nahmen ihn zwischen sich und zerrten ihn so ein Stück, aber das war ihm kein Trost, er weinte noch immer, er fror in seinem Kittel und an den Beinchen, die nackt aus den heruntergerutschten Strümpfen heraussahen.

„Morjen," sagte der Oberst.

Die Mädchen streckten die schmutzigen Hände hin.

„Ihr müßt den Jungen nicht so zerren. Dann schreit er ja noch mehr."

„Och, der schreit immer," sagte gleichmütig die größere der beiden. „Biste still!" Sie gab dem Kleinen einen Klaps. Der schwieg erschrocken.

Der Oberst sah in ein rundes, verweintes Kindergesicht, das verschmutzt war von den kleinen Fäustchen, die es beim Weinen gerieben hatten.

Das Kind tat ihm plötzlich sehr leid. Und was es für hübsche, tiefdunkle Augen hatte mit auffallend langen Wimpern! „Wem gehört der Kleine?"

„Denen da!" Das Mädchen zeigte nach dem Kasperschen Fenster.

„Kaspers?" Der Oberst fragte es mit Herzklopfen.

Sie nickte.

⁂

Von nun an begann der Kampf; der Kampf um Hans-Helmuts Kind. Der Oberst fühlte: das ging nicht an, das *dieses* Kind, *dieses* Kind halbnackt auf der Türschwelle saß, im Feuchtkalten fror und weinte. Die Mutter war auswärts; sie hatte eine Stellung angenommen als Kochmamsell in einem Hotel zu Koblenz. Die alte Kaspers beklagte sich sehr: was die Tochter schickte, reichte nur gerade für das Allernotwendigste; daß ihr Mann das meiste davon ins Wirtshaus trug, das sagte sie nicht. Der Oberst ahnte es, er sah den alten Kerl ständig betrunken. Er gab Geld und wieder Geld — die Kaspers kam es sich immer holen — aber die Kaspers waren eben wie Schwamm, der sog und sog und einschluckte. Mit dem Kind änderte sich nichts. Noch immer sah der Oberst es, erbärmlich angezogen, vor der Tür sitzen oder im aufgeweichten Naß auf krummen Beinchen herumwackeln.

Es verging kein Tag, an dem der Mann nicht in jene Stadtgegend unten am Fluß wanderte; ob er nun seinen Spaziergang dorthin machte oder wo anders hin, das war ja ganz gleichgültig. Er redete sich das vor; es war ihm aber gar nicht gleichgültig, es hätte ihm zuviel gefehlt, hätten seine Augen, wenn auch mit bitterem Weh, nicht gesehen, wie Hans-Helmuts Sohn, ‚der kleine Proletarier', im Schmutz patschte.

Der Oberst hörte die Kinder rufen: „Hänneschen!" Auch die Kaspers sprach von Hänneschen. Also Hans hieß er! Dem Mann war es durch und durch gegangen: dieser Name hatte vertrauten Klang. Hänschen, ein Knabe, und dieselben schönen, dunklen Augen, deren Wimpern wie Schatten auf den Wangen lagen. Aber sonst war doch ein gut Teil Mutter dabei: dieses Hänschen, das von den Kindern der Straße herumgezerrt wurde, das mit schaukelndem Gang hin und her wackelte, das schimpfte in seinem Kauderwelsch schon, und wenn ihm etwas zuleide geschah, wogegen es sich nicht wehren konnte, so spuckte es.

Heute war Hänschen hingefallen. Der Oberst hörte ihn schon von weitem schreien. Das kleine Gesicht lag im Schmutz, die nackten Beine strampelten gen Himmel. Da sprang der Mann zu und hob ihn auf. Sie waren beide erschrocken; der Mann sah, daß aus dem Mündchen Blut lief, und das Kind war erschrocken über den fremden Mann, es wehrte sich und stieß mit den kotigen Schuhchen gegen die Brust des Überziehers. Aber der Oberst

Digitized by Google

ließ nicht los, er trug das schreiende Kind ins Haus und betrat die Kaspersſche Stube.

Armeleutegeruch schlug ihm muffig entgegen, und selbst er, den die Dürrlettel wahrlich nicht verwöhnte, empfand die grausige Unordnung.

Die Kaspers entschuldigte sich, riß mit einem Rest von Scham die schmutzige Schürze vom Leib und schleuderte sie hinters Bett. Ja, sie war alt und konnte nicht mehr viel schaffen, und von der feuchten Wohnung war sie steif in allen Knochen. Ach, und die Last mit dem Kind! „Bis still," fuhr sie den schreienden Knaben an und wischte ihm mit der rauhen Handfläche das Blut vom Mund. „Er hat sich auf die Zung' gebissen, dat macht nix," sagte sie, als sie den erschrockenen Blick des Mannes gewahrte.

Der Knabe hatte mit Schreien aufgehört, hart gewöhnt, war er jetzt schnell ganz verstummt, aber aus seinen runden Kinderaugen perlten noch Tränen, und auf seine Lippen kam noch ab und zu ein Tröpfchen Blut.

„Das geht so nicht weiter," sagte der Oberst rauh. Er fühlte plötzlich eine Energie, die er früher gar nicht besessen hatte, wenigstens schon lange nicht mehr. Es war nichts Weiches in ihm, er empfand keine wehleidige Schwäche, nur das starke Gefühl einer Verantwortung. Der Haß gegen die Mutter hatte sich lange genug gegen die Liebe für den Vater gestemmt, er sah ein, er mußte jetzt der entgegenkommen, die Hans-Helmuts Unglück gewesen war. Zu vergessen suchen, soviel Überwindung ihn das auch kostete. Sonst ging dieses Kind hier den Weg, den traurigen Weg, den Kinder gehen, die keinen Vater haben.

„Ich muß Ihre Tochter sprechen." Er richtete sich dabei straffer, als stände die ihm schon gegenüber. „Kommt die nicht bald einmal her?"

„Nee," sagte die Kaspers. „Die kömmt nit gern hierhin."

„Dann werde ich zu ihr nach Koblenz fahren." Er ließ sich die genaue Adresse geben — die Kaspers gab sie zögernd, sie hatte Angst, ob das der Tochter auch recht war — und dann ging er, mit Traurigkeit beladen, aber doch von einer gewissen Erregung belebt und angetrieben.

❀ ❀ ❀

„Die Mamsell ist nicht zu sprechen, die richtet jetzt an," sagte der Kellner, der in schmierigem Frack, eine Serviette unterm Arm, eilfertig hin und her rannte. Es war kein Hotel, nur ein Restaurant, und es schien dem Oberst auch gerade keines erster Klasse. Er hatte sich etwas zu essen bestellt und nach Fräulein Kaspers gefragt, an die er von zu Hause etwas zu überbringen hätte. Mißtrauisch betrachtete der Kellner den Fragenden in dem abgeschabten Überzieher, mit den Riestern auf den Schuhen — jetzt bei dem Wetter, Schnee und Regen, Halbschuh! Der würde auch nicht groß Trinkgeld geben. Aber dann war doch etwas in der Haltung des alten Herrn, das ihn veranlaßte, höflicher zu sagen: „Wenn der Herr sich um drei wieder herbemühen wollen, dann ist die Mamsell frei. Oder vielleicht will der Herr solange hier warten?"

Nein, solange hier warten, in diesem Mischgeruch von Speisen- und Zigarrendampf, das wollte er nicht, davon war er zu lange entwöhnt. Aber um drei würde er wieder hier sein. „Punkt drei." Und er sah dem Kellner unter den buschigen, eisgrauen Brauen so scharf an, daß der sich einprägte: Punkt drei. „Wenn Sie das Fräulein Kaspers bestellen wollen."

Jetzt war es eins, also noch zwei Stunden. Der Oberst hatte gegessen, und es hatte ihm geschmeckt. Etwas war in der Zubereitung dieser Speisen, das sich ihm wie ein Wohlgeschmack von früher auf die Zunge legte: so hatte das Sauerkraut bei Frau Arndt immer geschmeckt, und so das Pökelfleisch, das Maria einlegte. Er stapfte dann in das unwirtliche Wetter hinaus.

Lange war er nicht mehr hier in Koblenz gewesen, so lange, daß ihm die Straßen völlig verändert erschienen. Von den Läden, in denen er, als er hier noch das Regiment hatte, kaufte, waren verschiedene noch da, aber sie hatten sich sehr verschönert, große Spiegelscheiben und viel unnützes Zeug in den Auslagen. Wenigstens kam ihm das so vor. Er kam aus der Einsamkeit und aus der Vergangenheit, er wußte nicht, was die lebendige Gegenwart jetzt erheischte. Er las ja nicht einmal eine Zeitung. Ganz überrascht war er, daß die Leute sich vor der großen Scheibe bei der Druckerei der Koblenzer Zeitung drängten: was sahen die denn da und lasen so interessiert?

„Weitere Einkreisung Deutschlands. Flottenabkommen zwischen England und Rußland?"

Das las er nun auch. Und es dämmerte ihm auf einmal, daß es außer seinem persönlichen Kummer und seiner persönlichen Sorge um das Kleine, das im Schmutz der Gasse aufwuchs, noch eine Sorge gab, eine Sorge um ein Großes: eine Sorge um Deutschland. „Aber nein, wir stehen ja so mächtig da, mächtiger als all unsere Nachbarn, nie war das Reich glücklicher und seiner selbst sicherer," sagte er zu sich selber. In absehbarer Zeit

Digitized by Google

war nicht an Krieg zu denken. Und damit schüttelte er diesen Gedanken, der ihn auf einmal angeschlichen hatte, ab.

Wohin sollte er nun gehen? In die großen Kaffees traute er sich nicht und zu Bekannten, deren er wohl noch von früher her welche hier hatte, traute er sich auch nicht. Erstens war es nicht die rechte Zeit für eine Visite, und — er sah an sich herunter und bemerkte plötzlich seine schadhaften Schuhe und die ganze schäbige Eleganz seines Anzugs. Nein, was in der kleinen Stadt und da draußen bei ihm noch gut genug war, das paßte nicht hierher. Verlegen fingerte er an seinen hängenden Knöpfen, und als er an einem Schaufenster seinen alten, verbeulten Hut sich spiegeln sah, bekam er einen Schreck. Nein, die Dürrlettel sorgte doch wirklich zu schlecht für ihn — wie schäbig sah er aus! So könnte er zu keinem früheren Kameraden gehen, hoffentlich begegnete ihm keiner! Aber sie würden ihn ja gar nicht erkennen. Jahrelang hatte man sich nicht gesehen.

Ziellos bummelte er durch die Straßen, die ihm fremd geworden waren, stand lange am Schloßplatz, sah hinüber zum Schloß, in dem er einst große Festlichkeiten mitgemacht hatte, und befand sich dann auf einmal in den Rheinanlagen. Der Regen floß ihm vom Hut, kalter, zu Wasser gewordener Schnee kroch ihm zwischen Hals- und Paletotkragen — ein Hundewetter. Aber kein Hund ging heute hier, nicht einmal ein Mensch. Er sah hinüber zur andern Rheinseite, wo der mächtige Felsbrocken des Ehrenbreitstein mit der Festung aufragte. Die war uneinnehmbar. Und auch nie würde sich ein Feind bis hierher getrauen. Er stand lange, sah hinüber und wurde beruhigt vom Anblick der wohlbekannten und ihm so vertrauten Festungswerke, stand lange trotz eines höhnenden Windes, der ihn anblies. Er war doch recht unruhig gewesen, das fühlte er selber — wie würde sich die Unterredung mit der Maria Kaspers wohl gestalten? Ob sie nun gewillt sein würde, ihm das Kind zu überlassen? Er hatte einen ganz festen Plan: er schrieb dann sofort an eine Kusine, die er irgendwo fern in Schlesien wohnen hatte — man hatte zwar nur zu Neujahr und vielleicht zum Geburtstag sich geschrieben — aber er wußte, sie stand allein und war in mißlichen Vermögensverhältnissen, sie würde gewiß gern kommen. Die nahm er sich ins Haus, einen ordentlichen Haushalt mußte er ja wieder haben des Kindes wegen. Die Kaspers würde jetzt doch wohl zur Einsicht gekommen sein, daß es so das beste für sie war und auch für den Knaben, und auch das bequemste für sie.

Der Oberst hatte sich in den Gedanken, das Kind zu sich zu nehmen und es zu erziehen, so hineingelebt, daß er jetzt, wie völlig ausgeraubt, ganz erschüttert vor Maria Kaspers sich befand. Punkt drei hatte er sich wieder eingestellt, und sie war zu ihm hereingekommen in den Speisesaal. Sie mochte es nach der Schilderung des Kellners wohl schon erraten haben, wer sie da erwartete. Und hatte sich vorbereitet. Ohne Überraschung nahm sie seine Aufforderung auf. Sie war noch immer hübsch und sauber und appetitlich in ihrer großen, weißen Latzschürze, aber ihr Gesicht zeigte keine Spur von Freundlichkeit. Aufgereckt, so unüberredbar und unüberwindbar wie damals, stand sie auch heute vor ihm: „Ich denk' gar nit dran. Das Kind bleibt bei mir."

„Aber — Sie — Sie haben es ja doch nicht — es kann ja doch nicht bei Ihnen sein," stammelte er. Die Zunge gehorchte ihm kaum, seine Stimme war heiser, er mußte schon sehr laut sprechen, um überhaupt die Worte vernehmlich herauszubringen.

„Schreien Sie doch nit so," sagte sie ungeduldig und sah sich scheu um. Da saßen ein paar Herren, Gäste, die sie genau kannten — was sollten die nun wohl denken? Sie wendete sich nach den Herren hin, lächelte und machte ihnen verstohlen ein Zeichen, indem sie nach dem Oberst hinblinzelte.

Wollte er noch nicht gehen? Kurz und deutlich hatte sie ihm ja nun ihren Willen kundgetan, dachte er vielleicht, sie ließe mit sich handeln?

Nein, das dachte er nicht, aber er hoffte es. Er zwang seine Stimme zum Flüstern, bittend sah er sie an: „Sie werden doch nicht so unvernünftig sein, das, was ich Ihnen biete, ohne Überlegung von sich zu weisen. Ein Heim, ein sauberes, gemütliches und gesundes Heim will ich, kann ich dem Kind schaffen. Was hat es nun?! Sie wissen es vielleicht gar nicht, Ihre Mutter kann nicht genügend für es sorgen." Und nun schrie er wieder: „Es ist verwahrlost!"

Sie zuckte die Achseln, um ihren Mund spielte ein gleichgültiges „Meinetwegen"; sie sprach es nicht aus, aber er sah, sie dachte es.

„Lieben Sie denn das Kind nicht?" Er, er sah es im Schmutz vor der Tür, in der elenden Behausung, und etwas schoß ihm zum Herzen und trübte ihm das Auge: „Das arme Kind!"

„Ja, arm is et," sagte sie herb. „Aber daran sind andre schuld." Sie kniff die Lippen zusammen.

„Maria!" „Fräulein!" riefen die Herren von ihrem Tisch her. „Wann kriegen wir denn unsern Kaffee? He, Wirtschaft, Kaffee!"

Digitized by Google

„Ich hab' kein' Zeit," sagte das Mädchen hastig und wurde blutrot. „Sie müssen jetzt gehen, Herr Baron. Es hat ja doch keinen Zweck, ich geb' das Kind nit."

„Vielleicht kann ich Sie nachher noch einmal sprechen — wo? wann?! Wir müssen mehr in Ruhe darüber sprechen. Lassen Sie mich nicht so gehen, Fräulein Maria! Denken Sie an die glücklichen Zeiten, die Sie bei uns im Haus verlebt haben! Denken Sie an Frau Arndt, die war Ihnen so gut, und — und —" was sollte er nun noch heraufbeschwören? Die Angst um das Kind machte ihn beredt, aber noch war er nicht beredt genug, er mußte den herbeirufen, dessen Namen hier zu nennen, in diesem Dunst von Fett und Tabak, ihm peinvoll war. „Und denken Sie an ihn — ihn — an Hans-Helmut!"

„Der hat mich im Stich gelassen. O ja, da denk' ich dran." Sie sagte es hart.

„Maria! He, Sie! Wird's bald!" rief es ungeduldig. Die beiden Gäste trommelten mit leeren Bierseideln auf den Tisch.

„Ich komme schon," rief sie. Und dann leiser: „Der Kellner is nit da. Sie vertreiben die Kundschaft. Nu gehen Sie doch schon! Ich geb' dat Kind ja doch nit."

„Warum nicht, warum nicht? Nehmen Sie doch Vernunft an!" Der Oberst geriet ganz außer sich: o dieses hartnäckige Weib! „Warum nicht, warum nicht?!"

„Ich geb' das Kind nit her, weil, weil —" sie sprach den Satz nicht zu Ende. Die Gäste lärmten, klapperten, schrien nach Bier, sie ließ ihn stehen und lief zu jenen hin. —

Zu Ende. Umsonst alles. Der Mann tappte zur Tür; er kam erst gar nicht heraus, die schwere Glastür ging nach innen auf — „Ziehen" — stand daran, er aber drückte wie blöd dagegen. Nun endlich war er draußen. Die stickige, verbrauchte Luft der Restauration legte sich ihm nicht mehr beklemmend auf die Brust und lähmend auf das Hirn. Der Wind warf ihm einen Guß Schneeregen ins Gesicht, und er erweckte ihn aus einer Art von Betäubung. Er dachte jetzt nüchterner, ganz merkwürdig gefaßt: sie will also nicht. Was kann ich ihr nun noch bieten, daß sie doch will? Denn sie muß wollen. Hans-Helmuts Kind darf nicht so untergehen, wird nicht so untergehen. Das stand fest bei ihm. War sie hartnäckig, nun, so würde auch er hartnäckig sein.

Der Wind des Tages war zum Sturm geworden, der ihn anpackte, als er zum Bahnhof ging. Er stemmte sich dagegen, und es war ihm fast eine Wohltat, mit diesen böigen Windstößen zu kämpfen. Dies Ringen erforderte seine ganze Kraft, es lenkte ihn etwas ab. Aber als er dann im Zuge saß, wieder nach Hause fuhr, untätig, als die frühe Dämmerung des Novembernachmittags alles draußen schon verhüllte, und durch das schwarzgraue, dichte Gewand der Nacht, wie eingewebte, gelbe Pünktchen vereinzelte Lichtchen aus stummen Dörfern am Fluß schimmerten, fing er doch wieder an zu denken. Zu grübeln. Was hatte sie noch sagen wollen: „Ich gebe das Kind nicht her, weil — weil —?!" Leider hatte sie nicht zu Ende sprechen können, abgebrochen. Sie hatte es aber auch vielleicht n i c h t sagen wollen. —

Maria Kaspers dachte heute nach. Als die Gäste gegangen waren, war sie allein in dem um diese Zeit leeren Restaurationssaal. Sie setzte sich, die Füße taten ihr weh von dem langen Stehen auf den harten Fliesen des Küchenbodens. Sie stützte den nackten Ellenbogen auf das mit Saucenflecken verunzierte, nicht mehr makellose Weiß eines Tischtuchs und senkte die Wange in die Hand. Ihre Blicke schweiften über die Tische: schon wieder mußten reine Servietten übergebreitet werden, was die Leute aber auch kleckſten! Sie war ärgerlich. Doch wenn sie ehrlich sein wollte, waren es nicht die beschmutzten Tischtücher, die sie erregten. Sie war ärgerlich über sich selber. Viel zu höflich war sie gegen den Alten gewesen, ganz anders hätte sie auftrumpfen müssen. War das eine Art, daß er jetzt kam und ihr das Kind abluchsen wollte? Freilich, bequemer wäre es für sie ohne das Kind; zweimal schon hätte sie hier heiraten können — anständige Herren — aber als die von dem Kinde hörten, zogen sie sich zurück. Peter Simon zu Hause nahm sie freilich noch alle Tage, sie brauchte nur zu wollen, der nahm an dem Jungen keinen Anstoß, aber ein Schuster, bloß ein Schuster —?! Ihre Stirn zog sich zusammen, sie starrte ins Leere.

Und wie schon oftmals, besonders in letzter Zeit, da es ihr lästig wurde, immer hier das flotte junge Mädel zu spielen — nahezu dreißig, man war nicht mehr stets zum Scherzen aufgelegt — tauchten Umgebungen vor ihr auf, die schöner gewesen waren. In dem kleinen, weißen Haus am Fluß war es angenehmer, da hatte man wohl seine Arbeit gehabt, aber auch nachher sein Behagen, man war überhaupt wie im Eigenen, als ob einem alles gehörte. Was für ein hübsches Zimmerchen hatte sie da — noch sah sie die hellgraue Tapete mit den bunten Blumensträußchen vor sich; wenn sie die hier hätte, anstatt der gekalkten, schmutzigen, zum Teil abgeplatzten Wände ihrer Kammer, die nicht besser war als eine ganz gemeine Mädchenkammer. Und das Bett, was war das gut und weich gewesen! Frau Arndt gab ihr genau dieselben weißen Bezüge, die auch sie be-

nutzte, und eine hübsche rote Steppdecke hatte sie, nicht einen so grobhaarigen grauen Fetzen, eine Pferdedecke, wie hier. Und wie schön war es damals in Berlin gewesen. Herr Gott, wenn sie noch daran dachte! Maria Kaspers senkte den Kopf tiefer auf den stützenden Arm und seufzte. Pfui Teufel, roch es hier nach Sauerkraut! Und nach dem Schellfisch von gestern abend. Der Jean mußte besser lüften, sonst kam sie dem auf den Kopf.

Sie seufzte wieder — in der großen Stube, nach dem Gartenwinkel heraus, die eigentlich düster war, aber doch so traulich in dem dämmernden Zwielicht, wo das bequeme, breite Sofa stand und das Bild der schönen Sängerin einem zusah, hatte es immer fein gerochen, nach Eau de Cologne. Sie rieb ihm damit die Stirn, als er noch schwach war, und die Pulse an seinen weißen Händen, die schmal geworden waren, und die ihr so gut gefielen mit den gepflegten Nägeln. Sie hatte nun mal den Sinn für so was Vornehmes, die Schlumperei hatte ihr nie gepaßt, und wenn sie jetzt in die Wirtschaft der Mutter kam, grauste es sie, sie konnte es nicht länger daheim aushalten als einen Tag. Aber wenn sie hier im Restaurant auf die Dauer nicht bleiben wollte, und nicht gleich eine andere bessere Stelle fand — so eine, wie sie sich wünschte, würde sie ja nie finden — mußte sie doch nach Hause. „Ich bleib' nit in euerm Dreck, dazu bin ich mir zu schad'", hatte sie gesagt, als die Mutter ihr vorschlug, ganz da zu bleiben nach der Entbindung, ihre frühere Tätigkeit bei der Feinwäscherin und Büglerin wieder aufzunehmen; nun würde sie aber doch wohl so lange zu Hause sitzen müssen, wenn — wenn sie nicht Peter Simon verliebte Augen machte. Aber dazu hatte sie wenig Lust. Wer wie sie beinahe einen Herrn geheiratet hatte, einen wirklich feinen und vornehmen Menschen, der sie behandelte, als wäre sie eine Professorentochter, der nie sich betrank, und nie ein grobes Wort gebrauchte, so wie ein Kind war, der nur den einzigen Fehler besaß, daß er zuviel Angst vor seiner Mutter hatte, und vor diesem — diesem — sie hätte gern in ihren Gedanken ein Schimpfwort gebraucht, aber sie fand keines für den Oberst, und schloß ihre Betrachtung mit: Angst vor diesem Baron.

Daß der hergekommen war und sich eigentlich vor ihr gedemütigt hatte — angefleht hatte er sie ja — das tat ihr wohl. Es hob sie über sich selber hinaus; sie vergaß die Kochmamsell und den öden Speisesaal mit den Gerüchen längst gegessener Speisen, vergaß, daß sie hier im kurzärmligen Küchenkleid und weißer Latzschürze saß, und daß sie in ein paar Stunden wieder an den qualmenden Herd mußte, gehetzt die Portionen herrichten, die der Kellner ihr durchs Sprachrohr zututete.

„Fräulein Maria," hatte der Baron gesagt. Das hatte er noch niemals zu ihr gesagt. Auch nicht, als sie noch gut miteinander standen. Höflich war er gewesen, und höflich war er geblieben, trotzdem sie unhöflich geworden war. O, er wußte schon, was sich gehörte. Nun, er war ihr gegenüber ja auch gewissermaßen abhängig, denn er wollte etwas von ihr. Und daß er abhängig war, das würde sie ihn auch weiter fühlen lassen! Es ging etwas wie Grausamkeit über des Mädchens Gesicht; ein Gesicht, das jetzt, solange noch Jugend es milderte, hübsch war, das sich dann aber rasch vergröbert und auseinanderläuft. Wie ein Bittender hatte er vor ihr gestanden — er, der Baron, hatte sie gebeten, sie, die Kochmamsell! Das Kind wollte er — oho, das könnte ihm so passen — an Stelle von Hans-Helmut. Es war ihm sehr einsam, zu einsam in dem leeren Haus. Aber daraus wurde nichts. Er hatte ihr die Heirat vereitelt, wäre er nicht gewesen, hätte sie die schon erreicht! Vor der Mutter hätte Hans-Helmut nicht solche Angst gehabt. Er, er allein war schuld, nun sollte er das auch büßen! Sie setzte die starken Zähne aufeinander. Das Kind bekam er nicht, und wenn's ihr noch so hinderlich wäre!

War es ihr eigentlich hinderlich? Was störte sie denn der arme Wurm? Sie hatte keine Last mit dem, den besorgte die Mutter; er hatte ihr nicht einmal Last bei der Geburt gemacht, leicht war die vor sich gegangen, binnen fünf Tagen war sie schon wieder wohlauf, Peter Simon stieß sich auch nicht an dem Jungen. Hinderlich —?! Nein, gar nicht war er ihr hinderlich; im Gegenteil, er war etwas, das sie gegen den Baron in der Hand hatte. Eine Macht.

⌘ ⌘ ⌘

Wieder wie in der ersten Zeit nach Hans-Helmuts Tod war es dem Oberst zumute; er hatte etwas verloren, das unersetzlich war: eine große Hoffnung. Und seine Entschlossenheit, den Besitz des Kindes durchzusetzen, Hans-Helmuts Kind so vor dem Untergang zu bewahren, wurde gelähmt durch die bange Frage: was kann ich ihr bieten, damit sie mir das Kind überläßt? Auf diese Frage wußte er keine Antwort. Jene war keine Mutter, wie die gute Frau Arndt, die einzig und allein das Wohl ihres Kindes im Auge hatte, jene war ein Weib, das zuerst an sich dachte, vielleicht an sich auch nur ganz allein. Was kann ich ihr bieten, das sie reizt, was kann ich ihr bieten? dachte er Tag und Nacht. Dachte es mit einer drängenden Angst, je

Digitized by Google

weiter der Winter vorschritt und je kälter es wurde.

Er kaufte ein warmes Kittelchen, ein Paar wollene Höschen und trug dies der Kaspers hin; sie mußte es dem Kleinen anziehen vor seinen Augen. Und Hänschen nahm es mit Befriedigung wahr, streichelte an sich herunter, faßte mit spitzen Fingerchen an seine neuen Höschen, sagte mit Wichtigkeit: „Warm.“ Es war ein Ausstrahlen auf dem Kindergesicht, ein Behagen, das den Mann rührte: armer Leute Kind, das, so klein es auch noch ist, schon weiß, was ein wärmendes Kleidungsstück für es bedeutet. Der Oberst empfand mit ungeheurer Bitterkeit seine Ohnmacht, Hans-Helmuts Kind dauernd zu helfen, als er nach wenigen Tagen den Jungen wieder erblickte, ohne die warmen Hosen, ohne den warmen Kittel, im alten Röckchen.

„Was denken Sie denn, die ziehe ich ihm nur Sonntags an,“ darauf beharrte die Kaspers, kein Widerspruch, kein Vorwurf richtete etwas dagegen aus.

Nun, so wollte er denn nichts mehr mit dem alten, unvernünftigen Weib zu tun haben, und auch den Jungen gar nicht mehr sehen. Wenn er ihm doch nicht helfen konnte, was sollte er sich auch noch diesen Schmerz antun?!

Tagelang blieb er seinem Vorsatz treu, dann überkam es ihn: ob er nicht noch einmal nachsah, was das Kind machte? Er schalt sich selber aus und machte wieder kehrt auf dem Weg, den er schon eingeschlagen hatte, wendete sich ganz entgegengesetzt. Er lief stundenlang — um sich warm zu laufen — so meinte er; was hatte er denn auch sonst zu tun? Nichts. Tag um Tag das gleiche traurige Einerlei. —

Eines Tages erschien die Kaspers, sie bat um Geld. Der Kleine hatte so arg den Husten, sie jammerte: „Keine Nacht kriegt mer Schlaf, und man is doch alt, man geht ganz kaputt, wenn man seine Ruh nit hat.“ Sie mußte unbedingt in die Apotheke, Hustentropfen holen, denn ihm immer Mohnköpfetee zu trinken zu geben, das ging doch nicht an.

„Unterstehn Sie sich!“ fuhr der Oberst sie an. Was — Mohnköpfetee?! Dieser verfluchte Sud, der unbequeme Kinder fauler Weiber einschläferte! Gift! „Ich zeige Sie an,“ brüllte er, „ich zeige Sie an!“ Er wußte, daß er wenig damit ausrichten würde, Mohnköpfetee war im Volk ein altes Hausmittel, aber die Kaspers wurde eingeschüchtert von seiner drohenden Stimme, den sprühenden Augen, den weißen Brauen, die sich wie Bürsten sträubten. Sie versprach hoch und heilig, dem Kind keinen Mohnköpfetee mehr zu geben, und verschwor sich bei ihrer Seligkeit.

Aber der Oberst traute ihrem Schwur nicht. Er rannte zu Doktor Bär und dann zum Amtsrichter. Es war das erstemal, daß er andere mit seinen Angelegenheiten belästigte, er hatte noch niemals über das, was ihn so ganz und gar beschäftigte, mit einem Menschen geredet. Er hatte eigentlich nichts davon sagen wollen, daß das Kaspersche Enkelkind Hans-Helmuts Sohn war — man konnte ja annehmen: allgemeine Menschenliebe, besonders Kinderliebe — aber dieser Wunsch, manches nicht zu enthüllen, machte ihn unsicher und ließ ihn in einer heimlichen Erregung sprechen.

Mit einem verstehenden, nachsichtigen Lächeln sah ihm Doktor Bär in die Augen; dann nahm er seine beiden Hände und schüttelte sie ihm: „Herr Baron, lieber Freund, lassen Sie das, lassen Sie das nur! Wir wissen alles. Und kein Mensch macht Ihnen einen Vorwurf daraus, im Gegenteil, und auch nicht dem armen Jungen, dem Hans-Helmut. Ich hätte nur gewünscht, er hätte den Mut gehabt, sich Ihnen zu offenbaren.“

„Dann lebte er jetzt noch,“ fuhr der Oberst auf.

„Sagen Sie das nicht,“ sprach der erfahrene Arzt und lächelte skeptisch. „Sie hätte es durchgesetzt. Die wollte von ihm geheiratet sein. Und dann —?!“ Er zuckte die Achseln, seine Miene war ernst. „Aber lassen Sie gut sein, lieber Freund, er hat jetzt Ruhe!“

„Die hat er.“ Der Oberst senkte tief den Kopf, die Arme hingen ihm schlaff herunter.

Doktor Bär sah ihm vom Fenster des Sprechzimmers aus nach. Merkwürdig unsicher ging der Mann, schwer auf seinen Stock gestützt, er verschwand in dem Haus des Amtsrichters.

Der junge Amtsrichter, jetzt strahlender Vater, war sehr liebenswürdig zu dem alten Herrn. Das Verhältnis des verstorbenen Arndt zu dem Kind bei den Kaspers berührte er mit keiner Silbe, aber der Oberst fühlte: auch der war unterrichtet. Leider ließ sich aber in diesem Fall, dessentwegen der Herr Baron kam, nichts ändern, gerichtlich war da gar nichts zu machen. Solange nicht offenbare Mißhandlungen stattfanden, hatte man kein Recht einzuschreiten, man konnte weder den Kasperschen Eheleuten zuleibe, noch der Mutter das Recht der Bestimmung über ihr Kind entziehen. Es war bedauerlich, sehr bedauerlich, daß der arme Knabe nicht die rechte Liebe fand und etwas vernachlässigt wurde. „Aber wissen Sie, Herr Baron,“ sagte der junge Amtsrichter tröstend, „solche Kinder gedeihen oft gerade am besten.“

Mit einem bitteren Geschmack auf der Zunge ging der Oberst fort — nichts zu

Digitized by Google

Der Favorit. Gemälde von Prof. Angelo Jank

(Münchener Kunstausstellung im Glaspalast 1924)

Digitized by Google

Digitized by Google

machen, nicht möglich einzugreifen! Doktor Bär hatte ein Rezept geschrieben und würde auch nach dem Kleinen sehen, aber was half das? Der Husten wurde vielleicht besser, aber sonst nichts.

Der Oberst war wie ein Verstörter — Hans-Helmuts Kind verloren! Aber durfte es verloren gehen, durfte er es verloren gehen lassen!?

Er sprach immerfort vor sich hin, als er über die menschenleere Straße am Fluß seinem Hause zustrebte. Was hatte Doktor Bär gesagt? — die wollte geheiratet sein — um jeden Preis — geheiratet. Ach, nicht des Kindes wegen! Das war ihm jetzt so klar — was machte sie sich aus dem? Und was hatte sie sich aus Hans-Helmut gemacht? Die Frage ließ sich nicht so glatt beantworten. Geheiratet wollte sie sein, und von einem andern, einem besseren, feineren, höher Gestellten als von einem, der ihres Standes war.

Aber Hans-Helmut war ja nun tot, der konnte sie nicht mehr heiraten. „Mein Gott, mein Gott!" Der Oberst streckte plötzlich die Arme vor sich, seine Augen öffneten sich groß und blickten ganz starr, der Stock entfiel ihm, laut ächzte er auf, und es schüttelte ihn, als ob ein Schauer von Frost ihn überlief. Er hörte plötzlich eine Stimme. Diese Stimme war nicht seine Stimme, sie kam von weit her, kam wie vom Jenseits. Und sie kam doch aus ihm. „Geheiratet will sie sein, geheiratet, dann gibt sie das Kind!"

Geheiratet — von wem?

„Du, du mußt sie heiraten!"

Der Oberst fuhr zurück, er taumelte, er bückte sich nach seinem Stock und raffte den auf, er mußte sich an ihm halten. Das war ja Wahnsinn, reiner Wahnsinn! Wie kam er nur auf diesen unmöglichen Gedanken?!

Aber die Stimme schrie lauter, noch eindringlicher, sein Ohr konnte sich nicht mehr verschließen und seine Vernunft auch nicht. Ja, so war es, so war es! Die Stimme hatte recht: „Heirate sie, dann hast du das Kind!"

Maria Kaspers war nun doch nach Hause gekommen. Sie sagte: nur auf kurze Zeit, sie wartete auf eine neue Stelle, die so war, wie sie sie haben wollte. Die letzte Stellung in dem Restaurant hatte ihr gar nicht gefallen und ihr wenig Lust gemacht auf weiteres. Wenn sie nun am Ende doch lieber, als draußen für andere zu schuften, den Peter Simon heiraten würde? Er verdiente ganz gut, war fleißig und war ein Mensch, der sich nicht oft betrank. Aber ein Schuster — ein Schuster?!

Das Mädchen, dessen sehr üppig gewordene Gestalt den ehemaligen Liebhaber wieder aufs neue reizte, hielt ihn noch kurz; sie wollte sich diese Heirat auf jeden Fall erst reiflich überlegen, sie war doch nur ein Notbehelf und etwas, zu dem sie sich schwer entschloß. Aber das mußte sie wenigstens gestatten, daß Simon alle Abende bei ihr eintrat, und da es ihr zu ungemütlich war in der Stube bei den Eltern, wo die Mutter immer dazwischen schwatzte, der Vater schnarchte und das Kind sich in den Schlaf greinte, mußte sie draußen vor der Tür mit ihm herumstehen, oder im Dunkeln mit ihm spazieren gehen. Sie duldete es dann, daß er, wenn niemand um den Weg war, sie umfaßte, so mit ihr wandelte, wie Liebespaare, eng aneinandergeschmiegt, zu tun pflegen. Sie empfand aber nie mehr jenen Schauer der Lust, wenn seine Hand an ihr fingerte, wie damals in ihren ersten Mädchenjahren. Er reizte sie nicht mehr; auch sein Kuß ließ sie nichts verspüren von dem, was sie gefühlt hatte, wenn ihr Mund auf Hans-Helmuts Lippen ruhte. Ah, das war doch etwas anderes gewesen, etwas ganz anderes! Das hatte ihr besser gefallen. Nun, da sie hier war, dachte sie viel mehr an frühere Stunden; im Restaurant hatte sie keine Zeit dazu gehabt, der Betrieb erforderte alle Gedanken, jetzt aber hatte sie Muße. Und sie erinnerte sich an manches, an vieles.

Es war ihr nicht gut, daß sie hier so wenig zu tun hatte, den verwahrlosten Haushalt hatte sie bald wieder in Schwung gebracht, und sich viel um das Kind zu kümmern, hatte sie keine Lust; das war auch scheu vor ihr, es verbarg sein Köpfchen im Rock der Großmutter. Und die Tätigkeit bei der Büglerin wieder aufzunehmen, das lohnte sich nicht, sie wollte sich nicht für länger binden. Entweder wieder fort oder den Schuster heiraten, andere Wahl blieb ihr nicht. Sie war verdrossen und übellaunig. Die alte Kaspers hatte keine guten Tage, mit der zankte sie sich ständig. Und auch den Vater fuhr die Tochter an, wenn er betrunken nach Hause kam, daß man's in der ganzen Nachbarschaft hörte. Sie rüttelte ihn: „Sauf nicht so viel! Ich muß mich ja deiner schämen." —

Der Frühling nahte sich langsam, die Weiden am Ufer standen im Blut, rot stieg es in ihnen auf und ab. Peter Simon fing an zu drängen: er brauchte eine Frau, lange genug hatte er nun gewartet. Er wurde ganz grob. Maria fühlte: nicht länger ließ er sich so hinhalten. Und eine Stellung, wie *sie* sie haben wollte, fand sie nicht; also mußte sie ihm wohl nachgeben. Jetzt hatte sie fast Angst, er möchte, ihrer Zurückhaltung müde, noch abspringen. War er gestern nicht schon recht unwirsch gewesen, viel weniger verliebt, und vorgestern auch? Sie beschloß ihm heute entgegenzukommen; es half ja doch alles nichts.

Digitized by Google

Wenn ihr auch seine Redensarten, die er für fein hielt, lächerlich vorkamen, sie brauchte ja nicht darauf zu hören; und seine Hände mit den Knoten an den Fingern und dem abgeplatteten Schusterdaumen mit dem pechschwarzen Nagel brauchte sie ja nicht anzusehen. Sie schlug ihm vor, nach Feierabend ein wenig mit ihr zu spazieren; da wollte sie die Sache denn zum Abschluß bringen.

Unwillkürlich hatte sie die Straße den Fluß entlang eingeschlagen; hier war es ganz still, hier ging jetzt niemand. Leise nur glucksten die Wellen; eine laue, feuchtschmeichelnde Dämmerung kühlte Marias Gesicht. Die Wangen brannten ihr vor Unruhe und vor Unlust. Und auf einmal fing in ihrer Seele auch etwas an zu brennen. War es die Sehnsucht nach jenem hübschen, kleinen Haus, das da jetzt an der anderen Straßenseite wie in weißem Kleid durch das Grau des Abends leuchtete? O, diesen Weg, diesen Weg war sie oft gegangen, und jenes Haus, jenes Haus hatte ihr freundlich seine Tür aufgetan, sie war daheim da gewesen, ganz wie im Eigenen. Und jetzt sollte sie in der Schusterwerkstatt unterkriechen!

Sie, die vorher gezittert hatte, Peter Simon möchte ihr noch abspringen, zitterte jetzt, daß er sprechen würde. Sie vermied jedes Vertrauliche im Gespräch. Sie konnte es nicht mehr ändern, daß er seinen Arm um sie geschlungen hielt, und daß er sie ab und zu fester an sich zog, wenn sich die Umschlingung ein wenig gelockert hatte, aber sie drückte sich nicht zärtlich an ihn, und sein Kuß streifte nur ihr Ohr, nicht einmal ihre Wange. Mit einem gierigen Verlangen suchte ihr Blick das Haus, das wohlbekannte, und saugte sich daran fest: ha, wenn sie da drin wohnen könnte! Das war etwas anderes, als tagaus, tagein in dem engen Schusterladen der Nagelgasse stehen, den Kunden — Bauern vom Land, Schulkinder, Dienstmädchen — klobige, nach Schmer riechende Stiefel abnehmen. „Riester aufsetzen, jawohl" — „Absätze machen," gern — „Neu besohlen," sehr gern — „und bis Samstag," jawohl bis Samstag! Daß der Teufel sie alle hole! Und drinnen, in der halbdunklen Stube hinterm Laden, wo die Betten standen, lief die Suppe über, die auf dem Kochöfchen sprudelte, und die Kartoffeln brannten an und stanken Stube und Laden voll, und Kinder kreischten, und aus der Werkstatt — poch, poch — kam das ewige Klopfen des Schusterhammers. O, das war gräßlich, da konnte man ja nicht atmen!

„Komm mal rüber!" Maria zog ihren Liebhaber über die Straße auf die andere Seite. Da waren sie nun dicht bei dem Haus. Es lag ein wenig hoch auf der Ummauerung, durch die es geschützt war, wenn der Fluß stieg. Sie standen unten an der Mauer.

„Hier hast du mal gewohnt," sagte der Mann zärtlich. „Nu wohnste bald in der Nagelgass'!"

Sie erzitterte: nur jetzt nicht, nur jetzt nicht das bindende Wort!

Er wollte sie an sich ziehen, sie schob ihn von sich — da — oben auf der kleinen Plattform vor der Haustür, auf der sie oft gesessen hatte im Sonnenschein mit der Frau Arndt, stand unbeweglich eine hohe Gestalt und sah über den dämmernden Fluß. Oder sah er herab auf sie? Ein Mann! Der Baron! Hatte er sie gesehen, sie erkannt? Hastig sprang sie dicht an die Mauer und drückte sich in deren Schatten, daß der sie verbarg. —

Heute abend wurden sie nun doch noch nicht einig. Das Mädchen war wohl erregt, aber zum Streiten aufgelegt, gar nicht zur Liebe. Bald lachte es ohne Grund, bald war es mißlaunig. Der Schuster mußte wirklich noch sehr verliebt sein, daß er das ertrug.

„Ich bin heute nervös," erklärte Maria.

Nervös? Was war sie? Nervös? Peter Simon kriegte das Lachen. Das war eine Krankheit für feine Damen. „Nerfös, dat is nix für unsereins. Meine Frau, die kriegt eins hinten vor, wenn sie nerfös is."

Da schlug Maria schnell ihre Haustür zu. „Adjö," sagte sie eisig.

❈ ❈ ❈

Es war ein lachender Morgen, schöner Frühling schon im April, als der Oberst, Baron Eugen von Rettberg, durch die Hauptstraße des Städtchens schritt. Er kam vom Rathaus am Markt, ging langsam, hoch aufgerichtet, und stattlich immer noch trotz seines weißen Haares. Die Leute blieben stehen und sahen ihm nach. Aber nicht nach seinem altmodischen Zylinder sahen sie, dessen Glanz durch Aufbügeln sich nicht hatte bessern lassen, ruppig war er geblieben; auch nicht nach dem festlichen schwarzen Gehrock, der im unbarmherzig hellen Licht des Tages etwas fuchsig schimmerte — an all dem nahmen die Gaffer keinen Anstoß. Aber an der Dame an seinem Arm.

Der Baron kam vom Standesamt; all seine Orden auf der Brust, führte er die neue Baronin. Hinter dem Paar gingen die Trauzeugen, Doktor Bär und der Herr Apotheker, auch mit Zylinder und im schwarzen Rock.

Die Trauzeugen der Braut waren verschwunden, die hatte man abgelohnt; für die Mark, die ein jeder von ihnen bekommen, tranken sie nun einen Schoppen. Maria Kaspers hatte darauf verzichtet, einen von ihrer Bekanntschaft mit aufs Rathaus zu bringen, man nahm, wen man fand, ein

Digitized by Google

paar anständig gekleidete Leute vom Ort. — Was man sich gar nicht hatte denken können in der Stadt, nicht für wahr genommen trotz ewigen Getuschels, das war nun doch so: der Baron hatte die Kaspers geheiratet, heute. Weil er eine Haushälterin brauchte und eine Pflegerin für seine alten Tage — vielleicht auch, weil er gutmachen wollte, was sein Pflegesohn, den er so liebte, an dem Mädchen verbrochen hatte; das Kind, das die Kaspers hatte, war ja das Kind von dem jungen Arndt.

Dem Mann, der dahinschritt, als sähe er keinen Menschen, folgten viele Blicke, neugierige, spöttische, mitleidige, vielleicht auch einige bewundernde: es gehört doch etwas dazu, Mut!

Maria ging mit erhobenem Kopf und sah alle Leute. Hie und da grüßte sie, sie entdeckte Bekannte. Ein schwarzes Seidenkleid trug sie, das einst Frau Arndt gehörte, sie hatte es sich zurechtmachen lassen, modernisieren und durch Spitzenstoff erweitern; an dem Halsausschnitt blinkte eine goldene Brosche mit Gehängen von Granaten und Perlen. Hübsch und stattlich nahm sie sich aus und der Feierlichkeit des Tages voll bewußt. Sie sah ganz aus wie eine glückliche Braut.

Am Schusterlädchen der Nagelgasse kamen sie auch vorüber, das war nicht gerade angenehm, sie wurde ein wenig rot. Unter seiner Tür stand Peter Simon. Als sein einstmaliger Schatz so stolz vorbeikam, zog er leise durch die Zähne — es schmerzte ihn doch — aber sie war klug und grüßte ihn freundlich. Da mußte er wiedergrüßen, was blieb ihm denn übrig? Die Frau Baronin sollte nicht denken, daß er nicht wußte, was Lebensart war. Und wer weiß, vielleicht ließ nun der Herr Baron bei ihm besohlen.

Doktor und Apotheker hatten ernste Gesichter. Der Apotheker, weil es sich so gehörte bei dergleichen Anläßen — Trauungen wie Begräbnissen — der Arzt aber, weil er allein es ahnte, was in der Seele des Bräutigams vorging, und was dieser einsame Mann durchkämpft hatte, um so weit zu kommen.

Vor einigen Wochen war der Oberst bei ihm erschienen, hatte ihm in der Sprechstunde, wie ein Kranker, der Heilung sucht, seine Beschwerden kundgetan. Sollte er sie nun heiraten? Konnte er sie nun heiraten? Er sollte sie heiraten, das sprach die ferne Stimme, die aus dem Jenseits zu ihm kam. Hans-Helmuts Stimme sprach für sein Kind, bat, befahl, beschwor: „Nimm du es, nimm es, laß das letzte von mir nicht verkommen im Schmutz der Gasse, in der Niedrigkeit einer Umgebung, die du mir immer fern zu halten bemüht warst.“ Und in der Seele des Mannes selbst sprach die Stimme: „Heirate sie, heirate sie, du erringst dadurch sein Kind!“ Aber konnte er sie heiraten? Er, der Baron, der Oberst, der alte Mann, die Maria Kaspers?! Es war nicht die Furcht vor der Welt, die ihn zurückschrecken ließ — mochte die ihn verstoßen aus ihren obern Rängen — auch nicht die Furcht vor der Lächerlichkeit — er, ein Greis, diese noch so junge Person — es war die Furcht, sein ganzes Ich aufgeben zu müssen, seine Einsamkeit, unter der er soviel gelitten hatte, und die ihn jetzt doch etwas unendlich Kostbares dünkte, eine Kirche, eine Weihestätte, in der man auf den Zehen geht, und mit liebevoll-leisem Finger andächtig an Erinnerungen rührt, an liebe Gestalten, die wie marmorne Götter auf erhabenem Sockel stehen.

Aber wenn er auch seine Einsamkeit verlor, seine Welt der Vergangenheit, dann hatte er ja das Kind. Das nahm er dann an die Hand, das lehrte er vorangehen und ging selber wieder zurück mit ihm; die Welt der Vergangenheit kam dann noch einmal wieder, nicht mehr allein betrat er sie, er führte das Kind in sie ein, er lehrte das Kind sie lieben, er sprach dem Kind von seinem Vater. Dieser Gedanke beruhigte den Oberst und bestärkte ihn: ja, er konnte sie heiraten.

Doktor Bär bestärkte ihn auch noch darin: gewiß, die Kaspers war nur ein einfaches Mädchen, viele würden die Nase rümpfen, aber was ging den Baron das an?! Er hatte nach nichts, nach niemandem zu fragen. Und sie war eine brave Person, eine hübsche, auch ganz kluge Person, sie würde gut für ihn sorgen in gesunden wie in kranken Tagen, sie würde unter seiner Leitung das Kind auch ordentlich erziehen.

Ja, wenn er so lange noch lebte! Den Zweifelnden ergriff plötzlich die Angst. Er, der sich nach dem Tode gesehnt hatte, der ihn herbeigerufen hatte in mancher Nacht, er fürchtete jetzt den Tod. Er mußte jetzt doch leben, noch leben, leben für das Kind.

„Sie werden noch leben,“ sagte der Arzt. „Sie sind alt, aber Sie sind gesund. Heiraten Sie in Gottes Namen, quälen Sie sich nicht mehr herum, gehen Sie mit der Mutter zum Standesamt und leben Sie dann für das Kind. Meiner höchsten Achtung, meiner herzlichsten Freundschaft seien Sie gewiß!“

„Ich weiß ja noch nicht, ob sie auf meinen Vorschlag eingeht,“ sagte der Oberst. Da lachte Doktor Bär. —

Ob Maria Kaspers darauf einging! Ihr wurde schwindelig, als sie den Brief las, den der Oberst ihr schrieb. Trocken und kurz, es war mehr ein geschäftlicher Brief, aber sie antwortete sofort.

Digitized by Google

„Biste still,“ fuhr sie den Knaben an, der auf einem Stecken versuchte in der Stube herumzugaloppieren, wie er es von größeren Kindern gesehen hatte. „Peerd, Peerd,“ krähte er, und streichelte seinen Stecken. Ungeduldig warf sie ihn hinaus. Sie mußte jetzt Ruhe haben, volle Ruhe. Als die Mutter anfing, neugierig zu fragen: was war denn das für ein Brief, der die Tochter so in Aufregung versetzte? wies sie auch die hinaus.

Die Alte hatte sich widersetzt; sie hatte aber hier zu tun, und es war doch ihre Stube. Aber die Tochter hörte gar nicht, nahm die Mutter beim Arm und schob sie vor die Tür. Und dann setzte sie sich an den Tisch, das Tintenfaß vor sich, dessen vertrockneten Inhalt sie mit etwas Wasser flüssig gemacht hatte, und schrieb in blasser Schrift, mit langsam hingemalten Buchstaben, die gar nicht die energische Raschheit ihres Wesens kundtaten:

„Hochgeehrter Herr Baron!

Ihr Vorschlag ehrt mich, ich bin bereit, ihn anzunehmen, weil ich an das Kind denke, was ich sonst nicht bei mir halten kann, und was bei meinen armen alten Eltern doch nicht für immer bleiben kann. Der junge Herr hat mir ja auch die Ehe versprochen, nun ist er leider tot und muß ich sehen, wie ich mich und das Kind durchbringe. Lassen der Herr Baron mich gefälligst wissen, wann ich Sie hier erwarten darf, oder wann ich mich zur Besprechung bei Ihnen einfinden soll.“

Bis dahin war es ganz glatt gegangen. Daß sie sein Brief im höchsten Maße überrascht, ja schier überwältigt hatte — sie, die Maria Kaspers, sie, Frau Baronin?! — das hütete sie sich wohl zu schreiben. Nur nicht zu erfreut. Nun aber kam der Schluß, der machte ihr Bedenken. Immer wieder tunkte sie die Feder ins Tintenfaß, die Worte wollten nicht fließen. Etwas Freundliches müßte sie nun doch wohl schreiben, ihm zeigen, daß es ihr so recht war, sehr recht, aber zu untertänig durfte das ja auch nicht sein, er erwies ihr doch keine Gnade! Sie kaute am Federhalter, stützte den Kopf in die Hand und sann und sann. Es war doch auch nicht ganz so leicht, was sie sich da unternahm, er war schon so ein alter Mann, und er konnte streng sein; wenn er einen so unter den buschigen Brauen her scharf ansah, dann traute man sich gar nicht recht, und — und — aber — aber — nein, kein Und und kein Aber! Solch einen Antrag zu erhalten, das war mehr, als sie sich je hätte träumen lassen. Frau Baronin, Frau Baronin! Nein, sie vergab sich nichts, wenn sie zum Schluß etwas Freundlichkeit zeigte.

Auffahrend aus ihren Sinnen, stieß sie die Feder so energisch ins Tintenfaß, daß der schwarze Saft spritzte, und schrieb mit raschen, nicht mehr so sorgfältig hingemalten Buchstaben:

„Indem ich mich dem Herr Baron empfehle, versichere ich dem Herr Baron, daß ich stets der Liebe eingedenk sein werde, die mir dort im Haus zuteil geworden ist, und werde ich mich derselben auch ferner würdig erweisen.

Mit freundlichem Gruß
in vorzüglicher Hochachtung
Maria Kaspers.“

„So!“ Sie stand auf, dehnte sich, reckte die Arme empor und tat einen tiefen Atemzug.

Und so war es denn Wirklichkeit geworden, daß an diesem hellen Frühlingsmorgen Maria Kaspers am Arm des Barons vom Standesamt kam.

Wie die Sonne lachte! Sie hatte etwas so Sieghaftes, so selten Warmes um diese frühe Jahreszeit, schier heiß, daß dem Oberst unter dem Zylinder der Schweiß auf die Stirn trat.

„Wollen wir nicht alle zusammen bei mir eintreten, ich habe ein paar Flaschen von meinem Besten kaltstellen lassen?“ bat Doktor Bär.

„Danke, danke sehr,“ sagte der Oberst und schüttelte dem Freund, vor dessen Haus angelangt, die Hand. „Aber ich möchte heraus aus der Stadt. Sie werden es verstehen. Ich möchte gleich nach Hause.“

Der Doktor nickte, wenn es ihm auch leid tat, dem Oberst nicht durch einen guten, aus aller Erdenmisere emporhebenden, das Herz leicht machenden Tropfen über diese erste schwere Stunde weghelfen zu können. Er sah dort im „Deutschen Kaiser“, über die Scheibengardinchen hinwegblinzelnd, die neugierigen Augen der Stammgäste. „Ich verstehe Sie, Herr Baron, ich verstehe. Aber ich hoffe, Sie machen mir ein andermal das Vergnügen, Sie und Ihre Frau!“

Der Apotheker, der sich eine kleine Rede vorbereitet hatte, war enttäuscht; und enttäuscht war auch Maria, aber sie ließ das tapfer nicht merken. Sie war Frau Baronin, und daß es an ihrem Hochzeitstag nicht so war wie bei gewöhnlichen Hochzeiten, und wie es bei ihrer Hochzeit mit dem Schuster zugegangen wäre, das mußte sie nun mit in den Kauf nehmen. Auch sie schüttelte Doktor Bär die Hand, und dann dem Apotheker, und sagte lächelnd mit einem Neigen des Kopfes: „Ich danke den Herren!“

Rascher schritt das Paar zu, als es die Stadt hinter sich hatte. Es eilte ihnen beiden: ‚Gott sei Dank, daß das überstanden ist,‘ dachte der Oberst, nahm den Zylinder ab, der ihm ungewohnte Kopfschmerzen machte, und

Digitized by Google

ließ den kühleren Hauch des Wassers durch sein weißes Haar streichen. Er atmete auf. Nun würde inzwischen die Kaspers das Kind bei der Dürrlettel abgesetzt haben. Sowie er den schwarzen Rock ausgezogen hatte, ging er mit Hänschen in den Garten. Den zeigte er ihm. Und dann setzte er sich mit dem Kind auf die warmbestrahlte Plattform vor der Tür, wo er so oft mit dessen Vater gespielt hatte! Der Mann machte große Schritte.

Auch Maria eilte es: das Haus, das Haus! Sie war schon öfter wieder darin gewesen in letzter Zeit; so wie als Mädchen, hatte sie auch jetzt schon wieder darin geschafft — Unendliches war zu tun gewesen und noch zu tun — aber heute war es doch noch ganz etwas anderes. Heute, jetzt, betrat sie es als ihr Eigentum, Frau Baronin im eigenen Haus! Eine freudige Ungeduld bewegte ihr Herz, ihre Augen glänzten, ihr Mund lächelte, sie war ganz vergnügt.

Schade, daß die Kaspers es sich nicht hatte entgehen lassen, noch dort zu sein. Sie hatte es sich auch nicht nehmen lassen, zur Heimkehr des Hochzeitspaares eine bunte Inschrift, von Grün umwunden, mit Hilfe der Dürrlettel anzubringen. Da baumelte nun die Papptafel in der Haustür und schrie schon von weitem mit ihren großen, roten und blauen Buchstaben:

„Heil und Segen dem jungen Paar!“

Die Dürrlettel hatte sich ebenso nicht lumpen lassen, es lag ihr daran, sich gleich mit der neuen Herrin gutzustellen; sie hatte im Schlafzimmer der jungen Frau ein Muttergottesbildchen aufgehängt, darunter ein Weihwasserkesselchen, von dem Rosenkranz umschlungen, den der Herr Bischof geweiht hatte auf Mariä Empfängnis.

Die beiden Alten hatten sich aufgestellt, rechts und links von der Tür, in der Mitte stand Hänschen und hielt ein Blumensträußchen in seiner Hand. Sie hatten sich das sehr fein ausgedacht.

Aber ein zorniger Blick Marias streifte die Mutter: die war noch hier? Die baumelnde Papptafel war ihr auch nicht genehm. Was dachte sich denn die Alte? Hier war es nicht wie bei einer Hochzeit sonst! Sie machte ein Gesicht, als hätte sie einen hohlen Zahn und sich auf den gebissen. Zur Dürrlettel sagte sie kühl: „Ich danke schön.“

Der Oberst hatte gar nichts gesehen; er sah nicht die begrüßende Inschrift, nicht die beiden gratulierenden Weiber, er sah nur das Kind. Schnell hob er es auf den Arm. Und das Kind, das einstudiert worden war von der alten Kaspers, sagte gehorsam, ganz deutlich: „Lieber Pap—pa!“ —

Die Kaspers war sehr enttäuscht: also das war der Hochzeitstag ihrer Maria? Nicht einmal zum Mittagessen war sie eingeladen worden, dazubleiben. Die Dürrlettel ging auch nach Hause. Also ganz allein wollte die Frau Baronin sich das Essen machen und alles, was danach zu tun war? Die beiden Weiber klatschten zusammen, als sie nach der Stadt zurückschlenderten; nun konnte die Dürrlettel auf einmal ganz gut hören. Ja, und nur so ein paar Stunden morgens wie früher, sollte sie jetzt kommen! Die Kaspers schlug die Hände zusammen: dafür hätte sich ihre Maria wirklich nicht zu verheiraten brauchen, so konnte sie es auch zu Hause haben. Aber Baronin, Frau Baronin! Das war doch immerhin ein Wort. Sie verfehlte nicht, es in jedem Satz anzubringen: „Meine Tochter, die Baronin.“

Auch Maria hatte ihr Festgewand abgelegt: was sollte sie nun noch damit, es war ihr ohnehin eng und unbequem. Oben das ausgebaute Mansardenzimmer hatte sie sich hübsch hergerichtet: blütenweiße Gardinchen, auf dem Bett die besten Bezüge von der Frau Arndt mit den feinen Häkeleinsätzen — nun wohnte sie wieder hier. Wie früher. Aber — „nein, nein,“ sagte sie und sah sich um mit einem großen, alles in Besitz nehmendem Blick. Hier war es besser schlafen als in der dumpfen Wohnung der Eltern, besser auch, als in der Mädchenkammer zu Koblenz, besser als irgendwo sonst in der Welt.

Sie sah sich in dem Spiegel, hinter dem noch von früher, da sie als Mädchen hier gewohnt hatte, ein paar bunte Pfauenfedern steckten. Pfauenfedern bringen Unglück — daß sie die da vergessen hatte beim Reinemachen! Sie nahm sie rasch herab, knickte sie zusammen und warf sie zum Fenster hinaus. Mochte der Wind sie jetzt vollends zerzausen und wegtragen, sie wollte keine Pfauenfedern, sie wollte glücklich sein. Was sollte sie denn mit so einem wie der Peter Simon oder auch mit einem anderen, vielleicht Hübscheren und Jüngeren?! Sie war jetzt Baronin, wohnte im eigenen Haus, war angesehen von jedermann, und der Herr Baron — „ihr Mann,“ verbesserte sie sich in Gedanken — begegnete ihr achtungsvoll und sehr freundlich. Nun, die Butter vom Brot würde sie sich ja auch nicht nehmen lassen!

Um sie freundlich strahlte, vom Sonnenglanz so erhellt, als sei sie ganz neu, die silbergraue Tapete mit den bunten Blumensträußchen — ah, war das nett hier! Sie sah lächelnd wiederum in den Spiegel, und der warf ihr ein sehr zufriedenes Gesicht zurück.

Den ganzen Tag war der Oberst mit dem Kind draußen gewesen; er hatte den dringen-

Digitized by Google

den Wunsch, dieser kleinen verkümmerten Knospe soviel warme Sonne als möglich zu geben. Hänschen war schon gut Freund mit ihm. Mit einer gerührten Genugtuung fühlte der Mann, wie vertraulich das kleine Händchen sich in seine große Hand schob. Er, der Junggesell, der nie eigene Kinder gehabt, der hatte es nun einmal den Kindern angetan; so war es ja auch einst mit Hans-Helmut gewesen, darum war es mit dem so gekommen, war alles so gekommen, wie es jetzt nun einmal war.

Das Kind war müde geworden von Sonne und Spiel; unermüdlich hatte der Oberst sich bücken müssen, dem Kleinen den Ball zurückrollen lassen. Auch er war müde, aber von einer beruhigten, milden Müdigkeit, die traumlosen Schlaf verheißt. Hänschen schlief ihm schon in den Armen ein, behutsam trug er ihn ins Haus. „Wir müssen ihn schnell zu Bett bringen, es ist ja schon spät.“

Er hatte es sich ausbedungen, des Knaben Bettchen kam zu ihm in sein Zimmer; das war das sonnigste im ganzen Haus. „Ich bin eine gute Kindermuhme,“ sagte er mit einer leisen Selbstverspottung. Heute abend stand er nun an dem Türpfosten gelehnt und sah zu, wie die Mutter das Kind entkleidete, es wusch und ihm den Nachtkittel anzog. Ein altes Nachtkittelchen von Hans-Helmut; es war weiß mit kleinen rosa Sternchen besät. Der Oberst hatte Hans-Helmut nie darin gesehen, der war damals schon größer gewesen, aber jetzt, jetzt glaubte er, ihn vor sich zu haben. Es war doch viel Ähnlichkeit zwischen ihm und dem Kind. O sehr viel Ähnlichkeit! Er hatte das vordem nur nicht gemerkt; der Haß gegen die, die Hans-Helmut hinabgetrieben hatte in die dunkle Flut, hatte sein Auge getrübt. Nun war das überwunden, was ihn blind gemacht hatte, Gott sei Dank! Er empfand das Verlöschen, das Zusammensinken jener Flamme des Hasses zu einem Häuflein Asche wie eine Gnade.

Er gab Maria die Hand. „Wie denkst du nun über unser Zubettgehen? Es war schon ein Tag, der müde machen konnte. Ich werde gut schlafen. Schlaf du auch wohl!“

Und sie, jede Anrede vermeidend, denn das „Du“ wollte ihr noch immer nicht recht über die Lippen, sagte bloß kurz, aber sagte es wohlgelaunt: „Gutnacht,“ und stieg hinauf in ihr altes Stübchen.

⌘ ⌘ ⌘

Es war doch eigentlich merkwürdig, daß es noch immer gut ging mit dem Baron und mit der jungen Frau, der geborenen Kaspers. Sie sollte ja ganz tüchtig sein, aber eine Frau für einen solchen Mann war sie doch nicht! Die Leute wunderten sich.

Der Oberst selber wunderte sich. Nun war es schon weit über ein Jahr, daß er ihr seinen Namen gegeben hatte. Hatte er das bereut? Ein langes Jahr — der Oberst nickte mit einem seltsam verschlossenen Ausdruck vor sich hin, wenn er es überdachte — ein langes Jahr mit vielen Tagen, die launisch wechselten wie Stunden des April. Das konnte er niemandem sagen, was ihn dies eine Jahr gelehrt hatte: Geduld, Geduld und wieder Geduld. Oh, er machte Maria keinen Vorwurf, sie gab sich auf ihre Art Mühe, und sie war fleißig, von einer Pünktlichkeit, die ihn bei seinem Burschen, bei einer Dienstmagd entzückt hätte. Immer war alles zurzeit da, seine Stiefel gewichst, seine Strümpfe gestopft, seine Knöpfe angenäht, seine Kleider ausgebürstet, das Essen auf dem Tisch, sie war sparsam und wirtschaftlich, aber — das große „Aber“. Er seufzte. Doch dann lächelte er, ein entschuldigendes Lächeln; sie konnte eben nicht anders. Was hätte er Doktor Bär, der ihn in wahrhaft freundschaftlicher Weise manchmal so tief forschend ansah, anderes sagen können, als: „Ich bin zufrieden.“ Durfte er denn mehr verlangen? War es nicht Glückes genug, daß das Kind gedieh? Der Knabe, der seinem Vater immer ähnlicher wurde, im Äußeren wie in seinem Wesen.

„Ich kann das gar nit finden, daß der Jung' ihm so gleicht,“ sagte Maria. Sie hatte Hans-Helmut als Kind nicht recht mehr im Gedächtnis, mehr in der Erinnerung als Student am Schiffbauerdamm. Aber auch da war sein Bild schon etwas verschwommen; sie hatte so viel anderes zu bewältigen gehabt seitdem, ein ganz neues Leben, man konnte es wirklich nicht von ihr verlangen, daß sie sich seines Lächelns, der Art, wie er die Lippen dabei zog, seines Augenaufschlags, den Hänschen gerade so haben sollte, noch so genau entsinnen konnte. Gewiß, ja, Hänschen hatte dunkle Augen, aber die hatte sie ja auch.

„Braune, braune,“ sagte der Oberst rasch. Und dann sah er den Knaben mit einem schmerzlichen Entzücken an: nein, das waren nicht die blankbraunen Augen der Mutter, das waren die tiefdunklen Blicke Hans-Helmuts, die ihm aufgefallen waren, gleich das erstemal, als er den gesehen hatte. Dachte diese Frau denn so wenig an den Vater ihres Kindes, daß sie nicht einmal mehr genau wußte, wie der aussah?! Er hätte ihr darüber Vorwürfe machen mögen, mit Recht machen können, solche Vergeßlichkeit schien ihm wider die Natur. Auch darüber Vorwürfe machen, daß sie Hänschen so gar nicht von seinem Vater sprach. Das Kind war ja

Digitized by Google

noch sehr klein, sie ließ es beten für den Vater, lehrte es das Kreuz schlagen und hieß es aufblicken zu dem bunten Bildchen über seinem Bett, das die heilige Regiswindis darstellte, die Schutzpatronin der Kinder. Dagegen hatte er nichts, wenn ihn seine Mutter auch nicht so hatte beten lassen zu bunten Heiligen, und Frau Arndt ihren kleinen Hans-Helmut auch nicht, aber daß Hänschen ihn, den alten Mann, nur ihn als Vater kannte, das war unrecht. Er war doch nur der Vater jenes Vaters, der dieses junge Leben hervorgerufen hatte. Oder war jener Vater wirklich schon so ganz vergessen?!

Der Oberst konnte nicht länger an sich halten, er sagte eines Tages: „Ich erzähle Hänschen viel von seinem Vater, der muß ihm durch uns lebendig gemacht und gegenwärtig sein; tu du das auch. Hans-Helmut darf nicht vergessen sein.“

„Vergessen?“ sie sah ihn harmlos an. „Vergessen ist er ja nicht.“ Und dann klang es ganz verwundert: „Aber er ist doch tot!“

Der Oberst hätte auffahren mögen. Hatte sie denn so wenig das Gefühl, dem Toten zu geben, was des Toten ist — dem armen Toten die Liebe seines Kindes? Ihre Verständnislosigkeit erschreckte ihn, diesmal mehr als sonst; sie hatte ihn noch nie so peinlich berührt. Aber resigniert nickte er: zuviel verlangt, wieder einmal zuviel verlangt. Besser, man gab es auf, mit ihr über dergleichen zu reden! Der Oberst war nicht böse auf Maria, es verstimmte ihn nicht einmal sehr, es machte ihn auch nicht traurig — traurig ist man nur, wenn man von jemand nicht verstanden wird, den man liebt — er fühlte nur ein ganz ausschließlich ihn erfüllendes Mitleid, noch jetzt, für den Toten. Was mochte Hans-Helmut gelitten haben! Aber ihn, nein, ihn sollte sie nicht dahin bringen, daß er verzagte!

Scharf sah er seine Frau an: „Ich wünsche, daß du auch mit Hänschen von seinem Vater sprichst. Du auch. Erzähl' ihm aus der Kinderzeit, gemeinsame Jugenderinnerungen — ihr hattet doch welche — präge ihm immer ein: Dein lieber Vater. Hörst du? Ich will das.“

„Jawohl,“ sagte sie. Wenn er so sprach, mit diesem Blick und etwas kurz angebunden, dann mußte sie, war es klug, zu folgen. Gewiß, wenn er es wünschte, konnte sie dem Jungen ja auch von Hans-Helmut erzählen, warum nicht? Vielleicht fiel ihr nach und nach auch noch mancherlei ein. Alte Leute sind wunderlich, der Baron hatte nun mal so seine Ideen, bei denen mußte man ihn lassen.

In Marias Gedanken hieß ihr Mann noch immer der Baron; wenn sie von ihm sprach, mit der Mutter oder mit der Dürrlettel, sagte sie immer „der Herr“, und wenn sie zu ihm sprach, nannte sie ihn nicht beim Vornamen, „Eugen“, das wäre ihr zu komisch gewesen, sie sagte „Rettberg“, genau so, wie ihre Mutter zu ihrem Mann „Kaspers“ sagte.

Sonst hatte die junge Frau nicht allzu viel Gemeinsames mit der Alten. Und die Kaspers war auch gar nicht zufrieden mit ihr. Da hatte sie nun eine vornehme Tochter, eine Frau Baronin, aber was hatte sie davon? Gar nichts. Selten genug ließ sich Maria bei ihnen sehen; und wenn sie mal da war, hielt sie sich auf über die Unordnung, nahm erst ihr Taschentuch, wischte über den Stuhl, ehe sie sich darauf setzte, und schalt immer mit dem Vater. Der war schon ganz verschüchtert, ließ sich lieber gar nicht sehen, sondern schlich solange draußen herum.

„Geben tut sie auch gar nix,“ klagte die Kaspers den Nachbarinnen. „Aber darum is et mir ja weniger, uns gibt ja der Schwiegersohn, der Herr Baron. So'n Mann! Der is nit stolz, viel weniger als die Tochter. Wenn ich dem begegne, sagt er immer: ‚Morjen, Frau Kaspers,' und gibt mir die Hand: ‚Kommen Sie auch sich Salat holen und Gemüse aus dem Garten und Obst' — nee, aber ich werd' mich schön hüten, wenn ich der Maria ihr Gesicht dabei seh, dann schmeckt et mir nachher doch nit.“

Die Kaspers kam nicht oft heraus in das Haus der Tochter. Heut aber kam sie. Und heulte schon laut, kaum daß sie die Tür hinter sich geschlossen hatte: Kaspers war tot, ihr Kaspers, ihr guter Mann, heut plötzlich vom Schlag getroffen! Sie konnte sich gar nicht fassen vor Schmerz.

Maria blieb gleichgültig: das war ja nicht anders zu erwarten gewesen, wenn einer so trank; ein Glück, daß das Ende so schnell gekommen war, er hätte sonst noch das Delirium gekriegt. Sie hatte keine Tränen und auch keinen Kummer.

Das erboste die Kaspers: nannte man das ein leibhaftiges Kind, eine gute Tochter? Keinen Pfennig hatte die für ihren armen Vater gehabt bei seinen Lebzeiten, und jetzt keine Träne bei seinem Tod. So ein herzloses Weibsbild! Sie schrie gewaltig.

Vergebens suchte ihr Maria Einhalt zu tun, immer heftiger kreischte die Mutter, alles was sich an Wut und Enttäuschung aufgespeichert hatte, brach sich jetzt Bahn. So eine, die nur an sich dachte, und wie sie was für sich kriegte! Da war ihr Kaspers doch besser gewesen, wenn der auch ein bißchen oft und tief ins Glas guckte — du lieber Gott, was hat ein armer Mensch sonst im Leben! Was war er gutmütig gewesen, herzensgut, eine Seele von Mensch — und die beiden Jungens

Digitized by Google

waren genau wie er — nur die Tochter, die Tochter war anders, gar nicht, als ob sie in die „Familich" gehörte. Ein Herz wie ein Stein. „Et is dir ja nit einmal arj nah gegangen, als der junge Herr Arndt gestorben is, en andere hätt' sich die Augen ausgeweint, aber du, du warst bloß fuchtig, weil er dich nun nit mehr" —

„St!" Hastig legte die Tochter der Mutter die Hand auf den Mund und sah sie stumm warnend an. Der Herr! Beide Frauen waren sehr erschrocken.

Der Oberst war in die Küche getreten. Hatte er alles gehört —?!

An diesem Tag traute sich Maria ihm kaum mehr unter die Augen. Wenn er nun alles gehört hätte, das letzte besonders, was sollte er dann wohl denken von ihr? Dann hatte sie sich all die Mühe, die sie sich gab — er sollte doch Achtung bekommen vor ihr — umsonst gegeben. Sie war wütend auf ihre Mutter, aber sie zürnte sich selber auch: ach, war sie denn wirklich so kaltherzig, hatte sie um Hans-Helmut denn nicht ehrlich getrauert? Ehrlich um ihn selber?! Nein! Sie schlug die Augen nieder.

Scheu hielt sie sich heute meist draußen auf; sie scheuerte in der Küche, sie räumte im Haus, sie arbeitete im Garten, jätete Unkraut mitten im Sonnenbrand — es wurmte sie etwas, fraß an ihr voller Unruh, tat ihr leid.

Als sie endlich nun doch zu ihm in das Zimmer mußte, blickte sie verstohlen, rasch von der Seite: was machte er nun für ein Gesicht? Aus der Küche war er heut gleich wieder hinausgegangen, hatte nur das Notwendigste zur Mutter gesprochen, zu ihr hatte er gar nichts gesagt. War er ihr böse, dachte er schlecht von ihr? Sie ging auf den Zehen leise hin und her und wagte kein Wort.

Hänschen hockte auf der Fußbank, besah sich ein Bilderbuch, ganz still und artig. Auf dem Fenstertritt, vor Frau Arndts Nähtisch, saß der Oberst. Er hatte den Arm auf das Tischchen gestützt, seine Wange in die Hand gelegt. Silberweiß glänzte im Abendschein sein langes Haar und der Bart. Die Augen hielt er geschlossen.

Schlief er? War er so müde? Traurig? Was war ihm?! Ein so heftiger Schreck fiel ihr plötzlich aufs Herz, daß das anfing zu klopfen: o Gott, o Gott, er würde am Ende doch nicht auch bald sterben? Was sah er heute auf einmal so alt aus — nein, er sollte, er mußte noch bleiben!

Und rasch ging sie hin, hob das Kind vom niedrigen Bänkchen auf und setzte es ihm auf den Schoß. —

Und das Kind auf seinem Schoß hielt ihn zurück in einer Welt, die jetzt voll Aufregung und Bestürzung war, voll Begeisterung, aber auch voll Entsetzen — Krieg!

Krieg! Was der Oberst damals mit blöden Augen am Fenster der Koblenzer Druckerei gesehen, die fettgedruckte, aufmerksam machende Überschrift der Zeitung mit dem Fragezeichen, und was ihn dann, als er es gelesen hatte, wie einen leisen, an eine Krankheit mahnenden Stich berührt hatte, das war nun da: Krieg!

Die kleine Stadt war voll Lärm und Getriebe, sie war auf einmal eine große Stadt — sie lag am Wege nach Frankreich. Krieg!

Tag und Nacht sausten Militärzüge, vollgepfropft, den Fluß entlang, Berichte über Berichte jagten sich. Man glaubte schon Kanonendonner zu hören. Krieg!

Die Bürger standen auf den Straßen herum, am Rathaus waren Bekanntmachungen angeschlagen, sorgende Mütter packten Strümpfe und Sachen, die jetzt noch viel zu warm waren, verliebte Mädchen weinten. Am Honoratiorentisch wurde politisiert und aufgeregt viel geredet. Alles, was waffenfähig war, wurde eingezogen. Krieg, Krieg!

Es war auch in den Oberst gefahren wie eine Flamme, der Offizier in ihm wurde wach davon; seine militärische Laufbahn, die längst vergessen hinter ihm gelegen hatte, vergessen über anderm, wurde ihm jetzt wieder so gegenwärtig wie damals, als er sein Regiment in jenes unglückliche Manöver führte, das ihn die Stellung kostete. Wenn er jetzt noch jung gewesen wäre — ach, nur zehn Jahre jünger! Er hörte den Marschschritt der Kolonnen, das Hallen der Kommandos, das Stampfen der Pferde und die Regimentsmusik.

Das Haus lag jetzt nicht mehr abseits. Die Stadt war wie ein Heerlager, täglich rückten Neueingezogene ein und Freiwillige meldeten sich. Doktor Bär hatte für keinen Privatpatienten mehr Zeit, wie im Taubenschlag flog es aus, flog es ein in dem schnell hergerichteten Untersuchungsraum, dem Kreisarzt unter die Brille und die beklopfende Hand. Viele, viele junge und ältere Männer, Gymnasiasten von der Schulbank, Bauernburschen vom Pflug, Bürger vom Handwerk und vom Schreibstuhl.

Tag und Nacht trappsten Schritte auf der früher so stillen Straße an dem Haus des Oberst vorbei. Er fand jetzt nur wenig Schlaf. Wenn es nicht wegen des Knaben gewesen wäre, dessen süßen Kinderschlummer er nicht stören mochte, so wäre er gern aufgestanden, hätte sich aus dem Fenster gebeugt und den unten Vorbeitrabenden zugerufen: „Angenommen? Zur Infanterie? Oder Ka-

Digitized by Google

Bildnis der Gattin des Künstlers. Gemälde von Prof. Hanns Pellar

Digitized by Google

Digitized by Google

vallerie? Artillerie? Wißt ihr schon, zu welchem Regiment? Und wann geht es fort? Morgen schon? Noch einmal nach Haus, Abschied nehmen? Auf Wiedersehen — Heil und Sieg!"

Das konnte er alles nicht erfahren, er mußte still liegen bleiben, aber seine Gedanken gingen mit denen da unten. Sein Geist war ganz voll davon. Wenn er doch auch etwas tun könnte für das Vaterland! Er hatte gar nicht gewußt, wie sehr er das liebte; diese Liebe war eine ruhige Selbstverständlichkeit gewesen, nun war sie gepaart mit der ganzen Sorge, die schützen möchte, jener Liebe ähnlich, die er für Hans-Helmut empfunden hatte. Wenn der nun noch lebte! Der ging dann auch mit!

In einer Nacht kam ein seltsamer Traum. Der Oberst war todmüde gewesen und doch schwer eingeschlafen, ihn plagte der Gram, daß er allein, so wenig in dieser Zeit nutzen konnte. Was taten all die andern, was tat ein ganzes Volk!

Das rechnete er sich nicht als etwas an, daß er nun schon seit Wochen, die schnell dahingerast waren, und doch so voll von Ereignissen, daß sie Monaten glichen, täglich zum Bahnhof lief. Mochte Sonne brennen, mochten Gewittergüsse strömen, mochte es um die Frühe sein, wenn die Hähne krähten, oder mitten in der Nacht, zu den ersten Verwundetentransporten, die die Glocke des Turms, die sonst Feuer kündete, anmeldete, war er immer am Platz. Es war hier Verbandswechsel und die Verschmachteten wurden gelabt.

Der Oberst hatte sich ganz zur Verfügung gestellt: wenn er, ein alter Mann, noch zu gebrauchen wäre? Er beaufsichtigte das Aus- und Einladen von den Packwagen in den zum Verbandsraum eingerichteten Wartesaal. Die Träger wunderten sich: konnte der alte Herr mitanpacken! Auf die Tische, an denen einst harmlose Reisende ihr Glas Bier tranken, wurden jetzt verwundete Menschen gelegt, die stöhnend des Verbandswechsels harrten. Glühende Sommerhitze; die Luft dick von Schweißdunst und dem Geruch der Wunden.

Maria war auch in voller Tätigkeit. In ihrem hellen Kattunkleid mit den kurzen Ärmeln aus ihrer Mädchenzeit hantierte sie in dem engen Büfettraum, der als Küche benutzt wurde; die Augen blank, den Blick ungetrübt hell, sah sie gleich, wo es fehlte, und bewegte sich ohne Scheu zwischen Bahren und Tischen. Es kam ihr auch nicht darauf an, selber die Eimer mit blutigem Wasser auszuleeren, sie dann gereinigt und frisch gefüllt wieder heranzutragen. Sie fiel nicht in Ohnmacht, wie manche, die mit voller Hingabe des Herzens gern wollten und den Anblick doch nicht ertragen konnten. Doktor Bär nickte anerkennend, wenn er, die Ärmel des weißen, blutgefleckten Kittels hochgestreift, schweißtriefend und abgespannt dastand, und sie ihm rasch und geschickt einen erquickenden Trunk an den Mund führte.

Ach, das wenige, was er tun konnte, war ja noch weniger als wenig, war nichts! Der alte Mann fühlte seine Ohnmacht. Die zehn Jahre, die er zuviel hatte, waren wie drükkende Lasten, er hätte sie gern von sich geworfen, er verwünschte sie. Wenn er nur um zehn, ach nur um zehn Jahre jünger wäre, was hätte er da noch alles leisten können! Von der Front hätte man ihn ja auch vor zehn Jahren schon mit einem mitleidigen Lächeln zurückgewiesen, aber es gab doch noch Plätze genug, auf denen auch ein Sechziger seinen Mann stehen konnte. Warum, warum war ihm das nicht vergönnt! Er litt keine körperlichen Beschwerden, er war heute noch ebenso gesund wie vor zehn Jahren, er hatte noch seinen graden Rücken, die aufrechte Haltung, sein Auge, sein Ohr, sein volles Haar, wenn es auch weiß war, all seine Zähne, aber er war siebzig, siebzig! Greise zählen nicht mehr mit.

All die Stimmungen, unter denen er gelitten hatte, nach Hans-Helmuts Tod — überflüssig, zu nichts mehr nutze! — kehrten wieder. Er war traurig; selbst der kleine Knabe, der ihm zärtlich die Arme entgegenstreckte, vermochte es jetzt nicht, ihn heiter zu stimmen. Die besten Stunden waren es noch, wenn er sich bei den Truppentransporten mühte, aber auch da verließ ihn der Gedanke nicht: diese alle geben ihr Blut, und unablässig plagte ihn die quälende Stimme: „Und du gibst nichts." Wiederum stand er abseits, außerhalb der großen engverbundenen Gemeinschaft — er fühlte mit Schmerz sich abermals einsam.

Aus solchen Gedanken heraus erwuchs ihm der Traum dieser Nacht. Heiße Septembernacht, schwüler als eine im Sommer. Am Schienenstrang glühten Signale auf, unablässig rollten Züge gen Frankreich.

Der alte Mann lag auf seinem Bett, lang hingestreckt, die Glieder wie gebrochen vor Müdigkeit und schlief. Oder schlief er nicht? —

— Er ging wie in hellem Wachen über einen Acker, der war so groß, daß man seinen Anfang nicht sah und nicht sein Ende — eine Ebene, die sich dehnte nach allen Seiten, die scheinbar ohne Aufhören war. Hier sproßte ein wenig Gras, dort sproßte ein wenig Gras, es blühten auch Blumen, aber vereinzelt nur; der Boden war aufgewühlt, ein tief durch-

Digitized by Google

furchter Acker, mit Steinen darin, die hart und groß lagen zwischen Dornen und Disteln. Er ging allein über das Riesenfeld, durch die Einsamkeit einer Dämmerung, die nicht Tag war, nicht Nacht, die ein seltsam bleiches, geisterhaftes Licht hatte. Und Geister waren um ihn, sein Ohr hörte sie.

Überall Wesen, Gestalten, die Menschen glichen, vor ihm, hinter ihm, rechts, links neben ihm, und unter ihm tief in der Erde. Sie flüsterten und sprachen, sie schrien, sie sangen, sie lachten und weinten, sie klagten und freuten sich, zu zweien, zu dreien, zu Hunderten, zu Tausenden. Er hörte sie alle, aber er war allein.

Wohin mußte er gehen, was sollte er hier? Ihm war plötzlich bange, hilflos sah er sich um. Da sprach es neben ihm, mit einer Stimme, die er gleich erkannte: „Mein Vater, wie geht es dir?“

„Hans-Helmut, mein Sohn!“ Er streckte die Arme nach ihm. Voller Angst: „Geh nicht wieder ohne mich! Was soll ich noch hier? Nimm du mich mit. Sie können mich hier nicht mehr brauchen!“ O, daß der geliebte Schatten nur nicht entschwand! Er schrie angstvoll laut aus der großen Einsamkeit.

Da bückte sich Hans-Helmut und hob etwas auf, was zusammengeballt, noch nicht erkennbar in der Furche des Ackers lag. War es ein großer Stein, ein Haufen Gras, ein geducktes Tier, ein Bündel? Ein schlafendes Kind — ah, Hänschen war es!

Und Hans-Helmuts Stimme sprach: „Da hast du ihn.“ Er legte ihm das Kind in den Arm: „Da, meinen Sohn! Und du klagst; du bist einsam? Seist zu nichts mehr nütze, hättest nichts mehr zu tun? Du hast noch viel zu tun. Blick' hin, sieh hier deinen Lebensweg!“

Wie ein Faden schlängelte sich ein dünner Pfad durch die Ebene des endlosen Ackers und verlor sich, dem Auge nicht mehr sichtbar, in einem Nebel; sein Aufhören war nicht zu erkennen.

„Siebenzig Jahre,“ sprach Hans-Helmuts Stimme, „des Menschen Leben währet siebenzig Jahre — und es währet noch länger. Du mußt meinen Sohn erziehen, führe ihn mir mit linder und doch mit starker Hand. Und wenn du d a n n müde bist, dann darfst du ruhen. Nach getanem Werk. Dann hole ich dich!“ Die Stimme erlosch.

Endlos noch schien sich der dünne Faden des Pfades zu dehnen, er verlor sich in dämmerndem Morgengrauen. Kühl streifte der Flügel des Todes an dem Siebzigjährigen vorbei und ließ ihn stehen. Mit einem Schrei sah der Oberst Hans-Helmuts entschwindendem Schatten nach.

Er erwachte vom eignen Schrei. Eine Hand faßte ihn an.

Der kleine Knabe war aus seinem Bettchen geklettert — der Vater hatte ja so geschrien! Zitternd stand er nun in seinem Nachtkittelchen, im weißen mit den roten Pünktchen, seine Füßchen waren nackt und ganz kalt.

Vom Bett aufspringend, nahm der Mann das erschreckte Kind auf den Arm. Er trug den Knaben beruhigend durch das Zimmer. Und dann stand er mit ihm am Fenster, dessen Flügel sich leise geöffnet hatten, und sah hinaus in die Nacht; die war durchzuckt von fernen Blitzen. Es wetterleuchtete stark. Donnerte es schon? Nein, es waren die Truppen- und Munitionszüge, die über die große Eisenbahnbrücke, die fern, flußaufwärts ihre eisernen Bogen spannte, unablässig gen Frankreich rollten. Aus den Bergen hallte ihr Echo.

Mochten die Räder rollen, ihre Lasten tragen, nie ermüdend, vielleicht Jahre noch! Auch er würde seine Jahre tragen, Lasten, die ihn auch nicht ermüden durften. Er fühlte eine wunderbare Tröstung. Er hatte noch zu tun, noch immer war er nötig auf dieser Welt. Ob man nun draußen sein Leben für Deutschland gab, oder hier drinnen sein ganzes Ich einem Knaben und den für Deutschland erzog, das war auch ein Geben. Und nicht nur Greisenwerk, es war Manneswerk.

Feierabend. Von Max Bittrich

Ermattete Hand
Wirft vom Turme acht Kugeln ins Land.

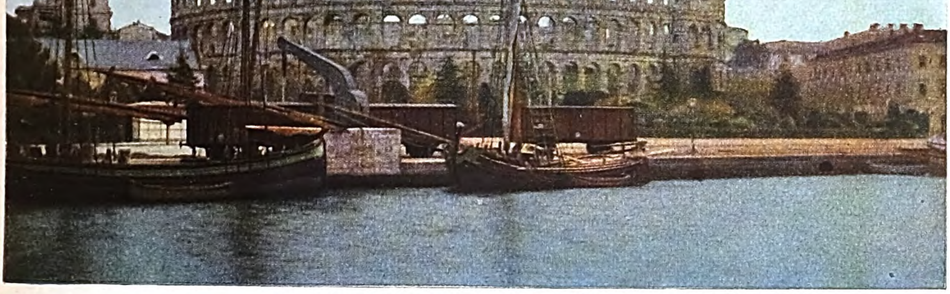
Müd' hängen die Arme vom Apfelbaum,
Halten die schönen Lasten kaum.

Durch die Gassen schüttert ihr Lauf,
Neugierig flammen Fenster auf.

Fernhin zerrinnt ein letzter Schritt,
Bange zieht ein Verträumen mit.

Ermattete Hand
Warf acht Kugeln in dunkles Land.

Digitized by Google



Die Arena zu Pola, vom Meer aus gesehen

Brioni

Von Dr. Ernst Decsey

Schade, daß das reizende Hausboot „Chiocciola“ nicht mir gehört, das längs einer Gartenmauer in einem Seitenkanal des Lido verankert liegt und zu einer Villa gehört, die ein pensionierter italienischer Offizier besitzt, den ich für einen geradezu antiken Lebenskünstler halte. Denn es ist ein tiberiushaftes Vergnügen, mit Kind und Kegel, Küche und Keller, weiß und sauber in eigner Wohnung, vom Wind getrieben, die blaubrennende Adria zu befahren, sich als Imperator des Lebens zu fühlen oder mindestens als griechischen Weltweisen, der mit seiner Gesamthabe reist, und dann drüben zu landen, wo die Adria am schönsten wird und die Natur eine Insel schuf, die ihren eignen Lyriker verdiente (und auch besaß) — Brioni.

Es ist ein Eiland, das Pola gegenüberliegt, dem alten römischen Pietas Julia, dem einzigen Kriegshafen des nun versunkenen Österreich, eines politischen Vineta, dessen Umrisse man noch aus den Wassern schimmern sieht. In dem fünfzigjährigen, zähen, Stück für Stück zurückgewinnenden Risorgimento Italiens fielen — nach Mailand und Venedig — auch Triest und Pola der italienischen Hand anheim und seit 1914 hat Brioni keinen deutschen Lyriker mehr, sondern ein neues Wappen

Blühende Agave

Digitized by Google

und wie jeder Ort, der auf sich hält, eine Geschichte.

Vor dreißig Jahren ist diese Insel ungefähr das gewesen, was Neu-Caledonien ist, oder noch ärger. Anhänger eines sicher wirkenden Verschickungs-Systems hätten dort eine Gegend gefunden, die mit unheimlicher Geschwindigkeit ihr menschenfreundliches Werk verrichtet hätte. Der Baedeker von 1869 wußte nur ein paar Worte zu sagen, aber sie sagten alles: „Unterkunft und Verpflegung ausgeschlossen ...“ Um 1893 war es, daß Paul Kupelwieser diese gottverlassene Insel kaufte. Man nannte es nicht eine Utopie, man nannte es eine Narretei, den hellen Wahnsinn ... Die Insel war zuletzt im Besitz einer nach Portugal ausgewanderten italienischen Familie gewesen, dann hatte sie ein Schweizer erworben, der sich aber wohl hütete, von seiner Erwerbung näheren Gebrauch zu machen. Kupelwieser war damals als Generaldirektor der Witkowitz-Werke aus dem aktiven Dienst geschieden und suchte für seine Pensionszeit — er war erst fünfzig — irgendeine gesunde Arbeit, dachte an Gärtnerei oder ländliche Kultur — und sollte mehr Arbeit bekommen als ihm lieb war. Er widmete sein Vermögen dieser Insel, seine volle Kraft — ja man kann ohne zu übertreiben sagen, etwas Faustisches lag in seinem Beginnen, wie er nun den todgeweihten Boden Schritt für Schritt dem Meer abtrotzte, dem Leben zurückgewann. Er landete auf der fast unbewohnten Insel. Ihr Name ging ihm vielleicht aus alter Erinnerung durch den Kopf. Denn in den vierziger Jahren hatte sein Vater, der österreichische Maler L. Kupelwieser, einen Griechen begleitet, war an die Poleser Küste gekommen, hatte sich im Dörfchen Perdoj aufgehalten und an seine Frau geschrieben: gegenüber vom Festland liege eine merkwürdige Insel, eine Insel nämlich, die ganz bewachsen sein soll. Das war merkwürdig, denn wer diese istrischen oder dalmatinischen Inselchen kannte, der wußte, daß sie ausgebrannte, sonnengeröstete Felsen sind, die wie feueraushauchende Körper im Meer schwimmen. Auch Brioni gehört zu den Scoglien, zu den Kalkfelsen, die sich westlich vom Polaer Kriegshafen ins Meer schieben — als Fortsetzung des untergetauchten Festlands — gelblich grauer Kalk, über dem die dicke Decke der terra rossa liegt, rote Erde von einer unheimlichen Fruchtbarkeit; ja man kann sagen, diese Fruchtbarkeit wurde neben der Malaria das Verderben der Insel. Denn aus der Erde schießt ein Urwald im kleinen, ein undurchdringlicher Busch, der mannshoch wird und ich weiß nicht, soll man sagen: kaum höher als ein Mann oder mindestens so hoch wie ein Mann — jedenfalls, so viel man heute davon noch sieht, eine Pflanzenmauer von unheimlicher Zähe und Tücke, die wie ein feindseliges Wesen dem Wanderer entgegenkriecht, ihn sticht, umschlingt, zerfetzt, erstickt. Das ist die Macchia ... Als Kupelwieser ein Jahr, nachdem er als Robinson

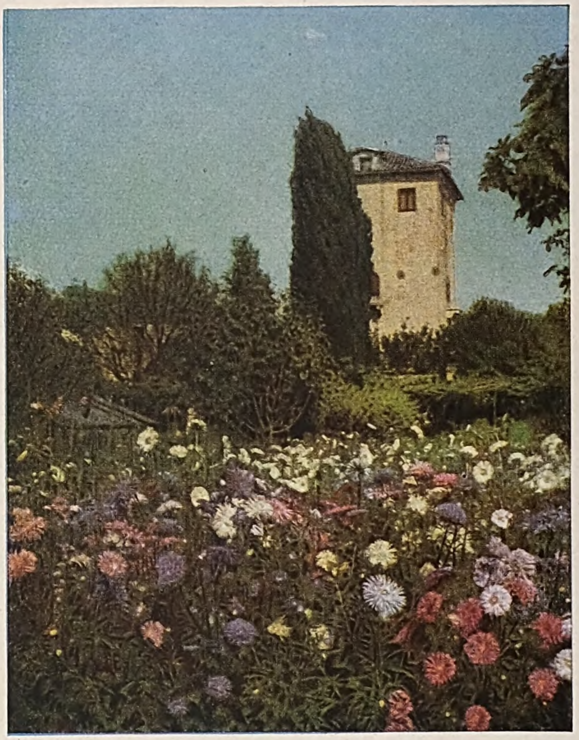
Die Kapelle San Rocca

Digitized by Google

In der Arena zu Pola

Digitized by Google

die Insel betreten hatte, einen Freund mitbrachte und dieser homo novus sich ungefähr 100 Schritt vom Strand entfernte — fand er den Weg nicht mehr zurück. Es war wie verhext. Er brauchte einen vollen Tag, bis er erschöpft und verhungert den Strand wieder erreichte, denn die Macchia ist so tückisch, daß sie auch den Schall verschlingt. Dieses verpolsterte Dickicht ist viel dichter als Latschen und man macht sich erst eine Vorstellung davon, was die Pflanze als Feindin bedeutet, wenn man diese grüne Mauer einmal gesehen hat. Ein Wunder der Natur, aber eins der unangenehmsten, zusammengesetzt aus lauter Hartlaubpflanzen. Da sticht der sparrige Besenginster entgegen, die kleine Steinlinde streckt Blätter wie Spieße aus, die Steineiche durchschlingt das Grün mit gewundenen Armen, der dornige Smilax wehrt das Vordringen — die Stechwinde . . . nomen est omen — der schwarzbeerige Liguster steht da, der wilde Spargel und der Lorbeer, der hier sehr unpoetische Wirksamkeiten entfaltet. Dazu schmarotzt noch Osiris alba, die sich nur hier vorfindet, auf Steineichen-Wurzeln, aber diese Pflanzenhölle hat auch ihre Schönheiten und das sind die Erdbeerbäume. Wenn



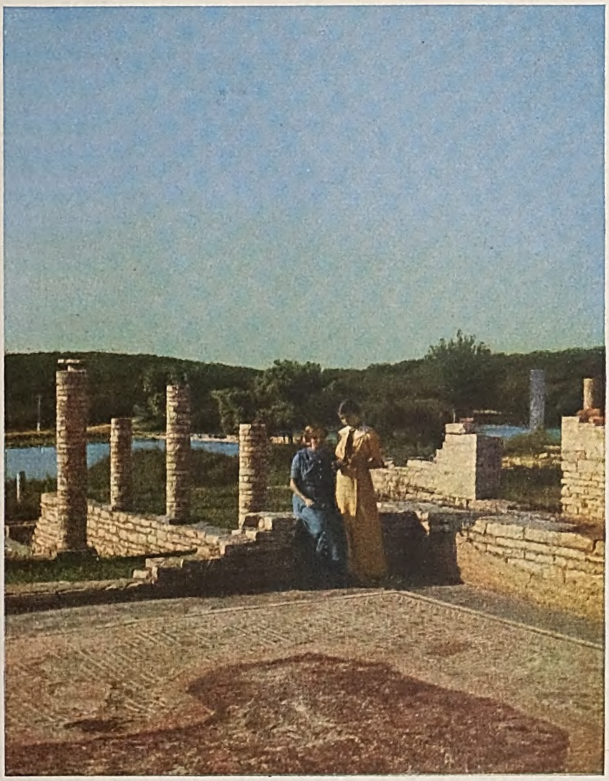
Altes Kastell

Antilopengehege

Digitized by Google

Die Basilika Santa Madonna

sie im Spätherbst mit ihren großen, gelbglühenden und rotglühenden Kugelfrüchtchen stehen, dann sehen sie aus wie Bäume aus einem Märchenbuch: ganze Kaskaden der Früchte sind über sie ausgeschüttet und glühen aus dem Grün wie farbige Lämpchen. Diese Ginster-Liguster-Lorbeer-Mauer, das Gestrüpp von Rankerosen, Kreuzdorn und Myrten sperrt die Welt, und haut man das Geschling nieder, so strotzt es im nächsten Jahr aus der furchtbar fruchtbaren terra rossa



Ausgrabungen im Val Catena: Römische Mosaikböden

mit doppelter Gewalt hervor. Heute führen durch diese Urwildnis hundert Kilometer der prächtigsten Straßen, Fußwege, Automobilstraßen mitten durch eine weite Parklandschaft ... Mit ungeheuerer Mühe, mit phantastischen Kosten hat Kupelwieser das Dickicht gerodet, indem er die Wurzelstöcke ausgrub und die hochwüchsigen Stämme freilegte. Man fährt heute durch einen gepflanzten Bosco von Pinien, Palmen, Agaven, Fichten, von lichtgrünen Zedern und Papyrusstauden, und

Digitized by Google

Straußenfarm

mitten in üppigen Wiesen stehen einsame Steineichen, ihre fünf oder sechs Arme in die Höhe gewunden: die Wahrzeichen der Brionilandschaft von heute. Man kommt an fetten roten Äckern vorbei, worauf weiße Rinder wie Blumen stehen, an wohlgepflegten Weingärten, aus denen der purpurne Brioniwein stammt, an sanften, grünüberwellten Hügeln mit Aussichtstürmen — und nur stellenweise, draußen beim einsamen Leuchtturm von Peneda sieht man noch die wildursprüngliche Macchia: dort am Strand, wo sie vom Wind angesprungen wird, und zwar immer an den Stellen des schwächsten Widerstands. Wie mit eisernen Fängen fegt der Fallwind durch das Dickicht, reißt es ein und durchfurcht es in tiefen Streifen. Nur der Wind kann der Macchia an den Leib und läßt andre Pflanzen dort so wenig aufkommen wie die brandende See, deren salziges Spritzwasser immer nach bestimmten Stellen zischt und wie ein Gift andre Pflanzen wegätzt ... Stundenlang sitzt man auf der Strandplatte, sieht dem Kampf zwischen Meer und Land zu und denkt an den Wert, den hier ausnahmsweise die „berührte" Natur hat.

Das andre Ungeheuer, das Kupelwieser vernichten mußte, bevor er die Insel eroberte, war die Malaria. Die kroch aus fauligen Süßwasser-Tümpeln im Busch hervor, schlich die Menschen an, vergiftete ihr Blut, jagte das Fieber durch, bis sie als Skelette zusammenbrachen. Ein Viertel aller Menschen war siech: Tropica oder Tertiana. Frühzeitige Menschen hätten die Sage von einem Fabelwesen erfunden, das das Land plagte, von einem Drachen, einem Untier wie dem meleagrischen Eber; heute weiß man: es ist eine winzige Mücke, die Stechmücke Anopheles, die die Keime holt und sie überträgt. Kupelwieser umlauerte den Feind und als er unbesieglich schien, verschrieb er sich einen Bundesgenossen; er lud Koch ein, die Sache zu studieren und die kranke Insel zu heilen. Und Koch schickte sogleich einen seiner Mitarbeiter, Prof. Frosch, dann kam er selbst. Aus Erfahrung, Beobachtung und Scharfsinn setzte sich seine geniale Taktik zusammen: er schnitt dem Feind das Operationsgebiet ab, entzog ihm die Waffen: durch Chinin entgiftete er das Blut der Leute, die meistens im Sommer (Juli—September) erkrankten, und der Anopheles konnte aus gesundem Blut keine Malariakeime mehr aufsaugen. So packte Koch mit Ellsner, Frosch und Bludau den Feind zunächst an — mit glänzendem Erfolg. Dann wurde der Krieg fortgesetzt, und zwar mit einer ergänzenden Methode: man dezimierte das feindliche Angriffsheer, ja vielmehr man vernichtete es gänzlich, indem man nach der Celli-Grassischen Methode die Tümpel mit Petroleum übergoß, so daß die Larven darunter erstickten, und man sättigte das Blut der Leute täglich mit Chinin, obwohl die Eingeborenen mit hämischem Mißtrauen vino e carne — Wein und Fleisch — statt der Pillen verlangten. Allein, wie der rührige Assanierungsarzt Dr. Otto Lenz, der den ganzen Festungsgürtel von Pola säuberte, berichten konnte, sah man nach zwei Jahren statt der gelben Malariagesichter frische, rotwangige Menschen: das zweite Ungeheuer war besiegt,

Digitized by Google

und heute schmückt eine der romantischen Wände des römischen Steinbruchs in Brioni ein Relief, das das Brustbild des Retters und Reinigers zeigt: Robert Kochs.

Durch diese Riesenarbeit des Organisators Kupelwieser ist ein Kreislauf der Kultur entstanden und die Insel ist wieder das, was sie vor zweitausend Jahren war, ein Luxusbad, ein Kurort. — Die alte Wasserleitung der Römer ist ins Meer versunken. Kupelwieser baute eine neue. Weit drüben, hoch oben in den istrischen Bergen entspringt eine Quelle, das beste Wasser Istriens — und von diesem Ort, Galesano, baute er eine Leitung, die den Berg hinabgeht, unter dem Meer 2½ Kilometer fortläuft, und das frische Bergwasser den Gästen der Insel serviert.

❀ ❀ ❀

Landete man früher auf Brioni, so wurde man als Fremder von Distinktion alsbald einem älteren Herrn vorgestellt: gerötetes Antlitz, weiße Haare, eleganter Greisen-Spitzbart, schöne, edle Arbeitshände, die überall zugriffen, ohne den Adel zu verlieren. Der Herr von Kupelwieser. Feiner Wiener, selbstsicher, seinen Stolz verschließend, nirgends den Monarchen Brionis betonend, führte er durch die modernen Wirtschaftsräume, die prachtvollen Kellereien, die einige horazwürdige Fässer purpurnen Brioniweins beherbergten, durch das Hotel, das durch Glasgang den Villen verbunden war, durch die Menagerie, worin possierliche Affen ein heiteres Finale der Besichtigung bildeten, Tierchen, die mich immer mit einer unausstehlich brüderhaften Gebärde zum Mitspielen einluden . . .

Dann schlenderte man allein durch die Alleen- und Wiesenruhe der weiten Insel, die sich „Eiland“ nannte. Denn in „Eiland“ liegt mehr, liegt das Gefühl für Bodenfestigkeit und Geborgensein, liegt etwas vom Hüttenbauenkönnen, vom Eichenbewundern und -fällen, was man auf einer Insel n i c h t kann. Odysseus wurde von Insel zu Insel geworfen; Robinson landete auf einem Eiland . . .

Weite Parkwiesen im Sonnenschein, lyrisch begeisternd, und zuerst für unwirklich gehalten, boten sich mit der einladenden Gebärde nordischer Blumenwiesen an, und verrieten so wenig wie Hotel und Speisesaal ihre Abkunft aus Sumpf und Gestrüpp. — Endlich aber kam das Meer. Das Meer mit homerischer Klippenzerrissenheit, wo man seine deutsche Sentimentalität ausbaden konnte. Man verschmähte das schöne Strandbad Saluga mit seinen bunten Sirenen aus Wien, man suchte, wie die Reisehandbücher sich ausdrücken, die „hehre Einsamkeit“ der Klippen.

Acht Stunden dauerte diese Einsamkeit, wenn man sie ausschöpfen wollte, acht wundererfüllte Marsch- und Kletterstunden, bis man mit mehr oder weniger zerrissenen Halbschuhen wieder auf weichen Automobilstraßen ohne Automobil, durch Park und Allee, zur Gesellschaft zurückfand und in der Halle in den bequemen Faltstuhl der Faulheit bei Klavier und Brioniwein versank:

„O santa poltroneria,
Madre dei tristi,
Entrasti nel mio cuor
Più non uscisti . . .

In der Halle aber herrschte die Marine. Die k. k. österreichische Kriegsmarine. Sie

Inneres der Basilika

Digitized by Google

herrschte. Nicht nur in der Halle. Auf dem Strand. Im Bad. Auf der Wiese. Auf dem Meer. In Pola. Im Kasino. Auf allen erreichbaren Gebieten. Sie war das Leben, Licht und Luft, Vergnügen, Mond und Sonne von Brioni. Neben ihr versank der Zivilist, die stolze Arena, versank der Truppenoffizier, der arme Infanteriehauptmann, der nur ein Scheinsoldat, ja eines Kriegers wesenloser Schatten war. Der dunkle Flottenrock, die weiße Hose, das seegebräunte Antlitz, die weltläufige Gebärde, die seebefahrene Eleganz — das riß die Damen hin. Feiertag, wenn die „Marineure“ aus Pola herüberkamen, ihre Tauchkünste mit dem U-Boot zeigten, zu Spazierfahrten längs der Küste luden, Réunionen veranstalteten, Girlanden zogen, sangen, huldigten, tanzten, betörten: ein tiberiusgleiches Schwelgen in den weichen Falten goldnen Lebens. In Polas Glanzzeit — et haec meminisse juvabit — war dort ein Marine-Kapellmeister — die Marine besaß das stärkste und beste Orchester aller Truppenkörper, etwa hundert gewählte Musiker —, welchem Kaiser Wilhelm II. auf seiner Frühlingsfahrt nach Pola 1895 mit Entzücken zuhörte. Der Mann besaß, was wenige besaßen, den Walzer-Schmiß, und überhaupt das unbestimmt Verführende der musikalischen Verführer-Natur, die dreifache Grazie eines Italieners aus Ungarn mit wienerischem Geblüt — weshalb der Kaiser stracks seinen Adjutanten Philipp Grafen zu Eulenberg hinschickte und seinen Dank, besondern Dank, ihm aussprechen ließ. Der sehr gerührte Kapellmeister betrachtete diese Auszeichnung als Beginn einer Laufbahn — er stand erst einen Monat im Dienst und zählte 25 Jahre — setzte sich hin, schrieb eine große Oper, die zwar durchfiel („Kukuschka“ war ihr Name), aber doch kräfteweckend wirkte wie das Kaiserwort; andre Werke folgten, Operetten, die „Wiener Frauen“, der „Rastelbinder“, die „Lustige Witwe“, woraus bereits zu entnehmen, daß der gerühmte Kapellmeister der später berühmte Franz Lehár war.

Erdbeerbäume mit Frucht und Blüte

So gehört Kaiser Wilhelm ein wenig in die Geschichte Pola-Brionis, sowie sein Freund Franz Ferdinand dazugehört. — Franz Ferdinand war oft zu sehen und warf seinen Schatten voraus. Plötzlich entstand im sanften Tempo des Eilands ein ankündigender rascher Rhythmus, zwar pianissimo; aber fühlbar. Zimmerkellner schossen, Stubenmädchen liefen, man hörte aufgeregtes Wesen, Zehen-Huschen, Möbelrücken, Fensteröffnen: das Chor-Ensemble vor dem Auftritt des Solisten. Der ließ nicht lange auf sich warten. Gerüchte schwirrten: „sieben Zimmer, fünfzehn, einundzwanzig Zimmer,“ mehr als ganz Brioni besaß. Und eines Tags — die Landung. Feierlichkeit senkte sich. Flaggen stiegen, die Volkshymne rauschte . . . Dann sah man den Badearzt, verklärt und eingeweiht, wie einen jungen Pfarrer, herausgehoben aus der Bade-Menschlichkeit durch ein Wort der Kaiserlichen Hoheit: „Wie geht's denn, Doktor?“ Es war die Zeit der Ansprachen. Eines Wortes Glanz erhöhte und beglückte . . .

Auch der alte Kupelwieser schien beglückt, zumal wenn der Erzherzog wieder wegfuhr . . . Es ward ihm leichter. Denn er fürchtete die Brioni-Liebe dieses Marine- und Meer-Freundes, besorgte, wie er einmal sagte, Franz Ferdinand wolle ihm die Insel abkaufen, sein Nachfolger im Königreich

Digitized by Google

Das Hotel Carmen von Val Maria aus

Digitized by Google

der Klippenschönheit werden — und konnte er dauernd einem Antrag, der dem Wunsch glich, „Nein!" entgegensetzen? Nun, der Juni 1914 hat den alten Kupelwieser auf unheimlich-ungeahnte Art von seiner Sorge befreit . . . Und mit diesem Tage beginnt Brionis neueste Geschichte: das „Früher" ist zu Ende.

Es war eines der ersten Erholungsziele nach dem Krieg, als Wien wieder zu Geld kam. Eine Oster-Insel und vor allem eine Herbst-Insel. Ein etwas nach Norden verlegtes Corfu, das zu Pola gehört wie Capri zu Neapel. Die Carabinieri stehen nun zu Zweien in ihren schwarzen Zweispitzen würdevoll am Molo und versinnbildlichen die neue Verwaltung — wo sie stehen, fühlt man sich geborgen — schweigsame sardische Soldaten, deren Sprache nur sie selbst verstehen, haben die österreichischen Flottenröcke abgelöst. Pola ist kein Kriegshafen mehr; aber die Pracht seiner Arena ist die gleiche unter dem italienischen Dreifarb, und mit dem Dampfer ankommend, sieht man verwundert das erst unerklärliche, helle, steinerne Gespinst in der Blauluft schimmern, das weiße Skelett eines Riesentheaters, von dem man weiß: es ist der dritte Bruder der beiden großen italienischen Amphitheater, des zu Verona und des Colosseums zu Rom.

Geblieben ist auch noch die behagliche Eleganz. Mit Wiese, Wald und Klippe und Telephon. Und die Nacht ohne Mücken — was den Komfort, ja die Krönung des Komforts bedeutet. Denn wer die zarten Trompeten nächtlicher Zanzare zu Venedig miterlebte, weiß, was Höllendasein ist. O, Mücken, die der Satan zeugte! Ich habe dreifach gegen sie gestritten, ehrenhaft und zäh, mich tapfer vor dem Feind verhalten, ihn mit Geduld, ihn mit Humor betrachtet: — umsonst! Besiegt! Zerstochen und zerbissen!

Man riet mir erst das Mücken-Netz, den unfehlbaren Zanzaniere über dem Bett. Allein die schlauen Mücken kannten es, sie setzten sich schon vorher hinein, und waren nicht zu überreden, den Platz zu räumen. „Klitsch-Klatsch" ging's mit flachen Händen die halbe Nacht, was nur die Wirkung hatte, daß die Zahl der Feinde anwuchs und das Opfer stöhnend sich im Bette wälzte. Man riet mir Räuchernägel, die Zampironi, es seien wahre „insettifughi". Aber die „insetti" flohen nicht, saßen vielmehr ruhig in den Ecken und ließen sich um keinen Preis betäuben. Die Zampironi stanken, das Zimmer stand in gelbem Rauch, ich war betäubt, die Biester sangen Lieder . . .

Als wahre galantuomi haben sich die Mücken indes aus Brioni notgedrungen entfernt. Eines guten Mannes Tat wirkt nach, und wir Brionifahrer genießen heute Kupelwiesers feurige Gewalten von einst. Ich habe manche Holdseligkeit im adriatischen Inselgewirr erlebt. Da ist Isola bei Triest, ein lucus a non lucendo, weil diese „Isola" nur Halbinsel ist und ihr Paradies sich mit-

Im Val di Torre

Digitized by Google

Das Seebad Saluga

telständischen Instinkten anschmiegt. Da ist Lussin (grande und piccolo), wo man in der Casa di Cura bei Frau Simonitsch ein „Zu Hause" findet; und da ist Sansego, eine rätselhafte kleine Sandinsel mit Bambus und Dschungel, wo eine röstende Sonne Katarrhe ausbrennt und Dickwänste dörrt. Man könnte noch nach Arbe gehen, man könnte nach Malta, auch nach Cypern . . . Je weiter man kommt, desto weiter will man — — —

Aber wozu? Man hat Brioni. Es ist die Erholung von Pola, ist der Faltstuhl mitten im Meer, und zu seiner neuesten Geschichte gehörten die italienische Höflichkeit und Billigkeit. Gehören auch die italienischen Eisgetränke: die kirschrote Amarena, die spangrüne Mente, die goldgelbe Aranciata, der bittere Americano und der König ihrer aller: der Café frappé! Kleine Freuden, die das Gefühl des Lebens steigern, das an

Blühender Ginster

Digitized by Google

Ausgrabungen im Val Cortena: Der Venustempel

großen keinen Überfluß besitzt.

Man berauscht sich daran, solange der Magen es verträgt wie unser großer Vorgänger Tiberius, der in rosengeschmückter Barke gewiß seinen Café frappé nahm. Und da mir wahrscheinlich weder Apollons noch Jupiters Eingriffe jenes reizende Hausboot verschaffen werden, auf dem ich unter Flötenspiel die Adria durchquerte, bin ich Weltweiser genug, sozusagen der Anaxagoras eines mir fehlenden fürstlichen Vermögens und schaukle schön piano auf weißem Passagierdampfer unter italienischem Kindergeschrei meine Hoffnungen und Gebresten nach Brioni, dem Eiland vieler, vieler Träume. — Es hat einen Lyriker hervorgebracht — endlich muß ich seinen Namen nennen: O. S. Fangor — aber es ist so schön, daß es auch Lyriker zum Schweigen bringt, was in meinem Fall, laßt mich's gestehn! — ein großer Vorteil ist . . .

Blühende Myrte

Digitized by Google

50 Jahre Weltpostverein

Vom Wirkl. Geh. Rat Ministerialdirektor a. D. Gieseke

Am 9. Oktober 1924 sind fünfzig Jahre seit dem Tage verflossen, an dem im Ständehause zu Bern der Vertrag geschlossen wurde, der zu Beginn zwar noch den bescheidenen Namen „Allgemeiner Postvertrag" führte, der aber gleich von Anfang an unter den Fachleuten, in der Presse sowie in der Bevölkerung den Namen „Weltpostvertrag" erhielt und der diesen Namen bereits auf dem Pariser Postkongreß im Jahre 1878 selbst amtlich annahm, denn inzwischen war die Zahl der beigetretenen Länder so groß geworden, daß der Verein wirklich schon fast die ganze Welt umfaßte: ein Ziel, das bald voll erreicht wurde. Das Verdienst, diese große völkervereinende Verkehrsgemeinschaft ins Werk gesetzt zu haben, gebührt einem Deutschen, dem ersten Reichs-Generalpostmeister Dr. Heinrich v. Stephan.

Es ist bei dem jetzigen beklagenswerten Zustande unseres Vaterlandes eine Erquickung und kann als Ansporn zur Arbeit nach alter Väter Weise dienen, wenn man sich bei Anlässen, wie diese Jubelfeier eine ist, glücklicherer Zeiten erinnern darf, in denen hervorragende Männer unseres Landes bahnbrechend wirkten und sich, wie Stephan, durch ihren weiten Blick für die Bedürfnisse des Weltverkehrs: ein Blick, der gleichzeitig geschärft war durch eine genaue Kenntnis der Technik und der Verwaltung, ein immerwährendes Denkmal in der gesamten Kulturwelt setzten.

Wer kennt heute noch die Zustände, wie wir sie vor Gründung des Weltpostvereins hatten? Ich kann darüber genau urteilen, denn ich bin fast zehn Jahre vorher in den Postdienst eingetreten und habe während eines großen Teils dieser Zeit fern an der Grenze zugebracht, also die schwierigen und umständlichen Verhältnisse gründlich kennengelernt. Der mir zur Verfügung stehende Raum reicht zu einer ins einzelne gehenden Schilderung dieser Zustände nicht aus; ich muß mich daher in dieser Beziehung auf eine allgemeine Übersicht beschränken.

Sollte man es heute noch für möglich halten, daß damals allein in Deutschland im Verkehr mit fremden Postgebieten nur für Briefe nicht weniger als 55 verschiedene Taxen festgesetzt waren? Das kam daher, daß für jeden Brief, der durch ein oder mehrere fremde Länder ging, an diese Länder mehr oder weniger hohe Transitgebühren bezahlt werden mußten. Je mehr und je ausgedehntere Durchgangsländer, desto höher die Transitgebühren. Ebenso verwickelt waren natürlich die Taxen für Drucksachen, Warenproben, Postkarten usw. Alle Sendungen mußten gezählt und in den Begleitpapieren vermerkt werden. Auf Grund dieser Aufzeichnungen erfolgte dann später die Abrechnung zwischen den einzelnen Postverwaltungen: ein recht umständliches und langwieriges, viele Arbeitskräfte erforderndes Geschäft. Immerhin war es doch gegen früher ein Fortschritt, da der Absender wenigstens den Brief bis zum Bestimmungsort frankieren konnte, während er vordem das Franko nur für das eigene Land entrichten durfte und jeder fernere, bei der Beförderung des Briefes beteiligte Staat sein eigenes Porto zuschlug. Es waren recht bunt bemalte Briefe, die der Empfänger auf diese Weise erhielt. Die Beseitigung dieses Urzustandes suchte man durch zahlreiche Einzelpostverträge zwischen den verschiedensten Ländern herbeizuführen. Der Abschluß dieser Verträge stieß oft auf die größten Schwierigkeiten; ein Staat suchte den andern bei der Portoteilung zu überfordern und seine eigenen Beförderungsschwierigkeiten in das hellste Licht zu stellen. Mehrfach kam es, wenn solche Verträge abgelaufen oder gekündigt waren, vor, daß man sich über einen neuen Vertrag nicht rechtzeitig einig werden konnte, daß es dann jahrelang zwischen großen Postgebieten an einer vertragsmäßigen Grundlage fehlte und daß der alte Urzustand wieder eintrat. Trotz alledem nahm mit dem Fortschreiten des Handels sowie mit dem Wachsen der politischen und sozialen Beziehungen unter den Völkern die Zahl der Postverträge dauernd zu; aber es währte doch ziemlich lange, bis man diese Verträge von der einseitigen Herrschaft fiskalischer Rücksichten befreien und ihnen eine einheitliche Richtung auf das gemeinsame große Ziel geben konnte, das die Post vor allem im Auge haben muß: ein mächtiges Bindemittel in geistiger und materieller Beziehung zwischen den Völkern zu sein.

Die allmähliche Vereinfachung des Inhalts der Postverträge und die gegenseitige Annäherung in den Anschauungen der Postverwaltungen ließ zuerst leise den Gedanken auftauchen, zwischen verschiedenen Staaten, ja selbst Weltteilen, eine Gemeinschaft herzustellen, die die internationalen Schranken für den Postverkehr beseitigen könnten. Deutschland hatte etwas derartiges zuerst erreicht, nachdem am 6. April 1850 der Deutsch-Österreichische Postvertrag abgeschlossen worden war, durch den die Gebiete von 16 staatlich geschiedenen Postverwaltungen zu einem einheitlichen Postgebiet mit gleichmäßigen Taxen und Dienstvorschriften zusammengefaßt wurden, was sich glänzend bewährt hatte. Es war dadurch bewiesen, wie eine engere Verbindung das Verkehrswesen zu erleichtern und zu fördern geeignet sei. Diese Erfahrungen benutzte Preußen beim Abschluß neuer Postverträge, der bald hauptsächlich in der Hand des jugendlichen Geheimen Postrats Stephan lag und der ihn nach

Digitized by Google

Madrid, Lissabon, Rom, Kopenhagen, Petersburg usw. führte, freieren Grundsätzen für den internationalen Verkehr die Wege zu ebnen. Dabei ward bei Stephan auch der von ihm schon häufig im stillen erwogene Gedanke lebendig, darauf hinzuwirken, die ganze zivilisierte Welt zu einem Verein zusammenzufassen, der etwas ähnliches, namentlich einheitliche Taxen bringen sollte, wie der Deutsch-Österreichische Postverein. Ich habe Stephan in seinen späteren Lebensjahren sehr nahe gestanden und auch häufig mit ihm über die Gründung des Weltpostvereins gesprochen; da sagte er einmal: „Bei mir lag der Gedanke daran schon lange im Geiste vor. Auf meinem Schreibtisch steht ein kleiner Kinder-Globus, den ich schon seit meiner Jugend besitze. Wenn ich den ansah, sagte ich mir immer, es ist doch merkwürdig und widersinnig, daß auf so einem kleinen Fleckchen Welt in einer für die Menschheit derart wichtigen Frage, wie die Briefbeförderung es ist, eine solche Zerrissenheit herrscht, und dieser Gedanke hat mich nicht losgelassen bis zur Vollendung des großen Werks."

Die von Stephan glänzend durchgeführte Aufhebung der alten Thurn- und Taxisschen Lehnspost und die Gründung der einheitlichen Norddeutschen Postverwaltung gaben dem Plan der Gründung einer Weltpostgemeinschaft festere Gestalt. In einer von Stephan verfaßten Denkschrift von Ende 1868, die die Genehmigung des Bundeskanzlers erhalten hatte, waren die Grundsätze für die Bildung eines alle zivilisierten Nationen umfassenden Postvereins niedergelegt, und es schloß sich daran der Vorschlag, sie einem einzuberufenden Postkongreß vorzulegen. Wie reformbedürftig die ganze Sache war, geht schon daraus hervor, daß das Porto für Briefe aus Deutschland nach England 2½, nach den Vereinigten Staaten 3, nach Frankreich aber 4½ Groschen betrug. Auch andere Staaten hatten die Unhaltbarkeit derartiger Verschiedenheiten eingesehen, und so war auf Veranlassung der Vereinigten Staaten im Jahre 1863 von 14 Staaten in Paris eine Postkonferenz beschickt worden, die sich aber nur auf eine theoretische Erörterung über die Möglichkeit einer Beseitigung jener Mißstände erstrecken sollte. Bei dem Widerspruch, den die wichtigsten Fragen mehrfach fanden, ging indes die Konferenz ergebnislos auseinander.

Die Verfolgung des deutschen Planes, einen Postkongreß zur Beratung eines umfassenden Postvertrags einzuberufen, wurde durch den Deutsch-Französischen Krieg unterbrochen, aber alsbald nach Friedensschluß wieder aufgenommen; die Schweiz übernahm es in bereitwilliger Weise, die Einladung zum Postkongreß nach ihrer Bundeshauptstadt Bern zu bewirken; sie erfolgte zum 1. September 1873 und war von einem seitens der Deutschen Reichs-Postverwaltung hergestellten Vertragsentwurf begleitet, so daß sich jeder eingeladene Staat gleich ein festes Bild über die zur Beratung stehenden Fragen machen konnte. Auf Wunsch der russischen Regierung, die bei ihrem ausgedehnten Gebiet die durch diesen Vertragsentwurf nötig werdenden Reformen nicht so schnell durchführen konnte, wurde die Einladung auf ein Jahr vertagt und der Postkongreß trat am 15. September 1874 in Bern zusammen. Diese Verzögerung hatte die erfreuliche Folge, daß nun die Unterstützung der russischen Regierung völlig gesichert war.

Die Mitglieder des Kongresses, zu dem 20 Staaten Vertreter entsandt hatten, wurden im Namen des Schweizerischen Bundesrats von dem Chef der Schweizerischen Postverwaltung, Bundesrat Borel, begrüßt, worauf sofort die Konstituierung des Kongresses erfolgte. Zum Vorsitzenden wurde Bundesrat Borel und zum Vorsitzenden der großen Kommission zur Beratung des deutschen Entwurfs der deutsche General-Postdirektor Stephan erwählt. Er war die Seele des Ganzen, die treibende Kraft, der in Gemeinschaft mit dem zweiten deutschen Vertreter, Geheimen Postrat Günther, schnell alle Schwierigkeiten zu beseitigen, Gegensätze auszugleichen und die ganze Angelegenheit so zu fördern wußte, daß schon am 9. Oktober der Vertrag unterschrieben werden konnte.

Man muß Stephan und die ihm eigene Kraft gekannt haben, durch Beredsamkeit, Schlagfertigkeit, Sprachkenntnisse und ein äußerst gewinnendes Wesen, Menschen zu beeinflussen, man muß sich gegenwärtig halten, wie er als Erfinder der Postkarte, die sich schnell die ganze Welt erobert hatte, schon damals ein in Postkreisen berühmter Mann war, um zu verstehen, wie es ihm gelungen ist, den Kongreß so schnell zur Annahme des Vertrags zu bewegen.

So war nun vom 1. Juli 1875 ab, an welchem Tage der Vertrag in Kraft trat, die einheitliche Grundlage für den gesamten Briefverkehr innerhalb der gebildeten Nationen geschaffen, die früheren großen Verschiedenheiten in den Taxen waren beseitigt und ein Einheitsporto für Briefsendungen war festgesetzt. Die Gesamtheit der Vereinsländer bildete ein einziges großes Verkehrsgebiet, in dem die Briefe ungehindert umliefen, die Transitgebühren waren teilweise ganz aufgehoben, teilweise erheblich ermäßigt worden. Auch fiel jede Abrechnung zwischen den Verwaltungen fort. Jeder Staat behielt das Geld, das er erhob, denn die Erfahrung hatte gelehrt, daß die Zahl der Briefe zwischen zwei Ländern hin und zurück ungefähr die gleiche ist. Das Ganze war ein glänzendes Zeugnis sowohl für die Umsicht, mit der die Einleitungen getroffen waren und die Verhandlungen geführt wurden, als auch für die Einmütigkeit der Überzeugungen, von denen die beteiligten Regierungen und ihre Vertreter beseelt waren. Daß diese so einzigartig schnelle Erledigung die größte Genugtuung und Freude bei allen Beteiligten hervorrief, ist erklärlich. Dieser Freude gab der

Digitized by Google

Präsident Borel in seiner Schlußansprache Ausdruck, die ich auszugsweise hier wiedergebe: „Meine Herren! So wären wir denn am Ende unserer Arbeit angelangt. In diesem Saale, wo vor einem Vierteljahrhundert die Abgeordneten der 22 helvetischen Kantone die Zentralisation ihrer Posten proklamierten, haben Sie, die Vertreter von 20 Ländern, mit einer Bevölkerung von mehr als 350 Millionen Seelen und einem Umfang von ungefähr 37 Millionen Quadratkilometer, soeben einen Vertrag unterzeichnet, der bestimmt ist, in nächster Zukunft, soweit dies Ihren Postverkehr betrifft, alle Mitglieder zu einer großen menschlichen Familie zu verbinden. Es ist nicht an uns, über dies große Werk ein Urteil zu fällen; seine Folgen wird die Zukunft entwickeln; ihr müssen wir die Sorge überlassen, dasselbe zu beurteilen und es wertzuschätzen. Eines aber können wir sagen: die Resultate haben unsere Erwartungen übertroffen. Die Bildung eines allgemeinen „Weltpostvereins", der die Frucht Ihrer Beratungen ist, wird zur Folge haben, daß der ganze Postdienst in den weiten Gebieten, die er umfaßt, zu einer einheitlichen Ordnung gelangt. Die unzähligen Tarife, welche ihn seither erschwerten, ersetzt er durch eine Einheitstaxe usw.

Meine Herren! Der Kongreß von Bern wird nicht nur in den Jahrbüchern der Posteinrichtungen ein wichtiges Datum bezeichnen, sondern auch in der Geschichte der Menschheit. Indem der allgemeine Postverein den Interessen des Verkehrs dient, wird er ein Werkzeug der Friedensstiftung und der Annäherung der Völker untereinander sein. Auch unter diesem Titel gibt Ihnen das Werk, das Sie vollendet haben, ein Recht auf die Dankbarkeit Ihrer Zeitgenossen und der kommenden Geschlechter.

Bevor ich den Schluß des Kongresses ausspreche, glaube ich, nur der Verkünder Ihrer Gefühle zu sein, wenn ich in Ihrem Namen an die Postverwaltung des deutschen Kaiserreichs, welche die Initiative zu seiner Einberufung ergriffen hat, den aufrichtigsten Dank richte. Endlich habe ich in meiner Eigenschaft als Präsident auch Ihnen noch zu danken und Sie für den Geist der Versöhnung und des gegenseitigen Entgegenkommens, von dem Sie im ganzen Verlauf Ihrer Beratungen Beweis gegeben haben, zu beglückwünschen. Dank dieser vortrefflichen Stimmung sind Schwierigkeiten, welche beim ersten Anlauf unübersteiglich schienen, leicht überwunden worden; außerdem hat der Kongreß unter den Leitern der Posteinrichtungen in den verschiedenen Ländern ein Band der Achtung und Zuneigung hergestellt und enger gestaltet, was diesen Einrichtungen selbst nur zum Vorteil gereichen kann." (Lebhafter Beifall.)

Mit Bezug auf die der deutschen Postverwaltung seitens des Präsidenten gezollte Anerkennung erwiderte der erste deutsche Vertreter, Stephan, folgendes:

„Herr Präsident, meine Herren! Ich kann diesen Saal, in welchem wir so arbeitsvolle Tage zusammen verlebt haben, nicht verlassen, ohne unseren Gefühlen lebhafter Dankbarkeit für die für Deutschland so ehrenvollen Worte, welche unser Herr Präsident soeben ausgesprochen hat, Ausdruck zu geben. Von diesem Beweis der Teilnahme, dem in so schmeichelhafter Weise die ganze Versammlung beigestimmt hat, bin ich tief gerührt. Was das Verdienst anbelangt, so erlauben Sie mir, dies von uns abzuweisen. Wenn Deutschland die Initiative zu unserem gemeinschaftlichen Werke ergriffen hat, so ist das eine einfache Tatsache, kein Verdienst; die wahre Initiative aller Werke dieser Art geht vom Geiste des Fortschritts unserer Ära und dem zivilisierenden Genius der Menschheit aus. Alle diejenigen, welche auf den verschiedenen Gebieten der Entwicklung des Menschengeschlechts zum Zwecke des Fortschritts tätig gewesen sind, haben teil am Zustandekommen des von uns soeben vollendeten Werkes. Und in dieser Hinsicht, Herr Präsident, meine Herren, denke ich, daß, wenn ein Verdienst in Frage kommen kann, es uns geziemt, unsere Blicke auf diejenigen zu richten, welche vor uns — es sind einige dreißig Jahre (sich gegen den Vertreter Großbritanniens wendend) — das Werk der Postreform begonnen (Beifall), und auf diejenigen, welche, indem sie die Initiative zu den Postkonferenzen von Paris im Jahre 1863 ergriffen (sich gegen den Vertreter der Vereinigten Staaten wendend), das Terrain für unsere gemeinschaftlichen Arbeiten so gut vorbereitet haben (Beifall). Wenn unsere gegenseitigen Bemühungen in so kurzer Zeit zu dem gewünschten Resultate gelangt sind, so ist dies das Verdienst der tätigen und erleuchteten Mithilfe der in diesem Saale vertretenen Regierungen, welche sämtlich von der Größe der uns gestellten Aufgabe beseelt sind. Die allgemeine und bestimmt ausgesprochene Übereinstimmung, welche während des Ganges unserer Beratungen und Verhandlungen geherrscht hat, ist von der glücklichsten Vorbedeutung; und man darf kühn behaupten, daß eine solche Einstimmigkeit der Regierungen der großen Mehrheit der zivilisierten Völker des Erdballs eine Tatsache ist, welche bis jetzt in der Geschichte ohnegleichen war. (Lebhafter Beifall.)

Wenn Deutschland es unternahm, den verschiedenen Regierungen die Vorschläge, welche unserer gemeinschaftlichen Arbeit als Grundlage gedient haben, vorzulegen, so war es dabei von der inneren Überzeugung geleitet, daß es im voraus die Sympathien aller zivilisierten Staaten für ein Werk erlangte, welches den Frieden, die allgemeine Wohlfahrt und die Brüderlichkeit der Völker zum Zweck hat (Beifall), und es war vollständig sicher, daß bei einem Reformwerke dieser Art eine jede Regierung Bundesgenossin sein werde. In Übereinstimmung mit dem an diesem Vertrage teilnehmenden Re-

Digitized by Google

gierungen, zur Verwirklichung eines Schrittes auf diesem Wege beigetragen zu haben, das ist die einzige Ehre, nach welcher Deutschland strebt, und in diesem Sinne, Herr Präsident, meine Herren, glaube ich die Bezeugung Ihrer Teilnahme, welche uns immerhin ein kostbares Andenken sein wird, annehmen zu können." (Lebhafter Beifall.)

Nach Rückkehr der Kongreßteilnehmer in ihre Heimat ging man sogleich rüstig an die Ausführung des Werks. Allen Staaten der Welt mit geordneten Posteinrichtungen war der Beitritt zum Vertrag offengehalten und es ist bewunderungswürdig, welche unglaubliche Anziehungskraft er von Anfang an ausübte: der Beweis dafür, wie man ins Schwarze getroffen hatte. Kein Jahr verging, ohne daß ein oder mehrere Staaten und Kolonien ihren Beitritt anmeldeten. Es würde mich zu weit führen, wollte ich hier auf Einzelheiten eingehen. Schon längst gehört die ganze Welt dem Verein an. Er ist natürlich nicht lange bei dem Berner Vertrag, der sich nur auf Briefsendungen erstreckte, stehengeblieben, sondern hat neben zahlreichen inneren Reformen seine Tätigkeit nach und nach auf die Beförderung von Wertsendungen, Postpaketen, Postanweisungen, Postaufträgen und auf den Bezug von Zeitungen ausgedehnt. Jeder Kongreß brachte etwas Neues.

Die Organisation des Vereins ist sehr einfach. Einen Teil der Geschäfte besorgt die Schweiz, das übrige das in Bern errichtete internationale Büro des Weltpostvereins, das auch eine in französischer, deutscher und englischer Sprache erscheinende Zeitschrift „L'Union postale" herausgibt. Der Direktor des Büros ist ein Schweizer, zum Vizedirektor ist seit mehreren Jahrzehnten ein deutscher höherer Postbeamter berufen worden.

Der Abschluß des Berner Vertrages wurde natürlich in Deutschland mit der lebhaftesten Freude begrüßt. Diese fand, abgesehen von zahlreichen Äußerungen der Presse, in der zwanzigsten Sitzung des Reichstags vom 28. November 1874 bei der Beratung des betreffenden Gesetzentwurfs von allen Seiten des Hauses ihren Ausdruck. Kurz und klar ergibt dies die Rede des Vertreters der größten Partei des Hauses, des Abgeordneten Miquél, die ich hier folgen lasse:

„Ich glaube auf die einstimmige Zustimmung des Reichstages rechnen zu können, wenn ich sage, daß die Befriedigung, welche die Bundesregierungen über den Abschluß dieses wichtigen Werkes empfinden, im Reichstage und im deutschen Lande gleichmäßig geteilt wird. (Bravo!)

So verschieden auch unter uns und im Volke über manche Institution des Reiches und ihre Wirkungen die Ansichten sein mögen, darin, glaube ich, ist doch das deutsche Volk einstimmig, anzuerkennen, welche segensreichen Wirkungen die Einheit des Postverkehrs als eines der wichtigsten Kulturmittel in Deutschland gehabt hat, und welche großen Fortschritte wir der Postverwaltung in dieser Beziehung im inneren Verkehr verdanken, von allen Seiten des Hauses ist dies stets gleichmäßig anerkannt worden. Um so größer aber ist die Befriedigung, wenn wir nun hier die Grenzen der Nationalität der einzelnen Völker überschritten sehen, wenn wir zum ersten Male die Einheitlichkeit, die im Weltverkehr fehlte, hier angebahnt sehen. Wir erblicken darin mit dem Herrn General-Postdirektor einen sehr wichtigen Kulturfortschritt, eine sehr bedeutsame Erleichterung und Förderung des friedlichen Verkehrs der Nationen, ein wichtiges Mittel zur Annäherung derselben untereinander. Wir können stolz darauf sein, daß das junge Deutsche Reich es war, welches dazu die Initiative gab, es gebührt gewiß unserer deutschen Postverwaltung und ihrem Chef der Dank des Landes, daß er bei diesem großen Werke die Initiative, die Förderung und Leitung übernommen hat. Ich habe nur dies ausdrücken wollen; ich halte mit den verbündeten Regierungen es nicht für notwendig, ein so auf der Hand liegendes heilsames Kulturwerk noch in seinen Einzelheiten zu rechtfertigen, ich bin überzeugt, daß der Reichstag diesen Vertrag einstimmig annehmen wird." (Bravo!)

Die einstimmige Annahme des Vertrages fand dann statt. — Haben nun auch manche damals geäußerten, reichlich optimistischen Stimmen über die Wirkungen des Weltpostvertrages, der die Völker so eng zusammenschließen sollte, daß Kriege unmöglich wären, nicht recht behalten, so muß doch mit Freude ausgesprochen werden, daß selbst der schreckliche Weltkrieg nicht imstande gewesen ist, den Vertrag aufzulösen, daß nach dem Kriege bereits ein Weltpostkongreß in Madrid getagt hat, und daß jetzt bei der Feier des fünfzigjährigen Bestehens des Vereins ein Kongreß in Stockholm stattfindet. Möchte der Verein ferner blühen und gedeihen!

Zum Schluß seien mir noch einige Worte über Stephans Mitarbeiter gestattet. Stephan war zwar die Seele des Ganzen, aber es würde unrecht sein und seinem eigenen Gefühl widersprechen, wenn ich in diesem Jubiläumsaufsatze nicht derjenigen gedächte, die ihn im weitesten Maße unterstützt haben. Das waren die Beamten des Auslandsbüros des damaligen General-Postamts: Männer, die sich durch gründliche Kenntnis der Technik des Auslands-Postdienstes und durch Beherrschung fremder Sprachen auszeichneten. An der Spitze stand der Referent für den Auslands-Postdienst, Geheimer Postrat Günther, der, wie schon erwähnt, zweiter deutscher Vertreter in Bern war, sowie der Ober-Postinspektor Hagemann, der als Sekretär mit nach Bern ging, endlich noch eine Reihe jüngerer Beamten. Stephan war stolz auf sie alle und nannte sie gern: „Meine Auslandsgarde". Sie alle wirkten daran mit, dem Weltpostvertrag seine Fassung zu

Digitized by Google

geben. Der Geheimrat Günther war ein ganz ausgezeichneter Mann. Bis zu seinem Tode hat er an allen Postkongressen und Konferenzen teilgenommen. Seinen Worten wurde bereitwillig Gehör gegeben und sein Rat von vielen begehrt. Einer der jüngeren Beamten, der spätere Geheime Postrat Galle, hat mehrere Jahrzehnte als Vizedirektor im internationalen Berner Büro gewirkt, auch die übrigen Beamten sind, soweit sie der Tod nicht frühzeitig abrief, in hohe Stellungen eingerückt.

Möchte unser Auslandsbüro auch ferner so tüchtige Kräfte finden!

Der Trauermantel

Von Fritz Fleischhauer

Was gaukelt schattenhaft im Kerzenring?
Ein Falter scheint berauscht von Glanz und Tönen.
Jung Mozart seufzt: Welch düstrer Schmetterling!
Will er beschämen die Pariser Schönen?
Man konversiert, dermalen ein Genie
Auf dem Spinett im Solo will brillieren.
Die Kavaliere ganz Philosophie
Vergeuden ihren Geist und — kritisieren.
Indes das Instrument, in Schmelz getaucht —
Kein Himmel flockt verklärter Schäferwölkchen —
Aus seiner Saiten Silber Sehnsucht haucht.
Der Meisterhand entschwebt ein Flügelwölkchen.
Die Stimmen, elfenzart und glockenrein,
Vergessen all' den Prunk des Spiegelsaales:
Plauscht lenzlich nicht ein Quell im Buchenhain?
O Jugendglück des fernen Heimattales!
An Elternhand ein ewig-heitres Kind —
Epheben können sich nicht reiner geben —
Blüht seine Melodie. Im Tongewind
Wiegt sich der Falter sammetblau. Da beben
Der braunen Schwingen Irisbänder sacht...
Ein Trauermantel!? Mozarts weißen Händen
Entschluchzt ein Mollakkord. Welch' dunkle Macht,
O Mutter, wenn die Parzen dich schon fänden?!
Dein dünner Lebensfaden fiebert leis...
Da dröhnt ein fahler Blitz aus D-Mollschwaden,
Als träte selber ein der finstre Greis.
Wen will der Schreckliche zum Hades laden?
Verdüstert schwimmt der lüsterreiche Saal.
Die schönste Dame weiß sich kaum zu fächeln.
O Menschenherz, dich knickt die letzte Qual...
Erstorben ist schon längst der Zweifler Lächeln.
Ein süßes Tutti, tief und sternenweit!
Sind nicht bewegt des Kleinen blasse Wangen?
Prinz Conti applaudiert voll Höflichkeit.
Doch Mozart nur: „Mama ist heimgegangen."

Digitized by Google

Die neuesten Anekdoten vom
Tollen Bomberg, dem westfälischen Erzschelm
Erzählt von Josef Winckler

* *

Vorwort

Auf meinen Schelmenroman vom Tollen Bomberg sind mir von Amsterdam bis Wien so viele neue Streiche, Schwänke und Abenteuer zugegangen, daß ich kühnlich noch einen zweiten Band mit ihnen füllen könnte. Der Dichter überlasse zwar, nach einem Ausspruch Goethes, die Erfindung der Fabeln ruhig dem Leben selber, das unerschöpflich gestalte, und nur die Art, wie er sie wiedererzähle, mache den Dichter aus — aber einen kapitalen Karpfen, der so trefflich mundete, soll man nicht alsobald abermals verzehren wollen! Darum folgt kein zweiter Band des großen westfälischen Eulenspiegels, so toll und drollig, wild und ungeheuerlich es wiederum zugehen würde! Ich spreche hiermit auch an dieser Stelle allen Einsendern meinen verbindlichsten Dank aus und will nur noch ein Schock Anekdoten dem Schmunzeln der Öffentlichkeit übergeben.

Pauline Viardot-Garcia

Groß war die theatralische Arroganz der Pauline Viardot-Garcia, jener Tochter Manuel Garcias und der Schwester der Malibran, die — obwohl ihr Gatte, der auf allen Kunstreisen sie begleitete, mit Rheuma fiebernd zu Münster im „Hof von England" lag — der Einladung des Barons nur zusagte, ihren glatten vollen Mezzosopran von seinen Spiegeln widerklingen zu lassen, falls alle adligen Damen bei dieser Soiree in großer Toilette den ihrer würdigen Rahmen bildeten, denn sie habe in England, Nordamerika und Mexiko italienische Opern gesungen und kein geringerer als Franz Liszt sei in Paris ihr Lehrer gewesen!

Da gab es ein Torf- und Buschkentragen, ein Buchenscheit- und Kohlenschleppen auf Schloß Bullbergen, die Räume wurden erst sämtlich ausprobiert auf Heizung und Lüftung in diesem berüchtigt schlimmen Winter, denn trotz der tüchtigen Kamine wollte die Kälte nicht aus den Mauern weichen; so stieß der Nordost mit vollen Backen klirrend und fluchend auf die ganze Vorderfront und drückte seine Tatze auf die Schornsteine, daß dicker Qualm immer wieder unten aus der Feuerung quoll. Aber der Laune einer stolzen, gefeierten Frau fügte sich schließlich auch der bratschige Wetteronkel und stellte sich hinters Haus, wie man eben mal sich abseits stellt — es taute. Und es gefiel auch manchem andern Herrn, daß diese Dame die Diktatur solch weiblicher Charme mit Temperament vollführte, so sehr oder eben weil alle Frauen des westfälischen Adels vor ihr verblaßten wie in Schmand gequirlte Vergißmeinnicht.

Aber als die Diva nun durch die daunentiefe Winterlandschaft im Schlitten herübersauste, da fror es schon wieder und mehr als zuvor und alle nachfolgenden Schlitten stöberten stahlklingend in derselben Schmalspur mit pfeifender Schnelligkeit als lange, bunt gehäutete Schlangenlinie hinterdrein und konnten nicht schnell genug mit den dekolletierten Damen das schützende Gästehaus erreichen.

Gewohnt, Kavaliere wie Unschlittkerzen zu entzünden, kapriziös und kokett, ohne eigentlich schön zu sein, aber voll rassiger, südländischer Süßigkeit, wie man sie auf dem Bilde von Ludwig Pietsch heut noch bewundern kann, saß die Primadonna in ihrem Pariser Eislaufkostüm mit loser Glockenjacke aus rostroter Affenhaut (das kein Geringerer als Compte-Callix abgebildet haben soll), über und über in Schals gewickelt, an der Seite des Barons.

Den Abend brillierte sie. Ihr zu Ehren folgten Bal paré, Kotillonwalzer, sogar Fackelpromenade durch den Park. Dann versammelte man sich mit geröteten Backen im mollig durchwärmten Alkoven. Sie war auch die erste Dame, die hier im Münsterland in der Gesellschaft rauchte.

Die fromme Frau von Golen flüsterte zum Fräulein von Twuckel, dem älteren der beiden Jüngferchen: „Die chommt sicher nich in den Himmel —" Aber die Diva thronte stolz über dem Nacken aller Nebenbuhlerinnen und erzählte von einem ungarischen Fürsten, der ihr ein Bukett aus Rubinen und Perlen in goldenen Blättern überreichte, von einem Londoner Kaufherrn, der Schiffe in Indien nach ihrem Namen taufe. Und herablassend schwärmte sie vom Idyll des Dorflebens, dem Déjeuner sur l'herbe — Frühstück auf Rasteplätzchen im Laub — mit ncert champêtre, ländlichem Konzert — Assemblées dans le parc, Gartengesellschaften — mit all den

vielen Divertissements ländlicher Vergnügen; o süßes Dolcefarniente, voll köstlicher Einfalt bäuerlichen Daseins — und erklärte: „Vraiment — ich möchte auch wohl eine ländliche Baronesse in Westfalie sein!"

Diese Arroganz plusterte die Frau von Isseburg wie eine Truthahnhenne auf: „Der Edelmann weiß aber auch ein ander Lied zu s-singen — Sie kennen wohl nur die S-Schäferspiele von früher?"

„O non, ma chère — für alle andern Professions ist mehr Intelligenz nötig als für die Ökonomie!" entfuhr es der Hochmütigen und sie züngelte Kringel um ihre Nasenspitze.

„Die Ökonomie erfordert ch-ans bes-sondere Mühsal —" wagte die Isseburgerin, die eine solide Person war, gedämpfter: „Man macht jetzt schwierige Moorkulturen —"

„Kultüre —? Kultüre? —?" spreizte sich Pauline erstaunter vor den Herren und Damen des Landadels — „Kultüre auf westfälischem Lande?" fügte sie bissig hinzu.

„Sie scheinen mißzuverstehen —" lächelte Herr von Schorlemer, der westfälische Bauernkönig, der Gründer des ersten Bauernvereins, und fügte ernster hinzu: „Gnädigste unterschätzen doch wohl den deutschen Bauern, den fleißigsten der Welt, hart mit karger Scholle ringend, der ein mühsamer Tagwerk hat, als wohl die meisten andern —"

„Ah — Sie kennen nicht le Théâtre! Was le Théâtre für Energie und —"

„Trauten Gnädigste sich denn wohl zu, bei kaltem Wetter nur Schweine zu füttern —?" schnarrte Schorlemer erbost.

„Apropos — kennen Sie Zugwind auf die Opernbühnen?" blitzte die Widerspruchsvolle.

„Wir haben ch-ans ch-ewiß chräßlich viel Kälte auf dem Lande!" meinte treuherzig das Baroneßchen von Droste-Fuschering, das jüngere der beiden.

„Eh bien — man kann immer machen dazu Toilette!"

„Allerdings —" bestätigte Herr von Dollwigk, um dem Gespräch die Spitze abzubiegen.

Da aber ließ der Baron schon einen prächtigen Sealmuff feierlich hereintragen und quer mit dem Holzstiel hindurchgezogen steckte darin eine Mistforke.

„So — meine Dame! Dies ist die passende Toilette zu Ihrer Vorstellung von Landarbeit!" Schallendes Gelächter.

Jäh erbleichte die Erhabene und stampfte vor Wut: „Sie Barbar — Sie Barbar! ..."

„Kinners —" schmunzelte der Baron, als sie im Schlitten wohl verpackt allein abgezogen war, mit Muff und Forke hinten drauf: „Lewer n' dütsken Barbar äs n' fransösken Ape!"

Die erste Bahnstation

Damals hielt die Bahn nur an den Hauptknotenpunkten und wichtigeren Städten; kleinere ländliche Stationen waren noch wenige eingerichtet. Der Baron aber zog einfach jedesmal in der Nähe von Bullbergen die Notleine, zahlte seine dreißig Mark Strafe und ging pfeifend querfeldein: „Ich will doch mal sehen, wer's länger aushält, der Herr Fiskus oder der Herr Baron!" Es hatte darob in der Handelskammer schon eine peinliche Anfrage gegeben und auch der Münsterische „Merkur" entrüstete sich. Das nutzte aber wenig, der Baron zog weiter nach Belieben die Bremse, ließ den ganzen Zug für sich halten, stieg gemächlich aus, zahlte und ging mit den Händen in den Hosentaschen davon.

Dies hatten sich bald allerhand Mitfahrer zunutze gemacht, die genau aufpaßten, an welchen Tagen der Baron zu fahren pflegte, und stoben alsdann wie auf Verabredung aus allen Kupees heraus. Denn die nächste Station in dieser Gegend war Dülmen und wer nicht in dessen Weichbild wohnte, konnte den Zug nicht benutzen. Man kannte bald diesen Bauern und jenen, die dann billig mit einer Perronkarte von Münster zurückfuhren, und selbst der reiche Schulten-Vader fragte den Baron ungeniert auf der Straße: „Treckt Ji morgen de Bremse —?" Und als der Baron gar den Expreß von Hannover, mit dem Salonwagen des Herzogs von Cumberland, darin Höchstderselbe samt Gemahlin tafelte, prompt mitten in sausender Fahrt auf offener Strecke halten ließ, daß Entsetzen Zugführer wie Reisemarschall ergriff und den Herzog fast der Schlag traf in Erwartung eines Attentates — da trat der übermütige Schloßherr von Bullbergen sogar nur eben mal ab und verrichtete seine Notdurft an der nächsten Telegraphenstange, auf eigenem Grundstück, stieg wieder ein und fuhr bis Dülmen mit, wo sein Wagen schon wartete.

Der Eisenbahndirektionspräsident war machtlos; er raste, er sah seine Karriere vernichtet und konnte sich des Spottes nicht erwehren, wenn der Baron ihm zuprostete: „Stramm stehn!" Die Staatsraison verlor von Fall zu Fall mehr an Autorität: denn das unheimliche Phänomen des urplötzlich still stehenden Zuges, das jedesmal unter den Reisenden je nach Temperament oder Tempo der Eile schallendes Hallo oder empörten Spektakel hervorrief, ging wie ein Gespenst nun in Dutzenden Eingaben, Gutachten, Pro-

Digitized by Google

tokollierungen durch alle Instanzenwege, bis der Amtsschimmel sich endlich müde hinlegte, das Rennen aufgab und die Bahnverwaltung in aller Stille kleine Brötchen backte und Bullbergen eine Station präsentierte. Dies war die kleinste Station in ganz Münsterland und selbst Mücken und Mistkäfer hätten mitfahren müssen, um hier Fahrgäste vorzutäuschen. Die Gemeinde jedoch beschloß ihrem „Wohltäter" einen feierlichen Fackelzug zu bringen.

Als nun der erste, offizielle Zug hielt, war der Baron mit seiner Musikkapelle anwesend. Alle in Zylinder, Gehrock, weißen Hosen. Unter dreimaligem „Hoch!" wurde der Lokomotive ein Eichenkranz um den Schornstein geworfen, der Baron taufte sie mit einer Pulle Sekt und schmetternd setzten die Hörner an, unterm Trumtrumtrum! der großen Trommel ward von Dachs in roter Weste dienernd den überraschten Gästen ein Willkommtrunk geboten, draußen winkte freie Tafel, über Bierfässer gelegte Planken luden als Sitze und es dauerte nicht lange, so stiegen alle miteins fröhlich aus, Lieder, Hurrarufe wechselten ohne Ende, die Kapelle strich flotte Walzer und Schottzken und schließlich tanzte der Zug wie auf einer Dorfkirmes um den Zug, bis selbst Schaffner und Führer beschwipst auf den Trittbrettern und unter den Rädern lagen.

Und so blieb diesen bösen Tag die wichtigste Verkehrsader im Westfalenland lahmgelegt und selbst der Kaiser von China hätte mit sämtlichen Mandarinen aussteigen und zu Fuß nach Peking weiter gehen müssen.

Der vornehme Reiter

Der Freiherr von B. war ein äußerst feiner Herr, wie gesagt, die distinguierte Erscheinung des echten Kavaliers, stets à la mode gekleidet, streng und ernst, von dem man nun die Äußerung dem Baron hinterbrachte: ‚Er würde es sich dreimal überlegen, nur einmal mit diesem Wüstling sich öffentlich noch sehen zu lassen — denn der Baron kenne nicht primitivste Reserve und keine Spur von Haltung!'

„Dann wollen wir mal sehen, wer Haltung hat —!" schmunzelte der Baron.

Der Freiherr pflegte Dienstags und Donnerstags mit den Kürassieroffizieren im Restaurant Matin einen Frühtrunk zu nehmen und der Baron setzte sich zu ihm. Er war aufgeräumt wie je. Hier, in der geschlossenen Korona, gab man dem Teufel keinen Pardon und wurden die Kürassierstiefel nicht auf die Goldwage gestellt. Der Baron blühte in Übermut. Freiherr von B. konnte nicht anders als kräftig Bescheid tun und entdeckte von Argwohn keinen Deut in seiner Seele. Beim Aufbruch warf Bomberg so nebenbei hin: „Haben ja denselben Weg — reiten ein Stückchen zusammen!"

Die Pferde warteten schon gesattelt draußen an der Wendeltreppe vorm Restaurant — es war dem Freiherrn sichtlich fatal, aber was blieb zu tun? Die Strecke über den Markt, die Ausgangsstraße war höchstens einige hundert Meter, man konnte flotten Trab nehmen, brauchte sich nicht lange mit ihm zu zeigen — besondere Blamage war also wohl nicht zu befürchten, sprang schnell und elegant auf, verneigte sich noch einmal zu den Kürassieren, die mit Zutrunk und Bücklingen alle Fenster füllten, und der Baron wippte die Reitpeitsche salutierend zurück:

„Faites votre jeu, messieurs!"

Kaum aber sollte der Trab beginnen, da ging's schon los. Der Gaul des Freiherrn ward störrisch und bockte! Nanu —? Bomberg ritt ruhig voraus. Freiherr von B. kniff das Monokel fester und gab diskret Sporen. Da hopste das edle, rassige Tier zehn närrische Sprünge auf einmal! Bomberg ritt ruhig zur Seiten. Der Freiherr drehte sich im Kreisel mit seinem Gaul, daß bereits die Spaziergänger auf den Steigen stehen blieben und lärmende Zurufe der Kürassiere, die aber nicht mehr verständlich blieben, durch die offen gerissenen Fenster des Restaurants hinter ihnen erschollen! Sie waren bereits auf dem Markt Unter den Bogen angelangt, wo das Treiben noch in vollen Wogen brandete und Kopf an Kopf Bauern, Hökerinnen, einkaufende Damen der Aristokratie, Bonnen, Studenten, Handels- und Kiepenkerle dem verrückten Schauspiel zuschauten, das sich nun vor aller Augen schonungslos entwickelte. Denn man sah den feinen, stadtbekannten Freiherrn von B. soeben in den tollsten Kapriolen und Zickzacksprüngen übers Pflaster hippuren, als ob ein frecher Hanswurst eine Harlekinade gäbe und sein Gaul besinnungslos beschwipst sei — während der Baron in eisiger Reserve, kerzengrad, voll Haltung, streng und ernst, distinguierte Erscheinung des echten Kavaliers, an seiner Seite dahinritt. Und plötzlich erhub sich maßloses Gelächter, hunderte Arme zeigten auf den armen Freiherrn, der vor Verwirrung den Zylinder vom Kopf fliegen fühlte, in die Zügel verkrampfte, instinktiv sich klein machte wie ein Kater zu Pferde und voll Verzweiflung lospeitschte auf das hopsende Ungeheuer, das verhexte Satansbiest vorwärts! — vorwärts! mitten über den Markt, quer durch das Ge-

Digitized by Google

wieher und den Trubel des Gelächters — als gälte es, um die ewige Seligkeit zu reiten — der Baron steif und kerzengrad immer zur Seiten — stob die Straßen hinauf, tanzend, kreiselnd, kindisch, aberwitzig, erreichte das Horster-Tor, sprang herab, am ganzen Leibe zitternd, dickste Schweißperlen auf der totenblassen Stirn, blieb fast noch in den Bügeln hängen und da sah er die infame Bescherung: der Baron hatte seinem Pferde einen tröpfelnden Salzhering unter den Schwanz geknüpft!!

Verhöhnung des Polizeipräsidenten

Es war ein neuer Polizeipräsident nach Münster gekommen. Der gedachte, mit allem alten Schludrian tüchtig aufzuräumen, denn jeder neue Amtsgewaltige sieht die Amtsführung seines Vorgängers als Schludrian an, und bald ging der Schrecken mit klirrenden Liktorenbündeln vor ihm her. Man erzählte, daß er persönlich auf den Straßen Schutzmänner kontrolliere, keinen Untergebenen wiedergrüße, jeden Eintretenden warten ließe ohne Aufforderung, Platz zu nehmen, und die gesamte Polizeimannschaft drille, bei kleinsten Angelegenheiten in militärischem Ton zu schnarren, das Publikum von oben herab zu behandeln, bis man spüre, wer die Macht habe!

Immer schlimmer wurde es mit dem „Preußenkopp", wie sein Spitzname hieß, denn er stammte aus Ostelbien.

Als nun die große Hundesperre einsetzte, nicht weil die Münsterischen Hunde den Mond verbellten, der blieb hier wie je in seinem Dorado, sondern weil die Tollwut herrschte, da schritt der Baron mit einem ruppigen, struppigen Biest von Köter ungeniert und hagelfrech durch die Stadt und hatte die Genugtuung, ein besonders schweres Strafmandat zu erhalten. Er erhob gleich heftigsten Widerspruch und es gab eine echt Bombergsche Szene vor Gericht, als er nachwies, es sei ja nur ein von Professor Landois gezähmter Privat-Wolf gewesen, der ohne Maulkorb und Leine mit dem Spazierstock zwischen den Zähnen ihn frei begleiten dürfe; denn auf normale Privat-Wölfe treffe die Polizeiverordnung nicht zu! Worauf der Wolf vor dem Tribunal erschien.

Der Polizeipräsident mußte sich allerorts wenig Schmeichelhaftes sagen lassen; mit den scharfsinnigsten Kniffen und Pfiffen sei er dem Baron nun einmal nicht gewachsen. Der Gewaltige fühlte den Turm seines Ansehens bersten.

Im Zweilöwen-Klub, in Gesellschaft vieler Herren, traf ihn der Baron und sofort schritt er auf ihn los, stellte sich vor und schnarrte mit barscher Stimme, daß er mitverantwortlich sei für diesen groben Mißgriff seiner Unterorgane, ob er denn sich einbilde, in Krähwinkel zu sein, ob er erst für die Polizei Unterricht suchen müsse, wie man einen Esel vom Stachelschwein, eine Laus vom Kuckuck und einen Wolf vom Hund unterscheide? Er verlange eine förmliche Entschuldigung für diese unerhörte Anrempung!

Weiß wie ein Laken, vernichtet in seinem Hochmut, schrie der Preußenkopp den Baron an: „Herr — jlauben Sie, *ich* liefe *Ihnen* nach —?"

„Jawohl — ich werde Sie schon dazu zwingen!" spritzte der Baron mit geringschätzigem Lächeln und ging kurz davon.

Der Graf Schmuſing brach das peinliche Schweigen: „Wie die Dinge nun einmal liegen — befürchte ich, Herr Präsident, daß Sie irgendwie doch den kürzeren ziehen!"

„Hat er denn so hohe Verbindungen —?" forschte dieser kleinlauter.

Man zuckte die Achseln.

„Ausjeschlossen —" wiederholte da der Gewaltige, sich aufraffend — „mag er tun, was er will, ich bleib' bei meinem Wort: keinen Schritt lauf' ich ihm nach!"

Aber er schlief die ganze Nacht nicht und bedachte in bangen Verfolgungsträumen alle Möglichkeiten — sah sich immer wieder im Zylinder vor die Tür des Barons treten und Abbitte leisten und verwarf es, aufschreckend, als unmöglich, unerhört und wappnete sich mit Trotz und Scharfsinn.

Bomberg verteilte sogleich am folgenden Morgen Dachs mit einigen Kerlen durchs ganze Polizeipräsidium, als warteten sie überall auf den Bänken. Es war nichts Auffallendes dabei, da stets ein lebhaftes Kommen und Gehen hier in den Korridoren wogte und ebbte.

Punkt zehn Uhr gab Dachs das Zeichen und rannte in Panik von oben die Treppe hinab: „Feuer! Feuer!" Im gleichen Atem polterten alle die andern von Gängen und Türen und schrien: „Feuer! Feuer!" Und aus Nischen, Erkern, Büros, von Stühlen und Tischen, der gesamte Beamtenstab eilte herbei — und richtig öffnete sich auch die Pforte zum Gemach des Gewaltigen und der Präsident in eigener Person stürmte höchstselbst, wie er war, im Bürorock, den Federhalter noch in der Hand, dem Ausgang zu und rief mit

Digitized by Google

aus Leibeskräften: „Wo ist Feuer? Wo ist Feuer?“ — Vorm Portal aber, in gelb lackiertem Jagdwagen, hielt der Baron und zündete lässig die Zigarre an: „Danke, Herr Präsident — ich bedien' mich schon selber!“

Schwubs! stoben die Gäule um die Ecke.

Die Rehabilitation

Ja, es gibt Menschen, die an ihrer Würde hängen wie der Klöppel an der Glocke, die nicht leben können, wenn der Ruhm ihres Wesens nicht zwölfmal täglich in die Runde schallt. Und die niemanden mit solchem Haß verfolgen wie den armen Ungeschickten, der am heiligen Strange ein falsches Tönchen zog. Dies Mißgeschick widerfuhr auch dem armen Kanzlisten Schlüter, der bei dem Landgerichtspräsidenten von Münster in Diensten stand und zu manch anderm Malheur schon wiederholt auf der Straße zu grüßen vergessen hatte. Dies Deliktum einer so öffentlichen Mißachtung eines Vorgesetzten trug ihm die dritte Verwarnung und damit die Entlassung ein. So war's damals.

Der Kanzlist wußte nun, daß der Baron öfters mit dem Präsidenten zusammentraf. Also lief er, daß ihm der Stehgreif unterm Fuß zerschliß, schnurstracks hinaus und trug dem Baron als armer Pönitant sein Unglück vor. „Kleinigkeit —“ schmunzelte der: „Heut abend nehm' ich Sie als meinen Leibdiener gleich mit. Lassen Sie sich die Livree über den Kadaver ziehn!“ Zögernd — was war viel zu verlieren? — versteckte das dürre Schreiberlein seine ängstliche Bürokratenseele in den Prunk einer kastanienbraunen Livree, bekam gepolsterte Waden und einen dicken Siegelring auf den Daumen. So flatterte er auf dem Bock am Nachmittag mit nach Münster und duldete Tantalusqualen auf allen Straßen, daß er von irgend jemand erkannt würde, und wunderte sich, wie selbst der alte Bürovorsteher ihn gleichgültig übersah. Herzklopfend fand er sich gen Abend im „Englischen Hof“ wieder. Beinah hätte ihn der Schlag gerührt, als pünktlich zum Schoppen der Unnahbare erschien. Das Schreiber-Dienerlein hielt sich hinterm Wandschirm bei den Kellnern in Sicherheit — obgleich er bereits eine halbe Flasche leichten Surius hineingetröpfelt hatte, den der Ober als sein Deputat ihm hingestellt, obgleich er vernahm an den Titeln, daß der Gebietende hier keineswegs der Allgebietende sei und noch höhere Exzellenzen-Götter über sich dulden mußte, (welches vornehmlich in einem ganz ungewöhnlichen Hinneigen seines Kopfes offenkundig wurde) — er kriegte die Beklommenheit nicht los, er kriegte das Puppern unter den Rippen nicht still und erschrak, daß die Zehen sich krümmten im Schuh, wie plötzlich des Barons Stimme rief: „Schlüter!“ Da mußte er nun hervor und Farbe bekennen und sein Armsündergesicht, das so wenig mit der Selbstsicherheit eines aristokratischen Dieners sich vertrug, schwebte in die Verwunderung des aufhorchenden Landgerichtspräsidenten mitten hinein: „Wie — Sie sind jetzt hier?“ Schlüter brachte es zu seinem eigenen Erstaunen hervor: „Jawohl, Herr Präsident —!“ Und der Baron gab ihm irgendeinen Auftrag, schnitt aber gleichzeitig so heikle Themata für ehemalige Subaltern-Ohren an, daß das anfängliche Erstaunen des Präsidenten bald in bohrendes Unbehagen überschlug, und er sich sehr unvermittelt bloßgestellt sah und einsilbig dasaß. Am nächsten Abend gar wurden an seinem geliebten Stammtisch durch den Baron solch dicke Klatschgeschichten aufs Tapet gebracht (unter verständnisvollem Zustimmen der andern Herren), daß kaum der Präsident die Würde wahren konnte. Denn gewiß stand der neue Diener noch immer in Beziehungen zum gesamten Büropersonal — fatal, höchst fatal, kolossal fatal!

So wuchs von Abend zu Abend diese innerste Folterung, von der niemand was merken durfte und die der Baron mit teuflischem Geschick vor den Ohren des Dieners zu einem glühenden Marterinstrument für seinen ehemaligen Gebieter ausbaute, immer indiskreter, unerschöpflicher, daß jener jämmerlich hilflos litt und ängstlicher denn je keinen Abend zu versäumen wagte, denn er fürchtete in seiner Abwesenheit über gewisse Personaldinge (auch über sich selber!) eine noch schonungsloser entschleiernde Generalkritik, und als diese Quälerei am fünften Abend ihren Höhepunkt erklommen hatte, rief der Baron ausgelassen: „Schlüter — du Ulkgenie, du preisgekrönter Pfiffikus, der ja jeden famos nachahmen kann — zeig' uns auch, wie der Herr Präsident im Amt sich benimmt!“ Alle rückten gespannt, verwundert näher: „Zeig' den Spaß! Die Mimik steigt!“ Der Baron krümmte sich vor Lachen: „Ja, das wird ein Riesentheater — Herr Präsident, Sie können den stärksten Pfeffer doch vertragen?“ Da die andern nun dessen zornflammende Ohnmacht gewahrten, stachelten sie noch voll Schadenfreude und Übermut den ehemaligen Kanzlisten: der jedoch in Wirklichkeit keine Ahnung hatte, wie er den Präsidenten imitieren sollte!

Daher zur Verwunderung der ganzen Ko-

rona nahm Schlüter stramme Haltung: „Ich könnte mit bestem Willen vom Herrn Präsidenten nichts Komisches vormachen!"

Dabei blieb er wie der standhafte Prinz. Der Baron tat fuchsteufelswild, erst drängte er, dann befahl er, später schimpfte er, zuletzt brüllte er: „Sie rückgratloser Kastrat — ohne Kündigung marsch vor die Tür!" Schlüter schlich totenbleich ab. — „Bis in die Knochen bürokratisiert — total subordiniert!" schmiß der Baron geringschätzig hin: „Duckmäuser!" — Der Präsident aber kalkulierte: ‚Aha — also doch treuer Beamter, zuverlässig bis ins Grab —'

Schlüter wurde bald wieder angefordert und brachte es schnell zum Kanzleirat.

Blinde Passagiere

Tölke Bernd sah allerhand „Vorgeschichten". Besonders Irrlichter. Er fuhr die Post nach Ascheberg. Den weiten Weg übers Ottmarsbocholt. Drum mußte auch er dran glauben.

Kaum hatte er eines Abends den Bock bestiegen und wollte zurückfahren, so trat der Baron verkleidet in einer Schirmmütze an den Wagen: „Kann ick noch mit?" — „Jawoll — de Wagen is noch leer!" Der Baron stieg an der andern Seite wieder aus, wo ihm Dachs Mantel und Zylinder reichte und trat aufs neue vor: „Ist vielleicht noch Platz?"

„Erst een Mann is drin!" rief der Postillon und der Fremde stieg in den Wagen, sagte drinnen laut: „Guten Abend!" — und stieg an der andern Seite wieder aus, ging hinten herum, empfing von Dachs nun einen Kittel und hinkte als Handelsmann heran und kletterte schnell vor der Abfahrt als dritter Passagier ein — um an der andern Seite wieder zu verschwinden.

Tölke Bernd fuhr ab. Da winkte und schrie Dachs noch eilends heran und warf sich als vierter Fahrgast schon während der Fahrt lärmend hinein, mit Gelächter — heimlich rutschte er wieder raus.

Nach einer halben Stunde bei einem Tannenwäldchen, wo es stockdüster wurde, fragte Tölke Bernd durchs Bockfenster: „Sall ick Licht anmaken —?"

Keine Antwort.

Aha — sie schlafen ...

Durch tiefen Sand schleppen sie weiter und bei Beksken Moder mußte die Post stets Station machen, Briefe in Empfang nehmen und die Passagiere gaben dann ein Schnäpschen aus. Darum sagte Tölke Bernd zur Wirtin: „Ick häbb ver Mann binnen — wi willt wat drinken —"

Die Wirtin öffnete. Leer. Sie rief: „Du olle Käl driwwt noch Hallotrika mit mi? Dor sidd ja kin Mensk inne!"

„Wat? Kieck doch to — sedd di de Brille up'n Äs!"

Die Alte leuchtet mit einer Laterne über den Wagenschlag hinein: „Du häs woll wat drunken? Kin Mensk!"

Tölke Bernd stotterte, den Wagen öffnend: „Blinde Passagiere —? blinde Passagiere —? Unglück — Unglück —" Und als er hineinsah, prallte er entsetzt zurück: „'n Spok —!!"

Da stand in jeder Ecke ein struppiger Besen.

Die Kollekte

Das Kollektenwesen nahm damals überhand. Jede Woche bettelten Paters mit ortskundigen Führern in den Dörfern rund, für den „Kölner Dombau", „die Diaspora in Berlin", „die armen Heidenkindlein", „den Peterspfennig". Es nahm kein Ende.

Der Baron ließ sich glatt rasieren und den Kopf kahl scheren. Desgleichen sein Kutscher Dachs. Sie stülpten Hüte bis zum Kranz der Haare, der über Nacken und Stirn stehn geblieben war wie bei Franziskanern.

So stiegen sie in den Zug nach Billerbeck—Rhedebrügge. Der Waggon war mit Marktbauern vollgepfropft. Sie saßen und sahen bescheiden vor sich hin. Unversehens lüftete der Kutscher den Hut, kratzte sich hinters Ohr nach einem Klosterläuschen und stülpte den Rand wieder zurück.

„'n Poter," schwirrte Geflüster im Kreis. „Noch ener —" hörte der Baron, als er gleichfalls die Krempe mal lüftete.

Ehrfurcht wob Stille um die Versammelten.

Da zog der Baron den Rosenkranz und begann zu beten. Gleich fielen die Weiber mit hellen Stimmen ein, die Männer murmelten unverständliche Suren aus preumenden Kieferknochen. Dann erhub sich demütig Dachs und sammelte milde im offenen Hut Almosen ein. Beide zählten umständig und steckten die Gaben mit vieler Vorsicht in einen großen gefüllten Sack, den sie mitschleppten. Aller Blicke hingen an diesem Sack.

An der nächsten Station schleppten sie den Sack heraus und stiegen in ein andres Kupee. So fuhren sie diesen Tag zweimal

Digitized by Google

Billerbeck—Rhedebrügge hin und zurück und schleppten zuletzt gekrümmt schon zwei Maltersäcke auf dem Buckel.

Am folgenden Tag wiederholte sich diese Schalkstour in Richtung Rheine.

Dann gen Appelhülsen, Recklinghausen. Kreuz und quer durch Münsterland. — Die guten, echten Paters wunderten sich, als sie bald vernehmen mußten, daß unglaubliche Gerüchte über riesenhafte Kollekten in der Leute Mund gingen, und die Bauern ihre Taschen wie zugelötet hielten.

Der Versicherungsonkel

Da kam nun ein Versicherungsonkel mit seinen Policen aufs Schloß, denn die deutschen Versicherungsgesellschaften, ursprünglich in England begründet, hatten sich erst vor nicht langer Zeit selbständig gemacht und suchten nun allenthalben festern Boden zu fassen. So waren die Versicherungsreisenden eine Landplage wie die Heuschrecken in Ägypten. Schon dreimal hatte der Baron einen abgewiesen. Aber der Mann blieb hartnäckig und gedachte irgendeine tolle Laune seines Opfers auszunutzen, um mit fetten Policen dann möglichst bald das Weite zu suchen. Denn, das wußte er zur Genüge aus tausend Schilderungen Reingefallener: „Nur nicht intim werden, schnell das Geschäft abwickeln und wieder fort —!"

Also erschien er zum viertenmal.

Dachs brachte die Karte herein: „Er ist schon wieder draußen —"

„Wie alt ist der Mann?"

„Ich taxiere so an die sechsunddreißig Jahre gut —" meinte Dachs treuherzig.

„Dann können seine Knochen noch was vertragen — laß den Gimpel 'rein!"

Der Versicherungsonkel verbarg nicht seinen inwendigen Triumph: ‚Aha, endlich!' Und schritt stolz an der roten Weste vorbei ins Zimmer.

„So, versichern wollen Sie mich?" fragte der Baron, freundlich, unheimlich freundlich.

Der Herr packte seine Akten aus und wollte die Vorteile der Versicherungen exemplifizieren, aber der Baron wehrte: „Ach, bitte keine langen Lamento — bin vollkommen im Bilde. Sagen Sie also kurz, mein Lieber: Können Sie versichern gegen Hagelschlag und Überschwemmung —?"

„Das ist sogar unsre Hauptsache —!"

„Gegen Brand?"

„Natürlich!"

„Hm — auch mich persönlich gegen Unfall?"

„Aber gewiß doch — selbstredend —!"

„So — so — dann könnte mir also nichts mehr passieren?"

„Dann könnten Sie ohne Sorgen bis Rom und Palästina reisen — ich versichere Sie gegen Unfall oder gar Todesfall zu Wasser und zu Lande, in der Eisenbahn und auf dem Schiff!"

„Donner und Doria!" staunte der Baron: „So tüchtig sind Sie? Sollte das nicht etwas übertrieben sein?"

„Absolut nicht, sehr einfach, Herr Baron! Ich bitte Sie!"

„Damit ich ganz klar im Bilde bin; ohne Deuteln und Kritteln: Versichern Sie mich für eine runde Summe gegen jeden Unfall?"

„Ehrenwörtlich!"

„Bon — dann arbeiten Sie alles genau zu Hause aus —!"

Der Versicherungsonkel fuhr in gehobener Stimmung ab, denn er war doch ein gut Stück weiter gekommen, zumal der Viererzug ihn heimbrachte, drin er lehnte auf rotem Sammetpolster, eine geschenkte Havanna zwischen den Fingern.

Mitten in Dülmen, an der bestimmten Stelle, wurde der Wagen durch den Knopf, den der Kutscher geheim vom Bock aus drücken konnte, mit kühnem Schwung im Bogen auf die auswendigen Räder gekippt und der entsetzte Versicherungsonkel stürzte mit „Jesus! Maria! Joseph!" kunstgerecht genau auf den Misthaufen, indes der Viererzug weiter raste.

Als er bald wieder vorsprach mit seiner Police und siegesgewiß eintrat, fuhr ihn der Baron saugrob an: „Wie —? Sie Kerl wollen mich versichern gegen Unfall und kann sich selber nich mal sicherstellen? Ihr Geschäft ist purster Schwindel und Luxus! Raus!!"

Und dabei blieb es.

Wie der Baron einen ganzen Krammarkt aufkauft

Auf dem Prinzipalmarkt in Münster brodelte wieder buntes Treiben, da ritt der Baron von Bomberg die Straße heran, zwei Windspiele stolzierten voraus und zitterten in der Sonne.

„Sieh da, Baron —!" Landois bog um die Ecke und Bomberg warf ihm die Zügel übermütig zu: „Professor, wenn Sie Lust haben, steigen Sie hinten auf und halten sich an meiner Taille fest!"

Das ärgerte den Professor, der den Zügel gedankenlos geschnappt hatte: „Oller Schwabe — ich schlage Ihnen lieber 'nen Schoppen vor!"

Digitized by Google

„Gut, Carissime!“

Der Professor tat bereits einen Schritt voran, als er bemerkte, daß er immer noch den Zügel in der Hand hielt, überlistet wollte er sich aber nichts merken lassen und führte so, klein wie er war, in Zylinder und Brille nebenher trabend, den Baron gleichsam als Lakai am Pferdezügel zum Erstaunen der Leute vor die Altbierkneipe. Der Baron stieg gleichmütig ab und Landois band noch gleichmütiger den Gaul an den Pfahl.

Es fanden sich bald Stammgäste ein. Der Wochenmarkt hatte das Gespräch auf Vieh und Menschen gebracht und Landois war im Fach:

„Ick wette 'ne Runde, datt ick den wildesten Hahn ohne Band hier äs in 'ne Panne up de Diskplatte kriege!“

Der Baron wettete einen Bullenkopp Altbier dagegen und Landois ließ zwei Hähne einfangen, die der Wirt selbst mit Mühe unter dem Arm hereinbrachte, und er nahm das fürchterlich kreischende Federvieh, das mit schreckhaft aufgerissenen Augen und sperrweitem Schnabel sich sträubte, wie eine arme Seele an sich, drückte den Kopf seitwärts auf die Tischplatte, so daß das linke Auge flach darauf lag und zog dann mit Kreide einen weißen Strich vom Auge geradeweg. Genau so verfuhr er mit dem zweiten, und zum Gaudium aller Umstehenden blieben die tollwütig zappelnden Hähne, den Hinterteil emporgereckt, den Kopf auf den Strich, in verhexter Stellung liegen und beköddelten vor Angst die Bierfilze. Das Geheimnis löste sich, weil der Hahn, der nur seitwärts sehen kann, sich an einem weißen Band angebunden wähnt.

Dieser später oft wiederholte Scherz ist zuerst von Landois entdeckt worden.

Der Baron juckte sich ins Ohr: „Liebes Professörchen, ich glaube, daß Sie eine Schildkröte mit einem Kanarienvogel paaren könnten — aber einen ganzen Krammarkt innerhalb zehn Minuten sich sinnlos verprügeln zu lassen, das bekommen auch Sie Fossilienschnüffler nicht fertig!“

Nun setzte Landois einen Bullenkopp Altbier und der Baron winkte den Zapfer herbei und flüsterte ihm ins Ohr. Der nahm eine Ladenleiter, schraubte oben an der Haustür die Glocke ab, verschwand und kam im Sonntagsrock zurück. Gespannt trat die Gesellschaft an die Fenster und harrte der Dinge. Das Markttreiben hatte seinen Höhepunkt erreicht.

Plötzlich hub ein Mann vor dem Rathaus die Glocke zu heftigem Schlag und rief über die andrängenden Köpfe: „Der hochgeborene Baron von Bomberg muß den ganzen heutigen Wochenmarkt zu einem großen Volksfest, das er morgen feiern will, aufkaufen! Er zahlt das Doppelte! In zehn Minuten muß das Geschäft abgeschlossen sein! Hallo! Hallo!“

Verblüffung. Schweigen.

Unschlüssig, kopfschüttelnd, Hände überm Bauch und in den Hosentaschen, stand das Bauernvolk da. Gewiß hatte der Tolle wieder eine tolle Verschwendung vor! Aber man kann wie stets daran verdienen! So hörte man schon einen Kötter als ersten rufen: „He kann ale mine Enten un Schruten forts häbben!“ — „Jau, jau, mine Smoltäppel auk!“ antwortete ein Junge und drängte mit seinem Korb näher. „Minen ganzen Wagen vull Heu auk!“ schrie ein Dritter. Da aber schellte schon ungeduldig der Ausrufer: „Gekauft! Gekauft! Gekauft! Beeilt euch! Mein Zug fährt!“

Und nun setzte der Spektakel ein, die einen waren dafür, die andern dagegen, immer übertönt von der Glocke: „Voran! Voran! Ich muß gleich weiter!“

Der Ausrufer hielt die Uhr in der Hand und starrte aufs Zifferblatt, mit der Rechten ununterbrochen läutend.

Schon waren zwei Bauern aus Hiddigsel handgreiflich geworden, denn ihre Käuferinnen, treue Hausfrauen, erhuben mit leer schwenkenden Körben Protest: „Ich will Eier!“ — „Ich will Salat!“ — „Ich will Radieschen!“

„Voran! Voran! Noch sechs Minuten, Herrschaften, beeilen Sie sich!“ peitschte der Ausrufer.

„Dat is ja Schwindel!“ — „Nix verkopen!“ — „Alles verkopen!“ — „Dat is Wahrheit!“ schrien die Parteien durcheinander.

„Hier achtzig Bunzlauer Pötte! Fünfzig Näpfe! Zweihundert Kümpkes!“ brüllte ein Budenbesitzer mit Löwenstimme. Aber bereits tobte es von der Ecke der Salzstraße, wo seit unvordenklichen Zeiten spinnefeindliche Hökerinnen wie Furien aufeinander fuhren: „Jau! Jau!“ — „Nee! Nee!“

„Noch vier Minuten! Beeilt euch doch! Mein Zug fährt!“

Da — eine Gruppe Burschen stieß einheitlich von links hervor: „Schluß! Schluß!“ „Alles för den Baron!“ — „Wenn de Mann verrückt is, wat geht uns dat an?“ — „Lot Ju nich foppen!“ — „Hau em vör de Schnute!“

Handgemenge, Kampf. Sie bewarfen sich mit Geschirr, gossen sich Milch ins Gesicht, klatschten Eier und Runkelrüben.

Der Baron war auf einen Stuhl gestiegen, besser sehen zu können.

Digitized by Google

Aber keiner verstand den andern mehr, der Teufel schien in eine Horde Wiedertäufer gefahren.

Der Ausrufer verschwand spornstreichs. Auch der Baron verließ auf Umwegen die Stadt.

Die Todesanzeige

Der Vetter Konrad humpelte aschfahl und sehr verdattert aus dem Garten seines Doppelhauses in die Veranda des Barons. Man brachte den alten Junggesellen sofort zu Bett.

Nun zeigte die Baronin ihre ganze edle Seele, trotzdem der Vetter sehr ungnädig sich gebärdete. Sie wich nicht vom Lager und pflegte ihn mit engelhafter Sanftmut. Nach etwa acht Tagen war sie selber so herunter, von Nachtwachen schwindlig — denn er duldete keinen Fremden um sich — daß sie dringend der Ausspannung bedurfte. Aber der Vetter heischte doppelte Sorgfalt. Es war gerade um die Karpfenzeit und der hypochondrische Kranke verlangte einen frischen Karpfen. Dem Baron lief auch das Wasser um die Zungenspitze und die Baronin sagte: „Gut — wenn du diese Nacht wachen willst, werde ist euch beiden die Lieblingsspeise heut abend selber kochen!“

Der Vetter aß aber nur Karpfen blau, der Baron liebte sie nur auf polnische Art.

„Sei drum unbesorgt —“ lächelte die Gute — „ich werde dem Vetter extra einen Karpfen blau machen, wie er ihn so zart noch nie gegessen — und die ganze übrige Portion für dich in polnischer Sauce!“

Des war der Baron zufrieden und präparierte sich auf die Nachtwache. Die Baronin schickte indessen zum Pastor — denn der Hausvikar weilte seines Hustens halber fern in Italien — und dem bewährten Fischkenner glückte es denn auch bald, noch vor Abend, einige schöne Exemplare mit Hilfe des heiligen Petrus für den Kranken zu ergattern. Sie wurden ihm erst in der Schüssel gezeigt, frisch und rosig, daß er sein Herz daran ergötzte. Aber er war schon sehr unruhig und rieb unter der Bettdecke nach seiner Gewohnheit die Spitze des rechten Fußes am Hacken des andern. Er phantasierte leicht. Der Baron beschloß, den Doktor Möller morgen früh herüber zu bitten, daß er einige Tage im Hause logiere und den Vetter beobachte. Das müßte allerdings mit äußerster Vorsicht bewerkstelligt werden, denn der Kranke hatte eine abergläubische Idiosynkrasie vor Ärzten. Als Hagestolz ertrug er keinen Widerspruch mehr, dessen Launen man nach Möglichkeit zu erfüllen suchte; deshalb auch diese Karpfengeschichte.

Die Baronin nahm also in der Küche im Souterrain selber die Zurichtung vor. Während sie nun unten eifrig eine besonders leckere Portion bereitete, nahm droben die Katastrophe einen unerwarteten Verlauf und der arme Vetter starb plötzlich am Herzschlag. Der Baron sprang auf, erkannte sein Ende und stürzte zur Küche und schmetterte durch die Tür: „Alle Karpfen auf Polnisch —!“

„Ich wollte es dir ja nur schonend beibringen —!“ besänftigte er später die Empörte.

Eine ähnliche Geschichte wird auch von einem andern Feinschmecker erzählt.

Der Schulinspektor

Eines Morgens spazierte der Baron mit dem Handstock über die Heide. Die dicken Hummeln schwirrten in den rosahonigen Blütenglöckchen, warm roch der Föhrenstand. Ein Kuckuck schrie dunkelblau in der Ferne, wolkenlose Sonnenstille brütete im ganzen Land und er freute sich der träumerischen Stunde dieses Tages. Nahm den Hut ab, knöpfte die untere Zipfelweste gemächlich los, hing den Rock über den Arm und schlenderte hemdsärmelig wohl dahin, eine Blume wippend im Munde, die säuerlich schmeckte. So kam eine Schule in Sicht, die abseits der Gemeinde am Waldrand lag, wie ein Kotten noch mit Stroh bedeckt, und er hörte durch die offenen Fenster im Takte viele helle Kinderstimmen: „Hoch klingt das Lied vom braven Mann!“ Zehn Minuten deklamierte das im Gleichton. Dazwischen polterten Worte und auch ein klatschendes Geräusch ward hörbar. Dann folgte ein Rechenexempel und deutlich rief's weinerlich: „Ich kann's doch nicht verstehn, Här Lehrär —!“ Ein lautes Scheltwort und wieder wurde mit vielen Kehlen addiert, subtrahiert, multipliziert — der Kopf des Lehrers tauchte hie und da am Fenster auf, und plötzlich schnarrte eine Klingel: groß schnappte die Tür, Wellen von Kindern sprudelten hervor. — Hinten auf dem Sandbülten begann jetzt die Turnstunde. Knaben und Mädchen wurden reihenweise gedrillt. Der alte Lehrer grölte gurgelnd wie ein Korporal Kommandos und maß mit krummem Buckel die Reihen und wo ein Vorwitz hervorstach, prallte vom Stock gleich ein däftiger Hieb. Keine Kinderstimme tönte mehr.

Da zog der Baron gelassen den Rock wieder an, zupfte die weißen Manschetten um die Gelenke hervor und knöpfte auch den untern Schniepel der Weste zu. Er zwirbelte

Digitized by Google

den Bart an beiden Enden spitz und trat von der Dorfseite her um das Gebäude in die Schule. Schritt gleich ins Klassenzimmer und schrieb mit Kreide an die Wandtafel: „Heute nachmittag fällt die Schule aus! Der Schulinspektor ...“ Dann schaute er auf den Gang und entdeckte am Ende die Wohntür des Lehrers. Auf sein Klopfen öffnete eine Frau, die gerade beim Kochen die Wendeduse, den eisernen Haken überm Herd, wegschob und einen heißen Topf mit der Schürze in der Hand hielt, von dem sie den Schaum wegblasen wollte. Der Baron lüpfte ein weniges den Hut: „Ich bin der Schulinspektor; habe aber keine Zeit mehr, bestellen Sie bitte Ihrem Mann, er möchte für eine längere Konferenz sich bereit halten!“ Die Frau starrte ihn an und als sie gewahrte, wie der Herr in blaues Tuch gekleidet war, mit weißen Knöpfen an den Gamaschen und daß gewohnte Sicherheit des Befehlens von seiner Erscheinung ausging, komplimentierte sie den Inspektor ins Wohnzimmer: „Kummt Se 'n bettken rinne —!“ sichtbar erleichtert, als der mit höflicher Gebärde ablehnte und sich eilends entfernte.

Da sie die Klassentür offen fand und die Angst ihres Mannes vor unvermuteten Visitationen kannte, fludderte sie in sorgenvoller Ahnung heran und sah die große Schrift auf der Tafel! Nunmehr schwand ihr letztes Zaudern und, eine kurze Atempause noch wartend, bis der Herr Inspektor um den Waldrand gebogen sein mußte, brannte sie ungeduldig am Fenster, wölbte dann beide Hände um den Mund: „Antoon, Antoon!“ Sah, wie hinten auf dem Bülten aus dem exerzierenden Vogelschwarm eine schwarze Gestalt aufstieg und zu ihr hinspähte. „Komm 'rüber! Komm 'rüber!“ rief sie abermals.

Das mußte ein flüchtig Ding sein, und der immer Argwöhnische schubste einen Jungen: „Du kwaden Kerl, sieh zu, was los ist!“

Schon haspelte ein Knäuel aus der Masse hervor, schnellte zackige Form, wuchs zu Händen und Beinen und rollte als rotköpfiger Bub vor die Füße der Lehrersfrau. „Segg forts, datt de Scholinspekter —“ weiter hörte der Junge nicht und raste zurück, voll dunkler Angst des Unerhörten: „De Scholinspekter!“

Kaum vernahm der Lehrer das abgehackte Wort, sahen alle ihn erbleichen und mit der feinen Witterung, die jede Klasse für die Stimmungen des Lehrers durchschauert, erkannte urplötzlich die ganze Gemeinde, daß große Gefahr im Verzuge stand, und starrte in gemeinsamem Trotz vorm Schicksal den Lehrer an. Diese plötzlich sich verratende Schicksalsverbundenheit aber peitschte unbewußt den Lehrer auf, gab sein sicheres Wort zurück und härter als natürlich kommandierte er: „Stillgestanden, paarweis marsch!“

So trippelten sie der Schule zu und klapperten in die Bänke. Der Lehrer, noch ganz dösköppig über sein unrasiertes Kinn und daß er auch den Kragen der Hitze halber vergessen, stolzierte als letzter in gewaltsamer Haltung und sah jetzt erst die Schrift. Doch seine Frau rief durch die Tür: „He is al wehr weck!“ Aufatmen weitete sein Herz und so empfand er die Freude der hundert Augen, die alle wie gebannt auf die große, weiße Schrift starrten, als eigene Erlösung mit und bekräftigte: „Ja, die Schule fällt aus, ihr könnt gehen!“

Mit den ölfleckigen Zopfsterzchen am Kopf schrien die lütten Wichter wie flügge Krähen auf und begannen gleich zu ringelreihen; die Jungens klabasterten los wie klobige Füllen, die noch keine Holzschuh tragen können, und warfen sie tobend in die Höh —

Wohl nie im Leben hat der Baron eine solch leuchtende Spur von Glück hinter sich gezogen, seliger als die Fußstapfen von Göttern, in denen Veilchen und Narzissen blühen.

Der Professor S. schreibt:

„Sie haben mit geradezu halluzinatorischer Sicherheit das Geniale im Wesen des Barons erkannt und dargestellt, der sein Leben lang seiner Umgebung ein unverstandenes Rätsel blieb, ja gerade von seiner nächsten Verwandtschaft wohl am wenigsten begriffen wurde — die alte Tragik des absonderlichen Menschen! Lesen Sie auch nur die Erinnerungen des Zumbusch, wie sie alle nur an der Oberfläche tasten und nie zum Kern dringen, nur Anhäufung aller möglichen Überschwenglichkeiten und Rüpeleien, die doch stets nur Ausfluß eines wild phantastischen Kopfes waren, der vor Unbändigkeit platzte, vor Verzweiflung über die Muffigkeit der Welt alle Schranken übersprang, an einer furchtbaren Pathologie der Langeweile litt, die kleinliche Armseligkeit der sogenannten Selbstbewußten verspottete, weil alle Satirteufel in ihm tanzten und er ‚hinter alle Lampenputzer der Welt geschaut' hatte! Nur aus dieser dämonischen Tiefe eines letztlich doch düstern Temperaments wetterleuchtet das Brillantfeuerwerk seiner tollen Einfälle, die keine Rücksicht irgendwelcher Art kannten. Der ‚Verblichene' war das Schreckgespenst aller Spie-

Digitized by Google

ßer und Duckmäuser kat exochen! Wenn Sie ihn nach dem Geschmack alter Tanten zurechtgeschnippelt hätten, würden Sie eine Todsünde wider seinen Geist begangen und nur eine Attrappe beschworen haben! Sie wissen auch natürlich so gut wie ich, daß im Volke wirklich noch ganz andere Derbheiten von Mund zu Mund gehn, die man schlechterdings nur von Mund zu Mund in einer übermütigen Zecherlaune anhören kann — weil unsre überfeinerten Nerven viel zu schwach geworden sind für solche Ungeheuerlichkeiten eines Grimmelshausenschen Humors — auch an den ‚berüchtigten' Magister Laukhard wird man oft erinnert — also: Sie haben wahrlich genug gemildert und gedämpft, daß nur der Wissende noch den scharfen Braten riecht! Dafür aber haben Sie ihn auch einer wohllöblichen Bürgerschaft von Masuren bis zum Bodensee schmackhaft gemacht. Nun gestatten Sie aber, daß ich Ihnen eine kurze kräftige Pointe noch mitteile, bei der man nie vergessen soll, daß sie aus dem Lande stammt, wo der schwer verdauliche Pumpernickel Volksspeise ist. Hören Sie zu: Eines Tags saß der Baron mit dem alten Förster allein hinterm Ofen in der Wirtschaft. Es kam die Rede darauf, daß der üble Leumund immer üblere Untaten dem Baron anhinge. Der schwieg und hörte ruhig zu. Plötzlich setzt der große Köter des Försters mit einem einzigen Satz durchs klirrende Fenster mitten hindurch und verschwindet mit eingekniffenem Schwanz ins Gehölz. Der Baron wirft die Arme vor Verwunderung in die Höh: ‚Mein Gott — was ist denn das?' Der Förster rückte nur langsam mit der Sprache heraus, daß nämlich das Biest einen Geruch verbreiten könne, wie sonst nichts stänke in der Welt, schier unglaubhaft, und darum bekomme es stets mit der Hundepeitsche eins über und jetzt sei dem wohl heimlich wieder was passiert und da habe er spornstreichs beizeiten Reißaus genommen.

Der Baron nahm die Pfeife bedächtig aus dem Mund: ‚Der Wahrheit die Ehre — auch diesmal war ich's!' …

Ist ein wahrer Volksheld ohne solche Eulenspiegeleien denkbar? Gestehen wir's doch ehrlich: in keinem Lande der Welt!"

Mysterium. Von Ina Seidel

Trauertrommeln dröhnen, Klageflöten stöhnen,
Kränze sind zerrissen, Fahnen sind zerfetzt;
Denn es hat der schöne
Schüler des Geweihten
Ausgelöscht die Lampe
Und das anvertraute
Heiligtum verletzt — — —

Klagt! Klagt!
Klagt! Klagt!
Weil verwehrt das Opfer
Ist in frevlem Wahn,
Weil die heil'gen Tiere
In die Wildnis flohen,
Weil das Brot zertreten,
Weil der Wein verschüttet
Und der Gott vertan.

Klagt! Klagt!
Schlagt die Brüste!
Rauft das Haar!
War er nicht der Morgenstern
Und der helle Hirte
Unsrer dunklen Schar?
Weh, auf welchen Straßen
Wandert der Verirrte,
Der des Priesters Erbe
Und sein Liebling war? — — —

Aber der Geweihte schreitet langsam durch das hingemähte
Feld der Beter zum Altar.
Und es schweigen Trauertrommeln und die schrillen Klageflöten,
Denn der Heil'ge will sich töten
Und zum Opfer bringen dar: — — —
Blut ist dir teurer als Tränen
Und ein geprüftes Herz lieber als Tiereshherz —
Wie Gold ist und Elfenbein
Besser als Zedernholz — —
Aber des Knaben Tanz
An deinem hohen Fest
Trug mich empor zu dir
Wie junger Adler Flug — —
Blut ist dir teurer als Tränen
Und Opfer der kürzeste Weg zu dir!
Des Knaben Tanz war ein Umweg —
Nimm mich hin und wasche ihn rein. —

Und nun wirbeln alle Trommeln,
Und die Flöten singen auf,
Und die jungen Tänzerinnen
Eilen zum Altar hinauf,
Und das Volk der Trauervollen
Blüht empor in neuem Glück,
Und die heil'gen Hirsche schreiten
In den Vorhof still zurück.

Freude! Freude!
Blutbesprengte
Beter bringen Hymnen dar,
Und der Geist in blauen Flammen
Lodert aus bekränztem Haar;
In der neu entfachten Lampe
Strahlt der Gott so heiß wie nie — —
Und an einem fernen Kreuzweg
Bricht ein Büßender ins Knie.

Digitized by Google

Humoristische Treppengeländerleiste. Holzschnitzerei

Karl Wagner. Von Geh. Rat Prof. Dr. L. Heck

Unter den Tiermalern ist Karl Wagner einer der geschätztesten und beliebtesten. Das darf man heute ohne Bedenken sagen, nachdem er sechzig Jahre alt geworden ist und man einen Rückblick auf sein Lebenswerk werfen kann.

Er ist der Vorsitzende der Berliner „Künstlergruppe Sport und Jagd" und einer ihrer Hauptaussteller, wenn sie alljährlich zur Zeit der Geweihausstellung und Landwirtschaftlichen Woche, früher pünktlich zu Kaisers Geburtstag, mit ihren neuesten Werken vor die Öffentlichkeit tritt. Seine zahlreichen Verehrer und Abnehmer wissen ihn aber auch in seiner Werkstatt und seinem wohnlichen, mit allerlei originellem und humoristischem Zierat ausgestatteten Künstlerheim zu finden, scheuen den Weg nach der Sophie-Charlotte-Straße in dem Berliner Vorort Zehlendorf nicht. Es lohnt aber auch: man sieht immer auf mehreren Staffeleien mehreres Neue; denn Karl Wagner schafft rastlos und unermüdlich in echtem Künstlerdrang, dem das Schaffen zugleich Lebensbedürfnis ist. An die 300 Bilder hat er schon gemalt; aber man sieht nie viel bei ihm unverkauft oder gar unverkäuflich in den Ecken herumstehen: es findet alles schnell seinen Liebhaber, das meiste ist schon vorher bestellt, und alles wird gut bezahlt.

Da nun aber Karl Wagners Abnehmer — ich habe hineingesehen und weiß es — Leute sind, die nicht nach Künstlernamen kaufen und noch weniger bei solchem Bilderkauf an gute Kapitalsanlage für die Zukunft denken oder andere Hintergedanken hegen, so muß eben doch der Gegenstand und die Art und Weise der Darstellung einen so starken Reiz auf sie ausüben, daß sie in die Tasche greifen. Und das ist bei den norddeutschen Gutsbesitzern und Jagdpächtern aus Kaufmanns-, Finanz- und Industriellenkreisen nicht so leicht. Die

Am Rande der Dickung (Rotwild). Gemälde

Digitized by Google

Eine liebe Last (Fuchs und Hase). Gemälde. (Aus Ed. Schultes Kunstausstellung, Berlin)

ist Karl Wagner auch 19. Jahrhundert. Das wird ihn aber nicht gereuen angesichts der großen Schar treuer Verehrer, die ihm anhängen, und **wir** rechnen es ihm erst recht zum Verdienst an. Wir freuen uns, daß wir ihn haben, so, wie er ist.

Wir schätzen und verehren ihn vor allem als einen ganz virtuosen Zeichner. Als solcher war er von Kindsbeinen an veranlagt, und diesem außerordentlichen Zeichentalent verdankt er als kleiner Schuljunge schon — ein paar tüchtige Ohrfeigen von gestrenger Lehrerhand. Das ging so zu. Die Klasse sollte dem neuen Zeichenlehrer zeigen, was der einzelne aus sich selber heraus konnte, und deshalb in die nächste Stunde nach freier Wahl eine eigne „Originalzeichnung“ mitbringen. Der kleine Karl Wagner brachte als Häkchen, das schon beizeiten angefangen hat, sich zu krümmen, drei Tierköpfe mit, und die waren so gut, daß ihm der Lehrer sofort „eine klebte“, in der festen Überzeugung, daß der Bengel die Köpfe irgendwo abgepaust habe. In einer Nachsitzestunde mußte er erst beweisen, daß es wirklich „Wagnersche Originalzeichnungen“ waren; seine Ohrfeigen hatte er aber weg.

Einigermaßen herangewachsen, hielt er es auf der Schulbank in Leipzig kaum mehr aus und setzte es schließlich bei seinen Eltern durch, daß er in die dortige Kunstschule übertreten durfte. Die befriedigte ihn aber auch nicht; ein ganzes halbes Jahr ließ man ihn da an einem Gipsauge zeichnen. Ein veralteter und verknöcherter Betrieb, sicherlich, und doch möchte man gerade den unzweifelhaften Talenten unter den zeichnerischen Stümpern von heute etwas mehr „Gips“ verschreiben.

Wagner kam dann auf der Berliner Kunstakademie in die gediegene Meyerheim-Schule und wurde kraft dessen, was ihm angeboren war und was er da noch hinzugelernt hatte, als junger selbständiger Künstler zunächst ein ausgezeichneter Illustrator sowohl für humoristische Tierbilderbücher als für ernste Werke verschiedener Art.

Eine ganz bestimmte und für alle beteiligten Personen und Sachen sehr ersprießliche Richtung nahm diese Tätigkeit durch die Verbindung mit der großen Berliner Landwirtschafts- und Jagdverlagsfirma Paul Parey, eine Verbindung, die heute noch, jetzt schon dreißig Jahre, andauert. Da ist es Karl Wagner gewesen, der die Abbildungen der landwirtschaftlichen Rassetiere auf eine bis dahin nicht gekannte Höhe gehoben hat und auf dieser Höhe hält. Diese Karl Wagnerschen Rassebilder sind ebenso maßgebend wie die amtliche Rassebeschreibung, und die älteren haben heute schon vielfach die Bedeutung künstlerischer Urkunden zur Rassenentwicklung. Und zugleich sind es immer lebensvolle, flott gezeichnete oder saftig gemalte Tierbilder, die jeden ansprechen müssen, auch

Digitized by Google

den blutigsten Laien und tierfremdesten Stadtmenschen, der von Rassekennzeichen gar keine Ahnung hat. Wie kräftig und einfach ist die schwarzweiße Wesermarschkuh gekennzeichnet und der schwere rheinisch-belgische Kaltblüterhengst als dunkler Kohlfuchs! Und der rote vogtländische Bulle aus der Entwicklungsperiode des Jahres 1887. Wer aber die Schweinsstudien und die Köpfe der Merinoböcke früherer Zuchtrichtung gemalt hat, der darf sich ohne Scheu als Zeitgenosse des großen Zügel sehen lassen.

Merinoböcke (Ölstudie)

Ganz gewaltige Anforderungen stellte und stellt noch fortwährend der Pareysche Verlag an die Illustrationskunst Karl Wagners. Er hat für die verschiedenen in den deutschen Jägerkreisen weitverbreiteten Jagdwerke des Verlags alles in allem wenigstens 1400 Zeichnungen geliefert. Darunter nicht wenige Kabinettstücke. Als solche schätzte ich immer ganz besonders hoch seine Geweih- und Gehörnzeichnungen für die Pareysche Jagdzeitung „Wild und Hund" aus unseren jährlichen Geweihausstellungen in Berlin. Immer wieder Hirschgeweihe und Rehgehörne, das muß ja auf die Dauer unerträglich langweilig werden. Wagner hat es aber so belebt und kurzweilig gemacht, nicht allein durch ebenso scharfe und genau richtige wie flotte und elegante Wiedergabe der Geweihe selber, sondern auch durch reizvolles Beiwerk (grüne Brüche, kleine Wildszenen und Landschaften), daß mir jede einzelne dieser unzähligen Zeichnungen immer wieder eine neue Feinschmeckerei war. Freilich gehört dazu eine zeichnerische Schulung im Menzelschen Geiste, wie sie eben Paul Meyerheim, der „große" Verehrer seines „kleinen" Freundes, ganz wohlbedacht und zielbewußt lehrte. Man kennt sie aber heraus, die noch bei ihm zeichnen gelernt haben.

Weiße Edelschweine (Ölstudie)

Gediegenes Handwerk, darauf sich was aufbauen läßt. Bei Karl Wagner baute sich in späteren Jahren die reiche Fülle seiner Jagdtiermalerei darauf auf, die ihn in ganz Deutschland volkstümlich gemacht hat. Es mag wohl mancher Künstler, der auf anderen Gebieten verdienstliche Leistungen aufzuweisen hat, leicht denken: Ich werde doch auch solchen Hirsch auf einer Wiese malen können mit

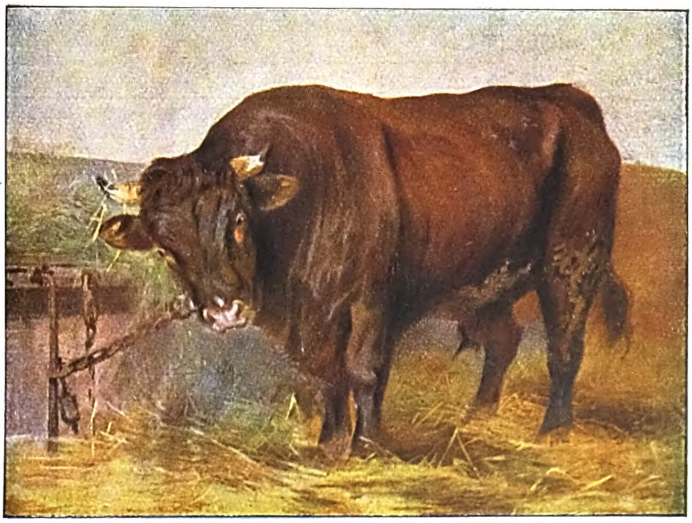
Digitized by Google

Hase (Ölstudie)

müssen sie das Wild darstellen in seiner natürlichen Umwelt, „wie man's eben draußen sieht.“ Man muß da an die geläufigen Ausdrücke erinnern: „Wie ein Bild!“ und „Zum Malen!“, die wir immer gebrauchen, wenn sich in der Wirklichkeit einmal etwas zu einem ganz und gar befriedigenden und erfreulichen Gesamteindruck abrundet, der in keiner Kleinigkeit oder Nebensache mehr etwas zu wünschen übrigläßt. Wie selten aber kommt das vor! Mit anderen Worten: Wieviel muß der Künstler immer aus eigenem dazutun, um ein wirkliches Bild, d. h. ein in jeder Beziehung befriedigendes Ganzes zusammenzubringen, das dem Beschauer einen ungetrübten Genuß bietet! Auch all die Künstler, die, wie unsere Jagdtiermaler, scheinbar nichts weiter tun, als die Natur kopieren, mit Pinsel und Bleistift photographieren, müssen in Wirklichkeit viel mehr tun, um sich selber und uns zu genügen. Sie müssen das Tier in eine Landschaft hineinstellen, in die es nach der Naturgeschichte hineingehört und in der es in diesem Sinne natürlich drinsteht. Zugleich aber soll es sich von diesem natürlichen Hintergrund, von dieser seiner natürlichen Umwelt doch wieder wirkungsvoll abheben. Dieses Ziel zu erreichen innerhalb der ganzen natürlichen Möglichkeit, das erfordert ebensoviel künstlerische

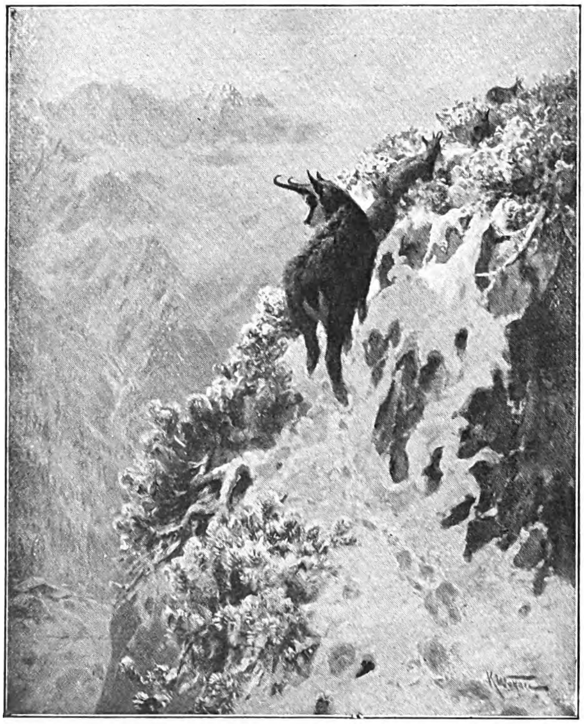
Kiefernwald im Hintergrund oder solchen Rehbock, der in einem Kornfeld hinter einer Ricke herrennt! Ja, prost die Mahlzeit! Es wird auch danach. Welche Vorstudien, welche große Übung gehört allein schon dazu, das Geweih, dieses nach zwei Seiten im Raume sich emporschwingende Knochengebilde perspektivisch überzeugend durch richtige Verkürzungen auf die Bildfläche zu bringen! Daran scheitert gleich von vornherein auch der talentvollste Künstler, wenn er sich einbildet, das so nebenbei, vorkommenden Falles ohne weiteres machen zu können. Ebenso hat das ganze Gebäude des Hirsches, des Rehbockes, der Gemse, des Fuchses, in jeder Einzelheit sein Besonderes, das erst genau erfaßt, erworben werden muß, um es zu besitzen.

Und die Landschaft? Da muß man wahrlich unseren beliebten Jagdtiermalern, nicht zum wenigsten auch Karl Wagner, rühmend nachsagen, daß sie dieses Beiwerk ebensogut beherrschen, wie die Hauptsache, das Wild, während gar mancher gute Landschafter durch stümperige Tierstaffage, mir wenigstens, sein ganzes Bild verdirbt. Unsere guten Jagdtiermaler sind aber auch alle ausgelernte Landschafter, müssen es sein, wenn sie wirklich harmonische, in einer bestimmten Art vollendete Kunstwerke schaffen und verkaufen wollen. Denn dann



Vogtländisches Rotvieh (Bulle). Ölstudie

Phantasie wie Feingefühl. Das merkt man, wenn man sieht, was herauskommt, wenn ein sonst sehr talentvoller und bewährter Künstler zum erstenmal probiert, solch ein Jagdtierbild mit Landschaft zu malen. Es ist zum Erschrecken, und man festigt sich die Überzeugung, daß, je größer die sachliche Richtigkeit, desto größer auch die persönliche Arbeit an solchem Bilde ist, wenn es auf uns eine befriedigende Schönheitswirkung übt. Manchmal habe ich es bei befreundeten Künstlern miterlebt, wie an solchem Bilde des von Karl Wagner oder ähnlich arbeitenden Künstlern einmal so, wie sie auf dem Bilde gemalt ist; ja, man würde das ganze Bild mehr oder weniger schroff ablehnen, wenn das nicht der Fall wäre. Aber das Ganze, das sieht man in der Wirklichkeit kaum jemals so, kaum jemals so schön, daß man unwillkürlich denkt: „Ein Bild!“ oder „zum Malen!“ Ein Bild muß uns der Künstler aus den Einzelheiten der Wirklichkeit erst machen. Wenn wir schon einmal einen Brunfthirsch auf herbstlich gelber Wiese hin-



Gemsen

die Einzelheiten der Tierfiguren und der Landschaft verändert und hin- und hergerückt werden, die Beleuchtung heller und dunkler, wärmer und kälter genommen wird, bis der wirklich befriedigende Eindruck erzielt ist. Aber vor jedem solchen Bilde kann man es sich bei einiger Überlegung selber sagen. Da darf nichts, auch nicht die kleinste Kleinigkeit einfach so hingemalt werden, wie es der Künstler in seinen Studien „auf Lager“ hat, sondern es muß alles und jedes nach einem ungeschriebenen, deshalb aber nicht weniger bestimmten Gesetze zum Bilde zusammengestellt und zusammengestimmt werden. Man sieht wohl jede Einzelheit eines solchen Bil- ter seinem Rudel her gegen ein dunkelndes, von der Abendsonne noch rötlich angeleuchtetes Kiefernstangenholz hinziehen sehen, so hat er entweder kein so starkes, das Jägerherz höher schlagen machendes Geweih auf, oder er steht nicht so frei vor dem Hintergrunde, oder die Tiere verteilen sich nicht so befriedigend auf der Sehfläche, oder es fehlt gar die Sonne und mit ihr die schöne, warme, verklärende Beleuchtung des Ganzen. Wenn vor dem Kampf zwei Hirsche in stärkster Brunfterregung im kalten, frischen Herbstmorgen auf moorigem Bruch einander wutentbrannt umkreisen, dann fehlt vielleicht auch die liebe Sonne, die den Wald im Hin-

Digitized by Google

Vor dem Kampf (Rotwild). Gemälde. (Aus Ed. Schultes Kunstausstellung in Berlin)

Digitized by Google

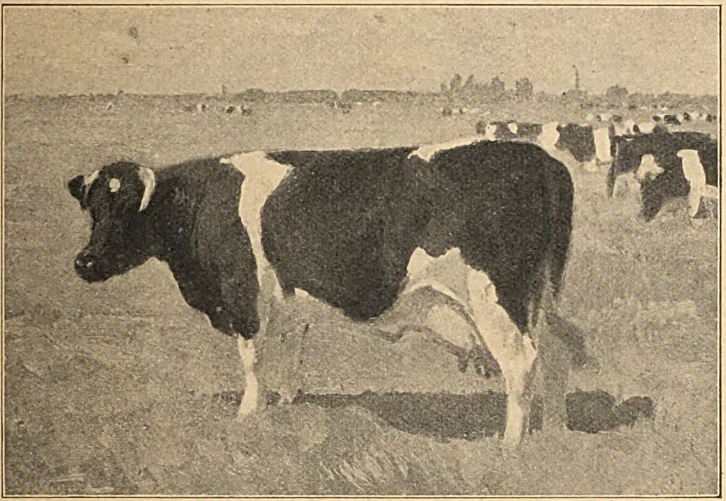
Treibende Rehe. Gemälde

tergrunde und den Himmel rosig anscheint und so ein helles, erfreuliches Gegengewicht gegen den dunklen Vordergrund schafft oder es fehlt sonst irgend etwas. In der Wirklichkeit eigentlich immer. Ausnahmen bestätigen auch hier nur die Regel. Wenn ein solcher Künstler, wie unser Karl Wagner, in allen Einzelheiten sich also noch so peinlich genau an die Natur hält, das Ganze des Bildes ist doch immer sein ureigenstes Werk, das reine Erzeugnis seiner schöpferischen Phantasie, und solch ein „Wirklichkeitsmaler" ist deshalb genau so schöpferisch, wie einer, der ohne weiteres nach eignem Gutdünken drauflospinselt, ohne nach der Natur zu fragen. Nur, daß der „Wirklichkeitsmaler" im einzelnen sich selber diejenigen Fesseln anlegt, die die Natur ihm vorschreibt. Diese Ketten sind aber Ehrenketten, und sie werden allen, die sie ihr ganzes Künstlerleben lang freiwillig getragen haben, von der Kunst- und Kulturgeschichte als solche angerechnet werden. Es muß nur erst noch einige Zeit vergehen, bis diese Künstler „historisch" geworden sind, bis man außerhalb der tierfreundlichen und tierkundigen Kreise den nötigen Abstand von ihnen gewonnen hat, um sie kunstgeschichtlich unbefangen würdigen zu können. Zum mindesten als zeichnerische Höhepunkte, als unbeirrt sachliche Darsteller der Natur, wie sie und ihre Zeitgenossen sie gesehen haben.

Nun glaube man aber deshalb beileibe nicht, daß sie wirklich nur einfache Abschreiber der Natur wären. Das ist Karl Wagner so wenig wie irgendein anderer der mit ihm Gleichstrebenden. Ganz im Gegenteil: jeder einzelne von diesen Künstlern, die alle nur danach streben, die Natur so genau, wie möglich — allerdings zugleich aber auch so ansprechend, wie möglich — wiederzugeben, die sich also mit heißem Bemühen der größten Sachlichkeit befleißigen, jeder einzelne von ihnen schreibt doch seine ganz persönliche Handschrift, die, wer sich für ihre Kunst interessiert, ebenso rasch und sicher erkennt, wie der amtliche Kunstgelehrte die alten und ältesten oder die neuen und neuesten Meister. Ein Wildschwein von Karl Wagner, das im Harz über einen Kahlschlag des winterlichen Fichtenwaldes trottet, bis an den Bauch im hohen Schnee, eine Gemse von Karl Wagner, die am schmalen, latschenbestandenen Felsenband hinauf über den Grat zieht, ein Fuchs von Karl Wagner, der sich seinen Hasen über die Laubwaldblöße im Sonnenschnee in Sicherheit bringt, ein flüchtender Hase oder ein treibender Rehbock von ihm: sie sind alle auf den ersten Blick zu erkennen und ihrem Urheber mit aller Bestimmtheit zuzuschreiben für jeden, der von diesen Dingen überhaupt etwas kennt.

Vor einem Rehbild von Karl Wagner, ähnlich dem, das diese Zeilen begleitet, hatte ich da mit dem Künstler ein sehr merkwürdiges Erlebnis. Auf dem Bilde stand ein Bock vor einem hohen Ährenfeld mit rotem Klatschmohn und blauen Kornblumen. Im Hintergrund sah man nur einen schwachen Streifen vom Wasserspiegel eines Sees und einen ebensolchen Streifen vom jenseitigen

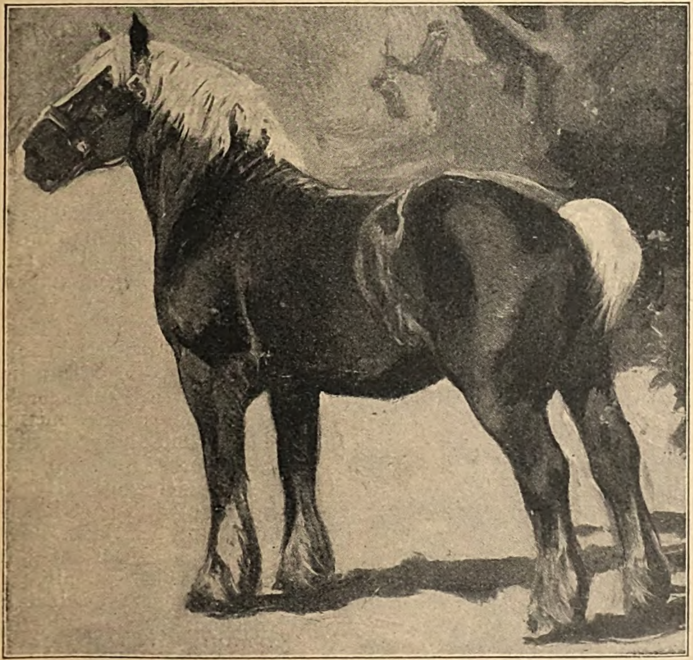
Digitized by Google



Westermarsch-Kuh. Ölstudie

Ufer. Von Landschaft im weiteren Sinne also blutwenig. Und doch hatte ich von dem Ganzen einen so starken und bestimmten Erinnerungseindruck, daß ich unwillkürlich sagte: „Das sieht ganz aus wie Bansin, hinter der Düne." Darauf machte Wagner ein ebenso erstauntes Gesicht und sagte: Das ist auch Bansin. Da bin ich auch gewesen." So stark ist also die Kraft kennzeichnenden Nachschaffens in ihm, daß ein schmaler Hintergrundstreifen genügte, um meinem Auge ein kenntliches „Lokalkolorit" zu geben.

Und dabei ist Wagner keiner von den Tiermalern, die unübersehbare Massen von Figuren- und Landschaftsstudien in Mappen und Spinden aufgestapelt haben. Solche kenne ich auch, schätze den ungeheuren Fleiß eines ganzen Lebens, der darin niedergelegt ist, und freue mich über die feine Beobachtung und die frische Darstellung, die gerade aus diesen Studien spricht. Leider bekommt man diese Schätze in der Regel nur zu sehen, wenn man dem Künstler nähersteht und er weiß, wie man ihm gegenübersteht; sonst würde man das allgemein künstlerische Können manches Künstlers an manchen mehr oder weniger berufenen Stellen höher bewerten. Wagner arbeitet nur mit einem nach Zahl und Umfang mäßigen Studienmaterial. Um so höher ist aber wohl die Kraft seines nachschaffenden Künstlergedächtnisses und seiner auf dieses Gedächtnis aufbauenden Künstlerphantasie einzuschätzen, mit der er uns unser Wild in seiner Umwelt so überzeugend und packend vor Augen stellt. Wagner hat seine ganz ausgeprägte Eigenart und hie und da vielleicht auch seine Schwäche. So sagt man ihm die Neigung nach, bei Hirsch und Reh die Lichter (Augen) etwas zu groß und den Kopf in der Senkrechten vom Auge zum Kinnbackenwinkel zu hoch zu nehmen. Aber wen man liebt, den liebt man auch mit seinen Fehlern. Die Köpfe der alten gotischen, holzgeschnitzten und steingemeißelten Heiligen scheinen mir auch oft zu groß: es läßt sich aber so mehr Ausdruck hineinlegen.



Niederrheinisch-belgisches Kaltblut. Ölstudie

Und Ausdruck in seine Tierköpfe und Tiergestalten hineinzulegen, das versteht Karl Wagner meisterlich. Am allerbesten in seinen humoristischen

Bleistiftzeichnung eines preisgekrönten Rehgehörns

Kompositionen, die in diesem Sinne wahre Meisterwerke sind. Wagner steht darin auf den Schultern des liebenswürdigen Leipziger Tiermalerhumoristen Fedor Flinzer, der in den letzten Jahrzehnten vorigen Jahrhunderts durch seine Tierbilderbücher und seine Zeichnungen für unsere Familienzeitschriften so sehr beliebt und volkstümlich war. Wagner verehrt ihn als seinen Meister, hat ihn aber als Tierhumorist mindestens erreicht, wenn nicht übertroffen. Meiner Ansicht nach übertrifft er ihn an genauer Kenntnis und Wiedergabefähigkeit der Tiergestalten mit allen ihren Einzelheiten und eben dadurch auch in der Fähigkeit, die Tiere in menschlichen Stellungen und Handlungen darzustellen, ohne ihren natürlichen Körperverhältnissen unangenehm merklichen Zwang anzutun. In diesem Sinne wirken seine Hunde als Jäger, seine Rehhochzeit, sein Fest der Tiere des Waldes und andere Blätter, die zum Teil auch als Kunstbeilagen zu „Wild und Hund" erschienen sind, nicht nur erheiternd, sondern durch ihren echten, gemütvollen Humor geradezu herzerfreuend. Freilich muß man, um das voll würdigen zu können, etwas von Tieren verstehen; man muß wissen, wie ihnen die Knochen im Leibe sitzen und was man sie in der menschlichen Verkleidung mit ihren Gliedmaßen anfangen lassen darf, ohne ihnen diese unheilbar zu verrenken.

Ganz in Groteske ist Wagner mit reliefgeschnitzten Tierfiguren gegangen, die er in seinem Atelier auf einer Treppengeländerleiste angebracht hat. Das sind ganz abenteuerliche Spukgestalten, über die man aber gerade, wenn man Tiere genauer kennt, beim ersten Anblick gleich laut loslachen muß. Wie sie da hintereinander aufmarschieren, dieser Mischling von Bockkäfer und Nashorn, dieser unbeschreibliche Löwengnom, bei dem man unwillkürlich an „Felix Levi", den „Jelben" und „Jroßmütigen", denken muß, den der „urkomische Bendix" des Berliner „Théatre américain" seligen Angedenkens uns Studenten in seiner Naturgeschichte vorzuführen pflegte; ferner das Mops-Nilpferd und das tapirrüsselige und vogelfüßige Stachelschwein, das sind wirklich unglaubliche Teufeleien eigenwilligster Künstlerlaune!

Aber selbst in diesen Ausgeburten merkt man die Schule des Naturstudiums und kann deshalb um so ungetrübter den grotesken Humor genießen, der aus diesen Schöpfungen Karl Wagners spricht.

Zu guter Letzt verdienen auch alle die kleinen, leicht hingeworfenen Gelegenheitssächelchen Karl Wagners noch ein Wort; denn sie entzücken durch die Treffsicherheit im Gedanken und in der Ausführung. So die ebenso anmutige, wie lustige Szene, da Meister Grimbart, der Dachs, in seinem Freilichtatelier unter dem Eichenlaub Lampe, den Hasen, porträtiert. So etwas möchte man am liebsten in Silberrelief mit schwarz oxydierten Tiefen auf dem Feuerzeug oder Zigarettenetui eines Jägers sehen!

Bergzauber

Von Georg Freiherrn von Ompteda

★

Salige schweben um Bergeshöhn.
In hellen Nächten könnt ihr sie sehn,
Aber es muß sehr klar sein.

Durch der Saligen Leib, den er liebend umspannt,
Erblickte der Ritter die eigene Hand.
Sprach er zu ihr: „Dein Herz ist Glas!"
„Nimm mit mich!" bat sie ohn' Unterlaß.
Sie flehte gar sehr in saliger Qual.
Da stieg der Ritter mit ihr zu Tal.
Und, siehe, fortan war sein Haus bestellt,
Durch doppeltes Kinderlachen erhellt.
Doch eines Nachts fand ihr Bett er leer,
Als er erwachte. Das wunderte ihn sehr.
Stand auf und schlich durch das stille Haus:
In der Speise trank sie den Milchzuber aus
Und schüttelte raschelnd ihr langgolden Haar
Und lachte wie kein Menschenlachen war.
Da er die Salige also gesehn,
Sprach sie: „Nun muß ich von dir gehn!"
Die toten Mauern gähnten ihn an.
Das hat ihm oft gar weh getan.
Doch der Bub wuchs heran, das Mädel gedieh,
Nur milchgläserne Herzen hatten sie,
Wenn dem Jüngling eine die Lippen bot:
Dann brannte sein Herz wie eine Ampel rot.
Wenn der Jungfrau einer ein Küßlein stahl:
Dann glühte ihr Herz gleich dem heiligen Gral.
Und nächtens bisweilen, wenn alles schlief,
Die Salige kam und senkte tief
Den Mund in die Milch und ließ raschelnd wehn
Ihr langgolden Haar.

Ihr könnt sie sehn,
Aber es muß sehr klar sein.

★

Digitized by Google

Über den Volksbund „Rettet die Ehre“

Von seinem Begründer und Leiter Domprediger D. h. c. O. Hartwich in Bremen

Etwas zu hören von den rund fünfjährigen Erfahrungen, die sich bei Begründung und Leitung des Volksbundes „Rettet die Ehre“ ergaben, war der Wunsch der verehrten Schriftleitung. Und dieser Wunsch war dadurch geweckt, daß die Theologische Fakultät zu Jena mich zu ihrem Ehrendoktor machte. Auch mir kam es unerwartet, daß man die vaterländischen Erfolge und die Art, wie sie erreicht wurden, in so ungewöhnlicher Weise ehrte. Man hob den Volksbund „Rettet die Ehre“ damit unter den 54 deutschen Organisationen gleicher Art als die erfolgreichste hervor. Worin also liegt die Eigenart dieses Bundes und seiner Erfolge? Darüber Genaueres zu erfahren, kann vielleicht für manchen wissenswert sein.

„Sind Sie eine Führung oder eine Organisation?“ fragte der Minister des Auswärtigen, Herr Dr. Stresemann, den Bundesvorstand, und bewies damit, daß er den springenden Punkt in solcher Bewegung kannte. Unsere Antwort lautete: „Im Inlande sind wir eine Führung und im Auslande eine Organisation!“ Wir haben nämlich im Inlande keine „Mitglieder“, sondern nur Gönner und Freunde unserer Arbeit, die uns die, für bestimmte Zwecke nötigen, wirtschaftlichen Mittel anvertrauen oder die uns ihre Presse öffnen, während wir im Auslande über 40 000 Vertrauensleute allmählich organisch mit uns verbanden, die heute in allen Ländern der Erde unsere kostenfreien Berichterstatter und Helfer sind. Denn es kommt darauf an, notwendige Wirkungen mit möglichst einfachem Apparate zu erzielen. Wozu besoldete Leiter auf Klubsesseln, wenn man ehrenamtliche auf Rohrstühlen haben kann? Wozu in jeder Stadt einen Zweigverein mit eigenem Vorstande, Mitgliederbeiträgen, Statuten, Abzeichen, Monatsversammlungen, Jahresberichten u. dergl., wenn man durch ganz kleine Ortsgruppen, die aktionsfähig und -bereit sind, viel mehr leisten kann? Wozu das Renommieren mit Hunderten von „angeschlossenen Verbänden“, wenn man deren Unterstützung finden kann, sobald man nur etwas tut, was auch in ihrem Interesse liegt? Wozu Mißgunst gegen andere, wenn sie nur gleiches wollen? Wozu eine eigene Presse-Korrespondenz, wenn eine schon vorhandene sich öffnet und billiger ist? Wozu Fühlungnahme mit Untergeordneten und Unverbindlichen, wenn man die Wissenden und Verantwortlichen befragen kann? Auf vier Dinge kommt es an, auf Sachkenntnis, Willenszähigkeit, Anpassung an das zurzeit Mögliche und auf Geldmittel. Zur Sachkenntnis gehört zugleich die Fähigkeit, den vorhandenen Stoff auch geistig auszuwerten; zur Willenszähigkeit die Kraft, sich nicht durch Nebendinge zersplittern und ermüden zu lassen; zur Anpassung die Stärke, auch geistig Wertvolles sachlichen Einwänden opfern zu können; und zur Erlangung von Geldmitteln, daß man bestimmte Summen für klare und erreichbare Zwecke erbittet, öffentlich nur solche Veranstaltungen unternimmt, deren Sammlung am Schlusse die Unkosten sicher wieder decken kann, nichts tut, was an bloße Lufthiebe erinnert, weil's nur akademischen Wert hat, und eigenen, sachlich neuen, vom Büro „kostenfrei“ erhältlichen Propagandaschriften einen Zettel mit der Bitte um wirtschaftliche Unterstützung der Propaganda beifügt. Diesen vier Hauptgesichtspunkten ordneten wir uns im Volksbunde „Rettet die Ehre“ unter und hatten dauernd von Monat zu Monat und von Jahr zu Jahr steigenden Erfolg und niemals Not. Allerdings arbeiten auch alle, mit Ausnahme des gedungenen Büropersonals, ehrenamtlich und nicht eine Mark wird für bloße Mitgliederwerbung oder für sogenannte „innerbundliche Zwecke“ verwendet; alles dient der Wirkung nach draußen in einem überparteilichen, rein vaterländischen Sinne.

Vielleicht hatte Herr Dr. Stresemann recht, wenn er meinte, daß unsere Erfolge im Auslande auch stark durch die Übersee-Beziehungen bedingt seien, die Bremen in so hohem Maße hat und die uns sehr zustatten kommen. Ich glaube aber, daß der Erfolg vor allem durch die Zusammensetzung des Vorstandes bedingt ist. Der kaufmännische Leiter und zugleich Finanzminister des Bundes, Herr W. Keller, ist ein gewiegter Großkaufmann, dessen Persönlichkeit schon voll bürgt für geordnetes wirtschaftliches Gebaren; der Propagandachef, Herr Ad. Hauschild, stellt den Betrieb seiner Großdruckerei, sowie seine reichen Erfahrungen im Ankauf von Papier, im Reklamedruck und im Vertrieb ohne eigenen Gewinn zur Verfügung; ich selbst als Vorsitzender und geistiger Leiter des Ganzen habe nichts weiter nötig, als das, was jeder Pastor können muß, auf das Vaterländisch-Weltliche zu übertragen, nämlich die Routine, einen gegebenen Stoff von Tatsachen und Gedanken so zu ordnen und rhetorisch zu gestalten, daß er auf den Leser oder Hörer spannend wirkt. Uns dreien zur Seite stehen drei sehr erfahrene Rechtsanwälte, die nicht nur juristische Mißgriffe verhindern, sondern auch Anregungen staatsrechtlicher und politischer Art geben; und außerdem gehören dem Vorstande zwei politisch sehr geschulte Ärzte an, deren Wissen oft von ausschlaggebender Bedeutung ist. Zwischen diesen Personen gibt es keine Eifersüchteleien und auch keine falschen Rücksichten. Das Ganze ist wie das Räderwerk einer Maschine, wo alles präzise ineinandergreift. — Die so zusammengesetzte Führung des Bundes durfte auf

Digitized by Google

öffentliches Vertrauen rechnen, hat es auch in stetig wachsendem Maße gefunden und läßt sich in ihrem vaterländischen, zielbewußten Wollen durch niemanden und nichts verblüffen. —

Des Bundes erste Tat war die Organisation des deutschen Volkswiderstandes gegen die Auslieferungsartikel 227 und 228 des Versailler Diktates. Im Volke bildeten sich Vereinigungen, die der Auslieferung deutscher Fürsten, Heerführer, Staatsmänner und Kriegsteilnehmer bewaffneten Widerstand leisten, und auch Vereinigungen, die den Bedrohten zur Flucht ins Ausland verhelfen wollten. Beides erschien uns als Mißgriff, und wir riefen das Volk auf, sich zum Träger des staatsrechtlichen Gedankens zu machen: „Deutsche gehören vor deutsche Gerichte!" Es gelang uns, da wir jede Parteipolitik im Volksbunde ausschließen, dafür in 486 deutschen Städten und 375 ländlichen Kreisen Ortsgruppen zu gewinnen. Zugleich forderten wir als erste von der Regierung Aufstellung einer deutschen „Gegenliste" und machten auch namens des Bundes eine vornehm ausgestattete, viersprachige Eingabe an alle Regierungen der Welt, in der wir ihnen vorstellten, daß die Entente mit ihrer Auslieferungsforderung einen „Präzedenzfall" zu schaffen drohe, der sich in künftigen Kriegen stets am Unterliegenden wiederholen werde. Das Ergebnis des Vorgehens ist bekannt: Man begnügte sich mit „Probeurteilen" vor dem Leipziger Reichsgerichte und ließ die ganze Sache langsam im Sande verlaufen. —

Nachdem wir gesehen hatten, welchen Eindruck der einheitlich organisierte deutsche Volkswille trotz deutscher Waffenlosigkeit machte, schritten wir weiter zur Organisation des Kampfes gegen die „Schwarze Schmach". Auch hier waren wir m. W. die ersten auf dem Platze, indem wir Proteste auch in fremden Sprachen, soweit sich die ausländische Presse dafür öffnen wollte, verbreiteten. Jedenfalls stammt der heute weltbekannte Ausdruck „Schwarze Schmach" von mir, was ich aber nicht erwähne, als wär' es Besonderes, sondern zum Beweise, daß wir auch in diese Abwehr Leben brachten. Es nahmen, wie ich dankbar anerkenne, kurz nach uns und vielleicht auch schon neben uns andere Organisationen diesen Kampf mit auf. Vor allem waren die „Rheinische Frauenliga" mit amtlichem Beweisstoffe und der Münchener „Notbund" schon früh mit in der Kampfesfront, so daß es vermessen wäre, wenn der Volksbund „Rettet die Ehre" das, was erreicht ist, allein auf sein Konto buchen wollte. Es kommt ja herzlich wenig darauf an, wer den besten Erfolg hatte, sondern nur darauf, daß auch hier Erfolge überhaupt zu verzeichnen sind. Geleistet haben hier viele Organisationen ganz Vortreffliches, besonders auch einige in Berlin und Hamburg und — nicht zu vergessen — die „Grenzland-Korrespondenz". — Unser Volksbund hatte die Freude, daß seine, von 74 Frauenvereinen mitunterzeichnete, an den „Völkerbund" gerichtete Eingabe gegen die „Schwarze Schmach" in Südamerika ins Spanische übersetzt und in ungeheurer Auflage, in gediegener Ausstattung, verbreitet wurde. Allein in Buenos Aires wurden, als Viviani dort landete, 40 000 Exemplare dieser Übersetzung gratis ausgegeben, so daß wir durchaus begreifen, warum seitdem das französisch redigierte „Coblenzer Nachrichtenblatt" dauernd gegen den Volksbund „Rettet die Ehre" als gegen einen „äußerst gefährlichen" Bund zu eifern begann. Auch Clémenceau verdankt seine politische Niederlage von 1922 in den Vereinigten Staaten unserem Bunde. Wir standen damals, wie auch sonst öfter, im Kabelverkehr mit unseren dortigen Vertrauensmännern und kabelten hinüber, was wir an amtlichen Auskünften von der deutschen Regierung erfuhren. Clémenceau erklärte im Spätsommer 1922 in Washington vor einer vieltausendköpfigen Menge gegenüber dem Senator Hitchkock, die Behauptung, daß noch Farbige am Rhein ständen, sei eine, von deutschen Privatorganisationen verbreitete, schamlose Lüge, was mit tosendem Beifall aufgenommen wurde. Senator Hitchkock empfing dann aber durch unseren Vertrauensmann in Washington sofort das genaue Material über die farbigen Truppenteile und deren Garnisonorte unter Hinweis auf meine, die Wahrheit verbürgende, exponierte Lebensstellung als Geistlicher am Bremer Dome und hielt im Vertrauen darauf am nächsten Tage im Senat zu Washington seine weltbekannt gewordene, große Rede, in der er Herrn Clémenceau so scharf als „Lügner allerersten Ranges" kennzeichnete, daß dieser daraufhin schleunigst seine amerikanische Kunstreise abbrach. Unfruchtbar ist also unsere Arbeit auch auf diesem Felde nicht geblieben. — Wenn jene vielen, deren ganze Leistung sich immer nur im Bemängeln und Besserwissen zu erschöpfen pflegt, lächelnd darauf hinweisen, daß Farbige auch heute noch im besetzten Gebiete hausen, so wird man ihnen zu bedenken geben müssen, warum unter diesen Farbigen keine Senegalneger mehr sind, warum eine Anzahl von den schon eingerichtet gewesenen Bordellen für die Farbigen wieder geräumt worden ist, und wie es heute im Hinblicke auf die „Schwarze Schmach" wohl aussehen würde, wenn dieser Kulturkampf nicht auf der ganzen Erde geführt wäre! Wenn andere, die sich noch weiser dünken, von der „Weißen Schmach" reden, die darin besteht, daß charakterlose und dirnenhafte deutsche Weiber den Farbigen „entgegenkommen", so darf man sie darauf hinweisen, daß dies weibliche deutsche Gesindel um nichts besser ist, als das entsprechende, recht zahlreiche französische, daß aber beide Typen nicht die anständige Frauen- und Mädchenwelt der beiden Völker repräsentieren. Und wenn endlich die ganz Superklugen, die sich zugleich als die „Gemütvollen" zu gebärden pflegen, den Einwand erheben,

Digitized by Google

daß doch die Farbigen „auch Menschen“ seien, und die angebliche „Farbigenhetze“ als „unchristlich“ verwerfen, so darf man ihnen gratulieren, daß sie mit ihren Familien nicht im besetzten Gebiete zu wohnen brauchen; denn dort werden sie für ihre „liebevolle“ Denkweise wohl schwerlich Echo finden. Zugleich aber wird man ihnen zu „Gemüte“ führen dürfen, daß sich der Kampf nicht gegen die farbigen Franzosen, sondern gegen die weißen Franzosen richtet. Der Farbige kann allerdings nichts dafür, daß er so ist, wie er ist; aber daß die französischen Europäer jene, ihnen in ihren Qualitäten sehr genau bekannten Glieder niederer Menschenrassen sowie niederer religiös-sittlicher Denkweise und brutaler Naturtriebe zu „bewaffneten Herren“ und „Aufsehern“ über ein fast zweitausend Jahre altes, nachbarliches und christliches Kulturvolk machen, das bekämpfen wir als den Ausdruck einer ganz niederträchtigen Gesinnung dieser gallischen vermeintlichen Erbpächterin der „Zivilisation“; und in diesem Kampfe erfreuen wir uns glücklicherweise eines so weitgehenden Verständnisses bei allen kaukasischen Völkern der Erde, daß wir die Andersdenkenden getrost ihrer salbadernden Beschränktheit überlassen dürfen. Wie wir im Volksbunde im übrigen über deutsche Pflichten gegen Schwarze denken, mag man noch aus dem Schlusse dieses Aufsatzes ersehen. —

Zu einer Weltpropaganda im wirklich großen Stile kamen wir aber erst durch Organisation des Kampfes gegen die Kriegsschuldlüge des von Deutschland zwangsweise unterzeichneten Artikels 231 des Versailler Diktates. Je mehr sich herausstellte, daß die Feinde dem deutschen Volke mit diesem Artikel nicht nur eine Verleumdung anhängen, sondern sich selbst eine moralische Begründung für die unglaubliche Härte der Friedensbedingungen und der Ausbeutungsgelüste nach dem Friedensschlusse schaffen wollten, desto mehr begann man in der Tagespresse, sowie in Broschüren und Sonderdrucken, Beweismaterial ans Licht zu bringen, daß von einer Kriegsschuld Deutschlands oder wenigstens von dessen „Alleinschuld“ gar keine Rede sein könne. In Parlamenten, an Regierungstischen, in Memoiren, in Prozessen, in absichtlichen Enthüllungen aus Geheimarchiven und auf ähnliche Art kam eine Fülle von Tatsachenstoff zutage, der nur gesichtet, zusammengestellt, geordnet und als Ganzes ausgewertet zu werden brauchte, um große Wirkung zu tun. Die Tagespresse brachte ihren Lesern diese Dokumente zwar kostenfrei, aber immer nur tropfenweise; und in Broschüren fand er sich zwar gesammelt, bisweilen auch schon nach Gesichtspunkten geordnet, aber nicht kostenfrei. Sollte jedoch eine „Welt“ damit vertraut gemacht werden, so mußte das Ganze nach bestimmten Richtlinien verarbeitet und jedermann kostenfrei zur Verfügung gestellt werden. Dem entsprachen wir seit dem Frühjahr 1921. Ich selbst verarbeitete die ganze, damals vorhandene Literatur über die Kriegsschuldfrage und schrieb zunächst die beiden Broschüren „Die große Lüge“ und „Die Kriegsschuld Englands“, die wir sofort in neun Sprachen: deutsch, englisch, schwedisch, holländisch, spanisch, dänisch-norwegisch, italienisch, portugiesisch und französisch erscheinen ließen und gratis darboten. Parallel damit und zur Unterstützung des öffentlichen Interesses für diese Broschüren veranstaltete ich Vortragsreisen, für alle Hörer natürlich auch „kostenfrei“. Das war alles sehr mühsam und sehr interessant, aber vor allem auch sehr wirksam. Die Druckerei konnte zeitweilig kaum mit der Größe der Nachfrage nach den Broschüren Schritt halten*). Die Zahl der bisher versandten Exemplare beziffert sich auf Millionen und wächst dauernd weiter. Wie der in diesen Broschüren Satz für Satz „aktenmäßig“ geführte Nachweis wirkte, ersieht man daraus, daß Poincaré gegen die „Große Lüge“ eigenhändig einen Abwehrartikel in der „Revue des Deux Mondes“ schrieb, der Bürgermeister von Luxemburg, Emil Prüm, eine Gegenbroschüre verfaßte, die belgische Regierung die Beschlagnahme beider Broschüren an der Landesgrenze verfügte, die Londoner „Times“ und die „New-York-Times“ sich spaltenlang damit beschäftigten und im englischen Unterhause beide Broschüren, jede unmittelbar nach ihrem Erscheinen, Gegenstand einer Interpellation wurden. Die beiden Broschüren sind buchstäblich bis in die entlegensten Winkel der Erde gedrungen. Angesichts dessen war es etwas komisch, daß uns ein — jetzt übrigens dort nicht mehr vorhandener — Geheimrat im Auswärtigen Amte in Berlin dringend riet, den Titel „Die große Lüge“ abzuändern in „Der große Irrtum“ und „Die Kriegsschuld Englands“ in „Die Kriegsursache Englands“. Wer hätte wohl Broschüren mit so pflaumenweichen Titeln beachtet? — Meine Absicht, noch eine dritte Broschüre über „Die Kriegsschuld Frankreichs“ zu schreiben, erübrigte sich, weil ich eine in Frankreich verbotene Broschüre entdeckte, die der Vizepräsident der „Liga für Menschenrechte“, Louis Guétant in Lyon, herausgegeben hatte und die alles sagte, was ich hätte sagen mögen. Mit Herrn Guétants Genehmigung verbreiteten wir nun auch diese seine Broschüre als „Die Kriegsschuld Frankreichs“ in alter Weise über die ganze Erde und erlebten mit ihr manches Schöne, das aber aus Rücksicht auf den wahrheitsmutigen, unerschrockenen Verfasser besser ungesagt bleibt. — Natürlich gingen uns aus aller Herren Ländern nicht nur immer neue Geldmittel für diese äußerst kostspielige Propaganda zu, sondern auch zahllose neue Beweisstücke für die Kriegsschuld der Feinde. Wir besitzen z. B. die Originalnummer eines französischen illustrierten Journals, die im „Juli“ 1914 schon

*) Die Propagandaschriften sind kostenfrei im Büro des Volksbundes „Rettet die Ehre“ in Bremen, Straßburger Straße 7, zu haben.

Digitized by Google

die Abbildungen vom Einmarsch der deutschen Truppen in Belgien fix und fertig hatte und dann wieder kassiert werden mußte, weil Deutschland im Juli noch an der Erhaltung des Friedens arbeitete. Wir haben von dem Vorhandensein dieser Nummer, sowie auch manches anderen interessanten Beweisstückes bisher noch nicht einmal öffentlichen Gebrauch gemacht, weil Erfahrungen, die wir mit einem anderen, sehr viel wichtigeren Funde machten, uns lehrten, daß an maßgebender Stelle in Deutschland selbst für neue Beweise von deutscher Unschuld — gelinde gesprochen — noch kein Interesse bestand. In einer, in unserer Hand befindlichen, in England kassierten Nummer des „John Bull" vom 11. Juli 1914 — also drei Wochen vor Kriegsausbruch — ist nämlich die photographische Wiedergabe eines chiffrierten Aktenstückes der „Serbischen Gesandtschaft in London" vom 15. April 1914 enthalten, in welchem für die Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand, die bekanntlich am 28. Juni 1914 erfolgte, „2000 Pfund Sterling" angewiesen werden, u. zw. „1000 Pfund bei Ihrer Ankunft in Belgrad durch die Hand von Herrn G. und 1000 Pfund bei Beendigung der Arbeit" nebst „200 Pfund für Spesen und zur Bezahlung von Agenten". Wir veröffentlichten dies wichtige Aktenstück sofort in deutsch und englisch und verbreiten es noch heute. Niemand in der ganzen Welt hat bisher die Echtheit bestritten; nur der deutsche „Parlamentarische Untersuchungsausschuß" hat alles versucht, die Glaubwürdigkeit des Dokumentes anzufechten, als wäre er der Anwalt der Gegenpartei. Solche Erfahrungen lähmen eine Privatorganisation natürlich, ihre Geldmittel in bloße Einzeldokumente zu investieren; denn „anvertraute" Gelder sind nicht für „Experimente" mit neuen Beweisstücken hergegeben, wenn schon sonst genug andere Beweisstücke vorhanden waren. — Übrigens hatten wir in den ersten Jahren auch mehrmals den Vorzug, von der politischen Kriminalpolizei revidiert zu werden, ob wir nicht eine „Geheimorganisation" seien, bis man endlich begriff, daß gerade die breiteste Öffentlichkeit unsere Domäne ist und auch dauernd bleiben muß. — Es ließe sich noch viel, Erfreuliches wie Betrübendes, aus dem Kampfe gegen die Kriegsschuldlüge berichten. Doch da wir noch mitten in diesem Kampfe stehen, so hat es keinen Wert, sich hier in Einzelheiten zu ergehen. —

Dagegen dürfte von Interesse hier noch sein, daß wir auch den Kampf gegen die angebliche deutsche Schuld „im" Kriege aufnahmen, indem wir den Stier bei den Hörnern packten und beim „Internationalen Gerichtshofe im Haag" den Antrag auf gerichtliche Feststellung stellten, was an den Geschichten von „abgehackten Kinderhänden", von „abgeschnittenen Frauenbrüsten" und von „ausgestochenen Greisenaugen" wahr sei, da doch in der „Auslieferungsliste" der sogenannten „Kriegsverbrecher" und bei den „Probeurteilen" in Leipzig nicht ein einziger Fall dieser Art namhaft gemacht sei. Wir erhielten die Antwort, daß nach den „Satzungen" nur die Nationen Anträge im Haag stellen dürften, die auch zum Völkerbunde gehören. Auch das war genügend, um die ganze innere Verlogenheit der Prediger von „Recht und Gerechtigkeit" für jedermann erkennbar zu machen. Zugleich dürfte es für Deutschland vielleicht eine Veranlassung sein, den Eintritt in den Völkerbund zu „fordern", damit es seine „Ehre" durch Aufrollung der Fragen von der Schuld am und im Kriege beim „Internationalen Gerichtshofe im Haag" nach allen Formen des Rechtes verteidigen kann. Hängt man der Katze nicht auf diese Art die warnend klappernde Schelle um, so wird sie außer der österreichischen und deutschen Drossel auch noch einige andere europäische Singvögel verspeisen. — Selbstverständlich griffen wir auch in den Ruhrkampf ein, indem wir nicht nur aufklärende Broschüren von meiner Hand über „Die weltpolitische Lage der Gegenwart" und über den „Ruhrkampf" — beide vom Frühling 1923 — verbreiteten, sondern auch an der Hilfsaktion für die Ruhrkinder beteiligt waren. —

Eine weitere große Sache, die uns viel Mühe und Sorge machte, haben wir jüngst dem Reichstage, dem Reichsgesundheitsamte, den Reichsministerien des Innern und der Justiz, und den Gesundheitsämtern der Bundesstaaten unterbreitet. Wir ließen eine vom Kreisarzte Dr. Georg Hartwich in Einbeck verfaßte Broschüre „Deutschlands größte Gefahr" (Der Geburtenrückgang) drucken. Auch sie ist kostenfrei von unserem Büro, Straßburger Straße 7, zu erhalten. In ihr wird der Nachweis geführt, daß und wie deutsche Agenten in französischem Solde auf den Dörfern Mittel anbieten, um den Kindersegen zu verhindern, und daß, wenn es so weiter geht, in wenigen Jahrzehnten die 20 Millionen Einwohner, die Deutschland nach französischer Meinung „zu viel" hat, beseitigt sein werden. Da der Hauptschaden durch die gewerbsmäßigen Abtreiber und Abtreiberinnen kommt, diese aber nicht zu fassen sind, solange die abtreibenden und in ihrer Gesundheit meist schwer geschädigten Mütter mit auf die Anklagebank geraten, so beantragten wir für diese Mütter eine kurzfristige Amnestie, falls sie in der Amnestiezeit als Zeugen gegen die Abtreiber mit aufträten. Diese Eingabe an die genannten zuständigen Instanzen ist von einer großen Zahl der Direktoren unserer deutschen Universitäts-Frauenkliniken und Landeshebammen-Anstalten, sowie von vielen Reichstagsmitgliedern mit unterzeichnet worden. Was aus unserer Anregung wird, muß abgewartet werden. —

Die neueste, von uns in die Hand genommene Sache ist die Abtragung einer deutschen Ehrenschuld an die Askari in Deutsch-Südost-Afrika. Herr von Lettow-Vorbeck teilte mit, daß die Askari, die in den fünf Kriegsjahren als Kämpfer oder Lastträger treu zur deut-

Digitized by Google

schen Fahne gestanden haben, ihren Sold in Höhe von rund 11 Millionen Goldmark noch nicht erhielten, aber felsenfest auf sein, ihnen gegebenes deutsches Wort, nach welchem nachträglich gezahlt werden sollte, bauten. Die entsprechenden Verhandlungen mit der deutschen und englischen Regierung währen nun aber schon weitere fünf Jahre, ohne zu einem bestimmten Ergebnisse geführt zu haben. Wir nahmen uns nunmehr auch dieser deutschen Ehrensache an, indem wir uns vorweg die Zusage des Herrn von Lettow-Vorbeck sicherten, selbst der Überbringer des Soldes sein zu wollen, vorbereitende Schritte einleiteten, um die erforderliche Summe zu beschaffen und sie zu treuen Händen bei einer sicheren Bank deponieren zu lassen und zugleich die Verhandlungen mit den beiden Regierungen über die Erlaubnis zur Auszahlung erneut aufzunehmen. Wir glauben dabei als Privatorganisation zu einem befriedigenden Schlusse kommen zu können, weil wir in der Lage sind, die dieser Sache und uns zuteil werdende Behandlung ganz anders vor das Forum der Weltpresse zu bringen, als dies einer Regierung, die tausend Rücksichten nehmen muß, möglich ist. Daß der Druck der öffentlichen Weltmeinung auch bei den sogenannten Siegerstaaten recht unerwartete Erfolge zeitigen kann, obwohl dieser Druck nur von uns als einer Privatgesellschaft ausging, dafür besitzen wir genug Beweise aus der Zeit, wo wir widerrechtlich zurückgehaltene deutsche Kriegsgefangene mit Hilfe der Weltpresse freifochten. Über solche und ähnliche Einzelhandlungen des Bundes aber, insonderheit auch über die Art seiner Verhandlungen mit führenden Persönlichkeiten, läßt sich im Rahmen dieses Aufsatzes nichts mehr sagen. Wer für diese, oft sehr instruktiven und überraschenden Erlebnisse und Erfahrungen mehr persönlicher Art noch ein Interesse hat, den darf ich wohl auf das Kapitel „Rettet die Ehre“ in meinem jüngst erschienenen Buche „Aus der Schmiede des Glücks“, Verlag von Fr. Leuwer, Bremen, hinweisen, das ein Zeitbild in Form einer Selbstbiographie ist. Den Hinweis auf dies Buch würde ich hier unterlassen, wenn sein Erscheinen nicht gerade auch der Theologischen Fakultät zu Jena die Veranlassung gegeben hätte, sich mit der Eigenart des Volksbundes „Rettet die Ehre“ eingehender zu befassen und seinen Erfolgen eine besondere Anerkennung durch Promovierung seines Leiters zum theologischen Ehrendoktor zu zollen, eine Tatsache, für die ich namens des Bundesvorstandes hier auch öffentlich mit Genehmigung der Schriftleitung noch meinen Dank aussprechen darf.

Sonne im Hafen. Von Hans Friedrich Blunck

Rot die Frühe, die über den Werften steht,
Gischt im Hafen, die weißlich am Kai vergeht.
Schuten drängen mit Männern zum Helgenbau,
Schattengeschnitten, umwallt von Dampf und Gestau,
Das sie geballt und hoch überbrückend verschlingt,
Tanzend den Rücken hoch über den Wassern schwingt.
Dann ein Schaum, der die Barkasse leuchtend umspringt,
Ein Fahnenknauf, der satt unterm Morgen blinkt,
Alles noch blaß im Nebel, der sie umspannt,
Doch schon zerreißt und wie von wiegender Hand
Wieder sich schließt und über der Gischt verschanzt
Rötlich vorm Licht jäh unter den Borden tanzt,
Bis er sich eng um die roten Dieckdalben wie Samt,
Und in den Helgen entzündet, purpurn entflammt
Und sich blühroт bläht, ein umbrandeter Turm, –
Über den Borden ein windender Lichtersturm
Bis zum Schlot und brennenden Trossen hoch,
Ungeheuer ein flammender Wogenschwog,
Sonne wird, die über den Hafen kreist
Und zu tanzendem Licht in Himmel und Wogen zerreißt.

Musik in stiller Stunde. Von Heinrich Eckmann

Ich schließe beide Augen zu
Und warte nun, daß du beginnst,
Daß nach dem Schnee und Wetter du
Ein Liedlein in die Stille spinnst.

Und leise, wunderleis und fein
Singst du das Dämmerständchen mir
In meine Wartezeit hinein,
Und jedes Trostwort glaub' ich dir.

Wie schön du singst! Ich möchte dich
Auch meine Lieder lehren. Doch
Sie warten selber noch auf mich
Und suchen mich wohl selber noch.

Digitized by Google

Arthur Kampf als Zeichner

Von Prof. Dr. Hans Wolfgang Singer

(Zum 60. Geburtstage des Künstlers)

Woran erkennt man die gute Zeichnung? Wir halten vor uns einen wahrhaft klassischen, nur aus einem Umriß bestehenden Holzschnitt eines alten Japaners und staunen vor dem Können dieses Zeichners. Dann blicken wir auf Whistlers Radierung „Zaandam", auf der ein paar Millimeter lange Häkchen meilenweites Gelände, Tiefen und Töne, ja bestimmte Formen, denen sie an sich nicht im geringsten gleichen, mit unverständlicher Kraft andeuten, und sind stumm vor Entzücken. Auf einer Skizze von Forain ist es unbegreiflich, wie fast alles „fortgelassen" ist und das Bild dennoch in seiner ganzen Plastizität vor uns steht, und wiederum bei einem Akt Stauffers folgen wir mit Vergnügen dem Künstler, wie er jeder kleinsten Schwellung und Abwandlung der Form mit zärtlichem Verständnis nachgeht. Bei allen vieren gibt es kaum einen Punkt, an dem man nur einen Vergleich anknüpfen könnte; sie sind so verschieden untereinander. Wenn wir auch meinen möchten, sie widersprächen sich untereinander, so kommen wir doch nicht zum Schluß, daß die eine gut, die andere schlecht sei. Wir fühlen, daß bei allem eine gleichgroße, wenn auch stets andersgeartete Zeichenkunst obwaltet. — — Stauffer und Forain steuern beide je hart an eine Klippe heran: der eine an die der photographischen Charakterlosigkeit, der andere an die der unzulänglichen Leere. Aber letzten Endes vermeiden sie beide die Gefahr, und ihre Arbeit bleibt ganz Kunstwerk. Vielleicht hat kein anderer Meister, so wie Menzel, es verstanden, in der Zeichnung den Seiltanz entlang des schmalen Grats der reinen Kunst auszuführen, immer hart neben dem jähen Abgrund, der in die Tiefe der Künstelei fällt, in die ihn der leiseste Fehltritt gestürzt haben würde. Doch, möge er die Gewissenhaftigkeit gegenüber dem Naturobjekt noch so weit treiben, der Eindruck einer wahren Ge-

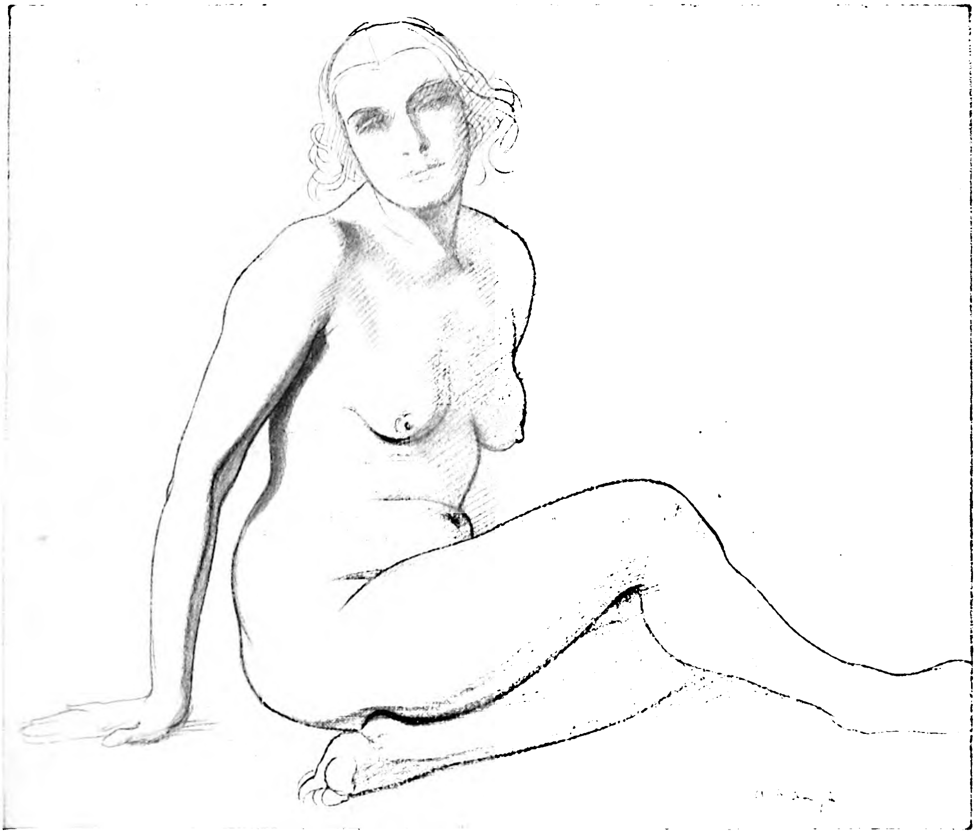
Digitized by Google

Digitized by Google

Charakter als F-Dur, und wenn er komponiert, erfaßt er nicht eine Melodie, die er dann beliebig in der einen oder anderen Tonart setzt, sondern die Melodie kommt ihm von selbst und unverrückbar in dieser Tonart. Genau so „denkt" der echte Künstler sein Werk von Anfang an in einer bestimmten Technik, und es ist ihm nicht möglich, die Konzeption anderswie zu verwirklichen.

Solch ein Meister kann wohl denselben Kopf mit der Kreide, mit dem Rotstift, mit der Feder, mit dem Silberstift wiedergeben, aber das ist nur möglich in dem Augenblick, wenn das geistige Abbild dieses Kopfes sich ihm plötzlich in einem neuen Licht gezeigt hat. Wir würden sagen bei jedem neuen Bild, — wären sie auch sämtlich äußerlich in derselben Haltung wiedergegeben, — „diesmal hat er ganz etwas anderes in dem Kopf gesehen."

Kampf weiß, daß er dieses Mittel ganz anders weit treiben kann als jenes und weiß aus jedem restlos herauszuholen, wozu es herhält. Nie aber geht er den verhängnisvollen Schritt, der zu weit führt; auch bei Bleistift- oder Kreidezeichnungen nicht, die ja manchem Künstler gefährlich wurden, indem sie ihn verleitet haben, sein Bild bis zur trockenen, sogenannten photographischen Naturtreue auszutüfteln. Bei Kampf verlieren wir nie das Bewußtsein, hier hat Menschenhand geschaffen. Stets macht sich der persönliche Wille des einzelnen Menschen be-

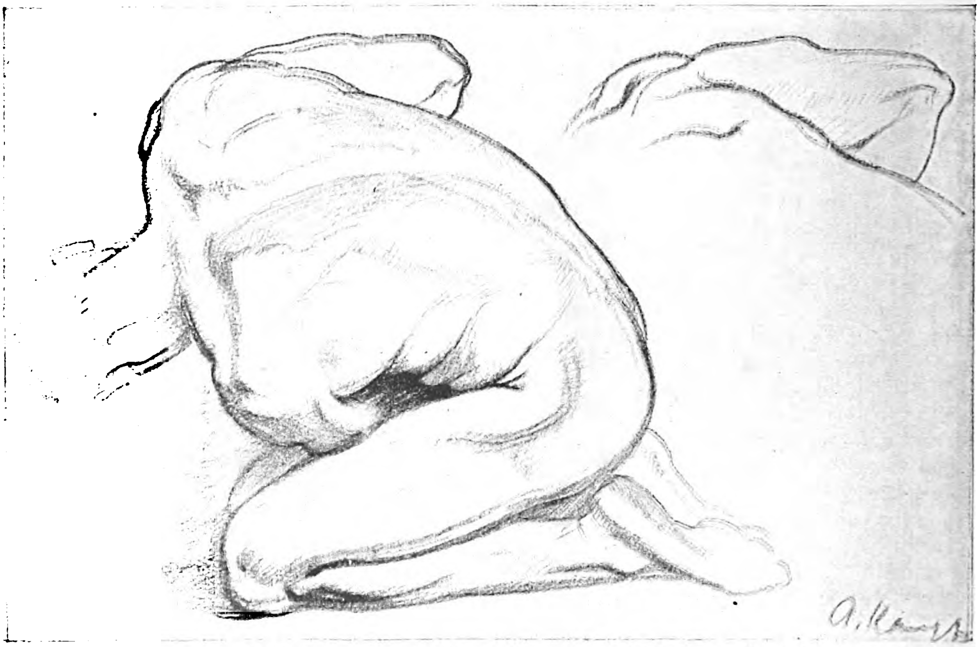


Digitized by Google

plötzlich auch expressionistisch zu arbeiten. Etwas Schwieriges dabei zu erlernen gab es ja nicht. Das konnte jeder im Handumdrehen. Daher auch die lawinenartige Verbreitung der Bewegung in so kurzer Zeit.

Kampf hat nicht zu diesen Opportunisten gezählt. Für ihn gilt der Satz, daß Kunst vom Können kommt, und daß auch der hervorgehoben Begabte sich dieses Können nur im Schweiße seines Angesichts erwerben kann. Warum ist der Expressionismus so jähe zusammengebrochen? Weil er sich einen Sport daraus macht, die Technik zu verachten. Dank dieses Grundsatzes konnte dieses Heer von Expressionisten in anderthalb Jahren erstehen. Mag man auch die expressionistische Auffassung als die größte göttliche Offenbarung preisen, für die Ausführung kann man kein Wort übrig haben. Das läßt sich leicht in folgender Weise verdeutlichen. Ich bin kein Maler, aber ich habe Bilder von Matisse gesehen, von denen ich mich verpflichte, binnen zwei Wochen eine gute Kopie herzustellen. Eine gute Kopie eines Gemäldes von Rembrandt, oder Rubens oder Valezquez herzustellen, dazu könnte ich wohl nicht in zwei Jahren gelangen. Die hatten etwas erlernt. Die Idee, die künstlerische Anschauung ist ein schwankender Begriff, dem verschiedene Zeitstimmungen den verschiedentlichsten Gehalt geben werden. Die Form aber wird dem Kunstwerk vom Handwerkszeug verliehen, und es hat noch nie eine vollgültige, der Kritik der Nachwelt standhaltende Kunst gegeben, noch wird es je eine geben, die die Technik mißachtet. Daß dieser Standpunkt derjenige Kampfs ist, verraten auch seine in so hohem Maße vollendeten Zeichnungen. An ihn ist die Versuchung gar nicht einmal herangekommen: keine Aussicht auf vorübergehende Volkstümlichkeit hat ihn dazu bestimmen können, sich auch nur einen Augenblick lang untreu zu werden. In den Abbildungen, die diesen Zeilen beigegeben sind, erkennen wir das unbeirrbare Bestreben, die Form zu beherr-

Digitized by Google



schen. Manchmal geschieht das durch die rhapsodisch und nervös hingeworfene Linie, die das Stichwort abgeben soll, auf Grund dessen unsre Sehphantasie sich ein weiteres Bild aufbaut. Ein andermal leiht sich das technische Mittel dazu her, in liebevoller Weise selbst die Form nach ihren leisesten Regungen hin zu verfolgen. Immer ist reife Überlegung, Verantwortlichkeitsgefühl, selbstlose Hingabe an die besondere Eigenheit des Handwerks vorhanden. Als Laien mag uns ein leiser Neid überkommen, daß so etwas so hoch über unserem eigenen Vermögen liegt. Da ist es eine Art von Befriedigung, die wir zum Genuß noch hinzugeschenkt bekommen, wenn wir fühlen, — das ist dem Mann nicht geschenkt worden, er hat es sich durch Arbeit verdienen müssen.

Die mannigfachen, reichen Schönheiten von Arthur Kampfs Zeichenkunst stechen einem ohne weiteres in die Augen, selbst wenn man nur, wie hier, solche verkleinerte Wiedergaben in die Hände bekommt. Aber daß der Meister den Mut hat, auch in diesen Zeitläuften sich zum Evangelium der Arbeit zu bekennen, trotz des billigen Spotts, dem ein jeder, der dies tut, sich heute dabei leider aussetzt, verdiente besonders hervorgehoben zu werden (wie es in diesen Zeilen geschehen ist).

Digitized by Google

Die Heimkehr · Von Paul Zech

Peregrino verließ den Schnellzug als letzter. Fünf Träger bemühten sich um sein Gepäck und dirigierten es in das Hotel, das mit einer herausfordernd gesäulten Fassade den Bahnhofsplatz beherrschte. Durch den nervösen Betrieb von schnell aufeinander folgenden Trams und rücksichtslosen Autos wie ein ermatteter Schwimmer pustend, näherte Peregrino sich wieder der Stadt, von der er ausgegangen war. Die Larve, die sie jetzt trug, phosphoreszierte aus bläulichen Zuckungen den Irrsinn kalter Genußsucht. Aus dem Nervenschauer der Krüppel aber wuchs und wuchs dem silberhaarigen Christus, der die Orgel drehte, das steinerne Herz zur Faust.

Peregrino, der diese Erscheinung nicht zum erstenmal in sein Gesicht gehoben fühlte, küßte sie mit kalten Lippen. Und weil er nichts sagen konnte vor Staunen des Blutes in der Kehle, so schluckte er und schluckte ... Dunkle Aposteltöne des Herzens rannen aus. Es weitete sich seine geengte Seele. Und glaubte an eine Kraft, die erst im letzten Augenblick gewaltig einsetzt: das Demütige in der Welt Gott gleich zu machen.

Eine Stimme durchdröhnte ihn: nichts ist unwirklich. Du stehst jetzt so am Beginn der Welt, daß Bewegungen, die keinem Gesetz untertan sind, dich wie ein scharfer Wind bestürmen. Du siehst Berge versinken, die seit Urzeiten den Schnee der Firne glänzen, und Brunnen, tief wie die Ewigkeit, siehst du aufsteigen; aber nicht stehen bleiben im Steigen.

Nichts ist unwirklich!

Peregrino bekam ein komfortables Zimmer im ersten Stock zugewiesen. Er schlief, trotz scharfer Medikamente, die ganze Nacht nicht. Und schellte, gegen sieben Uhr früh schon, den Kellner herbei —: das Frühstück zu servieren.

Die Morgenzeitungen, die er dann begehrte, sagten in knappen Sätzen des Telegramms die Geschehnisse jenes Tumultes aus, der sein Werk zu Fall gebracht hatte. In seltener Übereinstimmung das Urteil auch: daß Musik hier von einem Lyriker, von einem Fanatiker der Fleischeslust erniedert wurde zu einer satanischen Messe.

Ein Genie? Freilich! Aber nur in den leichteren Bezirken des Liedes. Für das Drama, für das buntflutende Bildwerk eines Bühnenstücks jedoch —: zu verworren, gestaltungsschwach, wortreich.

Ein Könner im Kontrapunkt? Gewiß! Aber schon von Irrsinn umkrallt.

Lorbeer ihm zu reichen hieße —: Dünste Satanas als zauberisches Wunder manifestieren ...

Peregrino fühlte kalte Fühler eines schwefligen Wurmes vom Papier her gegen sich wachsen. Er schüttelte sich und zertrat das Gehäuf der Gazetten mit laut aufstampfenden Füßen.

Das Licht der sieben Glühbirnen riß grausam in seine Lider. Mit einer schmerzhaften Anstrengung bog er den Arm zum Kontakt und schaltete den Strom aus.

Die Gardinen ließen bereits Sonne durch.

Peregrino bestellte einen Wagen.

Im langsamen Hinunterschreiten, Stufe um Stufe mechanisch zählend, lagen Peregrinos Gedanken auf halbem Wege zur Mutter. Und der Mund fühlte schon den Duft der weißen Scheitel ...

Das Ziel aber, das er dem Kutscher blitzschnell ansagte, lag in der entgegengesetzten Richtung.

Dieser jähe Entschluß zu Mareija war der Triumph des Herzens über ruhige Windungen des Gehirns.

Die Kolonie „Sieben Eichen" lag eine gute Stunde vom Zentrum der Stadt. Eine elektrische Schnellbahn war geplant, die Kosten von den Stadtverordneten schon bewilligt. Arbeitslose zu frohem Tun seit Monaten zum Bau bereit.

Nur das Ministerium des Verkehrs hatte noch Einwendungen. Bemängelte die Linienführung, stemmte sich gegen die Erprobung eines neuen Typs von Triebwagen. Daß im Nachbarstaat alle Kleinbahnen mit diesem Antrieb schon ausgerüstet waren und rentabel liefen, was kümmerte das die Geheimräte oder den Minister gar, den Gewerkschaftsbeschluß aus dem Zentralbüro in dieses Amt hinaufgepflanzt hatte, weil man ihn auf Zahlabenden fürchtete?!

Peregrino ließ an der Brücke halten, zahlte und schlug den Mantelkragen hoch.

Hinter den schrecklich ausgeleierten Spuren des Fahrdamms begann das kahle Feld eines ehemaligen Exerzierplatzes. Schmutziger Sand, voller Löcher noch von den Handgranatenübungen. Ein früher Zitronenfalter taumelte frierend über Wasserlachen, die weder Spiegel noch Farbe hatten.

Mitten auf der Fläche stand ein dürrer Baum. Die Wurzeln waren angesägt von den Sprengstücken und zerhackt von den Zacken der Drahtgeflechte.

Peregrino, in den Füßen noch eine rieselnde Müdigkeit, blieb stehn und umfaßte

Digitized by Google

den Baum, mehr, um einen Halt zu finden, als irgendeine Betrachtung auszulösen.

Er sah mit zwinkernden Augen in das schwarze Monogramm der Äste empor, sah alles gleichzeitig mit scharfer Auffassung jeder Einzelheit, als hefteten sich alle seine Gedanken mit einemmal darauf. Er sah und vernahm alles in einem; Worte im Geräusch des Windes, der unaufhörlich in dem Zweigicht feilte und bohrte, das Bedeutungsmotiv jedes Tones im Geräusch, die Ordnung dahinter, die Bilder des Hirns, die Wallung des Blutes, den Schmerz der Wunden — so, wie man es im Traum nur zu fassen vermag. Man las aus seinem Blick, daß er auf offenen, fernen Gefilden ruhte, die jenseits dieser Gegend aufschimmerten, Städte, die tief unter ihm im halben Licht der Wolkenspalten leuchteten, Felder und Flüsse, deutlich und klein: so, wie die Vögel der Berge sie sehen, wenn sie um den Felsen kreisen.

Über seine Lippen ging in traumhaften Gesprächen: Du hast mir den Schatten des Lebens wiedergegeben, und damit den Schatten des Begehrens, den Schatten der Unruhe . . . Und ich komme mir so arm vor und friere vor Leere. Viel wärmer hätte ich mich betten, viel weiter meine Arme und meinen Blick erstrecken können. Ich hätte größer sein können und reicher ...

Mit schnellen Schritten, die fast ein Straucheln waren, bog Peregrino ab von diesem Erlebnis und in die Allee hinein. Unwissend noch, was immer mit ihm und um ihn geschah.

Es war eine breit ausladende Baumreihe, die ihn jetzt umfing. Das zage Grün der Kastanienmassen lag über ihm wie eine tief schwebende Regenwolke und drückte mächtig auf die Blutbahnen. Er versuchte die Schultern hochzuziehen, die Brust aus dem bedrückenden Gebücktsein herauszustemmen. Kampf flog über sein Gesicht und entstellte es mit den dunklen Farben der Anstrengung zur Grimasse.

Da trafen ihn die volle Sonne und die fabelhaften Gewalten des Duftes. Er zog den Mund breit auf und trank die Luft in hitzig sich steigernden Zügen. Es weiteten sich die Augen, hatten plötzlich Feuer und den Ausdruck einer unbändigen Freude. In den ersten Minuten war ihm diese jähe Verwandlung seines Zustandes nicht ganz klar. Aber dann überkam ihn das: „Frühling! Frühling!"

Erinnerungen stiegen auf, blitzten und rieben sich knisternd an seinen Nerven. Bilder formten sich aus dem leisen Nachdenken des Gehirns. Alle Vergangenheiten lagen mit eins offen, lösten sich in einem Tönen aus, das mit dem zauberhaften Geschehnis der Landschaft korrespondierte, an irgendwelche Begebnisse des Einst rührte und das Innen gewaltsam zerzerrte.

Wie eine stetig sich steigernde Betrunkenheit überkam ihn die Landschaft mit ihrer tausendfachen Verästelung. Das imaginäre Rauschen der Wipfel war darin und die Süße des Weißklees. Das Gras verstreute die Duftwellen in breiten Schwingungen, die Wärme des Erdreichs zitterte bis in die roten Steinbrüche des Bergrückens hinauf und das Gebüsch und seine steigenden Säfte umklammerten alle Gefühle des Körpers mit unerbittlicher Strenge.

Peregrino taumelte von Baum zu Baum, bis die Anhöhe mit ihrem breit ausladenden Rücken ihn zum Stehen zwang. Auf seiner zerhackten Stirn stand der Schweiß in tausend zierlichen Perlen. Er mühte sich, einen Baumstumpf zu finden. Seine Beine trugen kaum noch diese übermäßig forcierte Ausgepumptheit. Noch die Augen hatten Verlangen: Ruhepunkte zu finden, um darin zu baden.

Durch Lücken eines herabgebogenen Astes geisterte plötzlich das ebene Land.

Peregrino streckte mit Zähneknirschen die Kniekehlen zum Ausharren. Er bog Zweige, die die Aussicht halb verdeckten, breiter auseinander. Und nun lag da das Land und wiegte in der Musik des Windes die Siedelung.

Sie lag hinter dem silbernen Licht verborgen, sie war bunt vom frühen Gelb und Lila in den Gärten, sie war bewegt von den braunen Silhouetten der Arbeit und schallte von Vieh und Ackergerät.

Peregrino spannte die Arme in gottergebener Inbrunst weit in die Fläche hinaus. Es tobte in ihm wie kaum in jenen wüsten Tagen des Lebens mit Leonore von Taumel zu Taumel. Die Erkenntnis, daß irgend etwas einmal schön war im Leben, daß Bäume waren, Flächen mit sanften, glatten Tieren, Schleierspitzen der Berge und die immer blauen Fernen —: dieses Brennen zermalmte ihn jetzt mit unbeschreiblicher Beglückung.

Rief es nicht mit tausend feurigen Zungen herab aus dem sanft geschweiften Zug der Wolken: „Zieh mit! Zieh mit!" Wie? Seele der Erde, wohin lockst du mich?!

Pfeifend flog ein Krähenschwarm über sein erhobenes Gesicht und vertropfte über der Waldkuppel wie ein schwerer, perlender Rosenkranz. Das riß ihn wieder zurück aus einer Ekstase, die ohne Grenzen war. Frostschauer durchschüttelten seinen ausgegebenen Körper und gaben den Gliedern wieder die Bewegung.

Digitized by Google

Er floh mit Angstaugen aus dem Ungeheuren der rauschenden Bäume zu dem schmalen Feldweg. Die Siedelung war zum Brechen mit Bauhandwerkern gefüllt. Die Gerippe von dreißig neuen Häusern überdrohten die Dächer der vollendeten, als wäre der rote Zauber der Wohnlichkeit zu klein geraten für das Dasein eines Menschen in diesem Jahrhundert.

Invaliden humpelten, liebkosten den Fleck, der ihnen geruhige Heimat werden sollte, nachdem sie zehn Jahre im Unrat der Stadt lungern mußten, Hunden, Rebellen von links und Revoluzzern von rechts, Soldaten, Zuhältern und Gesindel zugesellt.

Peregrino sah erschauernd die vielen Gesichter, auf denen die fahle Tragödie der Schlacht die schweißfeuchte Schlaflosigkeit in dreißig Lazaretten und der kurze Blizzard der Barrikade unverlöschbare Lettern eingegraben hatten.

Er stieß sich mit der Vehemenz eines Irrsinnigen durch ihre Reihen: daß man mit Steinen nach ihm warf und Flüche ballte.

Nur diese begrünten Ruinen nicht jetzt —: tobte es durch seine Sinne. Nur einen Schoß jetzt, sich auszuheulen mit allen Zuckungen der Lust und des Schmerzes!

Hinter weinbewucherten Zäunen standen die letzten Gärten ... O diese Haufen Weiß und Gelb der Narzissen! Krokus dazwischen. Kinderblondköpfe, Wäsche auf der Leine und schwarze, salzbefruchtete Erde: den Samen aufzuteilen zu allen Kräutern des Gaumens.

Für die neubarbarische Stimmung solcher Existenz und des aus ihr Werdenden, war Peregrino mit heiß schlagendem Puls empfänglich. Heftiges Überfließen des Herzens im Teilnehmen verpflichtete die Seele noch brüderlich. Aber daß als vollendet hier nur jenes Schritt für Schritt Geruhige galt, daß sie alle in einer Atmosphäre der Einfachheit lebten, nicht neue Beziehungen des Daseins formten —: das konnte ihn nicht freuen.

Wozu dann die Lösung vom Betrieb der Stadt? Der Chimborasso ihrer Verlogenheit rollte Lavastücke schon in dieses kaum betretene Eiland.

Warum lockt mit den roten Lettern die Destille aus einem Fliedergrün, das welken muß, wenn das Orchestrion den „letzten Walzer“ knallt?!

Warum schon Modenhaus und Tennisplatz?

Die Parallele zum Gestern zu finden, die Kurve der Tram in den Gesang der Lerchen ausmünden zu lassen —: schlug die abgelebte Zeit euch nur darum zu Krüppeln und Wurzelgräbern?

Gefüllt mit einer gischtenden Wut wuchs es ihm die Kehle hinauf —: Volk um sich zu sammeln. Die Unzulänglichkeit ihrer Lust, das neue Leben zu leben, in die grelle Helle der Wirklichkeit zu reißen —: formten sich ihm schon Worte?

Da sah er Mareija auf der geschweiften Bank vor dem Fenster. Er fühlte bloß: daß sie da war. Denn der jähe Schreck beflorte seine Augen mit einem rosamilchigen Schein. Das ungeahnte Schicksal überwältigte ihn. Die Siedelung drehte sich über ihm zu einem leichten Regengewölk. Jeremias auf der Zunge und im Hirn schaltete sich aus. Armut der Seele war wieder groß.

Alle Haltung verließ ihn.

Er stürzte in Mareijas schreckhaft gebreitete Arme, erschöpft, wie ein Kind nach durchstandener Angst anschmiegsam.

„Peregrino!“ schluchzte sie zitternd. „Wer hetzte dich . . . dein Herz . . . so laut . . . was ist dir?“

Auf seinen Lippen erbrach sich ein leiser Blutschaum. Tonlos mahlte die Kehle und die Hände klammerten sich hilfesuchend in die Schultern der zarten Figur.

„Herr Gott, ist es noch nicht genug? Hat es denn überhaupt kein Ende damit? Dieses tausendfache Zerbrechen und Abwürgen aller Schöpfung jenseits von Tag und breiter Straße.“ Sie streichelte mit mütterlicher Weichheit sein Gesicht. Er schüttelte in aufregender Anstrengung den Kopf: „Schweigen, Mareija! Schweigen! Nicht der Sturz aus meiner Höhenkurve ist es, nicht die Brandpfeile, die man abschoß auf mein Werk, schmerzen so ...

Dich nie wiederzusehen war die Antwort, die ich mir gab, da dein Brief in meinen Händen lag eine lange Kampfstunde lang. Aber dann das Erlebnis des Dunkels im Raum . . . die Fiebernadeln der Seele! Schmerz verlangte da dein Haar und deiner Augen leisen Blauhauch ...

Und heute —: vor einer Stunde, der Wagen, von geheimnisvollen Kräften gezogen, war stärker als mein Wille.

Und dann dieses Schweigen von Keim zu Keim auf den Feldern ... Duft auf den Feldern!

Plötzlich, mit dem Wind ist er gekommen. Und alles ist grün geworden und so trunken von Liedern und Wipfelrauschen!“

Immer tiefer verkrallten sich seine Fäuste in das blühend zuckende Fleisch Mareijas.

Aber sie fühlte nicht den Schmerz und den Frost des Fiebernden. Seine gestammelten Worten flogen ihren Ohren vorbei. Unablässig seine Hände, sein Gesicht, sein Haar streichelnd, hauchte sie ihr Herz in seine Augen.

Digitized by Google

Dreimal bettelte er: „Mareija ... Mareija ...!“

Und ließ ab von dem Klammern ihrer Schultern. Richtete sich auf und ergriff ihre Hände von seinem ruhiger gewordenen Gesicht herab.

„Mareija, sieh, es ist Frühling mit einemmal und stürzt mit ungeheuren Waldungen über mich zusammen. Daß ich das noch erleben darf! Nichts mehr zu wünschen hatte ich, keine Weite war um mich und kein Echo mehr in meinem Wort ... Und nun ... und nun? Fühlst du nicht, wie das verwundet, wie es das Hirn und das Blut langsam zum Sieden bringt?

Fühlst du das nicht?

Du mußt das mit mir fühlen, Mareija!

Denk': immer war Tod in mir; jede Stunde drohte ein anderer, fraß das Denken leer, goß Eis in die Adern, verklebte die Gaumen und zeigte mich im Spiegel als irgendeinen der vielen Tode. Schließlich glaubte man daran: selber einer zu sein, spielte damit, überfiel damit und war das Tempo eines Sports von Todspielern.

Ich war so sehr schon Tod, daß ich damit erstarrte, als Stein quer lag in dem Herzen meiner Mutter, in den Zuckungen meines Vaters, und ich trug das in mir wie ein zweites, stärkeres Ich. Ich hatte kein Mitleid mehr, und alle Zartheit war nur ein Traum, der manchesmal mir des Nachts in den Herbergsbetten, unter den Kotmassen der Straße, in den Verwesungsgerüchen des Karneval, in der Frau, an die ich mich verbissen verschwendete, in dem Erben, der nicht mein Ebenbild ist, an meine Lider rührte —: wenn du erschienst als tagblaues Erlebnis eines fernen Geschehnisses ...

Ich bin nicht weich, nicht von Delirien zerzaust ... ich fühle was wirklich ist und als steiles Monument aufgestellt ... Aber in diesem Augenblick —: sieh den Krokus dort ... sieh diese schaumgrünen Spitzenwunder der Kastanie ... ich bin nicht weich ... nicht klein geworden. Aber es traf mich zu jäh! Ohne Übergang und Fanfarenrufe der Ankunft. Es flammte etwas in mir auf, es ballten sich Erkenntnisse. Es wurden Licht und Weite aufgetan.

Wieder ist das Leben. Das frühere, und ein neues in einem. Ich weiß, meine Hände zerbrechen, wenn ich es hebe. Dir möchte ich es endlich emporheben. Aber die Hände wollen sich nicht füllen, es fließt alles ab; so gehärtet sind sie. Mit leeren Händen stehe ich jetzt, Mareija!“

Die langsam in sein Gesicht getretene Röte entwich mit einemmal. Er bäumte die Brust hochauf und verschluckte gewaltsam den heranbrechenden Husten. Die Augen ließen nur das Weiße sehen, während sein Körper von Krämpfen hin und her geworfen wurde.

Er war so abgeschlagen und ausgelöst, und zwang sich dennoch zu einer Haltung, die beinahe etwas Heldisches hatte.

Nach einer Weile fuhr er fort, keuchend, tonlos und mit den Händen förmlich taktierend —: „Ich komme doch zu dir, Mareija! Ich schmiege mich in dein reines Herz, in den Hauch, der über mein Leben wie ein Stern war ... Wie lange ist es doch, daß ich dich nicht sah. Und — war ich nicht längst dumme Episode in deinem Schmerz?

Meine Hände hältst du ... fürchte dich nicht —: den Staub, der von Leonore zurückblieb, wusch ich fort, ehe noch dieser lichte Tag begann. Denn ich bin heimgekommen ... zu dir! Zu dir! Um zu sterben, ja! Im Grün, wie zu sterben uns heilig versprochen wurde, da wir noch Kinder waren.

Ja darum, nun fühle ich es, hast du mich gerufen; mit dem Grün und den Duftwellen über Nacht.

Weißt du noch, wie Pöbel nach meiner Kehle faßte ... drüben, zwischen meines Vaters Fabriken?

Deine Augen waren schwarz von Tod und von deinen Lippen flogen Schwärme Angst mit schluchzenden Flügelschlägen.

Nun siehst du mich wieder so an wie damals durch die graue Wand deines Vaters hindurch.

Und du sollst doch nicht trauern. Ich sehe alle, die um mich trauern werden. Eine wird sein, drüben. Das wird meine Mutter sein ... hol' mir das Bild von der Kommode. Du wirst es doch nicht verbrannt haben?

Es ist deine Schwester, Mareija! Ihr seid alle Schwestern des einen unwirklichen Gedankens zur letzten Lust.

Hast du eine Mutter schon weinen sehen? Hast du Mütter gemeinsamer Herzzerschmetterung schon weinen sehen? Wie Trauerweiden hängen die Runzeln herab, es rauscht in den Verästelungen der Falten, bebt, schlingt sich tausendfach durcheinander und erstarrt und wird eine kalt in Stein gehauene Figur ... Dich kann ein liedfroher Lenz, ein seliges Blaugewitter wieder aufdonnern zu einer sieghaften Lohe von Blüte und Frucht. So jung bist du!

Es kann nur ein Zwischenspiel sein; was aber schon Form hat und ausgekühlt ist ...

Grauenhaft diese Monumente der Trauer.

Doch du kannst noch singen. Aus dem Zimmer heraus schallt das Echo deiner Lieder. Es überschwemmt die Straßen und fängt sich in den Wipfeln ... Immer höre ich dich, du Nachtigall!

Digitized by Google

Es werden hundert andere vor dieser Bank zu deinen Füßen liegen. Du bist erst Anfang, wie diese Luft ein Beginn ist und Aufbruch.

Man hat mich überrumpelt damit. Ich hätte mich wehren können. Aber noch tausend Fäuste würden nicht aufgehalten haben, was schon im Rollen war.

Wie weh diese Helle, dieses Bunt und der Geruch der Beete tut! Es ist nicht auszuhalten mehr!

Lebewohl zu sagen, bin ich gekommen nur, Mareija!

Und du darfst darum nicht weinen, Mareija!

Nicht weinen, Mareija!"

Ihn fröstelte. Ganz innen. Erschöpft fiel er zurück und schloß die Augen. Ihm war, als hätte er etwas Unwiederbringliches verloren.

Mareija neigte sich mit einer Zärtlichkeit ohne Grenzen über ihn und fuhr durch sein dampfendes Haar. In ihrem Mund erstarb jedes Wort, das zu tönen anhob.

Endlich fanden ihre Lippen seinen Mund.

Peregrino wurde stille und unbeweglich darunter.

Sie sah an ihm vorbei. Starr, wie geistesabwesend mit aufgerissenen Augen. Fern durch die Astlücken der Kastanie auf die Gemarkung, wo Schatten über den Acker hinkrochen, Schatten, die sich denen von dem blaudunstigen Abhang herunter entgegendehnten. Und mitten in dem blänkernden Gelb der Wiese eine frierende Birke, das einzige, was sich dort erhob, wie ein Schwert den Himmel durchschneidend, stolz und tragisch.

Mit allen Fibern fühlte Mareija: nun fällt alles um mich her zusammen ... das von Grenzen Umschlossene — Irrlichtschein des Dämons Lust. Den Hauch dieser Wesenheit noch als Beglückung fühlen zu müssen, als der mit spinnendem Warten durchwachten Nächte endliches Erwachen zum Garten Eden —: das nimmt mir den letzten Glaubensstrich zu Gott. War er Parvenü der Verheißungen gewesen bis jetzt — nun wird er endlich schwarzer Schatten über der Menschen lautlosen Wandel zur Sternfigur ...

Dieses in meinen Armen kindgewordene Herz aber: wie ist das voll Güte noch im Zerschellen am eigenen Zaun zu den Himmeln!

Mareija senkte das Haupt, fühlte sich im Körperlichen nicht mehr zurecht. Das Reale zerrann mit Eistropfen an ihrer Stirn. Die steile Flamme ihres Instinktes löschte aus. Das Blut brach nach außen und verkrustete auf der Haut wie Lava.

Nur einmal noch bewegte sie die Hände, als hätte sie sich zu tief aufgedeckt. Und krallte sich, dem Strom widerstehend, tiefer in des Geliebten Stummheit.

Plötzlich riß sich Peregrino aus ihren Armen empor. Phantasierte: „Mareija, warum bin ich nicht immer hier gewesen ... in dieses Geschehnis hineingeboren mit der Muskelspannung eines bäurischen Wildlings?!

Daß die Zärtlichkeit des proletarisierten Genusses die alte Welt zu Ende lebt, rieb sich bis zur Qual in meinem Blut. Und da kam mir die Kraft es auszutreiben ...

Du aber trägst das Saatgrün des schöneren Südens in deinen Augen, und deines Mundes Unbeflecktheit verheißt der schwankenden Arche der sieben Gerechten endlich die Segnungen des Ölblattes ..."

Abermals stand ein zartrosa Schaum auf seinen Lippen.

Mareija bemühte sich mit einer ungemeinen Hingabe um ihn. Sie wußte seine zunehmende Schwere kaum zu halten. Dennoch war es ihr, als müsse er jeden Augenblick aufgehoben werden von leichten Winden und herrlich emporgetragen.

Und sie fing den Hauch seines Atems auf, die Schläge seiner Pulse und das zitternde Flattern der Augenlider.

Sie dachte: dürfte ich immer mit diesem Verwundeten mich mühen, würde ich ihm ein Spiegel und ihm daraus durch meines Blutes ausgeglänzte Energie: die Erlösung. Ganz gewiß!

In Pausen hustete Peregrino. Dann wurde er immer ruhiger und fand die Kraft zu gehn.

Mareija zitterte in seiner jähen Umarmung. Wie ein gefangenes, scheues Tier machte sie sich los.

Peregrino schluchzte in sich hinein: deine Augen, Mareija, bleichen; was spielt sich dahinter ab im Zentrum der Seele?

Sie gingen zusammen durch die Gärten, auf Umwegen, ohne die Siedelung, die noch voller Menschen wogte, zu streifen. In dem jungen Gras der Weideflächen zeichneten sich ihrer beider Spuren deutlich ab. Sie hörten, wie die Schwarzamseln zu trillern begannen, als ob der Klang jedes Wassertropfens zu Klang geworden wäre.

Peregrino hemmte plötzlich den Schritt.

Mareija fühlte: nun ist das Ende!

Sie schieden mit einem kurzen Händedruck.

Die Augen drehten ab und füllten sich mit Scham.

Auf halbem Wege zu der Siedelung wieder hinunter, blieb Mareija stehn und wandte sich um. Der Stoß des bangen Herzens floß als Kurve in sich zurück. Das Gehirn arbeitete intensiver. Es kroch etwas an ihr empor und warf sich über sie in katzen-

Digitized by Google

gleichem Sprung. Und wie sie sich dagegen stemmte: sie wußte nicht was es war, hatte seinen Namen vergessen und nicht ein Fünkchen von all den Träumen, die sie davon geträumt hatte, war ihr geblieben. Ihr sprödes, kleines Bewußtsein wurde zerschmettert, wie ein Spielzeug aus Glas. Nur Entsetzen fühlte sie, nur flatternde Angst und einen schmerzlichen Riß in ihrem schwachen, verzweifelten Kampf gegen das riesengroße Unbekannte.

Es weilte noch Stunden als eine leichte, unruhige Stille, als eine starre Kälte für das tausendfach Blühende in der Landschaft. Und trank ihre Tränen und ihre zerbluteten Worte.

Ihr Blut schrie: er ist nicht verloren für mich ... ich will ihn aufheben mit meinem ganzen Dasein.

Das Gehirn aber sah klar und streute sich aus: Du hast mit kalter Grausamkeit das Gift in sein Leben getropft. Aus einem kindischen Trotz, aus einer altjüngferlichen Ziererei ... aus Neid vor seiner einsamen Höhe ... Du Stümper ... Du klangloses Nichts ...

Peregrino hatte die waldige Anhöhe wieder erklommen. Durchlief die Allee und den braunkupfrigen Dunst, der von den Bäumen tropfte, in der höchsten Kurve seines Blutes. Er fühlte dieses hörbare Transpirieren eines ironischen Auges nicht. Ziel war ihm vorerst jener Stamm wieder, der aus dem Sand des Exerzierplatzes mit geschändeter Krone wuchs. Brüderlich drängte es ihn hin zu des Verwüsteten abgeblätterter Haut: am bloßgelegten Nervennetz die Wange zu lehnen.

Eulen begannen schon zu streichen. Und die Salamander standen steil pfeifend in den Pfützen.

Peregrino war fertig mit Atem und Herz. Fand einen Stein und ruhte darauf. Er war wie ein vom Föhn angesägtes Haus, das nicht wußte, welches Fenster zuerst mit starken Latten verrammeln, was zuerst im Keller bergen, welches Schlagloch zuerst mit isolierender Füllung verstopfen. Noch liefen die sieben Ströme in seinem Gehirn wirr durcheinander. Die Augen schmerzten unter dem Pulsdruck in den Schläfen.

Der Luftzug stachelte rabiater. Das Grau der Dämmerung baute nach der Siedelung hinunter schon Doppelwände vom Horizont zum Waldgelände.

Erschrockenheit und Kälte würgten in ihm, als sog ein unsichtbarer Mund den letzten, blauen Sauerstoff aus enger Zelle. Er strich sich über das Haar. Seine Hände troffen feucht und beschlugen mit Eis die Haut unter den Strähnen. Die Schauer darauf machten sein Denken frei.

Fast laut sprach er dies ohne Druck aus Überlegung: Nun habe ich das alles in der Hand, was mein Leben ist. Es ist kein Schwamm mehr. Und drückte ich mit Zentnerzangen: kein Blut rönne.

Mein Leben ist in meiner Hand!

Wie das mir endlich untertan wurde, wie kann ich es begreifen? Wie konnte möglich es werden, daß ich es der Übermacht entriß und mich bereiten muß, der Urmacht Geliehenes wiederzugeben?

Ich meine damit nur das Bild, das ich von mir habe. Freilich: darum jauchze ich auch nicht hinaus in das Land, in das Erwachende unter dem Land. Ich messe dem unveräußerlichen Ich, das immer war und immer sein wird, andere Kräfte zu als die, die man beweisen will mit der Stimme aus dem toten Gerät eines Mediums. Ich glaube an den Kräftekreis, der in jedem Ton schlägt, der vor mir geregt wurde als Kurve zwischen dem Unten und Oben einer fünffachen Oktave. Ich glaube, daß ich durch jede Kehle zittern werde, die die Skala erklettert, mit dem Donner eines hundertfachen Lebens.

Darum hatte ich keine Heimlichkeiten mehr. Vor dem Moloch Bürger nicht, vor ihren Lusthäusern nicht und dem Götzen nicht, zu dem sie beteten oder wider ihn schweinten.

Und wie hätte ich noch lügen können vor Mareija . . . in ihren Körper hineinzwingen, was nur Saite war, die den Ton anschlug.

Man wird mich steinigen darum ... so, wie man mich in Foltereisen legte, da ich Lüge nicht zur Wahrheit bog.

Die Masse war immer wider mich. Wider meine Geburt, wider mein Erbteil, wider mein Erleben, wider den Strahl meines Ichs —: meine Musik.

Wo sie von entehrter Tradition sprach, ehrte sie mich.

Wo sie von der Blässe abgestandenen Blutes sprach: blies sie mir den Odem wilder Herden ein.

Wo sie von Heimsuchung Beelzebubs sprach, reckte sie meine Arme steiler zu Gott.

Nun sehe ich über ihrem Trab, ihrem Rebellengerott hinweg in meinen Himmel und weiß ihn scharf geschieden.

Ich kann ihre Sprache nicht mehr ansprechen, denn wir unterhielten uns nie darin, sondern daran vorbei. Ich trug nicht leichte Werke vor ihren Augen aus, da ich vor Inbrunst leichenfahl zu sterben vergaß und beinahe umgekommen wäre darum.

Wer von den Hörern am Strand des Tönemeeres will noch die letzte Ölung danach: daß man in Palmen ihn ausstreue, so der Meister gen Golgatha reitet?

Digitized by Google

Ein Spiegel seines Gehirns blitze auf: daß nur Nerven ihn trieben, an Symphonien sich heil zu reiben, weil Ärzte derlei Rezepte mit an Gift schon genug versauten Händen schrieben.

Unserer Schöpfungen Erzväter dachten nie an solche geschäftliche Alchimie.

Arbeit unserer sechs harten Tage schuf frei das Werk.

Es kam und war da.

Und darum wollt ihr, in Massen Winselnden, Richter sein über mich? ...

⌘ ⌘ ⌘

Der Rest, den man ließ, heißt Mutter. Die weißen Scheitel sagen aus: daß ich erst werde, ist Lüge!

In den weißen Scheiteln gruben Jahre ein Grab. Stürzen die Schollen über mich, sprießt das helle Blond wieder. Zwischen diesen Polen dauern Mütter ewig. Manchesmal das Tal von Sohn zu Sohn überspringend. Dann stirbt ein Schoß mit dem angegangenen Keim an der Welt vorbei.

So schuldig konnte ich darum an Mareija nicht werden. Sie wird sieben braunen Söhnen die Brüste neigen ... oder schöpferisch sein; für beiderlei Mission gebe ich sie frei. Das ist der Kontrapunkt, der über meinem Blut die Tat heilig sprechen wird ...

Peregrino löste sich aus der fast schwarz gewordenen Mauer des Baumes und fühlte in der Ruhe seinen Körper fast flügelhaft leicht.

Zwei, drei Schritte stieß er voraus und zog die Uhr aus der Tasche. Das Zifferblatt zeigte mit seinen beiden Fingern in einer ganz schmalen Spanne den Beginn der Nacht.

Er überlegte: um sieben kann ich in der Stadt sein. Und mit der Ringbahn um acht am Schloßberg.

Ich hätte ein Telegramm vorauf schicken sollen. Meiner Knöchel jäher Widerklang an der Tür könnte der Mutter Tod sein.

Dennoch: ich weiß, sie wartet seit gestern nacht auf meiner Schritte endlichen Eingang.

Gedulde dich, Mutter!

⌘ ⌘ ⌘

Nun war er wieder auf der Chaussee.

Ein Radfahrer sauste vorüber.

Der Windzug wirbelte Staub und baute Brücken zum undurchsichtigen Meer der Ferne. Die Bäume stülpten ihr Runzel-Innen nach außen und näherten sich in der Maske menschlicher Figur. Äste ballten Fäuste. Äste krümmten Schmerzschöße. Äste warfen tausend Arme empor zum Gebet.

Peregrino klammerte sich mit letzter Spannung in das immer heißer schlagende Blut —: warum hetzen mich Schatten ruhloser Seelen? Warum stacheln mich Spitzen, die ich abgetrennt habe vom grellen Licht der Wirklichkeit? Gierte mein Gehirn Verbrechen? Mein Herz Mord, den meine Hand vollzog ohne daß es Rauschwoge war durch mein Bewußtsein? Starben Söhne mir, ehe ich sie auftrieb zum Da-Sein in meinem Tag? Wann war ich wirklich schöpferischer Bändiger über Frauen und Liebesnächten?!

Die, die ich mit dem Geschlecht bezwang, ging geblendet aus meiner Muskeln düstrem Aufschwung. Was sie floh, war nicht Gesicht; aber Gier der Wollust: in höchster Entflammung zu sterben.

Daß Mareija hingegen mich erriet in jeder Faser in allen Flächen: müssen darum vergeudete Nächte mich jagen mit Schatten, die nicht bluten wollen, nicht strafen wollen und das Seil knüpfen?

⌘ ⌘ ⌘

Peregrino peitschte die Muskeln zu schnellerem Lauf. Vorbei an den versperrten Gesichtern ... an den Droharmen ... den Peitschenhieben.

Fühlte schon Striemen bluten die Stirn herunter bis tief in den Nacken. Die Lungen stießen Alarm-Trompeten durch die Kehle, Trommelschläge und Paukenwirbel.

Die Lichter der Stadt tauchten aus dem Dunkelgebirg herauf. Umrisse des Domes zackten sich drohend. Tanzendes Gesträuch brach aus mit Schwärmen Fledermäuse.

Baumgesichter vergreisten. Grabsteine wuchsen darüber. Schärfe aber schnitt die Silhouette der Schwärze. Wuchs ins Gottähnliche empor. Nicht unklar mehr. Nicht leblos mehr.

Peregrino flog fast. Gehetzt von den Leichensteinen. Angezogen von des fremden Gottes Begehr. Er dachte in rasender Zergliederung diese Erscheinung: dies könnte die Masse sein, die nach gequaderter Geballtheit strebt. Und wird doch nur der eine sein, dem das Obenthronen gestautes Blut einer schwachen Generation ist.

Grauenvoll, sich mit ihm auseinandersetzen zu müssen!

Immer näher rückte er den ausgewölbten Brustberg heran.

Peregrino konnte kaum noch atmen.

Drückte die Hände vor. Stemmte sich hinein mit pfeifenden Stößen.

Rang Atem in Atem. Preßte die Zähne. Straffte die Schenkel. Stemmte Kinn gegen Kinn. Fühlte sekundenlang Millionen Zentner über sich. Sackte damit ein. Brannte zu Feuer.

Löschte aus ...

Und die Erde blieb einen Atemzug lang stehn und trauerte um ihr unvollkommenes Kind ...

Digitized by Google

Peter der Große

Von Detlef Riggers

Als Peter der Große gen Norden fuhr
Und kam auch nach Kopenhagen,
Kam Asien mit und donnerte Dur:
„Vier Pferde sofort vor den Wagen!“

Sie rissen die Renner heraus aus dem Stall,
Sie reichten die Leine dem Zaren,
Griff, Pfiff, Gewieher, Peitschenknall,
Und der Satan ist in ihn gefahren.

Und der Satan, der tollte, der tobte Sturm,
Der teufelte Höllenängste
Und peitschte hinein in den Runden Turm
Die sonst so verhätschelten Hengste.
„Was? Bocken wollt ihr? — Ich werde euch!
Ich will euch euer Geziere!“ —
Die Knute fiel klatschend in ihr Gekeuch
Und preschte die zitternden Tiere
Das Wendelgewölbe in rasendem Lauf
Hoi! vierebreit bis zur Zinne hinauf.

Doch als er oben ins Lichte trat,
Als er sie sah dort unten,
Die alte, stille Dänenstadt
Im Zauber ihrer bunten,
Wie hingedichteten Dächerpracht,
Hat er vergnügt herausgelacht:
„Herr Friederich, Freund und Vetter,
Das lass' ich mir, alle Wetter!
Das lass' ich mir wirklich gefallen!“

Doch das Lachen wurde Gelächter bald,
Es wuchsen ihm wieder die Krallen,
Und die Frage kroch aus dem Hinterhalt:
„Wie ist das Völkchen unten dort?
Ist's treu?“
„Treu und ergeben!“
„Und folgt es?“
„Ja, es folgt aufs Wort!“
„Doch nicht auf Tod und Leben
Wie meine Russen! ... Glaube mir! —
Du zweifelst? ... Wart', das zeig' ich dir!“

Und wieder war er ganz der Zar,
War ganz und gar der Gossudar.

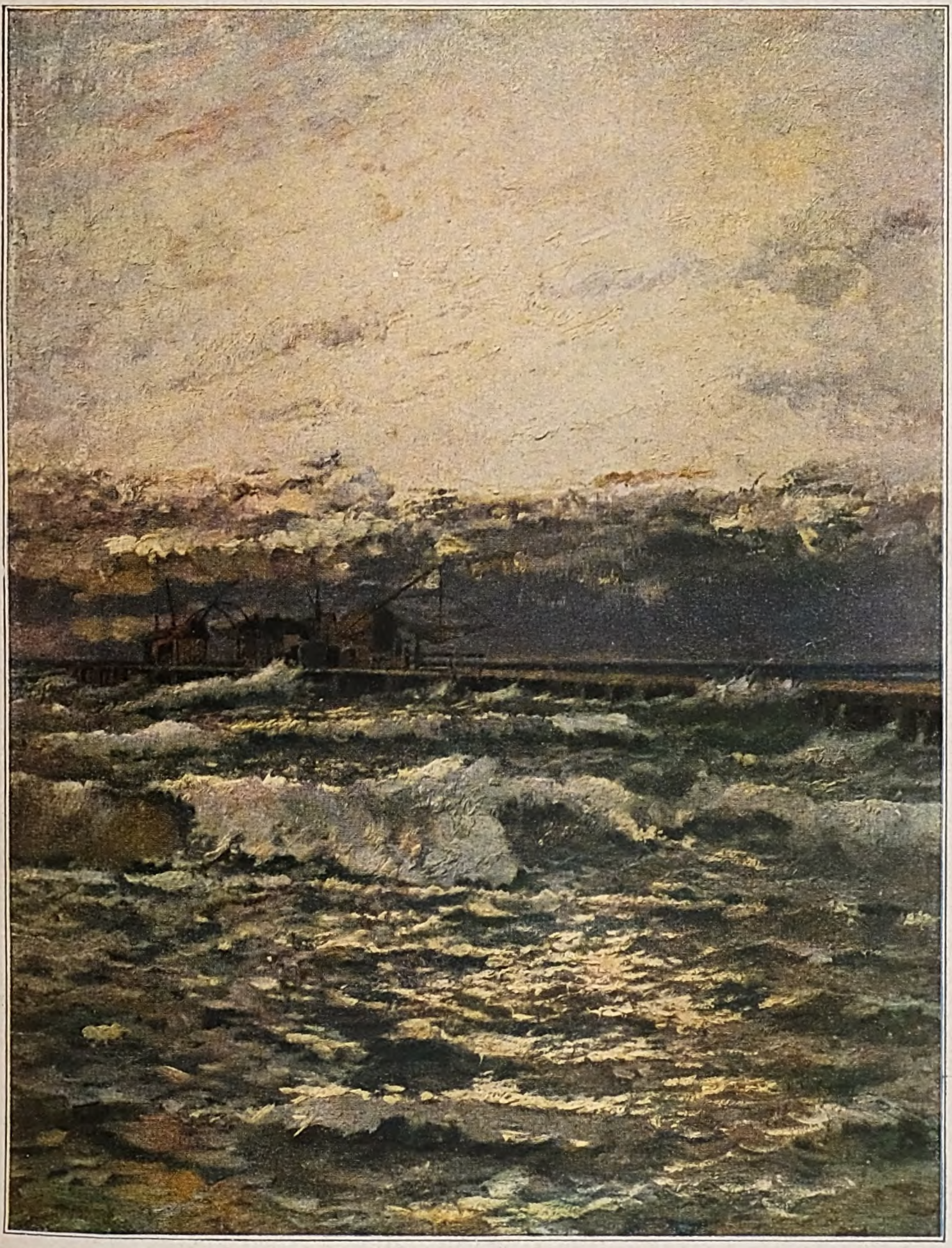
Hin tritt er an der Zinne Rand
Und winkt dem Leibkosaken;
Der fliegt herbei, am Haupt die Hand,
Und schlägt zusammen die Hacken.
So steht er stramm, steht steif und stur,
Doch Peter weiter nichts als nur:
„Allons! Paschol! Hinunter!“

Der arme Steppensohn erbleicht,
Sein Blick entlang am Zaren schleicht.
Ob er nicht widerriefe.
Kurz Kehrt dann, Anlauf, Schwung und Sprung,
Um Himmels willen wirklich Sprung,
Sprung in die grause Tiefe.
Ein Aufschlag unten und ein Schrei,
Ein Mensch war wieder mal vorbei,
Ein Mensch von Fleisch und Blute.

„Nun,“ loderte Peter Herrn Friederich an,
Das Auge wahnunterlaufen,
„Ist einer, nur einer, ein einziger Mann
Bei dir dort unter dem Haufen,
Der blindlings, und bräche er Hals und Bein,
Dir so gehorchte?“ — —
„Zum Teufel, nein!“
König Friederich sah die Reihe lang.
„Nicht einer! ... Gott sei Dank!“ —

*

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Berliner Bühnensommer

Von Paul Oskar Höcker

Bevor die Berliner Bühnen in die Pacht der seit Jahren als kunstgefährlich verrufenen Sommerdirektoren übergingen, gab's noch ein paar starke Überraschungen. Das Staatstheater brachte im Schauspielhaus Grillparzers „Medea" heraus und heimste für sich und für die Darstellerin der Titelrolle den tiefsten und schönsten Erfolg ein, der ihm seit langem beschieden war. Karl Heinz Martin hatte das Trauerspiel in Szene gesetzt, zeichnete auch verantwortlich für Bühnenbild und Kostüme. Jeder von uns hat die „Medea" schon einmal über sich ergehen lassen müssen, wo er — Hand aufs Herz — sich furchtbar gelangweilt hat. Etwa zuzeiten der von Kräften dritten Ranges bestrittenen „Schüleraufführungen", oder wenn eine berühmte Tragödin gastierte, die ihr goldenes Jubiläum in der beliebten Rolle hätte feiern können. Das Stück kann unausstehlich wirken, wenn es hohl deklamiert wird. Was geht uns die mißglückte Ehe dieser beiden unglückseligen, so wenig sympathischen Menschen aus unbestimmbarer Zeit an? Und es gab zudem manche Berliner, die sich geradezu fürchteten, wieder für ein paar Stunden in die gefängnisgleiche Kiste mit der nackten Treppe und der sparsamen Hinterhausbeleuchtung eingesperrt zu werden . . . Aber es ward ein hinreißender Theaterabend, man schied tief ergriffen und in der freudigen Gewißheit, der Entdeckung einer deutschen Tragödin großen Stils beigewohnt zu haben. Gerda Müller war jedem Theaterbesucher schon wiederholt an verschiedenen Stätten ihrer Bühnenwirksamkeit aufgefallen. Die Berliner Theaterdirektoren liehen sie sich für diese und jene Rolle gegenseitig aus. In ihr selber zigeunerte es auch wohl stark. Sie mag nicht besonders fügsam und bequem in einem Ensemble sein. Ihre Vielseitigkeit, ihre Wandlungsfähigkeit hat sie geführt und verführt. Sie hat zuletzt noch im Deutschen Künstlertheater an einem Einakterabend in drei grundverschiedenen Paraderollen geglänzt. In Oscar Wildes „Florentinischer Tragödie" gab sie die Bianca, die den bisher mißachteten Gatten in dem Augenblick leidenschaftlich zu bewundern, vielleicht sogar zu lieben beginnt, in dem er mit allem Schneid eines oberbayri-

Gerda Müller als ‚Medea' (Staatstheater). Zeichnung von Eugen Spiro

Digitized by Google

schen Messerhelden dem bevorzugten Renaissancefürsten den Dolch zwischen die Rippen setzt. Die tragisch-ironischen Schlußverse, um derentwillen das Stück wohl überhaupt nur geschrieben ist, gaben Gerda Müller Gelegenheit, Witz und Überlegenheit zu zeigen. Die Brettlkokotte in Heinrich Manns „Varieté“ war in ihrer Verkörperung kälter, raffinierter, als früher einmal Tilla Durieux, dann Dagny Servaes sie gegeben haben. Aber die Person hatte Gesicht, erinnerte in nichts mehr an die florentinische Bianca. Und in Bernard Shaws „Musikalischer Karikatur“ zeigte sie als muskelstarke Klavierpaukerin die Beherrschung auch der unterirdisch gröbsten Register. (Übrigens fiel neben ihr der gelenkige, amüsante, immer wirksam travestierende Kurt Bois wieder auf.) Aber niemand hatte wohl geahnt, daß in der schmächtigen, geschmeidigen, jungen, blitzschnell sich wan-

Hans Herrmann als Puck im ‚Sommernachtstraum‘. (Theater in der Königgrätzer Straße.) Zeichnung von Julius C. Turner

Michael Bohnen als Escamillo in ‚Carmen‘ (Deutsches Opernhaus.) Radierung von Julius C. Turner

delnden Wildkatze die starke, große Löwin steckte, die uns das Drama der „Medea“ zu einem so packenden Erlebnis gestalten sollte.

Jason hat ein schweres Spiel, wenn eine Frau wie sie die Medea verkörpert. Hat diese Unglückliche nicht in allem recht? Ist er nicht ein Verräter, ein Feigling, ein Waschlappen? Ist es nicht nur eine kleinbürgerliche Sehnsucht nach häuslichem Frieden, die ihn beherrscht? Ein flammendes Herz, eine verzehrende Leidenschaft, eine verirrte aber große Seele zeigt Gerda Müllers Medea. Ihr Werben — „Jason, ich weiß ein Lied“ — ist zwingend, rührend, erschütternd, ihre Anklagen erscheinen gerecht, aus dem Urinstinkt auch der primitivsten Frau geboren, darum nur folgerichtig ihre Verzweiflungsausbrüche und schließlich selbst die gräßliche Tat des Kindermords, die wie im Wahnsinn geschieht. Mancherlei ist auf den Kopf gestellt. Grillparzer hat es anders beabsichtigt. Eine solche Medea, die jeden Satz vermenschlicht, die in jeder Lage durch die seelische Wucht des dargestellten, erlebten und gelebten Leids die Siegerin bleibt über den un-

Digitized by Google

schlüssigen, nun fast wienerisch weich anmutenden Jason, hat er sich wohl doch nicht vorgestellt; sonst würde er seinen Jason stärker gepanzert, heldenhafter ausgerüstet haben. In atemloser Spannung folgte man dem Fortgang des Dramas, unbekümmert darum, ob die Literarhistoriker einen berechtigten Einwand gegen diese Eindrücke erheben würden.

Die äußere Gliederung der Bühne war ausgezeichnet. Dem Tempel fehlte die in älteren Darstellungen übliche Altarkommode; die mittlere der drei mächtigen Säulen, die wie erdgewachsen sich im Hintergrund aufrecken, dient zur Anrufung der Götter. Dahinter neigt sich der Strand zum Meer, beiderseits ist die Burgenstadt Korinth angedeutet. In Gewitterstimmung wie in hellenischer Sonnenfreude spielt diese Szene mit, immer irgendwie belebt. Starke Silhouettenwirkungen ergeben sich, wenn der Vorderteil der Bühne im Dunkeln liegt und Meer und Himmel aufleuchten. Carl Ebert, mehr und mehr an Matkowsky erinnernd — äußerlich —, bemühte sich um den Jason. Rosa Bertens, die noch immer klassische Sprecherin, gab Medeas Amme. Mit Takt fügten sich Margarete Schön als Kreusa (natürlich blond im Gegensatz zur brünetten Ausländerin Medea) und Walter Frank als Kreon dem Zusammenspiel mit dieser reichen, starken, überragenden Menschendarstellerin, die jetzt die größte Hoffnung für die deutsche Bühne bedeutet. Ihr Name

Generalmusikdirektor Leo Blech. Radierung von Julius C. Turner

ist so leicht zu merken — das hätte ihr bei uns eigentlich den raschen Aufschwung erschweren müssen.

Im Opernhaus am Königsplatz hatte das Staats-Theater eine Sommeroperette eingerichtet. Betont sei gleich: eine Sommeroperette, die sich turmhoch über das Niveau der bisher in Berlin üblichen Feriengastspiele erhob.

Zuerst gab man „Polenblut“, die melodiöse, rhythmisch zwingende, musikalisch feingebaute Operette von Oskar Nedbal, dem Böhmen. Man hat sie mit Soubretten, die keine Stimme besitzen, mit Tenören, die knödeln, mit salopp und unrein spielenden Handwerkerorchestern schon da und dort gehört. Hier war nun die künstlerische Sorgfalt darauf verwendet worden, die man anderwärts höchstens etwa dem „Barbier“ oder den „Lustigen Weibern“, allenfalls einem biederen Lortzing angedeihen läßt. Und siehe da: es lohnte. Ganz verwundert lernte man eine allerliebst charakterisierende Partitur kennen. Man schwelgt in dem witzigen, spritzigen Orchester. Sogar die Chöre klingen gut. Und mit musikalischem Schmiß werden die flotten Ensembles herausgebracht, z. B. das Polenlied „Solang es solche Frauen gibt.“ In Mimy Vesely hat die Sommeroperette die denkbar beste Kraft — in der freilich die Gesangskünstlerin nicht ganz die temperamentvolle Darstellerin erreicht. Aber es mißlingt ihr auch musikalisch nichts. Das ganze Persönchen hat sich ausgezeichnet in die rustikal veranlagte polnische Gutsbesitzerstochter eingelebt. Köstlich, wie sie im ersten Bild an dem ihr unbequemen Tanzkleid herumzerrt, köstlich die halbgespielte Dorfderbheit im Mittelbild. Ihr Rhythmus ist gut, alles klappt, alles sitzt. Die Sorgfalt der musikalischen Kleinarbeit ist dem Kapellmeister Arthur Guttmann auf der Lobseite zu buchen. Erich Deutschhaupt, der den verlotterten polnischen Grafen gibt, das gefügige Erziehungsobjekt seiner vermeintlichen Wirtschafterin, erwies sich in „Polenblut“ als eleganter, gewandter, liebenswürdiger, herzenswarmer Bonvivant, der sehr gut singen kann. — Erst im zweiten Stück der Sommeroperette, im „Fürstenkind“, gewahrte man, daß dieser Künstler ja in erster Reihe ein ausgewachsener Tenor besten Formats und bester Schulung ist. Es war eine Freude, einmal einen Operettentenor zu hören, dem alle schlechten Eigenschaften seiner Kollegen fehlen: er knödelt nicht, er näselt nicht, er spricht gut aus, man hört ihn auch in der Mittellage, er singt mit Geschmack, er forciert nichts, er hat eine gesunde Atemtechnik. Und zu alledem: er ist ein brillanter Darsteller.

Max Adalbert im Lustspiel ‚Klubleute‘. (Deutsches Theater)
Zeichnung von Eugen Spiro

„Das Fürstenkind“ ist die musikalisch beste Partitur von Franz Lehar — aber diese Operette gilt dabei doch als sein Schmerzenskind. Viel leichtere Ware hat rascheren und nachhaltigeren Erfolg gefunden als sein

Digitized by Google

„Fürstenkind" z. B. die nette „Frasquita" (deren geschickt hier angebrachte Erwähnung dazu dienen möge, den Druckfehler zu berichtigen, der bei der Vorführung im „Thaliatheater" das Werk durchaus und durchum, sogar in einer Bilderunterschrift, einem Berliner Schwankmusikverfasser zuschreiben wollte, es war haarsträubend!). Eine eigentliche Operette ist das „Fürstenkind" nicht. Die Musik ist so vornehm gearbeitet, daß man sie in vielen Teilen als komische Oper ansprechen kann. Einzelne Partien, vor allem die großen Szenen des Fürsten von Parma, des heimlichen Räuberhauptmanns, stellen geradezu die Anforderungen der heroischen Oper. Da sich Lehar aber doch wohl verpflichtet fühlte, eine Operette zu schreiben, und mehrmals auch richtig wieder zu den lockenden, mit innerlich-wohligen Seufzern gesummten Boston-Melodien zurückkehrt, so entstand daraus ein Stilmischmasch, mit dem weder der Opernhausbesucher noch der Operettengast etwas anfangen kann. Eine böse Geduldsprüfung mag „Das Fürstenkind" sein, wenn ein schludriges Kurtheater-Ensemble die Sache schmeißt, dabei die ernst gedachten Szenen, denen es musikalisch nicht gewachsen ist, pflichtschuldigst nur so hinpfuscht. Hier an der Staatsoper stand jede Kraft an ihrem rechten Platz. Neben Mimy Vesely, die die Tochter des romantischen Spitzbuben sang, holte sich Marie Escher als junge englische Bankierstochter, die sich in den neu erstandenen Fra Diavolo verliebt, einen hübschen Erfolg. Es ist in den Orchester- und Soloproben tüchtig gearbeitet worden — das überrascht dermaßen, wenn sich's um eine Operette handelt, daß man besonders dankbar eines solchen Abends gedenkt. Oskar Sachs hatte im „Polenblut" wie im „Fürstenkind" die komische Charge in Händen und wußte sie drastisch und dabei doch geschmackvoll zur Geltung zu bringen.

Das Schauspielhaus und das Schillertheater waren für die Sommerspielzeit verpachtet. Und das Schillertheater hat unbestritten den Schlager der Berliner Ferien zu verzeichnen. Man gab ein hübsches Lustspielchen von Richard Keßler „Die Frau ohne Kuß" mit einigen recht niedlichen Gesangseinlagen von Walter Kollo. Fast Abend für Abend ausverkauft, trotz Sommerhitze und erschreckend hoher Abendpreise (die glücklicherweise von vielen Wissenden auf dem Wege der „Steuerbilletts" umgangen werden können). Das Geheimnis dieses durchschlagenden Erfolgs kann einem ohne Erröten jeder Besucher des ersten, zweiten oder dritten Rings in dem Riesenhaus verraten. Man freut sich eben einmal, auf der Schwankbühne eine anmutige, aus sauberem Leben stammende junge Dame zu sehen — nicht die schmierfinkige Kokotte, die sonst in fast sämtlichen Erzeugnissen der Berliner Lustspiel-

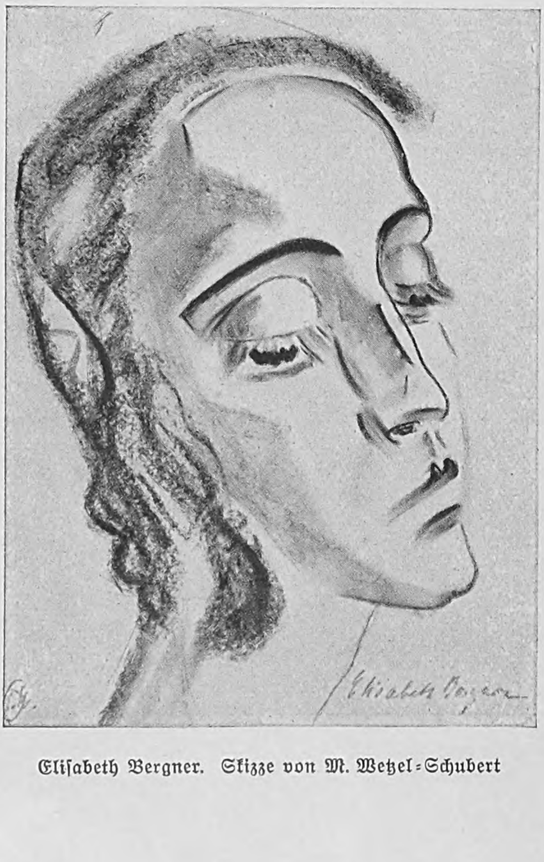
Mady Christians im Lustspiel ‚Die Frau ohne Kuß'. (Schillertheater)
Zeichnung von Eugen Spiro

Digitized by Google

G. m. b. H.'s die Hauptrolle spielt. Und die blonde, adrette, vornehm-liebenswürdige Darstellerin des jungen Schreibmaschinenfräuleins, das den eigenen Chef, den berühmten Arzt, so über alles liebt (heimlich!), ihm nach Persien folgt, mit ihm eine Scheinehe eingeht (denn er muß verheiratet sein, sonst verliert er den wichtigen Posten bei der Prinzessin) und hernach im Netz der Liebe zappelt (wie er), wo es programmgemäß wieder ans Scheiden gehen soll, dieser Ferienliebling der Berliner und Charlottenburger ist Mady Christians. Keine große Gestalterin, kein überragendes Genie, aber ein feiner, warmherziger Mensch mit einem goldenen Lachen, mit Humor (übrigens sehr hübsch gewachsen) und trotz nur kleinstem Singstimmchen doch durch gute Schulung, angeborenen Rhythmus und Takt wohl imstande, wochenlang ein großes Publikum Abend für Abend zu entzücken. Es ist der Sieg der guten deutschen Kinderstube über die Animierkneipe der östlichen und westlichen Nachbarschaft. Neben Mady Christians darf Paul Heidemann, der den jungen Frauenarzt ganz scharmant hinstellt, nicht vergessen werden. Es wird überhaupt gut gespielt, stellenweis auch nett gesungen („Das ist der Frühling von Berlin!"), das verbrauchte Klischee eines radebrechenden Ausländers (diesmal ist es ein persischer Prinz) tut noch immer seine Schuldigkeit. Die Deutschen sind so dankbar, wenn sie ihre Sprache mißhandelt hören, es gibt für sie kaum eine schönere Komik.

Elisabeth Bergner in ‚Wie es euch gefällt'
Zeichnung von Julius C. Turner

Die zweite, noch größere Charlottenbürger Bühne hatte in diesem Sommer weniger Glück als ihre Nachbarin in der Bismarckstraße. Vorzeitig mußte das Deutsche Opernhaus, das Anfang Juli eine Operettenspielzeit begonnen hatte, seine Pforten schließen. Und man hätte dem vielgeprüften Kunstinstitut einen dauernden Erfolg nun wahrlich gegönnt. Es muß anerkannt werden, daß Leo Blech, der das Amt eines Generalmusikdirektors am Deutschen Opernhaus übernommen hatte, Orchester und Chor mit meisterlicher Hand zusammenzufassen verstanden hat. Am Dirigentenpult sucht er seinesgleichen. Fraglicher, vom Außenstehenden nicht zu entscheiden, ist es, ob seine Übersicht auch für die Generaldirektorpolitik genügte, die rechten Solisten zu finden und sie auf die richtige Stelle zu weisen. Viel überflüssige



Elisabeth Bergner. Skizze von M. Wetzel-Schubert

Digitized by Google

Gastspiele störten immer wieder die Arbeit des Ensembles. Nach dem jähen Bruch, der mitten in der Spielzeit das für das Kunstleben der Reichshauptstadt so wichtige zweite Opernhaus ohne eigentlichen musikalischen Leiter ließ, konnten einwandfreie Vorstellungen kaum mehr erwartet werden. Für die Operette „Ein Märchen aus Florenz“ hatte man Richard Tauber verschrieben. Die Partitur von Ralph Benatzky entbehrt der Originalität. Aber die Musik klingt hübsch, es ist vorhandenes geschmackvoll verwertet. Schlager fehlen. Ein Genuß ist es immer, Taubers weichen, ergiebigen Tenor zu hören. Er wird mit Caruso verglichen, aber solche Vergleiche sind ganz wertlos. Tauber wird wohl niemals die heroische Gewalt und geistige Bedeutung erreichen, die der Rhadames des großen Gestalters Caruso besaß, — aber die Eleganz und weltmännisch strahlende Liebenswürdigkeit, durch die Richard Tauber in solch einer Spieloper entzückt, fehlten wieder dem massigeren Neapolitaner. Das „Märchen aus Florenz“ gehörte rasch der Vergangenheit an. Viel Arbeit war nutzlos vertan — wenn Arbeit an sich nicht für jeden Mitwirkenden einen Nutzen bedeutete.

Sonst brachte der Berliner Bühnensommer keine musikalischen oder literarischen Neuheiten.

Doch, richtig, im „Theater am Kurfürstendamm“ führte man eine überflüssige Eindeutigkeit auf. Sie hieß „Ein Fehltritt“ und hat gewiß manchen Barbierjüngling und manche Verkäuferin von Tietz dankenswerterweise in die Sittenverderbtheit der gehobenen Stände eingeführt. Kein Mädchen ohne Kind, kein Junggeselle ohne Kinder. Die Namen der Autoren sind unwesentlich. Solche Schmarren, die mit Kunst nichts zu tun haben und nur durch plumpste und platteste Hinweise auf flüchtige Bettgenossenschaften bei einem untergeordneten Theatermob einen raschen Erfolg herauszukitzeln versuchen, kann jeder kleine Theaterreporter, der ein gutes Gedächtnis hat und durch keinerlei Skrupel behindert ist, mit der großen Zehe schreiben. Schwamm drüber. An dem verlorenen Abend, den ich der Vorstellung widmete (wie leid tat mir die Ida Wüst, die ihre gesunde Kunst für sowas hergeben muß), war das Theater gottlob ziemlich leer.

Lebhaft war dagegen die Kasse im „Deutschen Theater“ umdrängt, als ich ein paar Tage später die „Klubleute“ besuchte, die für das Sommergastspiel einer um Max Adalbert herum gegründeten Feriendirektion aus

Mimi Vesely als Helena in O. Nedbals ‚Polenblut‘. (Staatstheater)
Zeichnung von Eugen Spiro

Richard Tauber in der Ralph Benatzkischen Operette ‚Das Märchen von Florenz'. (Deutsches Opernhaus.) Zeichnung von E. Spiro

lichkeit, abstoßend und versöhnend, daß man's fast bedauert, ihn nicht einmal in einer wirklich großen Charakterrolle sehen zu können. Vielleicht hat ihn sein ewiges „Extemporieren“ (das freilich auch wieder einen besonderen Reiz in diesen leichten Schwänken ausübt) für die Disziplin einer ernsteren Bühne schon völlig verdorben. Wie auch Max Pallenberg. Und vielleicht kann er überhaupt nichts anderes spielen als eben diesen in sich wandlungsreichen Max Adalbert. Aber er hat mitten in der Posse oft herzergreifende Momente, besonders wenn er in anscheinend tiefem Ernst, nervös durch tückische Objekte gereizt, den gefährlichen Schritt vom Tragischen ins Lächerliche tut.

Die Darstellung der „Klubleute“ war flott. Nur glaubte man Max Landa, der den elegant gewordenen Wiener Zweig des Berliner Kleinbürgerhauses spielte, nicht so recht die Abstammung von derselben Mama. Aber in diesen salopp gezimmerten Schwänken muß man ja

älterem Schwankbestand herausgesucht worden sind.

Max Adalbert ist berühmt geworden durch Aufgaben, die ihm eigentlich gar nicht liegen, die zum mindesten nur einen ganz kleinen Teil seiner Begabung ahnen lassen. Wer ihn nur als den schnoddrigen Berliner in der „Scheidungsreise“ und andern ähnlichen Situations- und Verwechslungsstückchen gesehen hat, vermutet kaum den Tragiker in ihm. Aber er hat in seinen grotesk-verzerrten Kleinbürgern, wie hier wieder in dem armselig verkrachten, in Selbsttäuschung befangenen „Familienältesten“, so viel echte Menschnoch über viel bösere Unstimmigkeiten hinwegsehen. Ein echter Komiker von Adalberts Kaliber erleichtert es einem.

Ein kleines Nichts unterhielt in den „Kammerspielen“ das Ferienpublikum: „Kümmelblättchen“. Seltsam, im ersten Sommer der Rentenmark fanden nur solche Ferienstücke durchschlagenden Erfolg, in denen man auf die platten Eindeutigkeiten und Ferkeleien der Inflations- und Schieberzeit verzichtete. Der innere und äußere Zusammenhang dieser Geschmackswandlung mit dem Abmarsch des landfremden Valutagesindels nach Paris liegt da wohl auf der Hand.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Im Reiche der fünf Linien

Musikalische Erinnerungen aus vier Jahrzehnten

Von Dr. Gustav Manz

Es mag überraschend sein, wenn ein Mann der Feder aus dem Schatz seines Gedächtnisses zuerst nicht seine literarischen, sondern seine musikalischen Erinnerungen ausgräbt. Aber es gibt ja auch Menschen, die einem mehr von ihren Liebesgeschichten als von dem Segen ihrer Häuslichkeit erzählen. Und wenn ich dem Leser gleich von vornherein verrate, daß die Musik in meinem Leben immer eine stille Liebe gewesen ist, so ist es wohl begründet, daß ich gerade von ihr erzähle. In vielen Fällen soll es nun für den Mann auch ein Glück sein, wenn er seine Geliebte nicht — heiratet. So will ich mich dessen getrösten, daß es mein gutes Schicksal war, den manchmal nahe gerückten Entschluß, Musiker zu werden, doch nicht ausgeführt zu haben. Denn auf diese Weise bleibt Klang und Sang, die in mein Leben hineingezogen sind, im romantischen Schimmer. Und ich gehöre heute nicht zu den vielen ausübenden Vertretern des Musikberufs, die aus dem jugendlichen Ikarusflug voll glühender Begeisterung schmählich hinabgestürzt sind in das dornenvolle Los eines Orchestermusikers, Klavierlehrers oder Musikkritikers.

So darf ich in den nachfolgenden zwanglosen Plaudereien, zu denen ich freundlichst aufgefordert wurde, behaglich erzählen, ohne die Sonde des Kritikers anlegen zu müssen oder gar die Rolle eines Enttäuschten zu spielen . . .

⌘ ⌘ ⌘

Je älter ich werde, um so mehr empfinde ich es als Glück, in dem fruchtbaren und gesegneten Südwestwinkel Deutschlands geboren zu sein, im Lande Baden, um welches Vater Rhein so freundlich seinen schützenden Arm legt. Die badische Residenz, in deren einst fächerförmigem Weichbild sich meine Jugendjahre abspielten, hat uns vor noch nicht zu langer Zeit der Herausgeber dieser Hefte in seinem Buche „Kinderzeit" so anschaulich geschildert, daß ich es mir versage, hier ebenfalls eine genauere Beschreibung jenes Kulturbodens zu geben, auf dem sich mein Lebensweg mit dem seinigen in einigen Jahren gemeinsamer Schulzeit gekreuzt hat. Genug, daß man sich dessen entsinnt, wie dort unter der langen und segensreichen Landesvaterschaft des Großherzogs Friedrich, (den sie mit Recht den „Gütigen" genannt haben), auf einer Schicht regsamen, manchmal etwas philiströsen Bürgertums sich allerlei Kunst und Künstlertum entfaltete. Und mit demselben behäbigen Lokalpatriotismus, den man etwa heimischem Kirschwasser und Laugenbrezeln zuwandte, wurde die Kunst gehegt und gepflegt. Neben der Kunstakademie war es vor allem das Theater- und Konzertwesen, das in Hofbühne, Museumsgesellschaft und anderen Vereinigungen lebhaft aufblühte.

Ganz besonders war es die Karlsruher Bühne, die den Brennpunkt des Interesses aller jener Kreise bildete, die irgendwie höher strebten oder wenigstens mitreden wollten, wenn man von allerlei neuen Ereignissen sprach: es lag in alledem immer etwas von jenem Bürgerstolz, der sich etwas darauf zugute tut, Angehöriger eines Gemeinwesens zu sein, das sich vor anderen größeren in keinem Fall zu schämen hat. Dazu kam bei den engeren und kleineren Verhältnissen der damaligen Residenz, — sie zählte in meinen ersten Knabenjahren noch nicht 50 000 Einwohner, — das Gefühl einer fast persönlichen Verbundenheit mit den gefeierten Größen männlichen und weiblichen Geschlechts, die man als „unser" bezeichnete.

Und so ist es in der Tat eine meiner allerfrühesten Erinnerungen jenseits von Haus und Schule, daß mir meine früh verstorbene Mutter von unserer Landsmännin Amalie Haizinger erzählte, der später so berühmt gewordenen Zierde des Wiener Hofburgtheaters. Mit Stolz wußte sie zu berichten, daß die gefeierte Künstlerin, die ein Menschenalter hindurch die Karlsruher entzückte, sich von meiner, dem Schwarzwald entstammenden Großmutter eine ländlich-bunte Schürze geliehen habe, um damit ihre Bühnentracht als Lorle oder Pfefferrösel (ich weiß nicht mehr, worum es sich handelte) farbenreich zu vervollständigen. Und mit geheimnisvollem Schauder berührte es uns Kinder zu hören, daß unsere Mutter als halbflügges Ding sich eines Tages mit ihrem Bruder darum gestritten habe, wem von ihnen beiden das Anrecht auf eine zu erwartende Freikarte ins Theater zustehe. Die Strafe für den Zank war die mütterliche Entscheidung, daß keines von beiden auf den „Juchhe", d. h. den obersten Rang, dürfe. An diesem Abend aber geschah jenes furchtbare Theaterunglück, eines der größten in der deutschen Theatergeschichte, durch welches das ganze Bühnen- und Zuschauerhaus ein Raub der Flammen wurde

Digitized by Google

und zahlreiche Menschen teils verbrannten, teils in der entsetzlichen Panik sonstwie jämmerlich zugrunde gingen! . . .

Auch meine eigenen frühesten musikalischen Erinnerungen sind nicht etwa mit dem Konzertsaal verknüpft, sondern ebenfalls mit dem geheimnisvollen Haus, in welchem uns jeder große Dichter durch Hölle, Welt und Himmel führt. Persönliche Verbindungen bildeten dabei die Brücke. Jahrelang waren wir Hausgenossen der Familie des aus Österreich stammenden Hofkapellmeisters Ruzek. Die heranwachsenden Sprößlinge dieser kinderreichen Familie waren unsere Lern- und Spielgenossen. Kein Wunder, daß die Welt des Theaters und der Musik nun bald für meine Brüder und namentlich für mich als den Ältesten aus dem Kreise nebelhafter Phantastik heraustrat und greifbare Gestalt annahm. Die Familie des Hofkapellmeisters war ein Musterbeispiel dessen, was man „Theaterleute" nennt; nicht nur, daß der Vater den Taktstock schwang, alle heranwachsenden Kinder waren bereits in frühen Jahren dem Zauber der Bühne verfallen. Zwei der Töchter sind meines Wissens später Bühnenkünstlerinnen geworden, ein Sohn Kapellmeister und ein anderer, mein besonderer Altersgenosse, sollte und wollte Musik studieren, ist aber leider vor der Zeit gestorben.

So wob Sang und Klang zwischen den beiderseitigen Kinderzimmern hin und her, es ging treppauf und treppab in allerlei gemeinsamen häuslichen Unternehmungen, wie Puppentheater und Hauskonzerten. Daß ich bei diesen Dingen einer der eifrigsten Mittäter war, lag an einer früh erwachten Doppelbegabung musikalischer und, wenn ich so sagen darf, dramaturgischer Art.

Wenn ich heute nach Jahrzehnten meine alten Tagebücher durchblättere, muß ich mich selbst darüber wundern, wie früh ich diesen Spielen und Spielereien eine würdevolle Wichtigkeit beilegte. In den kleinen noch kindlich geführten Oktavheftchen, welche die ersten Vorläufer späterer Aufzeichnungen des Gymnasiasten und Studenten bildeten, finde ich bereits die Musikstunden und die Musikaufgaben des elfjährigen Knaben als etwas Erwähnenswertes angeführt; ja ich habe nicht versäumt, mir zu vermerken, wann ich zum erstenmal in meinem musikalischen Unterricht etwas von „Takten" und „Akkorden" vernommen habe. Auch die Persönlichkeiten, die mich in das bunte und doch so gesetzmäßige Reich der fünf Linien einführten, sind nicht vergessen. Da tauchen die Schwestern Rampmeyer auf, bei denen ich den ersten Violinschlüssel malen lernte, da erscheint Konzertmeister Will mit seiner Musikschule, die in einem alten Schlößchen mitten in einem Parke untergebracht war. Heute noch höre ich uns jungen Musikbeflissenen die blauen Notenhefte um die Ohren klatschen, wenn wir in der Harmonielehre schlechte Akkordfolgen fabrizierten oder gar mit den berüchtigten „hohlen Quinten" uns einließen. Der elfjährige Knabe vergißt es auch nicht, in sein Geheimbüchlein einzutragen, daß am 27. Januar Mozart geboren sei. Noch wichtiger aber erscheint ihm die Tatsache, daß wir am 22. Mai des Jahres 1880 ein vielersehntes Ideal verkörpert vor uns sahen, daß nämlich ein Flügel ins Haus kam! Es war ein braves altes Instrument, welches wir als gebraucht erwarben, und auf dem gewiß schon mehr als eine Kindergeneration musikalisch herumgestottert hatte. Gleichwohl wurde dieser 22. Mai zu einem unerhörten Festtag, dessen blendender Glanz mir heute noch in lebhaftester Erinnerung ist. Hätte ich damals schon gewußt, daß er in der Musikgeschichte als Richard Wagners Geburtstag eine immerhin noch wichtigere Bedeutung habe, so hätte ich das mindestens in einen symbolischen Zusammenhang gebracht!

Es war in demselben ereignisreichen Jahre 1880, daß ich Verdis „Aida" zum erstenmal sah und damit die Welt der großen Oper mit beklommenem Staunen kennenlernte. Diejenige des heiteren Scheins und der tändelnden Anmut war mir bereits in Gestalt der Spieloper fröhlich aufgegangen. Wie manchesmal habe ich als halbwüchsiger Knabe auf einem kleinen Stühlchen mäuschenstill im Karlsruher Hoforchester hinter dem Pult unseres Hofkapellmeisters Ruzek gesessen! Die „Weiße Dame", „Fra Diavolo", der „Waffenschmied" und wie sie alle hießen, diese heiteren Werke deutscher, französischer oder italienischer Herkunft, sie prägten sich mit erstaunlicher Lebhaftigkeit in das empfangsbereite Gemüt. Es war wahrlich kein Schade, daß ich, — damals kaum ahnend, welch ein Geschenk ich erhielt, — bei solchem Anlaß so große Künstler, wie die Koloratursängerin Bianca Bianchi, den Bariton Hauser, den Bassisten Speigler singen hörte und spielen sah.

An meinem 13. Geburtstag geschah es, daß ich wohl als besondere Vergünstigung ein Konzert des Hoforchesters anhören durfte. Doch scheint damals die absolute Musik noch nicht so starke Reize auf mich ausgeübt zu haben, wie die Welt der Bühne. Denn sonst stünde dieses Konzert in meiner Tagebuchaufzeichnung doch noch etwas bedeutsamer da, als es der Fall ist: ich nenne es in einem Atem und in einer Zeile zusammen mit dem — Reispudding, den mir die mütterliche Hand zu diesem Tage gespendet! Es mußte in jenen Jahren schon irgendeine Besonderheit vorhanden sein, um auf diesem Gebiet erwähnenswert gefunden zu werden. Und so ist es z. B. in der Tat der schwarze Geigenkünstler „Senor Brindis de Salas", der nach einer langen Pause wieder durch einen Vermerk ausgezeichnet wird. Wichtiger erschienen mir damals unsere eigenen Hauskonzerte, bei denen unser braves Klavier zweihändig oder vierhändig ins Gebet genommen wurde oder späterhin auch noch die ergänzende Geige in Erscheinung trat, für

Digitized by Google

die sich damals ein jüngerer Bruder mit mehr Eifer als Klangschönheit ins Zeug legte.

Das wohl in jedem Knabenleben so entscheidende sechzehnte Jahr, die Epoche des ersten Sturm und Drangs, bildete auch in meinem musikalischen Sonderdasein einen bedeutsamen Markstein. Hatte ich einst an einem 27. Januar Mozarts Geburtstag vermerkt, so war es jetzt die ebenso lakonische, wie banale Ausrufung „Welch wunderbare Musik!", die sich als schriftlicher Niederschlag des erstmaligen Erlebens von Richard Wagners „Lohengrin" findet.

Hiermit beginnt ein Abschnitt musikalischer Entwicklung, der vielleicht typisch ist für die meisten meiner Altersgenossen, deren Werdejahre mit dem Abklingen des Kampfes um die „Zukunftsmusik" zusammenfallen. Die heutige Jugend hat ja keine Ahnung mehr davon, mit welch leidenschaftlichem Eifer das vorige Geschlecht sich in seinen jungen Tagen in den Kampf für und gegen Wagner geworfen hat. Mir selbst war der Zauberer von Bayreuth bis zu dem Augenblick eine mystische Größe geblieben, wo ich zum erstenmal die Sphärenklänge des „Lohengrin"-Vorspiels hören durfte. Daß er etwas sein müsse, worauf man als Deutscher Anlaß habe, stolz zu sein, war wohl dem Knaben schon ein unklares Ahnen gewesen. Heute noch empfinde ich den Schreck der Erschütterung nach, den der Fünfzehnjährige empfand, als an einem Februartag des Jahres 1883 ein Extrablatt die Kunde verbreitete, daß im Palazzo Vendramin zu Venedig Richard Wagner gestorben sei. Jedenfalls wurde sein Tod für mich und ein kleines Häuflein meiner Klassengenossen das Signal zum Leben des großen Künstlers in uns. Genau entsinne ich mich der köstlichen Gesinnungskämpfe und endlosen Wortgefechte, in denen sich in unserem besonderen Kreise im kleinen jener ungeheuere Kampf widerspiegelte, der sich um den Reformator des deutschen Opernwesens entsponnen hatte. Einem Kameraden gab ich damals eine Ohrfeige, weil er „Lohengrin" für eine scheußliche Oper erklärte, obwohl er sie gar nicht gehört hatte. Und innerlich jauchzte ich meinem Freunde Max zu, als er mit der Autorität seiner langen Persönlichkeit erklärte, Siegmunds Liebeslied werde dereinst noch die deutschen Lesebücher als Prunkstück deutscher Lyrik zieren.

Das waren die herrlichen Jahre, in denen Felix Mottl zu jedem Geburtstag der ebenso wie ihr Gemahl wagnertreuen Großherzogin Luise ein neues Werk des Meisters seinen musikbegeisterten Karlsruhern schenkte, die Jahre, in denen die zum erstenmal gehörten Meistersingerrhythmen oder gar die nur halb verstandenen Tristanklänge ein solches Chaos der Empfindungen in uns aufwühlten, daß der eine oder der andere am nächsten Tag unmöglich durch den Besuch des Pennals eine nachträgliche Entweihung eintreten lassen konnte. Die als Grund des Fernbleibens angegebenen Kopfschmerzen waren nach solchen Erstlingseindrücken tatsächlich vorhanden, nur daß sich damit kein Übel-, sondern ein in höheren Sphären schwebendes Wohlbefinden verknüpfte. Das waren die Jahre, in denen die Finger auf dem Klavier nachstümperten, was sie tags zuvor im Orchestergebrause gehört hatten. Dank unseren bescheidenen Geldmitteln und unserem noch bescheideneren Können waren es aber nicht etwa die schweren Klavierauszüge, sondern die recht blutarmen Cramerschen Potpourris, die uns diesen zweifelhaften Nachgenuß verschafften. Ein Ereignis war es, als sich ein etwas wohlhabenderer Schulfreund einen Kleinmichelschen Auszug der „Walküre" anschaffen, ja sogar mit einer vierhändigen Bearbeitung des Kaisermarsches aufwarten konnte. Unsere Schwärmerei mußte sich damals in ungestümen Worten und Tönen austoben, denn die höchste Glückserfüllung, den verehrtesten Künstler von Angesicht zu Angesicht zu sehen, wurde uns ja nicht mehr zuteil. Die einzige Berührung mit ihm und seinem Kreis ergab sich bei dem Karlsruher Tonkünstlerfest i. J. 1885, dessen Mittelpunkt die ehrwürdige Persönlichkeit Franz Liszts bildete. Damals standen wir entschlossen morgens um fünf Uhr auf, stellten uns in der Maienkühle an das Seitenportal der katholischen Stadtkirche, um den Abbé, geführt von seinen Enkelinnen Eva oder Isolde, zur Morgenandacht wandeln zu sehen. Und einer unserer Gesinnungsgenossen geriet vor Stolz fast außer sich, als ihn Liszt in höchst eigener Person während der Pause eines der großen Festhallenkonzerte um den Weg nach einem unentbehrlichen Nebengelaß fragte . . .

Wir hatten damals schon die Empfindung, daß wir nicht nur beglückt Empfangende sein dürften, sondern auch für all das Schöne, das unsere jungen Gemüter überflutete, einen Dank abzustatten hätten. Und so heckte ich mit meinem Freunde Joseph zusammen die Idee aus, daß der Schlußgesang des Kaisermarsches an Stelle der Siegerkranzmelodie zur deutschen Nationalhymne erhoben werden müßte, eine Idee, mit der wir beide bei der damals in Köln erscheinenden Neuen Musikzeitung ebenso schmählich abblitzten wie ich persönlich bei der ersten mutigen Bresche in den Wagnerkreis, die ich mir durch die Bekanntschaft mit Richard Pohl verschaffte.

Es hat dann Jahre gedauert, bis sich meine jugendlichen Wünsche erfüllten, die in einem ersten Besuch der Bayreuther Festspiele gipfelten. Das war 1899: mit diesem Zeitpunkt begann für mich die engere seelische Fühlung mit dem Lebenswerk Richard Wagners und ein freundschaftlicher Verkehr mit den künstlerischen Persönlichkeiten, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, die Schöpfung des großen Künstlers der Nachwelt zu erhalten.

⌘ ⌘ ⌘

Zunächst war es eine persönliche und schriftstellerische Verbindung mit dem ge-

treuen Herolde der Wagnerschen Sache, mit Hans von Wolzogen, die mich in das Haus Wahnfried einführte und seinen Insassen näher brachte. Einer treuen Hausschwalbe vergleichbar, die ihr Nest an einen sicheren Giebel baut, so hat sich Hans von Wolzogen, der seßhaft-ernste Gelehrte, unmittelbar neben dem großen Park angesiedelt, der Richard Wagners letztes Heim und den dauernden Wohnsitz seiner Familie mit stattlichen Bäumen umgibt. Durch ihn, den bescheidenen und allem Scheinwesen abholden Freund der Familie eingeführt zu werden, galt immer als eine besondere Empfehlung, gewissermaßen als eine Kennzeichnung des Ankömmlings, die es leicht machte, den Gesprächston zu bestimmen.

Seit jenen Tagen, da ich zum erstenmal Frau Cosima Wagner, der geistigen Leiterin des Bayreuther Unternehmens und Hüterin des Wagnerschen Erbes, gegenübertrat, haben sich mir gesellschaftliche und briefliche Beziehungen mit ihr ergeben, die ich zu den unverlierbaren Schätzen meines Lebens zähle. Ich habe erst vor kurzem an anderer Stelle anläßlich des 85. Geburtstages dieser bedeutenden Frau versucht, ein menschliches und künstlerisches Bild ihres Wesens zu entwerfen und möchte mich darum hier nur auf eine kurze Andeutung beschränken.

Die geistige Beweglichkeit dieser ihrem großen Vater Franz Liszt ebenbürtigen Tochter war so stark, daß der einzelne, der mit ihr in Berührung kam, fast immer nur gewisse Seiten ihres Wesens oder gewisse Richtungen ihrer Energie kennenlernte, die eben gerade auf die ihr selbst oder ihrem Besucher am Herzen liegenden Dinge hinstrebten. Wohl niemand, der ihr in persönlichem Gespräch gegenübergestanden hat, konnte sich dem Eindruck einer imponierenden Persönlichkeit entziehen, deren Handlungen immer geleitet waren von einer rasch überblickenden und klar sichtenden Intelligenz. Und gerade weil die Ausprägung dieser Eigenschaft sonst als ein männliches Vorrecht gilt und sich von jeher nur bei den bedeutendsten Frauen im Gegensatz zu der großen Masse gefunden hat, ist auch die Ablehnung, ja die Gehässigkeit begreiflich, die sich im Laufe der Jahrzehnte bei denjenigen äußerte, denen die zwingende Kraft dieser lauteren Persönlichkeit unbequem war. Marie von Ebner-Eschenbach tat einmal den klugen Ausspruch, daß eine geistreiche Frau Tausende von geborenen Feinden habe, nämlich alle dummen Männer. Oft mußte ich daran denken, wenn ich die Wirkungen der auf den Bestand und den Ausbau Bayreuths gerichteten Tätigkeit der Frau Cosima Wagner beobachten durfte. Freilich hat sie nicht allein mit begeisterungsunfähiger Indolenz, sondern auch mit bewußter Falschheit zu kämpfen gehabt, und wenn einst die Zeit gekommen ist, um sachlich unvoreingenommen die Geschichte des nachwagnerischen Bayreuth zu schreiben, dann wird man erst erkennen, wie viel Arbeitskraft und ein wie großes diplomatisches Geschick diese Frau (unterstützt von so treuen Beratern, wie zum Beispiel Kommerzienrat Gros), aufwenden mußte, um die Festspiele in dem überlieferten Charakter zu erhalten und auszugestalten. Keine Schmähung und kein Mißverständnis, keine künstlerische Verunglimpfung und keine materielle Schädigung hat den unbeugsamen Willen dieser gestrafften Intelligenz zu beugen vermocht. Bis zum Versagen ihrer körperlichen Kräfte, welches sie zwang, die Leitung der Festspiele ihrem Sohn und seinen Helfern zu übergeben, kannte sie kein Ermatten; ihr Lebensinhalt war Arbeit und immer wieder Arbeit. Dieser seelische Heroismus prägt sich auch in ihrer äußeren Erscheinung aus, die gleich auf den ersten Blick unverkennbaren Herrscheradel verrät, eine überaus reizvolle Mischung entgegenkommender Liebenswürdigkeit und überlegter Zurückhaltung. Wer je in früheren Jahren Empfänge im Hause Wahnfried mitgemacht hat, wird das ohne weiteres bestätigen können. Neben dieser Fürstin des Geistes, die den Ehrendoktortitel der Berliner Universität trägt, verschwanden sehr oft die Fürstinnen des Titels; sie bildete stets den ungewollten Mittelpunkt ihres Kreises und ihre Souveränität bestand in der meisterhaften Verbindung einer für alle geltenden Freundlichkeit mit der persönlichen, nur dem Gesprächspartner zugewandten Aufmerksamkeit. Im engeren Kreise, etwa auf einem der sommerlichen Familienausflüge in das Fichtelgebirge oder zur Teestunde im Lichterfelder Krankenhaus (wo sie sich in früheren Jahren bei dem Arzte und Freunde, Geheimrat Schweninger, spärliche Wochen der Erholung gönnte) konnte man feststellen, wie sehr diese Eindringlichkeit auf einer gründlichen Kenntnis der allerverschiedensten Geistesgebiete beruht, wie unmöglich es gerade ihr gegenüber war, etwa im Stil einer landläufigen Konversation Schaum zu schlagen oder schillernde Seifenblasen steigen zu lassen. Sie ist wohl die sachlichste Frau, die mir begegnet ist, und ihrer geistigen Konzentration in Verbindung mit der leidenschaftlichen Herzenshingabe an „das Werk" verdankt sie den Ruhm, das ungeheure Lebenswerk ihres Mannes, so weit es sich in dem Gedanken „Bayreuth" ausprägt, vor dem Zusammenbruch bewahrt zu haben.

Es war einer der seltenen Glücksfälle, mit denen die Geschichte der Festspiele begnadet wurde, daß dieser Frau in ihrem Sohne Siegfried Wagner schon in seinen jungen Jahren — nach einer kurzen, der Architektur zugewandten Neigung — in bewußter Erkenntnis innerster Begabung ein szenischer und musikalischer Helfer erstand, der sich seit ihrem eigenen Rücktritt zur leitenden Persönlichkeit entwickelte und emporbildete. Als dieser Sohn am 6. Juni 1869 geboren wurde, genoß der Vater sein spätes Glück in vollen Zügen und schrieb an seinen alten Dresdner Freund Pusinelli die ahnungs-

Digitized by Google

vollen Worte: „Jetzt erst habe ich noch gern und froh zu leben. Ein schöner, kräftiger Sohn mit hoher Stirn und klarem Auge, Siegfried Richard, wird seines Vaters Namen erben und seine Werke der Welt erhalten.“ Ein andermal schrieb er in jenen Tagen: „Und dereinst — da muß mein Junge für das Rechte sorgen.“ Die Persönlichkeit Siegfried Wagners, der ja nun selbst in der Mitte der fünfziger Jahre steht, hat sich allmählich aus dem riesengroßen Schatten seines Vaters herausgelöst und steht heutigentages in ihrer Doppeleigenschaft als schaffender Künstler und als Leiter der Bayreuther Festspiele in festumrissenen Zügen vor uns. Er hat selbst in einem frisch plaudernden Erinnerungsbuch frank und frei gestanden, wie wenig Talent er in sich zur tragischen Gestalt fühle. Er betrachtet es als Glück, Sohn eines Vaters sein zu dürfen, dem er eine glückliche Jugend verdankt, betrachtet es als Glück, sein Werk fortsetzen zu können, daneben aber auch in sich die Kraft zu fühlen, Eigenes zu leisten. Siegfried Wagner hat es in der Tat verstanden, sich auf seinem künstlerischen Heimatboden Bayreuth Respekt zu verschaffen. Und bei seinen vielfachen Kunstfahrten ins Reich oder ins Ausland, wo es galt, sich für die eigenen Werke einzusetzen, steuerte er unbekümmert hindurch zwischen der zudringlichen Scylla kritikloser Anhimmelung und der Charybdis gehässiger Verunglimpfung. Gestützt auf einige Analogien unbedeutender Söhne großer Väter, wollte man ihn unbedingt zum Epigonen stempeln. Gewiß hat auch er, wie so viele musikalisch Schaffende unseres Geschlechts, sich nur schwer der bannenden Übermacht des Wagnertums entziehen können. Wer aber sich wirklich einmal die Mühe nimmt, Opern wie den „Bärenhäuter“, „Bruder Lustig“, „Herzog Wildfang“ u. a. genauer zu prüfen, der wird sich dem Eindruck nicht verschließen, daß gewisse vom Vater übernommene musikalische Redewendungen und Gesten der Orchestersprache schließlich doch nur Zeittribut sind, während sein eigentlichstes künstlerisches Wesen viel mehr einer fröhlichen Romantik Weberschen Gepräges nahesteht. Sei dem wie ihm sei, es dürfte selten wohl der glücklich-unglückliche Erbe eines großen Namens sein Geschick mit so viel Frohsinn und Würde getragen haben. Seitdem Siegfried Wagner gar an der Seite seiner lebensheiteren Frau, der Adoptivtochter des alten Freundes Karl Klindworth, glücklicher Ehemann und Vater einer reizenden Kinderschar geworden ist, hat er wahrhaftig auch nicht den geringsten Anlaß, sich pessimistischen Anwandlungen hinzugeben. Im Augenblick, in welchem ich diese Zeilen schreibe, kreuzt er den Ozean, um im Lande Dollarika die Mittel für den Wiederbeginn der Festspiele zu holen, die unser armes Deutschland leider nicht mehr aufbringen kann. Und so befolgt er in doppeltem Sinne das Goethewort: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!“

So viel für heute an persönlichen Eindrücken, an reicher Erfüllung einstiger Kinderträume durch ein freundliches Schicksal. Ich könnte noch mancherlei erzählen von dem bunten Reigen der Persönlichkeiten, die mir in dem kaleidoskopischen Sommerbild der Bayreuther Festspiele entgegentraten (ich nenne nur Hans Richter, Eugen Humperdinck, Altmeister Hans Thoma, Chamberlein und Thode, ganz zu schweigen von den großen Sangeskünstlern beiderlei Geschlechts). Davon aber ein andermal, und ein andermal auch einiges über den Mann, von dem gerade in Bayreuth „offiziell“ nicht gesprochen wurde, und den ich dank einer seltsamen Fügung des Schicksals in jungen Jahren kennenlernen und dann in ehrlicher Bewunderung des Menschen und Künstlers in mein Herz schließen sollte: Johannes Brahms.

Oktobertag. Von Frida Schanz

Sonnenwarm die Luft, voll leisem Wehn
Und Glückshauch, wie in Veilchentagen.
Wie blaue Augen sind die Seen
Zu noch viel blaueren aufgeschlagen.

Die Stille so verzaubert klar,
Daß feinste Laute leuchtend schallen.
Von seltnen Blumen blüht ein Paar
Noch lichtstark in den Föhrenhallen.

Kundry. Von Anne-Marie Tittal

Einst zog durch märzlich jungen Wald
Mein Weg, der nie ein Ende kennt.
Da fand ich Parsifal, den jung und alt
Den Makellosen, Reinen nennt.
Dem Müden strich ich sanft die wirren Haare
Aus seiner Knabenstirne trotziger Reine.
Daß ich dies heilig Herz vor Kundrys Fluch bewahre,
Dies eine wollt' ich, flehte nur dies eine.
Bist du mein süßes Kind, mein Bruder, daß sich neigte
In Tränen Kundry, segnend deine Spur?
Daß auch dein Blick der Hexe Liebe zeigte?
— Auf, reite weiter — zu Kondwiramur!

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Sir Galahad: Die Kegelschnitte Gottes (München) — Peter Rosegger: Die neue Bahn. Aus dem Nachlaß (Berlin 1924) — Max Dreyer: Mein Drachenhaus (Leipzig 1924) — Max Jungnickel: Sorge 13 (Leipzig-Wien 1924) — Artur Brausewetter: Der Kampf mit den Geistern (Leipzig 1924) — Paul Oskar Höcker: Thaddäus (Berlin 1924)

Mit dem Roman Die Kegelschnitte Gottes habe ich (das Subjektive ist in diesem Fall nicht zu meiden) einen stillen, zähen Kampf gekämpft, bevor ich mit ihm zu Ende kam. Es war nicht der immerhin etwas geschmackbrüchige Deckname Sir Galahad, es waren auch nicht die 541 geräumigen Seiten in augengefährlichem Druck, die mich schreckten. Aber als ich etwa ein Drittel gelesen hatte, schien mir, daß schon im zweiten der vier Bücher, in die der Roman zerlegt ist, eine andere Hand am Werke war, als im ersten. Ich blätterte weiter und fand das letzte Buch wieder in anderem Stil und Ton gehalten. Ich vermutete, daß ein Autor in sehr verschiedenen Lebensaltern an dem Werk gearbeitet hatte. Leider unterbrach damals eine nicht leichte Krankheit meine Beschäftigung mit dem Buch, und als ich wieder genesen war, fand ich nicht sogleich den inneren Anschluß wieder; der Eindruck des Zwitterhaften, Zusammengeleimten blieb; das Werk zerfällt buchstäblich in drei verschiedene Teile, die man etwa so benennen könnte: Asiatisches Idyll (1. Buch), Kritische Gänge (2. und 3. Buch), Novelle mit satirischen Hemmungen (4. Buch).

Immerhin ist das Ganze, namentlich in der Satire, so bedeutend, daß man nicht leicht darüber hinweggehen darf. Es bedeutet zwar nicht den „Untergang des Abendlandes“, aber es erstrebt in seinem wesentlichsten Teil nicht weniger als die Vernichtung unserer gesamten Kultur mit den technisch vervollkommneten Mitteln einer Spottschrift. Mitunter macht es sich Sir Galahad etwas leicht, so wenn er den Nazarener damit abzutun sucht, daß er den Heiden ihr „Plappern“ vorwerfe und selber immerfort rede. Es gibt eben Unterschiede, Sir, zum mindesten künstlerischer Art, den Meister des Gleichnisses und der Bergpredigt trifft Ihr Vorwurf so wenig wie den großen Ethiker, der das Siegel seines Blutes unter ein gigantisches Lebenswerk setzte. Aber sonst ist Galahad meist glücklich in seinen Geißelhieben, leider überwiegt die Satire so unharmonisch, daß sie wie ein übervolles, geschwollenes Euter die Gehversuche einer Handlung von vornherein hemmt, die Erzählung kommt nicht vom Fleck — bis zum letzten Teil, wo sie plötzlich munter zu traben beginnt, so daß man, wenn auch nicht von einem regelrechten Verlauf, so doch von einem Auslauf sprechen darf.

Das erste Buch versetzt uns weich und wohlig, wie von einem Elefantenrüssel in schönem Schwunge behutsam dahingetragen, in die Tropenwelt Ceylons. Kokosplantagen, „zitternder Smaragd der Reisfelder“. Dahinter der „Urwald mit seinen dumpf-dunkeln Abenteuern, berstend vor Leben und duftend nach Brunst und Tod“. In der Stille singt das Licht. Es klingt wieder in dem „goldenen Bienensummen des Glücks“, das die Kindertage des schönen Paares erfüllt: Horus und Gargi. Er ein junger Europäer aus vornehmem Geschlecht, der aber seine Heimat kaum kennt, sie eine südindische Prinzessin, in ihrer holden Schlankheit geadelt von dem Schönheitssinn und Feingefühl einer vieltausendjährigen Kultur.

Auf diese alte Kultur, die er abgöttisch verehrt und als letzte Erfüllung ansieht, kommt es „Sir Galahad“ vor allem an. Sie in scharfbelichtetem Kontrast dem gegenüberzustellen, was die Europäer als ihre Errungenschaft preisen, ist der Sinn und Zweck des ganzen Buchs. Darum schildert er mit hemmungsloser Vorliebe — und teilweise wunderschön — den Lebensfrühling der beiden Kinder, die sich schon mit dreizehn Jahren ehelich zusammenfinden. Mag das in der Tropenwelt erklärlich sein — ein Grund, darüber in Entzückung zu geraten und es schlechtweg den „feinen Dingen“ zuzuzählen („Weidengerte — Weidenrute, die sich im Frühlingswind verzweigen“) ist wohl nur bei der einseitigen Verstiegenheit möglich, die dem bedeutenden Werk leider so viel von seiner Beweiskraft nimmt und die sich oft in schwülstiger Ekstase äußert. Aber zu den vielen klugen Meinungen, die in diesem Roman auch zwischen grellbunten Wortblüten und tropisch-wunderlichen Satzranken immer wieder aufleuchten, gehört auch die, daß es eigentlich nur Sinn und Zweck habe, mit jemandem, der gleicher Ansicht ist, zu diskutieren; „auch da ergeben sich antagonistischer Kanten noch übergenug, aus ihnen lebendige Funken zu schlagen. Polemiken aber aus unharmonischer Empfindung heraus oder gar verschiedener Unterscheidungskraft degenerieren, werden bitter, lang und steril“. Das sollten sich die Deutschen hinter die Ohren schreiben und nicht nur die Bierbankpolitiker. Jedenfalls will ich als Deutscher, der sich zur indischen Weltauffassung nicht so ohne weiteres verstehen kann, den Anfang machen und

Digitized by Google

nicht mit dem Dolmetsch des Verfassers, dem superklugen Horus Elcho, dem die Weisheitssprüche meterlang aus dem Munde hängen, in Meinungsstreit geraten.

Was den ersten Teil, das asiatische Idyll, neben dichterischen Schönheiten besonders anziehend macht, ist der ganz einzige Humor, den Galahad bei Tierschilderungen entwickelt. Namentlich für die Eigentümlichkeiten des Elefanten hat er das lustige Malerauge eines Oberländer; aber auch die alten Papageien, die in der Mauser „alles über Hornbrillen herab mißbilligen und mit dicken Zungen in einer uralten heiligen Gaunersprache schimpfen", oder einen Kater weiß er mit beispiellosem Humor zu zeichnen. Hin und wieder tritt diese Gottesgabe auch bei seiner Menschenschilderung hervor (die alte russische Großfürstin!), aber meist rinnt hier zu viel Galle in die Feder, bittere Satire löst jene weltweise und gütig lächelnde Stimmung ab, die wir unter Humor verstehen.

Freilich ist auch diese Satire meist so stark und scharf, daß man unwillkürlich mitunter an Swift erinnert wird, auch wenn man sonst den Kritikerunfug, immer gleich die Größten der Weltliteratur als Parallelen heranzuziehen, wenn einem einmal etwas gefällt, zu meiden sucht. Sie tritt überwiegend vom zweiten Buch an in den Vordergrund, als Horus und sein junges Weib auf einer eigenen Dampfjacht Europa besuchen. Schon bei der Landung in Marseille, wo der wüste Hafenmob die exotischen Fremden aufdringlich begafft und belästigt, die Polizei sie schikaniert, beginnt Horus-Galahad zu schäumen, und hageldicht klatschen jetzt die Geißelhiebe des gereizten Spötters auf alle Zustände und Menschen nieder, die ihm begegnen. Er übersprudelt sich förmlich, er weiß nicht, was er zuerst mit Spott und Hohn übergießen soll: den ohrenzerreißenden Lärm der Sirenen, die Verstänkerung der Luft und Verdunkelung des Himmels durch Schlote, die häßlichen Gesichter und rohen Manieren des Publikums, die Kleidung und Haltung der Frau (die Faust in die Hüfte gestemmt, statt des Haares Wellblech, auf diesem ein zweiter Kopf, der Hut, so geschmacklos als möglich, die Füße in harte Schachteln gepreßt usw.). Dann die allgemeine Andacht vor losen bedruckten Blättern, die immer frisch gereicht werden. Horus liest: „Dem eminenten französischen Forscher M. Forest ist es gelungen, die seelische Minderwertigkeit der deutschen Rasse auch chemisch nachzuweisen (ähnliche haßverzerrte Verlogenheiten findet er auch in den Blättern anderer Völker), dann folgen Unglücksfälle, Verbrechen und andere herzerhebende Neuigkeiten als täglich zwei- bis dreimal gereichte Geistesnahrung der Europäer ... Horus fährt nach Paris, besucht das Theater. Wie lächerlich das Innere mit seinen faustdicken Symbolen des „Musentempels". Dann die Reklamelichtbilder auf dem Vorhang ... Er sieht Sarah Bernhard als „L'aiglon": „eine Greisin in weißen Lederhosen, den Kopf voll roter Wolle. Fingerdicker Ruß hing um die kahlen Augen, ein Klumpen Sacharin zerging im Mund zu Lächeln, während sie Küsse um sich streute mit verwesender Hand. Unter dem abgemagerten Kopf hing ihr ein Kuheuter zwischen Vatermördern herab. Kokett schleifte das Kunstbein (das linke) nach."

Man sieht an dieser Probe ungefähr, „wes Geistes Kind" dies Buch ist. In ähnlicher Weise geht es über alles her, was dem jungen Inder begegnet: das Sporttreiben in St. Moritz, wo er bei dem „Arrageschrei der Amerikanerinnen" und dem Schmuck der Millionärinnen bemerkt: „Warum hängen sich die alten Frauen in Europa nicht lieber einen Scheck in gleicher Höhe um den Hals, wäre das nicht optisch erfreulicher, als Perlen über häutige Hälse holpern zu lassen?" So werden Menschen und Sitten allerorten unter die kritische Sonde genommen, selbst die Engländer, die er als die stärkste und bestgeratene Rasse ansieht, bekommen wegen ihrer Prüderie und politischen Heuchelei einen gehörigen Denkzettel, während er die reisenden Russen als „fanatische Nasenbohrer" abtut. Besonders schlimm ergeht es Wien, dem er auch den Ruhm der „Musikstadt" streitig macht; während ein Berliner Pfingstausflug und die schikanöse Beamtenwirtschaft am Fahrkartenschalter leider nur allzuverdiente Pritschenschläge bekommen. Überhaupt kann man der beißenden Kritik unserer Zustände in den meisten Fällen nicht unrecht geben. So etwa wenn er die modernen Tänze eine „erotische Friktionsgymnastik" nennt. Es trifft seinen Helden etwas unvorbereitet „diese jungfräulich erhaltenen Damen der besten Welt, plötzlich, wie auf Verabredung, mit ihren Körpern die Sprache südamerikanischer Prostitution mehr oder weniger begabt nachahmen zu sehen", wozu die Musik eine Art „getretene Katzenschwanzweis" ertönen läßt.

Die Spottschrift würde erheblich gewinnen, wenn der Verfasser weniger Verbitterung und Ärger, mehr überlegene Ironie und Humor bekundete; oft sinkt seine Persiflage zu einem schimpfenden Fischweiberton hinab, der sich bei einem solchen Musterexemplar ästhetischer Vornehmheit wie diesem gemessenen Horus etwas sonderbar ausnimmt. Überhaupt wirkt er, immer unfehlbar und immer Schulmeister, wie ein Spielhagenscher Held, auf die Dauer ein wenig belustigend, und künstlerisch verfehlt scheint es, ihn zuletzt noch zu einem Märtyrer europäischer Sittenroheit zu machen.

Was besagt nun der absonderliche Titel? Er ist Theodor Fechners geistvoller Formel von den geometrischen Symbolen der Liebe und des Hasses entlehnt: „Der Kreis symbolisiert mir die Eigenliebe: den Egoismus, die Ellipse das Ideal der Liebesfreundschaft, die Parabel das der Liebe gegen das Unendliche, Göttliche, die Hyperbel das Ideal des bittersten Hasses. So ist in den Kegel-

schnitten Gottes alles enthalten: West und Ost — Ihr und Wir. Niemand wird behaupten können, daß der Titel Wesentliches mit dem Inhalt zu schaffen habe …

Schon zu lange haben wir bei diesem Buch verweilt; eine ungewöhnliche Erscheinung verleitet zu eindringlicherer Betrachtung, bedarf ihrer schließlich auch. Zum Glück vertragen einige der vorliegenden Neuerscheinungen Anzeige in gedrängter Form, so vor allem ein Nachlaßwerk des alten, lieben Peter Rosegger: Die neue Bahn. Es erscheint in der Reihe „Deutsche Dorfgeschichten“, die Heinrich Sohnrey als berufener Fachmann herausgibt, und hat insofern literaturgeschichtlichen Reiz, als eine sehr hübsche Einleitung vom Sohn des vor sechs Jahren verstorbenen Dichters, Dr. H. L. Rosegger, Wesentliches über des Vaters Heimat und Jugend bringt und die Erzählung selbst, die zu des Dichters Erstlingen gehörte, Rosegger als jungen Vorkämpfer für die Fortschritte des Verkehrs und der Technik, gegenüber dem Aberglauben und dem stumpfen Beharrungswillen des steirischen Landvolkes, zeigt. Der Bau der ersten Eisenbahn in seiner Heimat liefert die kräftigen Fäden zu einer spannenden Handlung, deren Einschlag und Knotenschürzung schon die sichere Hand des geborenen Erzählers verrät, wenn der junge Ingenieur, der die Bahn baut, das hübsche Töchterlein des alten Postmeisters (natürlich einem verbissenen Gegner der aufregenden Verkehrsneuerung), erobert und gleichzeitig alle Intrigen Böswilliger, wie die Schwerfälligkeit der Menge niederzwingt. Es kommt viel auf die Stimmung und Umwelt an, in denen man ein Buch vornimmt. Ich las diese Erzählung zufällig in österreichischen Bergen, im altväterlichen Gasthause Josef Speckbachers, und mir war, als ob die alte Zeit aus den würdevollen aber kunstlosen Ölbildnissen der berühmten Familie von den dicken Steinwänden her grüßte.

Ein erheblich luftigeres Haus hat sich ein norddeutscher Poet unserer Zeit an der Waterkant errichtet, und er plaudert davon in dem Buch: Mein Drachenhaus und was es sich mit mir erzählte. Nicht als ob Max Dreyer nun einen Drachen in diesem Hause zu bewachen hätte, der Titel stammt von den Giebelköpfen seines in norwegischem Stil gebauten Holzhäuschens, das von der Höchstspitze des „Hövt“ auf Mönchgut weit in die Ostsee schaut. Ich erinnere mich noch — ein Menschenalter fast ist's her und Dreyer leitete damals die Unterhaltungsbeilage der „Täglichen Rundschau“, der leider unselig entschlafenen, — an die Bauzeit, wo zwei mächtige Eichen auf dieser Höhe Wache hielten. Auch von ihnen erzählt der Verfasser in der Einleitung, die das Entstehen und Schicksal des Drachenhauses mit Liebe und jenem unaufdringlichen Humor schildert, der zu Dreyers besten Eigenschaften gehört. So liest man in behaglicher Laune weiter und erlebt willig die kleinen Schicksale mit, von denen das Drachenhaus und sein Eigentümer plaudert. Nur eine der Geschichten erhebt sich nach Wesensart und Umfang zur Kunstform einer Novelle: „Küsters Fritz und Pastors Frieda“. Dafür gehört sie zum Besten, was Dreyer auf diesem Gebiet geschaffen hat, ganz seine Eigenart wahrend und dabei im Aufbau, in der Seelenkunde und Lebenswärme, wie in sicherer Linienführung ein kleines Meisterstück. Wir erwarten zwar von vornherein, daß Fritz und Frieda sich trotz aller Hindernisse, die das Schicksal zwischen ihnen auftürmt, schließlich „kriegen“ werden, aber das Wie ist hier groß zu schreiben, es spannt, erquickt und wirbt in seiner schlichten Anmut die Freundschaft des Lesers. Dagegen geht Dreyer in der letzten, leider zu fragmentarischen Erzählung (hier läge der Stoff zu einem Roman!) „Das Geschenk“ über seine sonstige Eigenart hinaus und bezeugt, daß zum starken Handlungsroman mit zarter Untermalung er sehr wohl das künstlerische Rüstzeug besitzt. Auch die übrigen kleinen Geschichten und Skizzen sind nicht ohne Reiz, so daß Max Dreyer mit diesem Buch seinen zahlreichen Freunden ein willkommenes Geschenk bietet und gewiß andere dazu gewinnen wird, die trotz dräuender Drachenköpfe in sein Erzählerhaus gern für ein paar Stunden einkehren.

Das letzte kann man von einem anderen Max sagen, mit Vatersnamen Jungnickel, der freilich, wie's scheint, noch kein eigenes Häuschen hat, wenigstens berichtet er in der letzten und schönsten Geschichte seines neuen Büchleins, wie er mit Bündel und Wanderstab bei einem Windmüller einkehrt, der ihm ein winziges Kämmerlein abgibt, aus dem man nur ins Freie schauen kann, wenn man sich glatt auf den Fußboden legt und durch das kleine, so tief angebrachte Fensterlein den Kopf steckt. Aber es kommt immer auf den Kopf an, nicht auf das Fenster, aus dem er herausguckt. Und da der Kopf einem Poeten gehört, so sieht er von diesem dürftigen und unbequemen Ausguck nicht nur den Mond und die Wolken, sondern dahinter auch noch allerlei große Geister stehen. Aber mehr noch erlebt der Wanderer in seiner Mühle (aus der er, wie Daudet, mehr Briefe an seine Leser schreiben sollte): Köstliche Liebesstunden, wie sie eben nur ein Dichter — beschreibt. Ja, daß er ein Dichter ist, bekundet Jungnickel auch in diesem Büchlein. Wir haben ihm diesen Rang schon vor einem Jahrzehnt zuerkannt, aber bald mußten wir leider feststellen, daß er nicht vom Fleck kam, sich vielmehr immer weiter in einen süßlichen, kindlich-gesuchten Ton verlor; und auch an schiefen Bildern fehlte es nicht. Um so größer ist die Freude, sein neues Buch warm empfehlen zu können, das nach der mittleren der drei Erzählungen Sorge 13 benannt ist. Hauptmanns Hannele ist im Fabelland die rechtmäßige Schwester dieser kleinen Philine, die in der Spielzeugmacherstadt im sächsischen Erzgebirge ein kurzes Dasein voll sehnsüch-

Digitized by Google

Bildnis. Gemälde von Josef Bató

Digitized by Google

Digitized by Google

tiger Träume führt. Sie wohnt bei ihrem Großvater, dem Spielzeugmaler August Kirchpfennig, ihr Vater ist ein Tunichtgut gewesen und nach Amerika gegangen, ihre Mutter bewegt sich auf bedenklich schiefer Ebene, so bleibt dem armen Kinde bei dem mürrischen Großvater nichts als ein sehnsüchtiges Verlangen nach Liebe und ein wenig Glück. Ein Flausen- und Flötenmacher redet ihr vor, er wolle sie mit nach Indien nehmen, aber besser Wort hält der Tod, der sie bald aus ihren Phantasien in ein unbekanntes Land führt. Jungnickel verzichtet auf spannende Ereignisse, es genügt ihm, die Seelenvorgänge in diesen armen Leuten und vor allem in der kleinen Philine verstehend mit liebevoller Hand aufzudecken. Darin liegt auch der Hauptwert der ersten Erzählung „Witwun", die im Ton einer Ballade das Aufblühen und Vergehen eines Gutshofs „zwischen Bergen und kleinen Seen, ganz außer der Welt, in tiefer Waldeinsamkeit" schildert. Der unbekannte Mann, der diesen Gutshof sich erbaut, hat das Geld im Spiel gewonnen und so ist sein Haus, der Besitz, trotz wertvollen Bodens auf Sand gebaut. Nach des Besitzers Tode hält es niemand dort mehr aus, das Gut verfällt und endlich stürzt sich seine Frau mit dem letzten alten Gaul, der ihr noch geblieben ist, in den Fluß. Schöne und seltsam poetische Gesichte, so der Tod des alten Witwun, der auf dem Sterbebett noch alles, was er im Leben nicht genossen hat, wenigstens im Spiel seiner Gedanken noch nachholen will, oder in „Sorge 13" die Episode mit dem Sargschlüssel, geben diesen Erzählungen, die in einem märchenhaften Ton gehalten sind, ihren Wert. Oft wird die Märchenstimmung etwas gewaltsam aufgetragen, und weinende oder singende Engel müssen in Person erscheinen, um einfachen Vorgängen scheinbar höhere Bedeutung zu geben. Das gibt in „Novellen" falsche Töne. Ein so liebenswürdiger und warm empfindender Sinnierer wie Max Jungnickel hat derartige Anleihen aus „Herzblättchens Zeitvertreib" nicht nötig, es gibt andere Wege, die zum Herzen des Lesers führen.

Das weiß Artur Brausewetter, der doch, als Archidiakonus, sozusagen amtlichen Verkehr mit den verschiedenen Engelarten hat, besser, er sucht die bewegenden Mächte des Lebens in der Menschenbrust. Der treffliche Mann und Schriftsteller hat in diesem Jahr die 60 erreicht, aber damit, wie sein neuer Roman Der Kampf mit den Geistern offenbart, nur noch größere Reife und Abgeklärtheit einer weitherzigen Weltauffassung. Auf Schicksalswegen eines Arztes Werner Thormann werden wir zu den Quellen wahren Menschentums geführt, die unter der bunten Oberfläche des Alltags rauschen. Wie ein Fluch liegt ein arges Vergehen seines Vaters — das nebenbei edlen Beweggründen entsprang und durch Gefängnisstrafe gesühnt wurde — auf seinem Leben. Der böse Leumund (das häßlichste Gespenst menschlicher Gemeinschaft) liegt immer auf der Lauer und bricht jedesmal, wenn Thormann etwas erreicht hat im Leben, vernichtend hervor. Aber noch mit anderen bösen Geistern muß er kämpfen. Er hat die furchtbare und geheimnisvolle Gabe, im Auge eines Kranken den nahen Tod zu sehen. Auch hiergegen ringt er unter Aufbietung aller Seelenkraft, mit der stärksten Waffe, die es gegen schlimme Geister gibt: der tiefen und reinen Menschenliebe. Und sie siegt auch hier. Wenn auch nicht immer, so vermag er doch in entscheidenden Fällen die dämonische Gabe zu bannen und dem Tode sein Opfer abzuringen. So bleibt er schließlich siegreich in diesem Kampf mit dem Unsichtbaren, wie in dem mit der Gesellschaft, die ihn boykottieren will, und endlich im schwersten, mit den beiden Menschen, die ihm am nächsten stehen: seiner Frau und seiner Tochter. Beide waren drauf und dran, ihn zu verlassen und so einen bösen Erfahrungssatz seines Vaters von der Unverläßlichkeit der Frau im Unglück des Mannes zu bestätigen. Doch endlich ringt er auch diesen gefährlichen Feind, der mit den schmerzlichsten Wunden vertraut ist, nieder, beide Frauen erstarken an seiner Liebe und Sicherheit —: verheißend und in ewiger Jugend steht so das Leben am Schluß vor ihm.

Wieder hat Artur Brausewetter, man fühlt es, diese Hauptgestalt des Romans selber erlebt, die Kämpfe Thormanns sind, mutatis mutandis, seine eigenen Kämpfe und Siege. Das Drum und Dran ist aus dem Alltagsleben geschnitten ohne auffallende Besonderheit. Aber gut gesehene Typen, namentlich aus dem Stande der Mediziner, und klar, dabei ohne Umständlichkeit gezeichnete Situationen geben der Erzählung auch äußere Realität, wennschon ihren Hauptwert die innere Wahrhaftigkeit ausmacht.

Thaddäus, der neue Roman Paul Oskar Höckers, liegt in Buchform vor. Das wird den Lesern dieser Hefte eine willkommene Nachricht sein, denn: auch wer diese Erzählung schon in den Löffeldosen der Zeitschrift genossen hat — und gerade der — wird wünschen, das Werk dauernd in geschlossener Form zu besitzen und damit einen stillen Freund mehr. Soviel steht fest: der Roman Thaddäus gehört zum Besten, was die Feder Paul Oskar Höckers je geschaffen hat. Wie er sich in die Seele, in die Nöte und Ängste, aber auch in die überwindenden und erhabenen Herzenskämpfe dieses armen Buckligen hineinversenkt hat, wie er ihm das Ideal männlicher Schönheit und Vollkommenheit gegenüberstellt und doch beide in den gemeinsamen Strom menschlichen Schicksals zwingt, wirklich und sinnbildlich mit den Wellen kämpfen, siegen und untergehen, im Untergehen noch siegen läßt —: das ist nicht nur mit technischer, ist auch mit dichterischer Meisterkunst gestaltet. Ein packendes, erschütterndes Dichterwerk, das die Menschheit ehrt und vor allem den innerlichen Menschen, der es erträumt und geformt hat.

Digitized by Google

Illustration aus
Paul Mahn: „Die Gedichte des Properz". (Dom=Verlag)

Illustrierte Rundschau

Zu unsern Novellen, unsern Kunstbeilagen und Rundschaubildern

Der Zehntausendmarkpreis, den wir für eine Meisternovelle ausgeschrieben haben, soll unsere bisherigen Mitarbeiter um Himmelswillen nicht kränken, ihre Leistungen nicht etwa herabsetzen. Es wäre ja undankbar, wollten wir nicht bekennen, daß sie uns poetische Schöpfungen anvertraut haben, die zum Besten gehören, was nach dem Krieg in deutscher Sprache geschrieben worden ist. Aber Novellen im strengeren Sinn dieser Kunstform waren es nur selten. Die älteren Erzähler schreiben immer gleich ganze Romane — und die jüngeren Novellisten scheinen ein wahres Grauen davor zu haben, von allen Lesern sofort verstanden zu werden, sie besitzen gar nicht den Ehrgeiz, sich die von Maupassant, Keller und Heyse so brillant geschliffene Kunstform anzueignen, sondern sie verlieren sich in bunt wechselnden Stimmungsbildern. Es ist lehrreich, die Ausdrucksform des literarischen Nachwuchses an einer Erzählung wie etwa Paul Zechs „Heimkehr" zu studieren. Ungeduldige werden suchen und blättern und nach der eigentlichen „Handlung" fahnden — und darüber kaum bemerken, daß sie ja zwischen den Zeilen zu lesen ist. Man müßte, um flüchtigeren Lesern gerecht zu werden, eine Art Polizeibericht von solch einer Novelle bereithalten, etwa: „Genialer Musiker, leidenschaftlich, überreizt, in halber Hörigkeit von einer Frau lebend, die für ihn erglüht, aber sich ihm prüde verschlossen hat, wird durch den völligen Mißerfolg seines Tondramas, seiner Lebenshoffnung, so zerschmettert, daß seine Heimkehr zur Geliebten zugleich sein Untergang wird." Aber den moderner erzogenen Lesern, denen ein Handlungs=Gerüst überhaupt altfränkisch vorkommt, wird damit der ganze Reiz der Expressionskunst geraubt. Und der Autor vollends mag Blut schwitzen ...

Mit manchen Bildern verhält sich's ähnlich. Die ältere Generation ist mit einem Gemälde, dessen „Polizeibericht" klar aus einem dargestellten Vorgang zu lesen ist, am raschesten einverstanden. Das war der ungeheure Erfolg der alten Düsseldorfer Schule, des Anekdotenbildes. Junge Dachse, die vor fünfundzwanzig Jahren Anton Werners Soldatenbild am französischen Kamin eine Illustration „schimpften", konnten unter Umständen Prügel besehen. Heute, wo auch der Impressionismus von der neueren Jugend schon überwunden ist, teilen sie wiederum Hiebe aus gegen die Ausdruckskünstler. Wie öde wär's aber in unserm Kunstleben, wäre die Schule auf dem Standpunkt von 1900 erstarrt! Damals galten Liebermann, Corinth und Slevogt ja noch als wilde Neuerer, denen man das Weitermalen polizeilich untersagen sollte! Nun, heute zählen auch sie schon zum Kanon, und junge und allerjüngste Bilderstürmer sind da. Wir zeigen sie in unsern Heften nur immer versuchsweise, in vorsichtigen Proben. Aber es ist eine freudige Genugtuung, daß wir feststellen dürfen: wie Bilder, die noch vor einigen Jahren vom allgemeinen Urteil abgelehnt worden wären, nun doch schon mehr und mehr Freunde finden. Übrigens ist die Auswahl in einem einzelnen Heft ja auch stets so reich, daß jeder Kunstliebhaber auf seine Kosten kommen kann. Im vorliegenden Heft ist nun freilich kein Neuer zu erklären. Hommel, Jettner, Volkmann, Jank, Pellar, Holm, Winternitz, lauter liebe Vertraute, deren Künstlerhand uns schon so oft erfreute.

Aber nachzuholen ist eine Würdigung Karl Heffners. Nur ein Zufall ist es, daß dieser große Landschaftsmaler, der inzwischen schon ein Siebziger geworden ist, zum erstenmal in unsern Heften auftaucht. Und es will uns jetzt fast wie eine Unterlassungssünde vor-

Digitized by Google

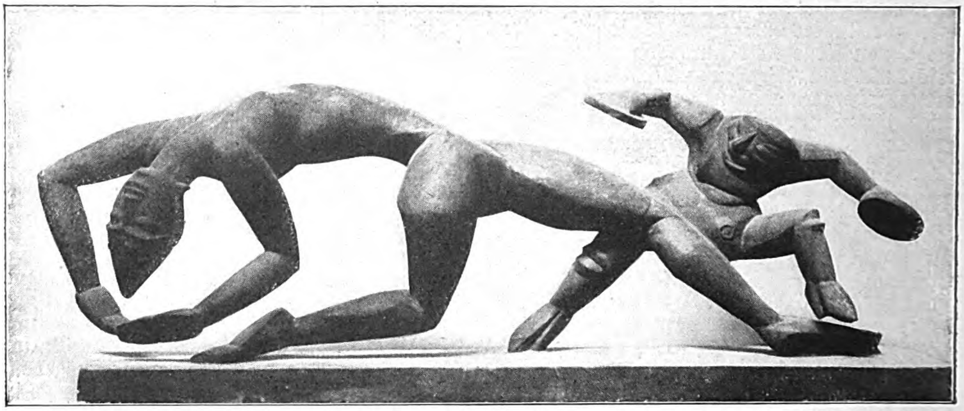
kommen. Wieviel innere Wandlungen hat dieser Künstler durchgemacht! Es gab Zeiten, in denen seine Mit- und Umwelt durchaus nicht mit ihm mitgehen wollte. Übersieht man aber jetzt sein Lebenswerk, dann begreift man dies kaum mehr. Eine wundervoll vorwärts und aufwärts strebende Linie bezeichnet sein ganzes Schaffen. Karl Heffner, in Würzburg geboren, hat sich ursprünglich dem Studium der Musik gewidmet. Nach München übergesiedelt wandte er sich der Malerei zu, nahm sich Lier zum Vorbild, lernte auch von Adolf Stadermann, dem Vielverkannten (den indessen Schack mit Recht den Niederländern gleichstellt), und ganz besonders aus dem Vorbild der Meister von Barbizon. Vom Jahre 1870 an kam Heffner wiederholt nach England und studierte in den Privatgalerien die schönen, intimen Gemälde von Rousseau und Duprés, Daubigny und Corot. Den tiefsten Eindruck übte Rousseau auf den Künstler aus. Von Rousseau lernte er die Wiedergabe des Charakters einer Gegend und die launenhaften Stimmungen, die Erde und Himmel beseelen. Er lernte die Melancholie einer Gegend ebenso zwingend ausdrücken wie frisches Frühlingslicht, regennasse Vegetation und goldiges Herbstlaub...

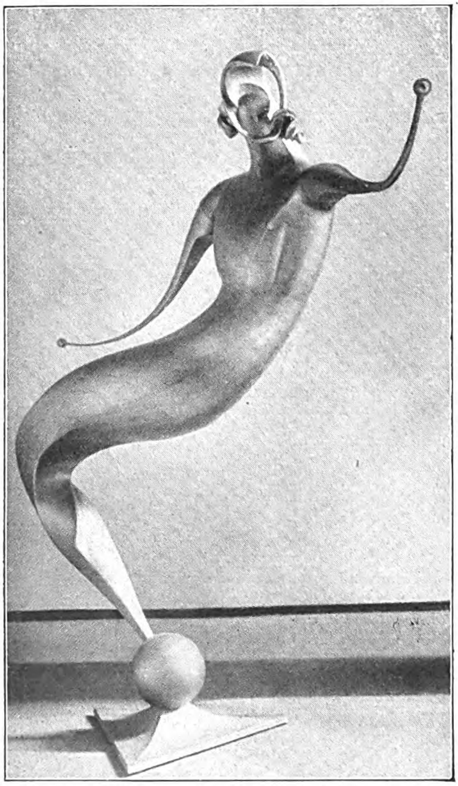
Heute mag seine „Brandung“ eine kleine Probe seines reichen Könnens geben. Es wird lehrreich sein, einmal die ganze Entwicklung dieses vielseitigen Künstlerwirkens zu betrachten.

Die Rundschaubilder leitet eine Illustration zur Prachtausgabe von Paul Mahns geistvoller und sprachlich wie rhythmisch mustergültiger Übertragung der Liebesgedichte des Properz ein. Aus Caspers Kunstausstellung stammt die stimmungsvolle Szene aus Lutter und Wegners Keller: „E. T. A. Hoffmann erzählt“. Fremden, die Berlin kennen lernen wollen, möchte man fast empfehlen, dem fleißigen Berliner Kunstsalon (und seinen ebenso anregenden Konkurrenten) noch ein Stündchen mehr zu schenken als den Berliner Weinstuben ... Und nun seh' ich schon, beim Umblättern, das erschrockene Zusammenzucken aller unserer guten Freunde über Fünfzig. Rudolf Belling! In der jüngsten Ausstellung seiner Werke in der Nationalgalerie hat es sogar Entrüstung gegeben. „Aber das sind doch keine Menschen —!“ Nein, es sind bloß Ausdrucksstudien, es ist konstruktivistische Plastik. Aber als Übergänge, Studienmaterial doch sehr interessant — mit Erfolg auch schon praktisch in der Konfektion verwertet, um die scheußlichen Modeleichen aus Wachs mit den verschminkten Mannequinfratzen auszumerzen. Die feine Radierung von Paul Geißler stellt die Wasserburg Gemen vor. Sie liegt im Münsterischen. Der Park Sternbusch, der zu dem Schloß des Grafen von Landsberg-Velen und Gemen gehört, wird wegen seiner malerischen Ausblicke viel bewundert. Die ganze Anlage erinnert an die Wasserburgen im Artois und in Flandern, die im Krieg als zähe kleine Verteidigungsnester viel zu schaffen machten.

E. T. A. Hoffmann erzählt. Radierung von Max Schenke. (Aus Caspers Kunstausstellung, Berlin W.)

Digitized by Google





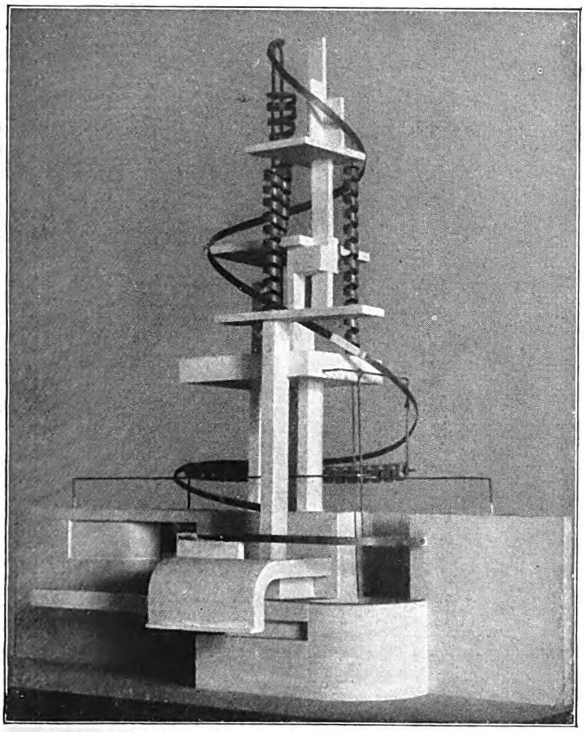
Die Jägerkatakombe an der Via Appia in Rom.

Im Frühling des Jahres 1915 war ich mit den Ausgrabungen in San Sebastiano, eine gute Wegstunde außerhalb der Stadt Rom, beschäftigt. Eines Nachmittags kam eine Bäuerin aus dem nahen Gehöfte hilferufend dahergerannt: ihr Kind sei plötzlich während des Spielens auf dem Platz vor dem Hause in einer tiefen Grube verschwunden. Niemand habe zuvor eine Ahnung gehabt, daß

Der hübschen kunstgewerblichen Anregung des weiblichen Stuttgarter Professors folgt zum Schluß unserer Rundschau eine anregende kleine Abhandlung aus deutscher Ausgrabungsarbeit in Italien, der mehrere bisher unveröffentlichte Abbildungen von nicht nur kulturgeschichtlichem Wert beigegeben sind. Der Aufmerksamkeit unserer Freunde angelegentlich empfohlen. H. G.

Oben: Tanz. Mitte: Modeplastik. Unten: Natur. Bildwerke von Rudolf Belling
Aus der Belling-Ausstellung in der Nationalgalerie zu Berlin

Digitized by Google

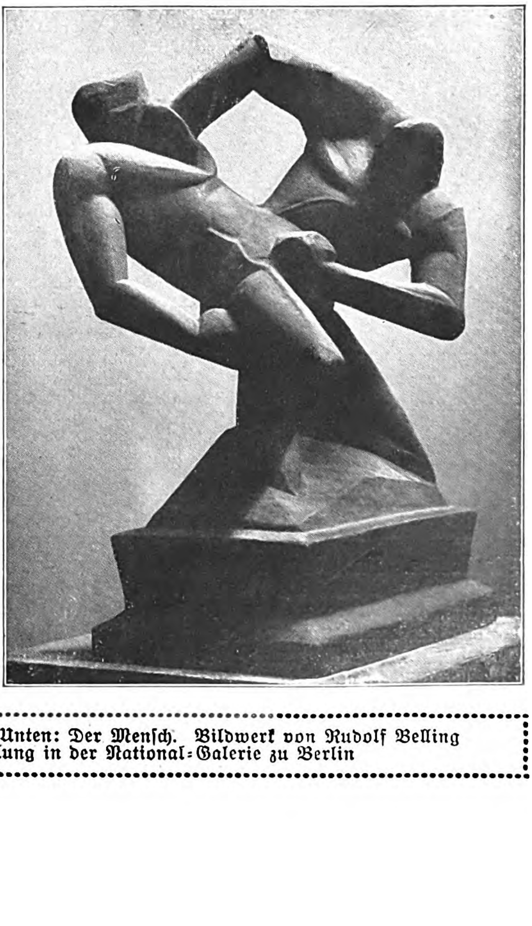


von denen einige noch Inschriften unzweifelhaft altchristlichen Charakters besaßen, während die Malereien auf eine Begräbnisstätte von Jägern hindeuteten.

Im Gange befand sich die ursprüngliche Eingangstreppe, die heute von oben her verschüttet ist. Am Fuß der Treppe sind zwei Bogengräber, sog. arcosolia. Dasjenige rechts war von einem Nachbargang aus durchbrochen. Hier sind offenbar zu einer Zeit, als der ursprüngliche Eingang schon geschlossen war, vandalische Räuber eingedrungen, um die Leichen in der verlassenen Katakombe ihres Schmuckes zu berauben.

Das Arcosol ist mit Malereien versehen, die nach Stil und Technik etwa der 2. Hälfte des 4. Jahrhunderts angehören. In der Lünette ist ein Jägersmann dargestellt. Die Beine sind durch ein späteres Grab zerstört worden. Dichtes Strauchwerk kennzeichnet die Gegend als Wald oder Gebüsch. Der junge Nimrod mit dem kurzgeschnittenen Bart trägt die engärmelige gegürtete Tunika mit Segmenten, d. h. aufgenähten

sich an jener Stelle ein Abgrund öffnen könnte. Hilfsbereit eilten unsre Fossoren mit Stricken, Schaufeln und Lichtern zur Unglücksstelle, die sich gerade gegenüber dem Eingang zum Trappistenkloster, hart an der appischen Straße befand. Aus einem viereckigen Schacht drang das leise Wimmern des Kindes empor. Sofort wurde angeseilt, ein Mann, in der Schlinge stehend, hinuntergelassen, und in kurzer Zeit war die Bergung vollzogen. Außer leichten Schürfungen hatte das siebenjährige Mädchen durch den unverhofften Sturz 10 Meter unter den Erdboden keinen Schaden erlitten; es kam mit dem Schrecken davon. Nach dem kleinen Dankesfest, mit Campagna-Wein aus der häuslichen Kelter, harrte aber der Rettungskolonne eine viel willkommenere Überraschung. Filipetto, der ein erprobter Kenner der unterirdischen Anlagen war, behauptete nämlich, der Schacht müsse von einer altrömischen Sandgrube herrühren. Ein erneuter Abstieg zeigte tatsächlich die Richtigkeit dieser Vermutung. Wir entdeckten einen regelrechten Anschluß von Katakombengängen mit Grabnischen, sog. loculi,



Oben: Brunnen im Hause Westend. Unten: Der Mensch. Bildwerk von Rudolf Belling
Aus der Belling-Ausstellung in der National-Galerie zu Berlin

Digitized by Google

Schloß Gemen. Radierung von Paul Geißler

Zierstoffen. In seiner Linken hält er den Bratspieß, während die Rechte einen Bogen umfaßt, der heute noch unter dem Namen archetto in der römischen Campagna als Vogelfalle bekannt ist. Der Jäger hatte es also auf Gefieder abgesehen. Auf den obersten Ästen der Sträucher sind zwei Vögel, die man als Amseln bezeichnen möchte, abgebildet. Aber was bedeuten denn die großen Heuschrecken, von denen rechts zwei und links eine ebenfalls über dem Gebüsch gemalt sind? Diese Tiere können doch unmöglich als Delikatessen zur Jagdbeute gerechnet werden. In Italien herrscht heute noch der Weidmannsbrauch, die Vogelfallen mit der besten Aussicht auf reichen Fang zur Zeit des Heuschreckenfluges, im August, aufzustellen. Ja man steckt sogar, wenn das Gewerbe kunstgerecht gehen soll, an Bindfaden flatternde Heuschrecken als Lockspeise neben die Fallen.

Digitized by Google

Geknüpfter naturfarbener Basthut mit gleichfarbiger Seide gefüttert. Von Laura Eberhardt, Professor an der Württ. Staatl. Kunstgewerbeschule zu Stuttgart

den. Am Fuß der nahen Treppe ist noch ein Rest der zerstörten Malerei des Bogengrabes erhalten. Das Brustbild eines Jägers in natürlicher Größe.

Im gleichen Gang ist ein drittes Bogengrab mit Freskenschmuck. An der Stirnwand ist eine Rehjagd im Walde abgebildet. Zwei Jäger sind aus dem Hinterhalt in den Baumkronen die Leiter herabgestiegen, um hinter den Hunden her das gehetzte Wild in die Netze zu jagen, welche zwischen den Stämmen ausgespannt sind.

Das Fresko in der Lünette des Arcosols stellt eine Weinkelter dar, worin Putten die Trauben stampfen.

Im Gange sind einfache Gräber mit Ziegelverschluß. Im frischen Mörtel, der die Fugen deckt, sind häufig Monogramm Christi und Palme eingeritzt. Allem Anschein nach sind in diesem Teil der Katakombe die ärmeren Mitglieder des Jägerkollegiums, die Treiber, oder wie sie damals hießen, die restigatores, beigesetzt.

Prof. Dr. Paul Styger.

Es scheint also, daß die Jäger wie die Vögel in diesem Punkte seit dem Altertum noch nicht schlauer geworden sind.

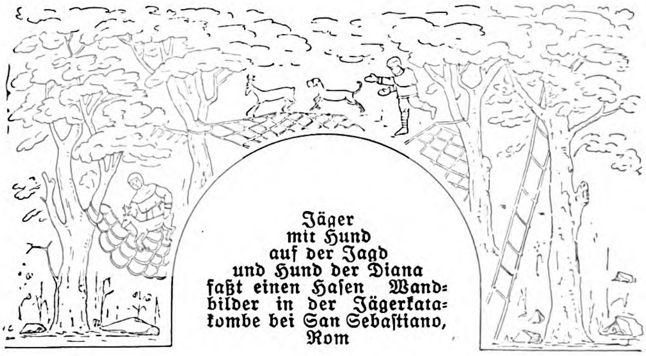
Neben dieser Spezialität des Vogelfanges, dem unser Jäger so geschickt oblag, schreckte er doch vor größern Taten nicht zurück. Dies beweist die große Wildsau, welche im Bogen links über dem gleichen Grab verewigt ist. Diesem Tier ging er dann wohl mit der Lanze zu Leibe, während die kläffende Meute hinterherjagte. Und gutdressierte Hunde besaß der Jäger zweifelsohne, wie aus der Darstellung des rechten Bogenfeldes ersichtlich ist, wo eben ein feister Hase von einer schnellfüßigen Diana am Pelz erfaßt wird. Derartige Ereignisse erfreuten den Jäger so sehr, daß er den Fall für würdig erachtete, in die gemalte Lebensgeschichte aufgenommen zu wer-

Lünette mit einem Wildschwein in der Jägerkatakombe bei San Sebastiano, Rom

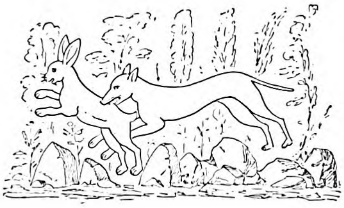
❧ ❧ ❧

Es wird viele unserer alten Freunde freuen, wenn sie hören, daß im nächsten Heft ein Roman von Max Dreyer „Das Gymnasium von St. Jürgen“ zu erscheinen beginnt. Obwohl Max Dreyer schon seinen 50. Geburtstag gefeiert hat, zählt man ihn doch immer noch gern zu den Jungen. Seine köstliche Frische, sein gesunder, wenn auch bisweilen männlich derben Humor, seine Draufgängernatur, die sich in seinen Lustspie-

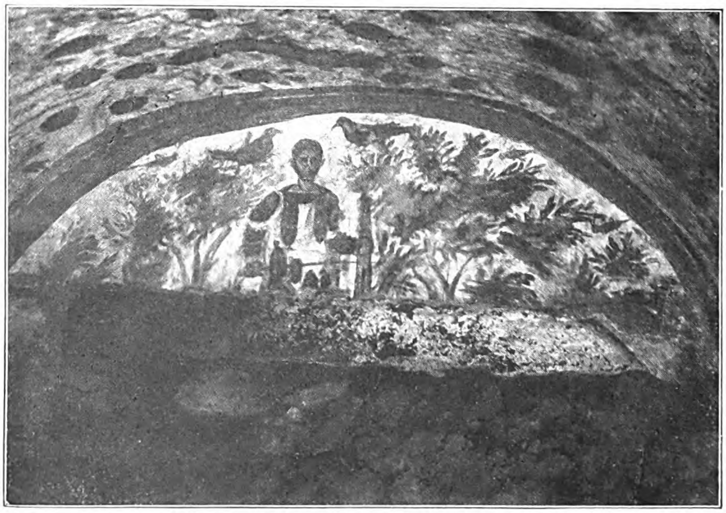
Digitized by Google



Jäger mit Hund auf der Jagd und Hund der Diana faßt einen Hasen Wandbilder in der Jägerkatakombe bei San Sebastiano, Rom



len und Romanen ausprägt, hat ihn jung erhalten. Sein stärkster Erfolg als Erzähler war ihm mit dem Werk beschieden, das zuerst in unseren Heften veröffentlicht worden ist: der Roman „Ohm Peter“. Dreyers hier wie im „Probekandidat“ sehr temperamentvoll angefaßtes Schul- und Erzieher-Thema ist in seiner Aktualität besonders reizvoll. **H. G.**



Lünette mit einem Jäger in der Jägerkatakombe bei San Sebastiano, Rom

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in **Berlin**
Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing** in **Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in **Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Rokoko=Bildnis
(Johann Maximilian IV. Emanuel Graf von Preysing=Hohenaschau)
Gemälde von George des Marées

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

39. Jahrg. / November 1924 3. Heft

Das Gymnasium von St. Jürgen

Roman von Max Dreyer

Ein altes Zisterzienserkloster war das Haus. Von der Straße her blickten auf den lindenbestandenen Hof die gotischen, die Renaissance- und Barockgiebel der Stadt. Alte Geschlechter sahen den Spielen der Jugend zu.

Es war Freistunde. Unter den Bäumen tummelten sich die jüngeren Knaben. Die älteren gingen in meist bewegten Reihen auf und ab, räsonierend, sich neckend und zankend die vielen, diese und jene verbissen in leidenschaftlichen Wortkampf, wenige in ernstem, versunkenem Zwiegespräch. Hier und da standen ein paar geheimnisvolle Gruppen zu wenigen, zu zweien, dreien, die miteinander flüsterten und tuschelten. Abseits hielten sich ganz vereinzelte Streber, die in ihre Lehrbücher sich verbohrten.

An eins der vermauerten Rundbogenfenster des Erdgeschosses lehnten mehrere von den Größten, Oberprimaner. Sie rauchten Zigaretten. Das war verboten, darum taten sie's.

Die beiden Lehrer, die die Aufsicht führten, waren auf der Hut und mieden diese Ecke. Tat auch jeder vor dem andern so, als ob er von der Ruchlosigkeit nichts bemerkte. Sie waren von denen, die ihre Pose wahrten, die noch Versteck spielten vor der neuen Zeit.

Dann und wann wirbelte, sprühte, spritzte einen von den ganz Kleinen, den Sextanern, das jagende Spiel in diesen Winkel, vor diese Verbrecherkolonie. Dann blieb er wohl stehen, mit offenem Munde vor so erhabenem Frevel, eh' ihn die kindliche Lust wieder verschlang. Einer aber, ein rosiges Kerlchen, purzelte hinein in den Kreis, stürzte mit dämonischen Augen auf den längsten der Unholde: „Laß mich auch mal!“ Der nahm die Zigarette lächelnd aus dem Mund und steckte sie zwischen die knospenden Lippen. Ein paar lasterhaft tiefe Züge, und ruchlos beseligt fliegt der kleine Bösewicht wieder in die tobende Schar der Kameraden.

Heftig politisiert wurde in dem Tabakskollegium. Und mit jungenhaft großen und gebauschten Worten Weltanschauung gepredigt. Oswolt von Riebnitz hatte das Wort. Er war Kadett gewesen, dann im Felde, jetzt ein Krüppel. Ein Schrapnell hatte ihm den rechten Arm zersetzt, der ihm abgenommen war. Nicht der erste Kriegsmann, den langes Krankenlager zum leidenschaftlichen Innenmenschen vertieft und in die umgekehrte geistige Bahn geworfen hatte. Schwärmerblässe leuchtete auf seinen zerwühlten Zügen, die tiefen Augen unter dem vorspringenden Stirnjoch waren Flammen. Ein ehrlicher Fanatiker sprach er, den Kopf gehoben — versagte sich ihm ein Wort, strich er mit der Linken die glatten, dunklen Haare. Wenn er redete, schwieg jeder jungenhafte Hohn in dem Kreise.

„An sich selbst soll der Mensch arbeiten! An der Verwirklichung der Idee! Die seinem Geiste entstammt! Was tut er statt dessen? Er müht sich damit zu Tode, fremde Dinge zu produzieren. Diese ganze äußere Wirklichkeit, an der er sich zermürbt — wenn sie nicht ein Trugbild wäre, ein Popanz! Es gibt nur eine Wirklichkeit, die Wirklichkeit des Geistes! Die Idee lebendig machen, die Idee leben, das ist der Menschheit Erfüllung. Dafür aber müssen sie alle, alle brüderlich sich vereinen, dafür wird der Glaube aller, der Wille aller, die Inbrunst aller gebraucht. Nur

so kann die Idee Wirklichkeit werden, sonst bleibt sie wesenlos — und wesenlos, inhaltlos bleibt die Menschheit."

„Das ist deine Menschheit sowieso." Es war Oswolts eigener Vetter, der gegen ihn die Klinge führte, Dibrand von Riebnitz, ein blonder, schlanker, schnittiger Junge mit schnellen, scharfen Augen und klug geprägten Zügen. In seinem Organ war ein seltsam federnder Klang. Auch er, der Jüngere, war vorm Feinde gewesen, wenige Wochen nur — von dem wilden Schicksal, dem Feuerbrand, der Deutschland verheerte, war seines Wesens Metall in eine Form gegossen, mit der des Vetters Schwarmgeist sich nimmermehr vertrug. Sie standen sich nahe, sie fühlten die Stimme des Bluts, sie berieten sich und halfen sich, aber in ihren Lebensanschauungen bekämpften sie sich schonungslos, bis zur Vernichtung. Und den jungen Hörern boten sie das aufregend reizvolle Bild feindlicher Brüder.

„Deine Menschheit — eine gewaltige Seifenblase — etwas rein begrifflich Aufgepustetes. Ein großes Gedankenwindei! Zeig' mir einen Menschen — Du kannst es nicht! Einen Deutschen kannst du mir zeigen, einen Englishman, einen Beduinen, einen Papuaneger! Mensch ist Wandtafel, ist leerer Begriff!"

„Warum mußt du denn so an unserm armseligen Planeten festkleben! Willst du nicht einmal zu den Sternen aufblicken? Zu der Sonne? So wie du sieht sie der Papuaneger, mit zwei Augen wie du. Mit einem Herzen wie du. Und gleich hast du den Menschen! Hast du alle Menschen! Mit derselben Vertiefung in die Wunder der Welt, mit derselben Sehnsucht! Mit derselben Idee der großen Gemeinschaft. Versuch' es, ein wenig kosmisch zu werden —"

„Kosmisch werden! Das ist auch so ein Wort! Kann ich im Weltenraum herumwimmeln? Nur auf der Erde kann ich stehen — und nur von da aus kann ich zu den Sternen aufblicken. Und die Füße, auf denen ich stehe, in heimatlichem Boden wurzeln sie, wo ich mich auch befinde. Was ich auch bin und wo ich auch bin, immer ist die Heimat in mir. Und wenn ich meinetwegen auf den Bermudasinseln sitze und von da durch ein amerikanisches Fernrohr mir die Sterne betrachte — zu dem ja wahrscheinlich deutsche Kunst die Linsen geschliffen hat — nur mit meinen deutschen Augen kann ich sie sehen! Und deutsch sprechen die Sterne mit mir! Deutsch — so wahr ich nur deutsch zu ihnen hinauffühlen kann."

Oswolt schüttelte schwer den Kopf. „Gut," — und eine gewisse Nachsicht schlich sich in seinen Ton, die den Gegner noch fester wappnete und wehrhafter stimmte, „so wollen wir also auf der Erde bleiben. Wollen einmal ihre Naturgewalten sprechen lassen, die Elemente, die dem Menschen gefährlich werden — die der Menschengeist bekämpft und unterjocht. Das Meer, die Feuer des Erdinnern, Stürme der Luft. Sind nicht alle Menschen verbündet gegen sie, in dem Gefühl, daß sie nur gemeinsam diese urgewaltigen Feinde bezwingen können! Und wenn du liest, daß der Ausbruch des Krakatowa so und so viel Javaner verschüttet hat, hast du nicht gleich das Gefühl: Brüder sind hier zugrunde gegangen, Geschöpfe wie du — fragst du hier nach der Volksart, der Stammeszugehörigkeit —"

Dibrand konnte seine Einwände schon nicht mehr zügeln, da läutete die Glocke der Freistunde ihr Ende.

Eine kräftige, ehrliche Männerhand zog den Strang. Der Schuldiener Peter Huswädel, ein alter Soldat, grau, kernig und strenge, gab aus seines Wesens Grunde die ganze Unerbittlichkeit der Pflicht in den Glockenton hinein. Professor Joachim Braß, der in diesem Bezirk das schärfste Ohr und das klarste Auge für die Dinge und die Menschen hatte, behauptete, dieser Klang wäre das einzige in der Anstalt, das treu und fest und wahr geblieben.

Wild hatte der revolutionäre Geist sich auf das Gymnasium geworfen. Die Schule war städtisch, zu Vätern der Stadt aber hatte die Woge der neuen Zeit Männer der äußersten Linken emporgehoben. Jetzt sollte die Welt etwas erleben! Hier sollte eine Musteranstalt geschaffen werden, eine wahrhafte Stätte humanen und humanistischen Geistes sollte hier erblühen. Und das Provinzialschulkollegium, in das der neue wahlverwandte Kultusminister zwei seiner feurigsten Propheten entsandt hatte, war bereit, mit leidenschaftlichem Eifer Hand ans Werk zu legen.

So war das innere Gefüge der Schule erheblich ins Wanken gekommen, und die Bande lösten sich. Der schwere, langsame, gutartige Menschenschlag herrschte auch unter den Schülern vor. Allein wenn Schweres gerüttelt wird, mag gerade das am heftigsten schwingen. Und die Disziplin hatte bereits ihre tüchtigen Sprünge und Risse abbekommen.

Aber die Glocke gebot mit der alten Stimme. Man hörte auf sie wie je, niemand, der ihr den Gehorsam weigerte. Ein wenig gemächlicher wohl und lässiger als sonst, aber in dem breiten, gemeinsamen Zuge der Folgsamkeit flutete alles in die Klassen zurück.

In der Gruppe der Primaner, die sich in Bewegung gesetzt hatte, sprach jetzt der

Digitized by Google

Längste, Unbeholfenste, ein Junge mit eckigen Zügen wie aus Holz geschnitzt, aber dafür mit großen, klugen, tiefen Augen begabt, ein Starker, Zuverlässiger und geachtet von allen, Bernhard Prahn, der Sohn eines Schiffszimmermannes.

„Warum können wir das, was uns so lebhaft beschäftigt, jetzt nicht gleich in die Unterrichtsstunde mit hineintragen! Der Alte aber —! Sonst nichts gegen ihn! Aber würde er nicht seine ambrosischen Locken schütteln und unbesehens in den höchsten Griechenhimmel klettern? Der einzige, der hier noch standhielte und Hals gäbe, wäre Fortinbras. Bloß daß der immer herrischer, verschlossener und einsamer wird."

Fortinbras: der Kriegsname des Professors Braß. Er stand unweit vom Eingang im Gespräch mit dem alten Schuldiener. Eine hohe, schlanke Gestalt, die scharfen Züge wie aus Erz gemeißelt, die dunklen Augen seltsam gehalten, gebändigt, nach innen gewandt. Eine tiefe, schmerzliche Furche grub sich zwischen den Brauen.

An einen der Primaner schlängelte sich ein Altersgenosse hinan, der aber noch die Obertertianerbank drückte, ein hübscher, geschmeidiger Kerl mit großstädtischen Allüren, Benno von Treutlien.

„Ich hab' 'n famosen Tipp für dich!" Er war der Buchmacher, der Spekulant, der Börsenmann, mit einem Zug ins Große und mit einwandfreien, sauberen Händen. Auf die verschiedenen kleinen schmierigen Schieber, die ihr Unwesen in dem Kreise trieben, blickte er mit Verachtung.

Die beiden blieben zurück. Benno war dann der letzte auf dem Schulhof, der einzige. Der Unterricht lockte ihn nicht. Er wollte sowieso zum Zahnarzt. Die Religionsstunde bei Doktor Bode, wenn dieser oder jener sich nicht aufraffte, ein paar Unverschämtheiten hineinzupfeffern, war zum Verzweifeln öde. Und schließlich — ist Religion nicht Privatsache? So gab er selber sich Urlaub, verließ den Hof und ging auf die Straße.

Das Schicksal fügte es, daß zu gleicher Zeit Betti, des Schuldieners Töchterlein, aus einer Nebentür des Gebäudes trat, ihre Musikmappe in der Hand. Der Alte wandte etwas an ihre Erziehung.

Benno bemerkte sie gleich, aber er dachte nicht daran, hier im Bereiche der Anstalt und der väterlichen Augen Annäherungsversuche zu machen. Man wußte, die Kleine wurde wie ein Juwel gehütet. Sie war erst seit ein paar Wochen im väterlichen Hause. Nach dem Tode der Mutter hatte eine Verwandte in der Nachbarstadt sie zu sich genommen, da war sie zur Schule gegangen. Jetzt sollte sie hier die höheren Weihen bekommen.

Als sie in die Nebengasse eingebogen war, fand sich Benno gleich an ihrer Seite. Er zog den Hut. „Darf ich den gleichen Weg zusammen mit Ihnen gehen — in gleichem Schritt und Tritt? — Treutlien!" stellte er sich vor.

Sie sah an ihm vorbei, sagte kein Wort und schüttelte lebhaft den Kopf. Aber der Erregung, in welcher der dunkle, schwere Zopf perpendikelte, merkte Bennos Vertrautheit mit weiblichen Schwingungen ein freudig Erwartungsvolles an. Und jetzt rührte er eine Saite, die wirken mußte.

„Ich schwänze nämlich die Schule," sagte er mit abenteuernder Offenherzigkeit. „Und brauche so was wie einen sittlichen Halt."

Nun drehte sie doch halbwegs ihren sechzehnjährigen Kopf zu ihm hin, der aus ihm nicht recht klug werden konnte. Sprechen tat sie noch immer nichts, doch die halbe Wendung war schon volle Gewähr.

„Mit Ihnen zusammen bin ich doch nicht so ganz von Gott und der Schule verlassen, nicht ganz Vagabund. Nicht ganz auf der Bahn des Verbrechens."

Diesen Menschen, der immerhin kein landläufiges und verbrauchtes Zeug redete, mochte es lohnen, mit einem Blick zu streifen. Das geschah, die kleine temperamentvolle Nase mit den witternden Nüstern aber, die schon alle Anstalten getroffen hatte, sich abweisend zu rümpfen, verzichtete jetzt auf diese Kundgebung. Der hübsche, gepflegte, welt- und wortgewandte Junge gefiel ihr.

Sie selbst war nicht auf den Mund gefallen. Gespreizt wie er gab sie zurück: „Müßte man Sie da nicht eigentlich arretieren lassen? Und in die Besserungsanstalt zurückführen?"

Er musterte sie munter. „Besserungsanstalt! Sie wissen, der Mensch ist gut. Ist er aber gut, so kann die Dressur ihn doch bloß verderben. Es ist also eine sittliche Pflicht, den Käfig zu meiden."

Sittlich war offenbar sein drittes Wort. Und doch wirkte die Großartigkeit seiner Stilistik auf sie ein. Darin, daß er diese selbst nicht ernst nahm, spielte noch ein besonderer, unbewußt geheimnisvoller und um so tieferer Reiz. So umspann er sie mit doppelter Wirkung.

Da er sich aber mit der Lockung an sie wandte: „Wollen Sie nicht auch Ihre Musikstunde schwänzen?" — verriegelte sie sich fest genug. „Wie käme ich dazu?" Und jetzt steifte sie sich in voller Bravheit. „Ich würde es auch nicht tun, wenn mir der Musikunterricht nicht so viel Freude machte."

Er hatte gleich eine neue, pomphafte, revolutionäre Redensart zur Hand. „Dann frei-

Digitized by Google

lich. Freude ist die einzige Moral, die es gibt."

Auf diesem Gemeinplatz ruhten sie zunächst einmal gemeinschaftlich aus. Und Benno meinte, es wäre gut darauf sitzen, zusammen mit diesem kleinen Mädchen, das nicht abgeneigt war — er spürte es wohl — sich von ihm die noch nicht ganz erwachten, aber erwartungsvollen Augen über die Dinge dieser Welt öffnen zu lassen.

Jetzt waren sie allbereits in den gleichen Schritt und Tritt gefallen. Er plauderte fröhlich von seiner sattsam krausen Vergangenheit. „Dies ist nun mein fünftes Gymnasium, von vieren bin ich bald mehr, bald weniger geschaßt worden — meist mehr. Aber damit hat es jetzt ein Ende. Der neue Tag ist da. Jetzt sind wir die Schasseure."

Das alles kam aus lachendem Mund, und all das Großsprecherische war zu leicht und zu scherzhaft beschwingt, um aufdringlich zu wirken. Ihr beweglicher Sinn, den häusliche Ordnung in allzu strengen Schranken hielt, meinte, es ließe sich gut atmen in dieser Luft. Und sie atmete hoch.

Aber sie fand den Ton nicht, wollte ihn wohl auch noch nicht finden. So blieb sie wortkarg in ihrer wohligen Verwunderung.

Die Klavierlehrerin wohnte nahe, aber die kurze Strecke hatte genügt, die Berührung zwischen den beiden herzustellen.

„Wann sehen wir uns wieder?" fragte er, als sie sich trennten.

Sie schüttelte den Kopf. Das hieß aber nicht „nein", das hieß „ich weiß nicht".

„Können wir uns nicht nachmittags einmal treffen — abends?"

„Das ist ganz ausgeschlossen."

„Wann haben Sie Ihre nächste Klavierstunde?"

„Immer Dienstags und Freitags."

„Dann also Freitag."

„Sie werden doch da nicht wieder schwänzen?"

„Lächerlich! Für Sie würde ich die ganze Bude in die Luft sprengen."

⌘ ⌘ ⌘

Während Benno so sich selber nach seiner höchst eigenen individualistischen Methode weiterhalf und entwickelte, hatten die Primaner mehr oder weniger geneigt die Antigone vorgenommen und ließen sich von dem Direktor Kornelius Boldewiek in das Wesen des griechischen Chors einführen.

Der „Alte", ein fein geschnittener Mommsenkopf, war „tabu", gefeit gegen jedweden jungen Übermut. Was ihn schützte, war die Ehrfurcht. Seines Wesens Reinheit, die Höhe seines Geistes, die Wärme seines Herzens zwangen alles Zügellose nieder. Und die Wunden, die er vom Schicksal trug, gaben ihm besondere Weihe. Seine beiden Söhne waren im Felde geblieben, der Verlust hatte der Mutter das Herz gebrochen. Einsamkeit war um den alten Mann.

Schwer trug sein vaterländischer Sinn an der deutschen Not und Schmach. Sein Amt, umbrandet von den Stürmen der neuen Zeit, wankte ihm unter den Füßen. Er war kein Kämpfer, kein Rufer und Führer im Streit. Seine Forschung, seine Wissenschaft war ihm Zuflucht und Trost.

Formvollendet sein Vortrag, inhaltschwer, geistreich in den Ausblicken, den Beziehungen, den Anwendungen. Hie und da vielleicht ein wenig zu hoch für die Jungen. Aber gerade das war es, was die Flugkräftigen fortriß. Und auch die Dumpferen, Trägeren, Gleichgültigen, Zerstreuten spürten wenigstens das Rauschen und blieben im Bann.

Er hatte selbst über den „Chor als idealen Zuschauer" und über „die Gesänge des tragischen Chors" zwei in der wissenschaftlichen Welt sehr angesehene Studien veröffentlicht. Das verführte ihn, allzusehr in Einzelheiten aufzugehen, aber gelangweilt war keiner von den Jungen, geschweige denn, daß der Zusammenhang zwischen Lehrer und Schülern zerriß und der Geist der Störung sich einnistete. Von außen her aber kam eine Ablenkung.

In der Klasse nebenan war es nicht richtig. Durch die Wand tönte es — eine Unruhe, ein Rumoren in kurzen Stoßwellen — dann eine breite Lachsalve — dann wieder die kurzen, schlagenden Wellen — dann ein brandendes Meer.

Hier in der Obertertia, der gottvergessensten aller Klassen, der Station vor der Hölle, war Religionsstunde, Herr Doktor Philipp Bode gab sie. Ihn hatte doch wohl der Herrgott in seinem Zorn zum Lehrer gemacht. Gewiß, er war eine ehrliche Haut und rechtschaffenen Sinnes. Aber alles an ihm war so unfroh kümmerlich und so lustlos subaltern. Die höchste Leidenschaft, zu der er es brachte, eine mürrische Verbitterung und Reizbarkeit. Und es lohnte ihm selber kaum, sich selbst zu heben, sich zu helfen, sich zu pflegen, seinen Geist, seinen Körper, seinen Anzug.

Letzterer legte dem Beobachter Fortinbras einmal den Ausspruch in den Mund: ganz sonderlich betone der Kollege Bode ohne Scheu und Verhüllung den gefährlichen Neuerer. Während sonst die Theologie mit langen Schößen einher wandele, stelle er unter seiner allzu kurzen Joppe das, was die Schöße verdecken, allzu absichtlich und fast drohend zur Schau. Und es könne nur wenig beruhigen, daß der hängende, faltige Hosen-

Digitized by Google

spiegel sich eines demütigen und zerknirschten Wesens befleißige und gerne maßlos klägliche Gesichter schneide.

Natürlich war es diese sterbliche Stelle, nach der die Wortlust der Jungen griff, und es wäre unnatürlich gewesen, hätten sie Philipp Bode nicht Philipp Hosenboden genannt.

Es war an dieser Anstalt, dank der pädagogischen Einsicht des Leiters, schon ehe die neuesten Stürme mit lautem Feldgeschrei dem Kinde die Initiative, den Aktivismus, die Bestimmung, die Führung zuerteilen wollten, die anregende Mitarbeit der Schüler, ein Zutraun, das in eigenen Fragen und Wünschen sich aussprach, längst angestrebt worden und hatte bei den wirklich berufenen Lehrern auch ihre fröhliche und fruchtbar grünende Stätte. Nur daß die wenigsten auch hier zu den Berufenen gehörten. Und Geister — „Geister“ in Anführungsstrichen — wie Philipp Bode, die eigene Regsamkeit der Schüler immer mit Mißtrauen und Sorge betrachteten, hatten durch ihre ängstliche Trägheit der lebendigen Fühlungnahme stets entgegengearbeitet. Dafür brach nun gerade über sie das, was in der Luft lag, schonungslos und unbarmherzig herein. Die Frager pochten gerade da, wo sie bisher nicht zu Worte gekommen waren, auf ihr Recht und übten es eben hier mit bewußter Niedertracht.

Und nun erst in der furchtbaren Obertertia, wo von je die härtestgesottenen aller Halunken Unheil brüten.

So geschah es denn heute. Herr Doktor Bode hatte das einleitende Gebet gesprochen und machte Miene, das aufgegebene Pensum, die Grundunterschiede der christlichen Konfessionen, abzufragen, da erhob sich ein Finger. Dieser Finger gehörte zu dem größten Galgenstrick der Klasse. Er hieß Amandus Lind — niemals haben Namen, Vor- wie Zunamen, sich mehr geirrt. Von einem karikierenden Schlingel unter seinen Komplizen war er einmal abkonterfeit: eine grinsende Klosettbürste mit geschlitzten Hunnenaugen.

„Was willst du?“

„Darf ich etwas fragen?“

„Nun?“

Die Stirne des Bittenden war schwer gefurcht in tiefen, ernsthaften Falten, wie zerquält — um so ausgelassener zwinkten und hüpften die kleinen, schrägen Augen in dem pickligen Kalmückengesicht.

Und jetzt langsam und tonlos, als trüge jedes Wort den Ton in sich selbst: „Herr Doktor, glauben Sie an Gott?“

Daß hier nichts anderes als eine gewollte beispiellose Unverschämtheit dem Lehrer ins Gesicht sprang, wer es nicht begriff, der ahnte es. Und wenn auch Philipp Bode seinerseits einen Versuch machte, vom Begreifen zum bloßen Ahnen und von da zur Ahnungslosigkeit zu flüchten, die grausame Wirklichkeit nahm ihn am Hosenboden. Hiergeblieben! Standgehalten! Den Angriff abschlagen! Den Angreifer unschädlich machen!

Er hatte einen lichten Moment. Den Frager und die Frage ganz ernst nehmen! Gründlich ernst. Bei jedem ist diese Frage berechtigt — bei mir so gut wie bei euch. Des Glaubens innere Gewißheit — wer hat sich nicht darauf zu prüfen, immer und immer — auch hier ist alles an dem Willen gelegen — der Wille ist der Weg zu Gott — dann als belebende, leuchtende Illustration — etwas was immer auf Jungen ihre Wirkung tut — und zugleich als ein Zugeständnis mutig die große Stelle aus Faust herbeigeholt: „Wer darf ihn nennen? Und wer bekennen: ich glaub' ihn?“ Davon dann den Weg in die göttliche Offenbarung der christlichen Heilslehre gewonnen! So geistige Pfade wandeln! Mit geistiger Überlegenheit es zwingen!

Wäre er ein Berufener gewesen, der lichte Moment wäre geblieben und hätte ihn erleuchtet — zum Siege. Er aber, wankend und unsicher, wie ihm das Gaunergesicht des Fragenden immer mehr in die Augen stach, verlor die Besinnung und verlor das Spiel.

Er stand eine Weile wortlos, schnaubend — dann tat er das Falscheste, er schimpfte. „Unerhört ist das! Weißt du, daß du der frechste Lümmel unter der Sonne bist?“

Dies in der Fragestellung war nun ganz vom Übel. Es erfolgte darauf denn auch ein verschmitzt harmloses: „Wieso?“

Solche Harmlosigkeit aber entfesselte die Katastrophe. „Links und rechts hinter die Ohren müßte man dich schlagen!“

Und da der Harmlose überlegen mit den Achseln zuckte, lief der Wutschnaubende auf ihn zu und pflanzte sich bebend vor ihm auf.

Eine Bewegung wie über ein Kornfeld durchlief die Jungenschar. Gespannt sie alle — doch nicht alle schwiegen — ein großer Teil murrte unwillig, die Übermütigen lachten.

Der Rebell fühlte die Masse hinter sich und blieb unerschüttert. Um so mehr warf es den Machthaber. Er bezwang die Glieder nicht mehr. Seine Hand packte den Frevler an der Brust und zog ihn aus der Bank.

Ein „ah!“ — scharf wie eine Klinge saust, fuhr es aus all den Mündern der Jungen.

Und der Angefaßte rief: „Lassen Sie mich los!“

Die Hand des Lehrers hob sich. Da keuchte der Bedrohte und die schrägen Augen stachen giftig: „Wenn Sie mich schlagen —!“

Digitized by Google

Es hing alles an einem Haar. Hätte es eingeschlagen, hätte es eine Tat gegeben, fest, klar, hart, entschieden — der Sieg wäre nicht zweifelhaft gewesen. Nun aber mit dem Zaudern, dem Zurückstutzen, war alles verloren.

Und jetzt brandete das Meer.

Im Chor ging es: „Schlagen — das wäre noch besser — das gibt's nicht — das hat's schon früher nicht gegeben — jetzt gibt's das erst recht nicht!"

Der Aufruhr herrschte und tobte sich aus.

Da öffnete sich die Tür und der „Alte" trat herein, Direktor Boldewiek. Wie abgeschnitten der Lärm. Atemlose Stille.

Kornelius hatte in seiner Klasse mit Widerstreben vernommen, was von nebenher durch die Wand, seinen Vortrag und seine Hörer störend, herüberdrang. Er hoffte auch immer noch, daß die Wellen von selbst sich glätten würden. Aber wie die Flut immer mehr anschwoll, ließ er den idealen Zuschauer beiseite, brach kopfschüttelnd die Erörterung ab, trat zu dem Stundenplan, der an der Wand hing. Sein Finger legte sich auf die betreffende Kolumne, er las: Obertertia, Religion Doktor Bode. Leise, wie zur Bestätigung seiner Ahnung, nickte er mit dem Kopf, sagte zu seinen Jungen einfach: „Ich muß Sie einen Augenblick allein lassen," und ging nach der Obertertia hinüber.

Hier hing alles jetzt an seinem Munde, den feinen Lippen, auf denen ruhige Herrschaft lag.

„Verzeihung, Herr Doktor Bode" — und nun an die Schüler gerichtet, mit bewußter Nutzanwendung, klar und hart: „In dieser Klasse fängt offenbar der Geist an sich breit zu machen, den ich in erster Linie von unserer Anstalt fern zu halten habe!" Und dann fragte er den Lehrer, auf Amandus deutend: „Bitte, Herr Doktor — was ist mit dem Jungen?"

Doktor Bode flog noch am ganzen Körper. „Er hat sich dermaßen unverschämt benommen —" weiter ging es nicht.

Der Leiter, der die Sachlage durchschaute, wollte hier und jetzt keine große Untersuchung. „Herr Doktor, Sie werden nachher die Güte haben, mir das Nähere mitzuteilen." Und dann zu dem Jungen: „Du erklärst auf alle Fälle Herrn Doktor Bode dein Bedauern, diese Erregung hervorgerufen zu haben."

Amandus blieb der Lage einigermaßen gewachsen. Nur nicht klein beigeben! Und immer mit der Unschuld! „Ich weiß gar nicht, was ich Herrn Doktor getan habe!"

Der Direktor sah dem Schlingel in die Augen und wußte, woran er war. „Du weißt es nicht — du siehst mir nicht so aus, als ob du Dummheit als mildernden Umstand für dich in Anspruch nehmen könntest — was sie im übrigen auch nicht ist. Gleichgültig, wie weit du an der Erregung beteiligt bist. Beteiligt bist du. Du bittest Herrn Doktor Bode um Verzeihung."

„Ich —"

„Nun?"

„Ich — bitte Herrn Doktor Bode um Verzeihung." Was liegt schließlich an dem Wort? Die Meinung macht es. Die behält man für sich, bis sie bei geeigneter Gelegenheit sich wieder Luft schafft. Und im übrigen, gibt es nicht noch einen Schülerrat? Und hat man in dem nicht Sitz und Stimme? Jawoll!

„Und jetzt," spricht der Direktor das Schlußwort, „geht der Unterricht weiter! Ohne daß es neue Störungen gibt! Hier und für uns nebenan!"

Früher pflegte er alle direktorialen Maßnahmen mit einer feinen, scherzhaften Wendung, die immer große Gegenliebe fand, abzuschließen. Aber der Scherz war ihm immer mehr abhanden gekommen. Zu viel, was ihm in Scherben gegangen war. Und was er an Berufsfreude sich gerettet hatte, zerfraß nun einmal unerbittlich die neue Zeit.

Müde, wie abwesend, nahm er dann nach der Unterrichtsstunde, die ihn erst langsam wieder auf andere Bahn geleitet hatte, in seinem Amtszimmer Doktor Bodes Bericht über das Geschehene entgegen.

Bode war nun ganz gewiß nicht sein Mann. Früher aber hätte er sich gerade seiner, als eines Schwachen — der nur dem Namen nach eine „Lehrkraft" war — mit um so größerer, um so festerer Güte angenommen. Nun gab er kurz und bündig sein Urteil.

„Sie glauben, der Junge hat Sie ‚blamieren wollen', wie Sie sagen."

„Das hat er auch."

„Ja, lieber Herr Kollege, wenn ein Junge einen Lehrer blamieren will, gibt es dagegen doch das einfachste Mittel."

„Sie meinen?"

„Daß der Junge sich selber gründlich dabei blamiert. Wofür ist der Lehrer denn Lehrer!"

Diese Weisheit ging dem Bodehirn nicht ohne weiteres ein. Aber über den alten Herrn kam wieder die Müdigkeit und mit ihr das Abschiedswort. „Bin ich übrigens für all diese Dinge noch die Instanz? Haben wir dafür nicht jetzt den Schülerrat, den Elternrat, den Lehrerrat! Der Direktor — steht ratlos allein. Verzeihung für das kümmerliche Wortspiel — unsere Verhältnisse verdienen keine besseren Witze."

Bode ging. Fortinbras kam. Sturmhauch strömte ein statt des Muffs.

Kornelius Boldewiek und Joachim Braß

Digitized by Google

liebten sich. Der Unterschied des Alters — Braß war noch nicht vierzig — der Lebensanschauungen, des Herkommens — Kornelius stammte aus einem Senatorenhause, Joachim war ein Fischersohn — eben an den Gegensätzen war ihre Freundschaft gewachsen.

Wie viele, bei denen sich mühsam im Kampf mit der Umgebung der Geist die Form hatte schaffen müssen, neigte Braß dazu, in einer geradezu leidenschaftlichen Ästhetik die Form fast heftig zu betonen. Von einem Lehrer nun gar verlangte er die sorgsamste äußere Erscheinung. Er selbst, tadellos gewachsen, legte Wert auf seinen Anzug, natürlich mit Geschmack und ohne ins Geckenhafte zu entgleisen.

Als der Direktor ihm von dem Geschehenen berichtete — er war Ordinarius der Obertertia und es ging ihn an — lachte er hell und kurz: „Der Kollege Bode! Ich kann mir nicht helfen! Er gehört nun mal nicht in die scharfe Beleuchtung all der hellen Jungenaugen! Wenn einer solche Hosen trägt! Natürlich schlottert ihm ebenso die Seele. Und die Frage an einen so behosten Geist, ob er einen Gott hat, halte ich für sehr berechtigt. Ja für notwendig."

Das war nun freilich ein anderer Kram, wenn er mit seinen Obertertianern ins Zeug ging. Er war ein Führer, ihm folgten sie gern. Er zeigte ihnen die Weiten, er nahm die Höhen. So sich das Wissen erobern, war eine Lust.

War das eine Fahrt, wenn er so in der Geographiestunde mit ihnen die Küste des Mittelmeeres abstreifte! Das ging denn doch noch aus einer anderen Tonart, als wenn bloß das Lehrbuch Steuermann war.

Es geschah, daß sie allsamt als Wikinger sich auf den Heereszug machten. Und so erzählte er ihnen erst von den Normannen — die Enge eines peinlich abgezirkelten Pensums gab es für Joachim Braß nicht. Aber sie hörten nicht bloß, nein, sie erzählten selber mit — sie erzählten nicht, sie erlebten, sie selber führten Taten aus. Leibhaftig bemannten sie eine Flotte von „Meeresdrachen", Joachim Braß war ihr Heerkönig, so fuhren sie durch den Atlantischen Ozean gen Süden und grüßten die Säulen des Herkules, die Torpfeiler des Meeres nordischer Sehnsucht.

Als richtige Seefahrer warfen sie hier in der Meerenge das Senkblei — ob sie es schon für ihre Wellenrosse nicht brauchten, die so wenig Tiefgang hatten, daß sie auf ihnen die Flüsse hinaufritten. Und fanden, daß die Meerenge verhältnismäßig flach ist, so daß sie den eisigen Tiefwassern des Ozeans das Eindringen verwehrt. Ein Bassin gleichmäßig warmen Wassers bleibt dieses Meer, daher das wunderbar gleichmäßige Klima seiner Küsten, ohne Winterrauheit, ohne übergroße Sommerglut. Darum trug an seinen vielgestaltigen Ufern — wo auf der Welt durchdringt sich, umschlingt sich, vermählt sich so innig Wasser und Land? — das Leben der Völker die leuchtendsten, die duftigsten Blüten, die reichsten, köstlichsten Früchte. Auch dem deutschen Mute wuchsen sie, sollten und mußten sie wachsen, der deutschen Kraft. Germanische Krieger, die letzte Stütze des verfallenden römischen Reiches, Ostgoten, Westgoten, Normannen die Herren dieser Gestade. Die Phantastik des Kreuzrittertums lohte auf — der betörende Weltenrausch der kaiserlichen Romzüge —

So spiegelte sich deutsche Geschichte in den hellen Jungenaugen. Und sie waren dabei, alle, alle — sie schufen mit an deutschem Werk, an deutschem Schicksal, sie schwärmten und fieberten mit in deutschen Träumen.

So nahm Joachim Braß sie an der Hand, so ließ er ihre Herzen schlagen. Er selbst entflammte sich an seinen Jungen. Raketensatz — das ist, was der Unterricht braucht! Ach, und davon hatte der Hosenbodenphilipp nun ganz und gar nichts.

Und jetzt, in amtlicher Besprechung, nahmen Direktor und Ordinarius das in der Obertertia Geschehene vor.

„Er hat den Jungen beinahe geprügelt," stellte der Alte fest, und Unmut zitterte durch die weißen Locken.

„Geprügelt und beinahe — schlimmeren Widerspruch gibt es nicht. Nichts auf der Welt verträgt sich weniger als prügeln und beinahe. Man prügelt ganz oder gar nicht. Ja, und damit ist er gerichtet."

„Und der Junge? Was wird? Soll ich nun auch diese Sache versumpfen lassen? Es muß doch was geschehen! Ich kann nicht auf die Dauer der Greis sein, der sich nicht zu helfen weiß."

„Bleibt es dabei, daß der Schulrat morgen kommt?"

„Ja."

„Der hat sie doch, die Weisheit Salomonis. Wollen wir nicht ihn den rechten und gerechten Richter sein lassen?"

„Es ist so vieles unerledigt —"

„Er will uns doch zeigen, wie es gemacht wird. Er brennt doch darauf. Jedenfalls wollen wir uns keine Beine ausreißen. Ich glaube, wir werden sie noch einmal sehr nötig brauchen. Sehr nötig für unsern Weg. Sehr nötig, zum Marschieren."

Der alte Scholarch lächelte wehmütig. „Zum Marschieren, ja. Und der, der marschiert, bin ich. Ich habe es satt, ich halt' es

Digitized by Google

nicht länger aus. Und — ich nehme an, daß die da oben mich auch nicht länger ertragen!" Darin war eine Genugtuung, ein Stolz. Wie ein Glanz von Kampf und Schwertstreich. Ein ehrenvolles Unterliegen, einem Siege gleich.

⌘ ⌘ ⌘

Als Fortinbras heute mittag seine Wohnung betrat — sie lag im obersten Stockwerk eines alten Patrizierhauses, aus gotischen Bogenfenstern blickte er in diese Welt, die alles gotische Ranken und Blühen ins Fieberhafte zerfaserte — trat ihm seine Haushälterin entgegen, und durch ihr asthmatisches Phlegma, das sonst unerschütterliche, zitterte etwas, da sie vermeldete, daß eine Dame auf ihn warte.

Sie habe ein dringendes Anliegen und so rührend gebeten, hierbleiben zu dürfen.

Wie Joachim sein Arbeitszimmer öffnete, erhob sich eine schlanke Frauengestalt. Sehr elegant gekleidet, in hechtgrauem Frühlingskleid, unter dem kleinen modischen Hut ein feines, kindlich zartes Gesicht, von großen, schweren Augen seltsam durchleuchtet.

„Entschuldigen Sie, Herr Professor, daß ich Sie hier so belagere. Ich bin auf ein paar Stunden in der Stadt und spräche so gern mit Ihnen über meinen Jungen. Ich bin die Mutter von Benno Treutlien."

„Die Mutter —?"

„Ja." Sie errötete leicht unter seinen forschenden Blicken, die sich umsonst bemühten, ihr Alter zu ergründen. Geradezu mädchenhaft wirkten die Züge. Dagegen wollten die leichten Schatten und feinen Striche um ihre Augen nicht aufkommen, was sie auch von Leben und Schicksal zu berichten hatten. „Glauben Sie, daß der Unband hier nun endlich zur Ruhe kommen wird?" Ihre Ratlosigkeit machte sie noch mädchenhafter.

„Gnädige Frau — wir sind uns klar darüber, nicht wahr, daß Ihr Sohn ein besonders schwieriges Kapitel ist. Ich habe ihn bisher, so gut es ging, im Auge behalten — hab' aber absichtlich die Zügel locker gelassen. Gerade hier kann der Anfang alles verderben. Solche Jungen müssen erst von selber Fühlung mit einem gewinnen — ich denke, wir finden sie, und dann werden wir sehen."

Sie blickte zu ihm auf, gewonnen, gehalten von dem klaren, festen Ton — obschon der Inhalt der Worte nicht reine Zuversicht war. Desto mehr Vertrauen und Gläubigkeit gab es jetzt bei ihr. „Ich würde mir nicht erlaubt haben, Sie aufzusuchen, wenn Benno mir nicht von Ihnen erzählt hätte. Was er mir da sagte —" sie hielt inne und wurde leicht verlegen, zu schmeichlerisch plump erschienen ihr die starken Worte des Lobes.

Dann sprach sie sich ganz unverhohlen über sich selber aus und vergaß, daß so große Offenheit ihm noch viel eher schmeicheln konnte. Daß ihr eigenes unstetes Wesen in dem Jungen sich fortgepflanzt hätte. Niemals hätte sie ein Heimatsgefühl gehabt. Als Tochter eines Offiziers, dann als Offiziersfrau wäre sie von einer Garnison zur andern geworfen worden, darum müßte sie noch heute in der Welt herumzigeunern. Das einzige, worin sie ausruhte, wäre ihre Musik.

„Und immer bin ich eine schlechte Mutter gewesen — bald übermäßig zärtlich, bald grausam strenge, dann wieder teilnahmlos gleichgültig — so vagabundiert auch hier mein Wesen in einem fort! Mit zu großer Strenge war natürlich am wenigsten bei ihm anzufangen. Einmal hatte ich den kleinen Kerl in seinem Giebelzimmer eingesperrt. Als ich aus dem Hause ging, sah ich ihn oben an der Dachrinne hängen. Dann ließ er die eine Hand los, und winkte mir mit der höchst munter seinen Abschiedsgruß zu. ‚Viel Vergnügen, Mutter! Wiedersehen!' Natürlich kehrte ich spornstreichs um, und er hatte seinen Willen. Sie, Herr Professor —" forschend blickte sie in sein Gesicht — „Sie hätten das nicht getan."

„Ich glaube nein."

„Sie hätten ihn lieber herunterfallen lassen."

„Ich glaube ja."

Durch ihre großen Augen zog es wie ein leiser Schreck, ein Erschauern, ein schmerzliches Erinnern. „Bei Ihnen gab es hier eben noch so etwas wie ein Besinnen. Bei seinem Vater hätte es nicht das einmal gegeben. Er war wie von Eisen."

Und wieder ein Versunkensein. „Natürlich ging es ohne Komplotte, ohne Verschwörungen zwischen mir und dem Jungen nicht ab — das gerade Gegenteil von Erziehung! Oft genug bin ich ganz einfach eine Gefährtin seiner dummen Streiche gewesen. Gerade dann, wenn sie am ausgelassensten und gottvergessensten waren, hat das Groteske seiner abenteuerlichen Einfälle mich schlechthin entwaffnet." Sie lächelte — beinahe verschmitzt. „Ich will Ihnen mal einen solchen Fall erzählen. Vor mehreren Jahren — der Junge war zehn, elf — war ich mit ihm in Baden-Baden. Da in unserm Hotel eines Nachts — der Bengel steht auf, und als er wiederkommt — noch sehe ich das spitzbübische Gesicht, mit dem er wieder in die Kissen kriecht — da hat er, wie sich später herausstellt, von allen Toiletten des Hotels, in allen Stockwerken die Schlüssel abgezogen

Digitized by Google

Digitized by Google

und sie zum Fenster hinaus ins Gartengebüsch geworfen. Der Kriegstanz, den er aufführte, als am anderen Morgen im Hause der Aufruhr losbrach! Und ich war von seinem jubelnden Geständnis wie erschlagen!"

Joachim gab sich längst keine Mühe mehr, zu verhehlen, wie die ganze Ungezwungenheit ihrer Art ihn eroberte. Der Einklang zwischen ihnen war gewonnen, sie fühlten es beide.

Und nun erzählte sie noch, mit der gleichen Offenheit, von ihrem jetzigen Leben. „Ich bin die letzten Monate in München, dann in Berlin gewesen. Jetzt hat es mich doch wieder in die Nähe des Jungen getrieben. An der See hab' ich Quartier genommen, in dem alten Vorwerk von Nordhöft."

„Da?" rief Joachim und seine Augen wurden hell.

„Kennen Sie es?"

„Ob ich es kenne — in dem Fischerdorf daneben bin ich geboren. Damals war es noch verfallenes Gemäuer. Nur der alte Wartturm stand noch ungebrochen. Der hat an all meinen Kinderspielen teilgenommen. Der ist eigentlich schuld daran, daß ich dem väterlichen Beruf den Rücken gekehrt habe — er hat mich zum Träumer, zum Romantiker, zum Historiker gemacht."

„O damit hat mein Wohnsitz noch an Bedeutung für mich gewonnen!" erklärte sie mit unverhohlener Wärme. „Er hat ja in der Tat was Zauberhaftes. Sie kennen die neu ausgebauten Räume nicht —?"

„Nein. Und ich bin ihnen nicht eben freundlich gesinnt. Denn sie haben mir mein Heiligtum verschandelt, an dem nur meine Phantasie bauen durfte!"

„Hat es mein Onkel Nordhöft nicht leidlich geschmackvoll gemacht? Er war auch ein Romantiker, er wollte hier seine Tage beschließen. Nun ruht er in der Champagne von seiner letzten Kriegsfahrt aus."

„Ich schätzte den alten Herrn sehr, wir sind uns näher gekommen, wir haben einmal in demselben Schützengraben gelegen. Und ich will ihm den Eingriff in mein Traumreich gewiß nicht nachtragen."

„Ich weiß nicht," fragte sie ein wenig unsicher — und dies Zaghafte stand ihr nun mal so gut — „ob Ihr Zorn nicht wieder aufwachen wird, wenn Sie die neuen Räume jetzt selbst einmal betreten? Ist es unbescheiden, wenn ich Sie bitte, mich einmal zu besuchen? Ich möchte mir in erzieherischen Dingen noch so manches sagen lassen. Vielleicht reizt es Sie, einmal außerdienstlich mit Herrn Oberschulrat Falkner zusammenzukommen. Der übermorgen hier sein will und mir seinen Besuch angekündigt hat."

Hier stutzte Joachim und blickte sie befremdet an. Sie kannte den Schulrat — wollte sie protegieren! Das lag ihm nicht. Und bei Herrn Falkner —!

Sie hatte gefragt, ob es ihn „reizte" — allerdings reizte ihn an dem neuen Herrn so mancherlei.

„Sie verkehren mit Herrn Falkner?" fragte er, nun doch etwas gehaltener im Ton.

„Ja. Ich bin in Berlin ein paarmal mit ihm zusammengewesen. Bei Fräulein Bernardine von Nordhöft, der Schwester des alten Herrn. So steht der alte Wartturm gewissermaßen auch über dieser Bekanntschaft. Allerdings, zu dem, was im Salon der Stiftsdame Freiin Bernardine von Nordhöft alles gesprochen wird, würde er wohl erheblich den Kopf schütteln. Eine anarchistische Stiftsdame — was unsere Zeit für Blasen treibt! Ich muß sagen, daß sich in diesem Kreise Herr Falkner als gemäßigt und für mich verständlich sehr vorteilhaft auszeichnete. Was gab es hier sonst für mystischen, für okkultistischen, für hyperpsychoanalytischen Dunst. Vielleicht aber hab' ich auch nur deshalb für ihn etwas übrig, weil er beruhigend auf mein mütterliches Gewissen einwirkt."

„Ich verstehe." Joachim nickte. „Freiheit des Kindes. Freiheit auch der Eltern und der Lehrer, Freiheit auch von jeder Verantwortung. Ein Leben für Götter und Göttersöhne."

Seine Ironie schüchterte sie ein, und sehr matt kam der Einwand, den sie aus dem anderen Heerlager bezogen: „Ist nicht an unserer Jugend all die Jahre durch Zwang so viel gesündigt —"

„Ist sie ruiniert, dürfen wir sie doch erst recht nicht sich selber überlassen! Gerade so, gerade nach alledem bedürfen sie heute doch der sorgsamsten Beratung."

Dann reute ihn das frostig Überlegene in seinem Ton. „Ich hab' nun mal einen eigenen Freiheitskoller. Ich kann das Wort Freiheit nicht mehr vertragen," sagte er wie zur Entschuldigung. „Wenn eines, ist dies das Wort des Unfugs. Von all seinen Definitionen hat mir immer die am besten gefallen: Freiheit — ist die Knechtschaft der andern. Und nun dies auf unsern Fall angewandt: die Freiheit der Kinder ist die Abhängigkeit, die Willenlosigkeit, das Sklaventum der Lehrer — und auch der Eltern. Wofür ich meinenteils mich bedanke. Und worüber ich mit Herrn Schulrat Falkner mich zu unterhalten gedenke. Aber dienstlich, sehr dienstlich. Und am liebsten ohne die glättende Vorbereitung persönlicher Bekanntschaft."

Dies mußte Frau von Treutlien nun doch

Digitized by Google

als eine Absage empfinden. Und da sie sich verabschiedete, allerdings unter Joachims Zusicherung, daß er Bennos sich annehmen wollte, lag wieder etwas von der alten Scheu über ihr, mädchenhaft, und wie ein Schleier.

Und dieser Schleier war es, mit dem Joachim sich herumschlug, bärbeißig und feindselig — und in den er dabei immer mehr sich verfing.

Mädchenhaft — er selbst fand das Wort und warf es dann zornig von sich als Romangewinsel. Eine reife Frau — selbst Mutter eines erwachsenen Jungen.

Was schminkte er sich da an ihr zurecht! Er wurde unmutig über sich selber, unmutig auch gegen sie. Was sollte sie ihm? Sie gehörte zu der Art Frauen, die ihm nichts zu geben hatten. Diese weiche, verschwimmende Linie — er brauchte feste, klare Konturen. Mochte sie mit dem Schulrat, dem „differenzierten" und anderen differenzierten Geistern seelisch sich verflüchtigen. Er nach seiner Natur war mehr für die Summe als für die Differenz.

Und doch — was fand er an dieser Frau, daß der Gedanke an sie nicht von ihm abließ? Wie Wein war es ihm ins Blut gegangen von ihrem Wesen, ihrer Atmosphäre, ihrer Berührung, ihrer Nähe. Aber nicht eigentlich etwas Belebendes war es, ein Betäubendes mehr und Erschlaffendes, das auf die Sinne ging und dem er sich nicht unterwerfen mochte.

Und wieder — das Unterwürfige in ihr selbst, ein Hinlauschendes, leise Tastendes, hingegeben Suchendes — eben das war es, was ihn bestrickte. Dieses Sichanlehnen mit einer Art bittender Gebärde — das, ja das war es, was so in die Phantasie sich schmiegte.

Aber lehnt sie nicht nach rechts, nicht nach links sich an — ein Rohr im Winde, sagt man ja wohl dazu.

Rohr im Winde — so etwas ist nicht nach seinem Herzen. Oder noch feiner mag sie sein, ein Zittergras, das im leisesten Hauche, das von selbst sich bewegt. Soll der Schulrat, der Mann der leisesten Schwingungen, sich ihrer annehmen. Ich bin zu robust dafür — zu plump meinetwegen — zu unmodern. Ja unmodern, ehrlich unmodern, völlig und von Herzen. Und wenn meine Hand führen darf, für Andersartige ist sie da. Für solche, die kräftig einschlagen, die ehrlich zupacken — nicht für zage, müde, blasse, kühle und welke Fingerspitzen. Mit diesen überzärtlich gepflegten rosenroten Nägeln.

Er sieht die eigenen Hände an. Tatzen. Eines Werkmanns schwere, harte, redliche Faust ist ihm gewachsen.

Seine Hand hatte immer mit seinem Schönheitssinn in Widerspruch gelegen. Jetzt betont er sich ihre Derbheit mit einem frohen Zorn. Der sich schniegelnde Ästhet in ihm hatte seine Hand oft genug als plebejisch beschimpft, als Zeichen seiner niedern Herkunft. Nieder? Was ist nieder? Nur das Schwache, das in Schwachheit Entartete.

Ist er nicht eines Fischers Sohn? Stammt er nicht aus einem alten Seefahrergeschlecht? Gibt es einen freieren und stärkeren Beruf als diesen, der mit dem Meere kämpft, dem das Meer dient, den das Meer segnet?

Und ist er nicht so etwas wie ein Menschenfischer geworden — als Erzieher der Jugend? Einem Amte zugeschworen, das das allerhöchste ist auf der Welt? Dessen Weihe nur die Auserlesensten empfangen dürften! So daß er oft genug und immer wieder an eigener Würdigkeit zweifelte.

Und wenn er sich so ansah, was alles in diesem Bezirk sich umtrieb! Wenn er mit anhörte, wer alles und was alles in die Heilslehre hineinredete!

Schulmeister — oft war es ein Tadel für ihn gewesen im Munde der Freunde. Ganz wahrscheinlich, daß die Schattenseiten bei ihm überwogen — das Herrische, das Starre und Sture, das Besserwissenwollen, das Lehrhafte, der Bakel und der erhobene Zeigefinger.

Haben nicht auch zärtliche Lippen ihn manchmal einen Pedanten gescholten?

Und wenn er das Weib sich vorstellt, das für sein Leben etwas bedeuten soll — muß sie nicht, eine ganz Unfertige, sich gläubig geben in seine, des Bildners Hand! Das bekannte, bespöttelte „unbeschriebene Blatt".

Das unbeschriebene Blatt, das ein Märchen sei wie die blaue Blume. Aber er glaubte an Märchen, sein Sonntag lebte in Märchen, er würde suchen und würde finden.

Sie finden — die nun allerdings der ausgesprochene Gegensatz sein würde zu Frau von Treutlien, die eben von ihm ging — und ihn immer noch nicht verläßt. Diese kein unbeschriebenes Blatt fürwahr. Vielerlei hatte das Leben in sie eingeritzt, es flimmerte von diesen Zügen. Nicht tief gegraben — die große Linie fehlt. Ob es nicht doch lohnen könnte, ihr das feste Gepräge zu geben? — Ihr — dieser Frau — kann man Fließendes fassen und festigen? Darf man an Unmögliches, an Unerreichbares seine Kraft setzen?

Darf man es nicht? Muß man — soll man das nicht gerade und erst recht! Denn nur in unserm Ziel lebt unsere Kraft!

So bist du also dabei, mit ihr, mit dieser Frau deinen Höhenkult zu treiben —? —

Digitized by Google

Und Joachim Braß nahm sich kräftig bei den Ohren. Sollte er sie nicht als Phantom beiseite tun?

Und er tat sie beiseite. Doch nicht ehe von ihr seine Gedanken zu dem erwarteten, dem feindrähtigen Schulrat, der feinnervigen Instanz hinübergeleitet wurden — kampfbereit, in dem fröhlichen Fieber der Arena.

Der linde Amandus hatte den Schülerrat einberufen. Im Klassenzimmer der Quarta tagte er. Wie in einem Bienenschwarm ging es zu. Die lautesten wie immer und überall die Kleinen. Der Vorsitzende, Oberprimaner Bernhard Prahn, hatte längst auf parlamentarische Ordnung verzichtet und in seinem Humor sich behaglich zur Ruhe gebettet.

In den ersten Sitzungen dieses hochwohlweisen Rates hatte eine gewisse Würde die Vertrauensmänner der Klassen getragen. Jede entsandte drei gemäß der Organisation, die sie sich selber gegeben. Ein Versuch, die untersten Klassen auszuschließen, die „rohe Gewalt der langen Knochen", war zurückgewiesen.

„Die Kleinen sind die Großen," kollerte eins von den Donnerworten der neuen Zeit. Dagegen kam nichts auf, nicht Dibrand von Riebnitz mit seinem lachenden Unmut: „Wir sollten Säuglinge mitbringen! Ja die noch nicht geborenen müßten dabei sein. Sie, die Schar der Embryonen — sind die wahren Myrmidonen!"

Es war der Vorschlag gemacht worden, zur Vereinfachung des Verfahrens und damit man überhaupt zu fruchtbaren Schlüssen komme, einen Ausschuß, einen Rat der Alten, eine Art Gerusia zu schaffen. Aber die kleinen, kribbelnden, quecksilbernen Geister hatten nichts damit im Sinn, und die Quartaner schrien: „Wir wollen keine Greise!"

Ihr Stimmführer war der kleine, bucklige Sally Veilchenfeld, der schlaueste und reifste Junge der Anstalt. Ein erwachsener Verstand saß in dem kümmerlichen Körper. Um den leidenden Mund schattete eine müde Skepsis. Dann und wann aber konnte es in den großen, schwarzen Augen hinter den Brillengläsern von einem schmerzlichen Fanatismus auflodern, den er hütete wie eine heilige Flamme. Längst war er ein Meister in aller Dialektik. Geschärft war sein Blick für menschliche Schwächen, fein seine Witterung für die Forderungen der Stunde.

Keiner lachte im Innern mehr als er über dieses lächerliche Schülerparlament. Aber es war ihm eine willkommene Übungsstätte für die Technik des Worts. Daß er hier eine ausschlaggebende Rolle spielte, tat ihm wohl, und in der Opposition fand sein Geist einen erfreulichen Tummelplatz.

Amandus trug seinen Fall und seine Klage vor, umbrandet von den Spritzwellen der Erregung. Was rückte alles an Verwünschungen dem armen Philipp Hosenboden zu Leibe!

Die ältesten Jungen amüsierten sich restlos. Von den mittleren fand dieser und jener sich nicht ganz zurecht.

Und jetzt die Frage der Stürmer und Dränger: Was muß geschehen? Auf alle Fälle hat der prügelwütige Pauker feierlich Sinnesänderung zu bekunden und öffentlich Kirchenbuße zu tun. Mit Redensarten würden sie sich nicht abspeisen lassen! Denn hier handelt es sich um Grundsätze! Grundsätze, weißt du und verstehst du und jawohl!

Einen schweren Kampf wird es geben!

Den wollen wir!

Und die oberste Schulbehörde ist auf unserer Seite!

Wenn sie's auch nicht wäre!

Und mit Pathos: Wir sind die Jugend — und die Jugend hat recht!

Höher und hohler rollen die Wogen. Sally hält eine Rede — ihm hören sie zu.

„Arbeitgeber — Arbeitnehmer, diese Cäsur des neuen Weltrhythmus geht auch durch die Schule. Arbeitgeber die Lehrer, Arbeitnehmer die Schüler — und die Arbeitnehmer auch hier ihrer Macht sich bewußt.

Auch hier gibt es das radikale und elementare Mittel, das unfehlbare Schutz- und Heilmittel gegen Überhebung des Arbeitgebers, gegen Willkür und Vergewaltigung — den Ausstand!"

„Hurra!"

Und in Begeisterung überkreischen sich die hellen Stimmen: „Ja, ja — wir streiken! Gestreikt wird! Streik! Streik! Streik!"

Die kleinen Fäuste schlagen die Tische und begleiten diesen Kampfruf im Takt.

Lange dauert es, ehe einer der Bedachtsamen unter den Mittelgroßen, ein nachdenklicher Junge mit dem Finger an der Nase sich Gehör verschafft. Aber dann dringt er durch: Veilchenfeld hat gut Ausstand predigen gegen den Religionslehrer — er, der sowieso am Religionsunterricht nicht teilnimmt!

Ein Schweigen — ein Stutzen — dann ein Murmeln und Grummeln. Nun fangen zwei Gruppen sich zu bilden an, in denen es rollt und grollt.

Sally bleibt über der Situation. Seine Achseln zucken. „Hab' ich das getan? Hab' ich den Ausstand gegen Herrn Doktor Bode gepredigt? Habe ich nicht vielmehr ganz prinzipiell die Sachlage aufgedeckt? Die Kriegslage, wenn wir so sagen wollen. Und allerdings die ultima ratio als solche uns kräftig

Digitized by Google

ins Bewußtsein gerückt! Ehe es zum äußersten kommt, muß es natürlich Verhandlungen geben. Wer sagt denn, daß Herr Doktor Bode nicht zu der von uns gewünschten Genugtuung bereit ist? Und diese Verhandlungen soll nicht unser guter, aber leider veralteter Direktor leiten, sondern der neue Schulrat, Herr Ministerialrat Falkner, der in diesen Tagen hier eintrifft, der Bahnbrecher einer neuen Zeit, der Bannerträger unserer Weltanschauung."

Sally wird bewundert und wird verhöhnt. Das Los der Edlen auf der Erde, wie er mit einem Schuß Selbstironie sich bekräftigt.

Der Zündstoff aber, der in der Versammlung sich angehäuft hat, geht jetzt in helle Flammen auf. Meinungsverschiedenheiten führen zum Handgemenge. An allen Ecken verknäulen sich Arme und Beine in höchst ergiebigen Dreschereien, in Stößen und Zuckungen wogt und keucht und sprudelt und schäumt es durch den Raum.

Die Großen denken nicht daran, diesen Gefühlsaustausch zu hemmen. Im Gegenteil. Zu Bernhard aber bemerkt Dibrand, da sie den Raum verlassen, mit einer Kopfbewegung gegen solchen handgreiflichen Kampf der Gemüter: „Jetzt haben wir's. Würdig der Väter. Ein wirkliches und wahrhaftiges Parlament."

⌘ ⌘ ⌘

Und nun war er da, der Ersehnte, Beargwöhnte, Gefürchtete, von dem alle wußten, alle sprachen, der sie alle bewegte, die Eltern, die Lehrer, die Schüler, die ganze Stadt.

Er, die neue Zeit, die Wendung, die Epoche, die Zukunft. Und er selbst war ganz gewiß der Höhe, die ihn sichtbar machte, sich bewußt. Fühlte die Pflicht, mit seiner Wirkung gleich ins Große und aufs Ganze zu gehen. Die Mittel der Inszenierung und der Regie waren ihm wohlbekannt.

Sein erster Gang nach seiner Ankunft in der Stadt hatte ihn zu der Zeitungsredaktion geführt. Es war gegen Abend und — er liebte die Überraschungen. Auch hielt er darauf, in dienstlichen Dingen so weit wie möglich den Abstand zu wahren.

So meldete er sich nicht mehr beim Gymnasium an. Daß er morgen zur Stelle sein würde, hatte er dem Direktor brieflich mitgeteilt. Seine Anwesenheit würde das Kollegium aus der Zeitung erfahren. Die Gesichter sich auszumalen, hatte seinen Reiz.

Am andern Morgen las man denn: „Herr Oberschulrat Falkner, Referent im Kultusministerium, ist auf einer dienstlichen Inspektionsreise in unserer Stadt angelangt. Er wird heute abend in einem öffentlichen Vortrag die Ziele unserer Jugenderziehung, die wichtigste aller kulturellen Fragen beleuchten. Mittelpunkt seiner heutigen Betrachtung ist ein auf Grund der neuesten wissenschaftlichen Forschung gestelltes Problem, das der Titel: ‚Die Schule und der Rhythmus des Lebens' kennzeichnet. Eine freie Aussprache nach dem Vortrage ist erwünscht."

Als Joachim das las, sagte er sich lachend: der Mann versteht's! Fehlt bloß noch die Anschlagsäule. Und nächstens werden wir ein Zirkus sein. Erst kommt das hochverehrliche Publikum! Wichtiger ist die Tribüne als die Stille des Amtszimmers, der Schul- und der Arbeitsstube.

Erst Volksmann, dann Schulmann — so will es der Geist der Zeit, dieser Zeit des Geistes!

Und nachdem der neue Herr so zuvor bei der großen Öffentlichkeit seine Karte abgegeben hatte, fand er andern Tages im Gymnasium sich ein.

Mit ruhiger Würde empfing ihn Kornelius in seinem Amtszimmer, auf alles gefaßt, für alles gerüstet.

Aber bald war seine Güte geneigt, alle Wehr und Waffen von ihm abzutun vor dem schlechthin Bezwingenden der Erscheinung. Auf einer schlanken, ebenmäßigen Gestalt ein Kopf mit überraschend wohlgebildeten Zügen. Bartlos, das Haar glatt zurückgestrichen. Große, dunkelblaue Augen, aus denen ein starker und heißer Wille leuchtete. Auch ihr Blick gepflegt und kultiviert, sicherlich seiner Mittel sich bewußt, nach Bedarf auch ganz auf blaue Treuherzigkeit eingestellt. Aber ganz gewiß nicht ohne innere Kraft und innerliches Leben. Und über allem eine gewisse Selbstverständlichkeit, die mit aller Aufmachung versöhnen konnte — halb göttlich, halb kindlich, eine Naivität, eine „Naivität der Pose", wie Joachim es später in Worte faßte.

Er sprach mit sehr klangreichem, tiefem und sinnlich vollem Organ — als Joachim die Stimme hörte, dachte er gleich: ‚Wie muß die auf sensible Frauen wirken (und soll es natürlich auch!), wie muß das brünstig Schwingende in ihrem Ton ihnen über den Rücken rieseln.'

Jetzt sprach er warm und herzlich mit dem Direktor. „Ich wollte Sie gestern abend nicht mehr bemühen. Vielleicht haben Sie die Güte, mich jetzt in der großen Pause mit den Herren des Kollegiums bekannt zu machen. Wenn ich bei dieser Gelegenheit ein paar allgemeine Worte sprechen darf —"

Und so geschieht es. Das Lehrerkollegium hat sich im Konferenzzimmer versammelt. Es kann sich sehen lassen. Freilich auch hier sind die Minderen in der Mehrzahl — in welchem

Digitized by Google

Kollegium der Welt wäre es anders? Und wenn keiner ganz den Ansprüchen von Joachim Braß genügt — er selbst genügt ja auch seinen eigenen Ansprüchen nicht und kennt seine Fehler zur Genüge. Aber es ist kein einziger Schleicher unter ihnen, und das ist viel.

Keiner von ihnen hat sich bisher aus Überzeugung dem neuen Kurs zugewandt oder aus irgendeinem Grunde Fühlung mit ihm gesucht, und wenn sich Falkner dieser geschlossenen Phalanx gegenüberstellt und hier gerade seinen Ideen Bahn schaffen will, so soll ihm das zu Ehren angerechnet sein.

Ein paar besondere Charakterköpfe fallen ins Auge. Professor Bonsel, Physiker und Metaphysiker zugleich, Astronom und Astrolog, der wie ein byzantinischer Heiliger aussieht. Daneben das scharf gemeißelte Profil des Altphilologen und Historikers Professor Hölß, bald ein Cäsar Augustus, bald mehr ein Jesuitenpater. Dann das magere Jockeigesicht, trainiert, draufgängerisch und verschmitzt, des Naturforschers Professor Schruff.

Bescheiden im Hintergrunde und schweigend hält sich der junge, blasse, ernste Studienassessor Einhart Steffensen. Und er hätte voranstehen, er hätte führen müssen. Er, der den jungen, freien, offenen Sinn hat, das starke, gläubige Herz, in das mit Sturmeswehen der neue Geist hineinbrauste. In vielen, stillen, harten Stunden hat er gerungen mit dem Schwall, der wirrend um das reine Wort und das echte Wesen der neuen Lehre sich schlingt. Eigene Gedanken beglückten ihn hier. Noch hat er nicht den Weg unter den Füßen, aber er sieht durch Wolken das Licht. Und mit hochschlagenden Pulsen lauscht er jetzt auf das, was sich entspinnt.

Die Lehrer sprechen über das, was bevorstehen mag. Aber gehalten und mattherzig. Läge nur nicht diese Resignation auf ihnen allen, eine müde Ablehnung bis zur Gleichgültigkeit auf den meisten. Zu viel hat diese mörderische Zeit erschlagen.

Fortinbras beteiligt sich nicht an dem lauen Gespräch. Er steht allein und trommelt gegen die Fensterscheiben.

Jetzt tritt der Alte mit dem Schulrat ein. Fest packen Joachims Augen ihn an.

Falkner gibt jedem einzelnen die Hand. Dann spricht er, und der Wohlklang seiner Stimme wirkt, wie die Offenheit dessen, was er sagt.

„Meine Herren Berufsgenossen — ich finde in Ihrem Kreise mit einer Bitte mich ein. Sie wissen — wie ich — daß bisher von Ihnen zu mir keinerlei Fäden sich spinnen, und ich weiß, daß bei den heute mehr als je gesteigerten Stimmungen und Empfindungen unseres geistigen deutschen Lebens solche Zusammenhanglosigkeit eine Art Gegensatz bedeutet. Nirgendwo ist mehr für mich zu tun als hier, in Ihrem alten Gymnasium — da ich mit Ihnen allen, um Sie alle zu ringen habe — eben deshalb bin ich gekommen. Eben deshalb habe ich Ihre Anstalt als besonderen Platz für meine Tätigkeit mir erkoren."

Hier verlängern sich die ausdrucksvollen unter den Gesichtern des Kollegiums, der Bart des byzantinischen Heiligen zieht sich fadenartig nach unten.

„Nur ein Kampfmittel," fährt der Sprecher mit Betonung fort, „soll es und kann es für mich geben: das Überzeugen. Ich glaube an die überzeugende Kraft meiner Ideen so wahr ich an sie selber glaube. Und jetzt meine Bitte: lassen Sie das, was mich erfüllt, auf Sie einwirken, ohne daß Sie aus irgendeinem Grunde sich verschließen oder gar sich widersetzen. Es handelt sich hier um Dinge, die nicht uns allein, die alle, alle aufs innigste angehen. Ich habe es deshalb für gut gehalten, vor größerem Auditorium den neuen Fragen, die die ganze geistige Welt bewegen, den stärkeren und lebendigeren Widerhall zu schaffen. Hier sollen denn auch alle Einwendungen, alle Bedenken, alle Zustimmungen, alle Hoffnungen, alle Besorgnisse zu Worte kommen. Wenn wir Schulleute hier auch in erster Linie zuständig und berufen sind, so sind wir es doch nicht allein. Da Sie aber vor allen hier mitzusprechen haben, so darf ich darauf hoffen, auch Sie alle heute abend in den Reihen meiner Zuhörer zu sehen. Ich darf mich für heute morgen damit begnügen, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Mich nehmen heute hier noch persönliche Besorgungen in Anspruch" — jetzt geht er zu Frau Treutlien, denkt Fortinbras und wird wütend über sich selbst, weil ein Zorn ihn packt — „morgen beginnt dann hier meine dienstliche Arbeit."

Nach ein paar Worten zwangloser Unterhaltung verabschiedet er sich von den Herren. Kornelius geleitet ihn hinaus.

Nun war es doch lebendig geworden in dem Kollegium und geteilte Meinungen schwirrten gegeneinander.

Das ist doch ein famoser Kerl auf seine Art!

Die Sorglosen: Ja, der stippt keine Fensterläden ein! Und wird mit sich reden lassen.

Die Behutsamen: Mit sich reden lassen! Wenn einer selbst so gut und so gerne redet!

Der cäsarische Jesuitenpater von oben: Was wären wir für traurige Mönche, wenn wir mit dem Herrn nicht fertig würden!

Der byzantinische Heilige nach unten: Ich weiß nicht — für mich ist etwas Unbehag-

Digitized by Google

liches, etwas Unheimliches unter der schillernden Hülle!

„Das böseste ist ja die Mache, meine Herren! Diese Mache —!" sagte Hände ringend der alte Neusprachler Strübing.

„Ach was! Das nennt sich Schulpolitik!" hieß es dagegen. „Der Mann kommt aus dem Ministerium."

Professor Schruff aber, der Jockeimäßige, verbiß sich immer mehr in einen Grimm, verzog seinen breiten Mund und berlinerte sein Urteil: „Der Mann is jar nich so schlimm — wie einem bei ihm werden kann! Donnerwetter! Ick sage bloß: Damenprediger! 'n Kognak!" Und er schüttelte sich.

Jetzt wandte man sich an Braß, der schweigend dastand. „Und was sagen Sie?"

Joachims Gedanken hatten den Vorgesetzten gemessen wie einen Gegner, mit dem er auf die Mensur zu treten hatte. Ganz kühl, sehr sorgsam, ohne irgendwelche eigene Überschätzung. „So ganz einfach ist der Mann jedenfalls nicht. Nun wollen wir erst mal hören, was er heute abend uns erzählt. Ich glaube, er wird uns so manches zu knacken geben."

Still und in sich gewandt war Einhart, schmerzlich versunken. ‚Ihr führenden Geister,' so dachte er, ‚soll das euer Sendbote sein?' Der Scharfblick seines lauteren Herzens warnte ihn vor der Gewiegtheit, dem Gesalbten, dem Wirkungsbewußten dieses Selbstsicheren. Und die Zweifel quälten ihn: ist er der Mann für das heilig Neue, das nur reine Hände reichen dürfen?

⌘ ⌘ ⌘

„Kann ich nicht mit, Vater?" fragte Betti Huswädel zum zweitenmal. Unter „Rhythmus des Lebens" witterte sie ganz was Besonderes, und es zog sie mit Macht zu dem Vortrag hin.

Aber auch Vater Huswädel hatte seine Witterung. Natürlich war die ganze moderne Schulbewegung seinem alten, braven Unteroffiziersherzen ein Greuel. Und von allem, was diese Freiheitshelden schrieben und redeten, hielten verständige Väter ihre Kinder fern. Schlimm genug, daß ihn selber so etwas wie eine Amtspflicht zu dem Schrecknis dieses Vortrags führte.

„Du bleibst zu Hause und übst. Wenn ich wiederkomme, spielst du mir die Mozartsche Sonate vor."

Vater Huswädel war ein leidenschaftlicher Musikfreund. Er kannte keine Noten, aber er hatte ein gutes, reines Gehör. Wenn er sich allein wußte und ganz unbeobachtet, machte er sich verstohlen an das Instrument, legte treuherzig die schweren, steifen Finger auf die Tasten und leise weckte er die Töne auf — zusammenschrak er, wenn sie lauter anschwollen unter der wuchtenden Hand. Wie seine heimliche Geliebte war das Klavier.

Und nun schlich die kleine Betti wie ein eingesperrtes Kätzchen durch die Schuldienerwohnung. Unmutig reckte sie die schmalen Schultern. Viele von den großen Schülern würden da sein. Auch Benno gewiß. Wie gut hätte es sich mit dem liebäugeln lassen.

Verliebt ist der Junge — sie stellt sich vor den Spiegel. Was er manchmal für verrückt geschwollene Redensarten braucht. „In Ihren Augen ist das fragende Ungeheuer!" Der Schafskopf.

Und doch kein Schafskopf, ganz gewiß nicht. Das fragende Ungeheuer — das klingt nach was und ist wohl auch was. Und es ist sein Ernst und er macht zugleich sich darüber lustig. Und eine Frechheit ist es auf alle Fälle. Sie kroch in sich zusammen und erschauerte wohlig.

Unter allen Umständen aber hat er seine schätzenswerten Eigenschaften. Als Wettbüro. Vorgestern hat sie ihm einen Teil ihrer Ersparnisse eingehändigt. Er hat damit auf ein Hoppegartener Pferd gesetzt und ihr den zehnfachen Betrag zurückgegeben. So einen Freund kann man brauchen in diesen Zeiten drangvoller Kümmernis.

Daß sie diesen Stubenarrest haben mußte! Wieder reckte sie sich zornig, und dann wurde ihr naschhaft zumute. Vielleicht findet sich in der Speisekammer noch ein kleiner Zungenschmatz. Abgeschlossen! Was fällt dem Vater nur ein! Ist dieser Schlüssel nun auch auf den großen Ring gewandert! Und mit all den andern im Sekretär eingeschlossen!

O du heiliges Familienleben! Sie sah in dem Wohnzimmer sich um. Diese gehäkelte Sofadecke erregte ihre Wut. Die ganze philisterhafte Enge drückte ihr die Kehle ein.

Sie hatte keine Romantik, nichts von den „historischen Sehnsüchten" — sonst hätte der alte, kleine, innere Klosterhof, auf den die Fenster der Wohnstube blickten, sie versöhnen müssen. Hier steht eine alte, einsame Linde, hoch genug, in dem engen, mauerumhegten Raum sich die Sonne vom Himmel zu holen. Ein alter Ziehbrunnen von unermeßlicher Tiefe träumt unergründlichen Traum, und der Efeu an den ganz besponnenen Mauerwänden, ein Zeitgewebe ist er endlos reicher Vergangenheiten.

Ihr aber ist dies alles nur ein Gefängnis. Und nur angemessen dünkt es sie, daß ruchlos praktische Hände den kleinen Kreuzgang, der aus dem stillen, besonderen Refektorium in den Garten führte, mit Bretterverschlägen in einen Kohlenstall verschandelt hatten.

Digitized by Google

Sie fliegt in die beste Stube und blickt auf die Straße. Da huschen noch ein paar Gestalten — verspätete offenbar — in der Richtung nach der Tonhalle zu dem großen Ereignis des Tages. Und sie — sie muß hier hinter Gittern sitzen!

Üben soll sie. Zu spaßen ist mit dem Vater nicht. Aber sie trommelt nur ihren Ärger, ihre Pein auf die Tasten. Und läuft dann wieder ans Fenster.

Verlassen die Straße. Jetzt hat der Vortrag begonnen. Alle Welt ist jetzt versammelt in dem großen Saal.

Da — kommt jemand um die Ecke. Ist das nicht Benno? Natürlich ist er's! Wer sonst! Wollte er nicht auch zu dem Vortragsabend? Aber er ist nun mal die ewige Überraschung.

Schon hat er sie erspäht. Sie bekommt seinen zärtlichsten Blick. „Guten Abend. Ich geh' doch lieber zur Schule — wenn keine Schule ist."

„Sie wollten doch heut abend —"

„Da Sie auch wollten, ja. Aber eben bin ich Ihrem Vater begegnet — allein. Da dacht' ich, warum soll meine alte Dame es besser haben, und hab' sie auch allein gehen lassen. Du sollst Vater und Mutter verlassen."

Wie immer wehrte sie sich erst gegen ihn, nur um sich noch fester in seine Art zu verfangen. Ihre Augen lachten.

„Kommen Sie!" lockte er. „Wir wollen 'n schönen Abendspaziergang machen."

„Ich darf nicht. Kann auch nicht. Eingeschlossen." In halbem Schmerz rüttelte sie an den Gitterstäben, die die Fenster des Erdgeschosses sicherten.

Benno, der Welt- und Frauenkenner, nickte zufrieden. Dieser Vater Huswädel! Einen besseren Helfer konnte er sich nicht wünschen. Der soll nur so weitermachen.

„Ja — da werde ich zu Ihnen hineinkommen müssen."

Sie fühlte sich in Sicherheit. „Wie Sie sich das denken!"

Durch das Gitter konnte er nicht. Aber ein Dachrinnen- und Fassadenkletterer verzagt nicht so leicht. „Das Ding werden wir schon drehen. Ich komme auf den Hof."

Sie glaubte es nicht. Aber eine leise Furcht packte sie doch. „Dummes Zeug." Die Fenster nach dem Hof — die waren nicht vergittert.

Sie glaube es nicht. Aber schon macht er sich auf den Weg. Am Blitzableiter klettert er über die Mauer.

Angst, Neugier, ein zitterndes Verlangen — das ist mehr als alles Widerstreben — sie geht in das hintere Zimmer — da ist er schon munter auf den Hof gesprungen — klopft sich den Staub von den Knien und zieht grüßend die Sportmütze.

„Hier sind die Fenster ohne Gitter,
Sie öffnen sich dem treuen Ritter,"

dichtet er sie an.

Sie schüttelt lebhaft den Kopf und winkt ab mit beiden Händen.

„Gut. Dann bleibe ich hier stehen mitten auf dem Hof — auf einem Bein bleibe ich stehen — bis ich versteinere und in ein Naturalienkabinett komme. Oder in die Märchenbücher. Als Bruder vom standhaften Zinnsoldaten."

Schon hat er das eine Knie gebeugt und steht auf einem Fuß, unbeweglich, starr, eine Bildsäule.

Sie läuft verzweifelt im Zimmer umher. Was ist dem verrückten Jungen alles zuzutrauen!

Er steht — immer noch auf dem einen Bein — und rührt sich nicht. Wie lange soll das dauern! Und wenn der Vater zurückkommt! Was bleibt ihr anders übrig, sie öffnet das Fenster, nur einen Spalt, und ruft hinaus: „Jetzt seien Sie vernünftig!"

Der Junge tut ihr auch leid in dieser quälenden, unerträglichen Stellung. Aber was sie bannt, sie unterwirft, ist seine Willensstärke — seine tödliche Entschlossenheit.

Der Spalt scheint ihm nicht zu genügen. Weiter macht sie das Fenster auf. „Wollen Sie das jetzt endlich sein lassen!"

„Auf ‚sein lassen' reimt sich ‚reinlassen'!" Er sitzt schon auf dem Fensterbrett — springt in die Stube, schlingt die Arme um sie. „Daher der Name Rhythmus des Lebens!" ruft er laut und packt ihren Mund mit den Lippen.

❀ ❀ ❀

Die Zuhörerschaft im großen Saale der Tonhalle eine lückenlose, kompakte Masse, festgefügt in Spannung, lautlos gebannt von dem klingenden und auch geistig zwingenden Wort des Redners.

Falkner war einer von den Sprechern, die nicht los und locker lassen. Alles ging mit ihm und blieb bei ihm, die, die er gewann und gleichermaßen die, die ihm widerstrebten. Er hatte die Technik, in dem allzu gleichmäßigen Fluß der Rede, daß er nicht einschläfere, kleine Stockungen sich kräuseln zu lassen — wie Improvisationen wirkten sie, die erst suchend, schürfend, bildend, aus Worten das Wort sich schufen — Fortinbras freilich hatte sie in Verdacht, daß sie wohl vorbereitet und einstudiert waren. Aber gleichviel, der Inhalt nahm auch ihn gefangen und forderte seine ganze Spannkraft.

Digitized by Google

Unwillkürlich hatte er nach Frau von Treutlien gesucht. Sie hatte einen Platz eingenommen, daß er sie nicht sehen konnte. Das war ihm lieb, nun zog ihn nichts von dem Gegenstande ab.

Nur auf seine Zöglinge warf er dann und wann einen Blick. Es waren nicht eben viele gekommen — schon den ganzen Tag Schule und dann abends noch einen Vortrag über Schule! dachten ablehnend die meisten. Und da gerade die neue Richtung volle Entschlußfreiheit betonte, machten sie lieber etwas anderes. Draußen der Maiabend gab ihnen mehr. Falkner aber war sich gewiß, daß er in kürzester Zeit solche Gleichgültigkeit und Sprödigkeit bezwingen würde.

Dibrand und Bernhard waren zur Stelle. Von den Kleineren wohl nur ein paar Wichtigtuer und neugierige Frechlinge. Die Jungen hatten den Erwachsenen die Sitzplätze lassen müssen, sie standen im Hintergrunde und an den Wänden.

Von den Einwohnern der Stadt aber war alles erschienen, was Beine und was Kopf hatte — die letzteren wie überall in der Minderzahl, vorherrschend die, die darauf zu laufen wußten, die überall dabei sein wollten, die Neuheithascher und Sensationssucher. Und alle kamen sie auf ihre Kosten, durch alle strömte das prickelnde Fluidum.

Ein Prophet reckt sich der Redner vor ihnen auf und zeigt ihnen das neue Land. Anklagend, fordernd, befeuernd.

Einem Moloch hat bisher die Schule geopfert, der unendlich viele verschlungen, unendlich viel vernichtet hat: dieser Götze ist das Schema. Dieselben Pensen in ewiger Wiederkehr, für dieselben Zeiten, für dieselbe Stunde! Ein Mord an dem Geiste, an der Seele der Kinder. Die nicht nur untereinander grundverschieden sind, jedes eine Eigenheit für sich — von denen auch jedes einzelne nicht zu jeder blinden, mechanisch angesetzten Stunde das gleiche an Aufnahmefähigkeit, an Kraft der Leistung, an Tätigkeit des Sinnes und der Sinne mitbringt, an Begabung mit einem Wort, die ganz und gar kein Dauerzustand ist.

Was weiß die Pädagogik von den menschlichen Gezeiten? Wenn aber wer davon wissen muß, so ist sie es!

Da wird so ein armer Junge Tag für Tag, Stunde für Stunde, ohne Rücksicht auf das, was in seinem Leibe, in seinen geistigen und seelischen Funktionen vorgeht, mit demselben Maß gemessen. Das außerdem nicht allein für ihn, das für viele Hunderte als eiserne Norm festgestellt ist. Starr und unerbittlich bleibt das Examen, starr und unerbittlich seine Stunde, sein Pensum.

Und was hat die Forschung uns inzwischen alles enthüllt! Weiß man auf unseren Lehranstalten nichts vom Familienkörper? Von der dauernden organischen Zusammengehörigkeit aller Glieder einer Familie, die wie Zweige eines Baumes sind, durch die dieselben Säfte kreisen? Mit denselben Trieben, demselben Steigen und Sinken? Demselben Drängen und Zögern? Demselben Rhythmus mit einem Wort.

Daß die Kinder Schößlinge sind an dem Gewächs der Familie, daß in ihnen allen der gleiche große Wechsel kreist und wirkt von guten und schlechten Tagen, von Leiden und Wohlsein — das ganze Geschehen des Stammes bebt durch die kleinen Körper, seine ganze Geschichte — so kann der Tag, die Stunde von dem Tode eines Ahnen auf dem Wohlbefinden eines unserer Zöglinge lasten!

„Müssen wir nicht zugeben, daß das bisherige starre System unserer Zensuren, unseres Tadels, unserer Auszeichnungen, unserer Strafen ebenso unzulänglich wie — ich kann mir nicht helfen — grausam, ungerecht, fast könnte man sagen verbrecherisch ist gegen die zarte Psyche des Kindes?

Über diese zu wachen ist unseres Amtes Inbegriff. Ihre Schwingungen zu beobachten muß des Lehrers erste Aufgabe sein. Wie ihre Rhythmen sich in den Vorstellungskreisen, der Sinnestätigkeit, den schöpferischen Regungen, der Reproduktionsfähigkeit des einzelnen, auch in seinem gruppenpsychologischen Verhalten sich auswirken, dürfen wir nicht müde werden zu verzeichnen. Die Gefühlswelt des Schülers muß uns bis ins feinste vertraut sein, mit allen Fasern müssen wir auf den Ablauf der Gefühle bei ihm lauschen — sonst finden wir niemals zu ihm den Weg!

Wahrlich, eine ganz neue Welt ist die Schule geworden. Eine Welt des Lichtes, sie, die bisher im Finstern lag. Die Flammen der Morgenröte zucken auf. Wir grüßen den Tag. In der Sonne werden wir wandeln."

Die großen Worte hallten aus in einer langen Pause. Sie taten schon ihre Wirkung, überrumpelten die Masse durch den ersten Schwall, weckten erst langsam in den wenigen ein Widerstreben gegen die Verwunderung, riefen das Nachsinnen, die ernste Prüfung. Der Redner störte wohlweislich diese trächtige Pause nicht. Erst als die gebannten Reihen in flüsternder Zwiesprache sich zu lokkern begannen, nahm er wieder das Wort zu der Bitte: „Darf ich jetzt eine Diskussion eröffnen? Für jede Frage, für jede Einwendung bin ich dankbar."

Ein Schweigen — ein Zaudern. Dann erhebt sich wuchtig der Bürgermeister. Hoch

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

reckt er den runden, kurzgeschorenen, massigen Kopf, sein Stiernacken glänzt. „Meine Damen und Herren, ich darf für mich und nicht nur für mich allein das Bekenntnis einer großen Genugtuung, ja einer erhebenden Freude aussprechen. Hier ist uns der Weg gezeigt, der aufwärts führt in die Höhe. Daß unsere Jugend ihn einschlägt, darin liegt das Heil unserer Zukunft beschlossen, daran haben wir alle mitzuarbeiten, dafür werde ich für mein Teil meine ganze Kraft einsetzen. Und mit ganz besonderer Freude begrüße ich es, daß unser Gymnasium von den führenden Geistern im Kultusministerium dazu ausersehen ist, als eine Art Musteranstalt die Fackel zu entzünden, die weithin ins Land leuchten soll."

Hier war der Geist der Agitation entflammt, lauter Beifall ertönte — die anders Gesinnten hielten sich zurück, duckten sich, beschränkten sich auf Kopfschütteln und Gemurmel.

Ihre Augen wandten sich auf Kornelius Boldewiek.

Der saß still versunken da, begraben von einer verschütteten Welt. Er war nie ein Mann der Arena gewesen. Hier aber auf den Plan zu treten — wie nutzlos kam es ihm vor, wie ungeeignet dafür erschien er sich selbst. Er fühlte nur, daß seine Zeit um war.

Da erhob sich Joachim Braß. „Herr Schulrat Falkner hat um Einwendungen gebeten. Die hab' ich allerdings zu machen. Und in größerer Zahl."

Alles horchte auf. Jetzt gab es Kampf. Wie spannten sich die Nerven! Und ein Lehrer zückte die Klinge gegen den Vorgesetzten! Die Schauer einer neuen Sensation.

Alle musterten die beiden Kämpfer. Prüfend lagen die Augen auf den Gesichtszügen des Schulrats. Mit liebenswürdigem Gleichmut waren sie dem Gegner zugewandt.

„Für Herrn Ministerialrat Falkner ist die neue Schule, wie er sie sieht und will, eine Welt des Lichts. Für mich ist sie das Gegenteil."

Die glatte, scharfe Kampfansage. Durch die Reihen zittert eine Bewegung wie über ein Kornfeld. Die Nacken straffen sich, und ganz groß werden die Augen.

„Licht ist Sammlung. Hier aber ist die Auflösung, die Zerfaserung, die Zersetzung schlechthin. Und damit gerade das Dunkel, das Herr Falkner überwunden haben will. Was ist der Junge in Zukunft für mich? In eine Unendlichkeit von sogenannten Rhythmen zerfällt der arme Kerl. Mit den an sich schon unzähligen Gezeiten des berühmten Familienbaumes, in dem noch die Freuden und Leiden aller Ahnen und Urahnen herumwirken, ist es nicht getan. Da sind noch in jedem Individuum die Maße, die Bedingungen des Pulsschlages und der Atmung, des Schlafens und Wachens, der Nahrungsaufnahme und Verdauung. Ganz gewiß auch sie von Einfluß auf unser Leben, unsere Arbeit, unsere Leistungen. Jeder einzelne von den Jungen also eine Aufgabe mit unendlich vielen Unbekannten. Eine unlösliche Aufgabe. Deren aber hab' ich, der Lehrer, fünfzig und mehr. Und bitte — ich selbst bin auch ein Problem. Wir Lehrer sind doch auch sozusagen Lebewesen. Auch wir haben diese unendlich vielen Rhythmen im Leibe, die mit all ihren Wirkungen ewig gegeneinander branden, sich vermischen und durcheinanderwirbeln. Zunächst hätte ich mich einmal selbst zu kontrollieren, in Tausenden von Rubriken über mich selber Buch zu führen. Und dann verwirrt von mir selber hineinzutaumeln in diesen großen Hexenkessel einer chaotischen Rhythmenverschlingung, die meine Klasse vor mir aufführt. Das soll meine Klasse, das soll die Schule sein!"

Und jetzt zum Schlußwort richtete er sich auf zu voller Höhe, und eine ehrliche Schwungkraft trug ihn empor.

„Wenn ich von Lebensrhythmus und Schule höre — ein anderes Bild stellt sich mir vor Augen als der Lehrer, der Hunderte von Listen zu füllen hat und Tausende von Kurven zu ziehen, die im Grunde weder er noch irgendein anderer verstehen — oder verwenden kann. Ich sehe ihn von eigenen innigen, ehrlichen, geistigen Erlebnissen bewegt, durchströmt von der seelischen Freude sie mitzuteilen, die sich auswirken muß. Der Rhythmus beginnt zu schwingen. In gleichem Takt setzt der Herzschlag seiner kleinen Hörer ein, in den gleichen Schwingungen atmen sie, sie leben und schaffen in einer lebendigen Welt und schaffen an einer Welt. Die Empfangenden geben und der Gebende empfängt. Und das Individuelle, das Persönliche — worauf es uns ankommen soll — kann sich nirgend mehr und besser ausleben als in dieser Gemeinschaft der Schaffenden. Das und nichts anderes ist für mich der Lebensrhythmus in der Schule."

Eine Stille, atemlos — von entflammten Augen durchleuchtet — wie vielen hatte er aus der Seele gesprochen! Die „Unentwegtheit" der Neuerer freilich half sich mit hochmütigem Achselzucken. Der Herr Bürgermeister murmelte Schlagwortartiges vom „geistigen Rüstzeug der Reaktion".

Der Schulrat selbst, von der Gefährlichkeit dieses rücksichtslosen Gegners betroffen und nicht geneigt, weiter die Klinge mit ihm zu kreuzen, rettete sich, wenn auch nicht mühe-

Digitized by Google

los, in eine freundliche Überlegenheit. Er sagte: „Ich danke dem Herrn Kollegen Professor Doktor Braß für seine Stellungnahme. In den warmherzigen Worten seiner Schlußbetrachtung finde ich nichts, was meine eigene Auffassung nicht freudig unterschreibt. Im übrigen jedoch sind von seinem Standpunkt zu meiner Weltanschauung (Standpunkt und Weltanschauung!) noch verschiedene Brücken zu schlagen. Das eine aber möchte ich betonen. Die großen, die ungeheuern Schwierigkeiten der minutiösen individuellen Behandlung der Zöglinge, von denen Herr Professor Braß sprach, verkennen wir durchaus nicht. Aber sie schrecken uns nicht, im Gegenteil, sie feuern uns an! Sie beflügeln uns! Wir werden sie überwinden. Das hohe Ziel ist unser hoher Lohn!“

Das war ein Wort! Bravo! dröhnte der gewaltige Vater der Stadt. Und seine Gefolgschaft klatschte laut und leidenschaftlich.

Joachim mußte im stillen lachen. Der Mann versteht seinen Kram! Ich drücke ihn an die Wand — und er, mit so gewonnener Rückendeckung, spielt den Sieger.

Aber was lag ihm, Joachim, an der Publikumswirkung! Und mit dem da oben würde er nun im Engeren wieder zusammentreffen. Hart auf hart würde es gehen, an ein Ausweichen war da nicht zu denken.

Was ihm selber aber daraus erblühen würde? Er sah, da die Versammlung jetzt auseinanderging, den schrägen Blick des Stadtgewaltigen, des Vorsitzenden vom Schulkuratorium. Dieser Bulle zeigte alle Lust, ihn auf die Hörner zu nehmen.

Kampf — Kampf — nun gut! So erst freut einen das Leben. Und — „das hohe Ziel ist unser hoher Lohn“ — mit und ohne Jambenpathos hat das Wort seinen Wert!

Kornelius tritt zu ihm. Ein Junges leuchtet in den ermüdeten Augen auf. Er drückt Joachim die Hand. „Unberührt abgestochen haben Sie! Sie werden ihn auch weiter zudecken. Und ich kann mich beruhigt zur Ruhe begeben.“

Blicke der Achtung, der Zustimmung, der Scheu, der Feindschaft treffen ihn aus der Menge.

Ein Augenpaar lag auf ihm, groß, klug, suchend und leuchtend. Aber in dem Leuchten war keine Gewißheit aufgeflammt, kein freudiges Zustimmen. Einhart Steffensen blickte Joachim voll ins Gesicht. Aber er hielt sich zurück. Und ihn vor allen hätte Joachim gern an seiner Seite gehabt.

Dessen Antwort — ja, eine Abfertigung möchte man es nennen — hatte Falkner für Einhart verdient. Immer mehr war es dem reinen und feinen Gefühl des jungen, wahrhaftigen Herzens aufgegangen: dem, was wir wollen, um was wir ringen, was uns tragen und führen soll auf die Höhe, die wir sehen und die wir haben müssen, dem ist in diesem Manne nicht der rechte Prophet beschieden. Der die kleinen Künste des Bluffs handhabt und die Kniffe persönlichen Rattenfängertums. Die „sieghafte Persönlichkeit“ — hatten die leitenden Männer in ihm sie erblickt? Daß sie ihn als Eroberer ausziehen ließen in die Welt? Mußten sie ihm das Flammenschwert in die Hand geben — das ihm zuerst dazu dient, einen Glorienschein um das eigene Haupt zu schwingen!

Warum bist du, Joachim Braß, nicht beheimatet in dem Lande, aus dem er kommt — und aus dem das Heil uns kommen wird, des bin ich gewiß! Du, der du nichts, nichts Inneres gemein hast mit diesem Pompösen! Du, in dem der reine Wille ist der innerlichen Kraft! In deine Hand gehörte dies Schwert!

Jetzt, wirst du vor dem, was dir zuwider ist, nicht noch feindlicher und trotziger dich verschanzen in unwegsamem Kampfgelände, wo keine Früchte wachsen können?

Nun sieht Joachim Frau von Treutlien, und sie sieht ihn. In Begleitung eines Herrn, den er nicht kennt, kommt sie ihm entgegen.

„Herr Potschinak, mein Klavierlehrer.“

Joachim starrt in die wirre Wildnis dieser aus allen Rassen der Welt gemischten Züge, dann erschrickt er fast vor den Augen, so unergründlich ist ihre Pracht. Die stört und beklemmt ihn. Erst durch die kleine, unscheinbare Gestalt mit der schlechten, schiefen Haltung und durch die Pockennarben des Gesichts wird er wieder versöhnt.

Wie zur Klarstellung fügt sie hinzu: „Herr Potschinak kommt jede Woche einmal zum Unterricht aus Berlin herüber.“ Das trübt nun eigentlich mehr als es klärt. „Er ist der beste Bachspieler der Welt.“

Im Leben nicht! ruft es in Joachim, dem der Mann gerade sein Tatarenprofil zugekehrt hat. Linie bleibt Linie. Johann Sebastian — du reiner deutscher Bergquell im deutschen Waldesdom! Was hast du mit diesem Irrwisch von asiatischem Steppenreitersproß zu schaffen! Nur die Augen! Geschlitzt hätten sie sein müssen, aber sie sind das Gegenteil.

Und schon spricht Frau von Treutlien über den Vortrag. „Es ist für mich noch ein Rest geblieben,“ sagt sie ehrlich. „Darüber spräche ich gern einmal mit Ihnen.“

Das verdrießt ihn, der gerne vor ihr, wie vor sich selber als Sieger gegolten hätte. Dann, nach seiner Art, ärgert er sich, daß es ihn verdrießt. Und so, in Ärger und Verdruß, rückt er weiter von ihr ab.

Digitized by Google

Er macht eine gemessene Verbeugung, sagt aber nichts. Da fühlt sie seine Ablehnung, wird verlegen, und springt auf eine Frage über: „Haben Sie meinen Benno nicht gesehen? Er ist mir wieder einmal auf der Straße abhanden gekommen."

„Nein, gnädige Frau."

„Im Grunde bin ich nicht unglücklich, daß er nicht hier war."

Falkner kommt in Sehweite. Joachim verabschiedet sich und wendet sich Kollegen zu, die sich an ihn heranmachen.

„Glatt jekniffen hat er zum Schluß," knirscht der Naturwissenschaftler mit seinem malmenden Mund.

Caligula von Loyola — wie Braß scherzend den Historiker nennt: „Weidwund ist er. Jetzt wird er sacht bei uns verenden."

Der Astrologe aber holt sich Unheil aus den Sternen zusammen. „Dies ist ja erst der Auftakt, Kinder! Was wird uns noch der Schädel brummen. Und manch einem wird er auseinandergehen."

⁂

Joachim nahm durch eine Querstraße allein seinen Weg. Nur einer hastete hier noch nach Hause: der Schuldiener Huswädel. Als der Professor ihn eingeholt hatte, grüßte er in Ergebenheit und wollte zurückbleiben.

„Kommen Sie nicht mit?" fragte Joachim.

„Wenn Herr Professor erlauben?"

„Ich möchte gern von Ihnen wissen, was Sie über den Vortrag denken."

Huswädel reckte sich auf zu strammer Haltung und sagte ehrlich: „Angst und bange wird mir vor all dem Neuen. Glücklich, wer heute keine Kinder hat."

„Dann sagen Sie doch lieber gleich, wer begraben ist!"

„Die haben es allerdings am besten."

„Stop, Huswädel, so bald packen wir denn doch noch nicht ein."

„Ja, Herr Professor sind noch jung — aber wir Alten! Ich habe immer unsern verehrten Herrn Direktor ansehen müssen. Wie er bei dem Vortrag immer mehr in sich zusammensank. Und wie er dann in die Höhe wuchs, als der Herr Professor in die Bresche sprangen und unsere Sache verfochten, daß die Fetzen flogen. Entschuldigen, Herr Professor, wenn ich unsere Sache sage —"

„Na, Huswädel, wenn Sie nicht zum Bau gehören!"

„Und was soll jetzt werden?"

„Krieg wird es geben, bis aufs Messer."

„Gut!" Das alte Soldatenherz schlug. „Ich bedauere bloß, daß mir so wenig geistige Waffen gegeben sind — nicht mal ein Messer. Ist das eine Welt! Und meine Tochter wollte durchaus mit in den Vortrag! Es treibt mich nach Hause — als müßt' ich sie vor Unheil behüten!"

Er kam ins Laufen — ihre Wege trennten sich sowieso hier an der Ecke. —

Joachim war allein in seinem Zimmer.

Er schloß das Fenster. Eisig wehte es von Norden her von der See. Ein Nachtfrost kündigte sich an. Es war ein hartes Frühjahr.

Den elektrischen Teekessel setzte er in Betrieb. Die kurze Pfeife wurde angesteckt. Eine Stunde der Beschaulichkeit sollte es geben.

Einen Trank braute er sich, gut für kräftig gründiges Behagen. Heiße Milch mit Whisky. So hatte es sein Bruder Jürgen, der Schiffskapitän, befahren auf allen Meeren und allen Getränken der Welt, ihn gelehrt.

Alles in allem ist er zufrieden mit dem Abend. Jedenfalls kennt er jetzt den Gegner, kennt seine Klingenführung, seine Künste, seine Paraden und Finten, kennt seine Stärke und seine Schwäche.

Aber dann und jetzt — er wehrt sich, doch es hilft ihm nichts — das Weib meldet sich. Immer das schaumgeborene, das feuchte — sie steigt nun einmal auf aus dem Getränk.

Kurz und schlecht behandelt hat er sie. Warum muß sie nun auch noch mit diesem kuhhessigen und kuhäugigen Klavierspieler angezogen kommen — nicht genug, daß sie mit dem Kerl, dem Schönredner von Schulrat sich beschnüffelt!

Aber schließlich — sind zwei nicht weniger als einer!

Diese feurige Milch ist nun doch nicht das Sachgemäße! Was sie entflammt, ist regelrechte Sehnsucht.

Joachim stößt das Fenster wieder auf und drängt den Kopf in den Nordwind hinein. Die Mondsichel zittert in der kalten Luft, die Sterne flimmern wie im Winter. Als wären sie Schnee, so glitzern die armen, frierenden Blüten da unten in den Obstgärten der Stadt.

Seewind — Joachim atmet die Heimat in dem Rauschen. Morgen ist Sonntag. Er will wieder einmal nach Hause. Will wieder einmal segeln, wieder einmal was wagen. So dicht vorbeischrammen an dem neuesten und dem letzten aller Erdteile — dann läßt es sich zur Not hier wieder leben.

Wenn sie nur nicht auch da wäre, da an der See.

O du Lügner, du Schwindler! Ist sie es nicht grade, die dich dahinzieht. Mehr noch, als dein Heimatgefühl!

Schnee sind die Blüten. Hart macht er sich. Soll bei ihm etwas aufsprießen, dem Weiberfesten, so lange Entweibten?

Herrgott — ein höllisches Zeug, was er da schlürft! So etwas von Liebestrank! Jür-

gen — Kerl — der beste Bruder bist du auch nicht!

Eine neue Pfeife — von dem guten Shag — das muß auf andere Gedanken bringen.

Die Jungen hatten ihn gebeten, am Sonntag mit ihnen in die Wälder zu wandern. Es gab drei Jugendbünde in der Stadt, einen sozialistischen, einen nationalen, einen der ideologisch über die Parteien sich stellte — die andern, die „Zielbewußten", nannten ihn dafür die Wassersuppe. Oswolt von Riebnitz, der Schwärmer, war hier der Leitende.

In diesem Kreise war am meisten weiche Empfänglichkeit und entzündbare Begeisterung für die neuen Ideen, deren Banner der neue Schulrat trug. Joachim fand hier, ob selbst auch aus ganz anderm Holz geschnitzt und von anderer innerer Struktur, die tieferen Quellen und den größeren Reichtum, der den Jungen nur zu sehr zerfloß. Hier die harte, feste Form zu schaffen, war eine Aufgabe, und in den Jungen selber ward diese Sehnsucht wach. Darum horchten sie gerade auf den kräftigen, den rauhen Ton, der die Lebensmelodie von Fortinbras durchzog. Und er wiederum fühlte, daß er hier einen Widerhall wecken konnte, der in den vielfältigsten Modulationen sich ausschwingen mußte.

Eben mit diesen Jungen wollte er am Sonntag zusammen sein. Und gerade jetzt, wo ihnen mit der neuen Herrschaft eine Ära der Auflösung zu drohen schien, konnte er hier an einer Sammlung der Kräfte schaffen, die sowieso dazu neigten, in die Wolken zu zerflattern.

Ich gehe mit den Jungen in den Wald!

Das letzte Glas Whiskymilch trank er.

O du lieber Himmel — was nützt das all! Zu viel Milch der unfrommen Denkart hatte er genossen. Flammen kreisten durch sein Blut. Und er beschloß — morgen — nicht mit den Jungen zu gehen. Allein mit sich zu bleiben! Oder doch — seine eigenen Wege zu wandeln. Nach der Heimat! war die Losung.

⌘ ⌘ ⌘

In einer sonnenbeschienenen Waldlichtung, geschützt vor dem Nordwind, lagert am Sonntag die Jugendgruppe, die Oswolt führt.

Ein Wandervogellager, Mädchen und Jungen. In viele einzelne Gruppen aufgelöst. Alle Schattierungen spielen hier. Fanatiker der Menschheitsidee, schwärmende Pazifisten, kosmische Weltentdecker, grübelnde Gottsucher, Frauenverächter und Asketen — bis hinüber zu den Fraglosen, Unbeschwerten, den leichtherzigsten, verliebtesten Sangesbrüdern und hinunter zu den denkfaulsten Mitläufern.

Sie alle einig in der Jugend, dem Taumeln, dem hellen Flattern, dem Fliegen und wieder dem dunklen Irren und Graben des Jugenddranges.

Die Vorsitzenden und Berater dieses Bundes wollten die Politik fernhalten. Aber die Zeit duldete nun mal solche Ausschaltung nicht. Und an der unsagbaren deutschen Not wuchs auch in diesen jungen Herzen hier der Flammengeist deutschen Zornmuts, dort der utopistische Sehnsuchtsrausch, der nach dem Chaos rief. Auch bei ihnen ein linker und ein rechter Flügel, an deren Rand die brausenden Strömungen der nationalen und der kommunistischen Jugendbewegung leckten.

Auch Bernhard war in diesem Kreise, aber er stand hier nicht mehr auf festen Füßen. Auch ihm war die Zeit gekommen, wo das Vaterlandsgefühl allem voranging. Immer mehr kehrte er von Oswolt sich ab zu Dibrand hin, dem Führer der Nationalen.

Die beiden großen Jungen hatten eine schwere Auseinandersetzung gehabt. Jetzt lagen sie wortlos nebeneinander im Gras. Zwei andere hatten ihnen zugehört, auch sie blieben schweigend — sie alle nahmen es nicht leicht, sie trugen an Weltanschauung und Verantwortung.

Der eine von diesen beiden andern war der Kleinste von den vieren und wirkte als der am meisten Erwachsene. Weißblond war er und hatte etwas von einem alten Mann, zäh, trocken und hart. Er hatte hier eigentlich nichts zu suchen, der Gegensatz hatte ihn hergezogen. So steckte er die spitze, verstandesscharfe Nase in diese „weihräuchernde Mystik". Und der Gegensatz auch war es, der ihn Fritz Prüter, mit dem vierten der Jungen, Hans Weinhold, freundschaftlich verband. Der war die rechte unreife Jugendmischung von Leichtherzigkeit und Sentimentalität — bald ein ungestüm triumphierendes Vorwärtsbegehren, bald ein zages Verträumtsein und Hindämmern in Halbgedanken.

Die vier, noch mit dem verklungenen Wortkampf beschäftigt, lagen still und hörten mit halbem Ohr nach der nächsten Gruppe hinüber. Männlein und Weiblein lagen einem Lautenspieler zu Füßen, der etwas von dem jungen Schiller hatte. Und er war voll Sturm und Drang. Neuerdings war der alte, junge, überselig-unselige Christian Günther von ihm ausgegraben, von den trunkenen Versen hatte er selbst welche in Musik gesetzt. Nun sang er ihnen vor.

„Laß des edlen Tages Schein
Unser sein!
Laß die freien Jauchzer klingen!
Laß des Bacchus Traubenblut
Wie den Mut
In dem Glase springen.

Digitized by Google

Manch liebe, lange Nacht
Hat gewacht,
Wenn wir auf dem Fasse schliefen,
Oder auch, nachdem es kam,
In den Kram
Art'ger Mädchen liefen."

Es schäumte in der Musik von genialischer Jugendgärung. Und begeistert lauschten all die Gesichter zu ihr empor, halb noch in Kindesanmut befangen und doch schon durchzogen von dem fordernden Lebenstrotz der ersten Jugendzeit.

Hans wandte immer mehr diesen Tönen sich zu, die drei andern — sie hatten gestern alle den Falknerschen Vortrag mit angehört — waren jetzt wieder bei dem neuen Kurs.

„Ich kann mir nicht helfen," sagte Bernhard, „für mich hat Fortinbras den Mann glatt zur Strecke gebracht. Wie er ihm auf den Pelz rückte — ein Bild für Götter war's!"

Fritz Prüters Spitzmausgesicht ward noch schärfer — er bemühte sich um eine Formel und fand sie, die dürrste von allen. „Es ist der alte Kampf zwischen Theorie und Praxis," meinte er überlegen.

„Herrgott ja!" rief Bernhard unmutig über das leere Wort. „Aber schließlich ist doch die Schule nun mal Praxis und nichts anderes."

Oswolt hob die schweren Augen. „Ich möchte es anders fassen," sagte er, „den alten Kampf zwischen Gesetz und Geist möchte ich es nennen. An den Gesetzen hat die Welt gelitten von Anbeginn, an Gesetzen geht sie zugrunde — wenn der Geist sie nicht heilt! Und daß hier ein Heilungsprozeß ansetzen soll, ist das nicht eine Lust!"

„Ja, eine Lust ist es," rief Hans, sprang auf und reckte die schlanken Glieder. „Bisher war die Schule Zwang — jetzt ist sie Freiheit! Es gibt keine Examina mehr — Kinder denkt das aus! Und macht nicht weiter eure Froschgesichter! Wir brauchen nicht mehr zu büffeln! Und das Ganze heißt: freie Bahn dem Tüchtigen!"

Lachend sprang er zu dem Sängerkreis, nahm sich ein blondes Mädel und tanzte mit ihr auf dem Rasen. Zum Saitenspiel klang es dabei:

„Doch Vergangenes hilft nicht mehr,
Gib Gehör,
Heute geht es von dem Frischen,
Heute soll sich Rauch und Trank
Und Gesang
In der Gurgel mischen!"

Kein Paar auf der Welt tanzte besser als die beiden, ein einziger Akkord der Körper. Alles sah ihnen zu. Eigene Tanzlust ward von der Augenweide gebändigt. Und in Jugendwonnen schwelgten Gehör und Blick.

❧ ❧ ❧

Fortinbras war nach der heimatlichen Küste unterwegs. Er brauchte gut an die drei Stunden, aber er war ein Freund so weiter Wanderungen. Die endlos langweilige Chaussee hinter der Stadt mit ihren verblühten Kirschbäumen, die mürrisch in die kalte Mailuft starrten, hegte so gut die schweifenden Gedanken ein. Noch brachte das Ebenmaß, die Eintönigkeit der Felder zur Seiten keinerlei Ablenkung in die Sammlung des versunkenen Schreitens.

Ich will und werde die Frau heute sehen. Sie ist nun einmal in mein Leben gestellt, und ich muß fertig mit ihr werden, so oder so.

In dem alten Mauerwerk an der See haust sie. So also hat sich die Traumwelt meiner Jugend belebt. Und kein Sträuben nützt hier, ich muß die Gestalt bannen, muß sie mir zwingen.

Mach' weiter keine Flausen, Joachim! Steckt nicht schließlich auch in dir das Stück Weibernarr, so gut wie in jedem Manne von wirkender Männlichkeit! Vielleicht noch ein größerer als in den andern, weil du gegen ihn so überlegen tust! Was fabelst du dir da vor von den klaren, hellen, festen, gradlinigen Frauen, die allein dein Verlangen sind! Hat dich an dieser Frau nicht gerade das Unklare, das Helldunkel, das Dämmernde, das scheu Tastende, das Sichanrankende in Fessel geschlagen?

„Wer liebt denn so mit der Sonde?
Das Braune ist auch das Blonde!"

Ein Studentenübermut federte und trug ihn.

„Das erste Anathema
Dem Schema!"

Das Schema — Donnerlüchting nochmal! Das war ein böses Stichwort. Jetzt stellte wie gerufen der Schulrat sich ein. Gebügelt, geschniegelt, „soigniert" in seiner bildhübschen Männlichkeit. Und auch mit der geistigen Bügelfalte, so genial umstürzlerisch er sich gebärdet. Mit der ganzen Zaubersalbe der Modernität bestrichen und dabei ästhetisch aufs beste „assortiert". Eben ganz von dem Parfüm umwoben, wie Frauen es lieben — mehr oder weniger alle!

Hol' der Schinder solche Konfektionskultur!

Er ist ins Rennen gekommen. Er will heraus aus solcher Gedankengegend. Aber sie läuft mit ihm weiter wie diese endlose Chaussee, die er nachgerade verflucht.

Einen Feldweg schlägt er ein, durch Kar-

Digitized by Google

toffeläcker. Und gleich ist ein anderer an seiner Seite. Ein zweiter noch hängt sich an diese Frau. Er will mit den Brüdern nichts zu tun haben — aber sie geben ja keine Ruhe.

Dieser zweite! Diese prickelnde Häßlichkeit, die in Musik gesetzt sinnlich reizbaren Frauen so leicht verwirrend zu Kopf steigt. Beleuchtet dazu von dieser fast gewaltigen Pracht der Augen.

Ja, ja — indes war die Erscheinung besonders original? War es nicht eine von diesen ramponierten Duodezausgaben Rubinsteins, diesen mehr oder weniger schlechten, auch heute noch gangbaren Nachdrucken?

Eigenartiger — das muß man ihm schon lassen — ist auf alle Fälle der andere. Der alle Begriffe, aber auch alle Vorstellungen von einem Schulrat einfach auf den Kopf stellt. Er, der auf alle Fälle mein Gegner ist. Im Fachlichen, im Sachlichen. Und im Persönlichen auch — mir im Wege bei der Frau — nennen wir das Kind schon beim rechten Namen: mein Nebenbuhler!

Hm! Mach' ich mich nicht lächerlich mit solchem Wettstreit! Haben er und sie, diese beiden, nicht viel mehr Wahlverwandtes miteinander als ich mit ihr!

Und dann ist da noch der Junge, der Benno, der Luftikus. Der mir im Grunde nie so recht gelegen hat. Aber ihr Kind ist er. Und für den wird dieser neue Geist, diese Ungebundenheit das gefundene Fressen sein. Um dessen Seele wird nun auch der Kampf gehen — ? —

Herrgott, er möchte die Bande mal in seinem Kahn haben! Der Nordost ist im Wachsen, eine ganz gute Mütze voll Wind wird es geben. Hier weht schon der Atem der See. Und freudiger wird Joachims Schreiten.

Der Gesellschaft mal das nötige Spritzwasser um die Ohren peitschen, sie einmal gründlich mit Gefahr taufen! Die mal so ein bißchen schräg nehmen, so kurz vorm Umkippen, so gerade noch am Jenseits vorbei! Wie es dann wohl um die Nasen aussehen würde!

Und dann schämte er sich solch eigener Krafthuberei. Und dachte: ‚Was gehen diese fremden Gebeine mich an!' Sein Zuhause ward in ihm lebendig.

Bruder Andreas, der einzige, der von der Familie noch im Lande war. Hart und karg, ein Schweiger von Natur, noch spröder und verschlossener geworden, seit ihm die Segelstange das Nasenbein zertrümmert und ihm das Antlitz verhunzt hatte — denn wie jeder Braß hielt auch er auf das Äußere, mit dem man nun mal sein Inneres nicht verschimpfieren darf! Aber etwas von einem Organisator hatte er, der Hochseefischerei auf der Ostsee galten seine großen Pläne. Leider aber war er so wenig wie im Mundwerk im Schreibwerk ein Held, so ging es mit seiner Fischereigenossenschaft nur langsam vorwärts. Doch hatte sie es immerhin bereits zu einem größeren Fischdampfer gebracht. Und neues geschäftliches Leben regte sich hier an der Küste.

Joachim hatte mehrfach des Büros sich angenommen, das dieses Unternehmens schwächster Teil war. Andreas aber war ihm böse, daß er nicht ganz Hand in Hand mit ihm ging. Seiner kurzen Worte langer Sinn war immer wieder der: was mußt du dich mit fremder Leute Kindern abplagen! Mit fremder Kinder Eltern dazu — und mit einer Behörde, deren Ideen und Bestrebungen dir gegen den Strich gehn! Schmeiß ihnen den Kram vor die Füße! Hier sind wir unsere eigenen Herren! Hier ist freies, echtes Männerwerk und deutsche Kulturarbeit dazu!

Wie er jetzt bei dem Bruder eintrat — der wohnte in dem erweiterten, aber seinem ursprünglichen Charakter ganz treugebliebenen, strohgedeckten, väterlichen Hause — fand er die Genossenschaft versammelt. Alte Seebären die meisten, mit Freesenbärten und Gesichtern, in denen diese Mischung von Meerkönigtum und verschmitzter Piraterie umging.

„Na ihr Meerungeheuer!" so begrüßt sie Joachim. „Nach welchem armen Opfer streckt ihr denn heut eure Polypenarme aus?"

Sie schmunzeln, er schüttelt ihnen allen die haarigen Hände.

„Der Tintenfisch fehlt uns!" Andreas singt die alte Melodie. Da entflieht er nach der Küche und holt sich bei der Haushälterin Mutter Zobel — Andreas ist unbeweibt wie er — seinen gehörigen Imbiß.

„Lachs in Gelee habt ihr Schlemmer! Na, ich werd' dem Lachs die Lex verhören!" Und er tat's mit Hingabe.

Dann hieß es aufs Wasser! Der Nordost rüttelte an den Fensterläden und rief. Der halbwüchsige Junge von Mutter Zobel sollte mit ihm segeln. Aber der war zur Kirche.

Und so stand Herkules wieder einmal am Scheidewege.

Da hinten lockt das Kastell am Meer und die Frau, die hier residiert. Nein, nichts jetzt vom Weibe! Männliches Tun! Die Knochen rühren! Im Kampf mit Wasser und Wind! Alle Sinne, alle Kräfte sammeln in diesem Kampf! Und glückhaft wunschlos und gedankenfrei sein.

Wollen dem Jungen nach der Kirche entgegengehen. Der Gottesdienst ist bald vorüber.

Und so schritt er durch die Dorfstraße und dann durch die alte Lindenallee auf das Gotteshaus zu, das eigentlich eine Gotteshütte

Digitized by Google

war, so geduckt lag es da, verwahrt gegen die Stürme.

Die Kirche entließ gerade ihre Besucher. Viel waren es nicht. Die Fischer waren mit diesem ihrem neuen Pastor nicht zufrieden. Sie hatten Anspruch auf Heulen und Zähneklappern. Er war ihnen zu weich und zu weitherzig.

Joachim kannte ihn. Auch er mochte ihn nicht. Der Mann, mehr ein sinnenfroher Schönheitsfreund, innerlich mehr den Mysterien des großen Pan zugeschworen, er gehörte einfach nicht auf die Kanzel. In die Halbheit seines Wesens und Lebens fand Joachim sich nicht hinein. Er war sehr musikalisch, hatte eine prachtvoll leuchtende, wenn auch etwas weichliche Baritonstimme — warum ging er nicht zur Bühne? Auch das Heldenmaß hatte er.

Da zeigte sich eben seine hohe, beleibte Gestalt am Ausgang der Sakristei. Wer aber sind die städtisch Gekleideten, zu denen er tritt? Eine Dame — zwei Herren?

Frau von Treutlien! Und ihre beiden Trabanten, der Schulrat und der Musikant.

Die auch hier? Nun ja, der Schulrat wird ja diese Art kirchlicher Atmosphäre gelten lassen. Und auch die Musikantenseelen kommen hier auf ihre Rechnung.

Der Gesellschaft auszuweichen widerstrebt ihm. So treffen sie zusammen.

In Frau von Treutliens Zügen ist ehrlich freudige Überraschung. Der plattnäsige Klavierspieler sieht wie immer abwesend und verloren darein, in weltmännischer Höflichkeit gibt sich Herr Falkner.

Der Pastor öffnet den weichen, sinnlichen Mund mit dem starken dunkelroten oberen Zahnfleisch zu freundlicher Begrüßung. „Herr Potschinak hat heute bei uns die Orgel gespielt — Bach."

Das erklärt dies Beisammensein und die gehobene Stimmung. Joachim hält nun auch nicht hinter dem Berge: daß die See ihn hergezogen habe, er müsse wieder einmal hinaus!

„Bei dem Wind!" spricht schauernd der sybaritische Pastor.

In Frau von Treutliens Augen ist ein Leuchten aufgeblüht. „Ich möchte mit!" sagt sie mit froher Entschlußkraft.

Gleich stimmt Falkner sich darauf ein. Er denkt nicht daran, das Feld zu räumen. „Das ist ein Gedanke," sagt er flott. Aber eine stille Hoffnung heftet sich an den Musikmann, der mißtrauisch, klagend und scheu mit weltflüchtigen Augen zu den schäumenden Wellen hinübertastet. „Wenn Herr Potschinak auch will!" fügt der Schulrat hinzu, als läge auch hier in seinen Händen Verantwortung und Bestimmung.

„Ich bitte sich durch mich nicht stören zu lassen. Ich persönlich bin nun mal kein Freund von solchen Wagnissen," bekennt der Klavierspieler mit ehrlicher Feigheit — die Joachim besser gefällt, als jene Art Versteckspiel seines Widersachers.

Herrgott, wenn ich die Gesellschaft wirklich und wahrhaftig in meinen Kahn bekomme! Wenn so mein Traum sich erfüllt!

Nun wendet sich Eva an den Zaghaften. „Sie müssen einfach mit! Ihr Bach und die Meerfahrt — Sie sollen sehen, das gehört zusammen. Ich glaub' sogar, daß Ihnen so noch ein Neues aufgeht, für Ihre Musik."

Der starke Wunsch und Wille legt sich ihm um die Seele, und wie gebannt folgt er der Gebieterin. Herr Falkner aber trägt den Kopf hoch. Hm, wenn das Schicksal also seinen Gang geht —! Er weiß, was er sich schuldig ist.

„Wenn die Herrschaften mir also die Freude machen wollen —!" Joachim greift fest zu. „Hier haben wir auch meinen Schiffsjungen!" Er winkt dem Sohn der Frau Zobel und sagt ihm Bescheid. Dann zu Frau von Treutlien: „Ich weiß nicht, gnädige Frau, ob Sie sich noch umziehen wollen für die Fahrt. Ölzeug und Südwester finden wir bei meinem Bruder."

„Dann bleib' ich, wie ich bin."

Jetzt sind sie am Strand. Schnell ist das Boot segelfertig.

„Ein kleines Reff legen wir ein," befiehlt Joachim. Der Junge, sachverständig, macht ein bedenkliches Gesicht. Da gibt der Bootsführer noch ein Reff zu.

Windgeschützt ist die Stelle, wo sie ins Wasser gehen. Allerdings eine leichte Brandung gilt es zu überwinden, die Riemen müssen helfen. Dann kommen sie in Fahrt.

Joachim ist jetzt ganz bei der Sache. Für Nebenabsichten und Nebengedanken, für Seelenanalyse und dergleichen ist jetzt keine Zeit. Und alle Teufeleien verschlingt die Pflicht. Am schwersten die Navigation, wo See und Land gegeneinander streiten. Hier, wo die Landratten sich noch einigermaßen sicher fühlen. Erst wenn es denen schlecht wird, atmet der Seemann auf.

Das Boot torkelt noch und tappt wie verschlafen. Jetzt stampft es auf und schüttelt unwillig die Mähnen. Um die platte Nase des Klavierlehrers weht die erste blasse Angst.

Joachim verstaut die Gäste nach der Luvseite zu. Die Segel sind aufgezogen, das Fahrzeug spürt die Hand des Herrn und gehorcht. Erst noch schlägt es sich langsam die Wellen um die Ohren, dann kommt es in Schuß.

Und jetzt die Hand am Steuer, er, dem

Digitized by Google

ihrer aller Schicksal anvertraut ist — als Herr über die Geister fühlt sich Joachim wieder. Und er prüft die Gesichter.

Eva hat sich von ihren Schützlingen oder ihren Beschützern gelöst und blickt mit eigentümlich fern- und farbentrunkenen Blicken in die hallende Weite des durchsonnten, grünen und blauen Lichtes. Es ist, als ob sie alle Schattierungen belauscht: das purpurne Dunkel des Wassers unter ihr — wie die Wellen tiefgrün sich erheben — wie es die Kämme grasgrün durchleuchtet — wie der Schaum in Goldfunken versprüht. In Falkners Zügen ist ein Bedachtes, Gesammeltes, Beherrschtes — nichts von Hingabe, nichts von Genuß — er traut sich nicht ganz, hält seine Kraft zu Rate und ist auf der Wacht. Herr Potschinak aber schweift noch mit einer gewissen behutsamen Wehmut der Endlosigkeit entgegen.

‚Ja, Kinder,' denkt Joachim, ‚hier treiben wir ja noch so glatt vor dem bißchen Wind, das die Uferhöhe uns gönnt! Laßt uns aber erst um die Landzunge herum sein, dann wird doch so manches in euch Hoppla schreien.'

Und jetzt, wo das schützende Gestade sich endgültig von ihnen lossagt, jetzt geht es aus der richtigen Tonart. Jetzt springt der erste jähe, große Wellenhund dem Boot an die Kehle und reißt es, daß es wild sich bäumt und um sich schlägt.

Das Herz fliegt ihnen in den Hals. Bogumil, dem armen Musikmann, rollen die großen, runden Augen aus den Höhlen. Falkner packt den Bootsrand, lächelt „hurra" und gibt todesmutig sich Erhabenheit. In Evas Augen aber wächst die jauchzende Freude, wächst der Mut zu freiem Wagnis in Meeresrauschen und Sonnenlust.

Daran befeuert sich Joachim zu ungestümer Ausgelassenheit. Tiefer geht er mit dem Fahrzeug — was es trägt an Wind, brummt er den Segeln auf — die Leeseite schneidet das Wasser — die Wellen krallen und beißen sich in den Rand — sie reißen und zerren, zu Grund soll das Boot — und von Luv die Sturzseen helfen —

In den Ohren saust es, die Augen brennen, hoch klopft das Herz, wie auf des Messers Schneide geht es auf der Grenze zwischen Leben und Tod —

Dem Steuermann eine herrisch grausame Lust — der Frau eine zuckende Wonne — wie dicht beieinander sie beide! Den zwei andern Männern gefriert das Blut —

Und jetzt — eine blitzschnelle Wendung des Ruders — ganz kurz vorm Koppheisgehen — ein Schrei aus einer der Männerkehlen, gurgelnd, todesnah — Bogumil bricht zusammen und sinkt wie ein Bündel auf den Boden in das fußhohe Wasser.

Verflogen die Schauer der Lust — Eva hilfreich, hingenommen beugt sie sich zu ihm nieder, auch Falkner springt bei und findet im Helfen sich zurück —

Joachim aber, für den es getrost so hätte weitergehen können, steuert unwillkürlich andern Kurs — höher nimmt er das Boot, und jetzt noch höher bis fast vor den Wind. Noch mehr als nötig ist tut er.

Und etwas in ihm schilt ihn aus: hast du dich zeigen wollen! Schäm' dich und mach' es gut. Und er hält sich so brav es irgend geht.

Sie haben den Kranken auf die Bank gehoben und zwischen sich genommen — ist es nicht, als wären die beiden Samariter, Eva und Falkner, jetzt wie im Bunde gegen ihn? Gegen ihn als den Übeltäter? Nun regt sich in ihm doch ein grimmiges Lachen.

Oh — und wie der da drüben jetzt in der ruhigen Fahrt wieder aufgelebt ist, er, der schöne Mann, der auch schon grün genug aussah und eine halbe Wasserleiche war! Nun findet er noch seinen besonderen Halt, in dieser Gemeinschaft mit Eva. Und aus den Augen der Frau trifft ihn, den bösen Schiffsmann, nicht jetzt geradezu ein vorwurfsvoller Blick?

Wundervoll! Und so hab' ich es denn verspielt. Ja, ja, das kommt nun so bei einem Anschlag heraus. Denn ein Anschlag war es — das läßt sich nicht leugnen —

Ach was! Die Bande! Soll ich nicht wieder umlegen und diese ganze rührende Gruppe mit Spülwasser segnen!

Aber er bleibt zahm, ingrimmig zahm. Er sieht zu, wie sorgsam die zarten, zärtlichen Frauenhände den Kopf des Kranken umspannen, der zuckend, stoßend, würgend vor Übelkeit über Bord sich lehnt.

Und Falkner darf jetzt, wo das Boot den gefahrlosen Kurs innehält, die hohe Miene des edlen Menschenfreundes aufsetzen!

Noch einmal ruckt es verbrecherisch in Joachims Hand — aber dann gibt er es auf. Und gräbt sich ein in seine Verbissenheit, in seinen Hohn über sich, über die andern, über die Welt.

Wieder bohren sich seine Blicke in Evas Züge. So viel Strahlendes in dieser Hingabe und Selbstentäußerung — oder ist es nicht ebensogut ein dumpf Animalisches, eine sinnliche Mütterlichkeit? Klingt nicht der Hang, die Neigung zum Manne mit ein, so armselig und erbärmlich das Männliche hier sich bietet?

Wer hat einmal das Wort von der Frau gesprochen, daß sie eine Mischung von Madonna und Dirne sei?

Immer mehr wütet Joachim in sich hinein. Dieser Mann — dieses Elend von einem

Digitized by Google

Bildnis des Papstes Pius XI. Gemälde von Ernst Windhoff

Digitized by Google

Digitized by Google

Stück Mann! Und doch ist es das Elende, was ihm das Frauenherz gewinnt.

So viel Häßliches! Jetzt, wo die Augen, diese „Dämonen der Schönheit“ ausgelöscht sind! Jetzt, wo nur diese plumpen Züge das Feld behaupten. Züge — kann man das Züge nennen! Was für ein Gesicht — in Wüstheit und rohes Schmähen verfällt Joachim — ein Gesicht, das eigentlich in die Hose gehört!

Dann erschrickt er über sich selbst. Warum entfernst du dich von ihr! Schlang es sich nicht um uns beide wie eine starke Nähe! Wie eine kraftvolle Freude! Sie, die einzige, die auf der kühnen, stolzen Fahrt bei mir war! Warum verstoß' ich mich jetzt selber?

Nein, nein! Ich will bei dir bleiben! Und wieder warben seine Sinne und woben um sie. Mit dir, bei dir! Nun lass' ich dich nicht mehr heraus aus dem Bezirk meiner Wünsche, meines Willens und meiner Kraft!

Leidenschaftlich legen seine Augen sich auf die Linien ihrer Gestalt, die so hingebungsvoll sich neigt, auf das Licht ihrer innig warmen Züge.

Und es geht durch ihn hin: Möchtest du nicht selber der Schwache und ihr Pflegling sein!

Und besser gefällt ihm, in dem Glanz ihrer Güte, der arme Musikant, für den jetzt in ihm selber ein Mitgefühl schwingt, als der aufrecht gestellte Machthaber, der längst seine Selbstgerechtigkeit wiedergewonnen hat.

Ein Jammer ist es und bleibt es, daß er dem nicht auch noch eins hat auswischen können! Viel hat nicht mehr dazu gefehlt. Jetzt ist der Mann wieder ganz Herr der Lage und Hans auf allen Gassen. Ist und bleibt er, der sich so leicht nicht umbringen läßt, nicht der bei weitem gefährlichere Nebenbuhler? Der einzige wohl gar!

Nun gut, so gilt es den Kampf gegen ihn — auch hier! Nicht nur in der geistigen Lebensführung, in der Ideenwelt, im Schaffen und Bauen an neuen Werten — nicht nur um die Jugend, auch um das Weib!

Noch wehrt er sich, aber dumpf fühlt er, daß seine Schicksalsstunde geschlagen hat!

Und jetzt an Land! Genug war es der Charitas — genug auch seiner eigenen Herrschaft und robusten Überlegenheit. Die nicht einmal ihre Wirkung tat. Und die in der Hauptsache versagt hatte. Da er den Schulrat, den steilnäsigen, nun doch nicht auf die Knie gekriegt hatte.

Der, beim Landen, fühlte sich nun wieder vollends als Hauptperson. Tat, als ob er sachverständig hülfe, gab dem schlotternden Bogumil tröstenden Zuspruch, reichte Frau Eva ritterlich zum Aussteigen die Hand, und all das kleidete ihn.

Nicht ohne Neid blickte Joachim zu ihm hin. Ja, ja — man kann von dir lernen! Ein Lehrer bist du schon! Selbstgefühl und Selbstregie — das ist es, was die Welt regiert. Und wer sich einbildet, er hat genug davon — eben der hat zu wenig.

Kühler und starrer noch als sonst trat er den dreien gegenüber. Und Eva wurde es schwer, ihm ihren Dank auszusprechen. War er nicht der Genießer gewesen, in der grausamen Freude, sich als den Überlegenen zeigen zu können und die andern klein zu kriegen! Woher sonst diese Gespreiztheit!

Dennoch lud sie ihn ein, am Nachmittag zusammen mit den anderen Herren eine Tasse Tee bei ihr zu trinken. Wenn er Freude an Musik hätte — ! —

Ob es ihr schmerzlich gewesen wäre, hätte er abgelehnt? Aber er, nach leichtem Schwanken und kurzem, festem Blick auf die beiden andern, sagte zu. (Fortsetzung folgt)

Täuschung. Von Ludwig Fulda

Du siehst in spiegelglatter Runde
Befriedigt ruhn das weite Meer
Und kannst nicht glauben, daß vorher
Es aufgewühlt war bis zum Grunde.

So siehst du stille Seelen auch:
Sie regt kein Wind, sie trübt kein Hauch;
Dir scheint, als ob sie traumlos schliefen,
Und doch verging noch nicht ein Tag,
Seit Sturm und Blitz und Donnerschlag
Sie hat durchrast in tiefsten Tiefen.

Digitized by Google

Die Paradies- oder Göttervögel

Von Dr. Emil Carthaus

In Insulinde, dem sonnigen Reiche, das „sich um den Äquator schlingt wie ein Geschmeide von Smaragden" mit seinen im üppigsten Tropengrün prangenden gottgesegneten Eilanden, von Sumatra im Westen bis zur Rieseninsel Neu-Guinea im Osten, tritt das Tier- wie das Pflanzenreich in einer Großartigkeit und einer oft mit berückender Schönheit gepaarten Formenfülle hervor, die auf der weiten Gotteswelt wohl ihresgleichen sucht. Sind es auf den westlichen Inseln majestätische und so recht exotisch erscheinende Pflanzengestalten, welche uns zu bewunderndem Erstaunen hinreißen, so wird auf den östlichen dieses Gefühl wachgerufen durch geradezu abenteuerlich sich ausnehmende, teilweise an alte Erdenzeiten gemahnende Tierformen und besonders auch durch Vogelarten mit einer Farbenpracht des Gefieders, wie sie selbst die Sippe der Kolibris, dieser „fliegenden Blume" des wärmeren Amerikas, kaum aufzuweisen hat. Dazu suchen diese den Kolibris gegenüber als wahre Riesen erscheinenden Prachtvögel die Wirkung des wunderbaren Farbenglanzes ihres Gefieders in oft geradezu raffinierter Weise noch durch dessen nicht selten eigentümlich verwickelten Zuschnitt zu erhöhen. Zusammengeschart erscheinen fast alle diese märchenhaft schönen Segler der Lüfte in der Familie der Paradies- oder Göttervögel.

Paradisea intermedia De Vis

Schon die Bezeichnung „Paradies- bzw. Göttervögel" ist vielbesagend. Dem gebildeten Europa, welches drei Jahrhunderte vor uns lebte und noch ein viel empfänglicheres Herz als wir für die Natur hatte, erschienen diese befiederten Wundergeschöpfe, deren ausgestopfte Bälge zuerst im Jahre 1522 durch Pigafetta, einen Gefährten des großen Seefahrers Magalhaes, nach unserem Erdteile kamen, so über alle Maßen schön, daß es dem Glauben zuneigte, dieselben könnten nur sehr wenig mit dem „Schmutze des Erdenlebens" gemein haben und hätten sich aus dem alten Schöpfungsgarten Eden, dem Paradiese, abseits von der sündigen niedrigen Kreatur, in das reine Reich der Luft gerettet. Zu dieser naiven Denkungsart trug nicht wenig der Umstand

Digitized by Google

bei, daß allen früher zu uns kommenden, von den Eingeborenen Neu-Guineas ausgestopften Exemplaren dieser herrlichen Vögel die Beine fehlten, was denn auch den guten Vater Linné dazu bestimmt hat, die am häufigsten nach Europa gebrachte Paradiesvogel-Art als Paradisea apoda d. h. den fußlosen zu bezeichnen. Das vermeintliche Fehlen der gewöhnlichen Stützorgane des Körpers, der Füße und die wunderliche Umbildung der Schwingen bei diesen prächtigen Vögeln deutete man nun dahin, daß sie sozusagen immer in der Luft schwebten, getragen allein durch ihr weit ausgebreitetes Federkleid. Nur gelegentlich sollten sie sich mit den langen, draht- oder fadenförmigen Schmuckfedern ihres Schweifes an dem Geäst hoher Bäume aufhängen. Ihre Nahrung bestehe, so nahm man allgemein an, lediglich aus dem Tau des Himmels und dem Nektar der Blumen. So dem Staube des Irdischen mehr entrückt, wurden die herrlichen Geschöpfe in der Volksphantasie als luftige Sylphen zu wahren Göttervögeln. Viele, viele begeisterte Vogelfreunde des 16. Jahrhunderts bekamen selbst die ausgestopften Bälge dieser Vögel niemals zu Gesichte, und wir können in ihren Tagebüchern lesen, wie sie den Tag als einen besonders glücklichen in ihrem Leben bezeichnen, an dem es ihnen vergönnt war, wenigstens das erhaltene Federkleid eines solch herrlichen Geschöpfes mit eigenen Augen zu sehen. Bekannter wurden die Paradiesvögel in Europa eigentlich erst durch den berühmten englischen Naturforscher Wallace, welcher im Jahre 1862 auch die ersten beiden lebenden Exemplare, die er in Singapore für 2000 M. nach unserem heutigen Gelde erstanden hatte, im Zoologischen Garten von London zur Schau stellen ließ.

Rhipidornis Guilelmi III

Die Heimat der Paradiesvögel ist das Rieseneiland Neu-Guinea mit seinen dem Malaiischen Archipel zugekehrten Nachbarinseln bis nach Halmahera hin, doch kommen ein paar Arten auch in Nordaustralien vor. Die meisten dieser prächtigen Vögel leben inmitten des Urwaldes, einige aber bevorzugen als Wohnplatz den Waldsaum der Küste, wenn sie hier Bäume mit ihnen zusagenden Früchten finden. Manche Arten besitzen ein auffallend kleines Verbreitungsgebiet, wie beispielsweise eine durch ihr herrliches Federkleid besonders hervorragende Spezies, Paradisea decora Salv. et Godm., die nur auf der der Nordwestküste von Neu-Guinea benachbarten kleinen Fergusson-Insel und hier auch ausschließlich in ungefähr 800 m Meereshöhe zu finden ist. Diese weitgehende örtliche Beschränkung so mancher Formen erklärt es denn auch, daß die Familie der Paradiesvögel in einem verhältnismäßig doch kleinen Gebiete mit einem so überraschend großen Artenreichtum hervortritt. Bis heute sind nämlich schon gewiß 100 Spezies von ihnen bekannt, die man in etwa 20 Gattungen geteilt hat, und man kann wohl sagen, daß uns jede wissenschaftliche Expedition in das Innere von Neu-Guinea neue originelle Formen dieser prächtigen Repräsentanten der Vogelwelt kennen lehrt.

Digitized by Google

Astrapia splendissima (mit Weibchen)

beiden mittelsten der zwölf Steuerfedern zu auffallenden Schmuckfedern verlängert erscheinen, oder er bildet einen sehr langen, einfachen, aber stark abgestuften Schweif. Das Federkleid der weiblichen Paradiesvögel ist ein recht einfaches und bescheidenes, frei von allem auffallenden Zierat, wobei braune und grüne Farbentöne in ihm vorherrschen, um so prunkhafter erscheint aber das Gefieder der Männchen. Es zeigt bei einigen Arten eine solch wundervolle Farbenpracht, daß sie auch der geschickteste Malerpinsel kaum annähernd — vor allem in ihrem Metallschiller — wiederzugeben vermag. Dabei tragen die „Schmuckfedern" die seltsamsten Umformungen zur Schau, die man überhaupt in der Vogelwelt findet und sie treten an den verschiedensten Körperteilen, dazu häufig an mehreren zugleich auf: am Kopfe, am Halse, an den Seiten des Rumpfes sowie namentlich auch im Schwanze. Einzelne dieser Federn haben durch eine besondere Entwicklung der Hautmuskulatur einen hohen Grad von Beweglichkeit erhalten, um in gewissen Stellungen die Farbeneffekte des Gefieders noch zu erhöhen und lebhafter zu gestalten. Manche Schmuckfedern stechen nur durch ihre außerordentliche Verlängerung hervor, bei anderen erscheinen deren Fahnen sehr locker und zerschlissen. Bei wieder anderen ist der Schaft bis auf das oberste Ende völlig fahnenlos oder nackt; ja es kann sich diese Nacktheit der Feder auch auf ihre Spitze erstrecken, so daß von ihr nichts als der in diesen Fällen ungewöhnlich lang und dadurch drahtförmig erscheinende Kiel übrig bleibt. Verbreiterungen, wellige, sowie spiralige Biegungen machen in gefälliger Anordnung diesen seltsamen Zierat bisweilen sehr wirkungsvoll.

Die Paradiesvögel tragen ihr Prunkgefieder gewissermaßen als Hochzeitskleid in

Die Paradiesvögel bilden, wie gesagt, eine eigene Familie (Paradiseidae), die zu dem großen Kreise der rabenartigen Sperlingsvögel gehört. Ausnahmlos haben sie denn auch in anatomischer Hinsicht etwas Rabenartiges an sich und ebenso in ihrer Stimme. Diese zeigt zwar bei den verschiedenen Arten unglaubliche Verschiedenheiten, indem sie bei einigen wie ein tiefer, vibrierender Pfiff klingt, bei anderen mehr starenartig, bei wieder anderen sogar an das Miauen einer jungen Katze erinnert oder Tonfärbungen zeigt, wie man sie sonst bei den Vögeln nicht findet, aber bei alledem ist doch das Krächzen der Raben der Grundton in der ganzen Paradiesvogel-Familie.

Was den Körperbau dieser Prachtvögel angeht, so besitzen sie einen mittellangen oder schon lang zu nennenden, geraden oder auch gebogenen Schnabel. Ihr Fuß ist ganz im Gegensatze zu der über sie verbreiteten alten Fabel sehr kräftig im allgemeinen entwickelt, und dasselbe gilt auch von den mit gekrümmten, scharfen Krallen versehenen Zehen. Der Schwanz ist entweder mittellang, wobei die

Digitized by Google

der Fortpflanzungszeit nur einige Monate lang und es kommt in seiner ganzen Pracht, an Vollendung mit jeder Mauserung zunehmend, erst im 5. oder 6. Lebensjahre zur Entfaltung. Bemerkenswert ist es bei dieser gefallsüchtigen Äußerung des Liebeslebens jener Vögel, daß sie fast in allen ihren Arten nicht zur Vielweiberei neigen, sondern ausgesprochen monogam leben. Es möchte fast scheinen, als ob sich diese merkwürdigen Tiere der Schönheit ihres Gefieders bewußt und geradezu eitel wären. So blicken sie in der Gefangenschaft kokettierend um sich unter tänzelnden Bewegungen, sobald jemand ihrem Käfig naht, baden sich täglich zweimal und verwenden auf ihre Toilette, die Säuberung und Schlichtung ihrer Prunkfedern, ebenso viele Zeit wie eine moderne Salondame. Auch wird die Sucht zu glänzen ihnen oft zum Verhängnisse. Während sie nämlich sonst aus guten Gründen sehr scheu sind, zeigen sie bei ihren in die Paarungszeit fallenden „Tanzgesellschaften“ in blindester Gefallsucht ein unglaublich törichtes Gebaren. Dutzendweise lassen sie sich dann zu gewissen Stunden auf bestimmten Bäumen nieder, welche die Eingeborenen genau kennen und beginnen alsbald vor den Augen der Weibchen ihre Liebestänze und Possen — „sakakleli“ in der Papua-Sprache genannt. Hierbei erscheinen ihre Sinne so sehr gegen die ganze Umgebung abgeschlossen daß die unter dem Tanzbaume in Hütten aus frischem Laube verborgen lauernden Eingeborenen einen Vogel nach dem andern herabschießen können, ohne daß die verblendeten eitlen Tiere davonfliegen. Die Papuas bedienen sich hierbei stumpfer Pfeile, um die Vögel nur zu betäuben und nicht blutig zu schießen, wodurch ihre Bälge ja an Handelswert sehr einbüßen würden.

Die Nahrung der Paradiesvögel besteht aus Früchten und Samen, sowie aus Insekten und anderem kleinen Getier, wozu bei einigen Arten auch Vogeleier kommen. — Die Eier der Paradiesvögel selbst haben eine gelblichbraune oder dunkelbraune Grundfarbe und erscheinen meistens gefleckt oder gesprenkelt.

Zoologisch zerfallen die Paradiesvögel in drei Gruppen, nämlich in erstens echte Paradiesvögel mit geradem, dem Kopf an Länge höchstens gleichkommenden Schnabel, zweitens Paradieshopfe mit dünnem, sanft gebogenem Schnabel von größerer als Kopflänge, und drittens Laubenvögel. Vom Standpunkte des gewöhnlichen, nicht streng

Der große Paradiesvogel Paradisea apoda (mit Weibchen)

Digitized by Google

Parotia Lawesi (vorn links das Weibchen

wissenschaftlichen Vogelfreundes betrachtet, sollte man diese letzteren nicht den Paradiesvögeln zuzählen; denn von einem wirklichen Prachtgefieder kann bei ihnen nicht die Rede sein. Dafür haben die Laubenvögel aber ihr Liebesleben in einer Weise zu verschönern gewußt, wie wir sie sonst in der ganzen Vogelwelt nicht wiederfinden. Mit erstaunlicher Meisterschaft errichten sie sich nämlich, vollständig getrennt von ihrem Nestbau, aus Gezweig, Gräsern und Blättern runde oder längliche Lauben, deren Eingang oder Eingänge sie mit am Boden hingebreiteten, glänzenden oder irgendwie auffälligen kleineren Gegenständen, namentlich Muscheln, Schnekkenhäuschen, bunten Steinchen und gebleichten Knöchelchen verzieren, wozu sie die Wände der Laube mit schön gefärbten Vogelfedern ausschmücken. Diese Lauben dienen dann für ein Jahr oder auch wohl länger den verliebten Tierchen als Brautgemach, sonst aber nicht als Wohnung.

Was nun die echten Paradiesvögel betrifft, so geht ihre Farbenpracht und die bis-

Digitized by Google

Epimachus Meyeri, Finsch (oben das Weibchen)

weilen bis an das Bizarre grenzende, im ganzen aber höchst geschmackvolle Zusammensetzung ihres Federaufputzes wirklich ins Erstaunliche. Durchweg ist bei ihnen der Schwanz kurz, dessen mittelstes Federnpaar jedoch bei schon älteren Männchen ungemein verlängert. Als ob die Verlängerung auf Kosten der Fahnen- oder Seitenfederchen erfolgt sei, ist die Fahne dieser beiden Schmuckfedern entweder außerordentlich schmal, oder sie ist gänzlich geschwunden, so daß der allein übrig gebliebene Kiel die Feder draht- oder fadenförmig erscheinen läßt. Die hervorragendste Zier der völlig ausgewachsenen Männchen unter ihnen sind aber die mächtigen, den Seiten der Brust entwachsenen Büsche von weitstrahligen, luftig oder locker herabwallenden Schmuckfedern, die sich beim Paradieren der Vögel aufbauschen.

Der größte und am längsten bekannte unter den echten Paradiesvögeln ist, wie schon gesagt der Große Paradiesvogel oder Göttervogel. Seine Gesamtlänge beläuft sich auf 95—100 cm, also ein Meter, die Länge des Schwanzes auf nur 18 cm, wobei aber die beiden soeben besprochenen drahtförmigen

Digitized by Google

Schmuckfedern in ihm nicht weniger als 70 cm lang werden. Dabei hat der Körper des Vogels nur die Größe unserer Dohlen.

Im ganzen kennt man bis jetzt von den echten Paradiesvögeln oder Paradiesraben, wie sie auch wohl genannt werden, 10 Arten, worunter auch die hier abgebildete, recht seltene Art Paradisea intermedia De Vis. von Neu-Guinea.

Als typische Paradieshopfe sind die Vertreter der Gattung Epimachus zu nennen. Ihr Schnabel ist lang, sichelförmig. Ihre Flügel sind nur mäßig lang, dagegen erreicht der scharf abgestufte, aus spitz endigenden Federn bestehende Schweif eine bedeutende Länge; beispielsweise bei Epimachus striatus eine solche von 70 cm.

Unbeschreiblich schön soll (nach Lassen und anderen Forschern) der Glanz des Gefieders der Paradieselstern in den verschiedenen Stellungen der lebenden Vögel sein. Sie bilden die Gattung Astrapia, welche durch fast geraden Schnabel und breit- und stumpffederigen Schweif gekennzeichnet ist.

Durch Farbenpracht und originellen Zuschnitt ihres Federkleides sich den Schlegelia-Arten nähernde Paradiesvögel sind die Angehörigen der Sippe Diphyllodes bzw. Rhipidornis, unter denen ganz besonders die nach dem König Wilhelm III. von Holland benannte Spezies Rhipidornis Guilelmi tertii Meyer hervorgehoben zu werden verdient.

Als einer der seltsamsten Typen in der ganzen so farben- und formenreichen Familie der Paradiesvögel sei hier noch der Wimpelträger oder Schuppenparadiesvogel (Pteridophora Alberti A. B. Meyer) genannt. Derselbe hat keine besonderen Prunkfarben aufzuweisen, besitzt aber in den beiden vom Hinterkopfe ausgehenden Federn von der doppelten Länge des ganzen Vogels einen einzig dastehenden Schmuck.

Leider läßt das allzu realistische, allzusehr auf Putz sinnende Denken unserer modernen Damenwelt alle diese schmucken Vögel nicht ungestraft ihr prächtiges Hochzeitskleid tragen; denn ihre ausgestopften Bälge werden bekanntlich zu vielen Tausenden alljährlich auf den Federmarkt gebracht, um, gewöhnlich zerteilt, dem schönen Geschlechte als Hutzier zu dienen. Dabei hat das große, kaum jemals nachlassende Begehr der ganzen Kulturwelt nach ihnen die Eingeborenen in den von den herrlichen Vögeln bewohnten Land- und Inselgebieten so geschickt in deren Abschießen und Einfangen gemacht, daß die Bälge auch der selteneren Arten im malaiischen Inselmeere heute mit verhältnismäßig niedrigen Preisen bezahlt werden. So bot mir ein arabischer Großhändler auf der Molukken-Insel Banda Neira schon vor etwa 20 Jahren Bälge von recht seltenen Paradiesvogelarten zum Preise von 30 Gulden an, während in früheren Zeiten ein ausgestopfter Balg selbst von dem gewöhnlichen Großen Paradiesvogel noch mit 50 Dukaten bezahlt wurde. Soweit soll auf den Aru-Inseln die Dezimierung auch dieser Art schon fortgeschritten sein, daß jetzt die Weibchen anfangen, sich um die Gunst der Männchen zu bewerben, wie ein bekannter englischer Ornithologe schreibt.

Pteridophora Alberti A. B. Meyer

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Lebenserinnerungen und Lebenslehren

aus hinterlassenen Papieren des Generalfeldmarschalls Colmar Frhr. v. d. Goltz

Kein Vorwort, sondern eine Plauderei

General von Moltke, der Neffe des großen Feldmarschalls und später sein dritter Nachfolger in der Stellung als Chef des Generalstabes der preußischen Armee, erzählt im Vorwort zur Geschichte des deutsch-französischen Krieges von des Onkels ausgesprochenem Widerwillen gegen Memoiren. Sie dienten nur dazu, die persönliche Eitelkeit des Verfassers zu befriedigen und trügen oft dazu bei, geschichtliche Tatsachen aus der immer subjektiven Auffassung des Memoiren-Schreibers heraus zu verzerren.

Den Widerwillen habe ich stets geteilt; der Grund dafür trifft allerdings bei meinen Verhältnissen nicht zu. Mir ist es nicht vergönnt gewesen, in einflußreicher Stellung an historischen Ereignissen teilzunehmen. Ich habe ihnen nur als Beobachter folgen dürfen, und mein Lebenslauf gehört zu denjenigen, die man in den kurzen Satz zusammenfassen kann: ‚er ward geboren, nahm ein Weib und starb'. Persönliche Erlebnisse habe ich auch nie für wichtig genug gehalten, um fortlaufende Aufzeichnungen darüber zu machen. Ich tat dies nur während meiner türkischen Dienstzeit, da mir der Gedanke kam, ich würde einmal über sie Rechenschaft ablegen sollen und mein Gedächtnis könne mich dann im Stiche lassen. Aber auch aus dieser Zeit sind meine Notizen unvollständig. Es wurde mir immer schwer, sie niederzuschreiben. Zumal ergriff mich stets eine gewisse Scheu, Aufzeichnungen über Gespräche mit hochgestellten Persönlichkeiten zu machen. Mir erschien es wie ein Vertrauensbruch. Man nagelt dabei leicht Äußerungen fest, die nur einer augenblicklichen Regung entsprangen, nicht in vollem Ernste aufzufassen waren, und die der Sprecher gar nicht getan oder nicht so getan hätte, wenn er ahnte, daß man sie sofort zu Papier bringen werde.

So muß ich mich im allgemeinen darauf beschränken, die Umrisse der Bilder, die im Leben an mir vorüberzogen, nach dem Gedächtnis zu entwerfen. Daß ich sie meinem ursprünglichen Vorsatz entgegen aufzeichne, hat seinen besonderen Grund. In engen Verhältnissen aufgewachsen, war ich von früh an gewohnt, für mein Tun die nüchternsten Beweggründe walten zu lassen. Das wird am Ende zur Lebensgewohnheit, von der Herz und Sinn nicht mehr loskommen. Der Vorschlag, den mir eine Buchhandlung für die Herausgabe dieser Lebenserinnerungen machte, ist für mich ausschlaggebend gewesen. Er eröffnete mir die Aussicht auf ein Stück nutzbringender Arbeit im späten Lebensalter. Das ist stets eine gute Gabe, die man nicht leichtfertig von sich weisen soll. Dem Verleger fällt damit aber auch die Verantwortung für das Erscheinen dieses Buches zu. Er mag sich mit der Menschheit deshalb abfinden.

Ist auf den nachfolgenden Blättern auch weniger von welterschütternden Ereignissen und Staatsgeheimnissen die Rede, als der Leser vermutet, so wird es ihn doch vielleicht fesseln, zu sehn, wie die Zeiten, die hinter uns liegen, sich in der Erinnerung eines alten Mannes von heute widerspiegeln. Er wird sich auch überzeugen, daß es im Vaterlande immer noch möglich ist, ohne besondere Bevorzugung durch Natur oder Schicksal, ja ohne Mittel und ohne mächtige Förderer und Beschützer durch Mühe und Arbeit vorwärts zu kommen und den Weg selbst bis zu hohen Stellen im Staate hinauf zu finden.

„Euere Exzellenz werden zugeben müssen, daß heute ohne Konnexion nichts mehr zu erreichen ist" — wie oft habe ich es in späteren Jahren hören müssen, als die Leute fälschlich von mir voraussetzten, daß ich einflußreich genug sei, um zu ihren Gunsten ein Machtwort zu sprechen. Mich hat die Erfahrung eines anderen belehrt. Ich kann mir ehrlich das Zeugnis ausstellen, daß ich niemals nach ‚Konnexionen' gesucht habe, um auf dem Rücken anderer eine Stufe höher zu steigen. Nie habe ich um Empfehlungsbriefe gebeten, die mir meinen Lebensweg erleichtern sollten und nur ein einziges Mal habe ich einen solchen ohne mein Zutun erhalten. Seiner Seltenheit halber hat er sich mir tief ins Gedächtnis gegraben.

Es war vor 31 Jahren, als ich auf Vorschlag des in die Türkei berufenen Generals Kähler aufgefordert wurde, ihm zur Neuordnung des türkischen Militärschulwesens nach Konstantinopel zu folgen. Der erste Botschaftsrat der türkischen Botschaft in Berlin, Ohan Bagdadlian Effendi, gab ihn mir, ohne mein Verlangen, mit auf den Weg. Er war an Reschid Bei, den damaligen Privat-Sekretär des Sultans Abdul Hamid II. gerichtet.

Digitized by Google

Daß er auf mein Schicksal einen besonderen Einfluß geübt haben sollte, glaube ich nicht. Ich aber hatte ein Gefühl von Beschämung, mit einem solchen Schriftstück in der Tasche umherzulaufen und mich nicht allein auf mich selbst zu stützen. Für mich haben die Worte ‚Empfehlung' und ‚Protektion' stets einen unangenehmen Klang gehabt, etwa wie ‚Hintertreppe' und ‚Schleichweg'.

Gott sei Dank sind wir noch nicht so weit, daß wir ihrer nicht zu entraten vermöchten. Sollte diese schlichte Aufzeichnung meiner Lebenserinnerungen auch nur den einen Erfolg haben, den Glauben an die Zauberkraft ‚hoher Fürsprachen' zu vernichten, so wäre sie nicht ohne Nutzen geblieben. Ein Mann, der bei allem, was er tut, sich zunächst nach fremder Hilfe umsieht, wird in allen ernsten Lagen des Lebens ratlos, wie ein Volk, das seine Sicherheit nicht in der eigenen Kraft, sondern in der Bundesgenossenschaft sucht. General Nogi, der Eroberer von Port Arthur, hat die, zumal für den Soldaten wertvolle Lehre geprägt, man solle stets bereit sein, die Freunde zu unterstützen, aber nie mit Sicherheit auf ihre Hilfe bauen. Kommt diese, so soll sie uns ein willkommenes Göttergeschenk sein. Auch ohne sie aber muß unsre Rechnung stimmen. Selbst ist der Mann!

Freilich gehört dazu Augenmaß für das Erreichbare. Zahlreiche begabte junge Leute scheitern daran, daß dieses ihnen fehlt. Wer nach den Sternen greift, für den paßt meine Lehre nicht. In der Besorgnis, daß das Genie, welches sie in sich vermuten, nicht hinreichend zur Geltung kommen könnte, versuchen viel junge Leute sich zur Unzeit in die Lüfte emporzuschwingen und stürzen ab, trotz des Ikarus warnendem Beispiel. Als höherer militärischer Vorgesetzter habe ich junge, begabte Offiziere öfters gemahnt, bei ihnen gestellten Aufgaben zunächst die einfachen natürlichen Lösungen zu suchen, die dem gewöhnlichen Verstande am nächsten liegen, statt die genialen anzustreben, um Außergewöhnliches zu leisten. Wenn wirklich ein Bonaparte in ihnen schlummere, würde er sich bei geeigneter Gelegenheit auch ohne ihr absichtliches Zutun kund geben. Diesen Augenblick abzuwarten, gebiete die elementarste Vorsicht. Gewaltsam sich durchsetzen, glückt nur den allergrößten Sterblichen, deren jedes Jahrhundert kaum einen hervorbringt. Und auch sie hängen davon ab, ob ihre Zeit sie versteht und fördert. Ein Bonaparte würde heute wahrscheinlich Gefahr laufen, als Bezirksoffizier zu enden, weil Unverträglichkeit, Rechthaberei, Ungehorsam, Herrschsucht und Unbelehrbarkeit ihn zu anderem unbrauchbar erscheinen ließen.

Geradezu verheerend wirkt oft das Verhalten zärtlicher Verwandten. Nach Erstlingserfolgen, die der frische Wagemut der Jugend erringt, ist leicht ein ‚kleiner Bismarck', ein ‚kleiner Moltke' entdeckt und dieser beginnt allmählich selbst daran zu glauben, daß er für Außergewöhnliches bestimmt sei und dem Alltäglichen den Rücken wenden müsse. Nichts ist aber mächtiger, als gerade das Alltägliche; und der junge Stürmer erschöpft gar bald seine Kraft an den Widerständen der Wirklichkeit. In deren Überwindung erst zeigt sich das wahre Genie. Es ist darum in unserem Heere eine wohltätige Einrichtung, daß auch der Begabteste, der früh in die Regionen von Generalstab, Kriegsministerium oder hohen Kommandobehörden emporgehoben wird, von Zeit zu Zeit immer wieder in die tieferen des praktischen Dienstes hinabsteigen muß. Wir sollten von diesem System niemals weichen. Freilich sind dabei Irrtümer und Härten des Schicksals nicht zu vermeiden. Offiziere, auf deren Zukunft von einem weiten Kreise von Freunden große Hoffnungen gesetzt wurden, scheiterten daran, daß sie irgendwelche Forderungen des elementaren Dienstlebens nicht oder nur mangelhaft erfüllten. Solche Fälle sind traurig, aber im ganzen doch auch nur selten. Sie gehören zum Soldatenlose, das sich nicht nach Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit, sondern nach dem Erfolge entscheidet.

Zum Erfolge gehört Glück — wie oft hört man das aussprechen, wie oft glaubt man selbst daran, wie häufig schon hat ein jeder sich über den Mangel an Glück beklagt. Ganz ohne Inhalt ist der Glaube an das Glück gewiß nicht. Schon die Übereinstimmung so vieler gleichartiger Beobachtungen von Menschen verschiedenster Art deutet an, daß es ein geheimnisvolles Etwas gibt, das wir als ‚Glück' bezeichnen. Blinder Zufall, der beharrlich den einzelnen trifft, kann es nicht sein, sonst wäre es ja eben kein Zufall. Moltke hat dies in seinem bekannten Ausspruch: ‚Glück hat auf die Dauer doch zumeist wohl nur der Tüchtige' endgültig festgestellt. Der einfache Sinn der Orientalen glaubt an eine geheimnisvolle Vorausbestimmung, die nicht nur Menschen, sondern auch Tiere, Zeiten, Gegenstände betrifft. Er kennt noch die glückverheißende Stunde — ‚eschref saat' — er glaubt auch an den Begriff ‚aughursuß' d. h. ohne gute Vorbedeutung, ‚unglückbringend'. Er knüpft sich am leichtesten an ein Haus, ein Pferd und — eine Frau! Das Wort ist wohl aus dem Altertum sitzen geblieben; es wird aber noch täglich gebraucht. ‚Aughurlar' ruft der Karawanenführer dem Reisenden in der frischen Morgenluft zu, wenn der Marsch beginnt. Es heißt: ‚Gute Vorbedeutung, Glück auf die Reise!'

Die Alten nannten Glück ein Talent und kommen damit der Wahrheit wohl nahe. Wir sehen Leute, die niemand für besonders befähigt hält, dauernd von den Umständen begünstigt. Es ist, als ob die Gunst des Schicksals ihnen förmlich zugetragen wird. Manche von ihnen zögern sogar mit dem Zugreifen, ohne ihrem Glück zu entgehen. Es sind die ‚Lieblinge der Götter'. Alles schlägt zu ihrem Vorteil aus. Die geheime Ursache davon mag eine von uns noch nicht definierte Eigenschaft sein, die sie unwillkürlich auf den

Digitized by Google

Weg führt, auf dem ihr Vorteil liegt. Ihr Besitz ist weder Verdienst, noch ihr Mangel Schuld. Der ernste Mensch aber, der sich selbst prüft, soll so viel Selbsterkenntnis besitzen, daß er weiß, ob er Glück habe oder nicht. Töricht sind diejenigen, denen das Glück fehlt und die dennoch dauernd Dinge unternehmen, zu deren Gelingen eine besondere Gunst der Umstände gehört.

Ich habe in meinem langen Leben niemals die Empfindung gehabt, daß ein unerwartet eintretender glücklicher Zufall mir zum Vorwärtskommen geholfen habe. Dafür habe ich mich auch niemals auf Versuche eingelassen, deren Gelingen das Zusammentreffen besonders fördernder Umstände zur Voraussetzung hatte. Am ehesten empfand ich Lust zu einem Wagnis in der Truppenführung. Leider ist sie mir nur im Frieden beschieden gewesen, und die ernste Probe auf das Exempel hat gefehlt.

Ganz zu erklären, was Glück ist, sind wir also nicht imstande. Ein jeder aber muß wissen, wie er zu dieser geheimen Macht steht und nicht eigensinnig seine Befriedigung dort suchen, wo es ihm augenscheinlich versagt sein soll. Es kann wohl ein jeder auf seine Fasson ‚selig', aber nicht auf Erden ‚glücklich' werden.

Mit dieser Lebenslehre will ich die Erzählung meiner Schicksale beginnen.

Kindheit

„Versäumte Jugend ist ein Schmerz
Und einer ew'gen Sehnsucht Hort.
Nach seinem Lenze sucht das Herz
In einem fort, in einem fort!"
Aus Conrad Ferdinand Meyers „Lenzfahrt".

Fabiansfelde

Meine frühesten Kindheitserinnerungen führen mich nicht, wie Adalbert Chamisso, zu einem aus schatt'gen Gehegen schimmernden Schloß zurück, sondern zu einem kahl in den Feldern gelegenen kleinen ostpreußischen Gute. Geboren bin ich am 12. August 1843 zu Bielkenfeld bei Labiau, aber sehr bald mit meinen Eltern nach Fabiansfelde, zwischen Königsberg und Preußisch-Eylau übergesiedelt. Ein viereckiger Wirtschaftshof von weißgetünchten, strohbedeckten Fachwerksgebäuden, das Holzwerk schwarz geteert, auf der einen Seite ein flacher Teich, daneben, — wenn man von der Chaussee kam, — links das Wohnhaus, rechts das Kämmererhaus, hinter diesem ein kleiner Hügel mit einigen Eichen, ein paar Insthäuser auf der anderen Seite des Teiches — so sah Fabiansfelde damals aus. Das Wohnhaus unterschied sich von den übrigen Gebäuden nur dadurch, daß es massive Mauern hatte. Sein Dach war, wie jene, nur mit Stroh gedeckt, aber es hatte drei Schornsteine, mein und meines anderthalb Jahre älteren Bruders Stolz. In der Mitte der Front schützte der sogenannte Windfang die Haustür, die in einen kleinen Vorraum führte, den zum größeren Teil eine Falltür zum Keller einnahm. Stand diese offen, so konnte der Eintretende, der nicht aufpaßte, sich leicht kopfüber auf dem Kellerboden wiederfinden. Ein paar niedrige Zimmer rechts, ein paar andere links. Die Küche und die Leutestube, wo die Knechte aßen, lagen nach dem Giebel zu, der einen zweiten Ausgang mit einer baufälligen Freitreppe besaß. Hinter dem Hause ein kleines, schattenloses Gärtchen mit der sogenannten „Laube" und einem Kruschkenbaum*) darin, auf dem Hofe ein zweiter Kruschkenbaum — das war unser Reich. Solche „Herrensitze" soll man in den russischen Ostseeprovinzen noch heute finden. Vom Boden des deutschen Vaterlandes sind sie bis auf wenige Ausnahmen verschwunden. Dem Auge des Kindes schien alles groß und weit; als ich nach 57 Jahren einmal wiederkam, sah ich, wie dürftig, ärmlich und eng es gewesen sein muß.

Unser ehemaliger Familienbesitz war in der schweren Zeit nach den Kriegen von 1806/07 und 1812/13, während welcher Ostpreußen ganz besonders gelitten hatte, verloren gegangen. Mein Großvater starb früh; die Großmutter, eine Zeitlang noch Schloßherrin zu Domnau, zog schließlich in eine kleine Stadt, wo sie sich ziemlich kümmerlich durchschlug. Mein Vater hatte, wie seine Brüder, als Offizier in der Armee gedient, brachte es aber unter den traurigen Avancementsverhältnissen jener Hungerjahre, trotz 19 jähriger Dienstzeit, nicht weiter als bis zum Leutnant. Mit einem geringen Vermögensrest widmete er sich dann der Landwirtschaft und soll sich redlich geplagt haben, ohne vorwärts zu kommen. Er starb als ich sechs Jahre alt war.

Seine Erscheinung schwebt mir nur aus zwei Szenen vor Augen und die eine davon muß auf Sinnestäuschung beruhen. Ich nehme sie aber dennoch auf, da sie mir noch heute am festesten in der Erinnerung vorschwebt.

Die erste knüpft sich an einen ganz unbedeutenden Vorgang. Mein Vater soll ein guter Deklamator gewesen sein, und ich sehe ihn, einen hochgewachsenen, schlanken Mann mit braunem Haar, etwas vornüber gebeugt, lebhaft sprechend und gestikulierend inmitten seiner Gäste.

Das andere Mal ist für mich bedeutsamer geworden. Meine Mutter reiste nach Danzig, um einen Bruder zu besuchen; mein Vater brachte sie nach Elbing aufs Dampfschiff, um dann durchs Land wieder heimzukehren. Eines Tages aber kam das Fuhrwerk allein zurück. Meinen Vater hatte im letzten Augenblick die Lust angewandelt, mit nach Danzig zu gehen — zu seinem Verhängnis. Während der ‚langen' Reise war ein Schwager meines Vaters nach Fabiansfelde gekommen, um dort nach dem Rechten zu sehen und auf die Jagd zu gehen. Hierbei liefen wir Jungen

*) Wilde Birne.

mit. Eines Tages waren auch ein paar Gäste dabei und hinterdrein zum Frühstück geladen. Als wir nach Hause kamen und dort im Zimmer über die Jagd verhandelt wurde, lief ich noch einmal hinaus. Da sah ich zu meinem Erstaunen meinen Vater von Groß Lauth, dem Nachbargute, her über Feld kommen. Mir schien, als winke er mir; er war aber noch weit genug, daß ich ins Haus zurückspringen und hineinrufen konnte: „Der Papa kommt, der Papa kommt von Lauth übers Feld!“ Alle waren im höchsten Grade erschrocken; denn wie sollte mein Vater aus dem fernen Danzig plötzlich angekommen sein. Wir stürzten hinaus — und die ganze Umgebung war leer, niemand, mit dem ich den Vater verwechselt haben konnte, zu entdecken. Ich starrte sprachlos ins Feld und es regnete Schelte über den ‚infamen Bengel', der die Erwachsenen hatte foppen wollen. Auch einige Hiebe gab es; denn man war damals noch nicht so empfindsam wie heute mit Kinderzüchtigungen, sondern huldigte mehr der Maxime des alten Bogumil Goltz: ‚Schuljungen dürfen so viel gehauen werden als der Lehrer Motion braucht.' Umsonst waren meine Beteuerungen, daß ich den Vater wirklich ganz deutlich gesehen hätte; man glaubte mir nicht.

Der Tag ist sein Todestag gewesen; die Stunde stimmte nicht. Am frühen Morgen schon war er in Danzig nach nur einer einzigen Krankheitsnacht gestorben. Am Abend hatte er sich bei den ersten Anzeichen von Unwohlsein aus einer Gesellschaft entfernt und anfänglich sogar die Begleitung meiner Mutter abgelehnt, sie aber auf ihr Bitten mitgenommen. Um fünf Uhr war er trotz schnell herbeigeholter ärztlicher Hilfe eine Leiche — von der Cholera dahingerafft.

Objektiv waren die Prügel, die ich bekommen hatte, berechtigt, subjektiv nicht; denn noch heute glaube ich bestimmt, des Vaters Gestalt gesehen und deutlich erkannt zu haben.

Was nach diesem unerwarteten Schicksalsschlag auf uns herniederfiel, war Not und Bedrängnis. Meine Mutter kehrte völlig gebrochen nach Fabiansfelde zurück, nachdem sie den Mann, mit dem sie nur etwa neun Jahre verheiratet gewesen war, in Danzig der Erde übergeben hatte. Die Beileidsbesuche der Nachbarn trafen ein. Sie mußte immer wieder den Hergang des Unglücks erzählen. Dabei brach sie regelmäßig mitten in ihrem Bericht in Tränen aus. Alle bedauerten sie; geholfen hat ihr niemand. Man schied mit verlegenen Mienen, und ich bekam mehr, als für ein Kind bestimmt und gut war, von den traurigen Verhältnissen zu hören, in denen mein Vater die Seinen zurückgelassen hatte.

Die Eindrücke jener Zeit haben nachhaltig auf mein Gemüt gewirkt; die Erinnerung daran verfolgte mich durchs Leben. Daß es auf unserem Gute schlecht und schlechter ging, empfanden auch wir Kinder. Wir hatten unseren eigenen Barometer dafür, nämlich Pferde und Vieh. Wenn die wohlgenährten Groß Lauther Gespanne von ihren singenden, pfeifenden und peitschenknallenden Knechten nach Beendigung der Ackerarbeit vom Felde heimkehrten und unsere mageren Tiere müde zu den Ställen getrieben wurden, dann überkam uns das Bewußtsein, daß wir arm und die da drüben reich seien.

Meine Mutter hat sich sicherlich alle Mühe gegeben, sparsam zu wirtschaften, aber was half das in einer Notlage, wie die unsrige. Selbst die Chausseehäuser wurden auf Feldwegen umfahren, um den einen Silbergroschen zu sparen, den das Chausseegeld kostete. Briefe nach der Stadt gingen ‚durch Gefälligkeit', wenn ein Bekannter hinfuhr. Bares Geld pflegt auf dem Lande immer knapp zu sein; bei uns aber traf das besonders zu. Von der Dürftigkeit jener Zeit macht sich heutzutage niemand mehr einen Begriff. Materiellen Mangel empfanden wir Kinder freilich nicht. Man nährte sich damals noch recht einfach und ohne viel hygienische Skrupel. Bewirtete uns die alte Kämmerersfrau heimlich einmal mit ‚Saubohnen', die heute niemand mehr essen will, so zweifelten wir, ob es jemand besser haben könne. Aber wir fühlten doch den gesellschaftlichen Druck, der auf uns lastete.

Zur Zeit, als mein Vater starb, hatte ein Schwager meiner Mutter sein kleines Gut, Silberberg in Masuren, notgedrungen gerade verkaufen müssen. Onkel Meßelhäuser war wohl ein Abkömmling der zu Anfang des 18. Jahrhunderts ins Land gezogenen Salzburger Emigranten. Auch er muß sehr sparsam gewesen sein, wenigstens entsinne ich mich, daß er statt des Tabaks getrocknete Kirschblätter rauchte. Auch ihm war es aber nicht geglückt, sich emporzuarbeiten. Als sein magerer Besitz unter den Hammer kam, bestand sein einziger Reichtum in einer Frau und sechs Kindern. Diese ganze Familie nahm meine Mutter zu sich; Onkel Meßelhäuser sollte die Wirtschaft führen. Zu Fabiansfelde gehörte ein kleines Bauerngrundstück von 30 Morgen, das mein Vater im nahen Dorfe Lawd hinzugekauft, aber glücklicherweise meiner Mutter zu eigen verschrieben hatte. Das darauf befindliche Häuschen, zu dem auch noch eine kleine Scheune gehörte, war halb Wohnraum, halb Vieh- und Pferdestall, wie es in Ostpreußen damals Sitte war und vielfach auch heute noch ist. Dort zogen die Silberberger mit Sack und Pack, mit Kind und Kegel ein. Wohnungspolizei gab es glücklicherweise noch nicht. Wir Kinder gewannen durch den Zuwachs muntere Gespielen; meine Mutter verlor insofern, als ein jüngerer unverheirateter Landwirt, wie sie damals vielfach aus dem Westen kamen, um im Osten Stellung zu suchen, wohl eher geeignet gewesen wäre, unser heruntergekommenes Gut in die Höhe zu bringen.

So richteten wir uns ein, so gut es ging; es ging aber nur von Tag zu Tag rückwärts. Ich war als Kind kränklich und weinerlich,

Digitized by Google

wurde viel als ‚Piepsgessel'*) geneckt und von den andern beiseite geschoben. Mein älterer Bruder Oskar war frischer, gesunder, jungenhafter und mehr als ich beliebt. Meiner nahm sich nur mein gleichaltriger Vetter Otto an, ein aufgeweckter Bengel mit anschlägigem Kopf, zumal wenn es galt, irgendeinen Unfug anzurichten. Er hat es im Leben zu der hohen Stellung eines Schutzmanns-Wachtmeisters gebracht und ist vor einer Reihe von Jahren in allen Ehren gestorben. Er war es, der mich etwas ‚aufstöberte' und mein Fähnchenführer wurde; jedenfalls folgte ich seinen Einfällen, und so kam ich durch seine Vermittlung auch zu den wenigen dummen Streichen, die zu machen ich in meiner Jugend Gelegenheit fand — sie gehören doch auch zur Entwicklung.

Wenn abends die Pferde vom Felde kamen und in den Roßgarten getrieben wurden, stiftete er mich an, mit ihm heimlich dorthin nachzuschleichen. Aus alten Stricken verstand er Zäume mit hölzernem Gebiß zu verfertigen. Dann wurden die alten Ackergäule in eine Zaunecke getrieben, der eine oder der andere eingefangen, gezäumt und geritten. Wir sehnten uns aber bald nach einem muntereren Reittier und versuchten es mit einer Stärke, d. h. einer jungen Kuh, die uns durch ihre Bocksprünge mehr Vergnügen machte als die arbeitsmüden Rosse. ‚Liese' hatte ein entschiedenes Talent zur Jagdkuh, und ich machte so meine ersten Vorstudien als künftiger Jagdreiter. Freilich habe ich lange gebraucht, um das Erlernte anzuwenden; denn ich bin im späteren Leben zum ersten Male mit 54 Lebensjahren als Divisions-Kommandeur in Frankfurt a. O. Jagd geritten, und zwar unter des bekannten Herrenreiters Kramsta Führung.

Liese, deren Rückgrat für unsere Reitstudien wohl noch zu weich war, bekam übrigens mit der Zeit einen Buckel, der Onkel Meßelhäusers und meiner Mutter Verdacht erregte. Wie es geschah, weiß ich nicht mehr, aber unsere Übeltaten kamen am Ende ans Licht der Sonne, und unseren verfrühten Sportsfreuden wurde mit einer gehörigen Lektion ein unbarmherziges Ende gemacht.

Auch Birnen von einer gesicherten strategischen Basis hinter dem Gartenzaun her mit einer langen Knechtspeitsche ungesehen vom Baume holen oder mit einer selbstverfertigten Sichel eigenmächtige Ernteversuche anstellen, bis das Loch im Getreide allmählich größer wurde und uns verriet, Bauholz heimlich ansägen und dergleichen lernte ich von Otto Meßelhäuser — sonst aber nicht viel oder gar nichts. Nur eines musikalischen Versuchs entsinne ich mich, bei dem ich es dahin brachte, die Melodie „war ein Jud' ins Wasser gefallen — hab'n ihn hör'n plumpsen" mit einem Finger auf dem Klavier zu spielen. Ich wurde jedoch bald als ‚musikalisch gänzlich hoffnungslos' aufgegeben. Aus Ellendts Lesebuch lernte ich auswendig, was für Haus und Wissenschaft unentbehrlich war. Der Sohn des Kantors und Organisten Bangel kam aus dem eine halbe Meile entfernten Kirchdorf Jesau gelegentlich nach Fabiansfelde hinüber und gab uns Stunden. Das war es, was für den Geist geschah. Große Ansprüche machten wir also in dieser Beziehung nicht. —

Kauflustige erschienen, um unser Gut zu besichtigen und fuhren wieder ab; auch wir Kinder ahnten etwas von bevorstehendem Abschied und sprachen unter uns davon, ob wir wohl ins Königsberger Waisenhaus gebracht würden, zumal seit ein etwas größerer Junge von dort bei uns zum Besuch gewesen und erzählt hatte, wie man den Lehrern ein Schnippchen schlägt und allerlei ‚Schabernack' treiben könne.

Meine gute Mutter ermahnte mich freilich oft, fleißig zu sein und viel zu lernen. Sie fügte dann immer irgendeine Erzählung von einem armen Hirtenjungen hinzu, der am Ende General oder Minister geworden war. Wahrscheinlich, weil sich so viele Gespräche um ein paar Kupfergroschen oder ‚Dreipfenniger' drehten, soll sich meine kindliche Phantasie oft damit beschäftigt haben, wie man einen Baum verkaufen und dafür zwei andere pflanzen könne, um sie dann auch zu Gelde zu machen usw., usw. Deshalb wurde ich häufig geneckt, ich würde einmal Finanzminister werden. Ich muß von der Undankbarkeit dieses Amtes aber schon eine intuitiv richtige Vorstellung gehabt haben; denn ich wies die Zumutung immer mit entrüsteten Worten zurück. Aber ans Forstfach wurde für mich gedacht, obwohl der Weg zum Reichwerden, den ich dabei vorgeschlagen hatte, ein etwas weitläufiger war. Auch manches andere soll ich im Leben verkehrt angefangen haben, so den Gebrauch der deutschen Sprache. Nach meiner Mutter bündiger Versicherung war das erste Wort, das ich sprach, nicht „Mama" oder „Papa", sondern „Broczynski". Ein alter Waldwärter dieses Namens lebte in Fabiansfelde, und er mag mit mir wohl öfter gespielt haben. Als ich als Baby noch auf dem Arm des Kindermädchens zum Fenster hinaussah und der Alte vorüberging, soll ich mit dem Finger auf ihn gezeigt haben und das erste längst erwartete Wort „Bschinski" zum Vorschein gekommen sein.

Da meine Finanzpläne nicht ausreichten, um in Fabiansfelde zu helfen, wurde es immer schwieriger, das Gut zu halten. Ich war mittlerweile acht Jahr alt geworden; so, wie es ging, konnte es nicht weiter gehen. Aus dieser trüben Zeit hat sich das erste Dokument als ‚pièce justificative' für meinen Lebenslauf erhalten, und da es ein gewisses kulturhistorisches Interesse hat, so will ich es hier einfügen. Es kam nach 60 Jahren ganz zufällig in meine Hand, als ich schon Armee-Inspekteur in Berlin war. Die noch lebende Schwester meines älteren Vetters Max v. d.

*) Eine ostpreußische Bezeichnung für junge, wenig lebensfähig ausgekommene Gänschen.

Digitized by Google

Goltz, früheren kommandierenden Admirals unserer Flotte, hatte es zufällig unter verschollenen Andenken ihrer 1895 verstorbenen Mutter gefunden, ein Notizbuch mit perlengesticktem Deckel nach dem Geschmack jener Zeit. Darin lag ein vergilbter und vergessener Brief des letzten lebenden Bruders meines Vaters an des Admirals Mutter aus der Zeit, als auch diese, die einen jüngeren Bruder zum Mann gehabt, eben in Berlin Witwe geworden war. Der Schreiber, der ‚Herr Kapitain', wie er allgemein in der Familie genannt wurde, hatte bei der Erstürmung von Wittenberg das Eiserne Kreuz erworben und galt uns Kindern als eine hohe Respektsperson, in deren Zimmer wir stets mit einer gewissen ehrfurchtsvollen Scheu eintraten. Als alter Junggeselle lebte er auf dem Gute Postehnen bei Friedland im Hause unserer Tante Klein, einer geborenen v. Viereck. Diese hatte in erster Ehe einen Herrn v. Königsegg und nach dessen Tode ihren ehemaligen Gutsinspektor, Oberamtmann Klein, geheiratet, der es verstand, die Güter in die Höhe zu bringen und das ererbte Vermögen nicht nur zu erhalten, sondern noch zu vermehren. Sie war die reiche Frau in der Familie.

Der ‚Herr Kapitain', Onkel Leopold, schrieb der Schwägerin am 3. November 1851 Familien-Nachrichten; dann kam das Schicksal ihrer Kinder und auch das unsere an die Reihe: „Über die glückliche Wahl eines Vormundes Deiner Kinder habe ich mich sehr gefreut, das sind aber auch Vorzüge der Residenz, die auf die Bildung Deiner Kinder sehr vorteilhaft einwirken müssen. Hier geht es schlechter: Ottos — d. h. meines Vaters — Kinder haben den Justizkommissarius Jester zum Vormunde; kein Vermögen, keine Aussicht! Poußardière — meines Vaters Schwager — welcher jahrjährlich immer mehr zusetzt, hat den ältesten, Oskar, der im Kadettenkorps notiert, zu sich nach Rastenburg auf das Gymnasium genommen. An Beiträgen zu Kleidern, Büchern, Schulgeld, erhält er dieses Jahr von Lieutenant v. d. Goltz, Adjutant bei Prinz Adalbert, 10 Rthlr., Gustav Goltz-Mertensdorf 15 Rthlr., Leopold G. (der Schreiber selbst) 5 Rthlr. und Hannchen Klein 18 Rthlr. Was soll nun aber aus dem zweiten Sohne Kolmar — das war ich — werden? Der Staat tut auch nichts, der Unterricht mangelt schon sehr — Gott mag helfen — ich vermag es nicht. Den 12. März 1852 wird Fabiansfelde verkauft. Die Taxe ist 14 000 Rthlr. Zur Deckung der Gläubiger sind noch Aussichten vorhanden, für die Familie gar keine."

So sah es damals, ähnlich sieht es auch noch heute in vielen Familien der ‚begehrlichen' Agrarier aus, die nach den Versicherungen unseres selbstgerechten Liberalismus vom Marke des Volkes leben.

Der zu Anfang des 19. Jahrhunderts in Ostpreußen beginnende Wohlstand war neueren Datums und nicht so solide aufgebaut gewesen wie der älterer Kulturländer. Wer denkt heute daran, daß diese Grenzmark nach der Schlacht von Prostken, von 1657 ab, noch durch furchtbare Tataren-Einbrüche verheert worden ist, die bis nahe an die Königskrönung zu Königsberg heranreichten. Mehrere hundert Städte und Dörfer gingen dabei in Flammen auf; viele tausende Bewohner wurden erschlagen, ebenso viele in die Sklaverei geschleppt, die Felder verwüstet, das Vieh fortgetrieben. Im Beginn des 18. Jahrhunderts folgte dann die Pest in Litauen, die ganze Landstriche veröden ließ, später der Siebenjährige Krieg mit der russischen Okkupation.

In welcher unglaublichen Art Ostpreußen sodann unter den Wirren zum Beginn des vorigen Jahrhunderts gelitten hat, ist erst kürzlich durch Publikationen aus den Provinzial-Archiven bekannt geworden. Der furchtbare Krieg von 1806 und 1807 hatte den mühsam wieder aufgebauten Wohlstand schon vernichtet; was noch übrig war, nahm die Große Armee beim Durchmarsch 1812 mit. Dann folgte die Rückkehr ihrer Trümmer und der Zug der russischen Verfolger. Trotz allem wurden die Opfer für den Befreiungskampf freudig getragen. Nach demselben kam der vollkommene Stillstand in Handel und Wandel, die entsetzliche Geldknappheit, unter der das ganze Königreich litt. Die Nachwehen dieser harten Zeiten brachten nicht nur leichtlebige Feudalherren, sondern auch alte ehrenwerte und arbeitsame Familien an den Bettelstab. Ohne Schonung wurden sie von Haus und Hof getrieben.

Heute leistet die Provinz dem industriereichen Westen Frondienste, für den sie einen Teil der Arbeitskräfte großzieht, deren er bedarf. Fürwahr, wenn ein Teil Deutschlands seine Lebenskraft bewiesen hat, so ist es dieser, und er verdient des Reiches tatkräftige Unterstützung mehr, als die herben und ungerechten Kritiken über Ostelbier und Latifundienwirtschaft, die ihm so oft zuteil werden. —

Die unruhigen Zeiten von 1848 und 1849 blieben nicht ganz ohne Wirkung auf die ländliche Einsamkeit. Zwar wurde auf unserm stillen Gut keine Politik getrieben, auch entsinne ich mich nicht, daß je unter den Leuten Unruhe geherrscht hätte. Aber ich weiß, daß es hieß, der König wollte die Russen gegen die Demokraten ins Land rufen und öfters entstand Alarm. An einem gewitterschwülen Abend konnte man am Horizont ringsum fünf Feuerscheine zählen. Die Aufregung war groß und es hieß, die Revolution hätte begonnen. Am nächsten Tage gegen Mittag erscholl der Schreckensruf: „Die Russen kommen!" Alles rannte hinaus und nach der Chaussee zu, auf der damals die riesigen, mit Leinwandplanen überspannten Frachtwagen, Elefanten gleich, oft in förmlichen Karawanen schwerfällig dahinzogen. Bei Mühlhausen, dem nächsten nach russischer Seite hin gelegenen Kirchdorfe, blitzten Helme und Bajonette; aber endlich klärte es sich auf, daß es preußische Bataillone

Digitized by Google

seien, die wohl zu irgendeinem Übungszweck nach Königsberg marschierten. Der Glaube an den heimlichen Landesverrat der Regierung war von gewissenlosen Hetzern weit verbreitet worden.

Vom Sturm und Drang der Zeit regte sich in Preußen besonders die religiöse Bewegung. Nächst Johann Jacoby, dem Mann der vier Fragen, der es noch 1870 für notwendig fand, sich durch einen Protest gegen die Einverleibung von Elsaß-Lothringen lächerlich zu machen und dafür in die Feste Boyen gesperrt wurde, spielte Julius Rupp, ehemaliger Divisions-Pfarrer und Gründer der ‚freien Gemeinde' die größte Rolle in der Provinz. Alles lief ihm nach; seine stark verweltlichte Auffassung vom Christentum, die an den Rationalismus des 18. Jahrhunderts erinnerte, fand allgemeinen Anklang. Mit den sächsischen ‚Lichtfreunden' traten die ostpreußischen in Verbindung und eine Zeitlang beherrschte die Bewegung das öffentliche Interesse vollkommen. Auch wir Kinder bekamen genug davon zu hören; denn sie wurde zum regelmäßigen Tagesgespräch. Wer sich einigermaßen seblst achtete, mußte geistreich und vor allem ein ‚Freigeist' sein. Das Wort kam in Mode und wurde auf jeden einigermaßen flotten Schwadroneur angewendet, wenn er nur alle Autorität, die früher der Welt gegolten hatte, über den Haufen warf. Die Freiheit an sich war das ersehnte Ziel, gleichgültig, welchem Zweck sie dienen sollte. Den ‚Dunkelmännern' erging es herzlich schlecht, wenn auf sie die Rede kam. Damit waren zumal die Besitzer der größeren Güter gemeint, die sich redlich abmühten, die harten Taler für ihre Zahlungstermine zusammenzubringen. Der Gottesdienst wurde im Freien abgehalten. Groß Lauth war zur freigemeindlichen Hochburg geworden, und als Kind habe ich Rupp in eigener Person in der Fasanerie, einem Lustwäldchen, das neben dem Gutshause lag, predigen hören. Der Besitzer des Guts, Herr Louis de Terra, begeisterte sich für die Moderichtung so, daß er Haus und Hof verlassen und nach Amerika gehen wollte. Seine verständige, kluge und nüchterner denkende Frau hielt ihn jedoch zum Heil der Familie davon ab.

Die hochfliegende Freigeistschwärmerei bekam übrigens in vielen Fällen der Ordnung in der Wirtschaft auf den Gütern nicht besonders gut. Gar mancher, der damals im Osten viel genannten Namen ist früh verschwunden, weil die Hypothekengläubiger sich mit der vielgepriesenen politischen Freiheit allein nicht abspeisen lassen wollten, sondern außerdem noch ihre Zinsen verlangten. Bis in die sechziger Jahre hinein hat aber in Ostpreußen die Freigeisterei ihr Wesen getrieben; als ich mit den Leutnants-Epauletts in die Heimat zurückkehrte, war sie noch sehr im Schwunge.

Mein blanker Topf

Ich muß ihm ein eigenes, wenn auch nur kurzes Kapitel widmen; denn er hat es verdient. Meine Mutter kämpfte in Fabiansfelde verzweifelt mit dem hereinbrechenden Verfall. Für die Familie Meßelhäuser aber war sie noch immer die Wohltäterin. Dafür fühlte diese augenscheinlich die Verpflichtung, sich dankbar zu erweisen und erschien einmal in voller Stärke zu meinem Geburtstage — es muß der 12. August 1850 gewesen sein —, um mir ein Körbchen Birnen und etwas höchst Kostbares, nämlich einen irdenen, aber mit blinkender Kupferglasur und blauem Vergißmeinnicht darauf verzierten, Sahnentopf zu bringen. Was ein siebenjähriger Junge damit sollte, war uns allen nicht recht klar, aber niemand zerbrach sich den Kopf darüber. Der Topf hatte sich irgendwo unter den Trümmern des Meßelhäuserschen Hausstandes vorgefunden und erschien höchst geeignet zum Geburtstagsgeschenk, das nichts kostete.

Je weniger ich den Sinn des Geschenks verstand, desto höher war ich erfreut und soll nach meiner Mutter Aussage eine Weile ganz starr davor gestanden und ihn angestaunt haben. Das machte sie sich pädagogisch zunutze. Als ich mich genug an meinem blanken Topf erfreut hatte, verschwand er. Wollte meine Mutter von da ab etwas von mir erreichen, so hieß es: „Wenn du folgsam bist, wenn du dies und das gelernt hast — so zeig' ich dir deinen blanken Topf." Das geschah auch tatsächlich. Feierlich wurde die Schranktür geöffnet, feierlich der Topf herausgenommen und mir gezeigt. Anfassen durfte ich ihn nicht. Dem blanken Topf zuliebe tat ich daher gar manches. Er beschäftigte oft meine Phantasie; ich hegte bald den Aberglauben, er würde auf irgendeine geheimnisvolle Art unser Helfer und Retter werden. Wenn ich meine Mutter weinen sah oder aus einigen aufgefangenen Worten heraushörte, daß wieder Not eingekehrt sei, dann beschlich mich die stille Hoffnung, der blanke Topf werde sich eines Tages auf seinem verborgenen Platz mit Gold füllen. Er wurde sorgsam gehegt und gepflegt, wurde bei allen Umzügen — ein zweites Glück von Edenhall — sorgsam bewacht und hat mich durch das ganze Leben begleitet, auch die Wanderung nach der Türkei mitgemacht. Heute noch steht er wohlbehalten vor mir auf dem Sims und sieht als alter treuer Lebensgefährte auf mich herab. Wenn er sich auch nie insgeheim mit Goldstücken gefüllt hat, so half er doch mit, mich in der Jugend auf der Bahn der Strebsamkeit zu erhalten, und so ist er am Ende wirklich der Talisman meines Lebens geworden.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Kyffhäuser

Von Robert Schalek

★

Der Herbsttag war hell – der Abend wird trüber,
Franzosen ziehn am Kyffhäuser vorüber.

Sie reiten dem Kaiser nach Rußland nach,
Der ein feindliches Heer vor Moskau zerbrach.

Die Mähnen der Rosse sind sauber gestutzt,
Die Säbelscheiden blank geputzt.

Über das weiche Laub auf der Erde
Traben die wohlgefütterten Pferde.

Die jungen Reiter vergnügt die Reise,
Und sie singen ins Land hinein diese Weise:

Wir kommen mit frohem Trompetenschall,
Wir kommen daher mit Tontain=tonton,
Wir sind von den kühnen Chasseurs à cheval
Die vierte Eskadron.

Wir waren am Rhein ein halbes Jahr,
Genossen des Weins aus staubigen Flaschen,
Nun wollen wir russischen Kaviar
Und Rubel für unsere Taschen.

Wir zeigten galant uns, feurig und schlau
So manchem deutschen Mädchen,
Wir kennen die Gretchen nun mehr als genau,
Die Lieschen, die Bärbchen, die Kätchen.

Es hatte ein Dutzend der Leutenant,
Der Fähnrich sechse bis sieben,
Und viere zum mindest der Sergeant,
Der Rest ist den andern geblieben.

Wie seht ihr so blaß, ihr Mädeln, aus,
So manche weint an der Türe,
Wir aber traben zum Tore hinaus
Und singen: Tirelire.

Wir ziehen hinaus mit Tontain=tonton,
Uns ruft unser Heros Napoleon.
So leicht auf der Welt ist das Siegen,
So endlos des Siegers Vergnügen.

Du weinst vergebens, mein deutscher Schatz,
Dir hilft kein Flennen und Beten,
Und bald ist an Bärbchens und Kätchens Platz
Tatiana und Marfa getreten.

Barbe=rosse, du Alter im Königsgewand,
Uns haben die Mädchen erzählet:
Du habest den Berg hier im Thüringerland
Zu deiner Traumburg erwählet.

Barbe=rosse, wir ziehn mit Tontain=tonton
Zur großen Armee und zum Kaiser,

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Wir bringen Heros Napoleon
Viel Grüße von deinem Kyffhäuser.

⌘

Und wie das Lied zu Ende klingt,
Steht Einer oben und winkt und winkt,
Ist er wie wir, ein Mensch von heut
Oder ein Riese der Vorweltzeit?
Zieht sich um ihn eine schwarze Wolke?
Ist er umschwärmt von geflügeltem Volke?
Krächzend und jubelnd im eiligen Flug
Wirbelt um ihn ein Rabenzug,
Streift mit den Flügeln Brust und Gesicht,
Und eine hallende Stimme spricht:

Seid ihr alle da, meine schwarzen Friedel?
Derbschnabel, Scharfkrall und Krächzelaut?
Wimmelt ihr, meine rußigen Gesellen,
Um den getreuen Rabenpfleger?
Heute gibt es noch Alltagsspeise,
Käsekrümchen und Brot unsres Tisches,
Nächstens jedoch gibt es festlichen Fraß,
Ich künde euch frohe Fahrt
Nach dem Rabenparadies.
Seht ihr die schwarze Wolke,
Die den schwefelgelben Abendhimmel frißt?
Fühlt ihr den Wind, der sie treibt,
Der anschwillt stärker und stärker?
Der Wolke werdet ihr Wandergesellen,
Mit dem Winde wettet im Eilflug!
Und seid ihr drei Tage, drei Nächte geflogen,
Dann seid ihr am Ziel.
Dies Ziel erkennt ihr am Feuerprasseln,
Rauchwolken steigen zum Himmel empor,
Brandgeruch zieht durch das Land.
Da reitet ein Männlein heraus aus der Stadt,
Aus der qualmenden, schwelenden Riesenstadt,
Ein kleines Welschlein, des dicker Bauch
Wie ein Sack sich legt auf die Mähre,
Mit gelbem Gesicht und verdrießlicher Miene,
Und ringsherum schweifwedelnder Troß.
Und seht ihr das Männlein, so stimmt eure Kehlen
Dem freundlichsten Laut, zu dem sie taugen,
Das Welschlein sollt ihr dreimal umflattern,
Dann ruft ihm zu, so laut ihr könnt:
Ich lasse ihn grüßen. –

⌘

Digitized by Google

Das Wort von oben ist verklungen,
Ein gellendes Lachen hat es verschlungen.
Das Licht verging, die Luft wird kalt,
Die Fremdlinge reiten im deutschen Wald.

Da kriechen hervor aus den Wurzelstöcken
Alraunen mit Bärten von Ziegenböcken,
Grauweiblein mit schäbigen Ranzen am Rücken
Schaben Rübchen und drohn mit den Krücken,
Mit ellenlangen Fingern zeigen
Kobolde nieder von den Zweigen,
Geflügelte Kröten und Fische kommen
Mit glasigem Blick durch die Luft geschwommen.

Jetzt aber hebt sich in dem Wald
Ein Wüten, so tobend, rasend und brausend,
Daß all das Gekreisch der abertausend
Nachtgeschöpfe darin verhallt.
Gegen Norden jagt das wütige Heer,
Der wilde Jäger brauset daher.
Das Heulen des Hundes, der den Herrn verloren,
Des sterbenden Knaben, der kaum geboren,
Des Wolfs, dem der Pfeil zu Herzen drang,
Des Käuzchens, das vom Tode sang,
Der Angstruf des Mörders, der in der Nacht
Aus quälendem Traume aufgewacht,
Des Gepfählten letzter verhallender Schrei,
Zersplitternder Knochen Schall ist dabei.
Eine riesige Schleppe niederhängt,
Die sich in den Wipfeln und Kronen verfängt,
Die Bäume sich winselnd zur Wehre setzen,
Da krachen die Zweige und fliegen die Fetzen.

Noch einmal heult's auf von Berg zu Tal,
Und dann wird's still mit einemmal.

Die Nacht ist stumm und eisigkalt.
Es reiten die Fremden durch den Wald.
Kein freundliches Licht den Weg erhellt,
Er führt in die lauernde, drohende Welt,
Es zieht der Frost durch Mantel und Kleid,
Und Flocken kommen, es schneit, es schneit.

Und von der Heimat geht's immer weiter.
Ist's weit nach Rußland, fränkische Reiter?

Franzosen, Franzosen, viel Glück auf die Reise.
Wie geht es Heros Napoleon?
Vorher wart ihr laut, jetzt seid ihr leise,
Wo blieb denn euer Tontain=tonton?

Wo blieb denn euer Tire=lire?
Warum wird euch jetzt das Herz so schwer?
Ihr habt ja jeder drei oder viere,
Französlein, warum singt ihr nicht mehr?

Digitized by Google

Die Höchstleistungen des Menschen

Von R. Rosemann

In den Jahren vor dem Ausbruch des Weltkrieges konnte man wohl die Meinung äußern hören, der lange Friede, dessen sich die großen Kulturnationen Europas zu erfreuen gehabt hatten, habe die Menschen so sehr verwöhnt und verweichlicht, daß sie den Anforderungen eines mit den modernen Vernichtungswaffen geführten Krieges nur für eine sehr beschränkte Zeit genügen können würden. Die Wirklichkeit hat uns eines andern belehrt. Vier Jahre hindurch sind von den Kämpfenden auf beiden Seiten Leistungen vollbracht worden, an die keine von den Heldentaten der Geschichte heranreicht, und gerade das deutsche Volk hat nicht nur an der Front, sondern ebenso in der Heimat, von allen Hilfsquellen abgeschnitten und nur auf sich selbst angewiesen, so Ungeheures erduldet wie nie ein Volk zuvor. Wir wollen es der vielgerühmten „ritterlichen" französischen Nation und den auf ihr „fair play" so stolzen Engländern nie vergessen und die Geschichte soll es ihnen immer wieder vorhalten, daß sie uns nicht auf dem Felde der Ehre, sondern durch gemeinen Hunger besiegt haben. Trotz des Zusammenbruchs, der unter diesen Umständen freilich unabwendbar war, darf das deutsche Volk auf das, was es im Weltkriege geleistet hat, mit Stolz zurückblicken, und es darf darauf die Hoffnung gründen, daß es, wenn es sich einmal von den Folgen seines Zusammenbruches erholt haben wird, in einem ihm aufgezwungenen zukünftigen Kampfe um Freiheit und Ehre sich nicht schlechter erweisen wird als seine Helden der Vergangenheit. Mit inniger Freude dürfen wir es erleben, wie durch die weitesten Kreise unseres Volkes, sei es nur dunkel geahnt oder klar erkannt, das Streben geht nach Wiederaufraffung aus dem tiefen Fall, nach Ertüchtigung für die Zukunft. Da liegt es nahe, die Frage nach den Höchstleistungen, deren der Mensch auf den verschiedenen Gebieten seines Tätigkeitsbereichs überhaupt fähig ist, aufzuwerfen, zu untersuchen, wie weit ihn seine natürliche Beschaffenheit in den Stand setzt, das, was von außen auf ihn eindringt, zu ertragen und selbst in die Außenwelt wirkend einzugreifen.

Alle Leistungen des Menschen, die körperlichen wie die geistigen, haben zur notwendigen Voraussetzung die Ernährung. Die Kraft, die für die Vorgänge in unserm Körper ebenso wie für die Vorgänge in der unbelebten Natur benötigt wird, kann nach einem unabänderlichen Naturgesetz nicht aus dem Nichts entstehen, sie muß von außen zugeführt werden, und dies geschieht im Körper des Menschen wie der Tiere in der Form der Nahrungsstoffe, die vom Körper aufgenommen und in ihm zersetzt und verbrannt werden. Dabei wird die in den Nahrungsstoffen enthaltene chemische Energie in Freiheit gesetzt, sie dient zur Bestreitung der Lebensvorgänge, die unsern Leistungen zugrunde liegen. Werden die dafür notwendigen Nahrungsstoffe dem Körper nicht zugeführt, so hört freilich die Leistungsfähigkeit nicht sofort auf. Der Körper verfügt über einen gewissen Vorrat an energieliefernden Stoffen, Kohlehydraten, Fetten, Eiweißstoffen, die er in diesem Falle heranzieht. So kann der Körper, wenn die Nahrung nicht ausreicht, um seine Bedürfnisse zu decken, fürs erste von seinem eigenen Bestande zehren. Dabei bleiben die Leistungen zunächst die gleichen wie zuvor. Aber natürlich wird bei fortgesetzter Unterernährung der im Körper vorhandene Vorrat immer mehr angegriffen und aufgebraucht, und endlich muß der Augenblick kommen, wo der Vorrat nicht mehr ausreicht, den Bedarf zu decken, der Zusammenbruch der körperlichen und geistigen Leistungsfähigkeit und schließlich der Tod ist die unabweisliche Folge. Bei gewöhnlicher Ernährung werden wir wohl kaum jemals an einem Tage genau so viel Nahrung aufnehmen wie gerade für unsere Leistungen erforderlich sein würde, einmal wird es etwas mehr, ein andermal etwas weniger sein. Im ersteren Fall wird der Überschuß unserer Ernährung nicht etwa zwecklos vergeudet, sondern im Körper zum Ansatz gebracht, im zweiten Fall wird dieser aufgespeicherte Vorrat wieder zur Deckung des Mangels in der Nahrung herangezogen. Als während des Krieges die Einschränkung unserer Ernährung notwendig wurde, da konnte man vielfach hören und lesen, daß das deutsche Volk vor dem Kriege sich viel zu reichlich ernährt habe und daß ihm die jetzt notwendig werdende Beschränkung keineswegs schädlich, ja sogar noch zuträglich sein würde. Solche tröstlichen Versicherungen entsprachen, so gut gemeint sie sein mochten, leider der Wahrheit keineswegs, und der Fortgang der Ereignisse hat das ja nur allzu deutlich bewiesen. Es war ein großes Glück für uns, daß die Ernährung weiter Schichten des deutschen Volkes vor dem Kriege eine gute, wenn auch keineswegs übertrieben reichliche gewesen war; sonst hätten wir die Unterernährung des Krieges nur noch kürzere Zeit ertragen können. Die erfreuliche Besserung unserer Ernährungsverhältnisse in der letzten Zeit ist, so prosaisch das klingen mag, die unentbehrliche Grundlage für die Wiederaufrichtung unseres Volkes. Die Sorge für die Verpflegung der Truppen im Felde war stets eine der wesentlichsten Aufgaben der Kriegsführung von den Tagen Cäsars an, der nach Überschreiten des Rheins immer sehr bald wieder umkehren mußte

Digitized by Google

„propter inopiam frumenti" (wegen Mangel an Getreide), um seine eigenen Worte zu gebrauchen, bis zu dem Untergang der großen Armee Napoleons, der ebensosehr durch den Mangel an Lebensmitteln wie durch die Kälte des russischen Winters bedingt war. In Zukunft wird für ein Volk in der Lage, in der wir uns befinden, auch die Ernährung der Heimatsbevölkerung während des Krieges stets eine entscheidende Rolle spielen.

Die Frage liegt nahe, wie lange der bei gewöhnlicher Ernährung im Körper aufgestapelte Vorrat ausreicht, um die Bedürfnisse des Körpers zu decken, mit andern Worten, wie lange ein normaler Mensch den Hunger ertragen kann. Ein jeder von uns hat wohl schon einmal, wenn er z. B. nach einer anstrengenden Wanderung auf seine wohlverdiente Mahlzeit wartete, bei sich gedacht: ‚Wenn ich jetzt nicht bald etwas zu essen bekomme, falle ich um.' Aber das ist ein Irrtum. Es ist zu wissenschaftlichen Zwecken zuweilen nötig, Versuche im Hungerzustande anzustellen, die darüber Aufschluß geben können. Ein bis zwei Tage zu hungern, ist keineswegs eine besondere Leistung. Die Beobachtungen an sogenannten Hungerkünstlern zeigen, daß der Mensch noch sehr viel länger ohne Schaden den Hunger ertragen kann. Ein derartiger Hungerkünstler namens Succi hat im physiologischen Institut in Florenz einen Hungerversuch von 30 Tagen ausgeführt. Am Ende dieses Versuchs fühlte sich Succi noch immer leidlich wohl, seine Photographie am 29. Hungertage macht keineswegs den Eindruck, als ob er sich etwa kurz vor dem Tode befände. Andere Hungerkünstler sollen sogar 40 und 50 Tage gehungert haben, und diese Angaben sind durchaus glaublich; ein großer Hund kann, wie wir aus genau beobachteten Versuchen wissen, den Hunger 90 Tage, also drei Monate lang ertragen, ehe er zugrunde geht. Dabei ist der Hunger keineswegs etwa ein so qualvoller Zustand, wie man es sich gewöhnlich denkt und wie phantasievolle Dichter es gelegentlich dargestellt haben. Am ersten und zweiten Tage besteht allerdings ein unangenehmes, aber doch keineswegs etwa unerträgliches Verlangen nach Nahrungsaufnahme; in den späteren Tagen des Hungers schwindet aber auch dieses, und es bleibt nur ein Gefühl der Schwäche und herabgesetzter Leistungsfähigkeit, das aber durch den Willen überwunden werden kann, der Hungernde bleibt noch lange imstande, Arbeit zu leisten. Natürlich wird der Mensch, der etwa in einem Bergwerk verschüttet oder nach einem Schiffbruch in einem Boot auf dem Ozean verschlagen ist, bei dem Gedanken an das elende Schicksal, das ihm droht, unter den schwersten psychischen Qualen zu leiden haben; aber mit dem Hungerzustande an sich haben diese natürlich nichts zu tun. Es ist gewiß eine der wunderbarsten Einrichtungen unseres so zweckmäßig gebauten Körpers, daß der Mensch so lange Zeit von der Nahrungszufuhr unabhängig sein kann.

Für die Verbrennung der Nahrungsstoffe in unserem Körper ist Sauerstoff nötig, den wir mit der eingeatmeten Luft zuführen. Von diesem Sauerstoff kann im Körper kein Vorrat aufgehäuft werden, das wäre auch überflüssig, da wir jederzeit Luft im Überschuß zur freien Verfügung haben. Und doch gibt es Verhältnisse, unter denen auch das Angebot an Sauerstoff zu gering werden kann. Die Atmosphäre, die unsere Erde umgibt, wird immer dünner, je mehr wir uns von der Oberfläche der Erde entfernen, und in der dünneren Luft wird auch die Menge des Sauerstoffs immer geringer. So muß in größeren Höhen, wie wir sie beim Besteigen hoher Berge oder beim Aufsteigen im Flugzeug erreichen, allmählich ein immer größerer Sauerstoffmangel sich einstellen. Die Symptome, die dadurch hervorgerufen werden, sind seit langem unter dem Namen der Bergkrankheit bekannt. Sie treten bei manchen Menschen bereits in Höhen von 3000 m, bei anderen erst in Höhen von 4000—5000 m und mehr auf, wir können sie auch experimentell in dem sogenannten pneumatischen Kabinett herbeiführen, dessen Luft durch Auspumpen beliebig weit verdünnt werden kann. Bei vollkommener körperlicher Ruhe machen sich zuerst deutliche Störungen der Hirnfunktionen bemerkbar. Eine immer mehr zunehmende Müdigkeit und Schläfrigkeit stellt sich ein, aus der der Mensch schließlich überhaupt nicht mehr aufgerüttelt werden kann. Versucht man in diesem Zustande auch nur unbedeutende Muskelbewegungen auszuführen, so gehört dazu eine ganz ungewöhnliche Willensanstrengung, die schließlich nicht mehr zu leisten ist. So berichten Untersucher bei wissenschaftlichen Aufstiegen, daß es ihnen außerordentlich schwer geworden sei, in größerer Höhe auch nur die einfachsten Ablesungen an den Instrumenten zu machen, obwohl sie wußten, daß der Zweck der Fahrt vereitelt werden würde, wenn sie diese Ablesungen unterließen. Luftschiffer, denen es völlig klar ist, daß sie dem sicheren Tode entgegengehen, wenn sie nicht den schnell steigenden Ballon durch Ziehen an der Ventilleine zum Sinken bringen, können doch die Energie dazu nicht oder nur mit äußerster Willensanstrengung aufbringen. Bei einer Luftfahrt der drei französischen Forscher Sivel, Crocé-Spinelli und Tissandier, bei der der Ballon eine Höhe von 8600 m erreichte, verloren schon vor Erreichung dieser Höhe alle drei das Bewußtsein, die beiden erstgenannten erwachten überhaupt nicht wieder zum Leben, während Tissandier sich glücklich wieder erholte und den Ballon zum Landen brachte. Bei einer Ballonfahrt der deutschen Forscher Berson und Süring vermochte Berson noch in 10 225 m Ablesungen vorzunehmen und in 10 500 m die Ventilleine zu ziehen, dann verlor er, wie Süring schon zuvor, das Bewußtsein. Der Ballon stieg dann noch weiter bis auf 10 800 m und sank darauf sehr schnell auf 6000 m, in dieser Höhe erwachten beide wie-

Digitized by Google

der. Wie sehr die Beherrschung der Muskulatur durch den Sauerstoffmangel beeinträchtigt wird, zeigt am deutlichsten die auffällige Veränderung der Schrift: an Stelle der klaren, gleichmäßigen, festen Züge tritt zittrige, undeutliche, oft sogar kaum lesbare Schrift. Dabei machen sich natürlich auch die Störungen der Gehirnfunktionen deutlich bemerkbar. Ein Untersucher schrieb in der verdünnten Luft des pneumatischen Kabinetts in sein Protokoll: „Ich atme ohne Schwie-Schwa-Schwu-Schwierigkeit" und ähnliches dummes Zeug. Als er bemerkte, daß die Mitarbeiter aus Sorge um ihn mit dem weiteren Verdünnen der Luft im Kabinett aufhörten, während er selbst die Fortsetzung des Versuchs wünschte, fing er an, sie in den unflätigsten Ausdrücken zu beschimpfen, was sonst nicht seine Art war. Beim Bergsteigen kommt natürlich zu der Verdünnung der Luft noch die starke Anstrengung der Muskulatur hinzu, diese versagt mehr oder weniger plötzlich den Dienst, der Betroffene muß haltmachen oder sich niederlegen. Dabei handelt es sich keineswegs um einfache Ermüdungserscheinungen, wie sie nach starken Anstrengungen auch in der Ebene auftreten. Ein Mensch kann noch so sehr ermüdet sein, er wird immer noch in der Lage sein, wenn Lebensgefahr droht, einige hundert Schritte zu machen. Der Bergkranke dagegen bricht im Schneesturm hundert Schritt vor der rettenden Hütte, die er vor sich sieht, zusammen, ohne imstande zu sein, den kurzen Rest des Weges zurückzulegen. Daß diese Erscheinungen wirklich in der Hauptsache auf den Sauerstoffmangel zurückzuführen sind, beweist am besten die Tatsache, daß die Symptome der Bergkrankheit prompt durch Einatmung von reinem Sauerstoff zu beseitigen sind und daß man mit Hilfe von Sauerstoffatmung Höhen erreichen kann, die ohne diese absolut unerreichbar sein würden. Die größte Höhe, die der Mensch mit Hilfe von Sauerstoffatmung erreichen kann, läßt sich auf Grund der theoretischen Grundlagen zu 12 000 m berechnen, sie ist bei der vorhin erwähnten Ballonfahrt Berson und Sürings, bei der der Ballon bis 10 800 m stieg, also beinahe erreicht worden. Sie würde jedenfalls genügen, um die höchsten Berggipfel der Erde zu besteigen. Der höchste Berg der Erde, der Gaurisankar oder Mount Everest im Himalaja, ist nur 8840 m hoch. Die Engländer, die ihren Ehrgeiz an die Besteigung dieses höchsten Gipfels setzen, haben bereits mehrfache Expeditionen zu diesem Zwecke ausgesandt; bei der letzten Expedition im vergangenen Juni wurde eine Höhe von 8540 m, also nur noch 300 m unter dem Gipfel erreicht, die beiden Bergsteiger aber, die von dieser Höhe aus weiter aufstiegen, sind nicht wieder zurückgekehrt und unzweifelhaft umgekommen; die Expedition hat abgebrochen werden müssen, ohne ihre Aufgabe zu erreichen. Es unterliegt aber wohl keinem Zweifel, daß auch dieser Berggipfel schließlich mit allen Mitteln moderner Technik besiegt werden wird. Wie herzlich wenig das aber im Vergleich zur Größe der Erde bedeutet, wird am besten klar, wenn man es auf einen Erdglobus überträgt. Auf einem Globus von 3 m Durchmesser, der also etwa gerade noch in einem gewöhnlichen Zimmer aufgestellt werden könnte, würde ein Mensch noch nicht einmal die Größe von einem tausendstel Millimeter einnehmen, also gerade mit einem guten Mikroskop sichtbar sein, und dieses winzige Wesen würde sich etwa 3 Millimeter in die Höhe erheben können, also eine Strecke, die wir mit dem Auge gerade noch bequem würden wahrnehmen können.

In noch viel höherem Grade beschränkt ist das Vermögen des Menschen, in die Tiefe einzudringen. Der tiefste Bergwerksschacht erreicht nur 1850 m, die tiefsten Bohrlöcher gelangen bis auf etwa 2300 m, in diesen Tiefen herrscht bereits eine Temperatur von 83 Grad, die einen längeren Aufenthalt für einen Menschen natürlich unmöglich machen würde. Beim Tauchen unter Wasser ist der gewaltig ansteigende Druck der Wassersäule schon sehr bald für den Menschen unerträglich. In einer Tiefe von 30 m bei etwa drei Atmosphären Druck können Taucher noch bis zu zwei Stunden arbeiten, in einer Tiefe von mehr als 60 m ist der Aufenthalt unmöglich. Natürlich können auch Unterseeboote sich nur in recht mäßigen Tiefen unter Wasser aufhalten; die tiefsten Gründe des Ozeans, die in einer Tiefe von 8000—9000 m liegen, sind dem Menschen völlig unzugänglich.

Bei der Verbrennung der Nahrungsstoffe im Körper wird die in ihnen enthaltene chemische Energie in Freiheit gesetzt und erscheint teils in Form von Wärme, teils in Form von Muskelarbeit. Die dabei gebildete Wärme dient zur Aufrechterhaltung der Körpertemperatur. Durch einen bewundernswerten Regulationsmechanismus wird die Temperatur des Körpers fast vollkommen konstant erhalten trotz all der wechselnden Bedingungen, von denen man erwarten sollte, daß sie abändernd darauf einwirken müßten. So ist es dem Menschen möglich, sowohl in der eisigen Nacht der arktischen Zone wie unter der brennenden Glut der Tropensonne sein Leben zu fristen. Unter den sehr verschiedenen Regulationseinrichtungen, die eine derartige Leistung ermöglichen, spielt besonders die Wasserdampfabgabe von der Haut eine wichtige Rolle; dabei wird Wärme gebunden und damit dem Körper entzogen. Daher kommt es, daß sich hohe Temperaturen viel leichter bei trockner als bei feuchter Luft ertragen lassen, da bei feuchter Luft natürlich die Möglichkeit der Wasserdampfabgabe vom Körper stark eingeschränkt ist. Bei einer eng aufeinander geschlossen marschierenden Truppe treten Unglücksfälle infolge unzureichender Regulierung der Körpertemperatur viel leichter ein, als bei einem einzeln marschierenden Manne, weil die Truppe

Digitized by Google

eine von Wasserdampf reich beladene Atmosphäre mit sich führt. Und jedermann weiß, wie erfrischend bei hoher Außentemperatur das kleinste Lüftchen auf uns einwirkt, indem es die mit Wasserdampf beladene Luft wegführt und die weitere Wasserdampfabgabe erleichtert. Im russischen Dampfbade von 53—60 Grad versagt die Regulierung der Körpertemperatur, so daß sie auf 41 Grad und darüber steigen kann. Völlig ausgeschlossen ist die Abgabe von Wasserdampf im heißen Bade, in einem Bade von 45,5 Grad vermag ein Mensch noch acht Minuten auszuhalten, doch besteht dabei bereits Lebensgefahr. Dagegen vermag der Mensch in heißer trockner Luft sogar noch bei 127—132 Grad, also über der Siedetemperatur fünf bis zehn Minuten zu verweilen. Die Einrichtungen für die Regulierung unserer Körpertemperatur sind also sogar für Verhältnisse noch ausreichend, denen wir normalerweise niemals ausgesetzt sein werden.

Neben Wärme wird bei den Umsetzungen der Nährstoffe in unserm Körper Muskelarbeit, also mechanische Energie geliefert. Arbeit messen wir in Kilogrammetern, d. h. als Einheit gilt die Arbeitsleistung, durch die 1 kg 1 m hoch gehoben wird. Wir können den Betrag einer Arbeitsleistung aber auch in Wärmeeinheiten ausdrücken, als Einheit der Wärme gilt diejenige Wärmemenge, durch die ein Kilogramm Wasser um einen Grad erwärmt wird, sie wird eine Kalorie genannt, und nach dem sogenannten mechanischen Wärmeäquivalent sind 427 kg/m gleich einer Kalorie. Bei der Tätigkeit unserer Muskeln entsteht nun niemals Arbeit allein, sondern stets Arbeit und Wärme, genau so wie bei unsern Maschinen. Dem Techniker wäre natürlich eine Maschine am liebsten, die die gesamte Energie der in ihr verbrennenden Stoffe nur in Arbeit umwandelte und gar keine Wärme dabei bildete. Als Nutzeffekt einer Maschine bezeichnet man in der Technik eine Zahl, die angibt, wieviel Prozent der in dem verbrannten Material enthaltenen Energie in Arbeit umgesetzt worden ist. Dieser Nutzeffekt ist bei unsern Maschinen von dem Idealwert von 100 % weit entfernt. Bei den Dampfmaschinen beträgt er je nach Größe der Maschine 4—15 %, beim Benzinmotor 25, beim Dieselmotor sogar 40 %. Nehmen wir einmal den Nutzeffekt einer Lokomotive zu 10 % an, so bedeutet das also, daß von 100 Zentnern Kohlen nur 10 Zentner wirklich zur Bewegung des Eisenbahnzuges verwertet werden, während die übrigen 90 Zentner in Wärme übergehen und so verloren werden. Unsere Muskeln sind, wenn wir ihre Leistung von diesem Gesichtspunkt aus beurteilen, recht vollkommene Arbeitsinstrumente. Der Nutzeffekt der Muskelmaschine beträgt je nach der Art der geleisteten Arbeit etwa 25—30 %, ein Wert, der noch weit über dem Nutzeffekt der Dampfmaschine liegt und dem unserer besten Maschinen fast gleichkommt.

Bei der Beurteilung der Arbeitsleistung, deren ein Mensch fähig ist, kommt natürlich nicht allein in Betracht, eine wie große Arbeit er in einem Momente zu leisten vermag, sondern wie oft er die Arbeitsleistung im Laufe eines Tages produzieren kann. Man rechnet als Wert der täglichen Arbeit eines Mannes bei acht Stunden Tätigkeit 6,3 bis 10, höchstens 10,5 bis 11 Kilogrammeter in einer Sekunde. Ein ruhender Mensch, bei dem also nur die unentbehrlichen Atem- und Herzbewegungen ausgeführt werden und die notwendigen chemischen Umsetzungen im Körper ablaufen, bedarf pro Tag zur Bestreitung dieser Lebensvorgänge etwa 2400 Kalorien. Leistet ein mittlerer kräftiger Arbeiter nun dazu noch während acht Stunden Muskelarbeit, so kann man diese nach dem eben angegebenen Sekundenwert auf ungefähr 200 000 kg/m oder 470 Kalorien berechnen; bei einem durchschnittlichen Nutzeffekt von 20 % wäre dafür das fünffache, also auch etwa 2400 Kalorien an Energie erforderlich. Mit andern Worten: der Ruheumsatz eines Arbeiters, der 2400 Kalorien beträgt, wird durch seine achtstündige Arbeit um weitere 2400 Kalorien d. h. auf das Doppelte erhöht. Bei sehr angestrengt arbeitenden Menschen sind maximale Arbeitsleistungen bis zu 400 000 kg/m pro Tag beobachtet, der Gesamtverbrauch würde hier also sogar das dreifache des Ruheverbrauchs ausmachen. Aber auch damit ist die äußerste Grenze des überhaupt Möglichen noch keineswegs erreicht, die Rekordleistungen trainierter Sportsleute übertreffen diese Werte noch ganz erheblich. Bei dem Dauer-Wettmarsch Dresden—Berlin, bei dem die Strecke von 202 km von dem Sieger in 26 Stunden 58 Minuten zurückgelegt wurde, läßt sich die Arbeitsleistung auf über fünf Millionen kg/m oder 11 000 Kalorien in 24 Stunden berechnen. Der Ruhebedarf an Energie würde hier auf 13 400 Kalorien oder das fünfeinhalbfache erhöht worden sein, eine Leistung, die kaum zu überbieten sein dürfte.

Wir stellen uns häufig vor, daß die Alten, besonders die Griechen, bei denen körperliche Übungen von früh an einen so wesentlichen Teil der Ausbildung einnahmen, uns in den körperlichen Leistungen erheblich übertroffen haben werden. Das ist jedoch keineswegs der Fall. Jeder denkt dabei wohl zunächst an den berühmten „Läufer von Marathon", eine Nachbildung dieser Skulptur sieht man ja häufig unter den Ehrenpreisen unserer Sportsfeste. Allerdings steht die Tatsache, daß nach der Schlacht von Marathon ein Läufer nach Athen gelaufen und dort auf dem Marktplatze mit dem Ausrufe: nenikekamen! (wir haben gesiegt) zusammengebrochen sei, historisch durchaus nicht fest. Bei Herodot, dem wir den ersten und unzweifelhaft besten Bericht über die Schlacht bei Marathon verdanken, lesen wir von einer derartigen Siegesbotschaft nicht das geringste. Herodot berichtet vielmehr, daß *vor* der

Digitized by Google

Schlacht die Athener einen Läufer namens Pheidippides nach Sparta gesandt haben, um die Spartaner um Hilfe zu ersuchen, dieser habe den Weg in zwei Tagen zurückgelegt, von irgendeiner körperlichen Schädigung, die er dadurch erlitten habe, ist aber nicht die Rede. In späteren Quellen erscheint die Nachricht bald in dieser, bald in jener Form, man sieht, daß jedenfalls die Legende die Tatsache vielfach umgewandelt hat und daß ein zuverlässiger Bericht fehlt. Die Strecke von Marathon nach Athen beträgt 42 km, wir wissen ja nicht, in welcher Zeit dieser Weg zurückgelegt sein soll, bei den heutigen deutschen und internationalen olympischen Spielen werden dazu zwei Stunden 40 bis 49 Minuten gebraucht. Soviel darf man jedenfalls sagen, daß heute für viele sportlich trainierte Männer die Zurücklegung dieser Strecke keine so außerordentlich große Leistung darstellen würde, daß sie sie jedenfalls vollbringen würden, ohne sich dabei den Tod zu holen. Etwas anderes ist es schon mit der von Herodot berichteten Leistung des Läufers Pheidippides, der mit der Bitte um Hilfe von Athen nach Sparta in zwei Tagen lief. Die Strecke beträgt 215 km und wenn man bedenkt, daß er natürlich sehr unwirtliche Gegenden ohne Weg und Steg zu passieren hatte, so ist das gewiß eine recht achtbare Leistung. Bei dem oben erwähnten Dauermarsch Dresden—Berlin wurde allerdings ungefähr dieselbe Strecke in einem Tage und drei Stunden zurückgelegt, also in erheblich kürzerer Zeit, wobei aber natürlich die viel besseren Bedingungen zu berücksichtigen sind. Die Spartaner kamen den Athenern erst nach einigen Tagen zu Hilfe, so daß sie zur Teilnahme an der Schlacht zu spät anlangten; sie legten den Weg in drei Tagen zurück, also täglich etwa 70 km, ebenfalls für eine mit den Waffen marschierende Truppe eine sehr ansehnliche Leistung. Im Weltkriege sollen deutsche Truppen ausnahmsweise bis zu 100 km an einem Tage marschiert sein, eine Leistung, die sich dem Marsche der Spartaner auch bei Berücksichtigung der äußeren Umstände wohl an die Seite stellen läßt.

Bei der Bewertung einer Muskelarbeit kommt es nun aber nicht allein auf den absoluten Betrag der geleisteten Arbeit an, von viel größerer Bedeutung ist es uns, daß die Arbeit so zweckmäßig wie möglich ausgeführt wird. Alle Bewegungen unseres Körpers, wie wir sie im gewöhnlichen Leben ausführen, sind wohl geordnete, koordinierte Bewegungen, d. h. die Tätigkeit der einzelnen Muskeln, die dabei beteiligt sind, greift so vollkommen ineinander, daß die zustande kommende Bewegung mit geringstem Kraftaufwand und mit höchster Zweckmäßigkeit ausgeführt wird. Wenn wir z. B. nach einem gefüllten Glase greifen, so sind bei der Bewegung Muskeln der Schulter, des Ober- und Unterarms, des Handgelenks und der Finger beteiligt. Sie alle arbeiten zweckmäßig zusammen, so daß die Bewegung in der richtigen Weise, wie die Aufgabe sie erfordert, zustande kommt. Niemals wird es uns dabei etwa passieren, daß wir über das Ziel mit dem Arme hinausfahren, daß wir das Glas so ungeschickt anfassen, daß es umfällt, oder daß wir es beim Ergreifen durch zu festen Schluß der Hand zerdrücken. Es erscheint uns freilich das alles als ganz selbstverständlich, und man muß erst einmal darüber nachdenken, um gewahr zu werden, daß offenbar besondere Einrichtungen vorhanden sein müssen, die das richtige Zusammenarbeiten so vieler beteiligter Muskeln gewährleisten. Diese Einrichtungen liegen nun nicht etwa in den Muskeln selbst, sondern in unserm Zentralnervensystem, von dessen Ganglienzellen die Anreize zur Muskelbewegung ausgehen und durch die Bewegungsnerven den Muskeln zugetragen werden. Die verschiedenen Ganglienzellen stehen nun offenbar durch Leitungsbahnen untereinander so in Verbindung, daß jedesmal bei Ausführung einer bestimmten Bewegung der Anreiz dazu von der einen Ganglienzelle zur andern in der Weise fließt, wie es die glatte Ausführung der Bewegung, eben die Koordination der einzelnen Muskeln erfordert. Das Bemerkenswerte ist aber, daß diese Verbindung der Ganglienzellen untereinander durchaus nicht immer von vornherein vorhanden ist, sondern in der Mehrzahl der Fälle erst durch Übung erworben wird. Der Mensch kann fast keine Bewegung von Geburt an ohne weiteres glatt ausführen, er muß sie alle erst lernen. Während das neugeborene Tier bereits stehen, gehen und laufen kann, muß der Mensch diese Bewegungen sich erst durch Übung aneignen. Aber auch für alle andern Bewegungen gilt das gleiche. Ein Kind benimmt sich sehr ungeschickt dabei, wenn es ein volles Glas ergreifen soll, ihm kann es passieren, daß es dabei das Glas umwirft oder den Inhalt verschüttet, und erst nach immer wiederholter Ausführung der Bewegung verläuft diese schließlich so sicher und glatt wie bei uns. Auch dem Erwachsenen geht es nicht anders, wenn er eine Bewegung ausführen soll, die ihm nicht vertraut ist. Wer zum ersten Male in seinem Leben eine Zigarre raucht, dem sieht jedermann es auf zehn Schritt Entfernung an, daß er ein Anfänger ist, obwohl wir vielleicht selbst nicht anzugeben wüßten, was der Anfänger denn eigentlich anders macht wie wir. Auch beim Turnen und beim Sport spielt die Koordination der Bewegungen eine wichtige Rolle. Keineswegs wird hierbei der bereits etwas leisten, der nur über eine große Muskelkraft verfügt. Ein Bauernbursche oder ein Schmiedegeselle mag über sehr ausgebildete, starke Muskeln verfügen, trotzdem kann er vielleicht keinen einzigen Klimmzug machen, geschweige denn einen Aufschwung oder gar eine Kippe ausführen. Hier handelt es sich darum, daß die einzelnen Muskeln nicht nur die erforderliche Kraft besitzen, sondern daß sie in der richtigen Weise bei ihrer Tätigkeit

Digitized by Google

ineinander greifen, eben um Koordination. Turnen ist daher auch keineswegs allein Übung der Muskeln, sondern daneben in noch viel höherem Maße Übung des Zentralnervensystems, denn in diesem liegt die Grundlage der Koordination. Wie soll man sich nun das Zustandekommen der Koordination durch Übung denken? Wir wissen leider noch viel zu wenig von den Vorgängen im Nervensystem, als daß wir darüber sehr viel Bestimmtes aussagen könnten, wir müssen uns damit begnügen, uns ein gewisses Bild von diesen Vorgängen zu machen. Wir müssen uns vorstellen, daß die unzähligen Ganglienzellen unseres Nervensystems alle untereinander durch Nervenbahnen in Verbindung stehen, so daß im Prinzip jede Erregung von jeder Ganglienzelle nach jeder andern gelangen könnte. Durch Übung nun, d. h. also durch die immer wiederholte Benutzung einer bestimmten Bahn wird diese immer gangbarer, die Widerstände, die sich in ihr der Fortpflanzung der Erregung in den Weg stellen, werden immer kleiner, die Bahn wird, wie man wohl zu sagen pflegt, allmählich „ausgefahren" oder „ausgeschliffen". Wenn eine Bewegung häufig ausgeführt, eben eingeübt ist, dann ist von den zahlreichen Leitungsbahnen, die der Nervenerregung zur Verfügung stehen, nur eine so ausgefahren, daß die Erregung ohne jede Schwierigkeit, sozusagen von selbst, in ihr entlang fließt, und das ist eben diejenige Verbindung zu der nächsten Ganglienzelle, die den glatten Ablauf der Bewegung gewährleistet. Diese fast unbegrenzte Fähigkeit zur Ausschleifung der Bahnen ist eine der wertvollsten Gaben, die die Natur dem Menschen mit auf den Weg gegeben hat, sie ist es recht eigentlich, die ihm seine Vorrangstellung vor dem Tier verschafft. Das Tier kann schon bei seiner Geburt mancherlei, aber es lernt in seinem Leben nichts oder doch nur sehr wenig hinzu, der Mensch ist bei seiner Geburt fast ganz hilflos, aber er kann alles lernen.

Die Übungsfähigkeit des Zentralnervensystems gilt aber keineswegs nur für die Muskelbewegungen, sondern für alle seine Leistungen, die rein geistigen nicht ausgeschlossen. Wenn ich frage: Wieviel ist zwei mal zwei?, so wird niemand es verhindern können, daß bei dieser Frage in seinem Innern die Zahl 4 auftaucht. Die Bahnen, die hier in Frage kommen als materielle Unterlage für den Ablauf unserer geistigen Vorgänge, sind durch fortgesetzte Übung so ausgeschliffen, daß geradezu unbewußt die richtige Antwort sich darbietet. Und dasselbe gilt für unsern gesamten geistigen Besitz. Worauf wir uns erst mühsam besinnen müssen, darüber verfügen wir noch nicht vollkommen; erst das ist völlig unser Eigen, was in jedem Augenblick sozusagen von selbst bei entsprechender Auslösung in unserm geistigen Innern auftaucht. Eben darin liegt die Bedingung jeden Fortschreitens auf geistigem Gebiet; indem uns bei intensiver Beschäftigung mit einem Wissensgebiet ein gewisser Bereich von Tatsachen und Beziehungen so völlig zu eigen wird, daß wir kaum noch geistige Energie bedürfen, um ihn zu reproduzieren, können wir nunmehr unsere geistige Arbeit darüber hinaus weiteren Gebieten zuwenden. So kommt es auch, daß große Gelehrte nicht immer die besten Lehrer sind, ihnen erscheint vieles auf ihrem Gebiete so selbstverständlich, daß sie sich nicht hineinversetzen können in die Geistesverfassung des Schülers, der gerade dieses erst lernen will. Und leider scheinen ja manche gelehrte Bücher nur für die geschrieben, die das, was darin steht, schon vorher wissen. Auch für die moralische Seite unseres geistigen Lebens gibt es ein solches Einschleifen der Bahnen durch Übung.

Der bekannte Satz Vischers: „Das Moralische versteht sich immer von selbst" besagt ja nichts weiter, als daß für den, der überhaupt moralisch empfindet, gewisse Gedankenrichtungen und Handlungsweisen geradezu zwangsmäßig werden. Es ist eine bekannte Tatsache, daß im Zweikampf mit dem Gemeinen der Edle häufig den kürzeren ziehen wird, weil jener nicht durch altruistische Überlegungen eingeschränkt wird, die diesem die rücksichtslose Ausnutzung seiner Kraft unmöglich machen.

Die höchsten Leistungen unseres Nervensystems allerdings sind nicht Sache der Übung, sie können nicht erlernt werden. Was der geniale Mensch schafft — und das ist es doch, was wir als die höchste Leistung des Menschen bezeichnen müssen —, das stammt gleichsam aus einer höheren Welt; alle großen Männer haben es bekannt, daß ihnen ihre letzten und größten Gedanken wie durch eine Eingebung von oben gekommen sind. Vor diesen Geheimnissen ziemt uns nur ehrfürchtiges Verstummen.

Was der Mensch leisten kann, das ist auf den meisten Gebieten seiner Tätigkeit durch die natürlichen Bedingungen seines Daseins in bestimmte und ziemlich enge Grenzen eingeschlossen. Nur die Tätigkeit unseres Nervensystems scheint einer fast unbegrenzten Ausbildung und Fortentwicklung fähig. Hier liegt der grundlegende Unterschied des Menschen vom Tier, hier haben wir die Aufgabe, die dem Menschen gestellt ist. Sie zu lösen, ist ihm als höchste Kraft seines geistigen Wesens der Wille gegeben. Und er soll sich mit Stolz des Vorrechts bewußt sein, das in den Worten ausgesprochen ist: Du kannst, was du willst. Pflegen wir jeder an seinem Teile diese edelste Gabe, die dem Menschen verliehen ist, es fehlt niemandem an Gelegenheit, sie zu betätigen und zu üben. Möge es unserm deutschen Volke nie an Männern gebrechen, die wahrhaft wollen können. Dann wird uns ein gnädiges Geschick auch in der höchsten Not den Genius nicht versagen, der uns den Weg weist zu den Zielen, die nur ein willensstarkes Geschlecht erstreben und erreichen kann.

Digitized by Google

Die deutsche Malerei der letzten 50 Jahre

Von Prof. Dr. Jos. Popp

Die Geschichte der deutschen Malerei des 19. Jahrhunderts muß seit der diesbezüglichen Berliner Ausstellung (1906) neu geschrieben werden: im Aufbau, in der Charakteristik von Schulen und Künstlern, wie in der Wertung. Hamann hat dies versucht. Sein Standpunkt war aber noch zu sehr von den Überraschungen jener Ausstellung beeinflußt; außerdem leidet er unter einer zu gesuchten Systematik. Jetzt wäre es Zeit für eine Synthese. Man konnte sie von der Münchener Sommerausstellung „Deutscher Malerei der letzen 50 Jahre" wenigstens bis 1905 erwarten. Sie bot aber unter Bevorzugung einiger gesicherter Namen vom übrigen nur einen spärlichen Auszug, der weder gut gewählt noch übersichtlich gehängt ist. Was soll es bedeuten, wenn von Bochmann, Bracht, Buchholz, Eysen, Greiner, Hagemeister, Hagen, Herbst, Heim, Klinger, Kühl, P. Meyerheim, Pleuer, Scholderer, Schreyer, Steinhausen, Sterl u. a. je ein Bild, von Viktor Müller, Gebhardt, Schider eine oder zwei Skizzen, von Defregger, Piglhein, Max Grützner, Kirchberg u. a. Werke gezeigt werden, die innerhalb ihres Lebenswerkes vereinzelt sind?

Anderseits überrascht, selbst bei den Be-

Abendliche Waldszene. Gemalt um 1870. Gemälde von Hans von Marées
Im Besitze der Familie von Hildebrand, München

Digitized by Google

Digitized by Google

Euterpe. Gemälde von Arnold Böcklin
Gemalt 1861. Besitzer: Exzellenz Frhr. v. Heyl, Darmstadt
(Mit Erlaubnis der Photographischen Union, München)

Digitized by Google

Generalmusikdirektor E. von Schuch dirigiert eine Symphonie-Konzertprobe in der Hofoper zu Dresden
Gemälde von Robert Sterl. Gemalt 1914. Dresden, Staatliche Gemälde-Galerie

ihn wieder zu Ehren. Seitdem ist er für Kunstschriftsteller, Galeriedirektoren und Händler nahezu heilig gesprochen und muß entsprechend gepflegt wie bezahlt werden. Es ist dies eine Überschätzung wesentlich epigonaler Malerei von mäßigem Gehalt. Den letzteren vermissen wir nicht wegen der Themen, wohl aber wegen der Art ihrer Behandlung: für Leibl ist alle Wirklichkeit unantastbar. Dieses Prinzip führt zum Abmalen, statt schöpferischem Gestalten. Es ist ein unbewußter Niederschlag jener naturwissenschaftlich-technischen Zeit, zu deren größten Triumphen solche Malerei gehört. Ihr gegenüber bedeutet der Impressionismus, trotz allem Verhaftetsein im sinnlichen Eindruck, etwas ungleich Höheres: Natur gesehen durch ein Temperament — nicht durch einen optischen Registrierapparat. Selbst Leibls erstaunliches Können, das ein wahrhaft geadeltes Handwerk mit fast religiöser Hingabe in den Dienst des Objektes und seiner farbigen Wiedergabe stellt, entschädigt nicht für den Mangel eines beherrschenden geistigen Fluidums. Die geringe künstlerische Phantasie, die sich besonders in der Komposition bemerkbar macht, ersetzt im einzelnen ein reiner, starker Sinn für das Echte. Hieraus erklärt sich das ungemein Packende in Leibls Bauern, die als Typ und Individualität

Digitized by Google

Bildnis der Gräfin Rosine Treuberg. Gemälde von Wilhelm Leibl. Gemalt 1878
Im Besitze der Kunsthalle, Hamburg

alles Ähnliche des 19. Jahrhunderts weit hinter sich lassen. Aber auch hier hängt alles vom Modell ab, das an sich stets treffend gewählt ist. Soweit es ergiebig, wird alles aus ihm herausgeholt, doch bleibt dies stets gebunden und stillebenhaft abgekühlt. Dem widerspricht keineswegs, daß Leibl die schönsten und beseeltesten Hände gemalt: in ihnen konnte sich das Innenleben ungestört vom Modellzwang gleichsam im verborgenen entfalten. Leibl hat es mit seinen Falkenaugen auch dort entdeckt und hat wie die Stofflichkeit der Gewänder, die Spannung und den Glanz der Haut, u. a. getreulich wiedergegeben. So begreift sich auch die verhältnismäßige Behendigkeit im alten Pallenberg, die süße Mürbe in Frau Gedon, das breitspurig Behagliche im Landedelmann Perfall, die schüchterne Grazie der Gräfin Treuberg wie anderseits die allzu gleichmäßige Beruhigtheit

Digitized by Google

Kindertheater. Gemälde von Leopold Graf von Kalckreuth. Gemalt 1900. Im Besitz des Künstlers

seiner meisten Bildnisse: sie sind mehr Malerei als Bildniskunst. Daher ermüden sie verhältnismäßig bald, wenn sie so zahlreich nebeneinander stehen wie in München, sehr zum Unterschied von der eroberten Objektivität Holbeins und dem prachtvollen Phlegma des Valesquez. Leibl erreichte in den neunziger Jahren in kleineren Bildern und Bildnissen eine aus dem Impressionismus erwachsene Vibration, die auch das Seelische lebendiger macht. Hiervon zeigt die Ausstellung nichts Erstklassiges.

Da Alt, Hirth du Frénes u. a. des Leibl-Kreises wesentlich in des Meisters Art schaffen, ohne dessen Können zu erreichen, ergibt sich wohl ein gutes Niveau, aber wenig Überragendes. Allein Trübner reicht mit seinem wuchtigen Bildnis Hoffmeisters und jenem des Dragoner-Einjährigen an beste Leibls heran, ein Chiemseebildchen besitzt feine Tonigkeit, in breiterem Vortrag zeigt das gleiche der „Jagdhund mit Wildschweinen“. Aus der Brache der achtziger Jahre ist nichts vorhanden; aus den neunziger Jahren, da sich der Künstler mit dem Pleinairismus und Impressionismus auseinandersetzte, fehlt Charakteristisches. Die Zeit nach 1900, da Trübner in der Vereinigung formaler Kraft mit farbigem Klang, Licht und Luft, noch manches starke Bild glückte, vertritt nur so ungefähr der „Gardasee“, besser das Neuburger Portal und Blumenbeete.

Von Schuch, der zuerst von Leibl, dann von Trübner, zuletzt von den Franzosen angeregt worden, hätten vor allem Landschaften aus der Pariser und folgenden Zeit interessiert; ebensomehr Stilleben, da hier die eigene Persönlichkeit sich herausarbeitet: Schuch ist unter dem Impressionismus bedeutend gewachsen und einer unserer besten Maler geworden. Aus Haiders Bauernmädchen ersieht man, was auch eine weniger geschickte Technik vermag, wenn sie ganz beseelt wird. Noch mehr zeigt sich dies in der Sommer- und Herbstlandschaft, die voll tiefster Ruhe einen Naturwinkel zum friedvoll heiligen Bezirk, zu einer in sich beschlossenen Welt erheben. Thoma, den im Vorjahr Berlin und heuer Basel durch eine große Ausstellung geehrt, durfte in München nur bestens vertreten sein. Das ist leider nicht der Fall. Die Puttenwolke und ähnliche Volkstümlichkeiten, wie auch das große Malerbildnis wären besser weggeblieben. Die Landschaften stehen

Digitized by Google

Schiffe. Gemälde von Lyonel Feininger, Weimar. Gemalt 1924

nicht durchweg auf der erreichten Höhe. Am besten sind wohl die drei Blumenstücke, voll versenkerischer Liebe, von jeweils verschiedener, aber stets lebendiger Malerei. Thoma wirkt am stärksten, wo er unabhängig von Italien, Böcklin und Marées unter Verzicht auf Belehrungen, als gefühlsseliger, kultivierter Maler Welt und Menschen gibt.

Von Böcklin erfreut nur eine kleine Meeresidylle und die bekannte Gartenlaube. Dort packt die Dämonie der ganzen Szene, hier die farbige Glut.

Glänzend repäsentiert sich Marées, dessen reicher Münchener Bestand gut ergänzt wurde. — Er ist wohl auch heute noch der große Einsame, den nur wenige verstehen und lieben. In ihm triumphieren Geist und Kunst über eine oft nur fragmentarisch geratene oder erhaltene Darstellung. Alle deutsche Sehnsucht nach der Schönheit der Griechen spricht voll Wehmut aus diesen gedämpften Farben und stillen Formen. Nach gehaltenem, edlen Rhythmus entfalten die Menschen Marées' ihre Leiber, stehen, wiegen, neigen, greifen, wandeln sie, gruppieren sie sich, schaffen sie Raum unter sich oder fügen sie sich in den Allraum ein. Aus solchem Verflochtensein ergibt sich jeweils ein absolutes Bild voll gedämpfter Musikalität. Man bedenke in diesem Sinn die schwebende Grazie der Hesperiden, die keusche Zartheit und scheue Anmut in den einzelnen Etappen der „Werbung", die mystische Erfülltheit in den drei heiligen Reitern. Wie bewunderungswürdig weise ist der „Ganymed" komponiert, wie tief ausgedeutet: Die Wölbung des stehenden Ovals überschneidet die mächtigen Adlerschwingen, sie gleichsam in ihrem Auftrieb hemmend — aber da dies jenseits der spannigen Gelenke geschieht, stört dieser Schnitt nicht, erfüllt uns vielmehr mit der Ahnung einer noch größeren Spannkraft. Außerdem die Einheit von Figuren und Landschaft. Antike und Renaissance sind durch Marées' heldenhaftes Ringen in die deutsche Wesenheit eingegangen: Wir besitzen nun Existenzbilder, die über die mehr im Sinnenhaften verweilenden Alt-Venezianer hinaus, in die höhere Welt der Geistigkeit hinaufragen.

Lenbachs Bildniskunst, die allzulange die deutsche Meisterschaft ausschließlich beanspruchte und als Malerei vielfach übel ist, veranschaulichen vorteilhaft Döllinger, Liphart und Kaiser Wilhelm I. Darin offenbart sich bedeutende Kunst. Dagegen fehlt der Darstellung Leos XIII. die Objektivität; dessen bestrickendes Lächeln wird zum Grinsen und das Gesicht durchaus zur Maske. In diesem

Digitized by Google

Digitized by Google

Diner. Gemälde von Franz von Stuck. Gemalt 1913. Im Besitz der Neuen Pinakothek in München

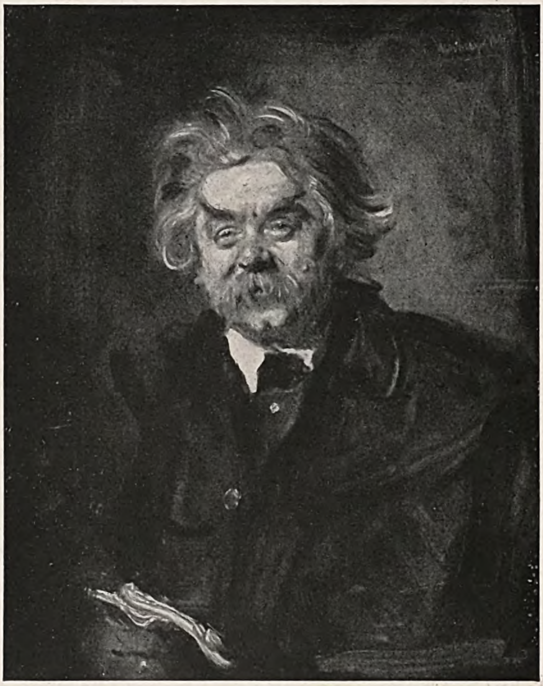
als auf das rein Koloristische eingestellt. Das Entscheidende für den Bildnismaler, die geistige Vielseitigkeit und Gestaltungskraft, besitzt Samberger in ungewöhnlichem Maße: er meistert die verschiedenste Art des Repräsentativen, aber auch das Dramatische und Humorige, grüblerisch Bohrende und jede Art Temperament wie Stand: je besser der Kopf von Natur, desto besser gerät er als Kunstwerk.

Stucks einstige Größe ist mit der Zeit immer kleiner geworden, wie seine Bilder. Dennoch konnte deren eigenartige Mischung aus Antike und Böcklin, sicherem, dekorativem Gefühl und starker Sinnlichkeit markanter hervortreten.

Den Impressionismus veranschaulichen dessen drei Hauptmeister Uhde, Liebermann und Slevogt; der gleichzeitige Corinth gehört nur teilweise hierher. Uhde hat diese Bildform und Auffassung zunächst in den Dienst des Religiösen gestellt und damit Aufsehen erregt. Wir verstehen heute vor diesen stillen, gütigen und innigen Bildern die einstige Aufregung nicht mehr. Ihre zarte Blondheit ist lockerer, schöner und durchfühlter gemalt als jene Liebermanns. Leider fehlen gerade die starken Stücke. Auch aus den späteren Werken, die weltliche Themen, Landschaftliches und Interieurs oft glänzend behandeln, hätte man schon zum Vergleich mit Liebermann bessere Bilder gebraucht. Die „Kinderstube“ erweist Uhde als einen der ersten Kindermaler, aber auch als Meister des Pleinair und der impressionistischen Komposition.

Liebermann gewinnt am meisten, wo er tonig ist. Hierin wächst er zu immer geschlossenerer Breite, Fülle und Kraft. Der „Reiter am Strand“, seine „Tochter zu Pferde“, Partien aus dem Amsterdamer Judenviertel und vom Delfter Gemüsemarkt, der Wannseegarten liegen in dieser Richtung. Liebermanns weniger erfreuliche Bildniskunst zeigt in solchem Sinn das Porträt eines Militärs; ungleich besser wirkt das Selbstbildnis — aber auch hier viel breiige, ja mörtelhafte Farbe: in allem zeigt sich ein kultivierter Eklektizismus, der sich wesentlich bei den modernen Franzosen umgesehen hat. Slevogt, dessen frühere Periode fehlt, erscheint ausschließlich als der gereifte Meister.

Digitized by Google



Bildnis des Bildhauers Jakob Bradl. Gemälde von Leo Samberger. Gemalt 1907. München, Neue Staatsgalerie

Er ist der stärkste Kolorist und Poet des deutschen Impressionismus, voll Temperament, Geist und Geschmack. Eine süße Trunkenheit breitet sich oft schwelgerisch über die Pfalzbilder, keck und prickelnd malt er funkelige Gartenecken, von pompöser Pracht ist ein Fisch-Stilleben. Der „weiße" Andrade bewährt immer noch seine noble Behandlung des mild leuchtenden Weiß. Corinths massive Vitalität geht den Dingen wie Menschen mit der Faust zu Leib und packt vor allem ihre Stofflichkeit. Wo diese reichlich vorhanden, kommt sie voll Saft und Leben zur Darstellung, so im Familienbild oder in der wilden Kraft des „Florian Geyer" — aber es klebt ihr doch auch viel Erdenschwere an, die bis zur Stumpfheit der Farbe führt. Eines seiner besten Bildnisse, in denen man Geist und Seele spürt, ist Graf Keyserling, der müde Sproß eines aussterbenden Geschlechtes. Die erstaunliche Wandlungsfähigkeit des Sechzigjährigen erweisen dessen Arbeiten seit 1920, vor allem die energisch geformte Walchensee-Landschaft und das Stilleben mit Bronzefigur, in dem sich die Farbe zu zuckendem, prächtigem Leben erhebt.

Das neue Bild — die einzige objektive Bezeichnung, die den Unterschied von Impressionismus zwar nur allgemein hervorhebt, aber ihn auch nicht schlagwortmäßig einseitig auf das Inhaltliche beschränkt, wie dies im „Expressionismus" geschieht. Während der pleinairistische Impressionismus sich mit einem augenmäßigen Eindruck der Gesamterscheinung begnügt, will man jetzt ein geistiges Erlebnis der Innen- und Außenwelt gestalten, nicht eine Nachbildung oder Stilisierung des Wirklichen: in möglichster Konzentration, daher einfach, aber lebendig und überzeugend. „Immer mehr sehe ich ein, daß

Bildnis des Pianisten Conrad Ansorge. Gemälde von Lovis Corinth Gemalt 1904. München, Sezessionsgalerie

Digitized by Google

Weinlese in der Pfalz. Gemälde von Max Slevogt. Gemalt 1918

es darauf ankommt, im Bild auf die Formen und Farben zu kommen, wie sie die erste Vision gestaltet hat." (Kirchner.) So entsteht ein neuer Barock, aus unserer Ergriffenheit und Spannung, ohne das Pathos des Alten und seine schwungvoll geschönten Mittel, vielmehr in einer gewollten Primitivität der Formelemente. Daher auch die Vorliebe für alle frühe und selbst die exotische Kunst der Naturvölker, in denen man das starke Empfinden und naive Bilden einer ungebrochenen Menschheit schätzt. Es ist nicht neues Barbarentum, sondern die Rückkehr zum Geistigen in der Kunst! Litten die Anfänge unter dem revolutionären Auftrieb der Neuerung, dem quälenden Ekel der Großstadt und unerbittlichem Wahrheitsfanatismus, die weitere Entwicklung unter den Schauern des Krieges und den Aufregungen der nächsten Jahre, so hat sich nun alles wesentlich beruhigt. Man kann deshalb nicht von dem „Ende" des Expressionismus sprechen: noch leben und schaffen seine Bahnbrecher, die fast durchweg erst in den vierziger Jahren stehen.

Die neue Kunst will das Wesen, die Seele, ja die letzten Geheimnisse der Erscheinungen und des Lebens sichtbar machen. Was in ihnen sich regt, webt, brütet, lauert oder sich stolz, prächtig, üppig hervordrängt und zu Scheu oder Bewunderung, Ehrfurcht oder Andacht, Heiterkeit oder Trauer, Sehnsucht oder Genuß zwingt. — Selbst die toten Dinge des Stillebens erwachen: Kobolde sprechen aus ihnen, unheimlich glüht es um sie auf, süßbetörend lockt es, in heilige Verschwiegenheit hüllt sich alles ein. Der Tiere Wesen, Glück und Not wird wie ein Menschliches erschaut. Wie rührend der jungen Rehe anmutige Grazie, der älteren unschuldsvolle Treuherzigkeit. Das dumpfe Notgefühl der Natur spricht bang fragend selbst aus einem Tiger. Die buhlerische Geschmeidigkeit einer wohlig sich rekelnden Katze läßt die Lust des Gegraultwerdens überaus anschaulich werden. (Marc.)

Der Mensch wird im Bildnis mit einer Rückhaltlosigkeit und Rücksichtslosigkeit gegeben, die zwischen Wahrheit, Mitleid und Grausamkeit viele Abstufungen hat. Einen Ehrenplatz gewährte man in Stuttgart, als einzigem Ausländer, dem Norweger Munch, als einem der Großmeister dieser Kunst. Die Künstler selbst nehmen sich von solcher Art der Darstellung nicht aus, so Beckmann, Dix, Kokoschka. Des letzteren jüngstes Eigenbild vereint kindliches Erstaunen mit Besessenheit, ist halb Mannequin, halb Maniak. Wie der Modersohn stilles Glück in ihr singt und klingt! Eine gesunde Bauernmagd, voll Güte und Seelenschönheit, die aus ihrer versonnenen Märchenwelt nicht aufwachen und noch weniger sich darüber äußern kann. Dann ein Dr. Sch., in dem Dix den gequälten Gehirnmenschen gibt, dessen Salz- und Pfefferanzug

Digitized by Google

dem verhockten Körper die würdige Folie schafft. Erschütternd Kokoschkas „Forell“. Ein krakelürenhaftes Gespinst überzieht das Greisengesicht, aus dem das Fleisch fast wund herausschimmert. Eine flehende Gebärde erbittet schüchtern Erfüllung aus den durchgeistigten Händen. Coesters leichenhafter Mensch wendet sich von Unheimlichkeit erfüllt, erschreckt einem unsichtbaren Etwas zu, das sich heimlich heranschiebt und ihn bannt. In solchen Bildnissen tritt die äußere Ähnlichkeit hinter das innere Wesen und Schicksal des

Nördliche Sibylle. Gemälde von Karl Caspar. Gemalt 1923

Digitized by Google

Dargestellten zurück; es steckt in ihnen etwas von der Unerbittlichkeit einer wissenschaftlichen Diagnose, aber auch etwas von visionärer Hellseherei.

Ähnliches gilt von der Darstellung der Menschen überhaupt und ihrem Gehaben. Im Mann wird gerne das urhaft Triebmäßige, das Tierische im Sinn der Kraft, die harte Intellektualität, in der Frau das Sinnenhafte, anmutig Graziöse oder bloß Spielerische gegeben. Aus den Kindern spricht viel Humor, aber auch das erschütternde Leid der verkümmerten und kränkelnden Großstadtjugend. Überhaupt hat die Menschheit der Großstadt das besondere Interesse der neuen Malerei. Wir sehen das flanierende Geschiebe in den Straßen, die hin- und herwogende Unterhaltung einer animierten Teegesellschaft, das mühsam verhaltene Kinderlachen und Kichern, die fast platzende Straffheit der in Reih und Glied präsentierenden Soldaten. In starrig gestraffter Erregung malt ein Vater seinen Sohn. Prachtvoll die Animalität des „Heiden“ im Menschen. In überfüllter Stube Menschen, die schon „vor dem Kostümfest“ gelangweilt und abgespannt, jeder nur mit sich selbst beschäftigt, eine traurige Gesellschaft sind. Aus der linken Ecke eines anderen Bildes leuchtet ein roter, weiblicher Halbakt im fahlen Grunde auf. Zuerst nur Fleck, entwickelt sich dem längeren Schauen eine lose Plastik. Der quergelegte Arm schafft Raum, die Brüste blühen und glühen, in den Augen zuckt es in schlangen-

Alte Bäuerin mit gekreuzten Händen. Gemälde von Paula Modersohn-Becker
Gemalt 1906/07. Im Besitze der Kunsthalle zu Hamburg

Digitized by Google

Mäher. Gemälde von Philipp Bauknecht

hafter Gier, die Gestalt folgt dem magnetischen Zug der dunklen Wolke im rechten oberen Bildeck, gierig greift die hackenförmige Hand voraus: ein Danaemotiv. Aus heißen, lodernden Farben tobt der Taumel um das goldene Kalb. Die verschiedene Ergriffenheit der nordischen und südlichen Sibylle, Christus und Nikodemus, wie manch anderes religiöse Thema wird aus persönlichem Erlebnis geformt (Nolde, Kirchner, Schmidt-Rottluff, O. Müller, Hofer, Macke, Felixmüller, Caspar).

In der Landschaft erstrebt man den kosmischen Zug des Gebauten, den Raum und seine Spannungen, das formal oder geistig Besondere einer Gegend. Das „Endtal" mündet wie in eine bergende Bucht, strömig schließt sich das Land an den ziehenden Fluß; im sommerlichen Glanz und Klang schieben sich fast trunkene Häuser dem funkelnden Bach entlang. Im hügeligen Lande wogt es in bebenden Hebungen und Senkungen. Eines Dorfes enges Gewinkel, der Großstadt spannige Brücken und verpflockte Häusergevierte kommen in Bewegung (Unold, Heckel, Kirchner, Beckmann, Caspar-Filser). Dunkel und schwer steigt die Nacht über der Ebene auf, in der einsam ein weißes Pferd mit Fohlen unter tiefrosig angeglühten Wolken auftaucht. Dort dehnt sich der teppichweiche, saftige Rasen der Marschlandschaft und hier schäumt das aufgewühlte, düsterblaue Meer wie eine brodelnde Masse, unergründlich in seiner Tiefe, melancholisch in seiner Schwere. Im stillen Bauerngarten friedlich geborgene Blumen, aber auch aus Töpfen in milder Schönheit wie Glasfenster leuchtend (Nolde, Macke).

Digitized by Google

Oldenburger Marschlandschaft. Gemälde von Karl Schmidt-Rottluff. Gemalt 1909
Im Besitze der Kunsthalle zu Hamburg

Um alles das zu erreichen, werden die Naturformen oft zu Runen, deren Raunen wertvoller ist als ihre tatsächliche Erscheinung und Nachbildung. So werden Menschen und Dinge nicht selten deformiert. Die Berechtigung liegt im Grade des Erreichten.

Ist zu solchen Auffassungen und Offenbarungen eine Welt- oder auch nur Lebensanschauung notwendig? Unseres Erachtens genügt die Erlebnisfähigkeit und gestaltende Kraft des Künstlers. Aber um besser verstanden zu werden und bei der seismographischen Empfindsamkeit des Künstlers wäre in einer Zeit geistiger Unruhe und Verworrenheit, dunkler Sehnsucht und drückender Leidensfülle der sichere Halt einer Weltanschauung wertvoll.

Gegenüber den sich verflüchtigenden Formen des Impressionismus erstrebt das neue Bild wieder das Körperliche, Tektonische, klar Räumliche, und zwar im Organismus eines solchen Bildbaues. Drängte schon die expressionistische Absicht, die Ausdrucksmittel wieder zu festigen, so erfordert die jetzige Bildanschauung dies erst recht: hierin greifen Inhalt und Form organisch ineinander. — Die Linie gewinnt gleichsam ihre Urgestalt zurück: sie schließt sich und wird bald fest, ja hart, kantig und selbst stachelig, aber auch weich, federnd, flüssig. Ebenso bindet sich die Fläche und gewinnt daraus die Möglichkeit vielseitiger Spannungen und einer reichbewegten Rhythmik, die Fähigkeit, das Körperliche klar und füllig, geschmeidig und kraftvoll zu gestalten, das Räumliche zu architektonischer Wirkung zu bringen. Die Farbe dient der Fläche sich zu gliedern und differenzieren, schafft plastische und räumliche Wirkungen. Sie ist lebendig im Dunkel, strahlig im Hell, intensiv und voll Glanz wie persische Fliesen, von der tiefen Weichheit der Edelsteine und der Pracht der Glasfenster erfüllt. Voll Stimmungsgehalt und geistiger Anregung ist sie mehr als die bunte Haut der Welt, hat sie Macht über Form und Gehalt. Das Licht tritt nicht mehr diffus auf, sondern verdichtet sich zu geschlossenen Bahnen, strömt durch den Raum und erfüllt die Erscheinungen. Aus solcher Erneuerung und Vertiefung der Darstellungsmittel kann man

Digitized by Google

verstehen, daß der Gedanke an eine absolute Malerei erstehen konnte: Durch Linien, Farben, Licht und ihre gegenseitige Beziehung ergeben sich „Kompositionen“ von der Art der Musik. Das Feinste derart schuf bis jetzt Klee. Da wir aber hierfür noch keine Kontrapunktik haben, bleibt die Wirkung allzusehr im Allgemeinen und Subjektiven.

All das steht im Dienste einer Bildform, die möglichst die Fläche erhalten, aber auch aus ihr das Räumliche entwickeln will. Das Leben im Bild gibt die gleichzeitige Spannung seiner Teile, die um so lebendiger wirkt, je ungleicher diese und ihre Gruppen sind. Wie im expressionistischen Bild die Naturform dem Ausdruck geopfert wird, so hier dem Bildorganismus, der Form, Maßstab und Proportion des einzelnen. Dies wurde im Kubismus bis zur Zerlegung der Formen getrieben. Im Konstruktionismus der Weimarer geht der Weg nach einer anderen Seite ins Abstrakte. Beide Male ersteht etwas sinnlich Mageres und Nüchternes. Bald wird der letztere dem Schicksal des ersteren folgen: erledigt zu sein und vergessen zu werden.

Schüchtern fragt auch der wohlwollende Kunstfreund, wie es in dieser Kunst um die Schönheit bestellt ist. Es gibt in der Kunst aber auch die Wahrheit und Kraft, das Leben und den Ausdruck als Ideal — und diese sind von der Harmonie des Schönen immer mehr oder weniger entfernt. Solche Art ist nordisch, ist deutsch. Nicht sie allein, aber doch wesentlich. Die jüngste Kunst erstrebt in dieser Richtung ein Neues. Und auch um dieses Anfanges willen kann sie nicht schön sein. Ist dies die archaische Kunst der Griechen, die frühe Romanik, Gotik und Renaissance?

Stören wir nicht aus einseitigen Idealen und Ungeduld das hoffnungsvoll Werdende; fördern wir es durch ringendes Verständnis und bereitwillige Versenkung. Die Schöpferischen der neuen Kunst haben sich schon vielfach geklärt und vertieft. — Auch diese Einsicht verdanken wir der Stuttgarter Ausstellung, in der sich die gleichgerichtete Graphik und Plastik in verwandter Gesinnung und Strebung mit teilweise schon gereifteren Werken vorstellt.

Diese deutsche Kunst ist gegenüber der französischen robuster und unbändiger, aber auch geistig stärker und reicher. Möchten wir das erkennen und schätzen, trotz ihrer Schwächen und Problematik. Nur was man achtet und liebt, erschließt sich dem Verständnis. Das Verständnis aber bildet die erste Voraussetzung jedes Urteils, jeglicher Wertung der neuen Kunst.

Rote Abendwolken. Gemälde von Emil Nolde. Im Besitze des Kunstvereins, Barmen

Digitized by Google

Der Piccolo · Novelle von Gudrun Wette

Das linke Schaufenster des Herrenbasars in Via San Lorenzo war durch eine graue Strohmatte den Märzstrahlen und den Blicken der vorübergehenden Mailänder Bürger entzogen. Dahinter machte Lippo den neuen Aufbau. Hellgraue Filzhüte hingen frühlingverheißend auf kleinen Ständern, Stöcke mit allerhand lustigen Krücken sproßten überall aus dem Boden hervor, dazwischen, gleich bunten Blumen, vielfarbene, seidene und batistene Taschentücher, Geldbörsen, Brieftaschen, Etuis aus gepreßtem, farbigem Leder in verschiedenen Formen und Größen. Glänzende, zartblaue Hemdenbrüste, bis zur Decke ansteigend, bildeten einen harmonischen Hintergrund.

Lippo empfand bei seiner Arbeit das Freudige, Verheißungsvolle, das bei den ersten vollen, schon heißen Frühlingsstrahlen aus hellen, hübschen Sachen lacht. Es verspricht gradezu eine Erneuerung des ganzen Menschen. Er verrichtete alles mit ruhigem Eifer, wie einer, der gewohnt ist, eine Arbeit grundsätzlich gut zu vollbringen, aber auch mit der Losgelöstheit des Menschen, der weiß, daß in solcher Verrichtung nicht alles liegt. Hinter der notwendigen Arbeit lag die ersehnte, aber er tat jene gewissenhaft, ohne Unwillen noch Ungeduld. Er setzte jetzt noch zwischen die Seidentüchlein und die Ledaretuis einige bemalte Steingutvasen aus der Kunstmalerhütte von Ghirla nieder, eine hoch und schlank wie ein Rohr, eine dickbauchig mit zwei Henkeln, zierlich eine dritte mit einem Ausguß wie ein Kännchen. Alle hatten ein übereinstimmendes Muster, ein Rankengewirre, aus dem bunte Blumen hervorschauten, eine wahre Frühlingsfeier.

Die schmalen Längsspiegel in den vier Ecken des Schaufensters warfen ihm sein farbenfrohes Werk zurück, und inmitten dieser Frühlingsherrlichkeit sein eignes Bild, das all diese Heiterkeit der Menschenerneuerung mit einer unerwarteten Note störte. Che piccolo! Unnatürlich, ganz sonderbar klein. Von der Natur betrogen. Ein schmächtiger Kinderkörper unter einem reifen Jünglingsgesicht. Eine Gestalt, nach der sich unwillkürlich die Köpfe zurückwenden. Eine jener Erscheinungen, die dem sorglos Begegnenden einen feinen Schmerzensstich versetzen, daß es Wesen gibt, die die natürlichsten Güter entbehren, Güter, die so sehr aller Recht sind, daß niemand an ihren Besitz denkt. Schmerzensstich, so flüchtig wie die Erscheinung, die die Menge schon verschluckt.

Lippo prüfte einen Augenblick sein Spiegelbild mit ernstem Blick, wand dann hurtig die graue Strohmatte in die Höhe, daß die Frühjahrsauslage den Mailänder Bürgern in die Augen lachte, und sprang hinab in den Laden. Das Kommen und Gehen wurde lebhafter, aber ohne Gedränge, es entstand kein Wartenlassen. Die bedienenden jungen Leute, die Schubladen auszogen und Waren unterbreiteten, verloren nie ihre freundliche Gelassenheit und zeigten bei aller Dienstfertigkeit durch die leichte Würde ihrer Haltung, daß ihnen der gute Ton etwas Angeborenes sei. Lippo hielt sich etwas im Hintergrund des tiefen Raumes, und manchmal streifte seine Hand im Vorübergehn einen länglichen schwarzen Kasten, der da hinten auf dem Ladentisch stand.

Als die Tür klingelnd wieder ging, empfand er unerwartet etwas wie einen kurzen Stoß in der Herzgegend, das ihn aufblicken ließ. Sogleich ergoß sich eine lebhafte Freudenröte über sein Gesicht, die ebenso schnell der gewöhnlichen Blässe Platz machte. Ein hochgewachsener junger Mensch, vollendet im Wuchs wie eine antike Statue, war eben eingetreten. Er war mit der Nachlässigkeit italienischer Studenten gekleidet, und sein Blick flog suchend durch den Laden.

„Buon giorno, Signor Conte," rief Lippo lauter als die andern und machte hinter dem Ladentisch einen Schritt ihm entgegen. Der gräfliche Student ging auch schnurstracks, ohne viel auf die Grüße der andern jungen Leute zu achten, in den Hintergrund des Ladens.

„Caro Lippo, eccomi, da bin ich schon wieder," sagte er, dem jungen Mann kräftig die Hand schüttelnd, dem wieder das rasche Rot über die Wangen lief.

„Wie geht's, caro Signor Conte, womit kann ich dienen?"

Ohne zu antworten, legte der junge Graf seine Hand auf den schwarzen Geigenkasten. „Heute ist wohl Antrittsprobe des Tedesco (des Deutschen)?"

„Beethoven," entgegnete Lippo lakonisch.

„Beethoven," sagte der Student — er sprach Be=thòven aus — „das haben sie los, die Deutschen. Da können sie sich ruhig mit Toscanini schlagen. Vedremo (wir werden sehen). Dieser Beiwolf hat ja einen außerordentlichen Artikel im Corriere gehabt. Plastik, Wucht, Gedankentiefe, Teutonenkraft. Vedremo, vedremo. Sie haben ihn ja wohl gelesen. Gestern in der Abendausgabe."

Digitized by Google

Lippo zog statt einer Antwort das Zeilungsblatt aus der Rocktasche und warf es auf den Tisch.

„Caro Lippo, ich freue mich wahrhaftig. Wissen Sie, daß ich das mal wieder nötig habe?“ Er stützte sich auf den Ladentisch, so daß sein Kopf nahe zu Lippo herüberkam, und dämpfte seine Stimme. „Ich muß einmal wieder durchgeschüttelt werden. Die starken Erschütterungen wollen nicht zu mir kommen. Es geht immer an mir vorbei. Es ist alles seicht, was ich um mich fühle; ich wate, wo ich stampfen möchte. Alles Erleben ist so klein. Warum kann man nie ordentlich gepackt werden?“

Er sah an Lippo vorbei auf die braunlackierten Ausziehfächer der Wand.

„Aber manchmal, nicht wahr, Lippo, kommt doch eine Stunde, wo man fast erschrickt vor der Gewalt. Musik! Musik! Den Kopf in die Fäuste drücken und es über sich herrasen lassen, die Elemente, die ein Riesengeist entfesselt. Die Dämonen in sich heulen hören und die Paradiese aufblitzen sehn — — und zerrissen, durchwühlt und erlöst und beseligt zu sein.“

Er blickte Lippo fragend an. Da sah er, wie Lippo den Kopf weit vorgereckt an seinem Antlitz hing. Das sanfte Märtyrergesicht des Kleinen war von einer inneren Flamme durchglüht und die großen, tiefbraunen, immer etwas schmerzlichen Augen redeten eine leidenschaftliche Sprache von Lebensdurst, daß es den gräflichen Studenten heiß überkam, als tobten hier vor seinen Augen die Gewalten, die er beschwörend gerufen. Er sah Lippo lange an, seufzte unwillkürlich auf und schüttelte sich.

„Womit kann ich Ihnen heute dienen?“ fragte Lippo leise, blasser als sonst.

„Starke Briefbogen, großes Format, in Schachtel, wenn das hier zu haben ist,“ sagte der Student.

Es fand sich, daß auch dies im Herrenbasar vorrätig war, und der Student fragte nach dem Preise.

„Dreizehn Lire, unmöglich,“ rief er, plötzlich in den Alltag zurückgerufen. „Sie spaßen wohl. Sagen wir zehn.“

„Kann nicht,“ sagte Lippo. „Sie wissen doch, feste Preise.“

„Feste Preise?“ rief der Student, verwundert die Augen zur Decke hebend, als suche er dort die drohende Inschrift: Prezzi fissi — „feste Preise? Kein vornehmes Mailänder Geschäft hat feste Preise. Ich für mein Teil gehe nie in Geschäfte mit festen Preisen. Diese barbarische Starrheit, die aus dem Norden zu uns gekommen ist, fröstelt mich an.“

Lippo lächelte und sagte leise: „Für Sie machen wir eine Ausnahme,“ und laut rief er hinüber: „Kassa, elf Lire.“ Dabei legte seine Hand sich wie zufällig in schüchterner Berührung neben die des Grafen, die noch auf dem Ladentisch lag. Der junge Aristokrat nahm die Hand, die blutlos und viel kleiner war als die seine, mit herzlichem Druck.

„Auf Wiedersehn, Lippo, Glück zur Probe.“ Und er tippte noch einmal auf den Geigenkasten, als wolle er auch diesen abschiednehmend begrüßen.

Lippo reckte sich ordentlich, als sein vornehmer Freund hinaus war, und atmete tief auf. Nur das hatte ihm noch gefehlt heute. Sein Gesicht war wie verklärt. Er hatte es gleich empfunden am Morgen, daß dieser 1. März ein besonderer Tag sei. Und nun kam noch dazu, daß der Patron sich mit der Stunde der Probe irrte und ihm zurief: „Es ist Zeit für Sie, Lippo, Sie können gehn.“

Lippo widersprach nicht. Er hatte schon den Hut auf und war mit seinem Geigenkasten an der Tür. Einen Augenblick stand er still auf der Straße, um die Kraft der Sonnenstrahlen besser auf seinem Körper zu fühlen. Das ist die Jahreszeit, wo die Mailänder Bürger keine Gelegenheit versäumen, wo sie aus Geschäften, Büros oder Häuslichkeiten einen Augenblick auf die Straße springen können, um sich an der Sonne zu wärmen, denn welcher bescheidene italienische Bürger heizt noch nach dem 15. Februar?

Die sechzehn korinthischen Marmorsäulen aus der Römerzeit gleißten in der Sonne und bildeten ihre lange, ehrwürdige Reihe in der lebhaften Geschäftsstraße. Lippo wunderte sich heute zum erstenmal darüber, daß sie hier standen, wo sie scheinbar nichts verloren hatten, wo gar nichts sie mit der neuen Zeit verband. Das Großstadtleben, die moderne Zeit raste um ihren langen Sockel, Trambahnen und Automobile sausten fortwährend an ihr vorüber, unschöne, nüchterne Geschäftshäuser standen zu beiden Seiten. Das machte sie noch merkwürdiger. Lippo, der doch täglich hier vorüberging, fühlte sich heute durch ihre vollendete Schönheit in seiner ganzen Seele erhoben. Es schoß ihm heiß durch den Sinn, wie das wahrhaft Große ewig ist. An ihrem steinernen Sockel vorbeistreichend, verlor er fast das Bewußtsein seiner Körperlichkeit, seiner Kleine, das ihn sonst so niederdrückte. War nicht der Geist, der schuf, allmächtig, war nicht das Leben groß, die Seele unendlich? Für einen Augenblick wurde er ganz ein frischer Jüngling, der Leben und Zukunft in seiner Gewalt hält und dem das Herz in Schauern vor unverständlich Großem stärker schlägt.

Digitized by Google

Munter und doch fast ein wenig benommen von seiner eignen Freude schritt er aus. Und was machten ihm jetzt, dem eine innere Froheit Sicherheit verliehen, die leisen oder lauten Ausrufe der Vorübergehenden: „Che piccolo!" die erstaunten Blicke, das neugierige Umwenden, die alle sagten: che piccolo! Sein Herz, in der Trauer oft so widerstandslos, stählte sich in der selbstgeschaffenen Freude. Lippos Hand umschloß fest den Griff des Geigenkastens, als hielte er in diesem schwarzen Koffer das Geheimnis seiner Kraft, das ihn über das Erdenelend emporhob.

Wie warm die erste Märzsonne war! Jeder öffnete den Überzieher. Auf dem Domplatz schoß sie in brennenden Strahlen herab, als wolle sie den ganzen Platz in Flammen setzen. Die Kathedrale mit ihren unzähligen steinernen Heiligen und marmornen Spitzen schimmerte silbern unter dem blauen Dach des Himmels. Lippo trieb sich einige Zeit hier herum, ehe er in den Corso Vittorio Emanuele, auf dem wie immer ein eifriges Menschengewimmel flutete, einbog. Da kam es auf ihn zu, schlank, hoch und hell, wie Frühlingswolken und Glücksboten, ein zierliches, kurzröckiges Mädchen am Arme einer wunderschönen Frau. Ganz nahe neben ihm hörte er die halblaute Flüsterstimme: „Che piccolo, mamma!" und ein „Pst", das Schweigen empfahl, und empfand deutlich ein Umschauen, das ihn selber zwang, den Kopf zu wenden. Er sah gerade in die Augen der schönen Frau, die sich mit einem Blick, noch mehr Zärtlichkeit als Mitleid, in die seinen senkten. Er wurde bleich, und dann glutrot.

Manche Menschen sagen, daß es ihnen Unglück bringt, wenn über ihren Weg eine Katze läuft. Lippo sagte das, wenn eine Frau seine Straße kreuzte. Eine, die irgendwie sein Herz anrührte. Kränkung war es immer. Das demütigende Mitleid! Wie beschämte diese teilnahmvolle Zärtlichkeit! Und daß zu dieser Kränkung noch die heiße Woge kam, die jäh an sein Herz stieß, ihm vom Kopf bis in die Zehen flutete und ihn mit Sehnsucht und Bitterkeit schüttelte! Wie sie ihn angesehn! Nicht anders wie eine zärtliche, betrübte Mutter ein leidendes Kind. Die alte Scham! Die ewige Scham! Nie ein Mann werden, nie als Mann gelten!

Seine Heiterkeit war verflogen; trübe und verwirrt ging er unter der heitern Sonne her. Das Gefühl der kostbaren Besonderheit des Tages war zerstört; er mischte sich gleichmütig grüßend unter die Herren des Orchesters; verstimmt erklomm er seinen gewohnten Platz. Erst als er wartend da saß, wurde seine Neugier wieder wach. Sie wurde nicht lange auf die Probe gestellt. Mit dem Glockenschlag betrat der fremde Dirigent, dem sein Name so rühmend vorausgeeilt, den Dirigentenstuhl, vom Orchester mit leichtem Aufschlagen der Bogen auf die eisernen Pulte ehrenvoll begrüßt. Hier und da ein Flüstern, ein kritisches Besprechen seiner Erscheinung, das von der Ansprache des Kapellmeisters erstickt wurde. Er sprach fließend italienisch, mit einer breiten, harten Aussprache, die manch flüchtiges Lächeln auf die Gesichter rief. Lippo hatte ihn gleich beurteilt. Klein und gedrungen, mit kurzen, kräftigen Gliedmaßen, starker Körperfülle, lebhaft gerötetem Gesicht unter einer Wucht schwarzer, dichter Haare, riesigem Schnauzbart, wulstigen Lippen, kleinen Augen von unbestimmbarer Farbe unter buschigen Brauen, schien er ihm der vollendete Barbar. Seine harte Aussprache verletzte förmlich sein Ohr.

Aber schon wurde abgeklopft. Lippo legte die Geige unters Kinn, neigte die Wange darauf, hielt den Bogen bereit, die Augen auf den erhobenen Taktstock geheftet. Ein Zeichen —

Wie das löste! Wie das weit von sich selber wegtrug! Wie das hoch über sich selbst emporhob! Da war kein Piccolo mehr, kein Kleinheitselend, keine drückende Last. Alle Bitterkeit schmolz, und Schmerz und Freude waren gleichsam wie außer ihm, so stark beide, daß ein schwacher Körper sie gar nicht hätte fassen können. Es war unerhört, dieser Ansturm von Gefühlen, der von der Riesenseele seines Schöpfers gegen die vielen Seelen brauste, die sein Werk erschüttert und beseligt wiedergaben. Jubel und Schmerz, Wüten und Entsagen einer großen Seele schrie in Hunderten wieder und machte sie alle stark und groß mit einer Kraft, die ihnen nur in dieser Stunde bewußt war.

Aber auch, welches Wunder! Welche Zauberkraft ging von jenen beiden Armen aus, die sich anfeuernd, befehlend, beschwörend über ihren Köpfen bewegten! Hier war der große Künstler, der Beethoven nachschuf. Fortreißend war er wie ein Sturm; man konnte ihm nicht mehr widerstehn als einer Lawine oder einem Bergstrom. Seine beiden beschwörenden Hände holten alles aus ihnen heraus, was sie geben konnten, von dem sie selber nicht wußten, daß sie es hatten; er holte ihnen das Herz aus dem Leibe und legte es auf ihre Geigen. Und alle, wie von einer herrlichen Raserei erfüllt, folgten ihm blindlings, atemlos, bezwungen. Alle wurden eins mit ihm und wurden eine feurige Gemeinschaft mit dem Werke.

Eine Sekunde Schweigen. Dann eine

Digitized by Google

einzelne Stimme, kurz und überzeugt: Bravo! Viele Stimmen: Bravo, Maestro! Ein lärmender Chor: Maestro, bravo! bravo! Die Rücken der Bogen klappern eine lange, begeisterte Huldigung auf die eisernen Pulte.

Es ist eine allgemeine Bewegung im Orchester. Die Hälse recken sich lang, um den Wundermeister besser zu sehn; die applaudierenden Hände, wie von sehnsüchtigen Armen vorwärtsgestoßen, strecken sich zu ihm hin; das ganze Orchester strebt ihm entgegen. Alle die jungen und die alten Gesichter sind kindlich geworden vor Freude; eine Schar bärtiger Kinder, denen ein großes Geschenk geworden ist, und die nun jubeln müssen und dem Geber danken. Und er, der fremde, fremdländische Meister wurde in diesem Augenblick ihr Freund oder ihr Vater; er freute sich wie sie seiner schnellen künstlerischen Eroberung, sein Gesicht war strahlender als alle andern, und während er mit dem Taschentuche eifrig, fröhlich, erschöpft, den strömenden Schweiß von der Stirne und dem ganzen runden, glänzenden Antlitz wischte, gingen seine lebhaften befehlenden Augen vom einen zum andern und verbanden sich durch einen raschen Blick mit ihm.

An einem blieben sie haften, an einem, der sich nicht rührte, und dessen Hände ihm nicht entgegenstrebten. Lippos Kopf war gegen die Stuhllehne zurückgesunken, das Gesicht in seiner Blässe war so wächsern, daß es fast einer edlen Totenmaske glich, hätten nicht die Augen ein so starkes, ein wahrhaft heftiges Leben ausgeströmt. An diesen wunderbaren Augen blieb der wandernde Blick des Dirigenten haften, betroffen von der glühenden Seele, die ihm entgegendrängte. Und mochte er auch im Leben die tiefen Empfindungen nicht allzu hoch stellen, im Banne seiner Kunst lag sein Herz nackt und bloß und fühlte plötzlich hundertfach, was er später kaum mehr wußte. Er lächelte den Kleinen liebevoll, geradezu innig an.

Lippo erwachte wie aus einem Traume. Er schoß empor, die Wangen mit Glut übergossen. Sein Herz hämmerte harte Freudenschläge. Zwischen ihm und dem Maestro war ein schweigendes, inniges Einverständnis geschlossen, das trug er wie ein seliges Geheimnis in der Brust.

Schwer, schwer die Rückkehr in den Alltag, mühsam der Rückweg in den Herrenbasar von Via San Lorenzo. Von solcher Höhe herabsteigend verletzte die geschäftliche Kleinlichkeit seiner Arbeit. Alles wurde plötzlich zur Reibung. Er war ganz wund von zu starker Wonne und Erschütterung. Was er nie geliebt, bisher nur aus Gehorsam, mit ergebenem Gleichmut getan, wurde zum erstenmal unerträglich. Er wurde sich bewußt, nicht an seinem Platze zu sein; es schien ihm beinahe, daß seine Verrichtung ihn erniedrige.

Bei Ladenschluß verließ er als der letzte den Basar, sich absichtlich versäumend, um nicht mit seinen Schwestern zusammenzutreffen, die auch in der Nähe ihre Arbeit hatten, und deren seichtes Scherzgespräch er heute nicht ertragen konnte. Wenigstens den Heimweg wollte er für sich haben, um sich etwas zu sammeln nach der Fülle des Erlebten. Er faßte sich, und er dachte, daß nichts Besonderes in seinem Aussehn seine innere Bewegung verriete. Aber bei der Abendmahlzeit vermochte er doch den Blicken der Mutter, die hin und wieder behutsam fragend zu seinen strahlenden Augen kamen, nicht zu widerstehn, trotzdem eine innere Stimme ihn warnte, sich jetzt nicht preiszugeben, nicht seine jubelnde Bewegung dem Angriff bloßzustellen. Er erzählte die ganze Probe. Bald war nur noch er allein, der sprach, mit leuchtendem Blick, das Essen vergessend, um so mehr, als der Vater ruhig und mit Aufmerksamkeit ihm zuhörte, der Vater, der seit langer Zeit zufrieden mit ihm war, und mit dem er seit langem keine schmerzlichen und demütigenden Zusammenstöße mehr gehabt. Ja, so sicher war Lippo durch den langen Frieden zwischen ihm und dem Vater geworden, daß er, getragen und betört von seiner Freude und dem aufs neue heftig erwachten Verlangen, sich fortreißen ließ, das Dasein des Musikers das einzig wirkliche Leben zu nennen.

Es entstand ein kurzes Schweigen am Familientisch, wo solche Worte nicht üblich und seit dem letzten heftigen Auftritt zwischen Vater und Sohn vor zwei Jahren nicht mehr gehört worden waren. Damals war Lippos Widerstand, armer, ängstlicher Widerstand eines zarten Gemüts, das nur aus der Verzweiflung, der jähen Angst vor dem endgültigen Erliegen eine nie bezeugte Kraft nahm, gebrochen worden, und alle dachten, endgültig, so gut hatte er sich dann später gefügt.

Die Gründe seines Vaters waren lauter Angriffe auf ihn, auf seine Neigungen, seinen Träumerhang, seine ängstliche Scheu, seine versteckten Schwärmereien, so daß all das, was bisher weiß oder fröhlich bunt für den Piccolo gewesen, plötzlich sich schwarz färbte, und er sich allgemein schuldig und wertlos fühlte.

Nach jener häßlichen Szene hatte es lange in Lippos erregtem Gemüt auf und nieder gewogt, daß er das Elternhaus verlassen wolle, daß er sich durchsetzen müsse, daß er die Demütigung, die Beugung seines Willens nicht ertragen könne. Die Härte seines Vaters,

Digitized by Google

die gefühllos seine wundesten Stellen traf, gellte ihm in den Ohren: du wirst nie ein Mann werden! Und das andre: wo ist sie denn, die große Gabe, die dir das Recht gibt, dich über das Leben der andern hinwegzusetzen? Womit hast du sie bewiesen?

Er war geblieben. Er hatte sich dem Willen des Vaters gebeugt, der als Bedingung für seinen Eintritt ins Orchester den Eintritt ins Geschäft stellte. Er hatte sich ihm gebeugt, wie er sich seine ganze Kindheit hindurch gebeugt hatte, als sich die Kontraste, die immer herber wurden, die ewigen Reibungen einstellten.

„Das sind so Jugendfaseleien," pflegte Lippos Vater zu sagen. „Die müssen wir alle einmal durchmachen. Mir sind die auch gekommen. Nicht so verrückt wie dir, nein, da kommt eben der selige Vater deiner Mutter immer wieder durch. Meine Ansprüche waren bescheiden und durchaus vernünftig. Kann man sich einen vernünftigeren Wunsch vorstellen, als den, Schullehrer zu werden? Nein, nicht wahr? Ich war, weiß Gott, dazu berufen, ganz anders als du zur Kunst. Das Erziehen steckte mir nur so im Blute. Aber nein, mit sechzehn Jahren wurde ich in die Kanzlei gesteckt. Seit dreißig Jahren arbeite ich ungefähr in derselben Weise. Bin ich daran zerbrochen?"

Er sah sich einen Augenblick im Kreise um. Niemand antwortete. Alle hatten diese Geschichte zu wiederholten Malen gehört, aber keines der drei Kinder trachtete nach einem ähnlichen Lose.

„Ich bin ein Mann geworden," rief Herr Ghiringhelli und schlug ganz unerwartet mit der Faust auf den Tisch, als müsse er diese schläfrigen Gewissen aufwecken, so daß die Gläser klirrten und seine Frau nervös zusammenzuckte. „Eine Persönlichkeit. Das bezahlt sich mit einem Preis. Ich habe meinen Preis bezahlt und stehe im Leben wie ein Felsen. Die erste Bedingung zum Gelingen ist Charakter. Eine fleckenlose Existenz wie die meine, ein geregeltes Hauswesen wie dies, und dann — — eine fruchtbare Erziehung wie die, die ihr gehabt, sind das Werk eines Charakters. So etwas befriedigt, glaube es mir, mein Sohn."

„Nicht jeder ist gleich veranlagt," wagte Lippo zu sagen. „Eine gleiche Existenz wäre vielleicht für manchen eine bare Unmöglichkeit."

„Menschen, denen unmöglich war, was andern möglich ist, hat es immer gegeben," sagte sein Vater scharf. „Nur sollen diese Zarten, diese Ausnahmenaturen, die doch auch Appetit haben, nicht verlangen, von den braven Arbeitsmaschinen gefüttert zu werden. Was hindert dich denn," rief er plötzlich in verächtlichen Zorn ausbrechend, „zu fiedeln soviel du willst, nachdem du wie ein Mann deine Pflicht im Leben getan? Aber erst schaff dir eine Existenz, Luftikus, bilde dir einen Charakter, hörst du, einen Cha — rak — ter."

⁂

Der Küster von San Lorenzo war Lippos Freund. Die Basilika von San Lorenzo wurde ihm etwas wie eine Mutter. Schon als Knabe war er nach überstandenen Schmerzen am liebsten in eine dieser uralten Kirchen geflüchtet. Das Dunkel des kreisförmigen Raumes, wo das gedämpfte Licht einzig und aus der hohen Kuppel niederfloß, glättete seine sturmhohe Seele. Aber erst jetzt, wo er von der ihn unwiderstehlich fester packenden Musik, von einem täglich mehr sich festigenden Willen zur Kunst in beständiger leidenschaftlicher Wallung erhalten wurde, berührte ihn der Schauer der alten Größe, die hier einmal vorübergegangen. Die Steine begannen in ihm zu reden. Häufiger begehrte er in das unterirdische Gewölbe der römischen Ausgrabungen unter der Kirche hinabzusteigen. Da er die Geige mit sich hatte, versuchte er sie einmal dort. Es klang prachtvoll. Von da an geigte er täglich in seiner Mittagspause zwischen den alten Steinen unter der Basilika von San Lorenzo. Kein Laut der Außenwelt störte ihn. Nie anderswo nahm seine Geige diesen vollen, tiefen Klang, nie wie hier sein Bogen solch glühenden Schwung. Römische Heldengestalten, herrliche Mannesgestalten glitten in Siegerhaltung an dem Piccolo vorüber. Ihre markige Erscheinung, ihr stolzer Verachtungsblick machten, daß er den Bogen so siegreich führte. Vor diesen Schatten bestand er, sie bliesen ihm von ihren Seelen etwas ein.

Der Küster schloß ihn um Mittag in das unterirdische Gewölbe ein, schloß die ganze Kirche, die wie fast alle Kirchen in den Mittagsstunden den Betern versagt war, und ließ ihn kurz vor zwei hinaus. Noch häufiger kam er zu ihm hinab, hockte, grau wie die Wand, regungslos auf einem Stein und hörte zu. Wenn Lippo sein Mittagbrot hervorzog und verzehrte, kaute auch der Alte und sagte hin und wieder ein Wort vom Pantheon in Rom, wo er einmal ein halbes Jahr Kirchendiener gewesen war.

Wenige Wochen hatten Lippo in seinem Spiel unendlich gefördert. Er glaubte nun wahrhaft an sich, strebte atemlos weiter und wurde immer unzufriedener über den Frondienst, wie er sein Ladendienen jetzt nannte. Der Gedanke, der Maestro könne einmal in den Laden treten und ihn bei dieser lächerlichen

Digitized by Google

Verrichtung antreffen, flößte ihm geradezu Furcht ein. Es hätte ihn gewiß erniedrigt in dessen Augen, vielleicht die zarten Fäden zerschnitten, die sich damals angeknüpft und die so lose waren. Er dachte fast ebensoviel an den Maestro wie an seine Geige. Er wartete immerfort darauf, daß jener liebevolle Blick des Einvernehmens sich wiederhole, ihm eine neue Gewißheit ihrer inneren Gemeinschaft gebe. Er mußte lange warten. Der Maestro hatte anderes zu tun. Er war wohl eine Gemeinschaft mit dem Ganzen, das Orchester war ein einziger Körper, mit dem er sich verband. Scharfe Zurufe trafen wohl den einen und den andern. Leise vertrauliche Ansprache erging an die ersten Konzertmeister. Da lernte Lippo, was Eifersucht war. Es tat ihm geradezu weh, wenn in den Pausen der Maestro mit den Großen zusammenstand, gestikulierend, so eifrig redend, daß er auch nicht den Schatten von dem Piccolo sah, der mehrfach ganz nahe vorüberstrich. Es nagte und fraß an ihm, aber aus derselben brennenden Wunde wuchs auch der Wille: sich auszeichnen! Durch sein Verdienst zu ihm gelangen.

Nun probierten sie eine Brahms-Sinfonie, die Lippo einmal unter Toscanini gespielt, das einzige Mal, daß er im Orchester des gefeierten italienischen Dirigenten mitgewirkt hatte. Damals hatte sich ihm alles sehr tief eingeprägt. Die Verschiedenheit, mit der der deutsche Meister sie brachte, traf ihn. Sie dünkte ihn so, unter Beiwolfs Leitung, viel gewaltiger, aber von manchen Einzelheiten wußte er sich aus Macht der Gewohnheit nur schwer zu lösen. Da war besonders eine Stelle, wo alle Geigen, Bässe, Hörner und Schläger in wilder Jagd hinaufrasten, zu einem hohen Punkte, um alsogleich von dieser Höhe in einen dröhnenden Abgrund abzustürzen, daß die tiefen Wände ein schauerliches Echo hallten. Nein, nicht so wollte es der deutsche Maestro, er gebot ein Halt der rasenden Jagd da oben auf der Höhe, eine Luftpause, ein banges, schicksalschweres Atemholen, und dann erst krachte der Titanensturz furchtbar in das wartende Schweigen hinein.

Die Proben häuften sich. Dirigent und Orchester gaben Zeichen von Nervosität. Lippo war einfach erschöpft. Die fortwährende Spannung, verkürzter Schlaf, mangelhafte Ernährung unterwühlten seine schwachen Kräfte. Er war fast in einem halben Traumzustand. Der Bogen ging, weil irgendein Inneres ihn trieb, die Augen folgten der führenden Hand mit dem Taktstock und fingen dann aus Müdigkeit, die den Geist zerstreut, umher zu irren an. Da saß unter der einzigen Lampe, die in dem großen leeren Saal entzündet war, eine königliche Frau. Als einziger heller Punkt in dem umgebenden Dunkel leuchtete ihre Schönheit stärker hervor. Lippo sah an ihrer Erscheinung gleich, daß sie eine Sängerin sein müsse. Der Maestro selbst hatte sie an jenen Platz geführt. Wer mochte sie sein? Sie war prachtvoll, wie eine römische Kaiserin.

Ein Fluch. Ein hartes Abklopfen. Ein sekundenlanges Schweigen voll Angst und Drohung, währenddessen Lippo begriff. Er war, er ganz allein, mit seinem Bogen hinabgesaust, da, wo sie alle warten sollten. Mechanisch hatte er die alte Auffassung wiedergegeben, während sein Auge an dem königlichen Schwung der im Dunkel aufleuchtenden Frau hing. Er duckte sich unwillkürlich unter dem erdrückenden Gefühl eines selbstverschuldeten Unglücks.

Dann prasselte der Zorn des erregten Dirigenten auf ihn nieder. Eine Stimme von Wut entstellt, die er nie gehört. Harte Worte, gradezu roh, wie sie da herausgeschrien wurden. Das ganze Orchester litt darunter. Alle hatten eine peinliche Empfindung, schämten sich für den Maestro. Manch lieber, mitleidiger Blick ging zu dem Piccolo. „Weiter," sagte der Maestro kurz mit einer unglaublich wegwerfenden Handbewegung.

Lippo zitterte so stark, daß er kaum Geige und Bogen halten konnte. Er war entsetzt über sein Vergehen, entsetzter noch über die Wirkung. Er litt namenlos unter der Härte des Dirigenten. Er litt, als habe man ihm plötzlich ein Heiligtum vom Altar gerissen und geschändet. Die Schändung ertrug er nicht. Das konnte, durfte nicht sein. Gleich mußte es wieder emporgehoben werden, sonst ertrug er den Schmerz nicht. Er, er war der Schuldige, er der täppische Träumer, er der geschmacklose Handwerker, der tölpelhaft ein feines Kunstwerk zerstörte. Sich auszeichnen! Er hatte sich ja auszeichnen wollen. Nun hatte er sich hervorgetan, die Aufmerksamkeit des Maestro auf sich gezogen. O wie armselig, wie lächerlich und erbärmlich war dieser Fall! Und das um einer Frau willen! Er wurde immer kleiner, immer blasser, sank ganz in sich zusammen. Alle Augenblicke seines ganzen Lebens, wo er besiegt, erniedrigt worden war, sausten an ihm vorüber. Nie ein Mann werden. Die Demütigung als Tageskost hinnehmen. Die Tränen rollten ihm über die Wangen.

Da war ihm, als fühlte er etwas Warmes über sich hingehn. Er sah zum Gesicht des Maestro — — ja, es war Wahrheit. Der Maestro sah ihn mit einem Blick tiefen Bedauerns an, und als nun Lippos Augen den

Digitized by Google

seinen begegneten, machte er mit beiden Händen eine lange Bewegung nach ihm hin, als ob er ihm die Arme entgegenstrecke.

In einem Augenblick war Lippo für die Schmerzen seines ganzen Lebens entschädigt. Die Bewegung des Maestro empfand er als eine unsagbare Güte, und er war glücklich, daß er an dessen Güte glauben durfte. Glühend wallte es in ihm auf, toller wirbelte die Freude nach der Bitterkeit der Erniedrigung. Was bis jetzt verworren in ihm gewogt an Ehrfurcht und Bewunderung für diesen Großen, an Ehrgeiz und Verlangen, schlug plötzlich in eine Flamme glühender Zärtlichkeit zusammen, die sein ganzes Wesen durchlohte und erhob.

Schlaflos war die Nacht nach dieser ereignisreichen Probe. Die Gefühle so wach, und plötzlich unerhörte Zukunftsträume erschlossen! „Du Guter!" sagte Lippo in Gedanken, „du guter Mensch! Du bist nur das Opfer eines Übermaßes von Arbeit. Und ich Tölpel rief deinen gerechten Zorn hervor. Um des Anblicks eines Weibes willen zerstörte ich deine mühsame Arbeit. Aber du strecktest mir die Arme entgegen. Du hilfst mir in die helle Zukunft. Ich werde dir meine ganze Not sagen. Du wirst mich aus dem geistigen Elend herausführen, Vater, Freund, Geliebter!"

Er geriet immer mehr in eine Verzückung, die ihn stammeln und leise stöhnen machte. Das Morgen stand so klar vor ihm, sein Gang zu dem Maestro, die Erzählung von seinem unwürdigen Doppelleben, des Maestros Bereitschaft, ihn hinauszureißen, zum ganzen Künstler zu machen. Und immer wieder, immer wieder sah er die Arme, die sich nach ihm ausstreckten, und immer inniger drängte er ihnen entgegen, und als schon die ersten Sperlinge zirpten, sank auf den Schlaflosen eine traumhafte Vorstellung, daß diese Arme ihn warm und sicher umschlossen, ihn, den seit den Kindertagen kein Arm mehr gepreßt, und er schlief ein.

Es war ein Sonntagmorgen. Um elf Uhr schellte Lippo an der Wohnung des Maestro. Der hatte Solistenprobe. Man wollte ihn abweisen. Aber Lippo, unternehmend in seiner Erregung, zog ein Geldstück aus der Westentasche und schob es in die Hand des abweisenden Cerberus mit erneuter Bitte. Natürlich half das. Man ließ ihn im Vorzimmer warten. Den Klang eines Flügels und einer weiblichen Stimme hatte er schon beim Öffnen der Eingangstür gehört. Er setzte sich auf einen Stuhl nahe bei der Tür und hörte nun ordentlich zu.

„S'amor non è, che dunque è quel ch'io sento?"

Es sank wie Balsam und heiliges Feuer in Lippos Adern. Er lauschte ganz hingegeben. Mitten in einer Phrase wurde der Gesang unterbrochen, er hörte den Maestro einige Worte sprechen, mit so sanfter, leiser Stimme, daß er den Inhalt nicht verstand, dann sang der Maestro halblaut dieselbe Phrase, dann nahm die Sängerin den Gesang wieder auf. Jedesmal, wenn der Maestro vorgesungen, wurde der Goldklang der Sängerin tiefer, wärmer, menschlicher. Es war, als holte er auch ihr eine besondere Seele aus der Brust, die noch auf Lösung gewartet hatte. So ging es wohl eine Viertelstunde lang. Lippo, der am Morgen höchstens eine Stunde geschlafen, versank in eine halbe Träumerei, aus der er aufschreckte, wenn der Gesang unterbrochen wurde, in die er wieder zurückfiel, wenn des Maestros Stimme halblaut sang.

„S'amor non è, che dunque è quel ch'io sento?
S'a mia voglia ardo, ond' z 'l pianto e lamento?" *)

Die Arie war zu Ende. Nun sprach auch die Frau. Der Maestro antwortete. Welche Stimme! Nie hatte Lippo gedacht, daß der Maestro solch weiche, beredende Stimme haben könne, so gar nicht befehlend. War es wirklich die seine? Der Piccolo fühlte ein siedendes Unbehagen seinen Körper durchlaufen, er wußte nicht recht warum. Hin und wieder sang die Frau einige Töne, dazwischen klang öfter ihr leises Lachen, ein zärtliches Lachen, das fast wie Taubengurren klang. Und immer wieder die sanfte, weiche Stimme des Dirigenten. Jetzt machte das Warten Lippo nervös; er zog öfters die Uhr. Plötzlich begann die Frau aufs neue zu singen:

„S'amor non è, che dunque è quel ch'io sento?"

ohne Begleitung, und auf einmal brach der Gesang ab, als seien die singenden Lippen urplötzlich versiegelt worden.

Als nun das Schweigen fortdauerte, wurde es Lippo ganz unerträglich. Er sprang vom Stuhle auf, ihn absichtlich hart zurückstoßend, und ging ein paarmal mit lauten Schritten auf dem glänzenden Parkettboden hin und her.

Die Tür wurde aufgerissen. Das gerötete Gesicht des Maestro schaute heraus. Die Augen verkündeten den aufsteigenden Zorn.

„Diavolo, was machen Sie denn hier?"

---

*) Wenn es nicht Liebe ist, was ist's denn, was ich fühle?
Wenn es mein Wille ist zu glühn, warum denn weinen und klagen?

Digitized by Google

fragte er barsch. Aber als er Lippo so mitleiderregend klein vor sich stehn sah, erinnerte er sich besser des vergangenen Abends. Er glättete seine Züge, lächelte sogar.

„Sie möchten mit mir sprechen? Kommen Sie nur hier herein."

Das war dem Piccolo gar nicht recht. Die Sängerin mußte doch noch drin sein. Er wollte den Maestro allein sprechen, hätte am liebsten hier, im Vorzimmer, angefangen. Aber der Maestro war schon ins Zimmer zurückgetreten. Lippo folgte ihm. Das war ja die schöne Frau von gestern abend, die sein Unglück verschuldet! Lippo wurde rot. Auch die Sängerin erkannte ihn als den, nach dem soviele Köpfe sich umgewandt. Sie lächelte ihm zu.

„Was wollten Sie mir sagen?" fragte der Maestro gutmütig, herzlich. Lippo sah ihn an. Und auf einmal schoß es ihm durch den Kopf, wie das erstemal, als er den Dirigenten gesehn, daß dies gerötete Antlitz roh und unedel sei. Er brachte mit stockender Stimme einige Worte um Entschuldigung für sein gestriges Versehen vor.

„Zum Donnerkeil," lachte der Maestro, „wärmen Sie mir doch keine alten Töpfe auf. Ich lebe nicht mit dem Gestern. Wenn Sie darum gekommen sind, konnten Sie den Gang sparen. Ich weiß nichts mehr davon. Bringen Sie Ihre Seele in Frieden. Wir sind gute Freunde. Sonst noch etwas?"

Aber Lippo nahm die dargebotene Hand nicht. Er sah den Maestro so verzweifelt an, daß dieser mit plötzlich erwachter Teilnahme, ungeduldig und herzlich rief: „Also reden Sie, Sie zugeknöpfter Mund. Nur alles von der Seele herunter. Sind Sie in Not? Haben Sie Geld nötig?"

Lippo schüttelte energisch den Kopf. Leise, voll Scham, bekannte er seine Tätigkeit im Herrenbasar, die den Dirigenten in kein besonderes Erstaunen versetzte, stammelte von seinen Künstlerträumen. Alle die klaren, schönen Worte dieser Nacht waren zerstoben; mühsam mußte er suchen, ganz ungeschickt drückte er sich aus, alles kam stockend heraus, und seine hohe Sehnsucht erschien ihm selbst durch seine platten Worte herabgezogen.

„So so, so so," machte der Maestro ein paarmal, auf- und niedergehend. „Ja, so geht es vielen. Arbeiten, das ist das einzige. Damit setzt man sich durch. Arbeiten Sie, Mensch, arbeiten Sie ganz furchtbar. Lassen Sie einmal alles liegen und stehn und arbeiten Sie nur an Ihrer Geige. Und kommen dann zu mir und spielen mir vor. Wenn's verlohnt, helfe ich Ihnen gewiß. Einem rechten Talent helf' ich immer. Ich schwör's Ihnen."

Und wie zum Schwur fiel die schwere Hand auf die Schulter des Piccolo und blieb da liegen. Lippo fühlte die mächtige Hand des Großen auf sich ruhn. Es wühlte seine ganze Seele auf. Er sah die ausgestreckten Arme des Maestro, die sich im Traume um ihn geschlossen. Bebend, totenbleich, sah er den Maestro mit einem Blick so leidenschaftlicher Hingabe an, daß der, betroffen, ein halblautes „Verrückter Mensch" auf deutsch, halb zu der Sängerin hinwarf. Aber die Sängerin, die den Piccolo aufmerksam angesehn, trat nahe hinzu.

„In meinem Leben habe ich nicht solche Augen gesehn," sagte sie leise. „Er ist bildschön, der Kleine."

Der Maestro wandte sich rasch zu ihr und sah sie an. In seinen kleinen lebhaften Augen unter den buschigen Brauen funkelte es wie eifersüchtiger Zorn und tierhafte Gier. Den Blick sah Lippo. Es ging wie eine Woge über ihn hin, darunter er erstickte. Er verneigte sich kurz und rannte ohne weiteres hinaus.

Er rannte lange. Durch die mittagbelebten Straßen, durch die sonntäglich bewegte Via Dante, bis zum Castello, und hindurch, durch den riesigen Schloßhof der Herzöge Sforza, in den Park dahinter, unter dem Napoleonsbogen her. Hier war es stiller, fast einsam. Die Frühlingssonne lachte auf die erstrahlenden Rasenplätze. Und in dem frühlingsmilden Park wie ein Verfolgter umherirrend, sagte sich Lippo aufs neue, daß er jene Frau hasse, daß er die Frauen wie den Ursprung alles Übels hasse, und daß er diesen Mann liebe, diesen Mann, dessen unedle sinnlich grobe Maske vielleicht eine wirkliche Roheit deckte, aber der ein Gott wurde, wo er Töne hervorlockte.

Er war ganz außer sich, es kam wie ein beängstigender Rausch über ihn, wenn er dachte, wohin es ihn tragen würde. Einmal sollte es dahin kommen, daß er die Vollendung seiner Kunst wie eine Gabe in des Maestros Hände legte: „Du bist es, der mich geschaffen, der mich groß gemacht. Freue dich deines Werkes." Dann hatte der Piccolo dem Großen eine große Gabe zu bieten.

⌘ ⌘ ⌘

„Alles liegen und stehn," wie der Maestro geraten, ließ Lippo zwar nicht. Zum offnen Kampf war es noch zu früh. Aber er versäumte immer mehr. Immer häufiger kam es vor, daß er unter diesem und jenem Vorwand Urlaub nahm, sich von Kameraden ersetzen ließ, daß er auch einfach nachmittags erst eine Stunde später in den Laden zurückkehrte, denn die Kirche von San Lorenzo war bis drei Uhr geschlossen, und bis dahin

Digitized by Google

Benvenuto Cellini. Gemälde von Prof. Oscar Graf
(Münchener Kunstausstellung im Glaspalast 1924)

Digitized by Google

Digitized by Google

konnte er ungestört da unten geigen. Der Patron wurde immer unzufriedener, ließ ein Wort von Entlassung fallen. Lippo mußte ihn zu begütigen, indem er Überstunden anbot, oft auch ganz allein das große Räumen nach Ladenschluß abends besorgte, auch selber kleine Gehaltabziehungen für Versäumtes vorschlug. Da er bisher so tadellos gewesen, ließ man es lange durchgehn.

Das ganze Wesen des Piccolo war verändert, besonders draußen, solange er nicht dem Vater gegenüber stand. Er schien beinahe gewachsen. Mit den andern Ladendienern sprach er ein wenig überlegen, ein wenig ironisch, und dem Patron gegenüber war sein Auftreten energisch und sicher. Seinen gräflichen Freund nannte er nun nicht mehr Signor Conte, sondern kurzweg caro Conte, was diesem übrigens nicht aufzufallen schien. Im Gegenteil, der junge Graf bemühte sich mehr um Lippo, seit dieser so geheimnisvoll geworden war. Einmal vergönnte ihm Lippo, mit in das unterirdische Gelaß der römischen Ausgrabungen zu steigen. Aber er tat es nie wieder. Es störte ihn einfach. Trotzdem der junge Graf ebenso regungslos verharrte wie der Küster, sogar das Gesicht in den Fäusten vergrub während des Spiels und nachher stumm und ergriffen blieb, es war doch nicht das anspruchslose Zuhören des einfachen Mannes aus dem Volke, und diese Gegenwart störte ihn. Sie scheuchte die herrlichen Traumgestalten fort, die sonst sein Spiel so feurig durchloderten. Seine bewundernde Verliebtheit in den schönen Studenten erschien ihm jetzt fern, zum Belächeln, wie etwas, das der Kindheit angehört. ‚Der Geist schafft Gleichheit; Schönheit und Ansehn vor den Menschen kann vor dieser Ebenmachung nicht bestehn,' dachte jetzt Lippo.

Die Mittagstunden in San Lorenzo genügten ihm bald nicht mehr. Er hatte Tage, wo er, wie unter einem Zwang stehend, den ganzen Nachmittag fortgeigen mußte. Das war unmöglich in San Lorenzo, nach dem Öffnen der Kirche, wo das Geigenspiel wie aus einer unsichtbaren Welt die Beter lieblich störend tief unter ihnen hervorscholl. Der Student bot Lippo sein eignes Zimmer zum Studieren an. Im Grunde war der Graf sein einziger Freund.

Lippo kam in diesem Frühling ganz erstaunlich voran. Er hatte sich selber nie eines solchen Spieles fähig gehalten. Seine Träume wuchsen, und seine Gewißheit wuchs. Er wußte schon, was er dem Maestro vorspielen wollte. Für den letzten Mai war die Erstaufführung des sinfonischen Gedichtes von dem jungen Mailänder Meister Perusa angesagt. Die Proben dafür hatten begonnen. Im zweiten Satze war ein langes Geigensolo. Den Piccolo dünkte es das schönste Stück Musik, das er kannte. Das studierte er jetzt. So wie dieses hatte er nie ein anderes Stück beherrscht. Das kam, weil diese Musik ihm wie aus seiner eignen Seele hervorquoll. Es war ihm ein mächtiges Ausdrucksmittel, in dem er sich ganz ausgeben konnte. Das wollte er dem Maestro vorspielen, nach der Aufführung der Sinfonie, die gleichzeitig das letzte Konzert des Dirigenten in Mailand war, und dann mochte der Maestro ihn mitnehmen, wohin er wollte, ans Ende der Welt.

Sein Schlaf wurde immer weniger. Wenn er es gedurft hätte, so hätte er Nächte durch gegeigt. Aber in der engen Wohnung durfte er ja nach den Abendstunden überhaupt nicht spielen. Seine Mutter sah ihn jetzt oft sorgenvoll an, fragte ihn auch öfters, ob es ihm nicht gut ginge, riet ihm verschiedene Medikamente, um eine Frühlingskur zu machen, denn an zarten Menschen zehrt der Frühling. Die Sorge seiner Mutter ängstigte ihn, sie konnte bemerken, daß er sich manchmal nur mühsam aufrecht hielt, vielleicht den Gründen nachforschen, seinen Schritten nachspüren. Aber daß Lippo so versteckt handeln könne, kam seinen Eltern gar nicht in den Sinn. Besonders Herr Ghiringhelli war viel zu fest überzeugt von den Früchten seiner Erziehung. Sie würden von seinem Treiben nichts erfahren haben, bis Lippo es zur offnen Erklärung kommen ließ, wenn dieser nicht mit seiner Geschäftsversäumnis so unklug übertrieben hätte, daß es zur Entlassung kam. Diese Entlassung sandte der Patron, der sich über Lippos anmaßendes Wesen geärgert hatte, durch einen Boten an seinen Vater, auch das noch rückständige Gehalt. Lippo kehrte geradeswegs von des Studenten Wohnung, ohne auch nur noch in den Herrenbasar einzutreten, nach Hause, wo ihm sein Vater ganz bleich, mit entstelltem Gesicht, den eben erhaltenen Entlassungsbrief entgegenhielt.

Als Lippo die Blässe seines Vaters sah, tat er ihm leid, und er empfand eine schmerzliche Reue. Aber nur einen Augenblick lang. Denn schon sah er dem Vater das Blut zur kahlen Stirn steigen, erkannte, daß dies der letzte, der entscheidende Kampf sei. Und weil er seit langem in Angriffsstimmung war, da er doch an die Gerechtigkeit seiner Sache glaubte, da er nun an den herausfordernden Ton schon gewöhnt war, so verlor er auch plötzlich die schüchterne Bescheidenheit des Unterdrückten dem Vater gegenüber.

„So mußte es kommen," rief er selber mit erhobener Stimme. „Du hast mich unterdrückt,

Digitized by Google

hast meine Zukunft zunichte machten wollen. Ich habe gehandelt. Ich will zum Ziel kommen. Die Zukunft liegt offen vor mir."

Herr Ghiringhelli sagte kein Wort. Er trat nahe vor Lippo hin, dem vor Erregung die Knie zitterten, und schlug ihm zweimal ins Gesicht.

Lippo taumelte zurück. Hart, sehr hart hatte der Vater geschlagen. Sein Kopf brauste davon, die Ohren schmerzten. Das wußte er kaum. Was er ganz empfand, war die entsetzliche Erniedrigung. Er lehnte sich gegen die Wand, so elend war ihm zumute.

„Deine Zukunft," höhnte Herr Ghiringhelli, „deine Zukunft ist offen! So geh doch in deine Zukunft, du Faselhans. — — Vernichtet hast du sie, deine Zukunft, charakterloser Taugenichts, Weichling, Betrüger!"

Lippo löste sich von der Wand und trat mit keuchender Brust auf seinen Vater zu, um Worte ringend, sich vor seinen eignen Worten fürchtend. Aber seine Kraft war schon beinahe aufgerieben.

„Bleibe da, wo du stehst," sagte Herr Ghiringhelli drohend, „ich rate es dir. Und höre mich an. Es gibt zwei Wege für dich. Der eine ist gerade und geht hier durch mein Haus, der andre geht weit weg davon, ganz hinaus, und ist krumm und unehrlich."

Lippo wartete, an die Wand gelehnt.

„Morgen früh gehst du zu deinem Patron, mit einem Brief von mir, tust ihm Abbitte, versprichst tadellose Aufführung, und bittest um Wiederaufnahme. Um meines guten Namens willen, den du trägst, wird man dich wieder aufnehmen. Das ist so eine Art Bürgschaft. Eigentlich begangen hast du ja nichts, du Esel. Du versäumst keine Viertelstunde. Deine freie Zeit bringst du hier zu."

Lippo schwieg.

„Für drei Monate rührst du keine Geige mehr an. Deine Geige gibst du mir zur Aufbewahrung."

Lippo machte eine heftige und entschlossene Bewegung.

„Es gibt nur den einen Weg hier," sagte Herr Ghiringhelli stark. „Sonst gehst du hinaus, hinaus, hinaus in deine ‚Zukunft'. Hier ist kein Heim für dich."

Die Empörung kochte plötzlich über in Lippo und verlieh ihm Worte.

„Bin ich ein Kind, daß du so zu mir sprichst?" begehrte er auf. „Ein Kind, das man züchtigt und dem man ein Spielzeug abnimmt? Ich weiß, was ich tue. Ich habe gehandelt, wie ich mußte. Treibe mich nicht zum Äußersten."

Herr Ghiringhelli sprang plötzlich auf Lippo zu, als wolle er ihn packen. Aber er faßte sich, rührte ihn nicht an.

„Hinaus!" schrie er.

Lippo sah sich um. Wo war die Mutter? Beugte sich ihr entsetztes Gesicht zu keiner Tür hinaus? Sie mußte hinten in der Küche sein, daß sie nichts von alledem hörte.

Herr Ghiringhelli sah den suchenden Blick. „Hinaus!" schrie er noch einmal.

Auf der Treppe erklang Lachen und lautes Reden. Die Schwestern, die heimkehrten. Da wandte sich Lippo rasch, öffnete die Eingangstür und ging hinaus.

Er irrte die ganze Nacht in den Straßen umher. Als seine Beine ihn nicht mehr tragen wollten, richtete er seine Schritte dem Bahnhof zu, wo auf steinernen Bänken, die um die blühenden Beete der großen Anlage vor dem Bahnhofsgebäude standen, noch andre in den milden, dämmernden Maimorgen hinein schliefen, auf die die großen Hotels zu beiden Seiten hochmütig herabschauten. Aber Lippo schlief nicht, nicht nur, weil er solch hartes Bett nicht gewöhnt war, sondern weil sein Entschluß in ihm umging, dessen er sich schämte. Doch was blieb ihm andres übrig? Er war obdachlos, stellenlos, beinahe geldlos, und in einer Woche fand das letzte Konzert statt, nach dem der Maestro Mailand verließ. So ging er, als das Leben in den Straßen sich zu regen begann, wieder zur Wohnung seines aristokratischen Freundes, erklärte ihm seine Lage und sprach ihn geradeswegs um Geld an.

Graf sein heißt noch lange nicht reich sein, besonders in Italien nicht. Der Student hatte nicht gespart, und so zu Ende des Monats saß er selber auf dem Trockenen. Er bot dem Piccolo an, bei ihm zu wohnen, alles mit ihm zu teilen, bis die große Stunde für ihn vorüber sei. Das lehnte Lippo ab. So nah vor der Entscheidung, hatte er ein gebieterisches Bedürfnis nach Alleinsein. Lieber des Nachts auf steinernen Bänken ruhn, am Tage eine Armensuppe essen, aber einmal, für diese sieben Tage lang, sein eigner Herr sein, und sich ganz und rückhaltlos auf die große Stunde vorbereiten.

Um keinen Preis hätte der Graf seinen Künstlerfreund im Stich gelassen. Während Lippo auf dem Bett des Studenten einen Erschöpfungsschlaf verschlief, ging jener und lieh Geld, das er dem Erwachenden scherzhaft in die Taschen schob.

⁂

Bei der Generalprobe zum letzten Konzert war geladenes Publikum. Der Saal war voll. Des jungen Komponisten Perusa sinfonisches Gedicht sollte die erste Nummer sein. Statt dessen fing man mit einer Konzertarie von Verdi an. Lippo, so ganz in sich versunken, so erfüllt vom Morgen, von

Digitized by Google

Angst und Seligkeit gepeitscht, emporgetragen von riesiger Hoffnung und grenzenlosem Willen, versuchte gar nicht, den Grund der Verschiebung zu erfahren, obschon es leicht gewesen wäre, denn es wurde im Orchester von Mund zu Mund weitergesagt. Das ganze Konzertprogramm wickelte sich ab, ohne Perusas Sinfonie. Der junge Meister saß wartend unten im Saal. Des Dirigenten Stirn wurde immer finsterer, seine Hand nervöser, seine leisen Zurufe an das Orchester waren ein zorniges Zischen.

Dem Piccolo war es lieb, daß das schöne Werk mit dem Solo, das er wie sein Eigen liebte, zum Schluß kam. Erst als die andern Nummern vorüber, der Augenblick der Sinfonie nun unabwendbar gekommen, als er da den Dirigenten leise zornig und ratlos fluchen hörte und eine allgemeine Bestürzung auf den Gesichtern der Mitwirkenden sah, fragte er seinen Nachbar, was es gäbe. Boselli, der berühmte Geiger, der das Solo spielen sollte, fehlte. Man hatte nach ihm geschickt, er war noch gar nicht in Mailand eingetroffen.

Es durchzuckte den Piccolo wie ein großer Blitz. Alles in ihm lohte. Seine Stunde war gekommen. Heute noch, hier würde er es ausführen. Vor diesem großen Saale voll Menschen. Sein Schicksal besiegelte sich in einer Minute. In einem Augenblick baute sich die hohe Zukunft. Vor all diesen Menschen legte er seine Kunst vor dem Meister nieder und erhöhte ihn und sich.

Er zögerte nicht. Er empfand keinerlei Furcht. Er mußte. Er war schon aufgesprungen und klomm, die Geige im Arm, die Stufen der Tribüne herab, unempfindlich für die erstaunten Blicke, die ihm folgten, hielt schon vor dem Maestro, der vom Dirigentenstuhl herabgestiegen, in erregter Beratung mit dem ersten Konzertmeister stand. Den unwilligen Blick auf ihn, den Störenden, empfand er nicht.

„Maestro, lassen Sie mich das Solo spielen," sagte Lippo. „Ich habe es studiert, ich spiele es wie kein andrer."

Vor Staunen starrte der Dirigent den Kleinen wortlos an.

„Lassen Sie mich es spielen," bat Lippo ganz inbrünstig flehend. „Wenn Sie wüßten, wie ich es beherrsche! Sie werden sehn. Ich werde Ihnen keine Unehre machen. Es wird ein Erfolg."

Die schweißglänzende Stirn des Maestro rötete sich tiefer, die buschigen Brauen zogen sich zusammen. Und doch, wie er das Geigerlein da so klein vor sich stehn sah, wußte er nicht, ob er toben oder laut herauslachen sollte.

„Sind Sie ganz von Sinnen?" stieß er schließlich hervor. „Haben Sie den Verstand verloren? Glauben Sie, wir spielten hier vor einer Kinderkrippe? Dem Perusa liegt das Solo am Herzen, wie ein Schatz; es ist ihm der goldne Punkt, der Schwerpunkt, einfach der Höhepunkt seines ganzen Werkes. Und das soll ich Ihnen geben, wofür ich eigens den großen Boselli engagiert habe, Ihnen, einem Irgendwem aus dem Orchester?"

Lippo war so erregt, daß er gar nicht ganz begriff, wie sehr er gedemütigt wurde.

„Ich will den Perusa herausbringen heute abend, glänzend herausbringen, haben Sie verstanden?" rief der Maestro.

Lippo fühlte, daß es sich um Leben und Tod für ihn handelte. Das peitschte seinen Verzweiflungsmut.

„Eben darum bitte ich Sie noch einmal, mir das Solo zu geben," sagte er mit weißen Lippen. „Ich weiß, was ich sage. Ich rede nicht irre. Das Solo wird von mir zur Zufriedenheit Perusas gespielt werden. Der große Boselli ist nicht da. Ich —"

Weiter kam er nicht. Der Maestro hatte einen Schritt auf ihn zu getan, seine Augen funkelten unheilverkündend.

„Mensch, bringen Sie mich nicht noch mehr auf," schrie er diesmal so laut, daß das ganze Orchester und auch die vorderen Saalreihen es hören konnten. „Unwissenheit und Anmaßung sind immer Hand in Hand gegangen. Wenn Sie von Größenwahn befallen sind, so ist hier nicht der Ort, darüber zu diskutieren. Gehen Sie zu Ihrem Platz, junger Mensch, und halten Sie uns nicht weiter auf."

Zu seinem Platz? Nach dieser Abfertigung? Nach dieser tödlichen Niederlage? Dachte er es wirklich, dieser Brigadenkorporal? Die Geige im Arm, wandte sich Lippo entschlossen dem Ausgang zu.

„Niemand verläßt das Orchester vor Schluß der Aufführung," rief der Maestro in breitem Befehlston, und als Lippo, unschlüssig, noch einige Schritte dem Ausgang zu machte, schrie er ihm nach: „Wenn Sie jetzt gehn, so ist's für immer. Sie haben nicht mehr hierher zurückzukehren. Merken Sie sich's."

Und Lippo blieb! Lippo kehrte zu seinem Platz zurück! Zwischen zwei Reihen von Männern aus dem Orchester, die aus Mitleid mit ihm vor sich nieder blickten, um ihn nicht durch neugierige Blicke noch mehr zu beschämen, klomm er die Stufen der Tribüne wieder hinauf. Und begriff doch, in jeder Sekunde mehr, daß sein Bleiben heute für ihn die Ausstoßung für immer war, eine

Digitized by Google

selbstbefohlene Ausstoßung, daß er nie mehr hierher zurückkehren könne, wo zu der unverdienten Demütigung die Feigheit eines Augenblicks kam, die seinen gerechten Entschluß zerstörte. Und während sein Bogen mechanisch der befehlenden Hand folgte, ein Meer von Klängen ihn brausend umwogte, nagte die Scham so furchtbar an seinem Herzen, daß sie sein ganzes Blut vergiftete. Der Piccolo, der sich unterfangen wollte, ein Großer zu werden! Der die heißesten Sehnsüchte nach Großem hatte, aber keine Kraft, hinzugelangen! Der von dem niedern Platz, dahin ihn die Natur gestellt, sich weggereckt, und den eine gewaltige Hand roh wieder zurückgestellt! Beim Gedanken an die verständnislose Härte des Maestro wich die Scham einem andern Gefühl, wühlender, durchschüttelnder noch, einem unsinnigen Schmerz. Seine Liebe war zerstört. Das war sein Gott, sein Vater, seine Zukunft! Alles brach zusammen. Nichts, nichts hatte er gemein mit jenem kurzen, gedrungenen Manne, der den Taktstock führte, und dessen Linke wieder und wieder den strömenden Schweiß wegwischte. Alles war mit einem Schlage verloren, er war ganz allein, ohne Mittel, ohne Zukunft. Denn auch der andre, der wahre Freund, war verloren, er hatte seiner Demütigung, seinem feigen Bleiben beigewohnt; er hatte einen Augenblick das aristokratische Gesicht des Studenten aus der Menge auftauchen sehn. Nie konnte er ihn wiedersehn.

Als das Geigensolo nun von der Hand des ersten Konzertmeisters ertönte, für Lippos Ohren, der es ganz anders in sich trug, suchend, unsicher, ohne Leben, wuchs sein Schmerz zu einer Gewalt an, die ihn ganz zerstörte. Und mit dem Schmerz und der Scham wuchs wie ein dunkler Schatten, der ihn mehr und mehr erfüllte, eine unsinnige Angst vor der Zukunft. Verloren. Das Leben war verspielt. Das Leben wurde unmöglich. Weiter der Piccolo bleiben, weiter vom Mitleid der Menschen leben? Das eine war zerstört, vernichtet, das ihn über dies demütigende Mitleid hoch emporgehoben. Und nun vielleicht in die Enge zurückkehren, mit diesem zerschellten Traum in der Brust, die Splitter der zertrümmerten Freiheit in der Seele? Wieder fragen: Womit kann ich dienen? Und armer kleiner Diener bleiben sein Leben lang, wo er so nahe an die goldene Herrschaft gerührt?

Es war unmöglich. Er wußte es wohl. Und darum beschloß er: nicht mehr zu leben. Dadurch wurde er ruhig. Stieg, ohne rechts und links zu sehn, am Schluß der Sinfonie hinab, mischte sich unter die flutende Menge, so wohl, daß die suchenden Augen des Studenten ihn nicht entdeckten, trat aus einer Gruppe Menschen heraus in ein Haustor, ließ da den Studenten an sich vorübergehn und wartete noch lange, aus Furcht, ihm zu begegnen. Dann trieb er sich noch eine Zeitlang auf dem Domplatz, unter der Galerie, überall wo Gedränge war, herum, ohne seinen Geigenkasten, den hatte er unter die Orchestertribüne geschoben. Es schlug schon eins, als er am Naviglio, dem tiefen Wasserarm, der ganz Mailand wie ein Gürtel umschlingt, anlangte. Er war so müde, daß er sich zuerst auf die steinerne Einfassung setzte und lange, lange, fast gedankenlos in das Wasser hinabschaute, in dem eine Laterne sich spiegelte. Bis herannahende Schritte ihn besorgt machten, er möchte auffällig wirken, sein Vorhaben verraten.

Er ging lange, immer am Naviglio entlang, hin und wieder auf der Einfassungsmauer niedersitzend. Die Straßen wurden immer stiller. Kam einmal ein seltener Nachtwandler, so hallten seine Schritte von weitem und scheuchten den Todsucher auf. Er versuchte seine Gedanken zu sammeln. Es war wie eine Leere in seinem Bewußtsein, die das bittre Erlebnis seltsam durchlochte, und die er vergeblich auszufüllen suchte. Sein Wille, sich in das stille, glänzende Wasser hinabzuwerfen, kämpfte mit einer übergroßen Müdigkeit, einem Verlangen, sich hinzulegen und tief zu schlafen.

Da kam etwas heran, durch die tiefe Stille von weither vernehmlich, zarte Laute, lieblich anwachsend, eine Gitarre, eine Zither, eine schöne singende Männerstimme. Näher kam die nächtliche Serenade, zwei junge Burschen, die spielten und sangen, dahinter ein engverschlungenes Paar. Sie sahen den Piccolo nicht, sie sahen nach niemandem aus, sie hatten an sich selber genug und waren voll von Klang und von der duftenden Mainacht. Die Schritte verhallten, die Klänge erstarben fern, ganz unwahrscheinlich fern.

Auf einmal stand der ganze schreckliche Abend haarscharf vor Lippo, jede Einzelheit, jede Schmerzensregung. Und all das um dieses Mannes willen! „Er hat mir meine Seele genommen!" Lippo stöhnte ganz laut. Gleichzeitig mit dem erneuten Schmerz erfaßte ihn ein entsetzlicher Ekel vor dem Wassertod, als sei diese Art des Sterbens die erniedrigendste von allen. Jede Einzelheit des Aufgefischtwerdens stand ihm schaudervoll vor den Augen. Nein, nicht so, nicht so. Nicht zu der Schmach noch diese Schande hinzufügen. Er würde es besser machen.

Auf der steinernen Bank, auf der er endlich einschlief, brachten die Träume ihm sei-

Digitized by Google

nen neuen Entschluß wieder. Schroffe graue Felsen reckten sich vor ihm, jäh abstürzend in grüne Tiefen, die kein menschliches Auge ermessen konnte. Häufig schreckte er auf, aber so groß war seine Müdigkeit, daß er trotz des Entsetzens in seiner Seele immer wieder einschlief.

Als er in der Morgenkühle aufwachte, sah er sein Los noch schwärzer als in der Nacht. Sein Entschluß war unumstößlich. Aber er wartete noch einige Stunden, bis er sein karges Logis, das vom Geld des Studenten bezahlt war, aufsuchte. Da erfuhr er, daß der junge Graf noch spät am Abend und heute schon früh am Morgen nach ihm gefragt. Auf einem Tischchen lag ein Zettel von ihm, der die dringende Bitte enthielt, Lippo möge gleich zu ihm kommen. Es packte ihn heiß, daß er sich über den Tisch und über das Briefchen hätte hinwerfen mögen und bitterlich weinen. Das war doch Liebe, was er da erfuhr. Aber er ermannte sich. Einmal ein Mann sein. Im Tode ein Mann sein. Er legte zwei kurze Briefe, die er draußen geschrieben, auf den Tisch, einen an seine Mutter, einen an den Studenten. Dann verließ er schnell die Wohnung und ging zur Bahn.

Er nahm die Zweigbahn, die von der Ebene weg, den Bergen zu, durch ein grünes Tal zur schweizerischen Grenze führt. In Varese verließ er den Zug. Die grünen Berge der Valganna grüßten ihn beim Aussteigen. Hier war die Luft leichter und klarer als im schwülen Mailand, ordentlich zum Aufatmen. Es war Lippo beinahe froh und erlöst zumute, als er durch die lachenden Dörfer von St. Ambrogio und Velate in der sanft ansteigenden Hochebene den Bergen zuschritt. Als er längs den vierzehn Kapellen die gepflasterte Straße des Sacro Monte erklomm, wo das Gras zwischen den krummen Pflastersteinchen wuchs, brannte die Sonne heiß, aber ein leichter Wind kam von den kahlen Höhen der Valcuvia zur Rechten, und links grüßte aus der Tiefe der Wasserspiegel des Vareser Sees wie ein lächelndes Auge.

Lippo hielt einen Augenblick tief atmend inne, als er oben vor dem Brunnen des riesigen steinernen Moses angelangt war. Dann ließ er das Dorf mit der reichen Kirche der Madonna del Monte und den zahllosen kleinen Gasthäusern, das zwischen zwei Felsen den Berg krönt, links liegen und schritt den einsamen Pfad im Schatten der Felsen, bis der Weg drehte und er im vollen Sonnenlicht über grüne Hügel, wo das kurze Gras mühsam zwischen dem Steingeröll wuchert, klimmen mußte, bergauf, bergab, bergauf, bergab. Er hielt sich immer oben auf dem grünen steinigen Grat.

Vor seinen Augen tat sich mehr und mehr eine Gebirgswelt auf, die schier unendlich schien. Über waldige Hügel nach der Schweizer Seite hin ging das Auge zum kleinen Ausschnitt des Lago Maggiore, der da glänzend blau aus den Bergen herrorschaute. Die Dächer von Luino glänzten in der Sonne. Darüber, nach allen Seiten hin, hob es sich kettenweise, eine Bergreihe über der andern. In markigen, tiefgrünen Linien, mit schroffen Kanten, jähen Abfällen, tiefen Einsenkungen, Felsboden verratend, die unterste. Die zweite, die darüber sich hob, war lieblicher, harmonischer, weicher in ihren Formen, und tiefgrün noch in ihrer Farbe. Und eine dritte Kette darüber, dunkelblau, sehr klar vielformig gezackt, Hochgebirge schon. Und wieder darüber sich hebend eine vierte, hellere, zartblau, verblauend, als wolle sie sich mit dem Himmel vermischen. Und alle diese ins Unendliche wachsenden Ketten gekrönt von der letzten, schimmernd weißen, die ewigen Schneeberge der Schweiz, die wie eine leuchtende Spitzenkrause den riesigen Horizont einfaßten. All diese vielfachen Ketten, in denen das Auge sich wie in einem Meer verlor, machten den weiten Bogen, formten den riesigen Halbkreis der Alpen.

Lippo war ganz benommen von diesem Schauspiel. Und wenn er auch vor dieser hinreißenden Größe mehr als je der Piccolo war, so mußte er es jetzt nicht. Vielleicht war er es wirklich nicht mehr, denn seine Seele wuchs in die Größe hinein, die er da fortwährend vor Augen hatte, in die er erschüttert und selig im Weiterschreiten immerfort hineinstarrte. Seine Seele erlebte eine jener gewaltigen Vermischungen mit der großen Natur, die sie für solche Augenblicke ganz selbständig, frei von allem Körperlichen machen.

Ohne Pfad war er über den mühsamen Grat gelaufen, um keinen einzigen herrlichen Anblick zu entbehren, als wolle er das Herz voll Schönheit in einen erhabenen Tod gehn, und stand plötzlich auf einem kleinen grünen Fleck, der so unmittelbar in eine bodenlose, durch Büsche unten verdeckte Tiefe abfiel, daß ihm ganz elend vor Schwindel wurde. „Noch nicht," sagte eine Stimme in ihm, „nicht hier." Da oben, höher, auf dem Monte Tre Croci, waren andre Felsen, nackte kahle Felsen, die ehrlich sichtbar abstürzten, nicht wie diese verräterischen, mit grünem Teppich bedeckten Hänge des Sacro Monte. Die Felsen waren weiter dort, sie glänzten in der Sonne, als ob sie ihn riefen. Noch ein Aufstieg. Aber vorher warf er sich einen Augenblick in das kurze Höhengras, und alsogleich kam der Schlaf über ihn.

Digitized by Google

Kurze, schöne Träume von glänzenden Wassern und grünen Höhen. Bis der schreckliche Entschluß, den die entschlafene Seele noch bewußtlos umwälzte, einen jäh abfallenden Felsen in sein Traumbild schob und er mit einem harten Stöhnen aufwachte. Er hatte in der Sonne geschlafen. Alle Glieder schmerzten ihn, die Brust war vom Alpdruck zusammengepreßt. Verwundert sah er sich um. Alles war nicht mehr das gleiche. Die ewigen Höhen redeten nicht mehr zu ihm. Er konnte sich keiner Schönheit mehr hingeben. Nur ein erdrückendes Elend war in ihm, ein Jammer, daß er hätte schreien mögen. Alles verloren. Nur schnell, nur schnell. Wozu noch die Qual verlängern?

Ganz seiner Finsternis hingegeben, versäumte er den Aufstieg zum Felsen der Tre Croci und ging unter ihnen vorbei. Bis er die Felswände über sich hängen sah, braunblau in der Sonne glänzend. Was tat's? Er würde auch hier einen Aufstieg finden. Nach links hinaufspähend, ohne einen einzigen Blick in den herrlichen Aufbau der Alpenketten, ging er langsam weiter. Etwas nahm ihn da gefangen, dessen er erst nicht achtete, ein starker Duft. Immer stärker wurde der Duft, daß er aufmerksam um sich schaute. Er war mitten in den Narzissenfeldern in voller Blüte. So weit er sah, glänzten weiße Sterne im kurzen Gras, unzählbar wahrhaft wie Sterne. Mechanisch bückte er sich und pflückte einige, sog ihren Duft ein, der süß und betäubend war. Je weiter er ging, denn er schritt nun in der Wiese fort, um so dichter blühte es um ihn.

Einsam, völlig einsam war diese Blütenherrlichkeit. Keines Menschen Fuß war in die üppige Pracht gedrungen. Eine verschwenderische Natur goß ihre Schätze aus, ohne zu fragen, wer sie ernte. Und um den ganzen riesigen Horizont spannten sich unendlich ferne Schneespitzen.

Lippo hatte einen ganzen Strauß von Narzissen in der Hand. Er führte ihn noch einmal zu seinem Gesicht, sog ihn tief ein, noch einmal, drückte ihn hastig vor seine Augen, vor denen es sich verschleierte. Das war stärker als er; unter den Blumen, die er an die Augen drückte, quoll es glühend hervor, die enge Brust keuchte. Da ließ er es über sich kommen und warf sich, klein, ganz klein, ganz dem Weh hingegeben, in das blühende Meer. Er schluchzte, schluchzte, als sollte seine ganze Seele zerfließen. Er weinte unaufhaltsam.

Es dauerte lange. Nie hatte er so geweint. Als er sich endlich aufrichtete, war es zuerst ganz leer in ihm, leer von Schmerz und Druck, leer von Bewußtsein. Er empfand nur die süße, betäubende Fülle des Blumenmeeres um sich her, eine verschwenderische, unendliche Güte der Natur, die Schönheit und Seligkeit ausstreute. Unwillkürlich hob er den Blick und sah, ganz nahe über sich, einen nackten Felsen wie eine Drohung hängen. Er sah ihn lange an, faßte ihn ganz fest ins Auge und wurde sich alles erlebten Elends bewußt mit einer großen Ruhe. Alles gehörte schon völlig der Vergangenheit an, ein ganz neues Heute war angebrochen, ein neues Selbst in ihm aufgewacht, entschlußbereit und klarsehend. Er sagte zu den versuchenden Felsen: ich werde es n i e tun, und sollte ich zehnmal mehr leiden. Meine Seele kann mir niemand nehmen.

Dann kehrte er den Felswänden entschlossen den Rücken zu und wandte sich ganz dem herrlichen Aufbau der Bergketten zu, die, grün aus tiefer Tiefe aufwachsend, blau dem Himmel zustrebten und ihn strahlend weiß gleich Wolken einfaßten. Er war Sieger über sein Unglück geworden. Nichts war verloren. Was er mit Schweiß und Herzblut errungen, blieb ihm doch. Das Leben war groß. Mochte es schwer kommen, ihn wieder und wieder niederwerfen, er war nie ganz besitzlos. Er war kein Piccolo mehr. Als Erfahrener, Kampfbereiter kehrte Lippo aus dem Wunder der Blumenmeere, aus der Ewigkeit der Berge zurück in das kleine Elend aller Tage.

Akazien. Von Frida Schanz

Nachdem die weiße Brauttracht ausgezogen
Und ihrer Seele Frühlingsduft verflogen
In Sommerglut und grauem Sommerstaub,
Kommt noch ein neues Leuchten in ihr Laub,
Kommt ihnen ein so neues, starkes Leben,
Daß sie sich licht aus jedem Busche heben.
In ihrer frischen, hellen Freudigkeit
Bis in die letzte braune Herbsteszeit.

Aus unserer Studienmappe:
Dorfklatsch. Zeichnung von Wilhelm Thielmannn

Digitized by Google

Gotische Wasserspeier und Groteskfiguren

Mit einem Blick ins mittelalterliche Geistesleben

Von Prof. Dr. W. v. Grolman

Ornamentierte Wasserspeier, etwa in Form von Tierköpfen, hat es an öffentlichen Gebäuden fast zu allen Zeiten gegeben (Abb. 1), aber ihre klassische Zeit war doch die der hohen und späten Gotik, die aus ihnen eine ganz besondere Spezialität zu machen wußte, während die romanische Bauperiode, ja selbst die Frühgotik sie noch nicht gekannt haben. In Frankreich, wo die Gotik auf der Isle de France, der Frankeninsel, ihren Ursprung nahm, tauchen die ersten Exemplare um 1220 auf, und zwar zunächst in Form von einfachen, geraden, in der Längsrichtung geteilten Röhren, die in einen Tierkopf enden. Aber bald sollten reichere Formen sich entwickeln. Wer, der jemals in Paris war, kennt nicht das Heer der phantastischen Gestalten, die alle Vorsprünge und Gesimse der Notre-Dame-Kathedrale schmücken und namentlich — hier nur zu rein dekorativen Zwecken angebracht — in Massen von den Turmgalerien herabschauen (Abb. 3). Ja, selbst der, dem nur Victor Hugos „Notre-Dame" bekannt ist, wird sich aus der großartigen Beschreibung der im nächtlichen Dämmer daliegenden Kirche auch die Schilderung jener klassischen Spukgestalten im Gedächtnis bewahrt haben.

Die Entwicklungsgeschichte der gotischen Wasserspeier hat uns für Frankreich der berühmte Architekt und Geschichtsschreiber der Gotik, Viollet le Duc, in seinem großen Hauptwerk schon 1868 gegeben; für Deutschland fehlt leider noch eine zusammenfassende Darstellung, ja selbst Einzeldarstellungen sind, abgesehen von der über die Wasserspeier des Freiburger Münsters, kaum vorhanden, obwohl es hier nicht weniger lohnte, denn die anonymen, mittelalterlichen Meister schufen überall nicht um persönlichen Lohn oder Ruhm, sondern aus Liebe zur Sache und zur Ehre ihres Gottes, und so kommt es, daß wir auch unter diesen Parerga der reichen gotischen Plastik, die wir uns manchmal erst mit Hilfe des Fernglases aus ihrer dem unbewaffneten Auge unzugänglichen Höhe herabholen müssen, nicht wenige Meisterwerke ersten Ranges finden, ja daß wir an ihnen den ganzen Entwicklungsgang der mittelalterlichen Kunst und des mittelalterlichen Geistes bequem überschauen können. Dazu verstanden es die alten Meister, wie auch Viollet le Duc schon betonte, „mit einer für uns vorläufig noch unerreichbaren Sicherheit des ästhetischen Gefühls" die springenden Punkte der Gebäude wunderbar belebend zu akzentuieren (Abb. 4 u. 5).

Die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts bedeutet für Europa den Beginn einer neuen Kultur und Kunst. Nicht zuletzt waren es die Kreuzzüge, die — ursprünglich inszeniert zur Niederwerfung des Heidentums und zur Erhöhung des päpstlichen Ansehens — durch Berührung mit den hohen Kulturen des Ostens, durch Hebung des Weltverkehrs und Erweiterung des ganzen Gesichtskreises zu einer ersten weltlich gefärbten Kultur der abendländischen Völker geführt hatten. An den Adelshöfen der Provence erhob „Frau Minne" in den Liedern des Troubadours ihr Haupt, um sich bald das ganze Abendland zu erobern; freilich war diese Minne auch eine Art Übertragung der Gottes- und Marienverehrung auf das irdische Weib und bekundete damit die Doppelstellung des gotischen Geistes, der Himmlisches und Irdisches zu verschmelzen verstand. Der führende Stand war von nun an nicht mehr der Klerus, sondern das von höfischer Etikette und Standesehre dirigierte Rittertum. So ward die Kultur des hohen Mittelalters eine aristokratische; aristokratisch aber heißt — wenn man von dem darinliegenden Standesbegriff absieht — von edler, klarer, selbstbeherrschter Form. Der Aristokrat unterdrückt allzu Individuelles, das er mit Recht als salopp empfindet, kurz, er verabscheut die Willkür und hält Geist und Körper in der durch Standeskonventionen vorgeschriebenen Zucht.

Eine solche Kultur mußte unbedingt sich ihrer Wahlverwandtschaft mit der Antike bewußt werden. Die abstrakte Starrheit der rein idealistischen Kunstgestaltung der romanischen Epoche weicht fast plötzlich einer auch das Körperliche verklärenden Kunst, wie wir sie an den berühmten Naumburger, Bamberger und Straßburger Portalplastiken bewundern. Was aber die Wirkung dieser Kunst fast dem Geschmackswandel der Zeit entzieht, ist ihr Sinn für die Großheit der Form, eben das, was für jede männlich-aristokratische Kunst bezeichnend ist. Von der Antike aber unterscheidet sie sich trotz oft direkter Entlehnungen nicht nur in der äußeren Form, sondern vor allem in der tieferen Auffassung und es ist, wie schon oben angedeutet, keineswegs nötig, die genannten berühmten Plastiken des 13. Jahrhunderts vor sich zu haben, um sich hiervon zu überzeugen. Selbst ein flüchtiger Blick auf unsere Abbildungen leistet dieselben Dienste. Vor allem fehlt der Antike das persönliche Leben, das uns aus allen gotischen Figuren entgegenzuckt.

Man vergleiche z. B. daraufhin das vogelartige Geschöpf von der Pariser Kathedrale (Abb. 3), oder das undefinierbare Phantasiegebilde von der Marburger Elisabethkirche (Abb. 5) mit dem Löwenkopf aus Epidaurus (Abb. 1). Und dabei handelt es sich hier vielleicht nur um eine moderne Restauration, freilich von keinem geringeren als Viollet le Duc selbst. Wir verdanken diese Aufnahme sowie die von der Marburger Elisabethkirche

Digitized by Google

Abb. 1. Altgriechisches Gesims mit Löwenkopf als Wasserspeier von einem Tempel aus Epidaurus als interessanter Kontrast gegen die mittelalterlich-germanische Auffassung. Photographie Stoedtner

und dem Naumburger Dom der Liebenswürdigkeit des Kunsthistorischen Instituts Prof. Hamanns, auf dessen prachtvolle bei Rütten & Loening, Frankfurt a. M. erschienene Publikation „60 mittelalterliche Köpfe" (Preis 2 Mk.!) wir bei dieser Gelegenheit die Freunde altdeutscher Kunst hinweisen möchten. Wie langweilig — um es einmal deutlich zu sagen — schaut uns dieser auf Schönheit frisierte Held der Wüste neben den nordischen Fabeltieren an, in denen schon die ganze Linienführung, selbst abgesehen von dem dargestellten Objekt, von eignem Leben strotzt. Zu diesem formalen Unterschiede gesellt sich dann noch nach der inhaltlichen Seite ein lebhafteres Seelenleben und im Anschluß daran der sprühende Humor, der überall hervorbricht, wo es nur irgend die Würde des Gegenstandes gestattet und manchmal selbst da, wo das

Abb. 2. Wasserspeier am Dom zu Wetzlar

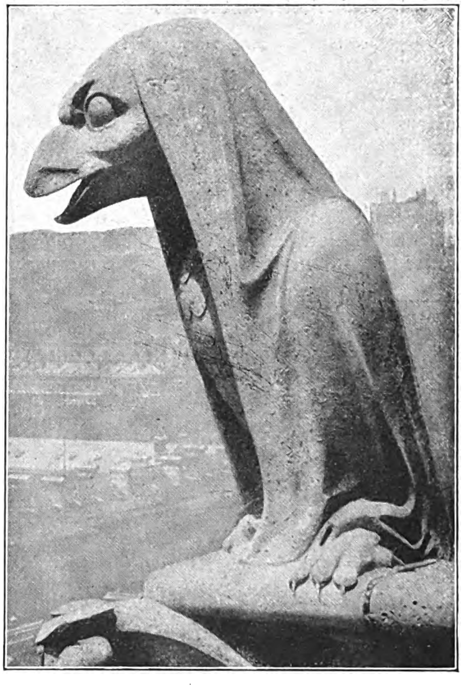


Abb. 3. Eine der Groteskfiguren an den Turmgalerien der Kirche ‚Notre Dame' zu Paris. Photographie Stoedtner

Objekt nach unserer Auffassung hierfür zu ernst ist. Betrachten wir unter diesen Gesichtspunkten die Abb. 6, wohl das köstlichste Objekt, das wir heute zu zeigen haben, jene kleine Groteskfigur am Lettner des Wetzlarer Domes, die ein charakteristisches Geisteskind der Gotik darstellt und obwohl schon den ersten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts angehörig doch noch ganz im Geiste der adeligen Kunst des dreizehnten gestaltet ist: vorn das lockende Antlitz eines jugend-

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

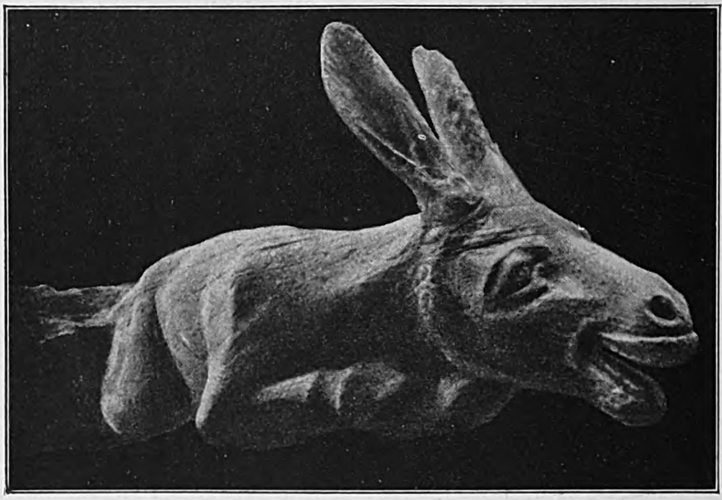


Abb. 8. Esel als Wasserspeier vom Straßburger Münster

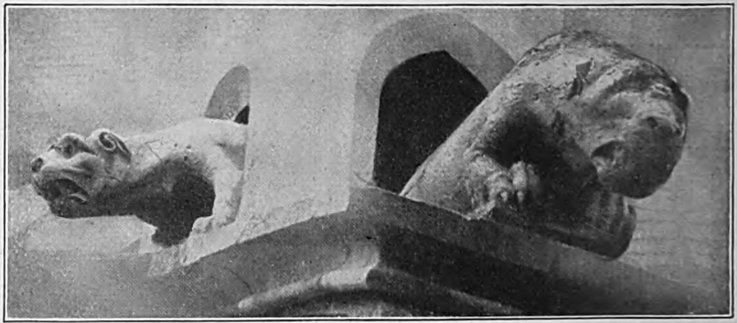


Abb. 9. Wasserspeier vom Westchor des Naumburger Domes

türlich nicht als Wasserspeier dienende Paulus angehört; doch stand hier ursprünglich eine ähnliche alte Figur, die aber durch Verwitterung fast zerstört war. Aus dem gleichen Grunde mußte an dem vorderen Mönch vom Westchor der Kopf ergänzt werden. Man kopierte dabei einfach den Kopf der hinteren Figur, wodurch sich die störende Gleichmäßigkeit beider erklärt. Alle diese Naumburger Arbeiten sind von so hoher Qualität, daß man mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit ihren Ursprung mindestens in der Werkstätte des großen Meisters der Stifterfiguren vermuten darf.

Fassen wir nochmals in kurzen Worten zusammen, was den bisher besprochenen Werken der klassischen Gotik gemeinsam ist, so können wir sagen: die großgesehene klare Form, der feine Humor und das gleichzeitig intensive und doch nicht unedle Seelenleben. Auch der prächtige Schalk von der Marburger Elisabethkirche (Abb. 7), wo die Wasserspeier als einfache Röhren gestaltet sind und ihren Schmuck nur durch untergelegte Konsolfiguren erhalten, kann hierfür als Beleg herangezogen werden; an Geschlossenheit und Großheit der Form steht er vielleicht allen andern voran.

Anders ist der Humor und anders die Welt, in die wir mit dem 14. Jahrhundert, namentlich in dessen zweiter Hälfte, eintreten. Schon um 1300 war mindestens in Deutschland die ritterliche Kultur im Verfall. Die Boten, die der heilige Franz in

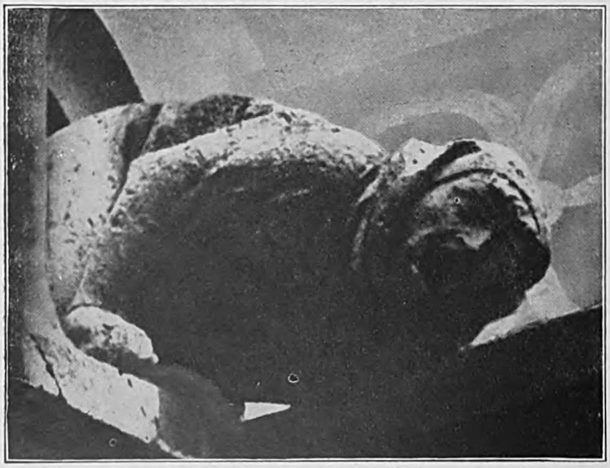


Abb. 10. Wasserspeier (Mönch) am Westchor des Naumburger Doms
Aus „Der Dom zu Naumburg“; Utopia-Verlag, Weimar

Digitized by Google

Abb. 11. Pferdebüste als Wasserspeier vom Straßburger Münster. (Aus ‚Schmitt, Gotische Skulpturen des Straßburger Münsters.' Verlag der Frankfurter Verlagsanstalt)

und Ungarnkreuze, die Pflege der nicht mehr zu unterdrückenden weltlichen Auffassung durch das Kleinbürgertum zum Genremäßigen und dem Inhalt nach nicht selten Derben oder Platten.

An den Wasserspeiern des Freiburger Münsters können wir diesen Wandel Schritt für Schritt verfolgen, da sich die Bauzeit über mehrere Jahrhunderte hinzog. Auf der Gesamtansicht der südlichen Langhausfassade

Gestalt der Bettelmönche über die Alpen sandte, hatten im Verein mit dem aufblühenden Bürgertum dem Ritterstand die Führung entrissen, während er in Frankreich dank dem hundertjährigen Kriege mit dem jetzigen Freunde jenseits des Kanals noch eine längere Nachblüte erlebte. Der Geist, der nun in Deutschland herrschte, war teils mönchisch-asketisch, teils kleinbürgerlich; denn noch fehlte dem Bürgertum der Zug ins Große; die Zeit der Fugger und Welser lag noch in weiter Ferne. Beiden Richtungen mangelte zunächst der Sinn für die Reinheit der Form. Daher führte die mystisch-asketische Tendenz des 14. Jahrhunderts zu dem formlosen aber erschütternden Expressionismus der Vesperbilder

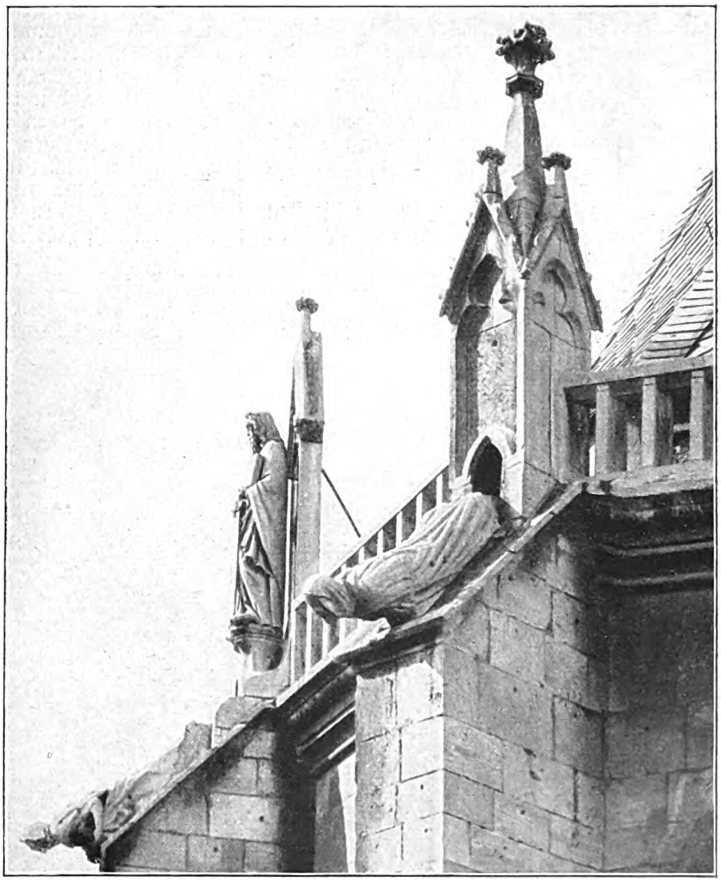


Abb. 12. Wasserspeier am Ostchor des Naumburger Domes. Photographie Folkwang-Verlag, Hagen. (Die liegenden Figuren sind alt bis auf den Kopf der vorderen; die stehende ist modern)

Digitized by Google

plötzlich in ein uns sonst nur in der Dichtung scheu sich offenbarendes Stück Leben des mittelalterlichen Menschen.“

Ein neuer, schon nahezu modern anmutender Stil tritt uns dann in den Wasserspeiern der Nürnberger Sebalduskirche entgegen. Man denkt an Oberländer und Genossen, wenn man diesen in eine undefinierbare tierische Gestalt verwandelten Schneider (Abb. 17), diese vermenschlichte Eselin (Abb. 16), oder jenen Magister mit dem Hinterleib eines anatomisch nicht zu klassifizierenden Gebildes (Abb. 18) erblickt. Daß in letzterem Falle vielleicht die moderne Restauration die Karikatur in unserem Sinne noch unterstrichen haben kann, sei zugegeben. Dies Stück aus dem späten 15. Jahrhundert stammt aus Königsberg in Franken. Kennst du dies Städtchen, lieber Leser? Vielleicht hast du einmal gehört, daß es der Geburtsort des großen Johannes Müller, genannt Regiomontanus, des Lehrers und Vorläufers von Kopernikus und des größten Mathematikers seiner Zeit ist, aber seine sonstigen Schicksale ahnst du wohl kaum! Ich fand sie verzeichnet in dem thüringischen (jawohl thüringischen, nicht bayrischen!) Inventarwerk der Kunstdenkmäler und sie scheinen mir so lehrreich und unterhaltend, daß ich glauben möchte, meinen kleinen Ausflug in das Mittelalter nicht besser beenden zu können, als daß ich die kurze, sachliche Notiz des genannten Werkes zum Schluß hierher setze:

Abb. 16. Wasserspeier an der Sebalduskirche zu Nürnberg

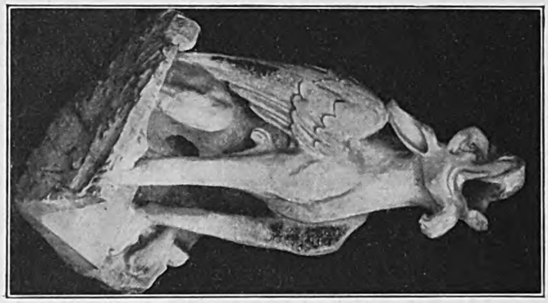


Abb. 17. Wasserspeier an der Sebalduskirche zu Nürnberg
Beide Photographien nach Gipsabgüssen von Ferd. Schmidt

„Alte Königspfalz, zur Zeit Heinrichs I. (919—36) mit Mauern und Graben umgeben, im 12. Jahrhundert den Grafen von Meran gehörig, nach deren Aussterben 1248 vom Bistum Bamberg als Lehen eingezogen, und dem Grafen von Henneberg übergeben, dann durch Heirat an den Burggrafen von Nürnberg und wieder durch Heirat an Swantibor von Pommern(!) gekommen, dann 1394 vom Bamberger Bischof an den Würzburger verkauft, von da 1400 an Balzer von Thüringen um 19 600 Gulden verkauft; bei Coburg verblieb es auch nach der Mediatisierung von Bamberg Anfang des vorigen Jahrhunderts.“ Seit der Übergabe Koburgs an die bayrische Republik ist Königsberg endlich zu seinen Stammesgenossen zurückgekehrt. Möchten seine politischen Schicksale damit ein Ende gefunden haben!

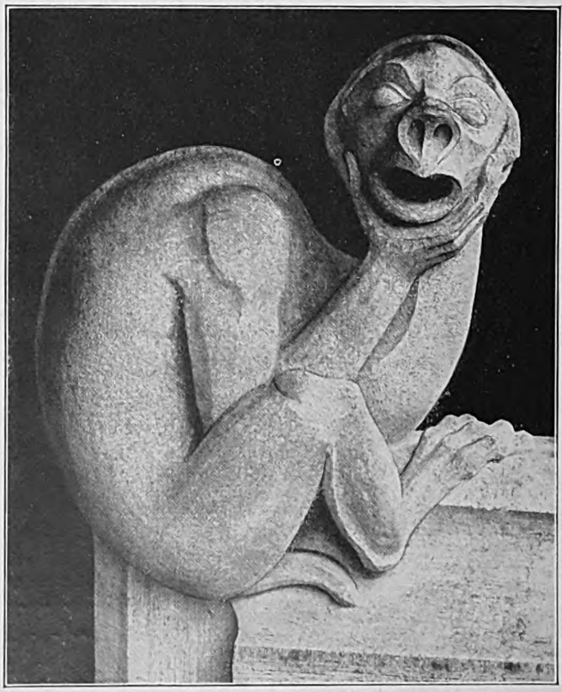


Abb. 18. Wasserspeier vom Turm der Kirche in Königsberg (Franken). Moderne Erneuerung. Phot. Chr. Müller, Nürnberg

Digitized by Google

Gedichte von Hans Benzmann

Die drei abgedienten Kürassiere. (Eine Kindheitserinnerung.)

Drei abgediente Soldaten aus Blei,
Drei Kürassiere auf dicken Pferden,
Mit hohem Helmbusch, grimmen Gebärden,
Sollten aus niedriger Kumpanei
Zuletzt noch was besondres werden.

Die Wunder von Tausendundeine Nacht
Erlebt' ich mit diesen drei alten Gesellen:
Sie wurden mir zu Genien der Macht,
Ich ließ durch sie der Erde Schacht,
Paläste und Schätze der Tiefe erhellen!

Der eine trug mich nach Samarkand,
Der andre ins schwärzeste Mohrenland,
Der dritte bracht' mir aus dem Lande Ur
Des Kaisers Tochter, die schöne Badur —
Sie war so klein wie ein Fischlein nur . . .

Es kämpften die drei mit Ungeheuern,
Sie hausten tief unter einem Spind,
In Höhlen, die umdunkelt sind
Von Sagen und von Abenteuern —
Und Angst dem übern Nacken rinnt,
Der aller dieser Schrecken sinnt . . .

Doch rief ich die drei mit Zauberwort,
Dann waren sie da, mein Schutz und mein Hort,
Dann wuchsen sie furchtbar aus ihrem Verlies,
Daß der Helmbusch bis an die Decke stieß —
Dann hielten drei Genien Gottes bei Nacht
An meinem Bette getreue Wacht! . . .

Quelle im Walde

Ich kam, ein trüber Gast, in einen Wald —
Mich wie ein Wild im Dickicht zu verlieren,
Schien mir des Trübsinns rechter Aufenthalt,
Ach, ich verbarg mich gleich den scheuen Tieren.

Mir war der Tag ein ausgeträumter Traum,
Mir war dem Tode gleich das Leben,
Ich fühlt' mein Herz in meinem Herzen kaum,
War nichts und niemand mehr treu hingegeben . . .

Und ging im Dunklen stund- und stundenlang
Und sank zu Boden, ach, fing an zu graben,
Mein Weh war also dumpf, ich war so krank
Und konnte nichts als dieses Irrsal haben . . .

Da sprang es kühl mir über meine Hand,
Ein Wässerlein stieg aus dem schwarzen Grunde
Und schwoll und kam so flink und hell gerannt,
Und klang und sang mit zartem Silbermunde —

Daß es mich wie ein Märlein hold beschlich,
Als wie ein fernes, ganz vergessenes Leben,
Daß ich darüber zärtlich beugte mich
Und horchte, wie es sich so hingegeben —

Und immer, immer doch ins Weite sprang —
O Leben, Lied des Lebens, so verborgen,
So tief und treu, so heimlich dein Gesang,
So aus dem Grund empor in Licht und Morgen! . . .

Und wandte mich und hört' auf meinem Gang,
Der schwebend war, noch immer hellen Klang . . .

Freut euch des Lebens

Sein Dichter und seine Melodie

Von Eduard Korrodi

In einem Dramenfragment ‚Der Turmbau zu Babel' von Friedrich Hebbel singt einer: „Freut euch des Lebens!" Darauf werden das Lied und der harmlose Sänger von einem Krämer folgendermaßen eingeschätzt: „Ein abgeschmacktes, dummes Lied! Der Bursch ist unter zwanzig. Denn nach zwanzig singt's keiner mehr."

Nun, das Lied, wenn auch durch Drehorgel und Spieldose heruntergekommen, hat doch länger gelebt. Es geht nur unter, um wie der Mond wieder aufzugehen. Manchmal singt man es noch, gestützt auf einer urgroßmütterlichen Schlummerrolle.

Thomas Manns Hochstapler ‚Felix Krull' schildert uns in seinem Elternhaus eine sinnreiche Vorrichtung über dem Windfang, die die belustigende Wirkung hatte, daß die Türe, durch Luftdruck aufgehalten, langsam mit feinem Erklingen des Liedes ‚Freut euch des Lebens' ins Schloß zurücksank. In des Psychiaters Kretschmer Buch ‚Körperbau und Charakter' hat ein euphorischer Irrsinniger an seinem Abreißkalender einen Automaten angebracht, der ihm jeden Tag beim morgendlichen Abreißen des Kalenderblattes aus der Spieldose das freudige Lied gurgelt. Wenn es ihm wohltut? So freut euch doch! Es sei, wie es sei! Ich lese die verworfenen Verse einer freundlicheren Vorzeit auf und erhebe sie noch einmal in ihre glänzenderen Tage.

Das war 1793! ‚Die Gesellschaft der Künstler und Kunstfreunde in Zürich' will Semesterschluß feiern und ein wenig die wirren Zeitläufe vergessen in ihrem kleinen ‚Tempel der Freude', wie sie ihr Klublokal nannten. Hier also singt in fröhlichem Kreise zum erstenmal Martin Usteri sein harmloses Konkurrenzlied zu der zwei Jahre früher die Welt durchbrausenden ‚Marseillaise'. Sein siebenstrophiger Rund- und Preisgesang der Lebensfreude ist wohl auch darin ein Unikum unter ähnlich gearteten Rundgesängen des achtzehnten Jahrhunderts, daß der Lobpreis des Weines vergessen wird. Der brave Mann dachte nicht zuletzt, daß es einstmals auch Abstinenten ergötzen könnte. Jedoch aus dem Archiv der Kunstgesellschaft erfahren wir, daß Herr Martin Usteri es sich doch etwas kosten ließ. Der Chronist verrät: „Bei Eröffnung einiger Champagnerflaschen sang uns Herr Martin Usteri jenes holde Lied der Freude zum erstenmal, das nachher in ganz Europa viele tausend Kreise zu unschuldigem Frohsinn erhob." Im gleichen Jahr erscheint das Lied, ohne Namen des Dichters und Komponisten im Verlag H. G. Nägelis, und gleich hebt der artige Ruhm der leutseligen Poesie an. Man erkennt den Text keinem Geringeren als Goethe zu. In Stäfa sei Goethe mit seinem Freunde, dem Hofrat Meyer, auch mit dem Untervogt Rebmann im Gasthaus zum Löwen zusammengekommen, wo dem Hofrat Meyer das Töchterchen des Landrichters Kunz so wohl gefallen habe, daß Rebmann sich beeilte, seine älteren Anrechte durch Verlobung mit jenem Mädchen kund zu geben. Hierauf habe Goethe durch einen gelungenen Vortrag des „Freut euch des Lebens" so drollig getröstet, daß allgemein vermutet wurde, Goethe sei selbst der Urheber des Gedichtes. — Nun, Stäfa ist zwar näher bei Zürich als Frankfurt am Main, aber der Mutter Goethes müssen wir die raschere geistige Leitung zuerkennen, denn schon zwei Jahre nach der Entstehung des Liedes schreibt sie dem Sohn: „Ich besorge meine kleine Wirtschaft, — lasse mir abends im Schauspiel was daher tragieren — und singe Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht."

Und in ihrem Briefe vom 20. Januar 1798 schreibt sie, was ein deutsches Herz schwerlich heute bedingungslos nachsagen möchte: „Weimar ist der einzige Ort in der ganzen Welt, woher meine Ruhe gestört werden könnte — geht es meinen Lieben dort gut, so mag meinetwegen das rechte und linke Rheinufer zugehören, wem es will — das stört weder meinen Schlaf noch mein Essen (nur Nachrichten begehrt sie), damit ich guten Muts bleibe — und meine noch übrigen Tage — ‚Freut euch des Lebens' mit Wahrheit und frohem Sinn singen kann."

Doch zurück zum Liede! Wem dankt es seinen unaufhaltsamen Erfolg? Die Tatsache, daß das Lied alsbald in alle Sprachen gedolmetscht wird, und weil es in einem Liederbuch für ‚Freimaurer' erschien, hat Schneebeli, den etwas leichtfertigen Biographen H. G. Nägelis, verführt, zu glauben, Usteri habe es für die Freimaurerloge in Zürich gedichtet. So wären Zirkel und Kelle sein Impressario in Europa gewesen, und so erklärte es sich, daß wir es in so vielen Sprachen vernehmen. Davon kann nicht die Rede sein. Der Kuriosität halber nur ein paar Proben des Anfangs, die Friedländer in der Geschichte des deutschen Liedes vermittelt. Holländisch:

„Schep Vreugd in't Leewen
Zoo lang not Lampje schynd."

Französisch, mehr um den blühenden Teint als das treuherzige Lämpchen besorgt:

„Goûtez la vie
Tant que le teint fleurit."

Digitized by Google

Und lateinisch läßt es sich vernehmen:

„Vita dum floret,
Annis labentibus
rosae carpantur
juvenibus.“

Der Sängervater Nägeli, der sein Denkmal hat — für Dichter wird in Zürich an Marmor und Bronze gespart, Keller und Meyer haben keines — der also soll zu all seinem Ruhm auch die Melodie erschaffen haben. Es ist ja ein schöner Zug, daß das Volk seinen Lieblingen alles ganz gibt. Aber die Wahrheit wurde übersungen, die Wahrheit, daß Martin Usteri selbst der glückliche und intuitive Finder des Melodiekörpers sein könnte, was so belanglos nicht wäre, da dann Martin Usteris Fündlein für den Lebensnerv des Liedes väterlich gesorgt hätte. Der wackere Biograph jenes ‚Landvogts von Greifensee‘, David Heß, den Gottfried Keller fleißig benutzte für seine Novelle, bringt Usteri und Salomon Landolt eben durch dieses Lied zusammen. Er erzählt: „Als Musikus Hirzel einen Sommer bei ihm (Salomon Landolt) auf seinem Gute zubrachte, ließ letzterer sich oft, indes er an der Staffelei arbeitete, von demselben auf der Flöte vorspielen. Vorzüglich gern hörte er ein kleines Stück, welches Hirzel, den ersten Teil aus dem Anfang eines Flötenkonzertes von Graf, den zweiten aus einem andern von Borghi zusammengesetzt hatte. Um Landolts Vergnügen an dieser lieblichen Melodie zu erhöhen, legte Martin Usteri ihr den Text seines Liedes ‚Freut euch des Lebens‘ unter.“ Nun wies Prof. Schneider einen Rondo-Satz aus einem Violin-Konzert von Borghi vor, der die Sechsachteltakt-Melodie ganz im Rondo-Charakter der nachmozartischen Zeit in zierlichster Form enthält, also die Melodie zum zweiten Teil: „So mancher schafft sich Sorg und Müh, sucht Dornen auf und findet sie, und läßt das Veilchen unbemerkt, das ihm am Wege blüht.“ Wie so oft, lag die Melodie in der Luft. Und das Luftrecht spricht sie allen zu. Künstlicher, aber originell ist der Versuch der Ableitung der ersten Hälfte des Liedes. Man spiele ihn einmal als Grave-Satz, choralartig und feierlich! Der Gegensatz ist wirklich frappant. Da nun schon Nägelis Biograph angedeutet hat, die Melodie stamme aus England und da die Triolenfigur uns ja auch fremd und die meisten unserer Volkslieder mit dem Auftakt anfangen, während diese Melodie zu den englischen Weisen paßt, wie ja auch „God save the king“ mit dem guten Taktteil beginnt, ließ man sich zu der reizvollen Hypothese verleiten, die erste Hälfte der Melodie im englischen Kirchenliede zu suchen. Ein Gewährsmann will sogar in der englischen Stadt Coventry den ersten Teil des Liedes von den Kirchenglocken haben spielen hören. An Kirchenglocken aber hängt man keine Volkslieder, sondern ein Kirchenthema, z. B. ‚Alles, was Odem hat, lobe den Herrn.‘ Nun, soviel scheint gewiß, daß irgendwie die internationale Karriere des Liedes auch dadurch bedingt war, daß im Melodiekörper englisches, deutsches und italienisches Blut sich mischte.

Schier hätten wir nun den Dichter selbst vergessen, der in seinem ganzen Gehaben ein anderer Leberecht Hühnchen ist. Er ist in allem ein Fernbeglücker. Sogar seine Schrift ist eine Wohltat. Sie erregte bei den Postbeamten solches Aufsehen, daß sie sich scheuten, die Überschriften der Briefe durch das übliche Anzeichnen des Portos mit Rotstein zu beflecken. Selbst die Geschäftsbriefe, die er nicht gerne schreibt, will er durch hübsche Arabesken mildern. Aus seinem Leben möchten wir eine artige Begegnung festhalten, weil sie eigentlich zum Geiste des Liedes „Freut euch des Lebens“ gehört. Er hat den ‚Wandbecker Boten‘ persönlich aufgesucht und den Besuch geschildert (David Heß hat den Bericht etwas ungenau aus den Briefen abgeschrieben): „Sobald wir im Wirtshaus abgestiegen waren, sandten wir unsern Bedienten zu ihm, uns anzumelden. Wir hatten das Vergnügen, angenommen zu werden, und dieses geschieht nicht allen Leuten, wenn Herr Claudius seine Launen hat, oder sich stellt, als ob er sie habe. Er empfing uns an der Türe mit einem deutschen Handschlag und einem traulichen ‚Gott grüß euch!‘ und hob seine weiße Zipfelkappe ein wenig.“ Claudius offeriert ihnen eine halbe Flasche Wein und jedem eine Brezel, die er aus dem Schreibtisch zieht… „Claudius,“ heißt es weiter, „ist arm; seine Schriften müssen ihn ernähren, und das ist gewiß eines der elendesten Handwerke.“ — Wie wohl uns Usteri sagt, Claudius sei der Liebling seiner Schwester, fühlen wir in seinem Rundgesang, daß diese Lehre vom holden sich Bescheiden, daß der Claudius-Ton in Usteris Lied eingegangen ist, und so erkennt der Nachfahre besser, was Usteri von Claudius empfing, nicht nur das Glas Wein und eine Brezel. — Lesen wir weiter beim Gewährsmanne: „Merkantilisches, durch die erste Gärungsepoche der französischen Revolution veranlaßtes Unglück löste im Jahre 1790 und bald nach dem Tode seiner Eltern die Handelsverbindungen seines Hauses auf.“ Also just in dem Augenblick, wo seine irdische Habe beträchtlich schmilzt, dichtet der Besorgte eben sein Lied und tröstet sich: So mancher schafft sich Sorg und Müh, sucht Dornen auf und findet sie. Es muß ihm also Ernst sein, fortan ‚Genügsamkeit in seinem Gärtchen zu ziehen‘. Er sitzt im Rate, führt das Leben eines Künstlerdilettanten, er hilft die Bürgerfeste, das Sechseläuten künstlerisch veredeln, und in ernster Stunde ist er der Besonnene, der sogar die Staatskasse durch eine mutige List vor den Franzosen rettet; er dichtet nicht aus Eitelkeit, sondern weil sein kategorischer Imperativ „Freut euch des Lebens“ ihn selber nötigt, andere zu erfreuen. Sogar den die Kinderwagen Stoßenden sucht er das Los zu

22*

Digitized by Google

verschönern, indem er ihnen ein Gedicht zurechtlegt, das nach der Melodie „Freut euch des Lebens" zu singen ist und das stoßende Geschäft melodisch erleichtern soll.

Martin Usteris Lebensfreude hat die holde Genügsamkeit einer uns abhanden gekommenen bedächtigen Kunst: der Nachfreude. Wenn er z. B. eine Rigireise hinter sich hat, so setzt sich der freundliche Liebhaber der Künste mit dem Pinselchen, das nur aus einem Haar zu bestehen scheint, und der Lupe hin und malt seine Miniaturen. Mit unbewaffnetem Auge lassen sich alle diese Zierlichkeiten kaum erkennen: Ein Hündchen, kleiner als ein Floh gemalt. Aber man glaubt Martin Usteri lächeln zu sehen, wenn er diesem kleinen Beller auch noch ein ätherisches Schwänzchen zusetzt.

Dieser Zufriedene ist auch zufrieden gestorben. Wenige Stunden vor seinem Ende hat ein Sängerverein ihm in Rapperswil einen Choral gesungen. Er fand ihn über die Maßen schön und wallte froh wie in seinem Lied ins ‚beßre Vaterland', nach dem ihm das diesseitige schon ein gutes war. Nur die Überführung der Leiche nach Zürich stört das liebliche Gemälde. Die Schiffer, die die edle Hülle nach Zürich in der Nacht bringen sollen, tranken, wie es in einem Berichte David Hessens heißt, des mitgenommenen sauren Weines so viel, daß sie zu taumeln begannen und die erschlafften Arme das Ruder kaum mehr bewältigen. Und nicht einmal wie die deutschen Soldaten halten sie es, wenn sie einen Kameraden zu Grabe trugen und auf der Heimkehr vom Totenanger nach alter Sitte das „Freut euch des Lebens" singen, sondern „sie landen in Küsnacht, verschlafen den Rausch und lassen den Schlummerer schaukeln an des Ufers mächtiger Brandung", wie der Biograph pathetisch erzählt.

Hätte ich es nicht schicklich unterlassen sollen, den Tod in der Nähe des Liedes „Freut euch des Lebens" zu berufen? Aber eine Gedankenlänge mag es doch geschehen. Das Lied ist so oberflächlich nicht, daß es nicht erwöge, wie aller Lebensfreude nur eine Frist gegeben und wie alles Schöne sich dem Ende zuzuneigen verdammt ist. Die zwei berühmtesten schweizerischen Gedichte aus dem 18. Jahrhundert, die nicht der Literaturgeschichte gehören, sondern noch in unserm Gedächtnis verweilen, wie sind sie sich doch einander als Vertiefung gegeben in ihrer Kontrapunktik der Themen! Das freudigere der beiden Gedichte hängt noch zäher am Leben, aber auch das Grabgedicht des G. v. Salis ist zum Weinen schön, wie das andere freudig ist:

Das Grab ist tief und stille
Und schauderhaft sein Rand;
Es deckt mit schwarzer Hülle
Ein unbekanntes Land.

Sehe man doch zu! Es scheut sich auch Usteris Lied nicht, in der sechsten Strophe den Redlichen zu feiern, dem die Freundschaft die Tränen trockne und Blumen streue bis ans Grab. Die Melodie deckt diese elegische Tönung zu, doch der große deutsche Dichter, dem die Süße des Lebens wie der elegische Anblick der endenden Abendröte gleich heilige Schauer erwecken, hat dem „Freut euch des Lebens" in unerwartetem Zusammenhang seinen Sinn gegeben. In Jean Pauls ‚Titan' steht die Stelle: Mit durchsichtigem Abendgoldstaub war der Garten überweht und das Leben friedlich, Ölzweige und ihre Blüten sanken aus dem stillen Himmel langsam nieder. — „Dort ist der einzige Ort," sagte Idoine (auf den Gottesacker zeigend), „wo der Mensch mit sich und andern einen ewigen Frieden schließet, sagte so schön zu mir ein französischer Geistlicher." — „Solchen christ-katholischen Jammergedanken," versetzte Linda, „bin ich so gram wie den Geistlichen selber. Wir können so wenig eine Unsterblichkeit erleben wie eine Vernichtung." — „Ich verstehe das nicht," sagte Julienne, „ach, Idoine, wenn es keine Unsterblichkeit gäbe, was täten Sie?"

„J'aimerais," sagte sie leise zu mir. Plötzlich wurde vor ihnen wie aus weiter Ferne gesungen: „Freut" — dann spät „euch des" — endlich „Lebens".

„Das ist aus dem Gottesacker das Echo," sagte Idoine und suchte zur Rückkehr zu bereden. „Echo, Mondschein und Gottesacker zusammen," fuhr sie scherzend fort, „sind wohl zu stark für Frauenherzen."

Sollte dieser dichterische, Tod und Lebensfreude bindende Einfall noch einer musikalischen Parallele bedürfen, dann ist der Augenblick einer apokryphen Anekdote günstig. Bediene ich mich ihrer, so geschieht es aus einer bei so langer Beschäftigung jedes Maß verlierenden zärtlichen Überschätzung des Gegenstandes. Sehe man sie mir nach! Nun, ein Hochgefürsteter pfeift das „Freut euch des Lebens" vor sich hin. Es ist Metternich. Vielleicht pfeift er, um Gedanken zu verbergen und Worte zu verhüten. Rossini ist bei ihm, merkt auf. Notiert sich die Melodie. Metternich fragt ihn überrascht: „Was werden Sie aus diesem Fetzen von einer Melodie komponieren?"

Rossini prompt und feierlich: „Una marcia funebre!"

Die Wahrheit ist, daß Rossini eine Zeitlang besessen ist von der Melodie. Sie wird ihm ein Vorwand zu ‚Solfèges'. Es ist ein belustigender Gedanke, daß diese Übungen die Sängerkehlen geschmeidig machen. Und vor allem! Das einfache Lied flattert durch die ganze Oper ‚Semiramis' hindurch. Auch in der Ouvertüre der ‚Semiramis' kehrt es prickelnd, ja mit Verve wieder. Was will man noch mehr als solche Weltzusammenhänge eines Züricher Liedes mit Rossini, Semiramis und den hängenden Gärten von Babylon?

Nach so vielen Kehren und Abwegen zurück zum Text des Liedes! Zweifellos hat

Digitized by Google

der erste Vers „Freut euch des Lebens“ mit seiner resoluten Einladung zum Frohmut der Leutseligkeit des Liedes geholfen. Kann man die Einladung schlichter ergehen lassen? Und treuherziger begründen: „Weil noch das Lämpchen glüht“? Dies vieldeutbare Lämpchen! Ist es das den Liebenden gewogene Lämpchen? Oder mahnt es die beim Becherlupf Versessenen? Oder ist nur unsere Lebensglut gemeint? Über die Unschuld dieses Lämpchens ließe sich streiten. Ein Herren-Klub, so sagten wir, hat das Lied zuerst gesungen. Daher ist immer die Rede von Bruderschaft. Aber in der einzig noch erhaltenen Abschrift Usteris entdecken wir plötzlich, daß der vorsorgliche und galante Dichter, als habe er es für ein Damenkränzlein abgeschrieben, auch einmal die „Schwestern“ aufruft. Und zudem, der Anfang belehrt uns gleich durch die Blume, welche Wesen beizeiten zu pflücken sind! „Pflücket die Rose, eh' sie verblüht!“ Das wissen wir vom erglühenden Verehrer Julias, von Romeo: „Was uns Rose heißt, wie es auch hieße, würde lieblich duften.“ Das Veilchen in der zweiten Strophe, das mancher unbemerkt am Wege blühen läßt, hat Usteri wohl nur bemerkt, weil es eben vor ihm Goethe und Mozart bemerkten. Und der erste Vers der dritten Strophe: „Wer Redlichkeit und Treue übt?“ Hat er sich den nicht bei Hölty geborgt aus dem ‚Lied eines Landmanns an seinen Sohn,' das uns wohlvertraute Wort ‚Üb' immer Treu und Redlichkeit?' Und die zwei einzigen sogenannten schmückenden Beiwörter, die Usteri verwendet — einmal spricht er von goldnen Früchten. Das ist Goethisch — das andere Mal von holder Freundschaft, und das ist nicht neu — sind also diese Beiwörter originell? Nein, aber originell ist, daß das Gedicht mit dieser einzigen schmückenden Mitgift dennoch so glückselig wurde. Wie artig und human, ganz im Tonfall des Matthias Claudius, ist das mitfühlende Wort „Wer Redlichkeit und Treue übt und gern dem ärmern Bruder gibt,“ und wie hübsch genützt ist der Lobpreis der Genügsamkeit in den Verkleinerungsformen: Gärtchen, Bäumchen. Das ist schon artiges Biedermeier im Ausdruck. Unser ist dann ein Lächeln, wenn Usteri, sagen wir, großartig wird und auf das Wirrsal der Revolution anspielt. Eine köstliche Strophe, die sänftiglich beginnt, im zweiten Vers donnert und im vierten schon wieder die herzlichste Beruhigung der Gemüter ist:

„Wenn rings die Schöpfung sich verhüllt,
Und lauter Donner ob uns brüllt,
So scheint am Abend nach dem Sturm,
Die Sonne doch so schön.“

Das ist gewiß keine überwältigende Versicherung, denn von der Sonne wissen wir's:

„Wie ist sie doch in ihrem Lauf
So unverzagt und munter!
Geht alle Morgen richtig auf,
Und alle Abend unter.“

Aber eine nicht verwunderliche Bestätigung bekommen wir aus dem Lied der Freude, daß fünf von den sieben Strophen uns über das Leben aussagen, daß es, wenn es schön gewesen, Mühsal und Arbeit gewesen.

Wovon ist die Rede? In der ersten Strophe Sorg und Müh, in der zweiten dräuendes Chaos, in der dritten Neid und Mißgunst, in der fünften Mißgeschick und Plage, in der sechsten Tränen und Grab. So ist das Leid keineswegs ganz unbekümmert.

Überschätze ich nun nicht doch das Lied, indem ich seinen Ernst betone? Verhehle ich etwa seinen unaufhaltsamen Fall von der Banalität zur Trivialität? Aber so erdreiste ich mich zu sagen: Wie in allen Figurationen der Musik der Terzengang eine Schmach, aber auch wieder ein Wohlgefallen sein kann, so ist es mit dem ureinfältigen Wort des Dichters. Wir wären ohne diese Einfalt ärmer, wie wir es wären, wenn mit einemmal die Musik die Seligkeit und Niedrigkeit des Terzenganges verlöre, um mich eines Bildes unzulänglich zu bedienen. Auch der hochgestimmte Mensch hat seinen Augenblick (sogar im Plural), wo er es unbescheiden fände, seine Fröhlichkeit des Herzens gleich mit Schillers ‚Freude, schöner Götterfunken' und mit Beethoven zu instrumentieren. Oh, glaube man nicht, daß der höhere Mensch nicht auch dem Einfachen seinen Sinn zuneige.

Unter Beethovens Skizzen notiert Friedländer einen Kanon von 1823, also gerade aus der Vollendungszeit der IX. Sinfonie. Beethoven ruft darin nicht die Tochter aus Elysium an; nein, er vertraulicht sogar das „Freut euch des Lebens,“ indem er ihm die Überschrift gibt: „Freu dich des Lebens.“ Wäre es vermessen, zu wähnen, der titanische Mensch habe in der grenzenlosen Beseligung durch das Schillersche ‚Lied an die Freude' in den Intervallen nach höchster Erregung auch die einfache Weise des Volkes menschlich schön und er mit ihr zur Erde zurück gefunden? Ich möchte mir damit eine letzte Erlaubnis erlisten, den großartigsten Rundgesang des 18. Jahrhunderts mit dem einfachsten eine Gedankenlänge lang zu vergleichen: Großes und Kleines! Usteris Niedlichkeiten, seine Verkleinerungsformen sind erwähnt worden. Man halte nur die Anfänge zusammen, wie zeitloses Biedermeier zu klassischer, wenn auch noch morgendlicher Klassik steht: „Freut euch des Lebens“ — „Seid umschlungen, Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt.“ — Erinnere man sich, wie in Usteris Lied der Traube goldenes Blut vergossen wurde, während Schiller ohne Champagner die Strophe aufschäumen läßt, rauschend und berauschend:

„Freude sprudelt in Pokalen,
In der Traube goldnem Blut
Trinken Sanftmut Kannibalen,
Der Verzweiflung Heldenmut.“

Digitized by Google

Ein Lied der Freundschaft ist beiden das Lied an die Freude. Usteri bedenkt mehr praktischnüchtern ihren Wert:

„Und wenn der Pfad sich furchtbar engt,
Und Mißgeschick uns plagt und drängt,
So reicht die holde Freundschaft stets
Dem Redlichen die Hand.“

Schiller, sie nimmermehr um irdischer Vorteile willen preisend, feiert den „großen Wurf, eines Freundes Freund zu sein, wer ein holdes Weib errungen, mische seinen Jubel ein“. Doch so sei der Vergleich nicht gerundet, um das liebliche mit dem gewaltigen Lied zu zerschmettern.

Ein Lied wie das „Freut euch des Lebens“ wäre längst verblichen, wenn allen guten Geistern die IX. Sinfonie gehörte, wenn sie nicht nur ein Volks-, sondern ein Völkerlied würde. Ein Glück, daß es alltägliche Lieder gibt zur Schonung der weihetäglichen, daß auch die Mehrheit, die die Nüchternheit ist, ehrlich zugibt, daß es zum Götterfunken nicht, aber zur Rose und zum Veilchen langt. Ihrer ist das „Freut euch des Leben“. Und wenn sie sich wie Saul den David ‚sauer‘ ansehen, so singt ein David das herzliche Lied und er bricht den Spießen der Spießer die Spitze ab.

„Freut euch des Lebens“ steht noch im Schulgesangbuch. Wird mehr gekräht als gesungen. Doch auch Schillers Lied ist einmal gebrüllt worden von einer tobenden Schar von Zechern. Einer schlug vor, es in die Sternennacht hinauszusingen. Da springt ein anderer auf: „Unterstehe sich keiner, es zu singen, bevor wir am kastalischen Quell — er meinte den Dorfbrunnen — Gesicht und Hände rein gewaschen.“ Und sie kühlten die Stirnen, sangen es makellos und reinen Herzens. Bei der Stelle „Dieses Glas dem guten Geist“ traten dem Jüngling Tränen in die Augen, er hebt den Becher in überseligem Entzücken und brüllt das Lied mit Macht über das erschrockene stille Land. Es war der Student Friedrich Hölderlin.

Eine solche hinreißende Huldigung hat Martin Usteris Lied nie begehren noch erfahren können. Eine schlichte Danksagung aber hat es wohl verdient. Und so mag zum Schlusse zur Vertiefung doch noch einmal zu den Müttern hinabgestiegen werden. In der Tat hat Goethes Mutter den Sinn des Liedes beglückend gedeutet: „Ich freue mich des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht — suche keine Dornen—habe die kleinen Freuden — sind die Türen niedrig, so bücke ich mich — kann ich den Stein aus dem Wege tun, so tue ich es — ist er zu schwer, so gehe ich um ihn herum — und so finde ich alle Tage etwas, was mich freut.“

Wohl der Zeit und dem Volke, wenn es ihm wieder leicht wird, Usteris kategorischem Imperativ „Freut euch des Lebens“ nachzuleben!

Blätterfall. Von Julius Havemann

Nun hebt das Herbsten still und golden an.
Es raschelt dürr und schreckhaft in den Zweigen.
Mir nah am Ohr der kleine Geigenmann
Läßt ab, sein feines, feines Lied zu geigen,

Und zuckt hinweg, eh' ich ihm Lob gesagt.
Nervös, Herr Gott! sind einmal Virtuosen.
Er schwärmte sonnenfroh und unverzagt
Den letzten Gruß an junge Sommerrosen.

Das klang: O, süße Seele, segne mich!
Von Sonnenlust sei dir ein Lied gesungen —
Bis nah — so nah der Tod vorüberstrich
Mit dürrem Schritt. Da war der Traum verklungen.

Die Blätter taumeln — regnen ohne Halt.
Verdorrte Frühlingsträume — totes Hoffen.
Die Sonne streicht durch den erhellten Wald:
Nun, Pilger, liegt der Himmel vor dir offen!

Am Kamin. Von Eberhart v. Zelewski-Waldenburg

Rauschend geht der Regen nieder.
Um die Zinnen, um die Türme
Schrillen kalte Spätherbststürme
Wodes wilde Weidmannslieder.

So mag ich im Sessel liegen,
Auf den Knien leis dich wiegen,
Liebste, wenn die Funken fliegen.
Rotauf glüht die alte Truhe.

Auf dem dicken Fell indessen
Liegt der Maupassant vergessen,
Wenn sich Lipp' auf Lippe pressen.
Klirrt der Harnisch leis im Dunkel?...

Digitized by Google

Karsten Deichfahrer

Von Wilhelm Lobsien

Der weite, grüne Koog schlief im Nebel. Wie eine graue Decke lag der feuchtkalte Dunst auf den flachen Fennen. Als aber im Osten, über der Geest, ein heller Schimmer am Morgenhimmel emporkroch, machte sich ein leichter Wind auf und trieb den Nebel wie eine flüchtige Lämmerherde vor sich her über den hohen Seedeich ins Wattenmeer hinaus. Da reckten sich in der ganzen Marsch die dunklen Werften mit ihren großen, strohgedeckten Höfen, die breiten Wassergräben blitzten im jungen Morgenlicht tagselig auf, und auf allen Weiden streckten sich die Rinder und begannen schnaubend und prustend ihr Morgenmahl. Sonst aber war Stille weit und breit.

Hart und trotzig an den Deich gelehnt lag Karsten Deichfahrers Hof, von einer breiten Gracht umgeben; aber die weiße Brücke, die hinüberführte, war brüchig und schief, und das moosbedeckte Strohdach hing hier und da verdrossen und zerfetzt herab, als wollte es auf den schmutzigen, ungepflegten Hof hinunterrutschen. Noch schlief der ganze Hof. Jep, der Knecht, hatte seinen Herrn spät in der Nacht ins Bett gebracht, die von wilder Deichfahrt völlig verschwitzten Pferde abgeschirrt und in den Stall geführt, und reckte sich nun wohlig, weil er die Gewißheit hatte, daß Karsten Deichfahrer so bald nicht aufstehen würde. Er kannte diese tollen Fahrten. Fast täglich fuhr Karsten in der Dämmerung nach dem fernen Dorfe, um in der Nacht völlig betrunken in rasender Fahrt auf dem Deich nach Hause zu kehren. Ein Glück war es, daß die Pferde den Weg kannten, sonst hätte er wohl eines Tages seinen Herrn mit zerbrochenem Genick aus dem Deichgraben ziehen können. Und alles wegen Sabine Möller. Aber das ging ihn nichts an, und so wandte er sich noch einmal in seinem krachenden Bett um und schlief weiter. Was ging sie hier draußen der frühe Morgen an? Sie bauten kein Korn, sondern weideten nur Ochsen und Schafe, und die hüteten sich auf den Marschwiesen und auf dem Vorland selbst.

So konnte auch Karsten Deichfahrer ruhig bis in den hellen Tag hineinschlafen, und er tat es auch so laut und vernehmlich, daß sein Schnauben und Schnarchen durch das offene Fenster seiner Schlafstube über den ganzen Hofplatz scholl. Aber heute wälzte er sich oft unruhig hin und her, als quäle ihn etwas, und als er wieder einmal erwachte, sprang er hastig aus den Kissen, gähnte, daß es wie Hundegeheul klang, zog seine Hose an und ging barfüßig auf den Hofplatz hinaus. Dort stand er nun, schaute mit müden Augen bald in den Morgenhimmel hinauf, bald über seinen verwahrlosten Hof und brüllte dann mit Donnerstimme: „Jep! Jep!“ Und als der Knecht nicht gleich erschien, noch lauter: „Jep! Verdammte Bummelei!“

Da stürmte Jep noch unbekleidet auch schon heraus.

„Hast du weiter nichts zu tun, als zu schlafen? Ist ja eine elende Zucht auf dem Hofe! Bin ich spät oder früh nach Hause gekommen?“

„Das kommt drauf an, wie man es nennt.“

„War ich nüchtern oder besoffen?“

„Wie immer, Herr.“

„Na, also! Ran an die Pumpe!“

Damit warf er auch schon Hemd und Hose ab und bückte den starken teepunschheißen Körper unter das Pumpenrohr, während Jep den Pumpenschwengel in Bewegung setzte, daß das eiskalte Wasser auf dem blanken Bauernrücken verspritzte.

„Feste! Feste!“ brüllte Karsten und prustete wie ein Seehund, wenn ihm die Strahlen durch das wirre Haar ins Gesicht rannen.

„Noch mehr?“ fragte Jep verzagt.

„Jawohl, so lange mir's gefällt. Ich bin Herr auf dem Hofe!“

Und dann rauschte die kalte Flut ununterbrochen herab, bis sie die letzten Spuren der durchschwärmten Nacht aus dem harten Bauernschädel vertrieben hatte.

„Das nennt man seiner Gesundheit leben, Jep; aber davon habt ihr armseligen Kreaturen ja keine Ahnung. Wer ist der einzige Kerl im ganzen Koog? Ich, Karsten Deichfahrer. Wenn ich will, siehst du, so —“

Damit knipste er mit Daumen und Zeigefinger, als wolle er ein Insekt zerdrücken — „siehst du, so quetsch' ich euch alle zu Brei, ihr armseligen Stackels.“

Jep sah ihn grinsend an: „Jawohl, bei Tage.“

„Bei Tage? So? Da hättest du mich in der letzten Nacht sehen sollen. Alle lagen unterm Tisch, Amtsrichter und Apotheker mit. Aber wer stand aufrecht? Karsten Deichfahrer! Jawohl! Mir soll mal einer kommen. So, siehst du, so,“ und wieder knipste er mit Daumen und Zeigefinger und ging dann ins Haus, um sich von der alten Magd das Frühstück geben zu lassen. Mit

Digitized by Google

den alten zittrigen Händen stellte sie alles zurecht und blieb dann krumm und verschüchtert vor ihm stehen.

„Ist schon gut, Trina, ich weiß, was du sagen willst: Wenn das Vater und Mutter erlebt hätten! Ist schon gut, Trina, haben's ja nicht erlebt, und damit basta!“

„Aber das kann doch so nicht weitergehn, Karsten. Ich sag' immer . . .“

„Es muß eine Frau auf den Hof,“ unterbrach er sie und schob sie mit starken Armen hinaus. Aber als er an den Tisch zurückging, war sein Gang schwer und schleppend und ein Stöhnen kam aus seiner breiten Brust. Hastig schlang er einige Bissen hinunter, zündete sich seine mit Silber beschlagene Meerschaumpfeife an, ging hinaus, ergriff den langen Springstock, der an der Hausmauer lehnte und schritt über die Brücke auf die Fennen hinaus. Zum erstenmal nach vielen wilden Jahren sah er, wie verwahrlost alles aussah und mußte plötzlich daran denken, wie blitzblank früher alles gewesen war. Aber er wollte das alles nicht sehen, setzte in hohem Schwung über einen Graben und schritt dem Deiche zu.

Vor den Spuren seiner nächtlichen Heimfahrt blieb er stehen. Hart an der Deichkante hatten die Wagenräder die Grasnarbe aufgewühlt. Herrgott, war das eine tolle Fahrt gewesen. Nur um Haaresbreite war er dem Absturz entgangen. Die Hufe hatten sich tief in den Boden eingegraben; er mußte in rasendem Galopp gefahren sein.

Karsten Deichfahrer nannten sie ihn. Er lachte bitter auf. Im ganzen Koog sprachen sie von ihm und seinen wilden Fahrten, seinen Saufgelagen ringsum, seinen Prahlereien, am meisten aber doch von seinen Galoppaden über die nachtdunklen Deiche, und mehr als einmal stand ein Verwundern in den Gesichtern, wenn er am Tage nach solcher Fahrt wieder ins Dorf hineinfuhr, weil alle glaubten, er habe sich nun endlich das Genick gebrochen.

Was wußten sie alle davon, was ihn in sein wildes Leben hineingeworfen hatte und was ihn heute noch in diese Wildheit hineintrieb? Sie sahen ja nur den lachenden, singenden Wirtshaushelden in ihm, der seinen Stolz darin sah, immer der Letzte und Aufrechteste zu sein, der das Geld mit vollen Händen ausgab und dem das Leben scheinbar nichts anhaben konnte. Von seiner heimlichen Not wußten sie nichts, nichts von seinen langen Wanderungen über Vorland und Watt, wo er mit sich und seiner Einsamkeit rang und sein verpfuschtes Leben voll Ekel verfluchte. Nein, davon wußten sie nichts, und sie sollten auch nichts davon wissen, und darum versteckte er es hinter seinem schütternden Lachen und herausfordernden Prahlen, versteckte es so sicher und tief, daß er selbst es durch Tage hindurch vergaß.

Heute aber konnte er es nicht vergessen, es stand groß und drohend neben ihm und bedrückte sein ganzes Wesen so, daß der große Mensch ganz in sich zusammenkroch und sich mit beiden Händen an den Springstock klammerte, weil er meinte, er müsse sonst zusammenbrechen. Suchend gingen seine Augen über den Koog, streiften die fernen Dörfer und blieben schließlich an einem baumüberrauschten Bauernhofe hängen, der, weiter im Norden, sich wie sein eigener dicht an den Deich lehnte. An dem war er in der letzten Nacht auch vorbeigebraust, daß die Hufe gedonnert hatten. Ob sie ihn unter dem dichten Strohdach gehört hatten? Das Deichgras war weich, aber das Hufgetrappel scholl laut in der schlafenden Nacht . . .

Karsten Deichfahrer stieg langsam den Seedeich hinunter und ging auf das Vorland hinaus. Er wollte den Hof nicht mehr sehn und konnte es doch nicht verhindern, daß all seine Gedanken immer wieder über den Deich in den Koog liefen und den großen, baumüberschatteten Hof umkreisten, in dem Sabine Möller zu Hause war.

Seit gestern war sie wieder im Koog. Er hatte sie durchs Dorf fahren sehen, strahlend in ihrer stolzen Schönheit. Ein rascher Blick hatte ihn gestreift, als er sich, durch das Pferdegetrappel verlockt, ans Fenster der Wirtsstube gestellt hatte. O, er spürte noch jetzt die Flamme brennen, die ihm heiß bis in die Stirn geschossen war, er fühlte noch in dieser Stunde die Blicke all der andern wie Messerstiche an seinem ganzen Körper, die scharfen, spähenden Blicke, als er plötzlich zusammengezuckt und dann langsam und schwerfällig an den Tisch zurückgetreten war. Aber er hörte auch sein Prahlen, das gestern lauter denn je durch die Gaststube gegellt hatte, um all das andere zu ersticken. Er biß die Zähne zusammen und krauste die Stirn; aber dann lachte er plötzlich auf, schwang seinen Springstock über die Schulter und patschte über das weiche, schlammige Watt, um der kommenden Flut entgegenzugehn. Hier sah und hörte er nichts von der Welt, die hinter dem Deiche lag, hier umgab ihn nichts als die grenzenlose, menschenleere Weite, nichts als das ferne Rauschen der Flut, das Rufen der Möwen und das Singen des Windes, der vom Meere heraufkam und ihm die heiße Stirn kühlte.

Aber heute half ihm das alles nichts. Sein Wille war müde und schwach, er zwang seine Gedanken nicht, den Weg zu gehen, den

Digitized by Google

Abendsonne. Gemälde von Prof. Ernst Liebermann

Digitized by Google

Digitized by Google

er ihnen wies; sie liefen immer wie aufgescheuchte Vögel nach allen Winden, bis sie sich alle wieder auf einem Wege zusammenfanden, — und der führte zu Sabine Möller und führte weit zurück und übersprang drei wilde, tolle Jahre, in denen er in Schmutz und Schlamm gewatet hatte.

Die Flut stieg höher und höher und zwang Karsten Deichfahrer zur Umkehr. Aber die Gedanken kehrten mit ihm um und blieben bei ihm. Da ließ er sie, ging mit gesenktem Kopf, den Springstock müde hinter sich herschleppend, und lauschte seinem harten, wilden, mißtönenden Lebenslied.

Der letzte Abend mit Sabine Möller stand vor ihm.

Vor drei Jahren war es. Er liebte Sabine Möller schon von seiner Knabenzeit her, und aus dieser Kinderfreundschaft wurde später die starke, verlangende Liebe des Mannes. Der ganze Koog wußte es, und der ganze Koog glaubte auch, daß die beiden herrischen Menschen ein Paar werden würden. Aber wie oft Karsten um Sabine geworben, wie oft er sich vor ihr gedemütigt hatte, wie oft sie ihn halb an sich gezogen, halb abgewiesen hatte, davon wußte keiner, und darum wunderten sich alle darüber, daß sich die Verbindung zwischen den beiden Deichhöfen so lange hinauszögerte. Versteckter und offener Spott wurde laut, wo Karsten sich sehen ließ, bis eines Tages die Kunde durch den Koog lief, daß Sabine Möller nach Kopenhagen ginge, wo eine Verwandte von ihr wohnte, die ihre alten Tage durch die Nähe frischer, lachender Jugend durchsonnen wollte. Karsten war im Dorfe, als er das Gerücht hörte; es schwirrte wie ein Fliegenschwarm durch die Gaststube, in der die jungen Bauernsöhne saßen. Jedem Ankommenden wurde es entgegengerufen oder jeder Ankommende rief es den Anwesenden zu, und jeder schielte dabei zu Karsten hinüber, um die Wirkung der Nachricht auf ihn zu erforschen. Der aber saß wie immer am Fenster und tat gleichgültig, trotzdem es in ihm wühlte wie Brecher und Brandung am Deich. Endlich erhob er sich und verlangte laut und herrisch, daß seine Pferde angeschirrt würden. Dann ging er hinaus. Als er mitten auf der Diele war, blieb er stehen und zündete umständlich seine Pfeife an, wobei seine Augen mit leichtem Hohn die jungen Burschen der Reihe nach streiften. Die sollten ihm nicht ins Herz sehen, die nicht. Mit lachender Hand durchschlug er die Qualmwolke, die ihn umgab und sagte mit seiner harten, lauten Stimme: „Und das wißt ihr erst heute? Und macht ein Wesen davon, als ob wer weiß was passieren sollte? Sind doch wohl auch früher schon Koogsmädchen auf einige Jahre aus der Marsch fortgegangen."

„Gleich auf einige Jahre?" rief ihm einer zu.

„Jawohl," antwortete er, obwohl er es nicht wußte, und in demselben Augenblick schlug es ihn, daß es Wahrheit sein könne, was er eben gesagt. Das machte ihn plötzlich stumm und schwerfällig. Er drückte die Mütze in die Stirn und ging hinaus. Gleich darauf hörten sie ihn die Dorfstraße entlangbrausen. Er wußte selber nicht, wohin er wollte und wohin er lenkte. Sein Blut raste und kochte. Zorn und Scham, Liebe, Eifersucht und brennendes Verlangen, alles durchbrauste ihn wie Novembersturm und brüllende See. Er jagte mit donnernden Hufen durch den Koog. Dann trieb seine Peitsche die schweißnassen Gäule den Sommerdeich hinauf und auf diesem entlang zum hohen Seedeich. Hier hielt er einen Augenblick inne und wußte nicht, ob er nach Norden in die Deichwirtschaft oder nach Sabine Möllers Hof fahren wollte. Ohne zu wissen, daß er es tat, lenkte er nach Süden, wo der große Hof sein Strohdach über den Deichkamm hob. Und wieder keuchten und rasten die Pferde unter seinen Peitschenhieben. Aber allmählich ließ er sie langsamer laufen, bis sie endlich in Schritt fielen und dann nach kurzem Zügelruck standen. Er überließ die Tiere sich selbst und schritt den Deich hinunter, stand eine Weile im Schatten der rauschenden Ulmen und ging dann zögernd über die Grachtbrücke. Als er auf die Haustür zuschritt, riß er sich zusammen, ging hastiger, stieß mit hartem Griff die Tür auf und stand dann breitbeinig und herrisch vor Sabine Möller.

„Du gehst fort, Sabine?" fuhr er sie hart und rauh an.

„Was weißt du davon?"

„Der ganze Koog spricht davon."

„Und was geht's dich an, Karsten? Hab' ich dich zu fragen?"

Er streckte ihr die Hände entgegen und ging auf sie zu, doch sie wich langsam vor ihm zurück und lehnte sich gegen die Wand; aber er sah, daß er keine Macht über sie hatte. Da wurde er kleinmütig, sein lautes Wesen fiel von ihm ab, und seine Stimme nahm einen leisen Klang an.

„Sabine, du weißt doch —"

Die Worte kamen ihm nur stockend über die Lippen, und ein unruhiges Flackern stand in seinen Augen.

„Was weiß ich, Karsten?"

„Ich hab' es dir doch so oft gesagt, daß ich dich lieb habe, Sabine."

„Ja, Karsten Deichfahrer, gesagt hast du

Digitized by Google

es mir oft, aber nie gezeigt. Oder sollte all dein Prahlen und Herumrasen durch den Koog deine Liebe beweisen?"

„Du weißt doch, wie das alles gekommen ist und daß alles in deiner Hand liegt," kam es bitter aus ihm heraus, „du hast mich doch in der Hand, du, du ganz allein."

Sie ging ein paar Schritte auf ihn zu und tat, als wolle sie ihm die Hand auf die Schulter legen; aber lässig ließ sie sie wieder sinken und wandte sich ab.

„Zum Spott hast du dich gemacht den ganzen Deich entlang und mich mit. Jawohl, mich mit, Karsten. Dazu bin ich zu gut! Ich will nicht in einem Atem mit einem Prahlhans und Verschwender genannt werden."

„Sabine!" fuhr er auf und packte ihre Handgelenke, „Sabine, ich lass' mich auch von dir nicht beschimpfen."

„Laß mich los!"

„Nein! Wir beide gehören zusammen!"

Er umklammerte sie und bedeckte ihr Gesicht mit wilden Küssen. Mit aller Kraft rang sie mit ihm und schlug ihn ins Gesicht, daß er zurücktaumelte.

„Hinaus, du Lump, oder ich lasse den Hund von der Kette!"

Hochaufgerichtet stand sie vor ihm und wies mit ausgestreckter Hand nach der Tür.

„Hinaus, sage ich dir! Oder soll ich die Knechte rufen?"

Da schlich Karsten Deichfahrer hinaus.

Er sah nicht, wie Sabine auf der Dielenbank zusammenbrach und die Hände vors Gesicht schlug, sah auch nicht, wie sie aufsprang und den Kopf ans Fenster preßte, als er den Wagen bestieg und den Deich entlangdonnerte, und hörte nicht die zitternde Angst, die aus ihren Worten schrie, als sie immer wieder vor sich hinflüsterte: „Fahr langsam, Karsten, fahr langsam."

Karsten Deichfahrer sah und hörte das alles nicht, sondern raste durch den Koog . . .

Das war nun drei Jahre her, und heute war Sabine Möller wieder da.

Vor einigen Tagen war sie zurückgekehrt, und übermorgen wollte sie am Fest der Koogsbauern, das alljährlich drüben im Dorfe gefeiert wurde, teilnehmen.

Der ganze Koog war voll davon und freute sich.

Nur Karsten, der einsam aus dem Watt heraufkam und dem Deich entgegenschritt, wußte nichts von Freude, sondern stöhnte schwer und tief und ging langsam und gebückt, als trüge er eine schwere Last, durch das weiche Gras.

Drüben, wo Sabine Möllers Hof lag, sah er Rauch aufsteigen und über den Deich wirbeln. Er wollte nicht hinsehen und hatte sich doch nicht in der Gewalt, ließ sich treiben und drängen und stand schließlich auf dem Deichkamm und blickte wieder unverwandt nach Norden. Von seinem Hofe aus sahen ihn Jep und Trina stehen wie einen Pfahl, steif und starr, scharf sich gegen den hellen Himmel abhebend, und wußten beide, was ihm ins Blut gefahren war und fürchteten die kommenden Tage und Nächte.

Eine Weile später stieg Karsten eilig den Deich hinunter, übersprang mit seinem Springstock die Gräben, vermied durch einen weiten Sprung sogar die Brücke, stand, schneller als Jep es gedacht, auf dem Hofplatz und rief: „Jep, die Pferde! Aber schnell!"

Und dann donnerte sein Wagen über das holprige Pflaster, über die zitternde Brücke und in die grüne, schweigende Marsch hinaus. Er trieb die Pferde zu immer schnellerem Laufen an, als könnte er dem allen entrinnen, was in ihm wühlte, und merkte doch bald, daß es übermächtig war und nicht von ihm ließ. Da ließ er die Peitsche sinken und ward sich dessen kaum bewußt, daß die abgehetzten Pferde vom schnellen Lauf ließen und endlich in einen langsamen Schritt fielen.

Ein Kleiarbeiter kam vorbei und sah Karsten zusammengesunken auf dem Wagenstuhl sitzen und hielt die Rosse an. Karsten schrak auf und sah den Mann seltsam und erdenfern an. Dann glitt ein irres Lächeln über sein Gesicht; er nickte dem vor ihm Stehenden müde zu und sprach: „Ihr seid es im Koog nicht gewohnt, daß Karsten Deichfahrer Schritt fährt, was? Aber er kann auch so."

Und dann trieb er die Tiere an und fuhr langsam weiter. Das Dorf mied er und war schon nach einigen Stunden wieder zu Hause.

Auch am nächsten Tage hielt er sich zu Hause, ging unruhig durch alle Stuben und Ställe oder um den Hof herum, stieg ein paarmal auf den Deich hinauf, um über See und Koog zu schauen, schalt mit Jep und Trina und hockte dann wieder, in dichte Rauchwolken gehüllt, im Lehnstuhl und starrte schweigend vor sich hin. Tausend Gedanken durchwirbelten ihn, führten und drängten nach allen Winden und fanden sich doch immer bei dem einen Satz: Sabine Möller ist wieder im Koog!

Plötzlich sprang er auf und ging mit schweren Schritten hin und her. Sabine Möllers Hand brannte ihm wieder auf der Wange, aber heißer und tiefer noch brannte die Scham darüber, daß sie ihn wie einen verlorenen Lumpen hinausgeworfen hatte.

„Jep!" schrie er zum Fenster hinaus, „die Pferde!"

Aber als der Wagen bespannt auf dem Hofplatz stand, besann er sich und befahl, die

Digitized by Google

Pferde wieder in den Stall zu führen. — Nein, nicht so, nicht so. Aber rächen wollte er sich. Büßen sollte Sabine Möller, was sie ihm angetan hatte. Vor dem ganzen Koog wollte er sie bloßstellen, so oder so, und darum beschloß er, das Koogsfest zu besuchen und dort mit Sabine abzurechnen. Klein, ganz klein sollte sie werden, die sich so stolz vor ihm aufgereckt hatte. Der Gedanke daran gab ihm für einige Stunden eine gewisse Leichtigkeit; aber gegen Abend kamen wieder dunkle Träume und umschwirrten ihn wie schwarze Vögel, daß er unruhig wurde und wieder auf das Vorland hinausging, wo er sich stundenlang umhertrieb und mit seinen schweren Gedanken und Träumen rang.

In der Dämmerung des andern Tages ließ er anspannen. Die Pferde, die zwei Tage im Stall gestanden hatten, tanzten unter dem blanken, mit Silber beschlagenen Geschirr, daß er seine Lust daran hatte und die Peitsche knallen ließ. Aber es bedurfte des Antriebs nicht; die Tiere flitzten pfeilgeschwind den Deich entlang, an Sabine Möllers Hof vorbei und dann den Koogsweg entlang ins Dorf. Von allen Höfen kamen die jungen Koogsbauern angefahren, dem gleichen Ziele entgegen, und Lachen und Lust klang durch die ganze Marsch. Karsten Deichfahrer aber sauste an allen vorbei. Er saß nicht mehr, sondern stand aufgerichtet im Wagen, die Stirn gekraust, die Lippen zusammengepreßt, so daß sein Gesicht verzerrt erschien; aber seine Augen glühten, und seine Peitsche zerriß mit pfeifendem Laut die laue Dämmerluft. Einige Mädchen sahen ihm verzückt nach; aber die Männer schüttelten unwillig die Köpfe: wohin sollte diese Wildheit führen.

Als Karsten aber in der Dorfwirtschaft war, schien alles von ihm abgefallen zu sein. Er saß still auf dem Platz, den er immer einzunehmen pflegte und blickte durch die offene Tür in den Saal hinein, der sich mehr und mehr von lachenden, schwatzenden Menschen füllte.

Auf einmal zuckte er zusammen, — er hatte Sabine Möller gesehn.

Steil auf richtete er sich, und seine Augen waren weit aufgerissen. Das war Sabine Möller? Wie schön sie war, schöner noch als früher, weil etwas Neues, Fremdes aus ihr sprach, das er sonst nie an ihr gesehen hatte.

Nun sah auch sie ihn, und ein feines Rot huschte blitzschnell über ihre blassen Wangen.

Ein neuer Schwarm von Gästen trat ein und stand wie eine Mauer zwischen den beiden. Da sackte Karsten scheinbar in seine Teilnahmlosigkeit zurück, sprach dann und wann ein Wort mit den Nachbarn oder blickte zum Fenster hinaus. Der Teepunsch, der duftend und dampfend vor ihm stand, wurde kalt; Karsten rührte ihn nicht an, nicht aus bewußter Absicht, sondern weil er mit all seinen Gedanken anderswo war.

Im Saal begann die Musik; das Schurren und Stampfen der Tänzer drang laut zu ihm her. Und doch hörte er es nur undeutlich, wie fernes, verworrenes Brausen; denn in ihm war nur eins lebendig und bewußt: Sabine! Sabine Möller! Die so schön war wie nie und die er liebte wie noch nie. Sabine Möller, die ihn wie einen Hund vom Hofe gejagt hatte. Er stand auf und ging in den Saal, ging groß und langsam, mit ruhig suchenden Augen. In der Nähe von Sabine ließ er sich an einem freien Tisch nieder, tat aber, als sähe er sie nicht, sondern schickte seine Blicke hinter den Tänzern her. Und doch wußte er, daß alle auf ihn sahen, daß auch Sabine Möllers Augen oft wie flatternde Möwen um ihn herumirrten und dann an ihm hängen blieben. Er fühlte diese Blicke wie etwas Wesenhaftes, warf seinen Kopf zur Seite und tauchte dann seine eigenen, verlangenden Blicke tief und heiß in ihre erschreckten Augen. Eine Sekunde nur; dann blickte er vor sich nieder, weil er nicht wollte, daß andere in sie hineinsehen sollten.

So saß er eine lange Zeit. Ein irres Lächeln glitt über seine Züge. Wozu war er hergekommen? Um Sabine Möller zu demütigen? Und war doch jetzt so schwach, wehr- und waffenlos vor ihr, weil sein wildes, heißes Herz still und kindlich wurde in der Liebe zu ihr und in der Erkenntnis, daß seine Liebe alles andere in ihm leise und sacht zudeckte.

Langsam erhob er sich und ging wieder in die Gaststube zurück.

Der Abend kam; er saß noch immer da, bald von diesem, bald von jenem, dem seine Stille unheimlich war, angeredet, und immer lag ihm ein feines, halbverborgenes Lächeln um Augen und Mund.

Als es gegen Mitternacht ging, schritt Karsten noch einmal in den Saal hinein, langsam, von Tisch zu Tisch, lächelnd, grüßend, nickend. Vor Sabine Möller blieb er stehn.

„Guten Tag, Sabine. Bist du wieder im Koog?"

Sie antwortete ihm nicht und blickte vor sich hin.

„Du bist lange fort gewesen," sagte er mit tiefer Stimme.

„Ja, aber ich bin doch wiedergekommen," und sie lächelte leise.

„Hast du es schön gehabt?"

„Ich weiß es nicht, Karsten."

Digitized by Google

Dann schwiegen sie eine Weile; aber Sabine hatte sich erhoben und stand groß und schlank vor ihm.

„Du hast noch nicht getanzt, Karsten," sprach sie, und es war wie ein feines Zittern in ihrer Stimme.

„Wie weißt du das?"

„Ich suchte dich," kam es zögernd über ihre Lippen.

„Du mich? Sabine, du mich?"

Er hätte es beinahe laut herausgeschrien. Und dann faßte er das schöne, stolze Mädchen um den schlanken Leib und wirbelte mit ihr durch den Saal. Alles um ihn her versank in Nichts, all seine wilden Jahre tauchten unter in diesen Augenblicken hingebender Vergessenheit, und glückbesonnte Tage warfen ihren hellen Schein über sein ganzes Sein.

„Sabine," flüsterte er, „weder deine Pferde noch dein Wagen stehen im Stall. Mit wem bist du hergefahren?"

„Ich bin allein gekommen, Karsten, zu Fuß."

„Zu Fuß? Und mit wem fährst du heim?"

Sie sagte nichts, sondern schmiegte sich nur enger an ihn.

„Wagst du es mit mir? Mit dem Deichfahrer?"

Da blickte sie ihn groß und sicher an.

„Ja, Karsten Deichfahrer!"

„So komm!"

Die Sommernacht lag stumm und leuchtend über dem Koog, als sie heimfuhren, und tausend Sterne blühten auf dem weichen Grund des fernen Himmels.

Karsten Deichfahrer hängte die Zügel lose über den Arm und ließ die Pferde langsam gehn.

„Diese Straße bin ich deinetwegen oft gefahren, Sabine."

„Ich weiß es, Karsten."

„Und oft voll Bitterkeit und Zorn, Sabine."

„Ich weiß es. Und doch hab' ich dich immer lieb gehabt und hab' um dich gezittert und gebangt. Und dennoch schlug ich dich von mir."

„Laß das, Sabine," bat er und legte seinen Arm um ihre Schultern, „laß das alles vergessen sein."

„Nein, ich muß darüber mit dir reden. Denn sieh, bei all meiner Liebe war oft mein Herz voll Haß und Zorn. Ich haßte deine Wildheit und schämte mich deiner, wenn sie im Koog häßlich über dich sprachen; denn ich wollte dich groß und stark sehn! Ich wußte, daß du es innerlich auch warst; aber allmählich, je mehr man über dich und mich sprach, gewöhnte ich mich daran, dich mit den Augen der andern zu sehn, und so kam es, daß ich dich an dem Abend schlug, weil ich glaubte, du seist wirklich so wie man über dich im Koog sprach. Und dann ging ich fort. Es war gut so; denn da draußen unter all den vielen Menschen wurden meine Augen klar und sahen dich ganz anders. Ich hörte oft von dir, von deiner Wildheit und deinen tollen Fahrten; aber dennoch glaubte ich an dich."

Karsten Deichfahrer saß ganz still und blickte in tiefer Erschütterung vor sich hin.

Dann tastete er nach ihren Händen, hob sie langsam an seinen Mund und küßte sie lange und innig.

„Und heute, Sabine?"

Ganz leise sprach er es, und ebenso leise kam ihre Antwort: „Heute mehr als je."

„Du glaubst an mich, Sabine? Du glaubst immer noch an mich?"

Wie ein Jubelruf kam es ihm über die Lippen. Er schwang klatschend die Peitsche, zerrte am Zügel und jagte dann die harte, glatte Marschstraße entlang, daß die Felder wie im Wirbel vorüberflogen und der Klang der aufschlagenden Hufe weit durch die sommerstille Nacht scholl.

Entsetzt packte Sabine seinen Arm, um die wilde Fahrt zu bändigen; aber als sie das Lachen in seinen Augen sah, das strahlende, leuchtende Siegerlachen, da lehnte sie sich zurück mit geschlossenen Augen und überließ sich willig dem betäubenden und doch seligen Gefühl, in rasender Flucht dahinzujagen, umsaust von der lauen Sommerluft, überbraust vom schlagenden Hufgeklapper, und freute sich der ruhigen und sicheren Kraft, mit der er die Tiere in der Gewalt hatte.

Er machte einen Umweg; es war, als wollte er den ganzen Koog durchjagen.

Endlich standen die Tiere mit fliegenden Flanken vor Sabine Möllers Hof.

Karsten Deichfahrer sprang lachend vom Wagen und hob Sabine mit starken Armen herab, bog ihren Kopf zurück und sah sie mit ruhigen Augen an.

„Verzeih, Sabine! Einmal noch mußte es sein, einmal, zum letztenmal."

Innig umschlungen standen sie noch lange unter den dunklen Ulmen und küßten sich heiß und verlangend.

Dann schieden sie.

Als die Pferde anziehen wollten, ergriff sie noch einmal seine Hand.

„Fahr langsam, Karsten Deichfahrer," bat sie.

Er lächelte.

Und dann fuhr er langsam auf dem hohen Deich entlang nach Hause, ganz langsam, als führe er ein köstliches, zerbrechliches Gut.

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Hans Heinrich Ehrler: Elisabeths Opferung (Stuttgart 1924) — **Egas v. Wenden: Kolibri, ein Roman aus der Allerheiligenbucht** (München 1923) — **Ludwig Huna: Wieland der Schmied** (Leipzig 1924) — **Rudolf Presber: Die Zimmer der Frau von Sonnenfels** (Berlin 1924) — **Oskar Lang: Anton Bruckner** (München 1924)

Seit einer beträchtlichen Reihe von Jahren erinnere ich mich nicht einer so dürftigen Sommer- und Herbsternte auf dem (von unberufenen Händen immer noch mehr als von berufenen gepflügten) Felde des deutschen Schrifttums, wenigstens was seinen schönen und unterhaltenden Teil angeht. War Dürre, oder dauerndes Unwetter schuld? Zehrte Meltau oder Brand am Kern des Korns? Vielleicht waren es zum Teil Nachwirkungen gewisser schwarzer Käfer, welche scharenweise von Westen her ... Jedenfalls wird die Beobachtung, die wir hier machen, bestätigt durch den Jahresbericht des Verlegervereins, der für 1924 einen erheblichen Rückgang der Neuerscheinungen feststellt. Während das erste Vierteljahr 1923 noch 7196 Neuheiten zählte, brachte es die gleiche Zeitspanne dieses Jahres nur auf 4644 Bücher. Noch immer genug, wird mancher sagen. Wie man's nimmt. Jedenfalls war es bis dahin kein schlechtes Zeichen für die Kultur und den Unternehmungsgeist Deutschlands, daß es als einziges Land seine „Vorkriegszahl" an neuen Büchern wieder erreicht hatte. Jetzt aber fehlt dem Verleger das Kapital und damit das Wagnis (Geld ist nun einmal der stärkste Mutmacher), den Abnehmern die Kaufkraft. Zumal die Bücher infolge der hohen Kosten, die Druck, Papier und Einband noch immer heischen, für schmale Säckel zu hoch im Preise stehen.

Teuer in anderem Sinne ist mir der Dichter, der uns hier zuerst beschäftigen soll. **Hans Heinrich Ehrler** ist unseren Lesern bekannt und vertraut. Wir machten mit ihm seine „Reise ins Pfarrhaus", wir sahen uns aufmerksam bei ihm im „Hof des Patrizierhauses" um, wir lasen mit innerlicher Bereicherung seine Briefe vom Land und aus seinem Kloster. Jetzt zieht ein kleines, hübsch und farbenfroh gekleidetes, Bändchen magnetisch die Hand an: **Elisabeths Opferung**. Dieser Name ist der ersten Novelle des Buchs — im ganzen sind es ihrer acht — entlehnt. Sie handelt in der Hauptsache von einem Geistesgestörten. Aber nein, diese Vokabel paßt hier nicht ganz. Denn der Schriftsteller Johannes ist keineswegs, wie Lenau oder gar Nietzsche, zerrüttet im Hirn, er hat nur eine kleine geheimnisvolle Lücke im Denkwerk — bei Hölderlin wird es ähnlich gewesen sein. Denn wohl stockt mitunter die Erinnerung, wohl verwirrt sich einmal ein Satz, oder bleibt als Torso auf dem Papier stehen. Dafür leuchten andere Gedankenreihen überraschend in ihm auf, frischer und farbiger als vorher, gleich einer geschenkten Kette Geschmeides. Und bei einem Spaziergang erscheint ihm alles anders, gehobener und aus schöner Ferne, dann wieder leichter und freudig bis zum Spaßhaften. Und die Menschen! Er sieht sie vorübergehen und bemerkt doch, wie sie geschoben werden auf einem unsichtbaren Rollboden. Vermeidet schaut er Erzvater Noahs wunderlich gerettete Arche. „Er tupfte die Heiligen mit einem guten Gedanken." Als Fremdling geht er jetzt unter ihnen und hat sie doch lieber als vordem. „Sein Auge erkannte das ungeheure über die Hinsterbenden geworfene graue Netz der Gemeinschaft, das keiner von ihnen erkannte. Und es wäre die Erlösung, das Netz würde golden werden, wenn ihre Blicke es einmal zusammen träfen. Hepheta! Wer ihm Kraft gäbe!"

Glaubt nicht, daß ihm die Erinnerung fehle. Er sieht sich als Knaben andächtig in der Kirche, wenn die Orgel summt, benedeit im Farbenspiel eines gemalten Fensters. Und er denkt an die frühere Geliebte Elisabeth ... Er schreibt Bücher von fremdartigem Farbenglanz. „Ausgeklärte Geistigkeit, hochgefügte Gedankenstufen, von oben herableuchtende Gesichte geleiteten Scharen zu den Horizonten hinauf, wo der Fuß den Saum der letzten Fragen übertritt. Er blieb geborgen unter einem Decknamen . . . Der Ring der Zeiten schmolz. Er lebte in einer ewigen Gegenwart. Platon und Christus, Benedikt, Franz von Assisi, Petrarca, Dante und Goethe, die Erlauchten unter den Weisen und Heiligen, kamen zur Zwiesprache in seine Stube, und er atmete den Atem aller edlen Menschen . . . Wenn es mit tausend Beweisen ihm wegbewiesen worden wäre, er hatte das Geheimnis der zwei Reiche in sich erfahren und das Rätsel der Erscheinungen war ihm darin seraphisch auferhellt." Und oft geht wer ungesehen neben ihm. Er fühlt die Freundin. Fest in ihrem Vertrauen ist sie aus der Welt gegangen. Nach erschütterndem Wiedersehen hatte der unverrückbare Glaube, daß ein Mensch sich für den anderen stellvertretend hingeben und opfern könne, sie dazu geführt. Sie war Krankenschwester geworden,

Digitized by Google

hatte wie eine Heilige gelebt und gewirkt. Sie suchte die Stätten der schwersten Pflicht und den Winkel der tiefsten Demut. Und fand Bestätigung ihrer Vorstellungen in den zu Tag kommenden Werken des Freundes. Jetzt starb sie in der Seuchenabteilung eines Spitals.

Hans Heinrich Ehrler schreibt nicht für die vielen. Die Allgemeinheit sei ausdrücklich vor ihm gewarnt. Er eignet sich nicht für ein „interessantes" Tischgespräch, Leute, die immerfort reden und nie etwas sagen, werden wenig mit ihm anzufangen wissen und selbst wer zur Erholung oder Zerstreuung nach einem Buch greift, dürfte schwerlich auf seine Kosten kommen. Man kann es vielleicht eher einen Fehler als einen Vorzug nennen, daß diese Elisabeth sich nur für das Seelenheil eines geistig Abwegigen opfert und nicht auch für den Absatz seiner Bücher, die doch manchen, dem weniger Verstand zerrüttet werden kann, in unserer an ethischen Werten so verarmten Gegenwart zur Besinnung zu bringen die Kraft hätten. Daß geheime Seelenmächte von Mensch zu Mensch ihre Wellen schwingen, davon überzeugen diese Erzählungen in mancherlei Abwandlung. Und wer an diese Seelenmächte glaubt, der fühlt sie auch, und hat damit ein Geländer gefaßt über tosendem Strom.

Daß ich verliere dich
Brauchst drum nicht bangen.
Was bleibt, darf über sich
In eins gelangen.

So heißt es in der letzten Erzählung „Sein Besuch". Diese Gewißheit, daß das Höchste uns nicht verloren geht, daß über aller Vergänglichkeit die geheimnisvollen Wechselbeziehungen empfänglicher, liebender Seelen ewig fortwirken, gibt fast jeder der Novellen, die sich sehr langsam aneinandergereiht haben (von 1914 bis 1924), ihren Unter- und Hintergrund. Gerade die leisesten der Novellen sind bei Ehrler die schönsten, so „Helene, die Magd", eine Geschichte, die wohl nur ein deutscher, nein, ein schwäbischer Dichter schreiben kann, ein Geistesverwandter Hölderlins. Man muß das Ohr für ihre zarten Klänge schärfen, als wollte man die Melodie im Kelch einer Blume oder Träume einer schlafenden Amsel belauschen. Ein kinderloses Ehepaar nimmt ein junges Mädchen als Stütze bei sich auf, das sich bald wunderbar einfügt in den kleinen Haushalt, als ein feiner sicherer Einschlag. Die klaren Seelen schließen sich aneinander und es wäre ein plumper Ausdruck, wenn man sagen wollte, der Mann liebe das junge Mädchen mehr als seine Frau Margret. Alle drei fühlen sich vereint, das Leben klingt gemeinsam in ihnen, wie in drei Saiten, die unter einem Bogenstrich beisammen liegen. Nach einer scheinbar unbedeutenden aber tiefdeutsamen Handlung, die Helene für unerlaubt hält, ist sie plötzlich verschwunden. Vergebens sucht sie zuerst der Mann, dann die Frau in ihrer Heimat. Der Mann erzählt: „Meine Frau erlosch dann. Ich brachte sie ins Hochland. Die ärztliche Kunst und mein menschlicher Liebeswillen versagten und versiegten in dem grausamen Schwund des entleerten Lebens. Sie starb leicht; ihr gutes reines Wesen löste sich blütenhaft auf. Eine still gereifte Frömmigkeit führte die Seele freundlich aus der Welt. — So blieb ich übrig als einsamer verworrener Mensch. Ich bin mir nicht immer klar, ob das seltsame Mädchen, das mir meine Frau wegzehrte, ein Geschöpf des Wahns oder der Wirklichkeit war. Und doch trage ich als einzigen Glanz mit dem Geruch ihres Körpers noch die heimliche Erwartung in mir herum, Helene müsse eines Morgens auf meiner Schwelle stehen und auch Frau Margret sei in ihr wieder gekommen."

Nur das Feinste, Zarteste, Innigste, Heimlichste ist diesem Dichter gut genug, davon zu sprechen. Er tut es in einem Deutsch, das an Schönheit, an künstlerischer Auslese und Überraschung mit seltenen Kleinodien des Wortschatzes ziemlich einsam dasteht. Und auch diese Sprache versagt noch vor manchem Unwägbaren, das leise durch des Dichters tiefstes Fühlen zieht und eigentlich nur erraten läßt. Schon wird es etwas viel des Übersinnlichen und mystisch Geheimnisvollen bei diesem Sinnenden. Möge er diese Warnung hören!

Ein neuer Name unter den deutschen Erzählern ist E g a s (nebenbei auch ein neuer Vorname) v o n W e n d e n. Sein Roman *K o l i b r i* führt nach Brasilien, das Wenden sichtlich aus eigener Anschauung kennt. In Bahia, im Palast der vornehmen Familie Dinis, wird der „Kolibri" als ein Sohn sehr ungleichartiger Eltern geboren. Seine Mutter Maria Romana ist aus altbrasilianischem Adelsgeschlecht, dessen Ahne ein großer und begüterter Häuptling war; nicht nur ihr schwarzes schweres Haar, das bei Kerzenlicht einen bläulichen, an Rabenfittiche gemahnenden Glanz hat, kennzeichnet den schroffen Gegensatz zu ihrem Gatten, dem blonden ostpreußischen Junker und ehemaligen Hauptmann im 2. Garderegiment, jetzigen Diplomaten. Der zarte Knabe Chiquinho hat zwar die blauen Augen des Vaters, aber im übrigen ist er durchaus das weiche südländische, der Mutter nachgeartete Kind, das bald sich allein und allenfalls der Leitung seiner Großmutter Mimi überlassen bleibt. Denn die Eltern hält der diplomatische Dienst des Vaters meist fern, auch bekommt ihre Ehe, zu der beiderseitige Neigung geführt hat, bald einen Riß, denn die Rassenunterschiede machen sich mit den Jahren immer stärker bemerkbar und gerade die Eigenschaften, die dem Vater seinen Wert geben: Entschlossenheit, Mut und Willenskraft, stoßen die weichverträumte Frau zurück, sobald er ihr damit zu imponieren sucht. Auch als sie das Kind mit nach Europa nehmen, ändert es sich

Digitized by Google

nicht, die Sehnsucht nach der schönen Heimat wird durch den pädagogischen Zwang, das ewige „Du sollst,“ „Du mußt“ nur vermehrt, trotz der glänzenden Feste, die seine Eltern in den europäischen Großstädten geben und auf denen der heranwachsende Knabe sich bald mit großer Sicherheit bewegt. Kurz nacheinander verliert er seine Eltern — die Mutter stirbt an einer Lungenentzündung und der Vater kehrt von einer Schiffsreise nicht mehr zurück —, nun treibt es den Jüngling, der selbst in dem großzügigen Leben, das ihm sein Vermögen und sein Rang gestatten, keine Befriedigung findet, bald in die Heimat zurück. Einsam, wie er im Grunde immer war, trotz der Freundschaft mit einem vornehmen deutschen Künstler, zieht er in den Palast seiner Ahnen ein. Aber seine inzwischen erwachte Mannbarkeit wird von einem früheren Freigelassenen seines Hauses, der einen stillen Haß gegen seine einstige Herrenfamilie hegt, zu einer scheußlichen Rache benutzt. Dieser Mulatte ist der Besitzer eines vielbesuchten Freudenhauses und weiß Chiquinho, der durch eine junge Farbige dorthin geführt wird, mit den Raffinements eines wüsten Sinnenrausches so zu betäuben, daß er Abend für Abend wieder zu den schönen „Niobiden“ zurückkehrt und bald an einer heimlich zehrenden Krankheit dahinsiecht. So war er wirklich nur eine kurze Zeitspanne als Fremdling durch das Leben geschwirrt, wie der schöne bunte Kolibri, der am Fenstersims seines Sterbegemachs eine Blume zu küssen schien und sich dann juwelenschimmernd im letzten Strahl der Abendsonne zum glühenden Äther emporschwang. Wenden zeigt sich in diesem Roman als ein Erzähler von sicherem Geschmack und starker Anschaulichkeit. Da er namentlich das Leben in den Tropen, unverkennbar nach eigenen Eindrücken und Erlebnissen schildert, muß man abwarten, ob er über die Phantasie verfügt, die zum freien Fabulieren in erfundener Umgebung notwendig ist, bevor ihm der Adelsbrief des Epikers zuerkannt werden kann.

Diese Phantasie bezeugt **Ludwig Huna** in seinem Roman **Wieland der Schmied**. Ich bekenne, mit einem gewissen Zagen an diesen korpulenten Band herangetreten zu sein. Die Wielandsage ist schließlich nicht mehr neu, ihr Wesentliches für uns Gegenwärtige liegt in ihrer sinnbildlichen Bedeutung. Aber es ist Huna gelungen, mit bedeutendem Einfühlungsvermögen die mehr oder weniger bekannten Vorgänge der Sage so zu erzählen, daß man angespannt bis zu Ende liest. Es mutet, ohne daß der Größe und Wucht des Mythos irgend etwas genommen wird, glaubhaft und menschlich an, wenn wir hören, wie der junge Wieland von seinem Vater das Recht auf Abenteuer fordert, weil es ihn mächtig in die Ferne übers Meer treibt. Wie er, als ihm dies Recht nicht zuerkannt wird, das Pferd von der Weide stiehlt und sich in der Nacht heimlich davonmacht, fest gewillt, nur mit schartenreichem Schwert wiederzukehren, glühend von Mut und kühnen Taten. Aber wie so viele Jugendträume werden auch diese vom Leben zerpflückt. Von den Zwergen eingefangen zu jahrelanger Fron, läßt er sich betören vom Glanze der bunten Edelsteine, den schimmernden Kristallen, die sie aus den Gebirgsfalten zu schürfen wissen. Ohne die geträumte Heldschaft verdämmert er seine Jugend in den Klüften und schmiedet dienstbar Schwerter, statt sie frei zu schwingen. Er schmiedet da unten sein Schicksal, denn die dort gelernte Kunst ist es, die ihm Glück, Unheil und Rache bringt, als er, nach gelungener Flucht, wieder auf die Oberwelt gelangt. Zuerst lacht ihm das Glück, er findet ein gestrandetes Schiff, wird von dem Mannschaftsrest an Stelle des gefallenen Königs zum Führer gewählt und gründet sein kleines freies Königreich an waldiger Küste, wo er, mit der Geheimkunde der Zwerge ausgerüstet, in Gebirgsfalten Erz zum Schmieden, edles Metall und kostbare Steine findet. Aber die Sehnsucht übers Meer, die alte Wikingersehnsucht treibt ihn davon. Allein mit seinem treuen Roß tritt er in einem mächtigen Einbaum die abenteuerliche Fahrt übers Meer an — deren Beschreibung zum Schönsten des Romans gehört — und landet, nach Überwindung eines furchtbaren Sturmes in Seekönig Nidungs Reich, wo er, wenn auch anfangs wie ein König geehrt, wegen seiner Schmiedekunst festgehalten wird. Ich weiß im Augenblick nicht, ob Huna genau in den Spuren der Sage bleibt (die ich einst als Knabe mit Begeisterung las), oder ob er eigene Wege geht, wenn er das Schicksal Wielands, das bekanntlich in seiner Lähmung durch den hinterlistigen König und in seiner Flucht auf selbstgefertigten Flügeln gipfelt, von der Liebe und Rachsucht der Königin Oddrun abhängig macht. Jedenfalls gewinnt die Erzählung dadurch außerordentlich, sie wird zum wirklichen Roman, denn Liebesleid und -lust sahen zur Zeit der Streitäxte und Methörner nicht viel anders aus als zur Zeit der Maschinengewehre und Sektkelche, es kommt nur auf den Erzähler an, und gerade hierin bewährt sich Huna durchaus. der erotische Einschlag ist mit zeitgemäßer Sachkenntnis und -liebe gewoben. Dabei gelingt es ihm doch am Schluß, in Wielands fürchterlichem Fluch, die Größe der alten Göttersage zu erreichen. Also nicht für Knaben, sondern für verwöhnte Leser, die einmal in einer anderen Umwelt als in Großstädten und Badeorten unserer Zeit ihre Phantasie spazieren führen wollen, ist diese Wielandgeschichte geschrieben. Daß der Verfasser sich zum Schluß jeder billigen Anspielung auf die moderne Flugtechnik fernhält, sei ihm dankend vermerkt.

„Wer dem Lächeln in dieser ernsten und immer trauriger sich gestaltenden Welt noch seine Berechtigung zugesteht, wer — mit mir — noch glaubt, daß das Schicksal nicht nur

den Menschen prägt und zwickt und zermürbt und schindet und foltert ... nein, daß es auch zuweilen mit einem harmlos spaßt wie mit Kindern und sein lustig Spiel treibt mit ihren Schwächen, Träumen und Eitelkeiten" — der, so meint Rudolf Presber in der Einführung zu seinem neuen Buch Die Zimmer der Frau von Sonnenfels, möge ihm „die Hand reichen", womit er offenbar meint, der möge sein Buch zur Hand nehmen und lesen. Nun, dieser „der" wird auf seine Kosten kommen. Ein Pensionat im Berliner Westen, typisch für diese Art von Fremdenasylen — typisch auch ihre Vorsteherin und Lenkerin — beherbergt den Leser und macht ihn bekannt mit einer stattlichen Reihe von Originalen, die dort ihren Unterschlupf haben. Wenn besagter Leser lebendig wieder herauskommt aus diesem Pensionat der Frau von Sonnenfels, so ist das ein Wunder, denn er war sicherlich mehrmals nahe daran, sich totzulachen. So etwa gleich bei der ersten der kleinen Erzählungen von dem Rumänen Kakadesku, der sehr liebebedürftig ist, aber ein paarmal bei seinem ungenierten Ansprechen hübscher Damen auf der Straße in Berlin WW. üble Erfahrungen gemacht hat (hier übertreibt Presber offenbar). Da hat sich Kakadeskus Hündchen Ghika eines Tages die Pfote verletzt und als er den verbundenen Patienten ausführt, wird er auf einmal von mitleidigen Damen, die das hübsche Tierchen bedauern, angesprochen. Seitdem sieht man Ghika in jeder Woche ein paarmal mit verbundenem Pfoterl spazieren, er hat immer in Glas getreten, wenn Kakadesku die Liebessehnsucht packt ... Oder wenn man von Mirandolina liest, der großen Künstlerin, die alle berühmten Theaterdirektoren bei sich empfängt — wobei es nur merkwürdig ist, daß Max Reinhardt einen rötlichen Vollbart trägt — und sich vor Engagements-Anträgen nicht retten kann. Wie die hübsche Hochstaplerin, denn als solche entpuppt sie sich, das ganze Pensionat auf den Kopf stellt, ist allerliebst erzählt. Ein männliches Gegenstück dazu ist Mückenpeter, ein verwahrloster Schulkamerad des Verfassers, der ihn in der Pension heimsucht. Es sind nicht die einzigen Hochstapler in dem lustigen Buch. Einen Tiefstapler hingegen könnte man (da ein Nietzsche scherzhaft dies naheliegende Wortspiel einmal gebraucht, wollen wir uns seiner nicht schämen) den „Glücklichen" nennen, einen alten Mathematiklehrer a. D., der sich auf sehr sinnreiche Weise von dem Ärger über eine häßliche Gegenwart befreit. Er hat sich völlig in die Einsamkeit einer möblierten Wohnung zurückgezogen, nur ein schiffbrüchiger Baron, der im Ausland Hausdiener war, ist bei ihm, so hat er zugleich Bedienung und vornehmen Umgang. Das Merkwürdigste aber ist seine geistige Unterhaltung. Da er von der Gegenwart absolut nichts wissen will, hat er ein paar Jahresbände alter Zeitungen gekauft aus der Zeit um 1900 und liest nun täglich ein Blatt davon, als brächte es die neuesten Ereignisse; so lebt er völlig in einer anderen Zeit und kann vor spannender Erwartung kaum einschlafen, wie der Mordprozeß der Gips-Schulzen, oder die politische Lage zu Neujahr 1901 sich entwickeln wird. Die kleine Erzählung wäre eines Jean Paul würdig. Die meisten anderen sind höchst harmloser Natur, aber der mit Recht beliebte und gern gelesene Autor will ja auch nicht mehr als lustig unterhalten und das gelingt ihm in vollem Maße. Ein Nachteil derartiger Sammlungen ulkiger Geschichten ist, daß man aufmerksamer auf die Technik, auf die Handfertigkeit des Humoristen wird, als wenn man die Geschichten einzeln, etwa in einer Zeitschrift läse. So merkt man auf die Dauer, daß in diesen Humoresken niemals eine Uhr richtig geht, daß den Leuten immer ein Gericht vorgesetzt wird, „das sie nicht schätzen", daß Verbindungen von Adjektiven meist in komischem Gegensatz zueinander stehen und dergleichen mehr. Aber das beeinträchtigt die Heiterkeit nicht, die den Leser von der ersten bis zur letzten Seite gepackt hält und ihn zeitweise geradezu schüttelt und rüttelt. Unter Lachtränen dankt man dem Verfasser, der zugleich als Konferenzier, Regisseur und deus ex machina dieser lustigen Abenteuer auftritt, für seine Gabe. —

Der 100. Geburtstag Anton Bruckners hat Oskar Lang veranlaßt, eine Monographie des Meisters zu schreiben, die über die gewöhnlichen Grenzen einer solchen Gelegenheitsschrift hinausreicht. Oskar Lang, sagt der Verlag, hat in diesem Buch die Ergebnisse zwanzigjähriger Studien zusammengefaßt. Wichtiger scheint, daß er bei diesen Studien den Blick für das Große nicht verloren hat, für die Einreihung Bruckners in die Vertreter einer eigenen Weltanschauung von Rang. Den Weitblick Langs spürt man schon in der Einleitung, wo er, bei voller Anerkennung der Größe Wagners, eben das an ihm tadelt, was Nietzsche von ihm abkehrte, nämlich daß er sich in den Dienst seiner Zeit stellte. Bruckner hat das nicht getan, daran hinderte ihn schon seine Entwicklung. Er wußte nichts von den Dingen dieser Welt, er hatte still in Kirchen und Klöstern seiner Musik und damit seinem Gott gedient. So war „dem destruktiven Zeitgeist, der die Einheit des Lebens in tausend kleine Einzelweisheiten von überhitzter, künstlich hypertrophierter Lebendigkeit auflöste, ein Gegenpol entstanden". In dieser Richtung würdigt Lang die großgeartete Weltschau Bruckners, er sieht in ihm den Überwinder der individualistischen Weltauffassung des vorigen Jahrhunderts, den „Prototyp einer kommenden Weltanschauung, den Repräsentanten eines neuen Weltgefühls". Das hübsch ausgestattete Buch hat nicht nur für musikalische Fachleute Wert, es ist ein in seiner Art bedeutsamer Beitrag zur Kunstliteratur unserer Zeit.

Digitized by Google

Der steinerne Gast. Gemälde von Georg Richter-Lößnitz
(Aus Richters Kunstausstellung, Dresden-A.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

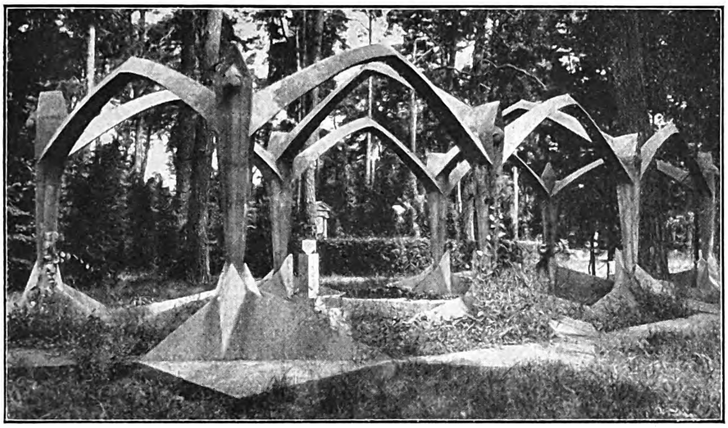
Zu unsern Rundschaubildern.

Wir kennen es alle aus feuchtfröhlichen Jugendtagen, das Scherzgedicht des Arztes Dr. C. A. Kortum, die „Jobsiade" oder, wie der behaglich umständliche Titel lautet: „Das Leben des Kandidaten Hieronymus Jobs, der sich weiland viel Ruhm erwarb und endlich als Nachtwächter in Schildburg starb." Soeben hat sich Kortums Todestag zum hundertstenmal gejährt. In der Stadt Bochum hat der vielseitig gebildete Dichter als Bergarzt, preußischer Hofrat und als Urheber vieler medizinischer und anderer wissenschaftlicher Schriften gelebt, und es war ein feiner und sinniger Gedanke des Stadtrats der großen und wichtigen Industriestadt, gerade in diesen ernsten, für unsern ganzen Westen so bitterschweren Zeiten dem liebenswürdigen Schalk, der nun schon die fünfte Studentengeneration samt Alten Herren und Füchsen von Herzen lachen gelehrt hat, eine Ehrung zuteil werden zu lassen. Im Auftrag der Stadt Bochum hat Professor Drake in Cassel eine Schaumünze angefertigt, die auf der Vorderseite Kortums Bild und auf der Rückseite die wichtigsten Szenen aus der „Jobsiade" wiedergibt. Der Humor des Scherzgedichtes ist auf der Plakette köstlich zum Ausdruck gekommen. Die kleine Schaumünze wird sicher nicht nur in der enge-

Schaumünze auf Kortum, den Verfasser der Jobsiade

Gerhart Hauptmann beim Diktat. Zeichnung von Eugen Spiro

Digitized by Google

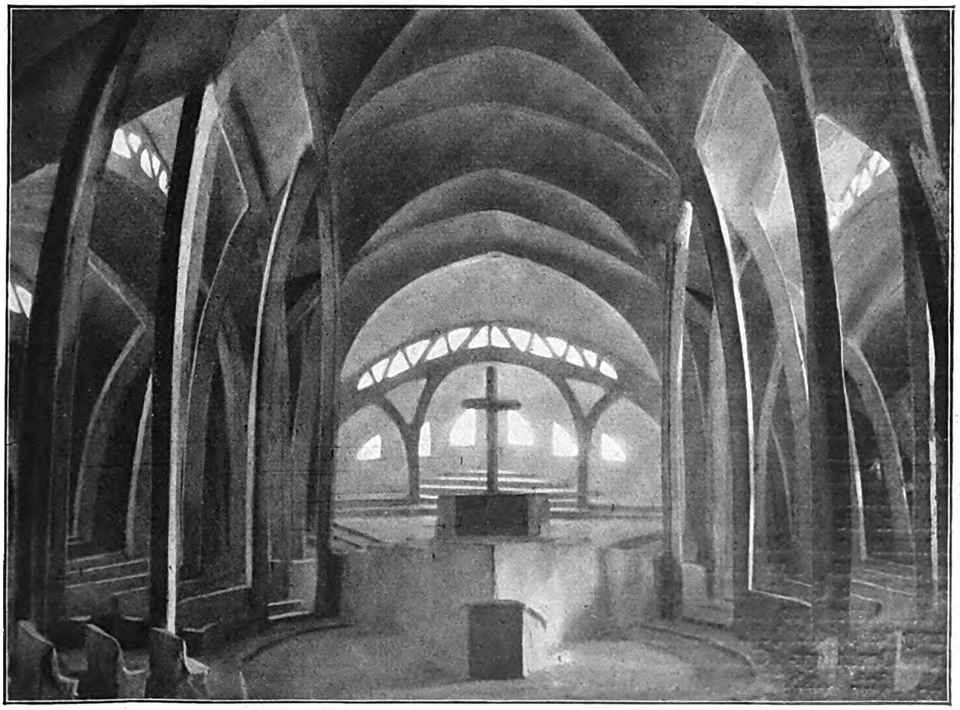


Max Tauts expressionistisches Grabdenkmal auf dem Waldfriedhof Stahnsdorf bei Berlin

Strömen, er duldete nicht, daß ich, leicht gekleidet, wie ich war, so nach Hause wandere, und hüllte mich in seinen Mantel ein. Heimgekommen, hatte natürlich dieser Mantel mein Ansehen in meinem Familienkreise stark erhöht. — Am Nachmittag fand ich mich wieder bei Hauptmann ein und nahm zunächst an einer ausgezeichneten ‚Jause' im engsten Familienkreise teil. Dann ging es wieder an die Arbeit.

Ich aber zeichnete unentwegt, und so war mir die Arbeit ein doppelter Genuß. Als er nach etwa einer Stunde das Diktat unterbrach, war auch ich mit meiner Zeichnung fertig und der Meister betrachtete höchst interessiert meine Arbeit. Er war nicht wenig überrascht, sich in dieser liegenden Pose zu sehen, und regte mich zu meiner Freude an, am Nachmittag wieder zu kommen, wann er, im Sessel sitzend, weiter diktieren würde. Inzwischen regnete es in

Der Meister setzte sich in einen bequemen Polstersessel, wieder das Büchlein und den Bleistift in der Hand. Je ruhiger er saß, um so bewegter waren die Gesichtsmuskel, denen man die Vertiefung in sein Romanthema ansah. Wieder formten sich die Lippen zu Worten und Sätzen, von der Sekretärin aufgefangen, und ich bemühte mich, mit meinem Bleistift etwas von dem Arbeiten in diesem edlen Gesicht zu erhaschen. — Das Wetter war inzwischen wieder schön geworden und



Modell der Sternkirche von Dr. h. c. Otto Bartning. Innenansicht

Digitized by Google

der Tagung für „Kultus und Kunst" zu Beginn dieses Jahres im Mittelpunkt des Interesses. Der Architekt äußert sich erläuternd zu seiner Schöpfung:

„Wenn eine evangelische Kirche nicht nur das praktisch notwendige Gehäuse des Gottesdienstes, sondern wenn sie selbst ein Ausdruck, eine sichtbare Gestalt und letzten Endes ein Symbol des Gottesdienstes sein will, so müssen liturgische Raumordnung (Sammlung der Gemeinde auf Predigt und Sakrament) und architektonische Raumordnung übereinstimmen; es müssen geistige Spannung und architektonische Spannung des Raumes sich potenzieren. In der Langkirche ist diese Möglichkeit ohne weiteres gegeben mit der Einstellung und Steigerung des ganzen Raumes axial auf Kanzel und Altar (sei es, daß die Kanzel über dem Altar, sei es, daß sie, wie z. B. in meinem Modell der Dänischen Kirche in Berlin, vor und unter dem Altar steht). Die Zentralkirche aber stellt das Problem zentraler Anordnung von Kanzel und Altar. Die hervorragendsten Beispiele protestantischer Baugeschichte zeugen von dem Rin-

ein milder, rosiger Himmel überstrahlte die weite Wiese vor dem Hause. Der Meister begleitete mich ein Stückchen. Wie ein Jüngling, mit dem Speer in der Hand, den er immer weit vor sich her schleuderte, schritt der weißhaarige Dichter an meiner Seite, bis wir uns schließlich herzlichst verabschiedeten." — — —

Es ist vorbei mit den Sommerspielen am sonneüberglänzten Ostseestrand. Allerheiligen, Allerseelen leitet den November ein. Wir pilgern zum Waldfriedhof, dem stimmungsvollen märkischen Gottesacker, um die letzte Ruhestätte lieber Freunde zu besuchen. Da halten wir vor einem Grabdenkmal inne, dessen expressionistisches Gepräge seltsam abweicht von dem meist altväterischen Schmuck der andern Gräber. Bruno Taut ist der Schöpfer dieses gedankenreichen, ganz eigenartigen Werkes. Er hat nicht einmütige Zustimmung gefunden. Die Synode beanstandet es. Es verlautet, sie habe sogar seine Entfernung beantragt.

Nicht weniger stark ist die Meinungsverschiedenheit, die Dr. h. c. Otto Bartnings „Sternkirche" ausgelöst hat. Unbedingt stand sie bei

Künstlerische Bildnisse von Karl Schenker, Berlin-Ch.

sten Seiten zeigen. Karl Schenker, der künstlerisch und geschmackvoll arbeitende Berliner Photograph, ist eine Art Frauenlob der Lichtbildkunst geworden. Er weiß Frauenschönheit zu entdecken und mit vornehmer Geste wiederzugeben. Jeder einzelne auch dieser hier gezeigten vier Frauenköpfe besitzt Eigenart, Stil und jenen gewissen Adel, ohne den wirkliche Frauenschönheit nicht vorstellbar ist. — — —

Nachdem wir oft und oft dem Münchener, Dresdener, Berliner und Wiener Kunstgewerbe in unserer Rundschau weiten Spielraum gegeben haben, zeigen wir heute ein paar Proben aus dem Schaffen des bedeutenden Düsseldorfer Innenarchitekten Prof. Emil Fahrenkamp. Es sind feine Mittel und feine Wirkungen, die wir in diesem Damenzimmer, im ganzen Zusammenklang wie in jedem einzelnen Stück, erkennen können.

Den Schluß unserer Rundschaubilder bildet eine köstliche Gruppe großer Musiker unserer Tage. Die Bilder stammen von Frau Marei Wetzel-Schubert. Man darf sie wohl keine Porträts nennen, aber beileibe

gen um die Zentralkirche als sinnfälliger Raumform der Gemeinschaft; stets aber wird die konzentrische Bauform durchquert von exzentrischer Stellung der Kanzel oder des Altars. Das Modell der Sternkirche will nichts anderes, als hieraus für uns die Aufgabe neu gewinnen und in sichtbarer Form die Frage stellen: Sind wir imstande, die gottesdienstliche Gemeinschaft einhellig und harmonisch um Kanzel und Altar zu sammeln, was vielleicht gleichbedeutend ist mit der Frage: Sind wir imstande, aus Wortverkündiung und Lithurgie die gerade heute von so vielen ersehnte Gottesdienstfeier zu schaffen. So kann und will die Sternkirche nichts weiter sein, als eine Frage, eine Aufforderung, eine Hoffnung im allgemeinen. Die lebendigen Einzellösungen der Aufgabe erwachsen nur aus Grundstück, Landschaft und allen besonderen Bedingungen des praktischen Einzelfalles.“ — — —

Auf ein weltliches Gebiet, das keine schweren und tiefen Probleme aufgibt, lockt uns von der ernsteren Betrachtung die Gruppe schöner Bildnisaufnahmen, die unsere näch-

Künstlerische Bildnisse von Karl Schenker, Berlin-Ch.

Digitized by Google

Wanderung durch die letzten fünf Jahrzehnte deutscher Malerei anzutreten. Wer an seiner Hand—und in der Anschauung der beigegebenen Bildbeispiele — die kurzweilige und so eindrucksreiche Wanderung beendigt hat, der steht auch diesem „Neuen“ nicht mehr so hilflos wie früher gegenüber. Aber ein bißchen guter Wille und etwas freundliche Duldung müssen schon mithelfen.

Walter Gieseking

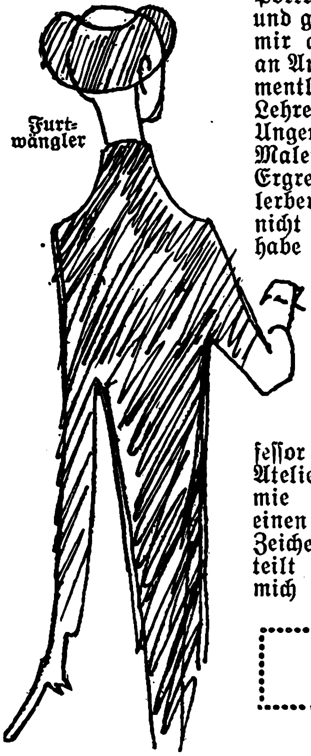
Georg Richter-Lößnitz, dessen Bild aus dem Don Juan die Reihe der Kunstbeilagen beschließt, war ursprünglich Lithograph. Er zählt wenig über 30 Jahre, und wir dürften seiner Kunst noch manche schöne Gabe zu verdanken haben.

Nun wollen wir zum Schlusse noch den Maler Ernst Windhoff zu Worte kommen lassen, dessen ausgezeichnetes Bildnis des Heiligen Vaters unser Heft wiedergibt. Über seine künstlerischen Ziele und seine Erlebnisse im Vatikan schreibt er:

„Ich war früher Industrieller und habe seit frühester Jugend Porträts gezeichnet und gemalt, wobei es mir aber vollständig an Anregung und namentlich an einem Lehrer fehlte. Die Ungewißheit einer Malerexistenz ließ die Ergreifung des Malerberufes zu Hause nicht aufkommen. Ich habe daher mein ganzes Leben dafür gearbeitet, um mich später als Maler ausbilden zu können. Nachdem mir Professor Spatz in seinem Atelier an der Akademie in Düsseldorf einen gründlichen Zeichenunterricht erteilt hatte, habe ich mich in mehreren Ateliers tüchtiger Düsseldorfer Künstler weiter ausgebildet. In der Zeichenkunst und in der Malerei hat mich immer nur das Porträt gefesselt, da es für mich ein beglückendes Gefühl ist, den Menschen sowohl in seinen äußeren körperlichen Formen, als auch in seinen Charaktereigenschaften wiederzugeben. Als 54 jähriger, der durch eine harte Lebensschule gegangen ist und mit vielen Menschen aller Länder in Berührung kam, habe ich mir eine reife Menschenkenntnis angeeignet, die mir heute beim Porträtieren außerordentlich zustatten kommt. Mein Bestreben ist: eine scharfe Realistik durch absolutes Zeichnen zu erzielen. Jedoch nehme ich mir beim Malen speziell die Augen vor, um im anregenden Gespräche, soweit wie möglich, in die Seele hinein zu leuchten. Bei besonders lebhaften Menschen mit stark wechselndem Mienenspiel ist meine Aufgabe meistens keine leichte. Ich halte es für unrichtig, Charakteristiken durch zeichnerische Veränderungen zu verstärken, sondern ich beschränke mich auf das Auffangen des Mienenspiels im charakteristischen Moment. In München, welches ich aufsuchte, um meinen künstlerischen Gesichtskreis zu erweitern, malte ich Se. Exzellenz den Nuntius Paccelli mit seinen äußerst markanten Zügen. Dieses Bild hat mich bald in klerikalen sowie auch in weltlichen Kreisen bekannt gemacht. Kurz darauf malte ich den Kardinal Schulte in Köln und dann auch Se. Heiligkeit Papst Pius XI. in Rom.

Über meine Erlebnisse im Vatikan könnte ich ein ganzes Buch schreiben. Es kam mir ja ganz überraschend, daß der Heilige Vater ein so gutes Deutsch spricht

Furtwängler



Schneevoigt

Aus dem Skizzenbuche von
Marei Wetzel-Schubert

Schrekker

und daß er sich in so eingehender Weise mit mir unterhalten würde. Seine Beschlagenheit in der Kunst, besonders in allen Fragen der Porträtmalerei, ist geradezu erstaunlich. So wurde mir jede Sitzung zu einem unvergeßlichen Erlebnis." — — — — — — — — —

Mitten im Grünen hat Max Dreyer am Werk gesessen, um uns seine Romangabe zu bescheren. In Göhren, dem lieben alten Rüganer Bade, steht sein „Drachenhaus" oder richtiger bei Göhren. Denn man hat gut zehn Minuten Wegs zwischen Feldern, ehe man aus dem Villengetümmel an seine Gartenpforte kommt. Über den Holzzaun legen Flieder, Ebereschen und Holunder ihre Zweige und versperren jeden Blick zum ‚Dichterheim'. Jenseits des Zaunes aber reckt sich ein Schiffsmast in die Luft, um zu zeigen, daß der Hauseigentümer und Dichter ein seetüchtiger Mann ist. Und Seeluft weht auch wieder durch den Schulroman Max Dreyers, den wir in diesem Heft beginnen und der einen so überaus glücklichen Griff mitten ins volle Leben unserer Tage bedeutet. Neben ihm tauchen zwei Novellisten auf, die nicht wie ihre Vorgänger im letzten Heft einer umständlicheren Einführung bedürfen. Die rührende Geschichte von dem kleinen Musikanten mit dem sehnsuchtsvollen Herzen, Gudrun Wettes „Piccolo", wird sich in viele Herzen leicht einschmeicheln. Der „Deichfahrer" ist ein echter Lobsien! Viele Romane und Novellen hat der fünfzigjährige Kieler Dichter der deutschen Leserwelt geschenkt. In den meisten ist starke, kernige Heimatluft. An „Der Halligpastor", „Wellen und Winde", „Landunter", „Weltenstürmer" sei hier nur kurz erinnert. In guter Bildhaftigkeit und knapper Form zeigt der Dichter Wilhelm Lobsien in dieser neuen Novelle ein Schicksal von Menschen, wie er sie dort auf seinem geliebten Heimatboden sieht und erlebt. H. G.

Edwin Fischer

Aus dem Skizzenbuche von Marei Wetzel-Schubert

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin
Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Weihnachtswunder. Gemälde von Anton Rausch

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte
39. Jahrg. / Dezember 1924 / 4. Heft

Maria im Abendwind

Wenn rings im Glitzergeschmeide
Die Abendwolken gehn –
Ich wähne auf endloser Heide
Lächelnd, im schlichten Kleide,
Die Muttergottes zu sehn.

Maria, die schönste der Frauen,
Maria im Abendwind!
Mit ihren Augen, den blauen,
Begrüßt sie die glücklichen Auen,
Am Herzen das himmlische Kind.

Die Fernen wispern leise:
Gegrüßt seist du, Marie!
Ein Falke auf seiner Reise,
Er zieht in goldenem Kreise
Den Glorienschein um sie.

Schon flimmert auf bläulichem Grunde
Der liebe Wunderstern,
Und rings mit seligem Munde,
Da flüstert die weite Runde
Heimlich den „Engel des Herrn".

Joseph von Lauff

Digitized by Google

Das Gymnasium von St. Jürgen

Roman von Max Dreyer

Fortsetzung

Hart gegen die helle Frühlingsluft stand der Wartturm, als Joachim nachmittags den Weg zu ihm nahm. Da haust sie jetzt, da, wo seine schönsten Träume einst umgingen. Anders sieht sie aus als die Schloßfrauen, zu deren Knappen seine ersten Liebesphantasien ihn erkoren. Sie, die auch sonst an seine Einbildungswelt die zerstörende Hand legt — was hat sie ihm dafür zu geben!

Er hatte eine gewisse Furcht vor den harten Wirklichkeiten, eine Scheu, ihre Räume zu betreten. Auf Umwegen pirschte er an ihre Burg sich hinan.

Da am Kreuzweg schlenderte eine junge Gestalt ihm entgegen — Benno war es, der die Mutter besuchen wollte.

Es gab einen kräftigen, von Benno herzlich betonten Handschlag. Er hatte nun mal für Fortinbras seine besondere Vorliebe. Alles, was stark in dem überreifen, ein wenig angefaulten Jungen war, was er an Eisen in Blut und Wesen hatte, wurde von Joachims harter, geschlossener Männlichkeit wie von einem Magneten angezogen und gefesselt. Dazu das Führerhafte in dieses Lehrers Geist und Art — wenn einem, leistete er dem Gefolgschaft.

Benno war jetzt ganz in Seeluft getränkt. Die Ähnlichkeit mit den verträumten Zügen der Mutter war geschwunden. Wie ihm Joachim erzählte, daß er mit seiner Mutter gesegelt hätte, war ein kindlicher Schmerz in den Augen, knabenhaft flammten sie auf, daß er nicht hatte dabei sein können, sehnsüchtig flogen die Blicke nach der schäumenden See.

Dann erzählte er: „Ich will mir selbst ein Segelboot anschaffen. Mit dem alten Fischer Elvers stehe ich schon in Unterhandlung.“

„Seh einer!“

„Es ist ein ganz kleines Fahrzeug, das einer allein bedienen kann. Und unerhört seetüchtig. Der Alte ist einmal allein damit nach Bornholm hinübergefahren.“

„Sagt er.“

„Wie? Ja so. Daß er Nebenluft hat, ist auch mir schon aufgegangen. Natürlich will er mich auch beim Verkauf einseifen. Aber so ganz leicht wird ihm das nicht.“

Dazu die strahlenden Jungenaugen. Ganz fröhlich spitzbubenhaft, nichts von smarter Blasiertheit — was sich in Joachim an Unmut regte, an pädagogischer Nachdenklichkeit, blieb im Hintergrunde. Auch zuerst noch, als Benno ihm unbefangen weiter erzählte, er hätte sich ein kleines Vermögen zusammengetipt — der Trainer seines Onkels, Mister Robinson, lande für ihn immer die besten Rennwetten. Ob er Herrn Professor Braß nicht auch gelegentlich einen Tip sagen dürfe.

„Danke, ich wette nicht!“ Das kam nun doch ziemlich rauh heraus. Benno aber blieb auf der Höhe unanfechtbarer Gelassenheit. Da brach es aus Joachim hervor: „Ein Jammer ist es, daß es für euch Jungens nicht mehr die Schwertleite gibt. Daß ihr nicht mehr Soldat zu werden braucht! Früher hieß es bei uns das Portepee — heute das Portemonnaie. Es ist zum —“

Alles Echte in dem Jungen stimmte ihm rückhaltlos zu. Aber was solle man machen! Da Deutschland sich nun mal habe entwaffnen lassen! Und die Deutschen überhaupt! Die sich untereinander beschmutzten und in den Rücken fielen und verrieten! Man schäme sich, ein Deutscher zu sein. Und er habe es satt. Wenn er erst sein Boot habe, mache er sich auf die Reise.

„Was ist das anders, als gemeine Fahnenflucht!“ rieb ihm Joachim unter die Nase.

„Ja, wenn Deutschland noch eine Fahne hätte —!“

Der Junge — unrecht hatte er und recht — und wenn es altklug war, was er sagte, so war es doch ehrlich jung — aber bei den Ohren mußte er genommen werden. Es hatte sich in ihn eingefressen, was an uns allen fraß. Nur mit Feuer und Eisen ist dieses schwärende Gift auszubrennen. Aber man darf nicht so drauflos feuerwerken — gerade in dieser Behandlung ist die feinste Behutsamkeit am Platz. Kein Wettern und Predigen. Keine großen Worte. Ein langsam sorgfältiges Sammeln aller Lichter, aller verflogenen Strahlen zu einem Brennpunkt, zu dem einen Flammenherd.

Joachim sprach geflissentlich zunächst von etwas anderem. Ob er denn segeln könne, fragte er den Jungen.

Ja, die Anfänge hätte er erfaßt. Der alte Elvers sein Lehrmeister. Und wäre er dann so weit — in der Schule würde doch nichts mehr aus ihm — so hieß es: leb' wohl, Europa!

„Womit der Untergang des Abendlandes besiegelt ist,“ scherzte Joachim.

Nicht leicht, mit diesem Jungen fertig zu werden, in dieser Zeit, da alle Zügel am

Digitized by Google

Boden schleifen. Aber es war, alles in allem, doch ein Bezwingendes in ihm, gerade so wie in seiner Mutter. Obwohl bei ihr wie bei ihm diese Phantastik, dürstend und ungebunden, trübe, haltlos und schwül, Joachim widerstrebte. Doch mußte er nicht gerade hier zupacken mit fester Hand — bei der Frau, deren Wesen in sein Fühlen immer tiefer sich einwob, wie bei dem, der von ihrem Fleisch und Blut war.

Er wollte den Schulmeister zu Hause lassen — und doch mußte er an dem Jungen rücken und rütteln.

Und er führte ihm zu Gemüt: Nun lerne er segeln — bei Vater Elvers, diesem alten Seebären vollbeladen mit allen deutschen Tugenden und Lastern. Segeln — navigare necesse est — Seefahrt ist not — in Deutschland ist dieses Wort gesprochen. Und niemals ist für Deutschland Seefahrt so not gewesen wie heute. Ihm aber, dem Jungen, soll, nachdem er fix und fertig segeln gelernt hat, von einem deutschen Meister auf deutschem Fahrzeug, eben diese Kunst und Fertigkeit dazu dienen, daß er Deutschland den Rücken kehrt. Über dieses Kapitel solle er jetzt mal ein wenig mit sich selber sprechen!

Benno nickte bereitwillig, mancherlei Gedanken waren in ihm bewegt. Joachim gab ihm die Hand, da der Junge erst mal zu der Hütte des Alten hinstrebte, und wandte sich selbst dem Wartturm zu.

⌘ ⌘ ⌘

Das Innere des alten Gemäuers war so kraus und kurios eingerichtet, so eigenwillig und trotzig, wie der alte Herr von Nordhöft gedacht und gelebt und gehaust hatte. Nichts von Stileinheit, nichts von geschichtlicher Andacht und Erinnerungsschwere, nichts von Stil überhaupt. Nur in dem Wartturm selbst waltete etwas von Treue und Pietät.

Unmittelbar unter dem Turm war Evas Musikzimmer. Hier wirkte ihr eigener Geist. Auf ein dunkelträumendes Violett war alles gestimmt. Auf eine Art sinnlicher Melancholie, wie Joachims Heftigkeit es schalt. Und hier soll Bach seine Kultstätte haben?

Herzlich begrüßte ihn Eva — er aber findet sich nur mißtrauisch und schwer in diesen Kreis. Die beiden andern Herren zeigen hier im Hause eine bequeme Vertraulichkeit, auch das paßt ihm nicht. Eine alte Hausdame, in dem sehr vornehmen, sehr vergilbten Gesicht einen unsagbaren Zug gnädig herablassender Demut, reichte den Tee.

Herr Potschinak hatte sich immer noch nicht ganz erholt — sollte in den berichtenden Worten der Hausherrin für ihn, den rohen Bootsführer, ein Vorwurf liegen? Aber sanfte Bitten zogen den Künstler dann doch ans Instrument. — Neben dem Flügel stand ein Clavizembalo; mit einer gewissen schwertragenden, beinahe leidenden Umständlichkeit, sonst aber ohne weiteres Virtuosengehabe nahm Bogumil Platz.

Er spielte aus dem „wohltemperierten Klavier". Joachim konnte sich an den Klang des alten Instruments nicht leicht gewöhnen, und die andächtig betenden Mienen der andern beiden Zuhörer stärkten seinen Widerstand. Die quäkenden und näselnden Töne des oberen Manuals schufen ihm Pein, und er schalt weidlich auf diese historisierende Schnurrpfeiferei.

Aber dann nahm doch ein Meisterliches im Spiele selbst ihn gefangen und ein gründlich Suchendes, dem immer mehr lichte Offenbarung sich auftat. Wärmer wurden die Farben, dank dem unteren Manual, und reiche, ganz ungehörte Klänge, glockenartig, trugen in die Höhe. Die Musik gewann Leben.

Und dennoch — das letzte blieb hier versagt. Die große, reine Unbefangenheit, das Kindhafte, dem das Reich gehört. Schließlich an zuviel Wollen, an zuviel Wühlen, an zuviel Geist zerbrach die reine Innigkeit.

Als der Spieler geendet hatte, war versunkenes Schweigen. Dann erteilte sich Falkner, als auch hier der Berufene, selbst das Wort. Und schüttelte auch hier in seinen Worten, die im Grunde sich wohl hören lassen konnten, die Mähne des Pathos.

„Nicht wahr, Herr Kollege — wer die Jugend liebt, muß Bach lieben! Wo in der Kunst, in der Welt ist mehr reinigende Fröhlichkeit?" Joachim konnte nicht widersprechen und grunzte dazu. „Und Fröhlichkeit, schaffende Fröhlichkeit bleibt doch der Inbegriff aller Erziehung."

Hier schüttelte Joachim den Kopf. „Mit der bloßen Fröhlichkeit ist es auch hier nicht getan. So wahr auch die vielberufene ‚fröhliche Wissenschaft' ihre zwei Seiten hat. Hier sind Tiefen, und wo Tiefen sind, ist auch immer Schmerz und Askese."

„Tiefen — nun ja — aber Tiefen, wie auch unser Bach sie hat — keine dunklen und trüben — klar sind sie, hell aufleuchtend aus dem Grund —"

Joachim schmiedete an einer Antwort, schwer waren seine Züge, hart gruben sich die Falten auf seiner Stirn. Eva wollte keinen Waffengang und sie richtete sich an Bogumil: „Wollen Sie uns jetzt nicht von Ihrer eigenen schaffenden Fröhlichkeit etwas mitteilen?"

Bogumil Potschinak, den nichts mehr langweilte als pädagogische Gespräche, fand sich sehr bereitwillig zu dem Flügel und spielte eine eigene Komposition, ein Stück mit

Digitized by Google

Melodien von schwerer, tropfender Süße, von seltsam sinnlicher Wehmut, von weich verträumten Geheimnissen.

Es war schon ein Gesicht in seiner Musik, nur daß Joachim keine innere Fühlung zu ihr gewann. Die beiden andern waren begeistert, er enthielt sich auch hier des Urteils.

Bogumil selbst und Eva waren geschmackvoll genug, es nicht herauszufordern. Falkner aber konnte es nicht lassen, für seine Analyse, die auf neue Werte stieß, Joachim als Kronzeugen anzurufen.

Der aber fühlte nicht die geringste Veranlassung, sich hier stellen zu lassen und ehrlich Unfreundliches zu sagen. Er sprach einen Wunsch aus, der gleichwohl eine Kritik enthielt, und eine viel bitterere, als in seiner Absicht lag: „Ich möchte Sie einmal Chopin spielen hören."

Er sah nun allerdings gleich, was er angerichtet hatte, und ermaß damit auch die Tragweite seines Wortes. Die Verachtung einer hohnvollen Gekränktheit zuckte durch das aufgewühlte Gesicht des Tondichters. Die großen, schönen Augen krochen in sich zusammen und stachen schräg und tückisch in häßlichem Haß.

Hier braute nun ganz und gar der Mongole. „Asien! Ah, Sie entschuldigen!" lachte Joachim hartherzig in sich hinein.

Und die behutsam tastenden Blicke, mit denen die beiden andern an den gewitterschwülen Mienen der beleidigten Musikantenmajestät hingen, stimmten ihn nur noch munterer. Ja, nun habe ich es dir gesagt — obschon ich es eigentlich gar nicht wollte: erstens, daß du nun einmal doch und doch nicht Bach spielen kannst, und zweitens, daß deine höchsteigenen Tondichtungen im Grunde nichts als ein Aufguß auf die Elixiere des göttlichen Chopin sind!

Aber diese Munterkeit hatte ihre Stacheln, auch gegen ihn selbst. Sein Unbehagen wuchs, er suchte während des flauen Gespräches, das sich mühsam entspann, nach einem Anlaß zu gehen.

Da erhob sich Bogumil und sah nach der Uhr. Auch Falkner stand auf. „Ja, es ist Zeit für uns. Der Wagen wird da sein. Sie wollen doch auch in die Stadt, Herr Professor?"

„Ja, aber erst morgen früh. Ich übernachte hier bei meinem Bruder."

Als er auf Eva zuschritt, sich dankend von ihr zu verabschieden, hielt sie seine Hand fest. „Wenn Sie doch hier draußen bei uns bleiben, dann schenken Sie mir noch eine Stunde."

Der weiche Ton, in dem sie das sprach, stieg ihm zu Kopf. Ein Blick aus Falkners Augen, lauernd, abgünstig, scheel gab seinem Entschluß den Stoß. Er verneigte sich und sprach: „Der Beschenkte bin ich!," ohne seine Wärme zu verhehlen. Unbeirrbar, in unnahbarer Ferne, in bewußter Höhe leuchteten die Augen des Musikanten.

⌘ ⌘ ⌘

Und jetzt sind die andern gegangen. Joachim ist mit Eva allein. Sie sitzen eine Weile stumm. In die zärtlich zagende Erwartung zuckt ein Feindliches hinein. Es ist nun einmal der Kampf zwischen ihnen entbrannt, das Sichwehren. Ein heimliches Sichmustern, wie ein Ausspähen nach den Schwächen des andern. Eine fiebernde Anspannung, wie sie in Schicksalsstunden schwirrt. Und wieder ein Ermatten und ein Ausruhen in Träumen.

Draußen ist Stille geworden. Der Wind hat sich gelegt. Nun haben die Seenebel, die immer schon in den Nächten geträumt haben, gewonnenes Spiel. Sie verzaubern die Welt wie in vorzeitliche Dämmerung. Zwei Seelen, die erst das Leben suchen, kauern die beiden. Und sie gewinnen dies Zagende, Unerwachte, Erwartungsvolle lieb und halten sich fest in dem zitternden Morgengrau.

Einen stärkeren Bund als das Wort schließt das Schweigen.

Schmerzlich erschreckt fuhren sie auf, als eine Tür hart ins Schloß fiel. Und jetzt stürmte Benno ins Zimmer. Mit einer leidenschaftlichen, ganz unbekümmerten Zärtlichkeit umschlang er die Mutter. Jetzt war er ganz Kind, ein großes Gefühl lebte und leuchtete in ihm. Und eben so flammte das Mutterherz.

Fast beschämt war Joachim von diesem elementaren Ausbruch, der nur von sich selber wußte und alles um sich vergaß. Und auch ein Neidgefühl stieß durch ihn hin, da er selber hier so abgetan und beiseite geworfen war.

Und dann zauste sich der Menschenkenner und Ergründer der Kinderseele. Hättest du den beiden diese Innigkeit und Macht des Fühlens zugetraut? Dieses Unmittelbare, dieses einfach Große in ihnen, die dir in so viel gebrochenen Reflexen schillerten?

Er sann nach über die Frau und ihren Jungen und über sich selbst. Und wieder kam all das Spröde und Bittere in ihm oben auf, und um ihn war harte Einsamkeit und Verschlossenheit.

Bis Benno an solches Verlies pochte mit dem Sprunghaften seines Wesens. Er löste sich aus den Armen der Mutter. Alles Kindliche war aus dem Gesicht wie fortgewischt, dem jetzt der kühle, frühreife, altkluge, rechnende Zug die Linie gab.

Digitized by Google

„Darf ich einmal an den Fernsprecher? Ich möchte das mit der Bank jetzt in Ordnung bringen," sagte er und ging ins Nebenzimmer.

Eva las in Joachims Zügen. Ich Hansnarr! stand deutlich da geschrieben. Baue ein lebendes Bild von Schmelz und Innigkeit mir hin und gerate in Rührseligkeiten! Und dabei ist dies letzte, dies üble, dies schlau spekulierende, mir in den Tod verhaßte des Bengels wahres Gesicht.

„Ich weiß, was Sie denken!" sagte Eva.

„Nun?"

„Sie glauben, solche Zärtlichkeitsausbrüche sind nicht echt bei ihm."

„Ja."

„Sie glauben, er will etwas von mir."

„Ja."

„Das ist sehr schade. Der Junge hat ja ganz gewiß seine kaufmännischen Neigungen. Aber mit seinen Gefühlen macht er keine Geschäfte." Diese letzten Worte hatten ihren starken, fast bewegten Ton, der tief in Joachim hineinklang.

„Anständig ist er nun schon." Beschämend für ihn und quälend das Wort. „Der Pädagog in Ihnen mag sich dagegen auflehnen — aber Benno ist es, nicht ich, der die Finanzen des Hauses wahrnimmt. Mit glücklicher Hand. Ich selbst bin hier ziemlich hilflos und wüßte ganz einfach nicht, was ich ohne ihn anfangen sollte. Höchstens also — könnte meine Zärtlichkeit gegen ihn den Verdacht einer Absichtlichkeit erwecken."

Welche Welt ist dies! so ging es Joachim durch den aufgestörten Sinn. Ihr dich entgegenstemmen ist deines Amtes. Versuchen, sie wieder einzurenken in ihre Fugen! Aber gerecht und klar muß sein, unbeirrbar durch Vorliebe und Abneigung, wer hier walten und führen will. Du aber fällst vorschnelles Urteil, ein ungerechter Richter.

Der Junge kam zurück. „Ich hab' mit Vogelsang gesprochen. Er hat uns die Otavi noch beschaffen können. Zum vorgestrigen Kurs von 250. Gestern standen sie schon 290."

Joachim wand sich gepeinigt. In Dreiteufelsnamen — wer kann gegen seinen natürlichen Ekel! Widerwärtig ist mir dieser Dunstkreis. Daß der Schuljunge für seine Mutter Geldgeschäfte macht — wie gut fügt sich das in diese ganze lasche und laxe, ethisch und ästhetisch aufgeweichte Welt. Aber ich gehör' nicht da hinein! Nein, nein und nein! Und eben noch hab' ich als armer Sünder vor dieser Frau, die in diesem Kreise lebt und webt, den Kopf gesenkt. Und dem reizvoll smarten Allerweltsjungen Abbitte geleistet.

Soll das unsere deutsche Zukunft sein? Wie elend ungesund diese Atmosphäre! Nicht zum Atmen für mich! Und die Frau, der diese Luft in den Kleidern hängt — o ja, zu kleiden versteht sie sich, ein Bild in den feinsten Pastellfarben — Kultur, alles Kultur — und Musik, sehr viel nervöse Musik — zum Teufel mit all dieser feinfingerigen Ästhetik! Fäuste will unsere Zeit.

Ehrlicher Abscheu, ich danke dir! Ein Warner sollst du mir sein, der ich schon im Narrenseile mich verstricken ließ. Ich gehöre nicht hierher — gehöre nicht in dies ungesunde Sumpfklima — ja lacht über mich, ihr Höhengeister! Sumpfklima nenne ich dies!

Doch wie aus der Ferne hallt ein großes, hohes Wort: Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, aber die Kranken.

Den Jungen heilen — und mit dem Jungen die Mutter! Fühlt sie selbst sich denn wohl in ihrer Haut? Woher sonst dieser stille, leidende Zug? Ja, sie leidet, leidet an einer Irrfahrt des Lebens. Sie braucht Hilfe, braucht die harte, feste männliche Hand. Und lohnte es nicht, sie zu halten?

Benno tritt jetzt auf ihn zu. „Ich höre, Herr Professor, daß Sie morgen früh nach der Stadt zurückwollen. Darf ich mit Ihnen gehen?" Darin ist die ganze vertrauensvolle Offenheit. Bezwungen und freudig antwortet Joachim sein „natürlich".

Dann sagt der Junge: „Ich will noch einmal zu Gottfried. Ich hab' noch ein paar Briefmarken für ihn."

Gottfried ist der gelähmte Sohn des Dorfschullehrers. Bei diesem zarten, versonnenen, unbeweglich in ein Traumleben gebannten, in Verzicht und Wunschlosigkeit wie verklärten Knaben, der recht eigentlich in allem sein Gegenstück ist, kann Benno stundenlang sitzen. Er ist sein Freund, es macht ihn glücklich, mit Liebesgaben „das Lager ihm zu polstern".

Benno ging. „Ist der Junge nun nicht doch zum Liebhaben?" sprach die Mutter zärtlich ihm nach. „Seine herrliche Briefmarkensammlung hat er dem armen, kleinen, gefesselten Prometheus geschenkt. Schenken ist überhaupt seine Lust."

Sie rückte Joachim näher zu vertraulichem Bekenntnis.

„Dieses Briefmarkensammeln! Sein Vater hatte es ihm verboten, als ‚stumpfsinnig und verblödend'. Da hatte der kleine Junge eine feine Antwort, die mir gefiel: ‚O man kann doch dabei so weite Reisen machen.' Aber der Mann ohne Phantasie verstand das nicht. Ich schlug mich hier ganz auf die Seite des Jungen — und nun begannen die schlimmen Heimlichkeiten."

Sie beichtete mit Bedacht. Einmal fuhr es ihm durch den Sinn: weiß sie, wie unbeschreiblich gut sie das kleidet — wie wunder-

Digitized by Google

bar sich in weicher Hingebung die Augen vertiefen, wie dieser unsagbare, bittersüße, schmerzlich-wonnige Zug um ihren weichen Mund die Sinne betört — weiß sie es?

Aber daß er, er nun wieder und wieder ihr Beichtiger sein durfte, daß sie ihm sich so ergab, schlug ihn völlig in Bande, glückhaft gedankenlos. Sie war sich wohl dieser Macht bewußt, es war ein leises Schauern, da sie immer mehr Hüllen von ihrem Leben und ihrem Wesen fallen ließ.

„So ist alles eigentlich durch den Jungen gekommen, durch das Komplott, das ich mit ihm schloß. Und durch die Angst, die wir beide hatten. Damit war die Unwahrheit in unserem Haus. Und wie leicht werden aus einer Lüge viele. Ein Betrug ist immer der Freund jedes andern. Auf diese Weise gerät man bald in eine große ungebunden leichtsinnige Gesellschaft. Und wenn man nicht fest verankert ist — und in sich selbst nicht die rechte Heimat hat —"

Etwas wie Klage bebte in diesen Worten, wie ein Ruf klang es aus ihnen hervor. Und Joachim trank ihn mit dem Ohr und tat die ganze Seele ihm auf.

Warum sagt sie mir dies alles? Gib du mir die Heimat! — was kann es anders heißen als dies!

Soll er sie fragen nach ihrem Leben? Offenbart sie sich ihm nicht mit einer eigenen Lust? Die ihn fast verstört und irre macht. Ob es sie nicht prickelt und reizt, ihm aus ihrer Ehe zu erzählen — alles, was er wissen will? So viel, mit einer Art grübelnder Gier sprach sie von Betrug und vom Betrügen — hat sie — hat sie dem Mann die Treue gehalten ?

Hier fährt er zusammen, gequält. Und fürchtet sich vor der Antwort, als sei sie sein eigener Schicksalsspruch. Und stößt dann all diese Gedanken mit Heftigkeit von sich, als Irrlichter seiner Vorstellungen, als Schmähungen und Entehrungen einer edlen Frau!

Alles Leuchtende ihrer Art ruft er zu Hilfe und brennt sie sich rein in ihren eigenen Strahlen. Und so glänzt sie vor ihm in Glorienschein, demütig und sieghaft zugleich.

Dies ist ihr Sieg, damit bezwingt sie ihn, daß sie seiner bedarf, daß sie ihn braucht! Sie aber mit ihrem fein witternden Faueninstinkt bleibt seinen Empfindungen auf den Fersen.

Sie genießt es, wie die Herbheit, das Unbeholfene, das Verschlossene und Bewachte in ihm sich löst. Mehr aber als alles wirkt seine sittliche Sauberkeit auf sie ein, bezwingend, überwältigend und seltsam entflammend. Daß ihre Phantasie scheu und fast beschämt innehält.

Und wieder klammern sich ihre Gedanken an seine aufrecht starke Haltung, an seinen klaren, festen Willen, an das Leitende seines Geistes, seiner Hand. Einer, der Schutz und Heim und Sicherheit verspricht. ‚Du bist die Ruh', singt es durch sie hin. Und sie ist oft so müde.

Weiter spinnen und weben die Nebel, das Abendrot haucht einen eigenen, blutwarmen Dämmer hinein. Es ist ein Umfangen, ein Einhüllen, ein Bergen, ein Verstecken in weltferne Einsamkeit. So legt es sich um sie und verzaubert sie beide in ihrer beider Nähe. Er weiß es kaum — wie von selbst sitzt er an ihrer Seite — hat ihre Hand genommen — seine Lippen kosen ihre Finger.

Da, wie ein Blitz schlägt es in ihn ein — taumelnd reißt er sich in die Höhe. Zu einem Abschied macht er gewaltsam, was ein Beginnen war.

„Ich darf jetzt Lebewohl sagen. Und nicht wahr, ich darf wiederkommen?"

„Immer. Sie sind so gut für mich."

Darin war die ganze lebendige Macht der Stunde, ihre innige Kraft und Weihe — bleiben, bleiben ruft aus ihr eine Stimme — es braust ihm in Herz und Hirn, er knirscht auf gegen die Betäubung und wirft den Kopf und stößt und rudert mit den Armen in Ecken und Kanten, verbeugt sich und geht.

Durch ihre großen Augen wandert es von Licht und Wolken: ein Erstaunen, ein Verstehen, ein Sichzufriedengeben mit dem Gewinn, eine Enttäuschung, eine Genugtuung über die Flucht, die ihr Sieg war und sein Sieg zugleich — und immer der Schein eines Erlebnisses, eines neuen Geschenkes, eines neuen Glücks.

Ein großer Junge ist er! So zittert es um ihren weichen, zärtlichen Mund.

⌘ ⌘ ⌘

Im Frühschein wanderte Joachim mit Benno der Stadt zu. Sie hatten sich beide ein wenig verschlafen und mußten gehörig ausschreiten.

Der Tag lag noch im Tau, noch kämpfte das Morgenrot mit den Nebeln der Nacht. Aber sie teilten sich schon in Schwaden und ließen ihren Saum betupfen von dem rosigen Morgenlicht.

Krähen, zerzaust, ruppig und wie geduckt schwebten schweigend dem Forste zu — gleich Nachtschwärmern, die mit schlechtem Gewissen erst jetzt nach Hause kamen.

Stille ringsum. Nur aus der Ferne hörte man den Bussard schreien. Unwillig — der Morgendampf war ihm bei des Frühstücks Bereitung sehr im Wege.

Benno in seiner unbefangenen, ungezwungenen Weise schüttete sein Herz aus. Auch

Digitized by Google

darin der Mutter so ähnlich, mußte Joachim denken, den in den feinen Profillinien die geistige Anmut Evas grüßte.

Der Junge erzählte, daß er das Boot von dem alten Elvers gekauft habe. „Nun soll mich der Himmel bewahren, daß ich nicht schon vor den großen Ferien zum Argonauten werde."

Joachim stutzte, immer noch ein wenig unfrei und gestört. Neu war ja auf alle Fälle für ihn diese Verkehrsart zwischen Lehrer und Schüler. Aber war hier nicht schließlich ein Mehr, eine Freundschaft, eine Zusammengehörigkeit? Und er fand sich in den Ton.

„Ja, ja, Benno — das goldene Vlies!"

„Was soll man anders machen!" erklärte der Junge und sang sein altes Lied. „Etwas zum Abenteuern und zum Riskieren muß man haben — das ist nun mal das einzige Schlachtfeld, das uns bleibt."

Und wieder erschrak Joachim, und die Trauer zog durch ihn in schweren Schatten. Ist das unsere Jugend! Läßt sich willfährig den Untergang des Abendlandes predigen und „orientiert" sich nun so! Zur Börse! Ex oriente lux, ex oriente Kux!

Es packte ihn an — und er packte zu. Hier ist nun dein Amt — noch besser, wenn hier nicht die zündenden Funken springen sollten! Wenn hier nicht die Feuer entbrannt würden der neuen Zeit — meiner neuen Zeit! Nur daß es mit dem Predigen, mit Worten nicht getan ist! Nur mit dem Tun wird es geschafft. Und nicht tragisch dabei werden und wuchtig versinken — oben bleiben, den Humor behalten, lachend verstehen und erkennen, und lachend heilen! Als Beispiel leuchten, durch eigenes Leben wirken, durch den eigenen Herzschlag!

Nicht sich hineinwirbeln lassen in den Taumel der Sinne! Aufrecht bleiben und standhaft. Ordnung, Disziplin auch im Gefühlsleben, Selbstzucht und sei es bis zur Askese!

Ganz gewiß ein Spott den einen — aber eben nur denen, an denen ganz und gar nichts gelegen ist. Den andern aber ein Bild, eine Mahnung und ein Wertbegriff.

Der Junge sprach, vielleicht mit angelernten Worten, was er im Grunde doch selber empfand. „Natürlich ist das Geld was Ekelhaftes. Aber um es richtig verachten zu können, muß man es haben." Es war kaum etwas von Frivolität in diesem Wort, mehr eine bedauernswerte Müdigkeit.

Der Lehrer regte sich nun doch. „Als in dem alten Rom alles käuflich war, gab es denn doch noch Leute, die sich selbst zu wahren und die mit einem ‚non dolet' zu sterben wußten. Dieser Geist wird auch bei uns die Herrschaft behalten. Das ‚non dolet' wird das infame ‚non olet' unterkriegen. Diese elende Gier nach Geld und Wohlleben, diese Verweichlichung in allen Lüsten, für die es nichts Schlimmeres und Furchtbareres gibt als den Schmerz — lächerlich, wenn wir mit solchem Jammergeist nicht fertig würden!"

Die ausgekühlten Augen des Jungen leuchteten nun doch zu ihm empor. Und dann kam in dem Gesicht etwas sehr Nachdenkliches auf, ein Reuevolles, ein schmerzlich Mattes und Welkes. Ein Leidendes und Bedürftiges, das Stütze und Halt suchte. Und auch ein Zorn gegen sich selbst. Erst zauderte er noch, noch hielt ihn eine Scheu, dann aber, wie bei einem, der vorm Arzt keine Geheimnisse hat und haben darf, kam es frei von seinen Lippen: „Ja, es ist ein Skandal, wie wir Jungen mit unserer Jugendkraft umgehen! Wer einmal das Laster geschmeckt hat, für den gibt es kaum noch ein Halten. Man kämpft immer wieder dagegen an — und erliegt immer wieder. Schließlich — kämpft man eben nicht mehr."

„Wie? Das wäre noch besser! Was ist denn in diesem Kampf? Unser Wille doch! Im Innersten wollen wir es nicht! Und dieser innerste Wille, der etwas Tüchtiges und unser Freund ist, den läßt man eben nicht im Stich. Tut man nicht! Und mit ihm zusammen gibt es dann die rechte Kraft. Und Kraft — das ist es! Auf Kraft kommt es an. Hier und überall."

Benno hörte hingegeben zu. „Und dieses Versteckte," so rief Joachim ihm weiter ins Bewußtsein, „dieses Heimliche — daß man sich damit versteckt, beweist doch, wie man sich dessen schämt! Sie aber, diese innere Stimme — die gilt, die ist das Bessere. Und darum muß sie auch recht behalten."

Seine gesunde und starke Zuversicht überströmte den Jungen. „Ja," gab der ihm zu, „es ist etwas, was man ursprünglich verbirgt! Aber —" und es wuchs sein Unmut — „die Gemeinheit braucht ja wohl die Gemeinschaft und die Schamlosigkeit —" er stieß es hervor — „man bleibt damit nicht mehr in der Einsamkeit, es werden gemeinsame Orgien gefeiert. Und was man sich selbst verbietet, die andern und die Öffentlichkeit erlauben es einem, ermuntern einen und reizen einen auf. Und der Weg der Rettung von diesen gefährlichen Anfangsgründen führt nur zu der zweiten Stufe, zu den käuflichen Weibern. Man geht in die Badstübergasse."

Schweigend hörte Joachim zu. Jedes Wort konnte hier dies offene Bekenntnis stören und verwischen. Schon daß der Junge sprach, frei von der Leber, war ein Gewinn. Darauf sich das Weitere ohne beirrenden Eingriff von selber aufbauen mußte.

Digitized by Google

„Auch hier die Käuflichkeit“—Benno war noch nicht zu Ende — „man hat dabei natürlich seine eigenen Gedanken über das Geld. Und auch, so jung man ist, über die Frau. Und wenn man dann mit reinen jungen Mädchen in Berührung kommt, bewahrt einen auch ihre Reinheit nicht. Man denkt schließlich doch wieder — auch hier — an das eine.“

Hingenommen war Joachim, bewegt von dem, was man immerhin die Tragik der Pubertät nennen darf. Und er dachte: ‚Es ist so gut, daß dies alles jetzt die Offenheit sucht. Daß es nicht mehr wie früher in das Lichtscheue eines Verbrechertums sich verkriecht.‘

Benno fühlte diesen Widerhall, und er sprach weiter. Sagte, daß sein Wetten, sein Spekulieren, seine Börsengeschäfte ihn auf andere Gedanken brächten, eine Art Zuflucht für ihn wären, eine heilsame Ablenkung. Ob er aber so nicht den Teufel mit Beelzebub austreibe? Denn Spielen und Liederlichkeit wären doch nun mal nahe Verwandte. Und jagten sich dann doch wieder gegenseitig ihre Beute zu.

In Joachim schrie es auf. Das ist es, was schließlich für unsere Jugend bei den neuen Offenbarungen, dem freien Menschentum, dem großen Menschheitsdusel-fusel herauskommt! Spiel und Laster und Laster und Spiel! Menschheit hin, Menschheit her, das Vaterland brauchen wir! Das Vaterland — ja und die Waffen! Wir kommen nicht drum herum mit all den herrlichen, freien, weltbeglückenden Ideen. Der Herd und das Schwert! Das ist und das bleibt! Und das allein kann die Nöte und Süchte unserer Zeit, unserer Jugend beschwören.

Traf ihn nicht selbst ein Vorwurf! War er ein richtiger, ein verläßlicher Führer! Hatte er sich selbst nicht lässig und träge beiseite gestellt! Sich immer mehr in seine eigensüchtige Einsamkeit geborgen!

Da war das Turnen, das an dem Gymnasium ganz im argen lag. Gymnasium — Stätte der Gymnastik! Oft genug hatte er mit Papa Kornelius darüber gesprochen — aber eben gesprochen nur. Der Turnlehrer ein bierbauchiger, herzverfetteter Phlegmatiker. Durch seine Seelenruhe geheiligt. Das Ruhige nicht bewegen! O welch ein faul-bequemes, verrottetes, gottverdammtes Wort ist dies! Hätte hier nicht längst die schüttelnde, die schmeißende, die schmetternde Faust hineinfahren und Wandel schaffen müssen! War er, Joachim, nicht der gegebene Gymnast! Ein Meister in allen körperlichen Übungen. Ein trefflicher Turner, Schwimmer, Fechter. Und so, gerade so wird er gebraucht, heute mehr als je.

Da ruft es, da schreit es nach ihm in so viel gequälten, geängstigten, verwüsteten und verzweifelten Jungenseelen. Die sich gerne befreiten, sich gerne hart und schmerzlich herausrissen aus der Erschlaffung, der Verwahrlosung, der Schwächung und Betäubung. Nur, daß die starke, feste, harte, packende Hand sich ihnen ehrlich und freudig bieten mußte!

Wie war es nur möglich, daß er so lange hatte schlafen können! Verdiente er es, daß noch so viel Jungenaugen ihm täglich so viel Anhänglichkeit, Treue, Vertrauen entgegenstrahlten! Jetzt aber, wenn je, hieß es kräftig wuchern mit diesem Pfunde!

Keinen neuen Bund wollte er gründen zu den vielen alten. In denen nur immer die ewig alte Politik, die ebenso ewig alten Weltanschauungen, so neu sie sich auch gebärdeten, wieder aufgekocht wurden. Du lieber Gott — vor lauter Weltanschauung war von der Welt schon nichts mehr zu sehen. Nicht mehr als eine freiwillige Turnriege sollte es sein — schlicht und schlecht und recht. Turnen, schwimmen, fechten sollten die Jungen. Eine eigene Schutz- und Trutzwehr sollen sie sich selber sein gegen schwüle Begehrlichkeiten und lasche Lust. Sind wir erst so weit, wird ganz von selbst der Geist sich einstellen — der Geist, den wir haben müssen und haben werden, ganz von selbst.

Eine Riege, eine Reihe. Reihe, das ist der Name, der sagt etwas. Darin ist die harte, treue Gerade. Darin ist das Standhalten und Vorwärtsstürmen zugleich.

Joachim erzählte dem Jungen von seinem Plan. Alles, was in dem gesund ist, stimmt begeistert zu. Es gibt einen Handschlag — die Reihe ist gegründet. Das Werk ist begonnen, es wird wachsen und sich vollenden.

Wie aber muß der rechte Beschützer sein für diese jungen Schützlinge? Das ‚sera juvenum Venus‘ — nicht vorsprechen und vorpredigen, vorleben muß er es ihnen. Auch er muß sich in Zucht halten. Auch für ihn muß die Frau über dem Sinnenkult stehen. Nicht die Phantasie der Begierde ausliefern. Hat nicht eine moderne Wissenschaft, selbst neurasthenisch, das Psychische glattweg mit dem Geschlechtlichen verwechseln dürfen!

Wieder der Frau Altäre bauen! Wie die alten Germanen im Weibe — lest nur öfter den Tacitus! — schlechthin ein Göttliches verehrten. Die Frau braucht unsere Verehrung — und unsere Verehrung braucht die Frau. Nur so kann sie wachsen und blühen! Nur so kann sie Herrin sein.

Keusche Gedanken — wie unmodern! Ich sehe grinsende Grimassen. Und auch du bist darunter, du mein geliebter Feind und Vor-

Digitized by Google

Winterlandschaft. Gemälde von Prof. Olof Jernberg
(Akademie-Ausstellung 1924, Berlin)

Digitized by Google

Digitized by Google

gesetzter, Falkner, Schulrat, schöner Mann und schöner Geist, du gesalbter Sendbote der Aufklärung und des Fortschritts.

Aber das laßt euch sagen und daran könnt ihr nichts ändern: ganz gewiß nicht in dem, was Mode ist, eben in dem, was ihr Modegecken unmodern scheltet, ist der Geist der Ewigkeit. — Du aber insonderheit, verehrter Fackelträger in meines Berufes Land, der du auch in dem Kreise meines ganz eigenen Empfindungslebens dich bewegst, das eine bitte ich dich, dir hinter die Ohren zu schreiben: du magst den Freigeist leuchten lassen so viel du willst, du magst meine Wertbegriffe und Urteile als Vorurteile belächeln — wenn du das, was mir verehrungsvoll ist, wenn du die — die, der ich mich neige, auch nur im leisesten anzutasten wagst — dann — dann schreib' ich dir was hinter die Ohren!

※ ※ ※

Falkner war ganz der Mann, sich ohne Säumen und kräftiglich ins Zeug zu legen, und er tat's.

Eine Konferenz war einberufen. Er entwickelte seine Grundsätze. Sprach Gutes über die Arbeit als Inbegriff, als Inhalt, als Wert unseres Lebens. Freude muß die Arbeit sein, nicht Qual. Freiheit, nicht Zwang. Frohheit statt des Frons. Die frohe, die freie Arbeit. Die ewige Frage der Weltbeglückung, so nur ist sie zu lösen. Das Ideal der Tugend, nur so ist es zu erreichen. Wo anders aber als in der Schule ist damit zu beginnen? Die zu allem den Grund legt. So haben wir sie, so ergibt sie sich von selbst, die freie Schule. Trägheit und Gedankenlosigkeit entwerfen schreckhafte Zerrbilder von ihr und tun sie in den Bann. Die erleuchtete Pädagogik aber, die da weiß, daß das immer fragende, immer suchende, nie müßige, stets beschäftigungsfrohe Kind das aktive Moment seiner eigenen Erziehung ist, daß wir in der Kindesseele selbst das große pädagogische Genie haben, und ist keines außer und neben ihm — die erleuchtete Pädagogik begrüßt in ihr jubelnd das Licht und Heil der Zukunft!

„Schnetterengtengteng!" knirschte Joachim vor sich hin zu dieser Fanfarei. Der Kampfruf aber des erleuchteten Pädagogen, die tödliche Nichtachtung all dessen, was bisher im Schulwesen geleistet war, rief den, der hier die Verantwortung trug, rief Kornelius nun doch zum Waffengang in die Schranken.

Er begann leise — er war nun mal ganz und gar kein Klopffechter — und das Kampfaustragen war für ihn nicht das leichte Klingenführen. Kämpfte er, war er bis ins Innerste bewegt, und um Sein oder Nichtsein ging es ihm. Aber bald gewann die bebende Stimme Kraft an dem Geist der Worte.

Er rückte nun schon dieser neuen Heilslehre gehörig zu Leibe, historisch und kritisch. Brachte den Nachweis, daß das Heilsame in ihr nicht neu, vielmehr als ewiges Gut wahrer Erziehungswissenschaft immer bestanden habe, freilich oft genug wieder getrübt und verschüttet worden sei. Gerade diese alte und unsterbliche Heilswahrheit aber hat niemals den Geist der Ordnung verleugnet, hat immer die Schule als ein Gemeinwesen, als einen Staat vorausgesetzt. Von Sokrates an, dessen Methode schon den fragenden Zögling in den Mittelpunkt der Erziehung und des Unterrichts stellt, bis zu Rousseau, den Philanthropen, zu Pestalozzi und Herbart, die alle dasselbe und nichts anderes wollen. „Das Fragen des Schülers, darin ist die Willkür — das Antworten des Lehrers aber ist ganz auf Willen, auf das Ziel, den Geist, auf — ich fürchte mich nicht vor den verketzerten Worten — auf Methode und geordnetes System gestellt. Ordnung — Ordnung überall das A und das O. Ordnung — Satzung — Gesetz. Und das Ganze: die sittliche Welt. Und seht ihr in Ordnung nur den Zwang — gut, so sag' ich: eine Schule ist so wenig wie irgendein anderes Gemeinwesen ohne Zwang auch nur denkbar. Wird dieser Zwang aber anerkannt — und ganz gewiß erkennen die Schüler ihn an, keiner fühlt im Grunde des Herzens besser als sie, daß sie nur so von den Lehrern beraten, geführt, beschenkt werden können — dieser anerkannte Zwang, der und nichts anderes ist eben die Freiheit. Keine andere Freiheit ist uns zugemessen. Eine freie Schule in diesem Sinne lasse ich gelten — eine andere nicht!"

Zu einer unverhohlen scharfen Absage hatte der Ton sich gestaltet. Noch suchte Falkner zu vermitteln. Obwohl er sich abgekanzelt fühlte und fühlen mußte. „Wenn ich nicht an die Möglichkeit eines Ausgleichs dächte und immer die Sache im Auge behielte, würde ich Ihnen, Herr Direktor, nicht das große beispiellose Zugeständnis machen, das ich Ihnen jetzt biete."

Der Ton war plötzlich kühl und amtlich geworden — alles horchte gespannt auf. „Ich bin bereit, zunächst einmal unter Ihrem Direktoriat, als Lehrer einer Ihrer Klassen praktische Arbeit in unserm Geiste vorzuführen. Eine rein theoretische Abfertigung — mit oder ohne Zuflucht zu Hegelschen Staatsideen — ehe von unserer praktischen Arbeit auch nur die ersten Anfänge wahrgenommen sind, halte ich nicht nur sachlich für vorschnell, sie ist auch rein geschäftsmäßig betrachtet nicht statthaft, da die oberste Behörde die praktische Erprobung, um nicht zu sagen Durchführung dieser Bestrebungen wünscht."

Digitized by Google

Das war nun doch — über jenes förmliche Entgegenkommen hinaus — die Kriegserklärung in aller Form. Hier ging es jetzt hart auf hart, hier hieß es nichts weiter als schwarz oder weiß. Kornelius Boldewiek stand da, erhobenen Hauptes. „Mit Ihrem letzten Worte, Herr Ministerialrat, ist die Lage restlos geklärt. Die ‚Durchführung' Ihrer Bestrebungen ist die Losung. Heißt also: der Hebel wird herumgeworfen, ein ganz neuer Kurs soll aufgenommen werden. Ich steuere ihn nicht. Und teilnahmlos auf der Kommandobrücke stehe ich nicht. Das würde ich aber müssen, wollte ich Ihnen das Zugeständnis machen, von dem Sie sprachen. Damit würde vielleicht der Tatbestand verschleiert. Bestehen aber bliebe, daß ich damit aufhörte, Herr im eigenen Hause zu sein. Der Herr wären Sie, der Beauftragte der obersten Behörde. Wie grundverschiedenen Geistes wir sind, hat mir zur Genüge Ihr öffentlicher Vortrag bewiesen. Was Sie wollen, mag gut sein — ja, Sie mögen dasselbe erstreben, was wir zu erreichen uns bemühen. Ihr ‚Wie' aber legt für mich alles in Trümmer. Dies ‚Wie' ist die Vernichtung. Vernichtet aber ist grade genug bei uns. Fängt man nicht — Gott sei Dank! — schon wieder an, unter dem Schutt nach den alten Grundmauern zu suchen? Dabei zu helfen ist meines Amtes. Der fortschreitenden, bewußten Auflösung in meinem Hause — oder in dem von mir verwalteten Hause — eine Stätte zu bereiten darf man mir nicht zumuten. Ich lege also die Verwaltung nieder."

Eine Bewegung ging durch das Kollegium. Forschend wanderten Falkners Augen über die Gesichter. Länger verweilten sie auf Joachims Zügen, die wie in Erz gegossen waren. Dann sprach er hart und hell: „Also Reaktion um jeden Preis."

„Nennen Sie es wie Sie wollen." Etwas Herablassendes hatte Kornelius Boldewieks Handbewegung. Falkner fühlte sie als Backenstreich. Und jetzt geschliffen und schneidend: „Soll ich offiziell Ihre letzte Erklärung als Entlassungsgesuch zur Kenntnis nehmen?"

„Ich bitte darum."

„Diese Wendung der Dinge bedauere ich. Aber Halbheiten sind so wenig in meinem Sinne wie in Ihrem." Dann mehr zu dem Kollegium gewandt: „Die Behörde steht allerdings jetzt vor der Frage, ob sie das Sommerhalbjahr noch als vorbereitendes Interimistikum verstreichen lassen will, ob dann zum Herbst volle Arbeit getan werden soll, oder ob wir sofort in die neue Bahn einlenken. Ich persönlich bin nicht für Interimistika." Er verkündete es mit Haltung. „Aber ich muß zunächst einmal im Ministerium berichten. Durch den Draht natürlich. Morgen schon kann die Entscheidung hier sein. Bis dahin darf ich mich empfehlen. Ich denke, die Herren bedürfen heute meiner nicht mehr."

Sein Ton hatte die ganze Verbindlichkeit wieder gewonnen. Er gab erst dem Direktor, dann jedem einzelnen der Herren die Hand und ging.

Wie eine Betäubung lag es zunächst auf den Zurückgebliebenen. Nur Kornelius stand frei und gehoben da, und Joachim war längst dabei, seine Gegenmine zu legen.

Er sprach denn auch gleich. „Solidarität, meine Herren — das Wort ist übel geworden und hängt einem längst zum Halse heraus. Aber der Sinn bleibt gut. Und wenn irgendwo, hat es hier Sinn. Sinn und die Kraft und den Sieg! Aber bitte um des Himmels willen keine von diesen faulen papiernen Vertrauensvoten für unsern verehrten Herrn Direktor! Ein geschlossenes Zusammengehen mit ihm auf Gedeih und Verderb! Auf Gedeih natürlich! Was glauben Sie, was das für eine Wirkung tut, wenn wir hier in corpore erklären: für uferlose Experimente geben wir uns nicht her! Gegen eine Zerrüttung dessen, woran wir schaffen, lehnen wir uns auf! Sie sollen sehen, was die Welt dann aufhorcht! Und vor nichts hat die Behörde mehr Angst, als vor aufhorchenden Ohren! Hängende Ohren sind ihr Element. Wir aber — was Kollegen? — wir lassen die Ohren nicht hängen! Aufrecht! Und aufrecht, in Reih und Glied mit unserm Direktor Kornelius Boldewiek! So sind wir die Geister los, die wir nicht riefen, und das Feld bleibt unser!"

Der alte Herr sah ihm ins Gesicht mit feuchten Augen. Dann forschten sie über die Lehrerschaft hin. Sie fanden, was sie vermutet hatten: Hier wohl tapfere Augen und gestraffte Nacken, da aber gesenkte Blicke, abgewandte Köpfe, geduckte Rücken. Haben über diese nun doch die „neuen Ideen" Macht gewonnen? Oder ist es doch nur das alte Weltenbild? Ja, ja — Mensch bleibt Mensch, und überall die arme geängstigte Kreatur, armselig und zum Liebhaben, so spricht seine Güte.

Milde winkte er ab. „Ich danke meinem Freunde Joachim Braß für seine Gesinnung. Aber Sie alle wissen, wie Kundgebungen — welcher Art sie auch seien, mir im Innersten widerstreben —"

„Keine Kundgebung," rief Joachim dazwischen, „eine Schlachtordnung zum Kampf und zum Sieg! Die Sache will es."

Nun legte der Alte doch die Finger in

die Wunde. „Aber ich — ich will keine Gewissenskämpfe, keinerlei Opfer, keinerlei Märtyrertum — und es würde selbstverständlich ohne das nicht abgehen.“

Joachims Ungestüm hatte nun auch innegehalten, er hatte blitzschnell das Gehabe der Gefährten gemustert und sagte sich selbst, daß eine frohe Einheitsfront hier schwerlich zustande kommen würde. Noch glaubte er an die fortreißende Macht eigener Sturmkraft — während Kornelius entscheidend sich so vernehmen ließ: „Nein, meine Herren, wir müssen die Sache anders anfassen. Der Sieg, an den Herr Professor Braß denkt, würde, auch wenn er wirklich uns zufiele, nur ein äußeres Zurückschrecken der Gegner sein, nicht ein inneres Überwinden ihrer Maßregeln — und ohne Regel und Maß. Und darauf kommt es doch an. So weit sich aus ihnen nicht doch diese oder jene Anregung gewinnen läßt. Eben dafür aber sollen Sie alle auf der Wacht bleiben. Und — wie man sagt — getrost die Sache an sich herankommen lassen. Gerade weil es um die Sache geht. Und weil es hier ein Gut zu wahren gilt. Wahren Sie es, jeder nach bestem Wissen und Gewissen. Sie alle haben noch kein Recht, müde zu sein, ich aber habe es.“

Nun wandte er es so, und entlastete vollends die flauen, die laschen, die kläglichen Seelen unter ihnen. In Joachim und den Starken wallte es auf. Schon aber schloß der Direktor die Konferenz. Und erleichtert mit der Miene des Mannes, der seinen Todesmut wohlverwahrt im Busen trägt, ging manch einer von dannen, den Joachims „drauf!“ in peinliche Bedrängnis gebracht hatte.

Kornelius und Joachim sitzen noch zusammen. Joachim schilt: „Sie haben den Feigen eine Brücke gebaut.“

„Tat ich das, so geschah das nebenher. Das Wesentliche ist, daß ich Ihre Kampfmethode nicht billigen kann, lieber Braß. Natürlich hätte ich lieber zum Abschied — nicht so manches lange Gesicht gesehen. Aber wäre das Gegenteil schließlich nicht doch rein dekorativ gewesen? Im Grunde haben diese Bedenklichen recht.“

„Recht — ja, sie haben ihr Amt und darum haben sie keine Meinung!“

„Lieber Joachim — betrachten Sie einmal nüchtern die Folgen. Falkner sieht uns doch nicht danach aus, als ob er mit sich spaßen ließe. Auf Unbotmäßigkeit aber steht Dienstentlassung. Wären Sie, damit das große Aufsehen vermieden würde, nicht allesamt geflogen, man hätte Sie einzeln vielleicht versetzt und dann abgehalftert. Unser altes Gymnasium von St. Jürgen aber wäre auf alle Fälle verwaist und verweht! Lassen Sie hier in Gottes Namen den neuen Geist einziehen — und sich selbst ad absurdum führen. Aber vielleicht führt er uns ad absurdum —“

„Glauben Sie das?“

„Nein. Doch trag' ich ja die bekannten ‚Scheuklappen der Reaktion‘. Vielleicht auch sind meine alten Augen in der Tat zu schwachsichtig, um das Kanaan zu sehen.“

„Und beim Abschied bleibt es?“

„Ja.“

⁂

Betti Huswädel war auf dem Kirchgang. Den erlaubte ihr der Vater, von dessen romantischen Verführungsreizen ahnte seine nüchterne Protestantenseele nichts. Das Gesangbuch in der Hand seines Kindes galt ihm als sicherer Talisman.

Jawohl! Sie ging die Marienstraße nicht zu Ende, nahm den Weg nach dem alten Tor und bog dann in die Anlagen ein. Dort an der Teufelskuhl, einem kleinen, geheimnisvollen, von den buschigen, alten Wallgräben umhegten See setzte sie sich auf eine Bank. Und wartete.

Nicht lange, da kommt Benno mit seinem lässigen Schritt um den leuchtenden, blütenstrotzenden Fliederbusch auf sie zugegangen, bricht einen Zweig — ganz nahe steht die große Warnungstafel: „Das Abbrechen von Blüten und Blumen in den Wallanlagen ist strenge verboten und wird unnachsichtig bestraft“ — und deckt zum Gruß ihr das Gesicht mit dem süßbetäubenden Frühlingsduft.

Dann küßt er sie. Und dann — so hart nebeneinander wohnen Poesie und Geschäftssinn in seiner Brust — holt er seine Brieftasche hervor und gibt ihr zwei Banknoten.

Mit großen Augen starrt sie auf die Scheine. „Dollars!“

„Nun ja.“ Sie hat ihm neulich gesagt, daß sie noch niemals einen Dollar in der Hand gehabt habe. „Dein Gewinn.“

Ihr schlägt das Herz immer höher. Er aber singt recht lasterhaft vor sich hin:

„Die Lotten, Liesen und Luisen,
Sie alle lieben die Devisen.“

Es gärt in seinem Blut. Der nahe Stadtwald lockt herüber mit seinen dunklen Tannen. „Ich gehe jetzt nach Seedorf,“ sagt er und wehrt sich.

„Jetzt?“

„Ja. Fortinbras mit seiner Reihe wirkt da heute herum. Wettrudern. Vielleicht auch Wettsegeln. Seit unsere Zukunft im Wasser liegt, müssen wir sie eben da wieder herausholen.“

Sie weiß wieder nicht, was bei ihm oben auf ist, Spott oder Ernst. Noch hofft sie über Fortinbras zu siegen. „Wer weiß, wann ich wieder einmal Zeit habe.“

Digitized by Google

„Das kann ich dir sagen, dein Vater Huswädel mit seinem Klosterverlies und sonstigem finstern Mittelalter — unter Kornelius, der selbst noch weiter zurück im höchsten Altertum hauste, ging ja so etwas. Aber jetzt, wo Falkners Adalbert hier Licht in die Bude bringt —“

„Vater sagt, der will jetzt selbst hier Direktor sein.“

„Will er. Der Welt soll was gezeigt werden. Mir kann es ja recht sein, daß es mit der alten Penne jetzt ein Ende hat. Mit all der Schusterei und Schufterei. Herrgott, könnte ich's gut haben. Der Mann ist Freund in unserm Hause. Aber das eine muß ich ja sagen — mein Herz hat nichts mit ihm zu schaffen, das ist nun mal mehr für Fortinbras. Und das Herz ist ein Muskel, mit dem sich nicht spaßen läßt. Was, Bettina?“

Er küßt sie. Aber mehr von oben herab, mit der Miene des Mannes von Welt. Und in dieser Überlegenheit findet er seine Haltung. „Ich hab's versprochen — Fortinbras ruft, die Reihe, der Tugendbund!“

Aufspringt er, winkt seinen Gruß, eilt von hinnen und läßt sie sitzen — den Fliederbusch, den Frühlingsduft in der einen Hand, in der andern die Dollarnoten. Zornig wirft sie den Duft von sich, dem „non olet“ wendet ihre Zärtlichkeit sich zu. Dies ist was bleibt. Dies bleibt was ist. Dies ist Macht, dies ist die Weisheit des Lebens.

Sie dachte an die Herrlichkeiten der Welt und der Kaufhäuser, die ihr jetzt untertan waren. Und lüstern spielte sie mit dem Grauen: wenn Vater von ihrem Reichtum wüßte! Von ihrer geschäftstüchtigen Freundschaft und Liebschaft mit Benno. Sie schauerte, eine Verbrecherin. Und durch ihr aufgewühltes Blut flammte die Sehnsucht nach dem Freund.

Benno indessen ging auch nicht so ganz gleichmütig seines Weges. Mehr als einmal war er im Begriff umzukehren. Auch durch seine Phantasie wehte die Dollarnote.

Was war das für ein Flimmern und Glimmern in ihren Augen gewesen, grünlich und grell, das auf die zauberhaften Geldscheine sprühte. War das nicht Gier — nichts anderes, nichts besseres, als was in den Weibern der Badstüberstraße rumorte!

Und der junge Wüstling in ihm ward rege und zog herab und fand in der Gemeinheit seine Reizungen.

Ist Weib nicht Weib! Was macht er denn lange Federlesens! Was dalbert er sich in solch eine Schwärmerei für dieses kleine Bürgermädel hinein! Was putzt er diese Liebschaft platonisch sich auf! Wer weiß, ob das kleine Frauenzimmer ihn nicht auslacht!

Das gab ihm einen Zuck und Ruck — an einem Haar hing es und Fortinbras war vergessen. Aber das Haar hielt. Ein Sauberes, Festes und Kraftvolles in ihm gewann den Sieg. Er schritt den Feldweg weiter durch wogendes Korn. Über ihm war Lerchengesang. Er freute sich auf die See, freute sich auf die Frische, auf gespannte Kraft und wagemutiges Tun! Zum Henker mit der schwülen Laschheit und müden Süße!

Vor ihm eine Gruppe von Jungen strebte demselben Ziele entgegen. Bernhard, Dibrand, Fritz Prüter, Hans Weinhold und ein paar andere. Sie debattierten natürlich.

Jetzt hatte Hans das Wort, er war hier nur mit halbem Herzen dabei, eigentlich hatte ihn nur die Neugierde seines spitznäsigen Busenfreundes Prüter der Reihe zugeführt. Er fühlte schon, daß seines Bleibens nicht sein würde. Seinen Hedonismus predigte er. Sein Überschwang suchte vielmehr bei Falkner das Seelenheil.

„Eigentlich habe ich ja mit Fortinbras ganz und gar nichts gemein. Und was soll diese plumpe Athletik.“

„Warum bleibst du denn nicht zu Hause!“ rief Dibrand kurz.

„Wenn es nicht Fortinbras wäre —“

„Ach!“

„Er hat nun mal was!“

„Wirklich!“

„Und dann hofft man doch immer, daß er selbst endlich da mal herauskriecht — aus der Philisterei, aus dem alten Ehgestern.“

„Ihr großartig Zeitgemäßen!“ rief Bernhard dazwischen.

„Bildet euch bloß nicht zu viel ein.“ Und er deklamierte:

„Ihr Leute
von heute,
was ist eure Beute?
Aus Restern
von gestern
das Morgen
zu borgen!“

„Daran könnt ihr nun nichts ändern, Falkner ist Trumpf. Und ich begreif' euch nicht! Was habt ihr, gerade ihr immer gegen die Fuchtel räsoniert! Aber jetzt, wo ihr sie noch nicht einmal los seid, rutscht ihr schon wieder betend vor ihr auf dem Bauch.“

Jetzt gesellte sich Benno zu ihnen. Dem Klassenbewußtsein der Primaner, das ihn, den Tertianer, ablehnen wollte, hatte seine thronende Gelassenheit sich längst gewachsen gezeigt. Jetzt nahm ihn mit mancherlei Fragen die Neugierde in Anspruch: er sollte von Falkner, mit dem er so gut bekannt war, Näheres erzählen.

Digitized by Google

Mit seiner kühlen Welterfahrung sah er auf die andern herab, die alle viel mehr Schuljungen waren als er. Er war erhaben über ihre Sorgen und konnte die Gefährten von oben abkanzeln.

„Ich weiß nicht, was ihr euch so aufregt. Schule bleibt immer Schule. Und Schulmeister bleibt Schulmeister. Ob Adalbert Falkner oder Kornelius Boldewiek. Wenn es den neuen Onkels wirklich ernst ist mit dem, was sie reden — von Freiheit des Kindes und so weiter — dann beanspruche ich zunächst einmal für mich die Freiheit der Wahl, ob ich überhaupt zur Schule gehen will oder nicht. Sonst ist das alles doch bloß Geschwafel."

Zu diesem erhabenen Nihilismus machte sogar Hans Weinhold, der schrankenlose Hedonist, seine größten Augen.

„Wenn ich schon von freier Arbeitsschule reden höre!" ließ Benno sich weiter vernehmen, er war in der Geberlaune. „Frei und Arbeit — als ob irgendein Mensch auf der Welt freiwillig arbeitete! Frei und Schule — schulfrei kann man wohl sein. Aber freie Schule ist doch derselbe Schwindel wie freier Zwang."

Nun stieß auch Hans in sein Horn, und er blies es mit Macht. In Zuckungen läge die Zeit — aber Freiheit und Freude würde sie gebären. Das Glück, sein Leben voll auszuleben, jedem Gefühl und jedem Gedanken Wesen zu verleihen — unserm Geschlecht würde es beschieden! So würden wir noch hinauswachsen über das hellenische Ideal! Endlich würden wir aufhören, uns vor uns selbst, vor unsern eigenen Empfindungen zu fürchten. „Die große Offenbarung lautet, daß jedes unterdrückte Gefühl, das in unserm Innern schwären, das unsern Geist vergiften muß, Sünde ist!"

„Hoch genug gehst du ja in die Luft —" bemerkte Benno, er lachte ihn innerlich aus und freute sich des Dämpfers, den er draufsetzte. „Aber wenn du glaubst, daß Adalbert mit dir fliegen wird —! Pauker, und wenn sie auch noch so ausgelassen tun, Pauker fliegen nicht. Und dann hast du doch wohl gehört oder gelesen — belesen bist du ja wie einer, aber ich kann dir auch eine Pille drehen: die wildesten Freiheitsmänner sind noch immer die größten Tyrannen gewesen!"

Für all solche Klugschnakerei der Gelbschnäbel war dann, als sie erst bei Joachim waren, kein Platz. Knochen und Muskeln wurden herangenommen. Die roten Blutkörper fraßen das blasse Spintisieren. Hier war alles Sache und Sachlichkeit, Entschlossenheit, Handeln und Wagen.

Gleich ging es ans Werk. Ein Wettrudern sollte das erste sein. Nicht auf spitzen, nadelfeinen Rennbooten — die hatten sie nicht und die brauchten sie auch nicht. Die schweren, plumpen Fischerkuffen taten es auch, ja sie taten mehr, denn sie machten mehr Mühe. Geschwindigkeit aber ist etwas Relatives. Und der erste ist Sieger in Stunden so gut wie in Sekunden.

Hier vor Joachims Vaterhaus ist der Start. Dort drüben die Landzunge ist das Ziel. Fortinbras kann Starter und Zielrichter zugleich sein. Es ist guter Wind für sein kleines Segelboot, er kann noch unterwegs die Kämpfenden überwachen und lange vor ihnen das Ziel erreichen.

Joachim war schroff und kurz angebunden, Hans Weinhold und Gesinnungsbrüder mit ihren Lustbegriffen vom Leben sträubten mehrfach ihr Gefieder. Die „Reihe" war ziemlich dünn geblieben, das war dem Führer eine Enttäuschung. War es noch das Rechte mit seinen Jungen, mit der deutschen Jugend? Ließen sie nicht jetzt von der Nähe des neuen Scholarchen wie von einem erschlaffenden Schirokko willig sich anwehen?

Und wieder schwirrte über seines Sinns gespannte Saiten das Wort des Bruders: Was gehen dich fremder Leute Kinder an! Und hier, wie wob um ihn die Heimat ihre alte Macht, wie zog und lockte die See. Und den Männern hier fehlte der Leiter.

Es wird ja doch nichts mit den Jungen — nicht das, was er will. Er hat auf eine begeisterte Schar gerechnet — nun kommen sie mit langweiliger Geschäftsmäßigkeit, aus trockenem Pflichtgefühl die einen, aus Neugierde die andern —

Herrgott, er selbst ist doch auch ein Kind dieser dürftigen, spröden Zone, und wie flammt es in ihm! Eigentlich nur in Dibrands Augen ist die Freude entzündet. Bei Benno, auf dessen Züge sich seine Blicke suchend, beinahe bittend legen, ist wieder diese niederträchtige Gleichgültigkeit obenauf, von der man nicht weiß, ob sie nicht als Blasiertheit mit sich selber kokettiert. Und Fritz Prüters, des greisenhaften, schnüffelnde Nase — hat sie nicht alle Anwartschaft, mit einer deftigen Faust in Berührung gesetzt zu werden!

Schon aber spürt er, wie seine eigene Unlust, sein Übelwollen, das Verdrossene, Verbohrte und Abgekehrte auf den Sinn der Jungen sich wälzt und sie selber einriegelt in ein Mißtrauen, eine Verstecktheit. Was hat er doch damals auf dem Vortragsabend vom Lebensrhythmus zwischen Erzieher und Zöglingen für schöne Dinge zu reden gewußt! Und jetzt ist er wieder dabei, die eigene Losung, den eigenen Wappenspruch, das eigene Bekenntnis zu verleugnen.

Digitized by Google

Er richtet sich auf, steckt den Kopf heraus aus dem Dunst. Und an den aufleuchtenden eigenen Augen entzündet er den Jugendmut seiner Gefolgschaft.

Die Glieder gerührt, heißt es. Die Jungen sitzen in den Booten. Kraft und Geschicklichkeit ist, so gut es geht, verteilt. Fünf Fahrzeuge sind es mit fünf Insassen — vier rudern, einer steuert. Der Wind, ein leichter Südwest, fällt ihnen in die Flanken, übermütig stoßen die kleinen kurzen Wellen. Arbeit gibt es schon.

Nun los! Mit federnder Kraft legen die jungen, geschmeidigen Körper sich in die Riemen.

Joachim und Dibrand, den er als Gehilfen sich erkoren, bringen das Segelboot in Fahrt. Bald überholen sie die Rudernden, kreuzen noch ein paarmal vor ihnen auf und erwarten sie dann am Ziel.

Das Boot, das Benno steuert, ist das erste. Herzlich froh ist er seines Sieges. Wie aber freut sich Joachim des rotbäckigen Jungenglücks auf diesen Zügen! Wie viel näher rückt ihm der Junge so, mit dem starken Bewußtsein eigener Kraft und eigenen Könnens. Wie durchdringt es ihn, daß er ihn so richtig an die Hand genommen hat, daß er so mit ihm auf dem guten Wege ist.

Und dann wurde eingehend Kritik geübt, nicht von ihm allein, auch von den Jungen unter sich. Die Boote wurden an Land gezogen. Darauf ging es zur Rast und zu kurzem Frühstück nach der andern Seite der Landzunge, die bewaldet war.

Ein nordischer Urwald. Riesen vom Windbruch geschlagen, vom Blitz getroffen und doch nicht gefällt. Trotzig recken die Stämme mit den verharschten Wunden, den wulstigen Auswüchsen ihre Kronen himmelan. Felsen kauern zu ihren Füßen. Um Steine klammern sich ihre Wurzeln. Unter den niedrigen Vorposten nach dem Wasser zu, den Weißdorn- und Schlehdornbüschen, den Birnbäumen ragen als hohe Führer wettergefurchte, sturmzerzauste Eichen. Sie fürchten das Meer nicht, ob es ihre Füße umbrandet, ihr Wurzelwerk unterwäscht. Dahinter mächtige silbergraue Weißbuchen, domartig gewölbt. Und geschützt im Innern Rüstern, Ahorne, Vogelkirschen. Auf dem Waldboden aber, die bemoosten Findlinge umsäumend, weite Farngründe, menschenhoch.

Joachim erzählte den Lagernden von einzelnen Bäumen, den Vertrauten seiner Kindheit. Den Adlerbaum zeigte er ihnen, auf dem er selbst noch den Seeadler, den jetzt fortgewanderten, hatte horsten sehen. Auf eine Seltenheit wies er. Zwei zärtliche Schwestern unter den Buchen, die eine hat den Arm um die andere so innig gelegt, daß allmählich dieses Glied ganz mit ihr verwachsen ist, von seinem Stamme sich gelöst hat und auf dem neuen weiter grünt.

Dies alles ohne Lehrhaftigkeit. Er wollte hier nicht geistig werden. Natur und Körperlichkeit hatten ganz das Wort.

Die Sonne fing an, es gut zu meinen. Die See war noch kalt, treibendes Eis im Norden trotzte noch immer dem Frühling. Aber Joachim erhob sich. „Jungens, wollen wir baden?“

Ein laut einstimmiges „Ja!“ Niemand hat Badezeug bei sich. Was tut's? Sonne und Wind müssen trocknen. Freiluftmenschen sind sie. Sonnenkinder.

Gleich sind sie entkleidet. Über die weiße Seide der leuchtenden jungen Körper knistert die Sonne. Sie stürzen sich in die Flut, schlagend, spritzend, sprühend.

Die blauen und grünen Tinten des Wassers fliegen auf in Schaum und ziehen flatternde Regenbogenschleier durch die Luft. Es ist ein Mittagsjubel des Lichts und der Farben. Die Schwimmer streben hinaus in die Flut. An den weißen Schultern zerstieben jauchzend die leuchtenden Wellen.

Bitterkalt ist das Wasser. Das Schaudern und Zähneklappern befreit sich in frohem Kreischen und Brüllen und Schreien. Deutsche Jungenkehlen — die Nereiden entfleuchen. Poseidon hält sich die Ohren zu.

Und dann zur Sonne, der guten, liebenden! Im Sande liegen die glitzernden Körper, auf den warmen Felsblöcken hocken sie, zu Füßen der ungeschlachten, tappig und treu hütenden Eichbäume, der uralten Wächter des Strandes.

Die heroische Landschaft, belebt von jungen Heldenleibern. Deutsche Jugend, so will ich dich, so glaube ich an dich! Joachim atmet freudig und tief.

Der schläfernde Mittagsglast kost über sie hin. Wohlig strecken sich all die flimmernden, schlanken Glieder. Und alles blinzelt träumend in die lichtbebende Welt.

Lauschend hinter einer machtvollen Esche steht der große Pan. Er hat seine stille Freude — dann und wann spielt er halblaute Weisen auf seiner Hirtenflöte, die mit den Vogelstimmen sich mischen. Jetzt aber, da ihn offenbar die spitze Nase von Fritz Prüter wittert, der ihm zunächst lagert, und wie denn der Junge, gleichsam ihm zur Feier, homerische Verse, wenn auch halblaut und halbdrusend zu deklamieren anfängt, jetzt nimmt er Reißaus. In panikartiger Flucht tragen den großen Pan seine Bocksbeine über Stock und Stein, und er zerreißt die zarten Gespinste der Mittagsgöttin.

Digitized by Google

Die Schleier fallen von den Träumenden. Joachim, der sich wieder anzieht, bringt sie nun alle auf die Beine. Eine kurze Rast soll noch gehalten werden, dann wollen sie zurückfahren und im Dorf Mittag essen.

Ein Teil der Landzunge ist altes Braßsches Familiengut. Hier ist früher eine kleine Bootswerft in Betrieb gewesen, Joachim hat als Junge hier selbst die Hände gerührt und mit welcher Freude! Jetzt geht ihm etwas auf. Wie, wenn seine Jungen hier eine Arbeitsstätte sich schüfen!

Der lahme, lustlose Handfertigkeitsunterricht in der Anstalt — kaum aufgeblüht, ist er schon wieder verwelkt. Hier aber ist Freiluftwerk. Daß die Jungen handwerken, frei und freudig, wie eine Erlösung ist das! Und daß eine werktätige Gemeinschaft sie zusammenschließt — keine bessere Grundlage für die staatliche, die nationale Erziehung. Wahrlich, nichts Neues ist dies. Aber wahrlich was Gutes.

Er spricht mit Bernhard, der eines Schiffszimmermanns Sohn ist, der nicht daran denkt, seine Abstammung zu verstecken, und der hier gern Zusammenhänge gelten läßt. Mit ihm und den meisten der Schar macht er einen Weg über den alten Werftplatz.

Eine kleinere Gruppe, um Hans gelagert, ist ästhetisch aufgelegt. Auch Benno ist unter ihnen, den seine Neigung, an Weinholds schwärmender Schöngeistigkeit sich zu reiben, hier festgehalten hat.

Hans deklamierte ihnen sein neuestes Lied. Von einem Mädchen, rosenumgürtet. Rosenumgürtet — das war das Bild, das über allem thronte wie der leuchtende Glorienschein — rosenumgürtet, in jedem Rundreim sang und klang es so.

Sie hörten zu, verschiedenen Sinnes, bezwungen, hingegeben, gelangweilt, widerstrebend. Hans hätte das Publikum Publikum sein lassen sollen und nicht, wenn auch noch so leise tastend, an die Kritik rühren. Jetzt aber, da er das Urteil hervorzulocken, die Frage tat: „Ich hab' noch keinen Titel — wie soll ich dies Lied nennen?" — da funkelte in Bennos Schlingelaugen die Niedertracht auf. „Nenn es: Das Mädchen mit der Gürtelrose. Hab' ich auch einmal gehabt. Böse neuralgische Schmerzen — hohes Fieber. Ekelhafte Packungen. Armes Kind."

Der gekränkte Dichter, der sich schnaubend vor dem also Sprechenden aufgepflanzt hatte, fand erst allmählich die Worte, aber die waren dann auch danach: „Bist du überhaupt gefragt! Gehörst du überhaupt hierher! Du dummer Tertianer du! So dumm wie frech!"

Benno blieb noch auf der Höhe, wenn es in seinen Schläfen auch zu zucken begann. „Für die Gescheitheit eines Menschen geben dir also doch die Schulklassen den Maßstab. Wie reimt sich aber das mit dem, was du, gerade du immer predigst von unserm ganzen Schulsystem —"

„Glaubst du, ich lass' mich mit dir auf Erörterungen ein?" Er schäumte, da er sich unterlegen fühlte. Und er hob den Arm. „Dies ist das Sprachrohr für dich und deinesgleichen."

Benno war auf die Füße gesprungen. Die feinen Nüstern standen gebläht, in den Augen war ein grausamer Glanz, in der rechten Schläfe hob sich die blaue Ader wie ein Strang. Auf der geschürzten Oberlippe war unsägliche Verachtung. Er wollte nicht schimpfen, aber die gehobene Hand brachte ihn um die Fassung. Und von seinen Lippen kam es, ohne jeden Stimmaufwand, hart und hell: „Das Sprachrohr des Proleten." In dem Tone war etwas von einer Klinge, der weiche Phantasiemensch in Hans bebte zusammen.

Schon aber hatten sich die Verständigen ins Mittel gelegt. Und Fritz Prüter sprach mit seiner dünnen, geistigen, geschlechtlosen Stimme: „Keine Katzbalgereien im eigenen Heerlager!" Und mit trockner Ironie: „Der Feind steht draußen."

Die Bewegung indes hatte ihre Wellen zu Joachim und seiner Schar hinübergesandt. Sie standen nicht weit, nun kamen sie näher.

Joachim sah diesen fremden, geschärften wie geschliffenen, eigentümlich grausamen Ausdruck in Bennos Gesicht. „Was wird denn hier?" fragte er.

Scheu vor der Instanz, die er doch immer war, und die Angst vor jeglicher Angeberei hielten die Zungen im Bann. Dann sprach Fritz in seiner farblosen Art: „Eine Meinungsverschiedenheit."

Joachim musterte die beiden. Er sah auf den ersten Blick, daß es ihnen an die Ehre gegangen war. Er wußte, daß es bei den Jungen nur eines gab, was dem drohenden Gift den Einlaß wehren konnte: ein schnelles, ehrliches Austragen der Feindschaft.

„Es wühlt sich da etwas in euch hinein — schafft euch das in redlichem Männerkampf vom Halse!"

Die beiden werfen wie auf Kommando die Oberkleider ab. Zum Ringkampf treten sie an. Der Kreis schließt sich, zu Richter und Unparteiischem sind Dibrand und Bernhard als anerkannt sachkundig bestellt.

Beide Kämpfer sind keine geschulten Ringer, aber sie wissen, worauf es ankommt. Kurz schärft Dibrand ihnen noch einmal die Regeln ein. Bernhard befiehlt: „Los!"

Digitized by Google

Und die beiden suchen sich zu packen. Noch schlagen die Hände die Griffe zurück, dann halten sie sich umschlungen. Hans, der schwerere, wuchtigere, sucht Benno das Kreuz durchzudrücken. Er ist auch der Ältere, — und fanatisch ist seine, des Phantasten, Eitelkeit.

Durch Benno braust es von ehrlichem Haß auf den Gegner, der es gewagt hat, die Hand gegen ihn zu erheben. Das Ringen genügt ihm nicht, die Waffen hätten sprechen, Blut hätte es geben müssen. Aber unter ihn, auf den Boden soll der Bursche. Knien will er auf ihm. So wild und zornig ist sein Wille.

Doch gesammelt und besonnen ist seine Kraft. Hans verpufft sich in allzu heftigen, nutzlosen, einseitigen Versuchen. ‚Wenn du weiter nichts weißt, als dies eine!' denkt Benno, den nie sein Urteil, seine geistige Schnellkraft verläßt. ‚Immer dasselbe, du Sturmbock, du Stumpfbock! Willst du mich müde kriegen? Dich machst du mürbe. Und dann sollst du sehen.'

Er knirscht seine Besonnenheit in sich hinein. Und dann ist es soweit. Hans hat sich gründlich verausgabt. Das weiche Dichterherz ist im Erlahmen. Benno aber atmet schnittig, strittig und hart. ‚Jetzt kriegen wir dich, jetzt haben wir dich — geliebter Hedonist du! Hedone heißt ja wohl das Vergnügen — dein Vergnügen sollst du haben!'

Benno bekommt glücklich den Untergriff — der Feind liegt am Boden, seine rechte Schulter rührt den Rasen. Sieg!

Mit flüchtiger Noblesse bietet Benno dem überwundenen die Hand. Dann dreht er ihm den Rücken. Die ganze Angelegenheit entfernt sich schon von ihm. Auf dem Triumph herumreiten, das liegt ihm nicht. Doch freut ihn immerhin der Erfolg.

Joachim aber blickt mit Genugtuung auf seinen besonderen Schützling und das, was er vor sich gebracht hat. Ganz in seinem Sinne wird so das Land gepflügt für gesunde Saat. Doch hütet er sich wohl vor Lobeserhebungen, nur ein fast selbstverständliches „Wacker!" steht in seinem Auge.

Und dann ist es beschlossene Sache, daß sie beide am Nachmittag die Mutter aufsuchen.

❈ ❈ ❈

Die andern Jungen machen eine große Strandwanderung. Joachim mit Benno steuert auf den Wartturm los. Ihm ist es, als nicke der alte Bursche freundschaftlich ihm zu: wir beide wissen miteinander Bescheid! Nun sollst du sehen, wie es aus deinen alten Träumen aufwächst — ein junges, starkes Glück! Ein schönes Bild malt er sich. Alles, was er an Frische und Frohmut in sich aufgetrunken hat, von See und Wald und von der Jugend — er trägt es vor seine Frau. Daß es zum Labsal ihr selber werde, ihr selbst eine Stärkung für Geist und Sinne, eine Erneuerung, eine Erhebung aus Wolken und Dunst zu freiem Atemholen.

Auch ihres Jungen Wesen ist vollgesogen von demselben Geist. Doppelte Heilkraft wird sie überströmen. Ausgefegt wird der Duft dieser verlogenen Modernitis. Moderduft, wenn er auch noch sehr als Frühlingswehen sich gebärdet.

Er hat den Arm des Jungen genommen. Der plaudert ganz kindlich mit ihm — vom Ringen, daß ihm dabei ein paar wundervolle Kunstgriffe und Finten aufgegangen seien. Er glaubte überhaupt, daß er zum Ringen ein ausgesprochenes Talent habe. Ob sie nicht in der „Reihe" eine besondere Ringschule errichten wollten.

„Ja, eine Palästra!" Hier kann Joachim nun getrost die Wissensquelle sprudeln lassen.

Niemals hat Benno freudiger Belehrung angenommen als jetzt, wo er von der „Pale", dem Ringen der Griechen, vernimmt, der die ältesten Palästren ganz ausschließlich gewidmet waren, von den Ringkämpfen bei Homer, von der Ringkunst des Mittelalters, der ein Albrecht Dürer seinen Griffel lieh.

Die Geschichte des Kampfes, die älteste, ursprünglichste aller Wissenschaften, so wahr der Kampf der Anfang aller Dinge ist! Und aller Dinge Herzschlag bleiben wird bis zu ihrem Untergang.

Glücklich ist Joachim, daß er den Jungen so weit hat. Hier ist der Grund, auf dem sich bauen läßt. Und gibt es einen besseren Gehilfen für ihn, die Mutter seinem Geiste, seinem Wesen, seinem Leben zu gewinnen!

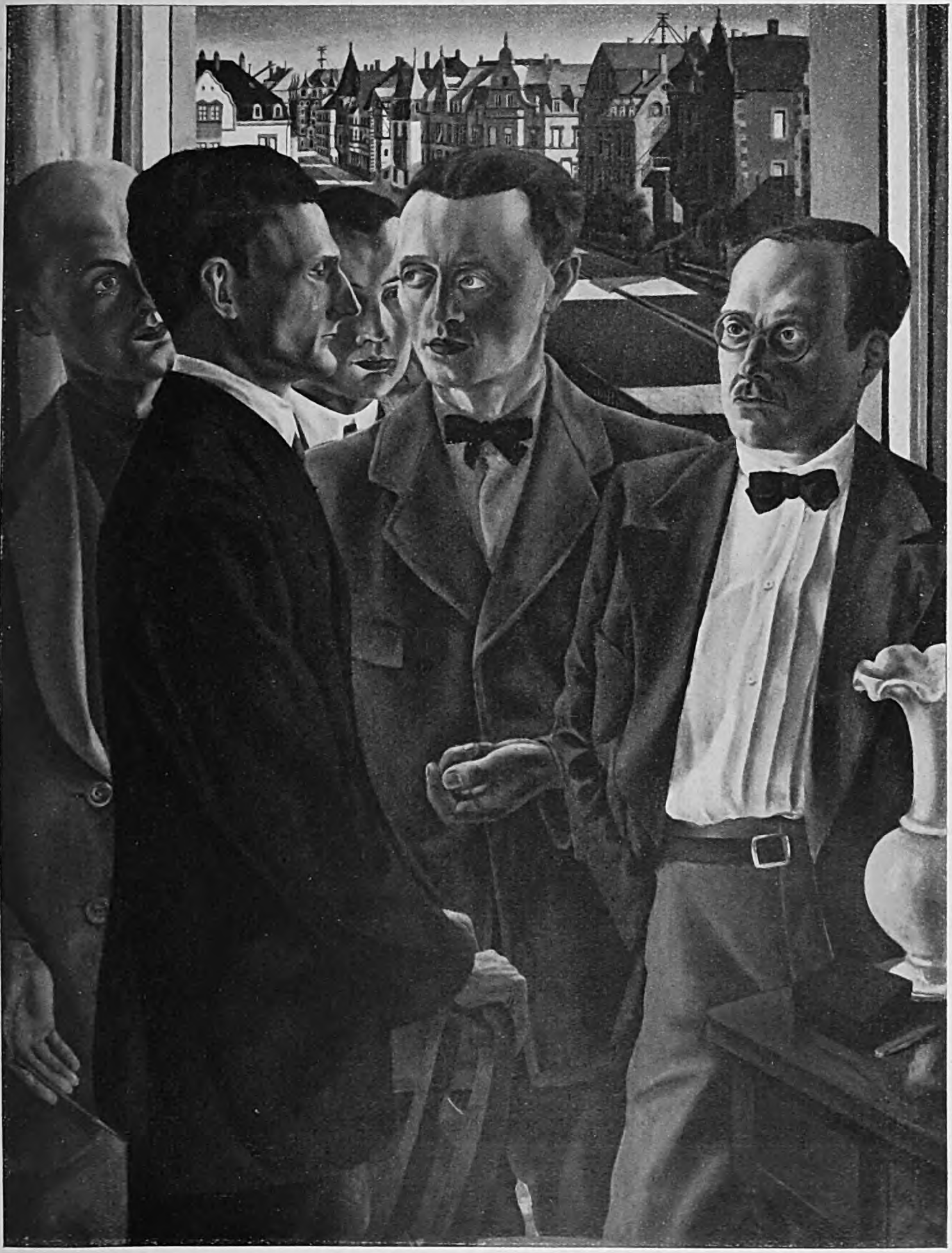
Beschwingt von diesem Gedanken tritt er durch das Tor auf den Hof. Klavierspiel tönt ihm entgegen. Er steht und lauscht und fährt schmerzlich zusammen. Vierhändig spielen sie. Er findet sie nicht allein. Der Virtuos ist bei ihr, ihr Lehrer. Und was sie spielen — er stöhnt auf — ist diese schwere, tropfende Süße Potschinakscher Herkunft, ihm verhaßt bis in den Tod.

Jetzt muß auch noch Benno sagen: „Ist er schon wieder da? Er war doch erst Mittwoch hier."

Die Bitterkeit und Düsternis in ihm wächst. Aber dann zuckt es hell hindurch: der Junge ist ja dein Bundesgenosse! Auch ihm ist der andere zuviel und im Wege.

Und wieder ein Gefühl der Scham: brauchst du einen Bundesgenossen? Bist du nicht selber Manns genug, was dir gehören muß, dir zu erringen, selbst und eigen dir dein eigenes Leben zu schaffen?

Digitized by Google



Die Freunde. Gemälde von Prof. Wilhelm Schnarrenberger
(München, Ausstellung der Neuen Sezession 1924)

Digitized by Google

Festen Schrittes geht er die Treppe hinauf, Benno öffnet ohne Zaudern die Tür zum Musikzimmer, und sie treten ein.

Erst spielen die beiden ungestört weiter, sie mögen an solches Eindringen von Benno gewöhnt sein und annehmen, er sei allein gekommen. Dann aber macht Bogumil eine halbe Kopfdrehung, und da er Joachim gewahrt, bricht er ab, mit einer Bewegung höchster Ungehaltenheit.

Nun wendet sich auch Eva, nicht gleich findet sie sich zurecht, dann erhebt sie sich langsam, den Gast zu begrüßen. In ihren Augen ist noch ein Schwimmendes, Verlorenes, das ihn zurückstößt. Die schwüle, feuchtwarme Hand, die sie wie mechanisch ihm reicht, läßt er gleich wieder fallen.

Dann spricht er hell und hart: „Verzeihung — für diesen gedankenlosen Überfall!" — Verbeugt sich und geht schnell.

Er löst sich von Bennos Blicken, die seltsam aufgestört, überrascht und fragend mit ihm wandern. Draußen stürmt er an den Strand, er braucht die See, ihre Weite, ihr Leuchten, ihr Rauschen.

Hier findet er sich zurück, und ausgelöscht wird, was er an Schrecken mit sich herumträgt vor den Augen dieser Frau, vor diesem Aufgelösten, diesem zerfließend Hingegebenen. Wem hingegeben? Der Musik, dem Musikanten? Von dem stammt diese Musik! Weich ist sie und welk und überreif und faulig — zum Ekel!

Es webt um ihn dieser Dunstkreis, aus dem er sie herausholen will. Aber sie — will sie sich da herausholen lassen? Er, der Befreier — wie lächerlich sind diese Erlöser mit dem Nichts in ihren starken, leeren Händen.

Was hat er sich da vorgepinselt, welch eine bildschöne, rührende Familienszene! Sie, der Junge und er — sie drei in gehobenem Beisammensein. Geläutert, veredelt, gehalten und geschützt — jedeiner von dem andern. Hand in Hand — und den Arm um die Schulter gelegt — eine Gruppe zum Photographiertwerden hold!

Dann fährt ein scharfer Blitzstrahl durch dieses Wettern: hab' ich nicht den Jungen im Stich gelassen? Ihn, um den es mir ging! Nun steckt er drin in dem Brodem. Und seine frische Kraft, die eben erwachte, die ich stärken und hüten wollte! Immer wieder wird sie sich wieder einlullen und einparfümieren lassen. Und neuer Unfug wird in dem Dunst emporschießen wie wucherndes Unkraut. Was wird jetzt bleiben von Wald und See und Siegerstolz! Gibt es was Schlimmeres für den jungen Spartaner als sybaritische Luft?

Der Junge — ja, ging es mir denn ehrlich um ihn? War er mir nicht Mittel zum Zweck? Ist es nicht die Frau und immer die Frau, der Sinn und Sinne und Geist und Wille anhangen?

Ist dies der Lohn dafür, daß es solange kein Weib für ihn gegeben hat! Daß er alle Empfindungen hütete und wahrte für die Eine, die Zukünftige, die Erwählte!

Das Idealweib — wie lächerlich! Das Gegenstück zu dem bekannten Bild von dem idealen Gaul, der alle Pferdekrankheiten in sich vereinigt. Nächstens ist er doch alt genug, um klug zu sein. Hat er nicht genug vom Weibe erfahren, um die alte Litanei von den Tücken und Nücken des andern Geschlechts mitsingen zu können!

Was er sich nicht nach eigenen Erlebnissen selber zusammengereimt hatte — konnte man es nicht hören und lesen bis zum Überdruß? Von des Weibes Art, wie es in ihr brodelt, dem Hexenkessel, darin alles Üble und Gute dieser Welt durcheinander gemischt sei. Das Weib mit seiner genialen Güte und ebenso genialen Niedertracht. In einem Atemzug von lachender Grausamkeit und tränenseligem Mitleid, aufopferungsvoll und tückisch, unendlich begeisterungsstark und ebenso unendlich leichtfertig, Ungeheuer an Vergeßlichkeit und Heilige in treuem Gedenken, so tiefsinnig wie gedankenlos, so feinfühlig, so geschmackvoll wie roh.

Ja, ja — so geht sie, die alte Weise vom Weibe.

Das Weib — immer und immer! Nun aber das eine: ist die Mutter nicht Weib? Seht ihr! Waltet aber das Wort Mutter über ihm, wie anders ist das Bild! Als jenes, das nur die Sinne sehen! Nur die Sinnlichkeit, die alles verzerrt, herabzieht und schmäht!

Und wieder: muß ich die Frau, die mich entflammt, nicht so betrachten, ob ich sie zur Mutter meiner Kinder machen, ob ich in ihr den Lebensfunken entzünden, ob ich mit ihr an der Zukunft, an der Ewigkeit schaffen will?

Ist Eva die Frau, die ihm Kinder gebären soll? Nein und nein, ruft die mahnende Stimme, die alles übertönt. Aber da sind die Klänge im Grunde, die lachen über dieses Nein.

Und in ihnen blüht die Sehnsucht. Blüht, ja blüht. Und nur aus dem Blühen können Früchte werden.

Er ist in den Dünen, er wirft sich in den Sand, breit auf den Rücken, und spreitet die Arme wie ein Gekreuzigter.

Ruhig atmet das Meer. Wie brandet sein Pulsschlag dagegen an!

Digitized by Google

Er horcht auf sein Blut, wie darin die Sehnsucht braust. Laut und stark rauscht hier der Strom, trägt ihn schaukelnd und wirbelt ihn fort — es schwindeln die Sinne — bis schmerzlich und hart eine Kraft hineingreift — ein Herrscherwille — und das machtvoll stolze Bewußtsein: ich bin über meinen Trieben, ihre Kräfte sind mir untertan, ich kann sie meistern, kann haus mit ihnen halten, kann sie bändigen. Bis ihre Zeit gekommen ist, schöpferisch zu werden, aus dem vollen zu schaffen — ein Bild, das mir gleich sei.

In solchem Augenblick atmet er tief und erringt sich Ruhe. Und sucht die Wellen seines Blutes in Einklang zu bringen mit dem Herzschlag der See. So — so — so — gleichmäßig, still und groß wie die Wogen da draußen sich heben und senken, so lebt es in seinen Lungen. Und der reine, weite Odem des Alls löst all das dunkel Schleichende, zitternd Verstohlene, dumpf und schwül Brauende in seinen Adern.

So behält dieser Tag, der Tag der Jugend, seine Weihe, die Weihe der Kraft.

Er denkt an seine Jungen, an seinen Jungen Benno, den er zum Schildknappen sich erkoren. Und jetzt leben dessen Augen wieder vor ihm auf, der Blick, mit dem der Junge seine Umkehr, sein Fortstürzen aus dem Hause der Mutter begleitet. Seine Flucht.

Mußte das Brüske, Leidenschaftliche, das in das Reich der Mutter einbrach, nicht neue Regungen in ihm aufscheuchen — neue Fragen in ihm, dem bisher die Mutter fraglos war.

Unvergeßlich, wie er ganz Kind in ihre Arme sich schmiegte mit einer Zärtlichkeit, in der die Andacht lebte. Das „immaculata", dieses Mysterium der Kinderseele, mit dem jedeiner vor der Mutter steht, so viele, so frühe, so häßliche Narben er vom Leben trägt — das „immaculata", ein Heiligtum selbst dem verwahrlosesten Knabengeist, darf nicht bewegt und getrübt werden.

Gedankenverloren schweifen Joachims Blicke das Ufer entlang. Da hinten geht ein kleines Fahrzeug in See — richtig, das ist das Boot von Vater Elvers, das der Junge sich gekauft hat. Nun macht er wohl allein seine Probefahrt. Hätte er selber nicht als Mentor dabei sein müssen? Ihm ist zumut, als sei das Band, kaum geschlungen, schon wieder im Begriff, sich zu lösen. Durch seine, seiner Heftigkeit Schuld, seines eitlen, selbstherrlichen Ungestüms!

Er steht auf den Füßen, streckt die Arme, hebt die Brust gegen das Meer und atmet die Weite ein. Wie töricht war mein Benehmen — so fortzulaufen — jungenhaft — gekränkt wohl gar! Gekränkt — wodurch und worüber?

Nur das eine gibt es: das dumm Vorschnelle und Übereilte wieder gutmachen. Die Musikstunde wird ja nicht ewig dauern. Den Besuch wiederholen — jetzt zu gelegenerer Zeit. Und gibt es Nebenbuhler, gilt es eben, sie zu überwinden. Nur ehrlich Auge in Auge, im Nahkampf kann das geschehen. Nicht in Schmollen und Grollen, dem albernen, aus der Ferne.

Soll er auf den Jungen warten, bis der wieder an Land kommt? Traut er sich nicht allein? Und schon hat er sich auf die Beine gemacht, und wieder läßt er den Wartturm zu sich herüberwinken.

Aber was ist das — macht der alte Freund nicht ein bedenkliches Gesicht? Schüttelt er nicht gar den Kopf? Ist das Mißbilligung — ist das Warnung —?

Und da — ein Wagen kommt die Straße, die zu dem Burghof führt. Das glänzendste Fuhrwerk des Fuhrhalters Niedermöller, ein Break mit zwei achtbaren Füchsen. Auf dem Kutschbock thront Falkner, er fährt selbst. Was so zu einem Mann von Welt, zum Kavalier gehört. Vielleicht, daß man seinem Einzug aus dem Fenster zuschauen wird. Und er, Joachim, wird dann trübselig zu Fuß hinterhertrotten —

Es packt ihn so ein lächerlicher Zorn darüber. Und Zorn und Lachen tanzen miteinander durch sein Gehirn.

Nein — nein — heute ist nun mal ein verlorener Tag. Er räumt den beiden andern das Feld. Und sein altes Trostwort muß herhalten: zwei sind weniger als einer.

Wie? Jetzt versteckt er sich wohl gar vor dem Hochfahrenden! Hinter den Ginsterbüschen, die beginnen, ihren goldenen Jubel in die Welt zu streuen. Nein, mein Freund — du wärst wahrlich der letzte, vor dem ich mich verkröche.

Aber der andere sieht gar nicht um sich. Er ist ganz auf Zügelführung, auf Gangart und Hufschlag der Gäule eingestellt. Ja, ja. Und säßen sie dann wie damals beim Tee zusammen — mit beneidenswerter Selbsteinschätzung und Betonung eigenen Könnens, würde er wieder einen seiner ganz fürtrefflichen Gemeinplätze hinlegen. Wie war es doch damals? „Nicht wahr, Herr Kollege, wer Pädagoge sein will, muß etwas von Bach verstehn?" Und heute wird es heißen: meinen Sie nicht auch, ein richtiger Erzieher muß auch kutschieren können!

Ein fader, übler Geschmack kommt ihm auf die Zunge. Er sehnt sich nach einem ehrlichen Seemannspriem.

Digitized by Google

Um ihn ist Heimat und Jugendzeit. Darin ausruhen, sich lösen von allem Wirrsal. Einmal wieder untertauchen in Vergessenheit.

Er geht zum Bruder ins Vaterhaus. Es schweigt sich so gut mit Bruder Andreas. Und wenn der eins seiner langsamen Worte spricht, kann man dem so gemächlich nachtrotten. Hier schlagen keine Fieber, keine Nerven.

Nur der Rundreim, der sich doch immer wieder einstellt, gibt zu denken. Er, Joachim, werde so nötig hier gebraucht. Hochseefischerei auf der Ostsee. Der große Organisator tue ihnen not.

Dann sind die Gedanken an seinen Beruf wieder bei ihm und an alles, was mit dem zusammenhängt.

Und nun stellt der alte Jochen Elvers sich ein — wäre er doch draußen geblieben. Jetzt besteht die Frage nach Benno auf ihrem Recht.

Ja, der Junge fahre da draußen allein mit dem Boot herum. Er habe sich schnell in das Segeln hineingefunden und stehe seinen Mann.

Über was anderes will Joachim reden. Er legt sich auf die blaurote Narbe fest, die von dem grauen Haarbusch des Alten zu der struppigen Braue eine Brücke schlägt.

„Wo hast du eigentlich das Ding her, Jochen Elvers?“

„n' Andenken an Ewald Sengebusch.“

„Messer?“

„Nee, Ruderpinne.“

„Und du?“

„Ich? Ich hab' ihn mit 'n Bootshaken über den Brägen gehauen. Und weil ihm der Schädel rauchte, hab' ich ihn ins Wasser geschmissen. Meine Schuld is es nich, daß sie ihn wieder rausgeholt haben.“ Der breite Mund schwelgt redselig in so holden Jugenderinnerungen.

„Und warum das?“

„Warum? Ja, er is mir bei 'ne Dirn in die Quere gekommen.“

„Darum? Darum gleich Mord und Totschlag? Tut man denn das?“

„Ja, tut man das nicht?“ Die alte selbstverständliche Naturkraft blitzt aus den rotgeränderten blauen Augen. Natürlich! Weswegen denn sonst mordet ein rechter Mann!

Als die gesuchte Ablenkung hat sich nun doch nicht die blaurote Narbe von Jochen Elvers erwiesen. Die Fischdampfer kommen wieder an die Reihe. Dann steht Vater Elvers auf, es ist die Zeit, Benno mit dem Boot wieder in Empfang zu nehmen.

Es zuckt Joachim in allen Gliedern, den Alten zu begleiten. Aber der letzte Ruck wirft ihn zurück. Dem Jungen nachlaufen — und der Frau — der Frau und dem Jungen — nein, Joachim!

Mit einem zornigen Eifer vertieft er sich in die Fischereiangelegenheit. Bruder Andreas führt sich dankbar hellhörig die neuen Gedanken und Anregungen zu Gemüte.

Zwischendurch wieder das Schweigen, wie diese Wände hier es gewohnt sind. Und aus der Stille heben sich dann Gestalten — die Frau, der Junge und dann die beiden andern, die Verhaßten —

Der Junge kommt ja her und holt dich! Natürlich! Er hört von Jochen, daß du hier bist. Er holt dich ab, und sie beide gehen wieder zur Mutter. Die andern fahren am Abend wieder in die Stadt. Das will ich dem Herrn auf dem Kutschbock gönnen, daß er zum Abschied der Frau am Fenster seine Fahrkunst zeigen darf. Denn — der Abend gehört mir.

Froh und innig schlägt sein Herz. Mit einer Fülle von Ideen überströmt er den Bruder. Kaum kann dessen Dankbarkeit den Reichtum fassen und bergen.

Joachim wartet — noch ist er seiner Sache gewiß — und weiter sprudelt der Quell —

Dann schweigt er. Andreas hat genug in sich zu verarbeiten. Die Dämmerung schleicht, der Abend sinkt. Joachim springt auf. Er wartet nicht mehr, er hat heute nichts mehr zu erwarten.

Der Tag mit dem strahlenden Beginnen — wie grau und elend er verendet. Nicht grau. Der Abendhimmel loht. Da ist ein Streif, blaurot, wie die Narbe des alten Recken, des blutfrohen Schlagetots. Und durch Joachims Hirn geht es wie ein Sausen von Rede und Gegenrede, die er mit dem Alten gepflogen — ‚ist mir bei einer Dirn in die Quere gekommen‘ — ‚und darum Mord und Totschlag, tut man denn das —?‘ — ‚ja, tut man das nicht —!‘ —

⌘ ⌘ ⌘

Falkners Regiment hub an in dem Gymnasium von Sankt Jürgen.

Der erste Morgen der neuen Zeit fand alle Klassen in der Aula versammelt. Ministerialrat Doktor Falkner, der sich herabgelassen hatte, hier eigenhändig das Direktorium zu übernehmen, hielt seine Ansprache. Ihr Leitwort, ihr Auftakt und Ausklang war so. Ein böser Spruch, den bisher die Erziehungslehre im Wappen führte. „Wer nicht geschunden wird, wird nicht erzogen.“ Diese alte Inschrift, die auf dem Giebelfeld der Schulanstalten prunkt, mit stählernem Meißel muß sie ausgemerzt werden. Freunde der Jugend sind wir, nicht ihre Schinder!

Digitized by Google

Eine Bewegung rollte durch die Reihen der Jungen. Dies Wort schlug ein. Das rechte Schlagwort, an dem die Knabenherzen sich entzündeten. In Hans Weinholds empfänglichem, leicht befruchtetem Gemüt blühten Hymnen auf, die den Lichtbringer, den Sonnengott feierten, den Ormuzd, den Mithra, den Osiris, den Dionysos, den Balder. Und suchte sich die schwersten Worte für die schwersten Reime.

Dann ging es in die Klassen. In all den Schlingelherzen läuteten Feiertagsglocken. „Ein Bockbierfest!" so bezeichnete Professor Schruff die Stimmung.

Die, die ihren Strang nicht weiter zogen, fielen der Ratlosigkeit anheim. Es wurde gemütlich gefaulenzt.

Aber einer war da, dem wuchsen die Schwingen von Tag zu Tag, und sie trugen ihn in rastlosem Flug. In leidenschaftlicher Arbeit schuf er, ganz für sich allein, Einhart Steffensen. Nicht in tote Rubriken, in sein eigenes Erkennen, Verstehen, Mitfühlen trug er die seelischen Regungen seiner Zöglinge ein. Zwischen jedem einzelnen und sich spann er mühsam, gütig, geduldig, besonnen und warmblütig die Fäden. Er gab ihnen die weite Freiheit, und sie verflogen und zerflatterten ihm nicht. Denn das Herz war, was sie hielt. Aber nicht müde durfte er werden, seines Wesens ganze Innigkeit auszustrahlen. So fing sie an, sie, die Freude des schaffenden Wissens, um sie alle das Band zu schlingen.

Noch war es in den Anfängen. Aber schon hätte er etwas zeigen können. Hätte nicht auch der alte Herr, Kornelius Boldewiek, daran seine Freude gehabt? Und auch Joachim — er vor allen!

Merkwürdig, daß er zuletzt erst an Falkner dachte. Ganz zuletzt an ihn. Aber auch dieser — sicherlich — würde und sollte es sehn. War dies hier nicht seines Geistes —?

Priesterlich war er entflammt. Er hatte seine Sendung, eine hohe und frohe Botschaft glühte in ihm.

Im Amtszimmer des Direktors stand der Schuldiener Peter Huswädel vor dem neuen Befehlshaber und nahm dessen Aufträge entgegen. Als Falkner zu Ende war, zauderte er noch. „Nun?" fragte der Herrscher.

„Ich habe — ich möchte Herrn Direktor noch einen Augenblick um Gehör bitten."

„Was gibt's?"

„Es handelt sich um einen Schüler der Anstalt. Ich muß — ich hab' über ihn Beschwerde zu führen."

Das Langsame, die unbeholfene Trächtigkeit des Klägers empfahl ihn nicht bei Falkner, dessen lebhafter Geist nicht wußte, wohin.

„Ja, ja — ich höre!"

Das Tempo wurde beschleunigt. Der Beschwerdeführer ging mitten in die Dinge. „Der Obertertianer von Treutlien macht unziemliche Annäherungsversuche an meine Tochter."

Fürchterlicher Ernst stand in den harten, eckigen Zügen. Zart und tastend wählte er die Worte, als hätten sie die Macht, schreckliche Tatsachen zu bannen. Er wollte — wollte nur an einen Versuch, an bloße Versuchung glauben. Wie sein Kind es ihm geschworen hatte. Konnte sein Fleisch und Blut lügen?

Falkner war hellhörig geworden. Benno, der Schlingel! Jetzt war er ganz bei der Sache.

„Darf ich Herrn Direktor bitten, diesen Brief zu lesen? Den ich bei meiner Tochter gefunden habe."

Adalbert las: „Bettina, mein Mäuschen — sitzt immer im Häuschen — kommst nie mehr heräuschen? Ich hätte Dir soviel Schönes in den Mund und ins Ohr zu sagen. Wissen sollst Du, wie gut ich bei Laura gelegen habe. Und sollst selbst davon profitieren. Also, kleines Mägdelein, vertrau' Dich getrost weiter meiner Führung an. Benno, Deine Bonne."

Fieberhaft zehrend liegen die großen Augen des schweren Mannes auf den Mienen des Lesenden. Die blieben leicht und liebenswürdig angeregt. Und jetzt lächelten sie gar.

„Sie haben die eine Stelle unterstrichen?"

„Ja." Die ganze Schicksalswucht war in diesem Wort.

„Über das ‚gut bei Laura gelegen' kann ich Sie beruhigen. Das ist Börsenjargon. Der Junge hat glücklich in Laurahütte spekuliert."

Eine Last wälzte sich von den keuchenden Lungen des Vaters. Aber das, was Falkner hinzufügte: „und in diesem ganzen kindlich albernden Ton des Briefes haben Sie doch die Gewähr für die Harmlosigkeit," überzeugte den Hörenden ebensowenig, wie der Sprechende im Grund daran glaubte. Und neue Bedrängnis warf sich auf das Vaterherz. ‚Du sollst selbst davon profitieren' stand jetzt in Flammenschrift vor ihm. Er suchte nach Worten.

„Börsenspiel — ich weiß nicht, Herr Direktor, wie Sie über Börsenspiel denken — aber das Börsenspiel von Schuljungen" —

„Nach Ihren aufgeschreckten Augen zu urteilen, lieber Huswädel, denke ich wahrscheinlich anders darüber als Sie."

Hier war es, das Neue, das Leichtfertige, das Böse, ja das Böse, dem er, Peter Huswädel, Kampf angesagt hatte. Kampf auf

Digitized by Google

Leben und Tod, da es jetzt in sein eigenes Haus einbrach. Und es galt, Farbe zu bekennen. Der Vorgesetzte sollte sehen, daß er einen Mann von Charakter vor sich hatte. Der sah es. Aber es bewegte ihn nicht tief, was Peter Huswädel ihm bekannte: „Ich kann mir nicht helfen — nach meiner Meinung wäre keine Strafe dafür schwer genug."

„Also Prügel."

„Meinetwegen auch Prügel."

Das Lächeln, das über das Gesicht des neuen Herrn funkte, schätzte er richtig ein, aber es schreckte ihn nicht. Und er blieb unverwundbar vor jedweder Ironie.

„Ja, lieber Freund, wir zwei beide können hier jetzt keine Konferenz über Erziehungsmethoden abhalten."

Standhaft und stuer blieb Peter Huswädel: „Darf ich fragen, was Herr Direktor nach dem, was ich hier vorgebracht habe — was Herr Direktor mit dem Obertertianer Treutlien zu tun gedenken?"

„Gar nichts, mein Verehrtester."

„Gar nichts?"

„Jedenfalls nichts Plötzliches und Unmittelbares."

„Sein Verhalten ist nicht gegen die Schulordnung?"

„Nein."

„Auch nicht gegen die Hausordnung? Ein weibliches Wesen hier im Hause galt von jeher als Rührmichnichtan. Ich erinnere mich noch — vor drei Jahren — meine Frau lebte noch — da hatten wir ein junges, hübsches Dienstmädchen. Einer der Primaner knüpfte im Hausflur eine Unterhaltung mit ihr an. Das wurde als Verstoß gegen die Sitten geahndet. Der Schüler bekam Karzer —"

Falkner war schon über die Redseligkeit des alten Mannes ungeduldig geworden. Jetzt lachte er hell auf. „Um des Himmels willen! Ja, lieber Huswädel, früher, was gab es da nicht alles! Wir hatten auch mal Hexenprozesse und Spießrutenlaufen."

„Dann bleibt mir also nichts anderes übrig" — Huswädel reckte sich auf — „als selber in meinem Hause gründlich nach dem Rechten zu sehen."

„Das kann Ihnen natürlich niemand verwehren. Aber — wenn ich Ihnen raten darf — es handelt sich hier um zerbrechliche Gegenstände. Die man jedenfalls nicht heftig anpacken soll. Wenn Sie das beherzigen wollen, halte ich es fürs Beste, daß Sie sich selbst mit dem jungen Treutlien einmal aussprechen. Offenheit! Ich will gern in der Zwischenstunde den Jungen zu Ihnen schicken. Ist es recht so?"

„Ich danke Ihnen, Herr Direktor. Ja, ich will mit ihm sprechen."

Huswädel ging. Für die Not und Qual des Mannes, die in den großen Augen klagte und stürmte und aufbegehrte, hatte Adalbert Falkner keinen Sinn. Väterliche Pathetik nannte er so was. Die Virginius und Odoardo lagen ihm nicht.

Nachdem der Schuldiener zur Zwischenpause geläutet hatte, begab sich Benno gelassenen Schrittes und Gemüts in Huswädels ihm wohlbekannte Wohnung.

Ein herzensguter Kerl war Peter Huswädel. Die Jungen fühlten das und mochten ihn gern. Mit einer Art zärtlicher Scheu hängten die Kleinen, die noch eine Respektsperson in ihm sahen, sich an seine Rockschöße. Und auch mit den Größeren hatte er seine Fühlung.

Aber die Sorte Benno war ganz und gar nicht nach seinem Sinn. Und für das, was der Junge ihm antat, ballte sich ihm die Faust. In gepanzerter Haltung empfing er den Schuldigen.

Benno hatte sein Gewissen hübsch glatt frisiert. Seine Gedanken waren in den letzten Tagen ganz bei der Ringkunst. Die Ringschule in der Reihe war gegründet. Er hatte einen gewesenen Professional aufgetrieben, dessen Herz nicht mehr das Nötige hergab, und der jetzt anständig, wenn auch nicht ehrenreich, als Brauereikutscher sein Leben weiterführte. Dessen Urteil, von reichlichem Honorar unterstützt, hatte dahin gelautet, daß Benno fürs Ringen ganz hervorragende Anlagen besitze. Der geborene Champion für leichtes Gewicht. Jetzt war der Junge in ernstem Training, und das Weib lag ihm fern.

„Sie haben hinter meinem Rücken Bekanntschaft mit meiner Tochter angeknüpft — haben sich mit ihr getroffen — schreiben ihr zärtliche Briefe — und spielen an der Börse und ziehen mein Kind da in etwas hinein — ich verbitte mir das und ich verbiete es Ihnen!"

Der Alte mühte sich um einen höflichen Ton. Aber mit solchen Predigten kam man dem Jungen am wenigsten bei. Der schwankte denn auch, ob er nicht das fröhliche Register ziehen sollte. Nur daß da im Gesicht des Mannes etwas stand, was Behutsamkeit empfahl. Damit aber kam er selbst in eine gewisse Kampfstimmung, und er entgegnete bestimmt: „Verbieten, Herr Huswädel, ist ein Wort, über das man sich doch wohl erst verständigen müßte."

Für diese Art Dialektik war der alte Peter nicht zu haben.

„Wir verständigen uns dahin, daß Sie sich hier gefälligst nach meinem Willen richten und damit basta!"

Digitized by Google

Hier bot sich Benno nun doch die Blöße für einen glücklichen Griff. „Ihr Wille, Herr Huswädel! Andere haben auch ihren Willen. Ich glaub' nicht, daß Ihre Tochter sich zum bloßen Gegenstand machen läßt. Von mir zu geschweigen."

Da waren sie, die Jungen. Da standen sie auf der Schanz. Mit dem Banner der neuen Zeit.

Aber Peter Huswädel forcht sich nit. „Anderswo mögen ja wohl diese neuen Moden einreißen. In meinem Hause gilt, was ich meine! Und mein Kind hat mir zu gehorchen, Gott sei Dank. Und wenn Fremdes sich in mein Haus eindrängen will —!" Er hob die Brust und seine Arme strafften sich.

„Das klingt wie eine Drohung, Herr Huswädel. Und mit dem Drohen ist es so eine Sache." Das spitzig Altkluge stach aus seinen Augen. Um die feinen Lippen grub sich ein kalter, höhnender Zug. „Sehen Sie, nun hab' ich die ganze letzte Zeit an Ihre Tochter gar nicht gedacht. Durch Ihr Verbot kommt sie mir erst wieder in den Sinn."

Solche psychologische Niedertracht besänftigte den Alten natürlich nicht. „Ihr Sinn kümmert mich nicht. Was in Ihrem Sinn vorgeht, ist Ihre Sache."

„Sie können es nicht hindern, daß ich mich jetzt wieder lebhafter mit ihr beschäftige. Und daß ich den Weg wieder zu ihr suche. Und auch finde."

Sprachlos war Vater Huswädel eine Weile, das war ein Quantum von jugendlicher Frechheit, für das ihm Maß und Gewicht fehlte. Es zuckte ihm in allen Fingerspitzen. Aber er behielt den Kopf oben. Und auf den Mund war Peter Huswädel nun gar nicht gefallen, da er zum Schluß also sprach: „Was Sie sagen, Herr Obertertianer! Sie drohen also auch! Und Drohungen werden dann wohl auch auf mich ihre besondere Wirkung haben. Und damit — wollen wir denn das Weitere getrost abwarten." Ein herzhafter Abschiedswink mit der Hand — —

Als Benno seines Weges ging, wälzte er durch sein liebes Ringergemüt die Erwägung, daß er hier, auf diesem „Eröffnungsmatch" wenigstens, so ziemlich vorbeigesiegt haben dürfte. Grimmig besah er sich noch einmal die Anrede „Herr Obertertianer" von oben bis unten. Er wollte schimpfen auf den griesen Lümmel — dann aber mußte seine Ehrlichkeit gestehen, daß der alte Knabe, alles was recht war, die Sache von seinem Standpunkt aus doch sehr resolut angepackt und „gemanaged" habe. Das warf sogar auf seinen Sproß, die kleine Betti, ein neues, lockendes Licht. Die schon genugsam im Glanz der verbotenen Frucht erstrahlte.

Himmel ja, dem alten Grimmbart sie nun erst recht aus seiner Höhle holen! Abenteurer- und Sinnenlust streckten die Hände nach ihr aus. Der echte Jungengedanke, mit ihr durchbrennen, sie entführen, wirbelte ihm durchs Hirn. Hatte er nicht sowieso schon viel zu lange in diesem traurigen Nest herumgehockt! Wie lange hatte er nichts Luftiges und Lustiges mehr unternommen! Sollte er dem alten Esel jetzt nicht ein Ding drehen, daß ihm die langen Ohren in die Wolken wuchsen!

Hatte er nicht sein Boot? Kein besseres hat je die Salzflut geschnitten. Trägt es sein weißes Tuch nicht wie ein Ehrenkleid, bewährt in Wetter und Graus! Hat er es nicht treu in der Hand, einen verläßlichen Freund?

Wie oft hat er daran gedacht, sein Mädel einmal mit hinaus zu nehmen. Ja, mein Mädel, mein Mädel, du alter struppiger Truthahn — jetzt gerade und erst recht! Nur daß es jetzt noch schwerer sein wird, an sie heranzukommen. Noch grimmiger wird der alte Wachtmeister sie in seine Obhut nehmen.

Daß die Väter ihrer Töchter niemals klug werden! Und immer wieder dieselbe Rolle spielen. Daß sie mit ihrem Schergentum immer wieder Öl auf die Lampe gießen. Immer wieder neuen Anreiz geben zu lustigen Täuschungen und fröhlichem Entschlüpfen. Daß sie es sind, die die Verliebten nur noch verliebter machen.

Ja, ein süßer Kerl ist die kleine Bettina. Kein Mädel hat diesen harten, knospenden Mund, der so durstig ist und so schmerzlich fest sich trinkt. Sie einmal ruhig und angstlos ungehetzt in den Armen haben —

Siehst du, du Peter, du Huswädel, das hast du nun davon! Ich war schon ganz auf dem rauhen, dornigen Pfad, nun ziehst du mich wieder hinab in die weichen, blühenden, lauschigen Gefilde.

Benno muß an Fortinbras denken. An die Reihe. An sein Training. An seinen Lehrer, den ringkundigen Bierkutscher. Erst noch will die ironische Leichtfertigkeit oben auf. Dann aber behauptet das zwingende, ernste Bild Joachims, des Beraters, doch das Feld.

Es ist nicht die leibliche Ertüchtigung allein. Auch eine geistige Festigung und Hebung gibt es hier. Eine Läuterung, ja, von Unsauberem. Warum es leugnen, daß er von seinen Liebeserlebnissen das Gefühl des Unreinen mit sich herumträgt. Und so sind wir denn wohl bei der so gern von uns, der jungen Generation, verlachten sittlichen Frage! Joachim hat er sich offenbart. Joachim ist sein Freund, sein Führer. Er

Digitized by Google

will keine Geheimnisse vor ihm haben. Er soll auch dies wissen, von Betti und Vater Huswädel. Mit ihm will er sich darüber erheben und darüber lachen.

Wahrlich, um ihn lohnt es sich denn doch, hierzubleiben. Wie Seeluft ist es um ihn — rauh und herbe und klingend. Und mit bitterem Salzgeschmack. Schmerzlich schöne Tränen können von ihm in die Jungenaugen kommen, wie von hellem, wehendem Frost.

Ihn braucht er, ihn will er aufsuchen, gleich nach der Schule.

⌘ ⌘ ⌘

Joachim hatte an diesem Vormittag nur eine Stunde gehabt. Er hatte unterrichtet, ungestört von dem neuen Meister über die Geister, der jetzt hier seinen Einzug gehalten, und seine Jungen waren bei ihm gewesen wie je.

Nun, wo der Dienst — den er sich Herrschaft nannte — hinter ihn getreten war, kamen wieder die Gedanken an Seedorf über ihn. Er hatte am Morgen in der Aula den Nebenbuhler sich wieder einmal zu Gemüte geführt. Alles was recht — schon allein die sieghafte Sicherheit, mit der er die Dinge anpackte, war sehenswert. Und er hatte nun schon die Hand und den Blick für das Ziel, hatte schon etwas vom Geiste des Lenkers. Ganz gewiß hatte die Schöpfung etwas Besonderes mit ihm im Sinne gehabt. Der Versuch zu einem bedeutenden Manne! Und gescheitert war der Versuch auch hier an dem Unwahrhaftigen, eben an der Unehrlichkeit der Wirkung, die sich Selbstzweck geworden ist.

Immerhin — wie hat der alte Kornelius gesprochen? Man soll redlich die Sache an sich herankommen lassen. Und wenn sie uns nur neue Anregungen gibt. Er, Falkner selbst, hat immer wieder die praktische Erprobung gefordert. So soll er jetzt zeigen, was er kann. Und ich will ehrlich meine Feindschaft im Zaume halten. Verhaßt ist er mir nun mal. Verhaßt und im Innersten zuwider. Denn für mich ist und bleibt er nun mal der Blender. Und er blendet die Augen der Frau, der meine Gedanken gehören und um die mein Leben kämpft.

Er hatte keine Gelegenheit gehabt, Benno zu sprechen, und hatte sie auch nicht gesucht. Immer wieder lag die Frage auf ihm: hat dein heftiges, unbändiges, ungezügeltes Benehmen sie verletzt? Und wie wirst du wieder den Weg zu ihr finden?

Als Joachim in sein Zimmer trat, sah er einen Brief auf dem Schreibtisch liegen. Er öffnete ihn mit fliegenen Händen. Eva war es, die ihm schrieb:

„Lieber Freund!

Warum haben Sie mich um den Sonntag abend gebracht? Mir ist es schon, als habe ich ein Recht auf solche Stunden. Ich war bald allein und hab' lange bis in den Sternenhimmel hinein nach Ihnen ausgeschaut. Nun müssen Sie bald zu mir kommen. Herzlich

Ihre Eva Treutlien."

Joachim brauchte heute nicht mehr in die Schule. Kaum ließ er sich Zeit zum Mittagessen. Die nächste Stunde trug ihn hinaus nach Seedorf, in seiner Sehnsucht Land.

Es war der strahlendste Junitag, der Himmel hatte sein stärkstes, freudigstes Blau. Die weißen wandernden Wolken ertranken in seiner Tiefe.

Joachims Schreiten war wie ein Frohlocken. Über das wogende grüne Meer der Kornfelder zogen seine Gedanken nach dem weißen Strand, nach der purpurnen See. Nach dem Schloß am Meer, darin seine Königin saß und seiner wartete.

Seiner wartete! „Nun müssen Sie bald zu mir kommen."

Er wußte jedes Wort ihres Briefes. Und in jedem Worte sah er ihr Gesicht, ihre Gestalt. „Hab' lange bis in den Sternenhimmel hinein nach Ihnen ausgeschaut." Welch ein Bild ist dies! Wie schmiegt sich ihre mädchenhafte Anmut aus dem offenen Fenster hinein in die bestirnte Nacht. Wie strahlt in dem Sternenschein ihre feine, zarte Stirn, darüber wie trunken von zärtlichen Gedanken eine leise, lose, dunkle Haarwelle huscht. Und diese Augen, die so zutraulich sich ergeben, wie leuchten sie dem Gesicht voran in die ahnungsvolle Dämmerung. Und ihm, ihm lehnt sich das alles entgegen.

Wie sie ihm leibhaftig nahe ist! Und kann ihm nicht mehr entschwinden. Gebannt von seinem Sehnen, seinem Willen, seinem Meinen, seiner Minne. Ja, ja — die Minne ist dies. Er fühlt sie, die Wonnen der Bezauberung, die Seligkeit des Sichverlierens und Sichwiederfindens, die Schauer des Ersterbens und der Wiedergeburt in einem andern Herzen.

Und sie ist bei ihm, so nahe, so körperlich, so zum Lachen leibhaftig. Daß er die Worte des Minnesängers hinausjubelt:

„Seit ich sie in meinem Herzen sah,
Kann ich sie auch ohne Augen sehen."

Er lacht vor sich hin wie ein Narr und gerät ins Laufen, taumelt über seine eigenen Füße und freut sich seiner tappigen Jungenhaftigkeit.

Digitized by Google

Auch du — du sollst dich ihrer freuen, du Ersehnte! Soviel hab' ich dir zu geben. Ein neues Leben bricht an. Ich löse dich aus dem Wahnversponnenen! Du wirst ja des eigenen Daseins nicht froh in der Treibhausschwüle, du liebe, tiefe, kluge, stilläugige Frau.

Nun war er bei ihr. Nun standen sie sich gegenüber und ihre Augen grüßten sich. Jetzt war sein Bild lebendig. Die Farben noch gedämpfter, als seine zarte Vorstellung sie gemalt hatte. Noch mehr von Traum und Flaum und Weichheit. Pastellartig gedeckt war alles. Er wollte sie sich herüberholen ins Helle und Wache, ins Klare und Feste. Nun, da sie selber die Hand ihm reichte, sollte sie schon mit ihm gehen.

Sie wollten eine Wanderung machen, über die Heide an den Strand. Lerchenjubel sollte über ihnen sein.

„Sie müssen mir von Ihrer Kindheit erzählen," sagte Eva. So nahe war sie bei ihm. Sie wußte, daß hier auf der Heide zwischen den Hünengräbern seine Jungenträume ihr Heldenleben geführt hatten.

Früh hatte ihm die Mutter gefehlt, die Märchenerzählerin. So hätte er sich selbst seine Sagen gesungen. Die hätten ihn dann zu den Büchern geführt und in die Studierstube. Ganz aus der Art geschlagen wäre er. Alle Brassen wären von jeher Seefahrer und Tatmenschen gewesen.

Die Mutter, die Märchenerzählerin. Die Bezeichnung lobte sie. Darin war ein Stück ihres eigenen Leben. Und dann kam sie zu den Büchern.

„Ihnen haben Bücher den Lebensweg gewiesen. Denken Sie, ich hab' mit Gedrucktem nie was Rechtes anzufangen gewußt. Mein Junge hat das leider von mir abgekriegt. Schon mit den Märchenbüchern war es nichts. Ich brauche das Ohr gerade für die heimlichen Dinge."

„Ja, ja — der Musikmensch, der Sie sind!"

„Vielleicht ist es das. Jedenfalls die Kultur des gelesenen Wortes ist mir verschlossen geblieben. Von der stillen Andacht, der Religionsübung des Lesens weiß ich nichts. Und das ist schlimm. Was fehlt mir damit nicht alles."

Er wollte sie trösten. „Wenn man so reich ist wie Sie —"

Welch nichtige, nichtsnutzige Redensart. Aber was sind ihm Worte, was ist ihm Geist, was gelten ihm Gedanken. Gefühl ist alles. Was sein Mund sagt, wie gleichgültig ist das. Sein Blut spricht, seiner Seele Innigkeit.

An dem Rand eines der Hünengräber haben sie sich hingesetzt. Über ihre Häupter ragt ein Findlingsblock, der die Gruft bedeckt.

Sie betrachtet das ungeschlachte Denkmal. „Das sind nun Buchstaben, die auch ich lese. Aber dann, wenn die Forschung sich darüber hermacht, wenn die Schriftgelehrten mit ihrem Wissen angerückt kommen —"

Er hört es mit halbem Ohr. Will sie seinem Beruf zu Leibe? Mag sie! Was geht sein Beruf ihn an. Ist hier nicht mehr als Beruf — mehr als alles — alles —

Halbwegs bringt er noch, halblaut, eine Antwort zustande. „O — es gibt nichts Phantasievolleres als das Wissen —"

So vielsagend, so nichtssagend. So gleichgültig dies all gegen das eine. Daß sie beide hier im Land seiner Kindheit sitzen. Daß zu den Träumen die Erfüllung sich gesellt.

Er lehnt sich zurück — zu der Steinplatte blickt er auf. Runen hat die Verwitterung hineingezeichnet. Buchstaben — sprach sie nicht von Buchstaben — ? — Schriftzeichen sind hier — ganz deutlich — für sie beide bestimmt — für sie, die Lebenden, lesbar in der Schrift ihrer Zeit — unverkennbar, ganz klar zum Greifen — die Anfänge ihrer beiden Namen — ein E und ein J — von geheimen Kräften der Urzeit eingemeißelt — für sie beide und ihr heute —!

„Ich sehe, was du nicht siehst," sagt er, dann ganz jung und dumm. Ein altes Kinderspiel geht so. Sie kennt es und rät: die Spinne, die in ein Moosgebüsch des Felsblockes sich birgt — eine Flechte, die ein Gnomengesicht zeichnet, dann den gewaltigen Felsblock selbst. Und jetzt ist sie wie ein munteres Mädchen.

Und nun gibt er, der große Junge an ihrer Seite, das Rätsel auf: „Zwei Buchstaben seh' ich — unsere — ein E und ein J."

„Ei!" sagt sie ausgelassen, sieht gar nicht hin, sieht nur ihm in die Augen, die schreckhaft erbeben.

Auch sie hatte sich zurückgelehnt, die Hände unterm Kopf. Leicht, lockend, winkend wiegt sie die Ellbogen, so wie ein Falter mit den Flügeln schlägt.

Und wieder rieselt durch ihn der Schreck. Es schwirrt ihm um die Ohren. Es treibt und drängt und wirft ihn — und bannt ihn wieder und läßt ihn erstarren.

Und da surrt vorüber, kichernd, der Kobold der verpaßten Gelegenheit — —

Sie drehte sich von ihm ab. Sah er noch, wie der feine Mund sich rümpfte? Wie in den Augen ein letztes Glühen erlosch? Dann langte ihre Hand lässig über den Rasen nach einer Glockenblume, einer von den vielen, die in seltsam scheuer Schönheit, verschleiert und nonnenhaft, über den Anger hinläuteten.

Sie war schon wieder aus dem Halbschlaf zum Gedanklichen erwacht und fragte wiß-

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

begierig: „Was ist das für eine wunderbare Blume?"

Er fand sich noch nicht ganz zurecht, noch verwirrten ihn Geschehenes und Nichtgeschehenes. Die Ruhe und Sicherheit ihrer veränderten Haltung machte ihn ungehalten. Und ziemlich rauh kam es heraus: „Das ist eine Küchenschelle."

„Wie?"

„Eine Küchenschelle, eine Pulsatilla."

„Ist es zu glauben! Küchenschelle! Dieses Märchenkind der Heide! Sowas bringen wir doch bloß fertig."

Sie roch an der Blume, dann lachte sie, ein wenig hart und schrill. „Wissen Sie, was Goethe einmal von den Deutschen und den Blumen gesagt hat? Wenn unsereiner eine Blume vor sich hat, was tut er? Er riecht an ihr — er fragt, ob man Tee aus ihr kochen kann — und überlegt, ob sie sich künstlich nachmachen läßt."

Joachim war aus der Stimmung gerissen. Ärgerlich war er, auf sich, auf sie, auf die Welt. Und nun biß er sich fest darauf, daß sie gegen die Deutschen etwas im Sinne hatte.

Sie fühlte nicht vaterländisch, er wußte es. Und wenn nun gar diese Vaterlandslosen Goethe — den Unverstandenen — als ihren Schutzpatron herbeirufen —! Dann sprühten bei ihm die Funken.

Er sänftigte sich, aber es klang doch scharf genug: „Wollen wir nicht heute, wo alles gegen das arme Deutschland sich kehrt — wollen wir, wir wenigstens nicht alles, was wir noch irgend aufzubringen haben an Güte, an Wärme, an Herz — wollen wir das nicht in zärtlichster Sorgfalt für unser Land, für uns selber zu Rate halten!"

Diese offene Zurechtweisung ließ sie aufhorchen. Sie wollte ihm antworten, dann schwieg sie. Dies Schweigen aber kränkte ihn noch mehr. War es ihr nicht der Mühe wert, zu sprechen?

Sie hatten sich wieder auf den Weg gemacht. Jetzt lag ein leiser Schatten auf ihrem Beieinander. Und in dessen Schutz machten sich unwillkommene Gestalten an ihn heran.

Du herzliche Frau — ich weiß es — das Heimatlose deines Wesens, von deinem Lande möchte es dich lösen. Deine Freunde stehen bereit und strecken die Hand, dich ganz von ihm abzuziehen.

Da ist der geliebte Falkner, der wurzellose Menschheitsmensch — da ist Herr Potschinak, dieser keinem Volke, sondern Völkern zugehörig, in dem sich alle östlichen Horden verewigt haben. Das ist nun ihr geistiger, ihr künstlerischer Umgang. Wie soll daran ihr Vaterlandsgefühl gedeihen?

Aber ich will euch die Stirn bieten! Ich will die Frau da herausholen. Von euch befreien will ich sie. Mir will ich sie gewinnen. Da ich mich ganz dafür einsetze, mit aller wurzelhaften Kraft — was bleibt von euch übrig, ihr Bodenlosen?

Er wendet sich zu ihr hin. Und stutzt zurück, so fremd, so anders ist ihr Gesicht geworden. Sie spürt sein Zurückbeben, und eine Frage tritt in ihr Auge. Da spricht er es aus: „Daß Sie mit einemmal — so anders sind!"

„Anders — ja nun — wer ist denn immer derselbe?" Das klingt nach einer Trivialität. Aber es steckt offenbar mehr dahinter. Und sie fügt hinzu: „Gibt es überhaupt ein ‚ich'? Wird nicht mit dem umrissenen Persönlichkeitsbegriff am meisten Unheil angerichtet?"

„Nun hören Sie!" Ihn packt ein ehrlicher Schrecken. Ein neuer Feind macht sich auf. Etwas von dem alten Verzagen rührt ihn an. Und da sie sich wieder mehr von ihm zurückzieht, ist es im Wachsen. Aber er will diesen neuen Feind kennen, ihm klar ins Auge sehen. Nicht im Dunkeln kämpfen! Und so packt er fragend zu: „Sie zweifeln an dem ‚Ich' — darüber möchte ich doch mehr von Ihnen wissen."

Sie sieht ihn an. Und nun ist in ihren Augen wieder ein großes Zutraun, das Hingegebene, das Ratsuchende und Anlehnungsbedürftige der Frau. In das ein Leidendes und Klagendes sich mischt, wie eine innere Not.

Ich will dir beistehen, mit allem, was in meinem Wesen stark ist und Leben hat! Bei dir will ich sein und mit dir!

Sie fühlt den Odem seiner großen Zärtlichkeit und läßt sich von ihr durchfluten. „Wir wollen nach Hause gehen," sagt sie leise. „Nicht wahr, Sie kommen mit mir. Dann setzen wir uns still hin. Und sprechen uns aus — über das, was uns quält — und uns freut."

Wieviel Heimliches, Inniges und Verheißungsvolles ist in diesem Wort.

Nun saßen sie beide in ihrem Zimmer, Eva bereitete selbst den Tee mit dem bereitgestellten Samowar. Die Hausdame war bei der Frau Pastor auf Besuch.

Die weiche, süßliche, heliotropfarbige Melancholie des Raumes lastete auf ihm. Lieber war ihm die frische Kameradschaft da draußen gewesen im Wandern und Lagern.

Verlegen fast machte ihn das Alleinsein, ein Beobachtendes in ihrem Blick störte ihn immer wieder auf. Sie aber war ganz die sichere Dame von Welt.

Da stürzte er sich wieder auf den mystischen Feind. „Ihr Ich oder Ihr Nichtich

Digitized by Google

vielmehr macht mir Pein!" rief er mit gezwungenem Lächeln. „Ist dieses Ich das Du der tat-twam-asi-Menschen oder ist es was anderes?"

„Es ist was anderes." In ihren Augen war wieder die fast klagende Nachdenklichkeit. „Und ich glaube wohl, daß ich hier von ernster Selbstprüfung sprechen darf. Es hat mich beunruhigt, bis ich mir darüber klar geworden bin. Wir haben nicht ein Ich — aus mehreren Ichs bestehen wir."

Joachim schüttelte heftig den Kopf. Sie bekannte sich unbeirrt weiter. „Auf den ersten Blick hat es wohl etwas Schreckhaftes. Und die Leute mit ihrer altehrwürdigen Ethik geraten darüber leicht außer sich."

War das eine Spitze gegen ihn? Mit gerunzelter Stirne sprach er so: „Daß Sie — Sie dieser Philosophie sich ausliefern! Die ich die Philosophie der Verantwortungslosigkeit nenne."

„Ist das nicht voreingenommen?" wandte sie ein, fest, aber bescheidenen Tones. „Heißt das nicht gerade mit den überlieferten sittlichen Werten an Erkenntnis herantreten?"

Er sah ihr groß ins Gesicht. Gedanklich mochte sich nichts hiergegen einwenden lassen. Aber zum Teufel mit dem Gedanklichen! Der Gedanke tötet. Nur in dem gläubigen Gefühl ist das Leben. Und in ihm ist die Sittlichkeit. Unsittlich ist der Gedanke, der nur Gedanke ist.

Er will keinen Wortkampf mit ihr führen. Gütig spricht er auf sie ein, väterlich beinahe. „Es ist wieder einmal neu geworden, sich aus Systemlosigkeit ein System zu bereiten. Die Position der Negation. Was soll das? Eben die, die das Gewissen leugnen, brauchen das als Gewissensbetäubung. Und beweisen eben damit, daß auch sie ein Gewissen haben. Es ist ein modisches Spiel. Und es tut mir so leid, daß Sie es mitmachen."

Sie prüft genau, was er sagt. Wie eine Wolke zieht es durch ihre Augen. Ist es, weil er von Gewissen spricht? Dann blickt sie still vor sich hin und geht noch einmal sorgfältig seinen Worten nach. „Ich glaube nicht, daß Sie recht haben," spricht sie offen. „Es ist kein Spiel. Ein ernster Weg. So bin ich zu der Anschauung gekommen, die mich mir selbst erklärt. Das Wechselnde in meinen Neigungen, meinen Empfindungen und Willensregungen. Da ist ein hartes nicht Nach- sondern Nebeneinander. Und mit dem einen Ich ist hier für mich nichts anzufangen. Sehen Sie, da sprechen die Leute immer weisheitsvoll: ‚Nichts ist beständig als der Wechsel' und rücken sich selbst dabei höchst egozentrisch zurecht. Als ob das bloß für das Umsieherum Gültigkeit habe. Sie selber aber thronen, jeder einzelne ein kleiner Gott, selbstherrlich in seiner Persönlichkeit, seinem Willen. Ist das nicht unehrlich?"

„Liebe Frau Eva —"

„Ich will als Frau sprechen, ganz frei von der Leber." Nun entzündet sich ein Licht in ihren weiten Augen, und über ihr Gesicht zieht eine leichte Glut. „Wir Frauen gehen vom Liebesleben aus. Ich glaube übrigens, die Männer auch," gibt sie schalkhaft hinzu. „Und wenn ich also von mir die Wahrheit sagen soll, trocken und unverblümt: ich kann nicht treu sein."

Wieder schneidet ein jäher Schreck durch ihn hin. Und warum sagt sie dir das? Und was ist hier Wahrheit, was ist Selbstbetrug, was ist Scherz. Was ist Spiel? Will sie schreckend dich locken und lockend dich schrecken?

Sie gefällt beim Tee-Einschenken sich in leichterer Plauderei. „Als Kind hörte ich unser Dienstmädchen etwas singen — im Rundreim kehrte es immer wieder anklagend, boshaft, lachend: „Denn meine Treu' ist wie Männertreu'." Ich weiß nicht, war es ein Volkslied oder ein neues Chanson. Dann klärte sie mich auf: die Männer bilden sich immer ein, die Treulosigkeit sei ihr Vorrecht — damit können wir auch aufwarten. Wenn ich dann später immer wieder lesen oder hören mußte, daß der Mann von Natur polygamisch sei, fiel mir stets das ‚damit können wir auch aufwarten' unserer Köchin ein. Aber ich will die Frauenfrage oder Männerfrage nicht aufrollen, nicht mit und nicht ohne Dienstmädchen. Ich will von mir sprechen, wie ich bin. Und was ich darüber denke. Zu Ihnen, dem Freund."

In Joachim kocht ein Wirbel. Darf sie mir so entgleiten, so mir versinken! Weiß sie, was ich, was mein Leben mit ihr im Sinn hat? Soll dies eine Absage an mich sein? Der alte Kleinmut will ihn betäuben. Aber er läßt sich nicht unterkriegen. Ich bin ihr lieb — ihr lieb! Also hab' ich gewonnenes Spiel. Sie reicht mir ja die Hand — was wäre ich für ein trauriger Knabe, wenn ich sie nicht packte, fest und bezwingend.

Bezwingend, ja — überwältigend mit seinem großen Gefühl! Und seine Stunde schlägt. Er rückt zu ihr hin, er nimmt ihren Arm mit der Hand — froh ist er, überlegen und von siegender Kühnheit.

„Das ist ja alles dummes Zeug. Nur eines ist klug — und das ist, sich lieb haben! Und ich habe dich lieb! Und dies ist die Philosophie!"

Er umschlingt sie. Und sie gibt ihm ihren Mund.

Digitized by Google

In Seligkeit taumelt er. Und erzählt ihr Märchen von ihrer beider Zukunft, ihrem Glück. Wie sie als Mann und Weib miteinander hausen. Wie ihr und sein Leben sich umschlingen und durchdringen, unlöslich.

Sie hat sich auf seinen Schoß geschmiegt. Sie streicht ihm das Haar aus der Stirn. „Du lieber Träumer du — du lieber Junge!" Und beugt sich wieder hinab zu seinem Mund.

Da wird die Tür aufgerissen, Benno in seiner gewohnten jähen Art stürzt herein. Bleibt stehen — ruft ein helles „O!" und stürzt wieder hinaus, wie er gekommen ist.

Joachim ist aufgesprungen.' Eva von seinen Knien geglitten, wischt unmutig die Haarwelle aus der Stirn. Fragend blickt sie ihn an. „Ertappte Sünder—wie lächerlich."

Er findet sich gleich zurecht. Gerade das Ironische und ein Leichtes in ihrem Ton macht ihn fest und entschieden und kalt und klar. „Der Junge darf alles wissen. Er soll alles wissen. Ich werd' ihn holen."

Er geht hinaus. In ihren Augen ist wieder die große versunkene Stille. Oder blinkt da in der Tiefe doch etwas auf?

Joachim sucht den Jungen im Hause. Er findet ihn nicht.

Kopfschüttelnd tritt er wieder ein. Erregt geht er ans Fenster und blickt hinaus. Der Junge ist schon draußen. Nach dem Dorf wendet er sich. Vermutlich will er zu seinem Boot. „Fortgerannt — ! —"

Sie nimmt es ganz und gar nicht tragisch, das sieht er ihr an.

„Ich hab' das Verlangen, mit dem Jungen zu sprechen! Jetzt gleich!" sagt er nachdrücklich. Jetzt sieht er seinen Weg.

„Dann sollst du es tun."

Seine Arme umschlingen sie. „Mir gehörst du — immer, immer." Ihre Lippen erwidern seinen Kuß. Aber da er in ihre Augen sich einsenkt — ist es darin nicht wie ein Zurückweichen, eine Flucht — eine Abwesenheit — eine Ferne — und ein Zug um den Mund ist da, den er nicht recht begreift — den er fortwischen möchte —

Mit Küssen, ja! Der Sieger in ihm behält den Kopf oben. Die Scheu des Weibes — soll er sich ihrer nicht freuen? Nie kannst du mir entweichen, nie dich mehr vor mir verstecken — unzerreißbar die Fäden —

Noch einmal preßt er sie an sich. „Vermutlich gehe ich mit dem Jungen in die Stadt. Dann also bis morgen!"

Er ist hinter dem Jungen her. Er muß ihm die anfällige Phantasie zurechtrücken. Sein Fortstürzen — wie verdächtig ist das. Ist dem Jungen etwas zerschlagen? Was braut sich jetzt in ihm zusammen?

Gleich muß der Junge es von ihm hören, daß er der Verlobte seiner Mutter ist, daß sie beide fürs Leben sich gefunden haben. Daß er an die Vaterstelle für den Jungen aufrückt. Nun noch ein stärkerer Halt für ihn.

Es ist ja nicht Benno allein — die Jugend ist es! Hier sind deine Jungen! Soll deine Lebensaufgabe in Trümmer gehen?

(Schluß folgt)

Der Greis an seine Bücher. Von Ernst Reinhold Jahn

Alte Bücher, traute Gesellen:
Dürftig geworden ist euer Gewand.
Reisen und Fahrten durch manches Land
Scheuchten euch oft aus euern Gestellen,
Und gelichtet ist euer Verband.
Feindesraub und des Krieges Brand
Saht ihr mit mir und saht ihn geduldig.
Was mir geblieben — euch bin ich's schuldig!
Was ihr mir gabt, kann keiner mir rauben,
Mag auch mein Kleid, wie das eure, verstauben,
Mottenzerfressen, der Würmer Beute. —
Tröster mir vormals! Tröster noch heute!
Nicht mit lautem, grellem Geschwätz.
Tiefe Stille ist Geistergesetz;
Aber wie Geister in heiliger Stund'
Angerufen doch öffnen den Mund,
Gebt ihr mir Antwort auf ernste Fragen,
Malt ihr mir Bilder aus lichteren Tagen,
Zeigt mir die Tiefe verklungener Sagen,
Macht mir die Weisheit der Weisesten kund.
Wenn ich, ihr Lieben, begraben bin,
Geht vergilbt ihr und schutzlos hin;
Wie auf Bilder geliebter Toten
Wird auf euch kaum ein Taler geboten.
Nicht in Häusern aus Marmorquadern
Werdet ihr — drin nicht geboren! — stehn.
Besseres ward euch: Dank und Verstehn!
Denn als Bergmann in eurem Schacht
Hab' ich gefunden die Goldesadern,
Die mich so reich, so getrost mich gemacht. —
Trägt euch das Glück zu einem Scholaren
In sein dämm'riges Stüblein hin,
Sieht er, daß ich mit lockigen Haaren
Keine Eule gewesen bin,
Aus den Glossen am Textesrand;
Daß ich gewohnt in dem sonnigen Land,
Wo man das Wasser vermischt mit Wein,
Wo die Schelmensprüchlein gedeihn;
Daß ich die Büchs' und den Degen geführt,
Sonnenstechen und Hagel gespürt;
Daß ich nach hochgetragenen Nasen
Wenig gefragt und die Flöte geblasen.

Digitized by Google

Ernestine Voß

Ein Frauenleben zwischen Rokoko und Biedermeier

Von Ludwig Bäte

* *

Noch im späten Alter erinnerte sich Goethe des stillen, selbstlosen Schaffens der Frau, die Johann Heinrich Vossens erste und letzte Liebe war, und die vielleicht die vorbildlichste Gattin eines deutschen Dichters gewesen ist. Karoline Herder, der das gleiche entsagungsvolle und schwere Los gefallen war, sprach schon nach erstem Kennenlernen von der „festen und liebenden Seele zugleich", der „Heldin, die für Mann und Kinder alles unternehmen und alles tragen könne". Ihre Gestalt, von der hellen, gesunden Luft des alten, schlichten und herzenswarmen deutschen Bürgertums umweht, das Urbild der „Luise", hat sich selbst in den köstlichen, von mir erneut herausgegebenen Erinnerungen „J. H. Voß, Mitteilungen aus seinem Leben" (Turm-Verlag W. H. Lange, Göttingen) gespiegelt, die ein so feiner Kenner der Zeit wie der Prager Literarhistoriker August Sauer eine viel schönere Idylle als sämtliche des berühmten Gatten nennt. Noch unmittelbarer tritt sie uns in den von mir aufgefundenen Briefen an den Bruder Heinrich Christian Boie, den Begründer des Göttinger Hains, entgegen, die demnächst bei Carl Schünemann (Bremen) als „Vossische Hausidylle" erscheinen werden, und aus denen hier zum erstenmal besonders Kennzeichnendes mitgeteilt werden soll.

Ernestine war keine sogenannte geistreiche Frau, kein gelehrtes Frauenzimmer, wie das achtzehnte Jahrhundert sagte, dem sie voll angehört, obwohl sie noch zwei Jahre länger als Goethe ins neunzehnte Säkulum hineinragt. Sie dürfte auch kaum einem Salon Glanz und Farbe gegeben haben. Aber sie besaß bei klarer Gemütstiefe eine ungewöhnliche Auffassungs- und Darstellungsgabe, sicher zufassenden Blick und eine unbeirrbare Wahrheitsliebe. Welche ganz in Klopstocks Welt aufgewachsene Frau hätte es gewagt, von dem greisen, freilich schon fast Mythos gewordenen Dichter zu schreiben: „Aber er kann noch sehr heiter und lebhaft sein, besonders bey Gesprächen, die seiner Eitelkeit schmeicheln" (Eutin, den 12. Juli 1801).

Sie stammte aus einem Pfarrhause, seit alters Heim und Herd gefestigter, tüchtiger Lebens- und Weltanschauung. Ihre Erziehung ging in nichts über die der damaligen Bürgertöchter, Küche und Leinenkammer, hinaus, wenn auch der gelehrte und liebenswürdige Vater, Hauptpastor in dem damals bedeutenden Hafenorte Flensburg, dies und jenes seinen Töchtern mitgeteilt haben mochte. Zu vollem geistigen Leben erwachte sie erst, als sich der Bruder Heinrich Christian nach dem Tode der ältesten, ihm besonders nahestehenden Schwester ganz ihr zuwandte und den Briefwechsel mit dem jungen Voß anbahnte, den er kurz vorher aus der Fron seiner Mecklenburger Hauslehrerjahre gezogen, um ihn in zeitlebens geübter Hilfsbereitschaft mit seinen kargen Hofmeistergroschen studieren zu lassen. Voß kehrte bald darauf, trunken von dem ersten Zusammensein mit Klopstock in Hamburg, an der Föhrde ein; eine schwere Krankheit, die ihn dort befiel, öffnete ihm ihr Herz, das sich schon lange in scheuer Schwärmerei nach ihm gesehnt hatte, nicht ungerührt durch seine am Fuße von Klopstocks Parnaß gewachsenen, mit heiligen Tränen getränkten Selma-Oden.

Standen die Eltern der Verlobung auch nicht ablehnend gegenüber, so sahen sie doch die Schwierigkeit ihrer Verbindung ein, da an eine Anstellung des jungen Dichters noch lange nicht zu denken war. Offenen Widerstand brachte dagegen die bald Witwe gewordene Mutter auf, als Voß in schönem Wagemut auf den Ertrag des ihm von Boie übertragenen Musenalmanachs hin heiraten wollte. Das junge Mädchen wandte sich in seiner Verzweiflung zuletzt an Klopstock, der väterlich auf Vossens soliden Charakter und die immerhin annehmbaren Einkünfte des Kalenders hinweist, im übrigen nichts gegen die Mutter zu tun rät. Diese gab endlich nach, und in Wandsbek, Claudius nahe, verbringen sie, oft im nahen Hamburg zu Besuch, ihr wunschlos, bescheidenes Liebesglück, bis dann endlich zu Otterndorf im Lande Hadeln die erste Lebensstellung winkt. Munter genug war der Abschied: Am letzten Tage trafen Lessing, Campe und Claudius ein und überredeten den jungen Ehemann, noch einmal mit nach Hamburg zu kommen. „Lessing und Campe, als die Besitzer der Kutsche, nahmen den Rücksitz ein, und da die beiden Wandsbeker ihren Zweck nicht erreichen konnten, setzten sie sich ihnen auf den Schoß und fuhren so aus Wandsbek hinaus." (Mitteilungen.) Ernestine folgte einige Tage darauf.

1782 bittet der Minister der oldenburg-eutiner Regierung den mittlerweile nicht mehr ganz unbekannten Rektor, ins „fruchtwallende Eutiner Seetal" zu kommen. Friedrich Leopold von Stolberg, Obermundschenk des Zwerghöfchens, hat die Einladung übermittelt. Wieder schreitet Voß jeden Morgen würdig in Frack und Pantalons zum Katheder, seine kleine Schar Hofbeamten- und Honoratiorenjungen in die Sonne Homers einzutauchen und sie für seine stramme, unbelehrbare rationalistische Ethik zu erwärmen, die den aus der Fülle des Herzens lebenden alten Hainfreund Stolberg

Digitized by Google

immer mehr von ihm abzog. Der Bruch ist unvermeidlich, als er sich 1800, protestantischer Lehrhaftigkeit satt, der katholischen Kirche zuwendet. Ernestine erlebte das große Gefühlsdrama, das neunzehn Jahre später in Vossens Schrift „Wie ward Friz Stolberg ein Unfreier?“ neu aufflammte und noch jahrelang seine Wellenringe warf, voll mit, und der durch den überall geistige Verfolgung witternden Gatten tief Gekränkte trauert ihr, der vertrauten Freundin seiner ersten Frau, schmerzlich nach. Sie berichtet am 13. August 1800 dem Bruder über Stolbergs Rückkehr von Münster, wo er in der Hauskapelle der Fürstin Gallitzin den entscheidenden Schritt getan hatte: „Auf der (!) schönen ruhigen Zeit bey euch sind gewaltige Stürme gefolgt, mein Bruder. Stolberg ist als ein förmlich erklärter Katolik aus Münster zurückgekehrt. Du kannst Dir nicht denken, in welche Stimmung uns dies gebracht. Unwille, und herzliche Betrübniß mischt sich auf eine eigene Weise. Aber der Schmerz siegt über den Unwillen, den er hat sich schrecklich unglücklich gemacht.“

Bald darauf übersiedelt Stolberg nach Münster, eine reiche politische Zukunft — er war verschiedentlich mit geschickt durchgeführten diplomatischen Aufgaben beauftragt worden — mit seinem Bekenntniswechsel aufgebend. Die Freundschaft, welche die im Grunde so verschiedenen Männer miteinander verbunden hatte, war zerrissen. „Gesprochen,“ schreibt Ernestine am 24. August 1800, „haben wir ihn nicht, und werden es auch nur in den Fall thun, wenn er es sehr dringend wünscht ehe er abreißt, er begegnete uns neulich auf der Gasse zu Pferde, und grüßte freundlich, mit einen sehr nieder geschlagenen Blick, es ging mir recht durchs Herz! er sieht sehr mager und angegriffen aus. Er geht noch vor Winter von hier, seine Stelle hat er von selbst aufgegeben. Was aus den Kindern wird, darüber ist noch nichts entschieden.“ Das schmerzlichste Erlebnis des Luise-Dichters, dessen Entwicklung ganz dem Zeitalter ekstatischer Freundschaft angehörte, zitterte lange nach. Wie ein Idyll waren die gemeinsamen Jahre dahingegangen, so äußerlich arm sie auch manchmal waren, und so oft Voß auch die Bürde seines Doppelamtes verwünscht hatte. Zweierlei blieb: die alljährliche Sommerreise zu Boie, der, selten noch von der Muse besucht, zu Meldorf, der Heimat des altansässigen wackern Geschlechts, resigniert seine Landvogtpflichten erfüllte, und der Garten, den sie beide mit kaum glaublicher Blumenfreude betreuten. Der Bruder und Schwager, dessen seltene Pflanzen nachmals die Anlage des Kieler Botanischen Gartens ermöglichten, unterstützte sie sachkundig und mit offener Hand. Da erheiterte man sich an Krokus, Adonis, chinesischen Rosen und bunten Astern, tauschte Iriszwiebeln aus, probierte Zucker aus Runkelrüben und heimste volle Obsternten ein. Oder man freute sich der zahmen Eichhörnchen, die Voß um einige Groschen für die Kinder erstanden, und Ernestine, „die Knabengebärerin“, betrachtet, den Jüngsten auf dem Arm, den ersten Elefanten, der schwerfällig über das rumplige Eutiner Residenzpflaster stampft. Emanuel Geibel hat anmutig dieses Gartenglück, später auch Storms Liebe, mit zärtlichen Pastellfarben wiedererweckt, wenn

„am Sommerabend, voll idyllischer Heiterkeit
aus irdener Pfeife Wölkchen dampfend, Heinrich Voß
im Schlafrock zwischen Fliederbüschen wandelte.“

Mit Stolbergs Weggang war auch ihr Leben hier oben leer; die wenigen übrigen Freunde, mit denen der Vielbeschäftigte manchmal des Abends zu Bierkaltschale oder zischendem Stahlpunsch zusammengekommen war, füllten die Lücke nicht aus. Hinzu kamen oft Krankheiten, berufliche Verärgerungen, kam die Enge der abgelegenen nordischen Kleinstadt, über die er sich vergebens wegzutäuschen suchte, überhaupt die Entfernung vom geistigen Deutschland, für das die Elbe damals die Grenze zog. So bat er um seinen Abschied, den ihm sein Fürst Peter Friedrich Ludwig, der den graden, offenen Mann sehr schätzte, nur zögernd, dann aber mit ungewöhnlichem Ruhegehalt bewilligte. Er zog nach Jena, wo zwei seiner vier Söhne studierten, und wo er in einem linderen Klima als in dem feuchten, rauhwindigen holsteinischen Böotien von seinem rheumatischen Zahnleiden zu genesen hoffte. Kurz vor dem Abschied traf Boie ein: es war das letztemal, daß sich die beiden Männer sahen.

Es war natürlich, daß die Gatten auch bald den Weimarer Unsterblichen nahetraten, die Voß schon früher kennen gelernt hatte. Ernestine und Schillers Lotte vereinigte bald herzliche, bis zum Tode unverändert treue Freundschaft; die jüngste Tochter hieß selbstverständlich, dem Freunde zu Ehren, Luise, über den Zahnarzt, der beide Männer behandelte, korrespondierte man eifrig, und der älteste Sohn Heinrich trug 1805 den glühend verehrten Dichter, für dessen ethisches Pathos der Vater freilich nicht allzuviel Verständnis aufzubringen vermochte, mit zu Grabe. Herder, schon kränkelnd und gereizter denn je, wich man aus, Böttiger stieß in seiner Wetterwendigkeit ab, der Satiriker Falk noch mehr, vor allem schon wegen seines kräftigen Händedrucks, der bei Voß gleich beim ersten Male eine lange schmerzende Entzündung hervorgerufen hatte. Wieland, der den Übersetzer einst schwer gekränkt, paßte wenig in ihren Kreis, wenn Voß auch längst nicht mehr wie in den Göttinger Haintagen gegen den „Sittenverderber“ zu Felde zog. Desto näher trat ihnen Goethe, der sie oft in dem kleinen, 1905 abgebrochenen Hause in der Bachgasse zu Jena aufsuchte, das Voß nach längerem Aufenthalt in Schillers ehemaliger Wohnung bei

Digitized by Google

dem gemeinsamen Freunde Griesbach erworben hatte, und das er mit dem Ältesten kunstvoll zu Goethes besonderem Vergnügen in der damals noch seltenen Tapezierkunst ausschmückte. Oft saßen beide über den Alten, Goethe aus dem nie versiegenden Born von Vossens antikem Wissen und aus seinem „rein natürlichen Verhältnis zu den Griechen“ schöpfend, und im fernen Meldorf träumte unterdes Boie von einem Bunde zwischen den beiden Dichtern, den Goethe lange mit Schiller geschlossen. Oder Ernestine lud in wohlgefügten Hexametern den freundlichen Gast, der sich hier ganz natürlich geben konnte, zum festlichen Punsch ein (Jena 1804):

„Keine Schaffnerin, klug in künstlicher Speisebereitung
schaltet allhier!; ich selber, begafft von der alternden Köchin,
fertige schnell ein Gericht und die festliche Schale des Punsches.
rot von der Glut, und bediene den Gast an der winzigen Tafel,
froh des genügsamen Sinns, und des anmuthreichen Gespräches.“

Goethe tat alles, Voß für Jena, das damals einen Namen von Rang nach dem andern verlor, zu halten, und Ernestine zeichnet getreulich jeden Besuch des Verehrten auf. Da heißt es am 13. November 1802:

„In Weimar sind wir neulich einen Tag gewesen, und waren sehr vergnügt. Wir waren Mittag und Abend bey Schiller, und den zweiten Mittag bey Bertuch. Bey Schiller hat es mir unaussprechlich gefallen, er und sie sind beide so anziehend ... Goethe haben wir hier schon oft gesehn, und auch bey Schillers war er, er ist ein äußerst angenehmer Mann, nur herzlich kann man wohl nicht mit ihm werden. Ein bischen traulicher ging es das letzte mahl schon. Er zeigt gewaltige Achtung für Voß.“

Am 7. Februar 1803 erzählt sie dem Bruder:

„Besuche haben wir jetzt wenig, Hofrath Eichstedt ist jede Woche einen Abend hier, an den haben wir uns schon so gewöhnt, daß uns etwas fehlt wenn er ausbleibt. Das ist für Voß etwas ganz neues jemand zu haben mit den er über Philologie reden kann. Schüz ist kränklich, und lebt in beständiger Zerstreuung, ein guter Mensch ist er gewiß. Göthe haben wir noch nicht wieder gesehn, er ist auch nicht wohl. Schiller kömmt gar nicht nach Jena, und auch nur selten aus seinen Hause, er hat jezt wieder ein neues Stück (die Braut von Messina) fertig.“ Besonders froh sind beide Gatten, daß ihr Nachbar Kotzebue, „für den wir uns fürchteten, jezt ganz in Berlin bleibt. Hier ist niemand betrübt darüber.“ Erfreut sind sie noch mehr, als „der Herzog von Weimar die Artigkeit gehabt hat, Voß aus eigner Bewegung die Schriftsäßigkeit zu ertheilen, daß heißt er steht als Bürger von Jena nicht unter den Stadt Gericht. Ganz unter der Hand ist die Vorfrage gekommen, ob Voß nicht Lust habe Weimarscher Hofrath zu werden ... Göthe sandte das Patent der Schriftsäßigkeit mit seinen neuen Stüken an Voß, er wird bald selbst hier kommen, und will Raht und Belehrung bey Voß haben, wie er sich bescheiden ausdrückt. Voß wird schon einen andern Namen dafür finden.“

Am 5. Dezember wird sogar, trotz der Kälte, eine Fahrt nach Weimar geplant; denn „seid Voß seinen Zahn hat ausnehmen lassen hat er sehr an Muht gewonnen.“ Er will dann bei Goethe, sie „bey Schillers“ wohnen, „aber für die Aufführung stehe ich nicht, den der Winter hat seine Tüke. Göthe ist jezt oft in Jena, und sehr heiter. Jezt sizt er grade mit Voß am Tisch und sie lesen im Horaz. Göthe ist ein gar angenehmer Mensch, er hat so viel frohe Laune, und legt in unsrer Wohnstube alle seine Steifheit mit den Mantel ab, in den er immer eingehüllt ins Zimmer tritt. Auch Schiller war neulich einige Tage ohne seine Frau in Jena, und einen Mittag und einen Abend bey uns. Mit dem fühlt man sich aber viel herzlicher und wohler, ganz so als ob er einen angehört. Sie ist mir auch sehr lieb, wir waren im August einen Tag zusammen bey Griesbachs.“

Mit Goethe wird das Verhältnis immer vertrauter; am 6. Januar 1804 teilt Ernestine dem Bruder mit:

„Auch mit Goethe haben wir schöne Abende gehabt seid ich lezt schrieb. Er wird jezt recht herzlich und offen. Eine gewaltige Freude hatte er daran daß wir seine Lieder so hoch zu schätzen wußten. Er umarmte Voß mit jugendlichen Feuer, als er ein kräftiges Wort darüber aussprach. Wir haben uns einen herlichen Abend damit gemacht. Gestern brachte Fernow der aus Weimar zurück kam viel Empfehlungen von Madam Stahl (Staël), sie ließ Voß viel schönes über Homer sagen und dabey daß sie ihn sehen wolle. Ist es in den Sternen beschlossen so wird es auch gut gehn. Sie bleibt noch einige Wochen in Weimar und findet dort vielen Beyfall.“

Goethe versucht, Voß die Oberaufsicht über die Weimarer höheren Schulen anzutragen: mit halbem Herzen fährt er mit der Gattin nach Weimar, fest entschlossen, die mühsam erkämpfte amtlose Freiheit zu behaupten. Ernestine schildert (13. Februar 1804), wie er sich am Tore als Hofrat Bach eintragen läßt, „um wenigstens für die Frau von Stahl ingeheim da zu sein“, wie er schließlich ablehnt und für den Ältesten eine Anstellung am dortigen Gymnasium erbittet, die auch zugesagt wird:

„Also Donnerstag fuhren Voß und ich auf Göthens Einladung im Sturm, Frost, und Schnee mit Eichstedt herüber. Voß sagte als er im Wagen stieg:

Digitized by Google

Wer auf guten Wegen geht,
und auf Kreuze sich versteht,
darf vor Sturm nicht zittern!

Aber arg war es wirklich doch, und ein wenig schwül war uns dabey, weil Voß den ganzen Winter in Sturm nicht aus dem Zimmer gekommen ist, aber es hat nicht das mindeste geschadet . . . Wir wurden in Göthhens freundlichen Arbeits Zimmer gleich gemühtlich, und von der ganzen Sache ward vor Tische nicht geredet, weil Geh Raht Vogt eigentlich der ist, durch den die Schulsachen gehn. Nachher gingen die Unterhandlungen an, und wurden auf eine so leichte entgegen kommende, Liebevolle Art geleitet, daß Voß nichts zu thun hatte als ein zu großes Vertrauen in seinen 24 jährigen Sohn abzuleiten. Das ganze Gymnasium liegt im argen, die untern Classen sind theils mit alten, theils mit unwissenden Leuten besezt, die aber nicht bösartig (!) sein sollen. Da war Vogt sehr lebhaft dafür, man solle Heinrich gleich zum Directtor machen, und Voß solle noch einen jungen Mann zum zweyten Professor vorschlagen. Auch solle er für seine Leitung ein Gehalt annehmen, dies hat er sehr lebhaft abgewiesen, und jezt stehn die Sachen so, daß man in Weimar erst die Einrichtung der ganzen Schule zu Papier bringen will, damit zu übersehen ist was die untern Lehrer thun, und thun können; auch will man erst genau untersuchen wie hoch die Summe ist, die zur neuen Einrichtung verwendet werden kann . . . Binnen acht Tagen wird alles aufs Reine sein. Heinrich ist gestern nach Göthens Wunsch herüber gereißt, um dort einige Tage zu bleiben, damit er sich vorstellen lasse, und man ihn ein wenig kennen lerne, weil er wie Göthe bemerkte, er ihn jezt noch nicht im Gespräch habe kennen lernen. Schüchtern wie Thelemachos ist er herüber gereist, doch hoffen wir er werde sich zu nehmen wissen, weil entgegenkommendes Vertrauen steht. Wir sind bis Sonnabend Mittag in Weimar geblieben und sehr heiter und zufrieden mit unsern Auffenthalt heimgekehrt. Göhte hatte eine sehr freundliche Stube und Kammer bey seiner Nachbarin für uns einrichten lassen. Den zweyten Nachmittag nach Tische fuhr der Herzog bey Göthe vor, und sagte zu Voß als er ins Zimmer tratt, er habe gehört es wäre hier ein Hofraht Bach angekommen, er wolle untersuchen ob auch ein anderer dahinter wäre. Sehr artig war er die ganze Stunde im Gespräch, und äußerte besonders seine Freude darüber, daß ein Mann den er so gerne zu den seinen zähle, bereit wäre mit fürs wohl des ganzen zu wirken. Ich war zu meiner Freude gerade bey der Schillern."

Voß erhielt troß seiner Ablehnung ein Deputat von Wild, Wein, Bier Getreide und Brennholz, da er auf ein Ehrengehalt verzichtete. Glücklich reimt die Hausfrau (9. April 1804):

„Höre denn was nach den Raht des treflichen Weimariaden
Unser Durchlauchtigste Fürst, im Kreise des Jahrs uns bestimmt hat.
Zween Rehböke voll Kraft, und zwölf leichtfüßige Haasen
Zwanzig Maaß Brodtkorn, und vier des goldenen Weitzens
Dreißig der bärtigen Gerste, und sechs der Klafter an Scheitholz.
Endlich Erlaß von der Steuer, bey Bier und edelen Festwein."

Durch zweierlei gewinnt Goethe Ernestines Herz ganz: durch die Liebe zu Heinrich und die gemeinsame Blumenfreude. „Göthe wird auch Morgen kommen. Er gewinnt nicht bloß mein Herz durch seine Liebe zu Heinrich, sondern er sorgt auch für unsern Garten. Meine Blumenzucht und Liebe macht ihn Freude. Da hat er den botanischen Gärtner bestellt, daß er nicht allein den Garten voll Blumen pflanzt, sondern ich bekomme abgeschnittene Blumen in Menge und Töpfe mit Blühenden Sachen" (15. Juni 1804).

Troß aller herzlichen Anerkennung zieht Voß wenige Wochen nach Schillers Ende von Jena fort. Der letzte Grund war der, nicht mehr „im Schatten der Titanen" zu leben. In Norddeutschland war er, zumal Klopstock früh schwieg, d e r Dichter gewesen, hier vermochte selbst Goethes diplomatische Besprechung seines künstlerischen Schaffens nicht darüber zu täuschen, daß auch er vornehmlich den Übersetzer und Gelehrten meinte. Der Abschied war frostig, heftig jedoch sein Auftritt dem Sohne, neun Tage nach Schillers Tode, gegenüber: „Schillers Verlust mußte ich ertragen, denn das Schicksal hat ihn mir gebracht; aber die Versetzung nach Heidelberg, das fällt dem Schicksal nicht zur Last, das haben Menschen vollbracht."

Der badische Kurfürst hatte Voß bereits eine neue Heimstatt bereitet, ohne den Dichter amtlich zu binden. Man erhoffte von ihm nur gelegentlichen Rat in Universitätsangelegenheiten. Aber die Tage des Rationalismus waren vorüber: schimmernd war die Welt der Romantik aufgezogen, regenbogengleich die bunte Schönheit und Fülle des Lebens spiegelnd. Heidelberg, wundervoll reich in Landschaft und Geschichte, schien vorherbestimmt, Stadt der neuen Bewegung zu werden, und bald hallten Gassen, Rebhänge und Flußbord wider von brausender Jugend, mit der der Alternde anfangs auch gut auskam, bis sich auch hier wieder die igelborstige Seite des „wackern Eutinischen Leuen", wie ihn die „Xenien" gekennzeichnet, hervorkehrte, der „sassische Bauer", wie ihn Görres titulierte, durchkam, rechthaberisch und seine unleugbare Bedeutung keineswegs verschweigend.

Unmöglich konnte seiner Art das Farbig-Irrlichternde, Seelisch-Bohrende, Mystisch-Katholische der Romantik etwas sein, wie

Digitized by Google

dem Kosmopoliten, der gleichmütig den Untergang Deutschlands sah, das ausgesprochen Vaterländische etwas sagen konnte. Überall witterte er, darin beinahe krank, Verfolgung und Dunkelmännerarbeit, die das mühsam errungene Große des achtzehnten Jahrhunderts umzustürzen drohten. Voß, der geborene Polemiker, wurde jetzt Feind, der alle Mittel gebrauchte, seine Meinung durchzusetzen. Den Höhepunkt erreichte seine Streitlust im Kampfe gegen Creuzers Mythologie, der die ganze geniale und genialisierende Jugend geschlossen wider ihn aufbrachte. Hinzu kamen nach den Freiheitskriegen, als sich das Bürgertum auf seine Macht besann, politische Neigungen, die den unbeugsamen Demokraten oft genug aus seinem Gleise warfen.

Da hatte Ernestine Mühe, die Gegensätze auszugleichen und fraulich zu mildern. Es war nicht leicht, da schon die äußeren Verhältnisse Sorge verlangten. Lange hauste man — auch damals gab es eine Wohnungsnot — im Gasthof, umlärmt von unaufhörlicher Einquartierung, bis der Sohn Hans, ein Schüler von Goethes Freund Weinbrenner, auf Klostergrundstück und aus ehemaliger Synagoge dem protestantischen Vater ein Haus baute, der so die Nathan-Parabel auf seine Weise erfüllte.

1806 starb Boie. Am 9. März schreibt Ernestine der Schwägerin, der fortan die Briefe gelten: „Es liegt für mich erstaunlich viel in den Gefühl, die einzige von zwölf geblieben zu sein! Mein Herz hing stark an diesen lezten, und mit inniger Rührung wird es mich so lange ich lebe erfüllen, daß wir uns näher kamen je länger wir zusammen lebten. Die Nachricht daß er ausgelitten hat mich heftig erschüttert, ich hatte wohl aus manchen was ich von Wilhelm (dritter, als Arzt in Eutin lebender Sohn) über seinen Körperlichen Zustand hörte, das dunkle Gefühl er könne nicht wieder an Leib und Seele der alte werden."

Sie alterte schnell und kränkelte oft. Das Bild, das J. F. A. Tischbein 1810 von der „lieben Mutter Voß", deren innerer Vortrefflichkeit die äußere wenig entsprach, malte, zeigt eine Frau, die viel gelitten und erlebt hat. 1818 erhielt sie Hilfe in ihrer jungen Nichte Luise Boie; der Neffe Heinrich, der in Heidelberg Naturwissenschaft studiert, zieht mit ins Haus, und oben schafft „ihr Professor", der älteste Sohn Heinrich, an seinen Übersetzungen und Vorlesungsvorbereitungen, nebenbei Garten und Hühnerhof versorgend. Ein Brief an die Schwägerin malt eine echt Vossische Idylle (14. Juni 1818):

„Früh um sechs weckte ich sie, denn unsern Kaffee macht Louise, vor der Stubenthür steht der Teekessel, und den Kaffee legt sie schon Abends in die Weiche, während man den Schlaf aus den Augen reibt, und sich ankleidet, wird eine Tasse nach der andern aufgegossen, dann steigen wir herauf zum Onkel, wo Louise auf den Sopha sizt, ein kleines Tischchen vor sich, denn ich lasse mir meinen Plaz neben Voß, wo ich sonst Kaffee einschenkte nicht nehmen, da habe ich jezt wenn ich die Augen aufhebe einen wahrhaft Prachtvollen Rosenbaum vor mir. Jezt stellt Louise unser bestimmtes hin, und lauscht wenn die Tante noch eine braucht, denn der Onkel bekömmt nur eine, weil er die erste Auflage um fünf aus Sanne (Köchin) ihrer Fabrik erhält, dann sitzen wir unser Stündchen still weg und striken und nehmen fröhlich hin was der Onkel uns mittheilt, und antworten bescheiden wenn er unsern Raht begehrt. Um sieben kömmt Heinrich aus den Collegium, und gleich hinter ihn bringt Sanne eine große Tasse Thee, zu der Louise Rahm und Zuker spendirt. Dann gehn wir herunter und pflegen unsre Blumen. Louise holt frische für die Blumentöpfe, ich begieße die Fensterblumen, und bestimme welches Sonne haben muß, und was den Blumen Eckschrank zieren soll. Dann wird der Küchen Zettel gemacht, wo möglich für den Abend mit, und Kirschen gewaschen, die wir schon viel und wohlfeil kaufen, auch bringt Sanne oft herliche Erdbern aus den Garten, von denen wir euch oft hin wünschen. Um zwölf kömmt Boie, der keck und rüstig ist, und wir essen im kleinen Gartenstübchen, wo es freilich so eng ist, daß jeder Stuhl und Tisch genau in seinen Winkel paßt. Der Onkel thront in kleinen Sopha, neben welchen ein kleiner Tisch mit drey Käfichten steht, den Vater und Sohn bringen ihre jungen und alten Vögel mit zu Tisch, die ganz zahm und freundlich sind. Nach Tisch schlafen die alten, die jungen nach belieben, ich schließe meine Thür zu und lese wenn ich nicht mehr schlafe. Oft legen wir unser Buch weg um zu plaudern, geben unsere Besuche, setzen uns im Garten, denn die Tante kann nicht viel gehn."

Der Garten mit seinen Bosketten, Blumen und prachtvollen Gutedeltrauben, zu denen schon Theodor Storms Vater, der einmal als Student von dem Alten empfangen wurde, emporstaunte, war auch hier Vossens Erholung, und manchmal saß er, unverwelklich jung bis in seine letzten Tage, hoch oben im dichten Grün der Maulbeerbäume, sein Lieblingsobst, ihre reifen Früchte, in behaglicher Zufriedenheit verzehrend.

1822 stirbt plötzlich der älteste Sohn; am 2. April 1826 zeigt „Mutter Voß mit drey Söhnen, ihrer Gattinnen und elf Enkeln" den „Freunden in und außer Deutschland" den Tod ihres Mannes an.

Es wird einsam um sie. Kreuznach, wo der Jüngste als Schuldirektor wirkt, liegt freilich nicht so weit ab. Aber die selten Gereiste scheut doch vor den Mühen der Postkutschenfahrt zurück, auch zu Hans nach Freiburg. Da flüchtet sie sich lieber zu Kiel und Tinte, so wenig auch Wilhelm, schreibträge wie der Vater, antwortet.

1834 stirbt auch sie, eins der selbstlosesten, tätigsten Frauenleben endend.

Digitized by Google

Meister Richard Teschner

Von Arthur Roeßler

Richard Teschner wurde in der Nacht vom 22. zum 23. März 1879 in Karlsbad als Sohn von Sudetendeutschen geboren, und bekam als wichtigstes Erbe vom Vater her, der sich als geschickter Lithograph betätigte, das Zeichentalent mit auf den irdischen Lebensweg. Schon in früher Jugend war es für ihn nicht immer leicht, diesen Weg zu gehen, denn träumerische Befangenheit machte ihn inmitten der Schar seiner robust ruppigen Schulkameraden zu einem verwunderten und empfindlichen Einzelgänger, der sich an den Härten der Alltagswirklichkeit oft genug wund stieß. Auch war er durchaus kein Vorzugsschüler. Seine Wißbegierde weckten nur die vom Geheimnis umwitterten Phänomene der Physik und Elektrizität, während die nicht sinnenhaft erfaßlichen Lehrgegenstände ihn langweilten; so daß er es vorzog, statt eine mathematische Aufgabe zu lösen, sich still zu verhalten, geruhsam die kühl werdende Abendluft zu atmen und aufmerksam zuzuschauen, wie das goldene Tuch, das die sinkende Sonne über ein Schindeldach breitete, von der schrägen Fläche allmählich abglitt und im dunkelfarbigen Mauerschatten verschwand. Wer den jungen Sinnierer in sol-

Aloe. Ölgemälde. 1918

Digitized by Google

Digitized by Google

Evolution. Temperagemälde auf Pergament. Unten: Bildnis des Künstlers

für ebenso wichtig gilt, wie das Urteil über das Leben eines Menschen, für die Stätte, wo sich der Triumph der Schönheit in Kunst und Leben verwirklicht; und auch Richard Teschner selbst mochte diese Stadt nicht als diesen erlesenen Ort empfunden und betrachtet haben, denn im Jahre 1899 verließ er Prag und reiste nach Wien, wo in der kurz zuvor ins Leben gerufenen Sezession, von den einen mit begeistertem Jubel begrüßt, von den andern mit fanatischem Haß befehdet, ein neuer Ver sacrum der Kunst aufgeblüht war. Unbefriedigt von der Lehre, die ihm an der Prager Akademie zuteil wurde, bewarb sich Richard Teschner um die Aufnahme in die von William Unger geleitete Radierklasse der Wiener Akademie, wurde jedoch abgewiesen. Nicht gekränkt,

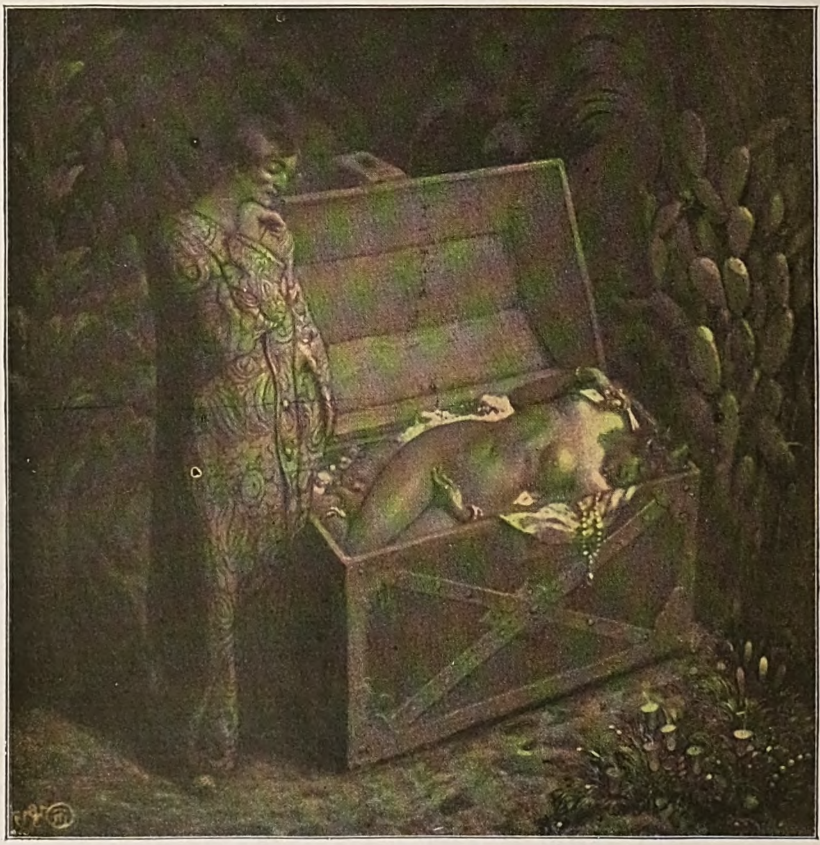
nur erstaunt darob, wandte sich Teschner daraufhin an den Freiherrn von Myrbach, der damals an der Wiener Kunstgewerbeschule lehrte, und fand freundliche Aufnahme. Aber er blieb nicht lange, denn das, was hier gelehrt und geschaffen wurde, war wohl überraschend, blendend, oft genug sinnlich bestrickend, aber dennoch auch begrenzt, gebunden vom Zweckhaften und irdisch Zielbedingten. Dabei wurde durch die, trotz aller scheinbaren revolutionären Freiheit dennoch versteckt dogmatische, Lehre weder zweifelfreie Wissenschaft noch unübertreffliches Handwerk vermittelt, kein Kunstwerk von gleichsam unirdischer Größe und Ehrfurcht einflößender Erlauchtheit hervorgebracht. Das Streben der Wiener Künstler war für Teschners Gefühl zu sehr auf die Ausbreitung an der Oberfläche eines heiter gemeinten Lebens, zu wenig in die Tiefe gerichtet, und so empfand er sich unter ihnen, mit seiner Überzeugung, daß es weder die schwerste noch die höchste Aufgabe der Kunst sei, nur Schönes, im Sinne der Ästheten und Akademiker, zu gestalten, als Fremdling und flüchtete deshalb wieder heimwärts. In der alten Elbestadt Leitmeritz in Böhmen, in der sein Vater eine Druckerei errichtet hatte, begann Richard Teschner, weniger durch äußere Erfahrungen als durch innere Erlebnisse gewandelt, mit Ernst und zäher

Digitized by Google

Liebespaar. (Detail.) Majolikaplastik

Ausdauer autodidaktisch die Handhabung der mannigfachsten technischen und künstlerischen Ausdrucksmittel sich anzueignen. Was ihn bisher keiner zu lehren vermochte, das erlernte er jetzt durch eigenes Suchen und Versuchen. Vom Technischen der Steinzeichnung brachte ihm einiges der Vater bei, aber schon der schwierigen Radierung, vom Kaltnadelverfahren bis zur vertrackt raffinierten Tonätzung, mit all ihren handwerklich heiklen Zwischenstufen, bemächtigte er sich aus Eigenem mit erfinderischer Geschicklichkeit.

Es sei mir gestattet an dieser Stelle, nur scheinbar abschweifend und bloß hinweisend, von Richard Teschners, in unserer Zeit des Speziali-

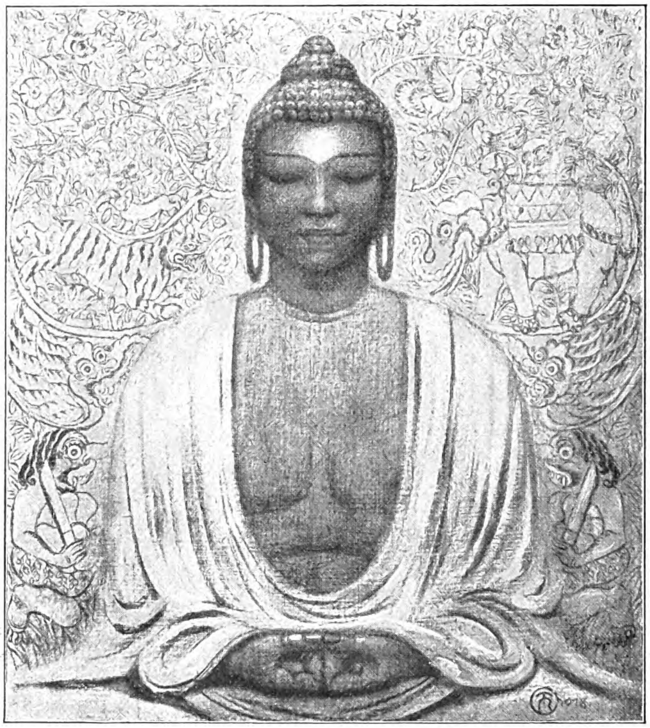


Aus Tausendundeiner Nacht. Radierung. 1917

Die Unbeteiligten. Radierung. 1916

stentums schier unvergleichlichen und durchwegs meisterhaft geübten Vielseitigkeit zu sprechen. Er ist Maler in Aquarell, Tempera und Öl, Graphiker auf Stein, Glas, Metall und Holz (das heißt Lithograph, Radierer und Holzschneider), Bildhauer in jedem für plastische Gebilde tauglichem Material, Schmied und Gießer, Edelsteinschleifer und Tischler, Lautenbauer und Mechaniker, Bühnenkonstrukteur und Beleuchtungstechniker, Perückenmacher und Schneider, Architekt von Innenräumen und Chemiker, und so „nebenbei" noch Dichter, Musiker, Biologe, Astrologe, Astronom, Kenner und Schätzer verschollener und entlegener Kulturen, Kunstsammler, Wiederbeleber und Neuentdecker; — und er ist all das im einzelnen nicht etwa unzureichend spielerisch als Dilettant, sondern beherrschend als Meister vom Fach, und zwar nicht nur als Meister aneigenbarer Fähigkeiten, sondern als machtvoller Beherrscher beträchtlicher eingeborener, und in bewußt sorgsamer Pflege zu hoher Entwicklung gebrachter, innerer Kräfte. — Gewiß: man begegnet auch sonst noch zuweilen den erstaunlich virtuosen und witzigen Leistungen vielseitig Begabter, — wobei beispielsweise an Herkomer gedacht werden mag — doch fragt man sich dabei: Wessen Geistes sind sie? — da

Digitized by Google



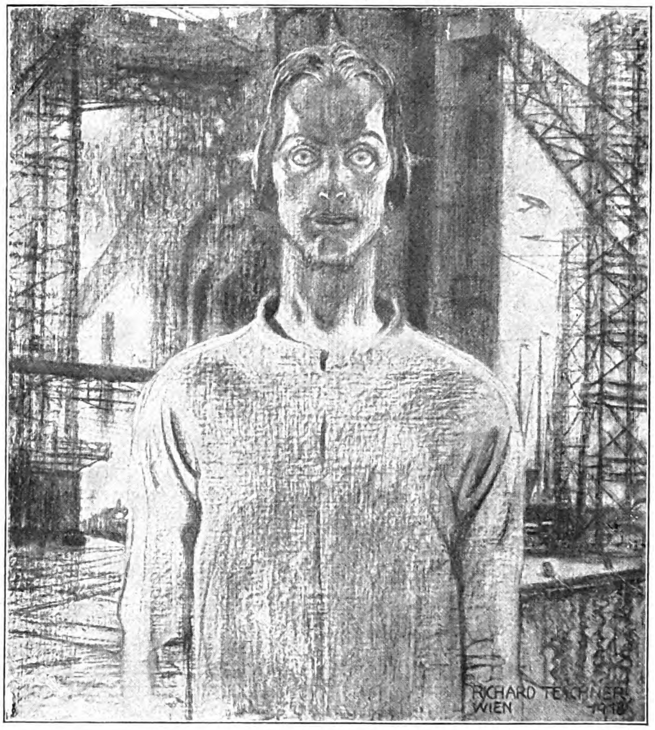
Die braune Kulturrasse
Karton 1918

geben vermag. — Wie in den Darstellungsmitteln gibt es auch im Dargestellten bei Teschner keine Beschränkung; — als der Magier, der er ist, unterwirft er nicht nur alle erdenklichen Sichtbarkeiten der irdischen Welt aus Leben und Traum seiner zwingenden Beschwörung, sondern auch zuvor noch nie Gesehenes aus Jenseitigkeiten. Er ist vertraut mit Elfen und Zwergen, Nymphen und Schratten, Hexen und Trollen und sonstigen noch namenlosen Nachtwesen Höllenbreugelscher Observanz, wie mit den bösen und guten Geistern des fernen Ostens. Auf seinen Wink tauchen aus den moorigen Gründen der deutschen Urwälder die phosphoreszierenden Schemen zwitterhafter Zwischenwelten auf, steigen aus lichten Höhen vom Sternenglanz umflimmernde Engel und Halbgötter hernieder. Geben ...

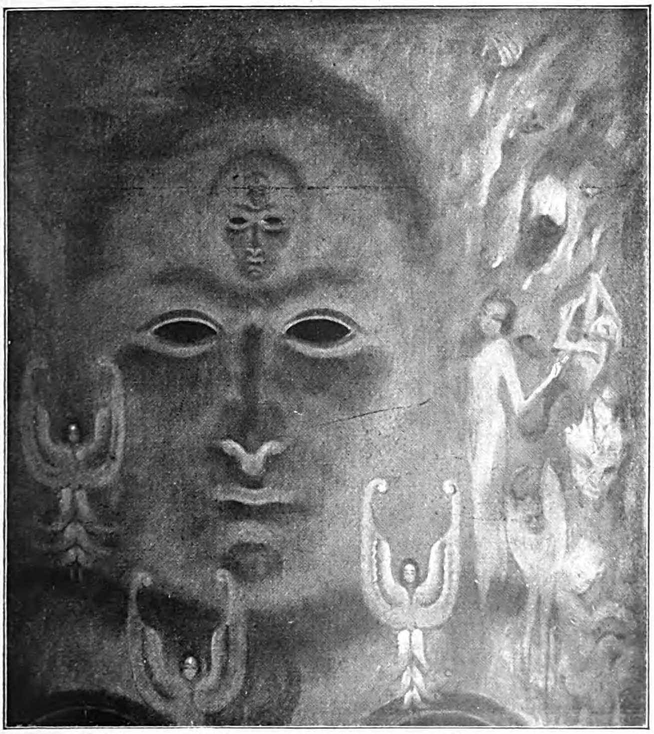
Die gelbe Kulturrasse. Karton 1918

man sie lediglich als Gehirnleistung empfindet, der die Blutwärme des Herzens ebenso mangelt wie jene Gemütsinnigkeit und Seelenkraft, die nach oben tragen und in der Höhe erhalten. Friedrich Schlegel, der ein kluger Kopf war, hat Verstand mechanischen, Witz chemischen, Genie allein organischen Geist genannt; in der Kunst kommt es auf letzteren allein an. Teschner besitzt ihn und erhält durch ihn erst seine eigentliche Bedeutung als Künstler. All seine zaubermeisterhaften Kenntnisse und Geschicklichkeiten sind nur dienende Kräfte jener höheren Kraft, die das eigentliche Kennzeichen wahren Künstlertums ist. Einer ist um so viel mehr Künstler, um so viel mehr er Mensch ist und um so viel mehr er seiner innerlichen Bewegtheit sinnfällig faßbaren Ausdruck in kunstmäßigen Formen zu

filde des Grauens hauchen den Beschauer mit ihren Schauern an und Gefilde heiterer Seligkeit beglükken mit ihrem farbigen Glanz und stillen Frieden. Mit der, bewunderndes Staunen erweckenden, Beherrschung der vielfältigen technischen Ausdrucksmittel wuchs zugleich in Richard Teschner die Fähigkeit der eigentlich bildnerischen Vorstellung, läuterte sich sein, anfänglich an das Spielerische gernwillig hingebendes Vermögen phantastischer Gestaltung. — Nachdem er die schabernackischen Elementargeisterchen gebannt hatte, verlieh er begnadet edleren Kräften sinnfällig wahrnehmbare Formen. Teschner hat als Künstler viel getan und als Mann viel gedacht. Und nun, da er sich selbst in die Augen schaute, sich selbst erkannt und danach sein Wollen auf Hohes gerichtet. Errungene Erkenntnis wandelte sich in ihm zur An-



Die weiße Kulturrasse
Karton 1918



Wiedergeburt. Ölgemälde. 1919

betung und löste einen tief religiösen Zug in seinem Wesen aus. Seine Phantasie, die er aus Eindrükken des Tages und mehr noch aus solchen der Nacht genährt hatte, gewinnt jetzt ihre beste Kraft aus der unerschütterlichen Gläubigkeit an das sichere Walten eines ungeheuren Guten. Ohne daß seine Erdensicherheit sich deswegen verringert hätte, nahm doch seine Vergeistigung sehr zu. Das Anschauen der Welt und der Träume entwickelte sich zur Weltanschauung und zum Schauen der im Stoff unablässig wirkenden geistigen Kraft. — Wie in der Muschel das Meer tönt, spiegelt sich in Teschner das Weltgeschehen. Darum darf man wohl sagen: Wer das Rauschen von Gottes Mantel vernehmen kann inmitten des Weltgetöses, wer im Zwielicht der Erde den Ab-

Digitized by Google

glanz des himmlischen Lichtes zu gewahren vermag, wessen Sinne für die mystischen Offenbarungen des Daseins aufgeschlossen sind, der ist Künstler und ist es um so mehr, je empfindlicher, einfühlsamer, allfühlsamer, je mehr Mensch er ist —

Richard Teschner zog zwar nach einiger Zeit aus Leitmeritz wieder nach Prag, aber er begab sich dort nicht in die Menge auf den öffentlichen Markt, wo, wie schon oft zuvor und nachher, ein wildes Getümmel und Geschrei vieler sich mehr oder minder heftig derwischhaft gebärdender Anpreiser, neuer, neuerer und neuester „Ismen" Anschauungen, Richtungen, Stile, Manieren und Moden beherrschte, die sich allesamt bei näherem Zuschauen als unbewußter oder bewußter Schwindel, bestenfalls als Irrtum und Trödel von sehr zweifelhaftem Wert, erweisen. Er ließ sich von dem vielstimmigen unechten Ruhmgeschrei nicht verwirren, denn er wußte, daß dieses Geschrei ja doch nur den „emporgejauchzten Ephemeren eines Tages, den Belustigern müßiger Knaben, den Gauklern um Blumen und Mädchen, den Tonangebern eines kleinen Zirkels eines kleinen Teiles einer kleinen Provinz" galt, wie einer treffend einmal sagte. Er bemühte sich nicht ein bißchen, „modern" zu sein, für modern zu gelten, und hat sich eben dadurch vor dem Unmodern-, vor dem Altmodischwerden bewahrt. Er hatte damals schon den Mut zu sich und seiner Kunst, der ihn auch heute noch auszeichnet. Er weiß, daß ihn die „absoluten" Maler, deren Muse Inspiratrix abstracta heißt, einen „Dichter", „Erzähler", „Darsteller" und „Romantiker" schelten und ihm damit einen bitteren Schimpf anzutun wähnen, aber er kehrt sich nicht daran in der prachtvollen Unbekümmertheit seiner eigenwüchsig starken Wesenhaftigkeit. Und es erwies sich, daß er so recht tat, denn der Erfolg blieb nicht aus. trotz der Widersacher, trotz der freiwilligen Verschollenheit, in die sich Teschner seit zwanzig Jahren zurückgezogen hat. Die Werke, die er aus sich heraus und in die Welt stellte, wirkten werbend für ihn und seine Kunst. Sein Ruhm begann zu wachsen und die hermetische Mauer zu sprengen,

Idol. Mahagoniplastik. 1915

Szenenbild aus ‚Pelleas und Melisande'. 1907. Prag, Deutsches Theater

Digitized by Google

Nachtstück. Szenenbild aus dem Figurentheater. 1922

mit der er sich umgeben. Man suchte ihn und fand mehr noch, als man erwartet hatte. Galerieleiter und Privatsammler bewarben sich um Arbeiten von ihm, machten Ankäufe und gaben ihm bedeutende Aufträge.

Im Jahre 1909 war in Wien durch die Sezession, die Kunstgewerbeschule und die Wiener Werkstätte der Boden für ihn genugsam vorbereitet, um eine Verpflanzung nicht nur möglich, sondern ratsam, ja notwendig erscheinen zu lassen. Begleitet von seinen Eltern, zwei Zwergeulen und einem Harzer Roller, vollzog Richard Teschner mit wenig materiellem, aber um so mehr geistigem und künstlerischem Gepäck die Übersiedlung von Prag nach Wien.

Diese landschaftlich zwar sehr schöne, aber trotz aller redensartlichen Gemütlichkeit mitunter, namentlich für Künstler, keineswegs gemütliche Stadt, lohnte das ihr von Teschner entgegengebrachte Zutrauen dem reifen Meister auf das reichlichste. Die Bevölkerung der Stadt, die Schwind hervorbrachte, gab dem Wesensverwandten des großen Romantikers, außer bewundernder Liebe und Verehrung, das Beste, was sie ihm darzubringen vermochte: die in Treue liebende Gattin, ein Heim, eine Werkstatt nach

Aus dem Figurentheater. 1923

Digitized by Google

Die Hexe. Gemälde auf Pergament. 1917

eigenem Gefallen und ausgebreitetste Betätigungsgelegenheiten für seine vielfältigen künstlerischen Fähigkeiten. — Im ungeschmälerten Vollbesitz der leiblichen und geistigen Kräfte der mit Recht als bestes Mannesalter bezeichneten Jahre stehend, vom winzigen Ziergegenstand spielerischer Künstlerlaune bis zur Großplastik und dem eindruckswuchtigen monumentalen Wandfresko alle Arten der bildenden Künste mühelos bewältigend, sehen wir Richard Teschner gegenwärtig mit einem von scharfem Intellekt überwachten, außerordentlich verfeinerten und gesteigerten Gefühl unter Dingen, die in der Natur zerrissen und einander schier feindlich vereinzelt bleiben, kraft der Kunst wohltuende Einheit herstellen.

Teschner hat nicht nur nach Schönheit getrachtet, zumindest nicht nach der Naturschönheit im Kunstwerk und nicht nur, weil er vermöge seiner tiefschürfenden Forschungen und Erkenntnisse davon überzeugt ist, daß der Schönheitsbegriff veränderlich ist, sondern auch, weil er weiß, daß es in der Kunst noch Größeres, Bedeutungsvolleres als bloße Schönheit gibt; nämlich Elemente, die stärker als die Schönheit an das Gemüt des

Digitized by Google

Der Berg der deutschen Arbeit. Temperagemälde. 1915

Menschen rühren. Er mag sich gefragt haben: „Ist Schmerz an sich schön? — Sind Pein und Gram schön? Ist der Bresthafte schön? Sind Dummheit, Haß, Furcht, Verzweiflung, Eifersucht, Laster und Leiden, die Teufel, Dämonen und Grotesken schön? Der Kreuzweg und Golgatha, das drangvolle Gottsuchen und Glaubensmartyrium, sind sie in ihrer sinnfälligen Erscheinung schön? Man wird wohl verneinen, aber trotzdem boten sie den Vorwurf zur Schaffung unvergleichlich erhabener und schöner Kunstwerke. Sind die Wasserspeier, die fratzenhaft grinsend und unflätig auf den Dachrändern der Dome hocken, schön? Ist all das Fabelgetier und alle im geschnitzten Chorgestühl ihren argen Schabernack treibenden Unholde schön? Ja, sind selbst die steinernen und hölzernen Heiligenfiguren in Kapellen und Nischen schön? Und ist, um ein Letztes, Höchstes zu nennen, ist der von Dornen zerfleischte, von Geißelhieben gestriemte, an Händen und Füßen durchlöcherte, von Blut und Todesschweiß überrieselte Leib des Ecce homo, der elendiglich am Kreuze verschmachtete, ist er schön? — Nein! — Aber all das ist mehr als bloß schön. — Deshalb, und weil er weiß, daß in der Kunst die Häßlichkeit ein der

Digitized by Google

Gobelin. Nach einem Entwurf des Künstlers

Schönheit durchaus gleichwertiges Ausdrucksmittel ist, ja vielleicht sogar, das gewaltigere, beziehungsreichere, den Menschen im tiefsten Innern stärker bewegende und aufrührende von beiden, scheute er nicht davor zurück, Grotesken zu gestalten, das phantastisch Ungeheuerliche, romantisch Grauenvolle, wie viele seiner Bilder und plastischen Figuren, namentlich seiner Marionettenbühne beweisen.

Viel, sehr viel ließe sich noch über dieses Künstlers Wesen und Werk sagen, doch da alle bildnerische Gestaltung vor allem zum Beschauen, also sehsinnlichem Genießen geschaffen erscheint, sei, — außerdem noch der an dieser Stelle gebotenen Raumökonomie eingedenk, — auf die in diesem Heft enthaltenen Abbildungen Teschnerscher Arbeiten verwiesen, die dem denkenden und empfindenden Beschauer selbst ungleich Bedeutungsvolleres offenbaren, als ein stets unzulänglicher Begleittext.

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Lebenserinnerungen und Lebenslehren

aus hinterlassenen Papieren des Generalfeldmarschalls Colmar Frhr. v. d. Goltz

(Schluß)

Königsberg

Unterricht mangelt schon sehr. Onkel Leopold hatte recht gehabt. Was sollte aus mir werden? Von den sporadisch erteilten Lehrstunden durch den Kantorssohn ließ sich keine hinreichende Vorbereitung für einen künftigen Minister erwarten. Zudem war ich, seitdem mein Bruder Oskar auf das Gymnasium nach Rastenburg gebracht worden war, allein. Ich mußte auf die Schule — aber wo und wie? In Königsberg gab's Pensionen für Schulkinder, die nur fünf Taler monatlich kosteten. Das war jedoch für mich noch zu viel. Es fand sich aber schließlich eine Familie, die sich entschloß, mich für drei Taler monatlich aufzunehmen. Australische Schwalbennester und Champagner gab es natürlich in dieser Pension nur in den seltensten Ausnahmefällen — aber ich war doch untergebracht. So konnte ich mir regelrechte Schulbildung verschaffen; denn mir wurde auch eine Freistelle an der Königsberger Burgschule bewilligt. Die Familie führte den nicht ungewöhnlichen Namen Müller. Ihr Oberhaupt war ein emeritierter Registrator der Stadtverwaltung gewesen, ein streng und mürrisch aussehender Mann, der bei Tisch aus den umherliegenden Brotkrumen Kügelchen drehte, die — zu welchem Zwecke vermag ich nicht anzugeben — getrocknet und in einer großen Büchse sorgfältig aufgehoben wurden. Als ich nach Königsberg kam, war er kürzlich gestorben. Seine Frau, gewöhnlich „Tante Justchen" genannt, führte mit zwei alternden Töchtern den Haushalt. Sie ernährte sich durch Gardinenaufbringen — ein Geschäft, das die Frau Registrator schon von Jugend auf betrieben und auf die Töchter übertragen hatte. Tante Justchen war eine historische Persönlichkeit. Als Napoleon I. 1807 sein Hauptquartier vorübergehend im Schloß zu Königsberg genommen hatte, war sie eiligst herbeigeholt worden, um die Zimmer des Kaisers mit Gardinen zu versehen, und der Gewaltige hatte bei dieser Gelegenheit sogar ein paar Worte an sie gerichtet. Sie arbeitete in allen vornehmen Häusern Königsbergs und wußte genau, wie es dort herging, namentlich aber, was sich daran aussetzen ließ.

Die drei Frauen bewohnten das oberste Stockwerk in einem kleinen Mietshause, Mittelanger 18, das heute noch steht. Wenn der Messingklopfer in Bewegung gesetzt wurde, öffnete sich die eine Seite der Doppeltür zu zwei engen, steilen Holztreppen, die in die Müllersche Wohnung hinaufführten. Oben, der Treppe gegenüber, lag, von dieser nur durch eine Holzwand getrennt, die Küche und der Herd. Die Baupolizei kann damals noch nicht so streng gewesen sein; Feuergefährlicheres ließ sich kaum ausdenken. Neben der Küche nach vorn hinaus lag ein Zimmer mit einem breiten Mansardenfenster, das jedoch ein „möblierter Herr", ein junger jüdischer Kaufmann bewohnte; nach hinten schlossen sich ein Wohn- und ein Schlafzimmer an, an das sich in einem Ausbau noch eine Kleiderkammer anschloß. Dort zog ich als viertes Familienmitglied im Herbst 1851 ein, oder, wenn man will, als fünftes; denn zur Familie gehörte noch ein Wachtelhund. Im Winter teilte ich das gemeinsame Schlafzimmer, im Sommer zog ich in die Kleiderkammer, zu der einige Stufen hinabführten. Sie besaß nur ein kleines Guckfenster nach einem engen Hofe, an dem ein schmales Hintergäßchen vorbeiführte. Das war meine Welt — „dort hinter diesem Fenster verträumt' ich so manchen Traum." — Nach der ländlichen Freiheit war's ein hartes Geschick; ich litt als Kind stark an Heimweh.

Von Pferdeeinfangen und Kuhreiten war keine Rede mehr; ich hatte auch keinen Umgang mit gleichaltrigen Jungen, an deren Besuche sich die Gefahr knüpfte, daß sie mit schmutzigen Stiefeln die allzeit blank gescheuerten Dielen betreten könnten.

Die Burgschule stand im Geruch der Freisinnigkeit, Rupps Geist waltete darin, ein Bruder des Predigers gab uns deutschen Unterricht und Religionsstunden. Der Zulauf war groß. In der Quinta saßen wir 95 Schüler in ziemlich engem Raum beisammen. Mit der Schulhygiene kann es nicht zum besten bestellt gewesen sein. Ob wir viel lernten, vermag ich auch nicht zu sagen. Für den Ruf der Schule genügte es, freisinnig zu sein und den Namen Rupp im Verzeichnis ihres Lehrkörpers zu führen. Der Direktor Büttner war jedenfalls ein wohlwollender Mann. Ich war, da ich zu Hause keine „Gouvernante" gehabt hatte, vom französischen Unterricht ausgeschlossen worden. Da faßte ich mir ein Herz, lief ohne Vorwissen meiner Pflegeeltern zu ihm hin und bat ihn, mich zuzulas-

Digitized by Google

sen. Obgleich das eine Ausnahme war, gewährte er mir doch meine Bitte.

Es war die Zeit der Reaktion nach der Sturm- und Drangperiode von 1848—50. Dem Scheitern der überschwenglichen Hoffnungen auf die Erfüllung des alten nationalen Traumes war eine Zeit bitterer Verzweiflung an der Zukunft des Vaterlandes gefolgt. Der Pessimismus herrschte unter dem Eindruck des Olmützer Vertrages überall. Ich besinne mich, daß viel davon gesprochen wurde, Deutschland gehe dem Schicksal Polens entgegen. Seine Teilung unter die Nachbarmächte sei unausbleiblich. Wenn ich mich recht erinnere, war es Rupp, der uns einmal nach einer bewegten Klage über die düsteren Zustände im Vaterlande sagte: „Deutschland gleicht dem Leichnam eines Riesen, über dem die Geier kreisen, um zu erspähen, welches Stück ein jeder ihm zuerst vom Leibe reißen könnte." So lebten wir Jungen in der Vorstellung, einem sinkenden Reiche anzugehören, dessen Untergang besiegelt sei. Von Preußen wurde uns der Begriff eingeflößt, daß es ein reiner Militärstaat sei, in dem die Junker und der Korporalstock herrschten und der eine deutsche Zukunft jedenfalls nicht habe. Über den preußischen Soldaten herrschte die allgemeine Meinung, daß er wohl tapfer sei, aber ein schlimmer Gast in Feindesland. Etwas von Roheit mußte der „Soldateska" doch angedichtet werden.

Dennoch liebten wir die meisten unserer Lehrer; sie waren nicht allzu streng mit uns und Oberlehrer Wechsler, der uns die alte Geschichte in so schönen, spannenden Erzählungen vorzutragen wußte, daß wir ihm atemlos lauschten, war unser aller Liebling.

Außerhalb der Unterrichtsstunden kümmerte sich niemand um uns. In den Winkeln an der reformierten Kirche schlugen wir unsere Schlachten als „Griechen und Trojaner" oder als „Römer und Karthager". Das ersetzte die körperliche Ausbildung. Es gab keinen Turnunterricht und alljährlich ein einziges Schulfest, bei dem wir am sonnigen Landgraben entlang nach der Wilkie, einem kleinen Wäldchen mit primitivem Gasthause, pilgerten und auf den Kopf eine Semmel und einen Silbergroschen zum Topf Milch mitzubringen hatten.

So sah es damals mit der Jugendpflege aus!

Etwas Schwimmen mit zwei Binsenbündeln unter den Armen hatte ich schon zu Hause in Fabiansfelde gelernt, auch die ersten Versuche im „Pudeln" angestellt.

Es war im Frühling 1852, als ich eines Morgens einen von Tränen fast unleserlich gemachten Brief meiner Mutter erhielt, der mir unvergeßlich geblieben ist. Daß Fabiansfelde verkauft werden sollte, wußte ich; aber wir hatten alle, trotz der niedrigen Taxe, auf einen Preis von 28—30 000 Talern gehofft. So viel sollte es wert sein. Dann wären noch ein paar Tausend Taler für uns übrig geblieben. Nun aber war der Zuschlag für 18 200 Taler erteilt worden, also für die Familie alles verloren.

Was sollte aus uns werden? Wie würde sich insonderheit meine Zukunft gestalten? Natürlich wollte ich Offizier werden — aber wie? Vom Kadettenkorps war ich abgewiesen worden und guter Rat teuer. Alle Verwandten rieten hin und her. Tante Justchen, die sehr energisch zu debattieren verstand, mischte sich öfters in das Gespräch: „Offizier werden ist Unsinn! Der Junge hat doch kein Geld, und ein Offizier ohne Geld, das gibt ein glänzendes Elend! Handwerker soll er werden! Handwerk hat goldenen Boden. Ich würde ihn zu einem Böttcher in die Lehre geben, mit der Böttcherei ist heutzutage etwas zu machen." Dabei blieb es. Ich wurde also zum Handwerk bestimmt und sollte nicht mehr Finanzminister, sondern Böttchermeister werden.

Ob ich dazu Talent besessen hätte, habe ich nicht feststellen können; denn es wurde später nichts daraus.

Nach dem Zwangsverkauf von Fabiansfelde blieb meiner Mutter nur das kleine Bauerngütchen in Lawd übrig. Aus dessen freihändigem Verkauf erzielte sie einen Erlös von 800 Talern, die jetzt unser ganzes Familienvermögen ausmachten. Damit siedelte sie in das Pfarrhaus zu Jesau über, wo sie sich ein Giebelstübchen ermietet hatte. Ich blieb in Königsberg. Einförmige Jahre folgten dort für mich. In dem Alter, in dem heranwachsende Jungen eines gleichartigen und gleichaltrigen Umganges am meisten bedürfen, wurde mir dieser gerade durch die Umstände versagt.

Die drei Damen waren tagsüber unterwegs und abends meist bei der Arbeit, die durch die Kritik des Tages und der Mitmenschen gewürzt wurde. Aus ihr entnahm meine kindliche Logik, daß Müllers ganz vorzügliche Menschen sein müßten, weil doch alle andern im Vergleich zu ihnen so wenig taugten. Ich saß bei meinen Schulheften und träumte gern über meinem Atlas; denn die Geographie war meine Lieblingswissenschaft. Je enger der Kreis, in den ich gebannt blieb, desto lebendiger war meine Einbildungskraft. Sie schuf mir die Bilder von den Ländern, die ich auf der Karte studierte, und ich dachte mir Reisen aus, für die mir die beiden kleinen Zimmer mit ihren Möbeln die Stützpunkte liefern mußten. Eine Ecke am Ofen in der Wohnstube stellte Neuyork dar, eine andere Kapstadt. Kalkutta und Sidney lagen im Schlafzimmer. Mit einem roh geschnitzten Schiffchen auf Rädern, das ich hinter mir her zog, machte ich meine Reisen. Dafür bekam ich Schelte, weil eine solche Kinderei für einen so großen Jungen nicht mehr passe, ich behauptete aber, daß ich mir dabei sehr viel dächte.

Gern lief ich auch zum Hafen hinunter, um dem Treiben auf den Schiffen zuzusehen, zumal wenn bei hohem Wasserstande ein größerer Seedampfer eingelaufen war. Der Gedanke kam mir oft, mich dort zu verstecken

Digitized by Google

und heimlich in die weite Welt zu fahren; aber die Erinnerung an meine einsame Mutter hielt mich fest. Meine Wege waren übrigens auch leicht zu bewachen, da sie nur zwischen Schule und Wohnung lagen. Viel fortbleiben durfte ich nicht. Um mir etwas Freiheit zu gewinnen, mußte die List helfen. In Königsberg brannte es damals häufig, was bei der Bauart der Häuser wahrlich kein Wunder war. Nachrichten aber, wo das Feuer gewesen sei, wurden von meinen drei Pflegemüttern stets willkommen geheißen und sicherten mir Amnestie für längere Abwesenheit. So erfand ich denn gelegentlich auch Feuersbrünste in entlegenen Stadtteilen, ging aber doch mit meinen Brandstiftungen im ganzen so sparsam um, daß ich nicht abgefaßt wurde.

Vom Spiel mit anderen Kindern weiß ich nicht viel zu berichten. Ich kam selten dazu. Die Ferien brachte ich eine Zeitlang noch in Fabiansfelde zu, wo mein Onkel als Verwalter wohnen blieb. Dann nahm auch dies ein Ende. Meßelhäusers zogen nach Königsberg; aber der weißgescheuerten Dielen halber schränkte der Verkehr mit ihnen sich sehr ein.

Zwei denkwürdige Ereignisse sind mir im Gedächtnis geblieben: die Einführung der Gasbeleuchtung und die Eröffnung der Ostbahn bis Königsberg. Die erste durfte ich vom Turm des durch Wicherts Roman bekannt gewordenen grünen Tores bewundern, wo Verwandte wohnten. Es war ein feierlicher, spannungsvoller Gang dorthin und noch mehr Eindruck machte es, als nach dem Dunkelwerden in der Vorstadtstraße, die man vom Turmfenster aus der Länge nach übersehen konnte, die Laternen zu beiden Seiten mit ungeahnter Schnelligkeit aufflammten.

Zur Ankunft des ersten Zuges von Berlin waren wir hinausgepilgert und sahen erwartungsvoll die Schienen entlang. Wenn der Zug am Horizont auftauche, dann sei es schon bedenklich, über die Schienen zu springen, so schnell sei er da, meinten die Sachverständigen. Als er dann schließlich kam, war es nicht so gefährlich; aber das Staunen über die Fahrtgeschwindigkeit, die damals vielleicht 20 Kilometer in der Stunde betragen haben mag, war doch sehr groß. Damals hätte niemand geglaubt, daß die Errungenschaften der Technik noch weiter gehen könnten.

Als drittes Ereignis könnte ich eine Krankheit erwähnen. Ich verfiel — es muß 1853 gewesen sein — einem ziemlich heftigen gastrisch-nervösen Fieber und lag lange zu Bett. Obwohl ich ein schwächliches Kind war, hatte mir der Arzt Blutegel setzen und ziemlich viel Blut entziehen lassen. Das war damals das Allheilmittel, in meinem Falle aber wohl wenig angebracht. Doch überstand ich schließlich nicht nur die Krankheit, sondern auch die an mir angestellten Heilungsversuche. Dann wurde ich zur Erholung zu meiner Mutter aufs Land geschickt und teilte deren Giebelstübchen. Es ging sehr einfach, heute würde man sagen „armselig" im Pfarrhause zu Jesau her. Doch ist mir die Erinnerung an jene Zeit die sonnigste aus jenen Jugendjahren geblieben, ein Beweis, daß materielles Wohlergehen zum Glück des Kindes nicht gehört. Ich sollte nicht lernen, was sonst zugleich meine Zerstreuung war, sondern mich viel im Freien tummeln und durfte tun und lassen, was ich wollte. Gerade zur Zeit des erwachenden Frühlings kam ich hinaus. Die Sonne schien hell, Gräser und Laub begannen zu sprießen. Der Garten hinter dem Hause, der Stall mit einem Pferde und einer Kuh darin, ein kleiner Roßgarten mit einem Teich und einigen Bäumen — das war mein Paradies der Freiheit. So gut habe ich es kaum jemals im Leben wieder gehabt.

Dieser Zeit muß ich heute, da ich kürzlich begonnen habe, den Rest meiner Kräfte der Pflege und Ertüchtigung der Jugend zu widmen, oft gedenken. So können Kindheitserinnerungen im Alter nutzbar werden. Nichts ist so wirksam für die Erfrischung der früh im gewerblichen Leben überanstrengten Kräfte, als ein zusammenhängender Urlaub, sei er auch nur von kurzer Dauer. Acht bis zehn Tage tun schon viel. Das haben uns Professor Kaubs maßgebende Forschungen gelehrt. Eine solche Zeit kann selbst der im harten Wettbewerb stehende Kaufmann oder Handwerksmeister für seine jungen Arbeitskräfte einmal im Jahre frei machen, wenn rechtzeitig daran gedacht wird und ein tüchtiger Jugendpfleger es nicht an Mahnungen fehlen läßt. Der Jungdeutschlandbund und seine Vertrauensmänner wirken heute sämtlich dafür.

In jener Zeit lernte ich die Söhne des Dr. Bender, des bekannten fortschrittlichen Abgeordneten auf dem nahen Gute Katharinenhof kennen, von denen der jüngste, Georg, später langjähriger Oberbürgermeister von Breslau gewesen ist. Sie waren tüchtige, abgehärtete Jungen, gute Turner und Schwimmer, die ich oft mit stillem Neide bewunderte. Ich konnte vielfach nicht mittun, und das kostete kindliche Tränen im Gefühl der Schwäche. Ich hatte auch immer nur die Mahnung gehört, viel zu lernen, niemals davon, daß ich meine Kräfte stärken, meine Sinne schärfen und meine Wagehalsigkeit erproben sollte. Frühzeitige Kurzsichtigkeit kam hinzu. Alles zusammen hat mich mehr als gut war zum Absondern und Beiseitestehen getrieben.

Unerwartet nahm mein Schicksal indessen eine Wendung. Jener Brief des „Herrn Kapitän" an meine in Berlin lebende Tante, dessen ich gedacht habe, führte sie herbei. Er war dem Vormund ihrer Kinder, Kuno Freiherrn von der Goltz, gezeigt worden, der damals als Hauptmann und Kompagniechef bei dem Kaiser Alexander Garde-Grenadier-Regiment stand. Er ist später als General durch seinen entschlossenen Angriff auf die französische Nachhut bei Colombey-Nouilly am 14. August 1870 sowie durch seine Teilnahme an dem Feldzug Werders gegen Bourbaki

Digitized by Google

bekannt geworden. Er nahm sich meiner an und setzte meine Aufnahme in das Kadettenkorps durch, obwohl mein Vater bei meiner Geburt nicht mehr aktiver Offizier gewesen war, ich also kein Anrecht darauf besaß.

So erhielt ich denn unerwartet, als ich elf Jahre alt geworden war, meine Einberufung nach Kulm für den 1. Mai 1855.

Unter den Nachklängen des Freiheitsrausches von 1848 erfreute sich die Kadettenerziehung, ganz zu Unrecht, keiner großen Beliebtheit. Nach vielen Jahren erzählte mir der General von Wartenberg, der langjährige Kommandeur des Korps, daß damals Eltern, die ihre Knaben dorthin brachten, meist mit einer Entschuldigungsrede begonnen hätten, in der die geringe Höhe der Militärpensionen den Rechtfertigungsgrund abgab.

Im Einberufungsbefehl standen auch die wissenschaftlichen Bedingungen. Danach fehlte mir, zumal im Französischen, Nachhilfe. Wieder war guter Rat teuer. Privatunterricht konnte für mich nicht bezahlt werden. Da erschien als Helfer der einzige Schulfreund, der mir näher stand, Waldemar Gotzhein. Er vermittelte, daß sein Bruder, der als Offizier in Königsberg stand, mir Nachhilfestunden gab. Dank derselben bestand ich denn auch die Aufnahmeprüfung. Ich kam sogar gleich nach Quinta, nicht in die Sexta, wohin ich meinem Alter noch gehört hätte.

Aus der Böttcherei war also nichts geworden. Tante Justchen schüttelte den Kopf: „Ein Offizier ohne Geld — das gibt nichts ab."

Kadettenkorps

Zum Abschied kam meine Mutter nach Königsberg. Sie begleitete mich sogar nach Elbing, in dessen Nähe sie Bekannte besuchen wollte. Unter Tränen, Segenswünschen und guten Lehren entließ sie mich ins Leben.

Der Ostbahn fehlten damals noch die Brükken über die Oder und Nogat. Man wurde auf Fähren über die Ströme gesetzt, während durch das Marienburger Werder der Postwagen rollte. Ende April 1855 waren Hochwasser und verspätetes Eistreiben eingetreten. Das Übersetzen sollte deshalb gefährdet sein. Es damit zu versuchen, wenn nicht alles ganz in Ordnung sei, hatte meine Mutter mir streng verboten. In Marienburg wurden wir nun wirklich mit der Nachricht empfangen, daß der Fährbetrieb unterbrochen und es noch unbestimmt sei, wann er wieder aufgenommen werden würde.

Die Reisenden eilten, um die wenigen kleinen Gasthöfe des Städtchens mit Beschlag zu belegen. Ich stand mit der Reisetasche in der Hand auf dem Bahnsteig — und hatte dazu noch einen Schutzbefohlenen, den später im Ruhestande in Königsberg lebenden Major von Rehbinder, der ein halbes Jahr jünger war als ich und den ich bewachen sollte. Mir war gesagt worden, er sei stets zu tollen Streichen aufgelegt, ich müsse daher gut auf ihn aufpassen. Diesem Ruf machte er auch sofort alle Ehre. Im Wartesaal, wohin wir uns begaben, traf er einen Koch mit weißer Schürze und hoher weißer Kopfbedeckung. So etwas hatte er noch nie gesehen. Daher fing er sofort an, den Mann zu necken und zu verhöhnen. Beinahe wären wir deshalb an die frische Luft gesetzt worden, und nur gegen das bündige Versprechen manierlichen Betragens wurde uns erlaubt, im Wartesaal zu bleiben.

Nun ging es an den weiteren Reiseplan. Rehbinder hatte einen, ich zwei Taler in der Tasche, die mir Tante Klein geschenkt hatte. Wenn wir nun mit diesen Mitteln in einen Gasthof gingen und die Weichsel mit ihrem Eistreiben kein Einsehen hatte, so war abzusehen, daß der Kassensturz bald eintreten würde. Jedoch hatten wir einen Freipaß für alle königlichen Postanstalten in der Tasche. Kulm liegt bekanntlich auf dem rechten Weichselufer, Marienburg aber auch — was scherte uns da Weichsel und Eisgang. Wir waren mit unserem Entschluß, auf dem Landwege nach Kulm zu gelangen, sehr schnell fertig.

Die Post ging auch bald ab. Wir beiden Jungen waren die einzigen Passagiere. Wie die großen Herren auf dem Rücksitz, drei Taler in der Tasche, der blasende Schwager auf dem Bock, so fuhren wir ab. Hochherrschaftlicher konnte man sich den Einzug in das selbständige Dasein gar nicht denken. Abends waren wir in Marienwerder und stiegen in der „Stadt Magdeburg" ab, einem einstöckigen Häuschen, das noch sehr wenig Ähnlichkeit mit unseren heutigen Hotelpalästen hatte. Als ich 1872 als Führer einer Vermessungsabteilung des Großen Generalstabes wieder einmal nach Marienwerder kam, stand es noch unverändert da. Ein behäbiger Wirt nahm uns freundlich auf. Die Preise entsprachen gleichfalls den heutigen noch nicht. Wir hatten ein jeder am folgenden Morgen für das Übernachten 25 Pfennige zu zahlen!

Die Weiterfahrt ging in Gesellschaft vonstatten. Dabei müssen wir gehörig schwadroniert haben; denn unsere Mitreisenden erklärten, wir würden ganz gewiß einmal ein paar tüchtige „Freigeister" werden.

Es war schon dunkel, als die Postkutsche durch ein hohes, düsteres Tor in die holprigen Gassen von Kulm einfuhr und bald vor dem Posthause hielt. Auf unsere Frage nach der Kadettenanstalt brachte uns ein mitleidiger Postbeamter selber dorthin. Wir zogen an der Hausglocke. Ein langsam heranschlurfender Türhüter ließ sich hören. Er schloß auf, und ein matt beleuchtetes Portal mit zwei Treppen und zwei langen dunklen Fluren rechts und links lag vor uns. Der altertümliche Bau, ehedem eine polnische Starostenresidenz, kam bei der ersten Teilung Polens mit dem Weichsellande an Preußen, wurde Kadettenanstalt und diente, als er diese Rolle ausgespielt hatte, noch lange als Jägerkaserne.

Mit dem Eintritt wurden wir getrennt. Rehbinder wurde der ersten, ich der zweiten Kompagnie zugeteilt. Das gab das erste Gefühl von Bangigkeit. Er blieb unten. Ich

Digitized by Google

wurde eine Treppe hoch in den am Ende des langen Flures gelegenen Schlafsaal geführt. Alles lag schon in tiefster Ruhe. Niemand war bei dem matten Schein einiger Öllampen zu erkennen. Der Türhüter wies mir ein Bett an und bald schlief ich fest wie die 80 oder 90 anderen. Als ich am nächsten Morgen durch ein Trommelsignal erwachte, reckte sich im Nachbarbett gerade mein Bruder empor, der dem Korps schon ein Jahr früher einverleibt worden war. Die militärische Laufbahn begann, in die er meine Einführung übernahm. Die Eintrittsprüfung bestand ich leicht. Viel wurde nicht verlangt, und verlegen war ich bei Fragen nicht.

Schwerer fiel mir die völlige Änderung der Lebensweise. Man wurde als Kadett mit einem Schlage erwachsen. Der männliche Ernst begann. Von Kinderspiel, von dem ich allerdings auch früher wenig genossen, war keine Rede mehr. Spielzeug wurde nicht mehr geduldet. Einmal habe ich noch mit einem Neuling, der eine ganze Armee von Bleisoldaten mitgebracht hatte, sie aber sorgfältig verborgen hielt, heimlich gespielt. Dann wagten wir es nicht mehr. Wir wären zu arg geneckt worden. Strenger als die Vorgesetzten waren die Kameradschaft, die Gebräuche und die Klassenabstufung. Diese erstreckte sich sogar auf die geistige Tätigkeit. Der neu eintretende Kadett hieß „Frischling" und hatte nur das Recht zu „instinktieren". Nach einem Jahr wurde er „Schnappsack" und durfte bereits „argwöhnen". Erst im dritten Jahre erlangte er mit dem Titel „alter Kadett" das Recht zu „denken". Wer sich das vorher erlaubte, der mußte einer Backpfeife und der Worte: „Frechdachs, weißt du nicht, daß du noch gar nicht zu denken hast," gewärtig sein. Nach den alten Kadetten kamen in der Rangordnung die „Halbgötter". Das waren die Tertianer, welche die Stellen des Kompagnieführers und der Stubenältesten einnahmen. Um es darüber hinaus zum „bemoosten Haupt" zu bringen, mußte man mindestens in einer der zur Tertia hinauf führenden Klassen ein zweites Jahr „kleben" geblieben sein.

Verwöhnten Muttersöhnchen mag die Zucht im Kadettenkorps etwas spanisch vorgekommen sein. Der hohe Porzellanbecher mit Mehlsuppe am Morgen und die „Bulke", ein innen meist etwas feuchtes Brötchen, dessen Rinde gute Zähne verlangte, waren nicht auf anspruchsvolle Gaumen berechnet. Heute würde man gar hygienische Bedenken gegen sie tragen. Ich aber war nicht verwöhnt und fand sie bald vortrefflich. Das Brot in die Mehlsuppe gestampft und gehörig gerührt, gab einen ausgezeichneten „Pams", zumal wenn man sich von der vorherigen Abendmahlzeit ein Stückchen Butter dazu hatte aufheben können.

Die Ernährung war, glaube ich, wirklich nicht glänzend; denn der Staat war arm und der für unsere Verpflegung ausgeworfene Satz daher recht gering. „Ökonom" wurde der älteste Feldwebel des Korps, der bis dahin eine der beiden Kompagniekammern mit der Bekleidung verwaltet hatte. Es war die Belohnung für lange treue Dienste und sollte ihm Gelegenheit geben, an dem knapp bemessenen Preise noch so viel zu verdienen, daß er sich nach einer Reihe von Jahren zur Ruhe setzen konnte. Mit kulinarischen Genüssen war es daher, wie leicht begreiflich, für uns Kadetten übel bestellt. Gegen einige Speisen wehrte sich unser Ehrgefühl. Niemand rührte den Erbsenbrei mit darüber gegossenem Fett oder die „Hammelzabbern" an, die es an einem gewissen Wochentage gab. Die Parole zum Hungerstreik wurde gewissenhaft befolgt. Unsere Vorgesetzten dachten verständigerweise nicht an Zwangsernährung. Sie ließen uns gewähren und meinten wohl, daß der Hunger der beste Koch sei. Er bekam uns auch ganz gut. Mit wenigen Ausnahmen sahen wir frisch und gesund aus und liefen mit dicken Backen umher.

Mit dem Ehrenkodex sah es eigentümlich aus. Er war da und man wußte nicht, woher er kam. Er regelte alle Kleinigkeiten unseres täglichen Lebens. Offiziere und Lehrer waren machtlos gegen ihn, so oft auch gegen seine Auswüchse eingeschritten wurde. Manche seiner Gebote wurden zur Lebensgewohnheit, die sich bis ins Mannes- und Greisenalter hinein erhielt. Ein Verdammungsurteil der Gemeinschaft war gefürchteter als die härteste Strafe. Wer nach einem frechen Streich in die vierte oder fünfte Sittenklasse versetzt wurde, also mit keinem anderen Kadetten sprechen durfte, konnte sich oft mit der Beliebtheit bei seinen Kameraden trösten. Wer aber von diesen verfemt wurde, war weit übler dran; denn jeder ging ihm freiwillig aus dem Wege und die Überwachung war eine weit schwierigere. Die ganze Macht des Standesgefühls, das als höchste Instanz über Ehre und Unehre, Achtung und Verachtung entscheidet, tat sich darin kund. Alles andere ließ sich eher ertragen, als die Ablehnung durch die in gleichen Verhältnissen lebende Gemeinschaft. Selbst des Himmels schärfste Androhungen vermochten nichts dagegen. Wir hielten es mit Moritz Graf Strachwitz, der allen Zweikampfverboten sein Dichterwort entgegenhielt:

„Fürs scharfe Wort den scharfen Stahl,
Und gält' es Fluch und Höllenqual."

Ein Beispiel davon wird mir zeitlebens in Erinnerung bleiben. Am meisten verachtet und aller Kadettenehre bar wurde der angesehen, der es nicht mit uns andern, sondern mit Lehrern und Vorgesetzten hielt, sich deren Gunst zu erschleichen wußte, lieb Kind machte oder gar der Angeberei verdächtig wurde — der „Schuster".

Nun war damals ein Kadett von Wedel im Korps, ein prächtiger, frischer, bei allen beliebter Junge. Auf ihn paßte so recht das Bild von Heines Pagen: „Blond war sein Haar, leicht war sein Sinn," wenn er auch

Digitized by Google

nicht die Schleppe einer schönen Königin trug. Dieser Wedel war nun im Unterricht jederzeit zum größten Unfug aufgelegt. Einmal in der Religionsstunde, als sein lästiges Treiben gar nicht aufhörte, riß unserem Pastor endlich die Geduld. Er fuhr vom Katheder herab auf ihn los: „Sind Sie denn gar nicht um Ihr Seelenheil besorgt, Sie loser Bube?" Der sah ihn verdutzt an — an sein Seelenheil hatte er wohl tatsächlich noch niemals gedacht. „Sie wollen wohl überhaupt nicht in den Himmel kommen?"

„Ach nein, Herr Pfarrer, das möchte ich wirklich nicht." Sprachloses Entsetzen! Endlich fragte der wackere Gottesmann: „Aber warum denn nicht?" — und nun kam die Erklärung. „Herr Pfarrer, es steht doch in der Bibel: viele sind berufen, aber wenige sind auserkoren. Wenn ich nun in den Himmel komme und alle andern schmachten in der Hölle, dann zeigen sie bloß mit dem Finger auf mich und sagen: ‚Seht, da sitzt der Schuster!'"

Das war ganz in Strachwitz' Sinn: eher Fluch und Höllenqual, als für einen „Schuster" gelten.

Das Wort hatte übrigens noch eine andere Bedeutung, die Zivillehrer hießen bei uns so. Jedem neu ankommenden Schuster wurde natürlich auf den Zahn gefühlt, wieviel er sich wohl gefallen lassen werde. Hatten wir da einmal einen neuen Lehrer, einen strammen, hochgewachsenen Kandidaten phil. oder theol., bekommen, der mußte erprobt werden. Ein paar anschlägige Köpfe waren auf den Gedanken gekommen, daß wir uns in der ersten Lehrstunde bei Beginn des Unterrichts alle einen Pechdraht über die Schulter hängen und in gebückter Haltung mit den Händen nach rechts und links fahren sollten, wie der Schuster tut, wenn er Stiefel näht. So geschah es denn auch. Aber da sprang der Kandidat auf, schlug mit der Faust krachend auf sein Pult und rief uns zu: „Ich weiß sehr wohl, daß ich für euch ein ‚Schuster' bin. Nun gut, wenn ich das bin, dann werde ich euch zeigen, daß ich das Rinds- und Kalbleder, das man mir anvertraut hat, gehörig zu klopfen und zu gerben verstehe. Weg mit dem Unsinn!" Der Mann hatte gewonnenes Spiel. Beschämt schoben wir unsere Pechdrähte in die Tasche, und zumal er den Vorgang nicht an die große Glocke brachte, hatte er unsere höchste Achtung gewonnen.

Übler ging es einem anderen Lehrer, Doktor Püttmann. Er hieß mit Spitznamen „Pöfft". Kaum hatte er auf dem Katheder zu sprechen begonnen, als es hinten in der Klasse ertönte: „Pst — Pöfft singt." Dann fuhr er erbost auf, wollte durchaus wissen, wer das gesagt hatte, bekam es nie heraus, beruhigte sich endlich und setzte sich wieder. Kaum begann er seinen Vortrag von neuem, da erscholl eine Stimme aus den letzten Bänken: „Pst — Pöffts Binde ist entzwei." Es gab einen ganzen Kanon ähnlicher geistreicher Rufe, die den armen „Pöfft" so zur Verzweiflung brachten, daß er sein Lehramt niederlegte.

Ernstes männliches Auftreten tat es uns immer an. Für Energie waren wir stets empfänglich, selbst wenn sie gelegentlich einmal über das Ziel hinausschoß.

Unser Ehrenkodex aber, so wunderlich und altväterisch er der heutigen weicheren Zeit wohl erscheinen möchte, hatte, bei Lichte besehen, doch seine vortrefflichen Seiten. Er trug mehr zu unserer Erziehung bei, als die meisten Mahnungen unserer Lehrer und Erzieher. Er war auf Reinheit des Leibes und der Seele gerichtet, auf Offenheit und Wahrheit des Betragens. Er verpönte alle Feigheit und Verstecktheit, Lüge und Hinterlist, den Mangel an Mut und die Selbstsucht, Verrat und Angeberei. Auch die Selbstzucht kam nicht zu kurz. Unempfindlichkeit gegen körperlichen Schmerz wurde hoch geachtet. Es gab noch gar manchen unter uns, der die Indianerprobe glänzend bestand, nämlich sich einen Tropfen heißen Siegellacks in die Handfläche träufeln zu lassen, ohne mit der Wimper zu zucken.

Gegen diese Ausschreitungen des Jugendmutes ist man später viel zu eifrig und streng eingeschritten. Es ist leichter, viel leichter, die Sitten zu mildern und die Gewohnheiten bequemer zu machen, als harten, tüchtigen Sinn wieder zu wecken, wenn er einmal erloschen ist. Uns galt noch jede Verweichlichung für etwas Unwürdiges. Auch der Schwächere durfte keinen Schimpf dulden. Er mußte seinen Beleidiger zum regelrechten Faustkampf fordern, der immer vor Zeugen und Schiedsrichtern nach bestimmten Regeln ausgefochten wurde, die alles Unfaire verbannten. Auch wer unterlag, war gerechtfertigt, wenn er nur unerschrockenen Mut bewiesen hatte. Gegen den Mißbrauch der Überlegenheit gab es dabei Gesetze, nach denen die Schiedsrichter einschritten.

Man sage, was man wolle — die Jugend erzieht sich am besten selbst, nur muß das Alter ihr die rechten Ziele zeigen. Wir sollten tüchtige Soldaten werden, und wir bereiteten uns darauf vor nach unserer eigenen Methode. Es mag nicht immer ohne gelegentliche Roheit und Übertreibung abgegangen sein, aber der Untergrund blieb ein guter. Die Kadetten von damals waren die Leutnants und jungen Hauptleute von 1864, 1866 und 1870/71. Sie haben sich wahrlich keinen geringen Anteil am Ruhm Deutschlands erworben.

Äußerlichkeiten oder Modefaxen spielten bei uns keine Rolle. Wir legten auf Feinheit nicht den geringsten Wert und sahen es als Ehre an, daß man uns in Berlin, wo die Zöglinge aller Voranstalten in der Haupt-Kadettenanstalt zusammenkamen, unserer wenig verbindlichen Manieren wegen, die „Bären" nannte, während die Potsdamer die „Pomadenhengste" hießen.

Es ist keine Frage, daß im Leben des Kadettenkorps ein kräftiger, männlicher Zug

Digitized by Google

wehte, der nichts Schwächliches, Faules und Heuchlerisches duldete, und er hat viel Segen gestiftet. Der Tüchtige kam, auch wenn er einmal über die Stränge schlug, doch zur Geltung und wurde anerkannt.

An Abhärtung des Körpers fehlte es nicht. Wie es heute Sportmode geworden ist, so waren wir im Freien stets ohne Mütze, selbst wenn wir aus dem geheizten Zimmer kamen und der Wärmemesser zwanzig Grad unter Null anzeigte, was in Ostelbien durchaus keine Seltenheit ist. Der Mantel war nur für Reisen und feierliche Gelegenheiten da, und wurde, wenn es sehr kalt war, durch beschleunigte Gangart ersetzt. So mußte der meist schon recht fadenscheinige Waffenrock, der nicht mehr viel Wolle auf sich hatte, ausreichen. Oft gefror das Wasser in den Waschschüsseln, denn der Schlafraum war nicht heizbar. Es mußte am Morgen aufgeschlagen werden und dann schwammen die Eisstückchen lustig im Waschwasser herum. Trotzdem hielten die Kameraden untereinander streng darauf, daß der ganze Oberkörper bis zum Gürtel tüchtig gewaschen wurde. Das war eine ziemlich harte Gesundheitsprobe. Wind und Wetter schenkten wir keine Beachtung. Dennoch waren wir alle frisch und wohlauf.

Man meint heute vielfach, daß die harten Erziehungsmethoden jener Zeit viele Opfer gefordert hätten. Das mag für das Säuglingsalter und die ersten Kinderjahre zutreffen, aber nicht für die spätere Zeit. In den Jahren von 1855—61, die ich in den Kadettenanstalten von Kulm und Berlin zubrachte, starben im ganzen nur drei Kadetten, darunter zu unserem Leidwesen auch Wedel, der durchaus nicht hatte in den Himmel kommen wollen.

Weniger gut war es mit dem wissenschaftlichen Unterricht bestellt. Er wurde vielfach von hierzu kommandierten Offizieren erteilt, die jeder besonderen Vorbildung entbehrten und oft erst selbst lernen mußten, was sie uns beibringen sollten. Nicht pädagogische Talente waren für die Auswahl der militärischen Lehrer maßgebend, sondern der Gesichtspunkt, daß schonungsbedürftige Offiziere Gelegenheit haben sollten, sich ein paar Jahre auszuruhen. Am meisten achteten wir die Lehrer, bei denen „man was lernte", d. h. solche, die bestimmte Forderungen stellten und mit Strenge darauf hielten, daß der aufgegebene Abschnitt fest im Kopfe saß. Ob ihre Methoden philologisch unanfechtbar waren, kümmerte uns freilich wenig. Wir arbeiteten noch für Zensur, Versetzung und Prüfung. Der unmittelbare Nutzen wirkte als Treibmittel.

Deutsch, Lateinisch, Französisch und Mathematik waren die Hauptfächer. Dann folgten Geographie und Geschichte. Sie wurden minder bewertet, weil man darunter nur ein Auswendiglernen von Namen und Zahlen verstand. An letzter Stelle standen Schreiben und Zeichnen. Der Religionsunterricht, der vom Anstaltsgeistlichen erteilt wurde, nahm eine besondere Stellung ein. Die Beurteilung war ganz mechanisch. Es gab für alle Fächer Nummern von 1—9, d. h. von schlecht bis vorzüglich. Sie wurden in ihren Abstufungen mit 5, 3 und 1 vervielfältigt und dann die Gesamtsumme gezogen. Danach teilten sich die Zensuren in I, II und III, mit denen man versetzt wurde, sowie IV und V, mit denen man sitzen blieb.

Sehr groß mögen unsere Leistungen nicht gewesen sein. Das galt zumal von den Sprachen. Ich entsinne mich, daß das eine in der Fähnrichsprüfung von 1860 für den deutschen Aufsatz zur Wahl gestellte Thema: „Si vis pacem para bellum", von den meisten Bearbeitern einfach mit: „wenn du den Frieden willst, vermeide den Krieg" übersetzt wurde. Das schien ihnen ganz folgerichtig und hat ja auch die Meinung unserer heutigen Friedensapostel für sich.

Das Französisch, das wir lernten, war echtes Kulmer Gewächs. Es wäre auf den Boulevards von Paris wohl für Kalmückisch gehalten worden. Um ihm ein wenig aufzuhelfen, wurde unserem Lehrer eines Tages eine Beihilfe von hundert Talern gewährt, damit er während der großen Ferien seine Aussprache in der französischen Hauptstadt verbessern könnte. Das Ergebnis war aber höchst betrübend. Der Pegelstand seiner Reisekasse hatte nämlich den Lehrer gezwungen, Unterkommen und Verkehr im billigsten Teile das Quartier latin zu suchen. Dort hatte er aufmerksam gelauscht, wie man wohl echt pariserisch ausspräche, und als er wiederkehrte, mußten wir danach umlernen. Statt des klangvolleren „moussieu" hatten wir jetzt „m'sjö" herauszustoßen, ganz wie ein atemloser Kellner in einem überfüllten Café. Es muß drollig gewesen sein, wenn die ganze Klasse das gleichzeitig und unzählige Male hintereinander üben mußte — als ob plötzlich eine Schnupfenepidemie ausgebrochen sei, oder ein Spaßvogel eine Schachtel „Schneeberger" mitgebracht und deren Inhalt verteilt habe. Eh bien hatten wir wie eh ben auszusprechen. Als wir dann bei der ersten Prüfung in Berlin an einen Nationalfranzosen von feiner Bildung, Professor Parisselle, gerieten und vor ihm unser feines Pariser Französisch glänzen ließen, fragte er ganz erschrocken: „Bei welchem garçon d'hôtel haben Sie Ihren Unterricht genossen?" Dennoch hielten wir unseren, derart zum Oberkellner degradierten Kulmer Lehrer in gutem Andenken, obwohl er uns die unregelmäßigen Verben mitunter in recht temperamentvoller Weise eingepaukt hatte.

Große Gelehrsamkeit galt für einen Kadetten auch in den Augen seiner Vorgesetzten für einen Luxus. Der treffliche General von Wartenberg sträubte sich sogar mit Händen und Füßen gegen die Einführung der Abiturientenprüfung in das Kadettenkorps. „Wir haben viele brave Jungens auf dem Lande, die einmal vorzügliche Husarenoffiziere abgeben werden, aber niemals einen Abiturienten," pflegte er zu sagen ....

Digitized by Google

Hier bricht die Niederschrift der Lebenserinnerungen des Feldmarschalls ab. Was ihn veranlaßte, die Feder aus der Hand zu legen, ist nicht bekannt. War es irgendeine der gewöhnlichen Störungen des alltäglichen Lebens? War es der Pistolenschuß von Serajewo? Wahrscheinlich ist das letztere; denn erst im Frühjahr 1914 hatte der Feldmarschall begonnen, sich an diese, seine letzte literarische Arbeit zu machen, und wenn er dann später nicht mehr dazu kam, sie fortzusetzen, so lag der Grund dafür darin, daß sein Geist mit anderen, größeren Dingen beschäftigt war. Ernste Sorge um die Zukunft des Vaterlandes beschäftigte ihn, und während man in Deutschland, verwöhnt durch den reißenden Verlauf der letzten glücklichen Kriege, allgemein von einem schnellen Siege träumte, sprach er im Familienkreise das Wort:

„Kinder, täuscht euch nicht. Das wird ein sehr langer, sehr schwerer Krieg, und ich sehe nicht, wie wir mit Rußland und England zum Frieden kommen sollen. Nur eins ist mir klar: unsere gänzliche Wiederverarmung."

Das waren prophetische Worte, welche zeigen, daß wohl niemand die ungeheure Größe der Deutschland gestellten Aufgabe klarer durchschaute als er. Sein Herzenswunsch, an ihrer Lösung in der Eigenschaft als Heerführer mitzuarbeiten, ging nicht in Erfüllung. Es galt als Regel, daß Siebzigjährige nicht mehr in der Front verwendet werden sollten, obwohl doch gerade die beiden, nächst Friedrich dem Großen bedeutendsten Feldherren der preußischen Kriegsgeschichte, Blücher und Moltke, in diesem Alter standen, als sie ihre größten Ruhmestaten vollbrachten. Freilich hätte Colmar Freiherr von der Goltz als Generalgouverneur von Belgien in Brüssel Hof halten können wie ein König. Aber das lag seiner einfachen Soldatennatur nicht. Gern vertauschte er darum den glänzenden Posten mit dem Truppenzelt im mesopotamischen Wüstensande. „Was mir die Heimat hartnäckig verweigert, das hat mir am Ende die Fremde gegeben. Ich werde ihr ewig dankbar dafür sein," schrieb er damals in sein Tagebuch.

Was er dann an der Spitze einer kaum 10 000 Mann starken türkischen Schar gegen weit überlegene englische Kräfte unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen geleistet hat, gehört der Geschichte an. Kut-el-Amara war sein Werk. Am 19. April 1916 starb er zu Bagdad am Flecktyphus, den er sich beim Besuch seiner verwundeten und kranken Soldaten zugezogen hatte.

Die Weihe der Christnacht. Von Hanns Johst

Fast wie verstohlen nahen wir dem Fest,
Das uns ersteht mit alten Melodien,
Das uns, die wir nach neuen Sternen ziehen,
Doch nicht aus der Erinnerung läßt.

Wir fanden, Toren die wir sind und Weise,
Die Krippe nicht und nicht den Dienst im Stall.
Wir fußen auf dem Nichts und trachten nach dem All.
Wir strebten zu und drehten uns im Kreise.

Und jedes Jahr, an seiner schwersten Stelle,
Wenn wir ganz Ohnmacht sind und hoffnungslos,
Da lächelt süß in wunderbarer Helle
Ein Kind auf einem Mutterschoß.

Und jedes Jahr trifft uns der Glanz beglückter.
Der Glanz der Kindheit, die da ewig währt.
Ihr Trost trifft jährlich uns verzückter,
Weil die Vergänglichkeit in ihr verklärt.

Wir mühten uns im dunklen Kreis des Blutes,
Doch jedes Jahr in seiner letzten Nacht
Erscheint das Kind. Im Mutterschoße ruht es
Und lächelt leis und alles ist vollbracht!

Wir stehn bestürzt, beschämt und wissen nie,
Warum wir weinen und uns doch beschenken.
Verloren ging die Trübsal und das Denken,
Und alles Dasein wurde Melodie ...

Wir taten nichts als nur im Dunkeln gehen.
Wir fanden nichts als uns und unsre Stunden,
Doch jährlich ist das Wunder neu geschehen:
Das Kind hat seinen Weg zu uns gefunden!

Digitized by Google

Grüße aus einer stillen Zeit

Von Karl Hobrecker

Biedermeier! Ein Hauch lavendelduftender Gemütlichkeit im kleinen Zimmer, Musik des singenden Wasserkessels, Posthornklang und Trab vor den dünn verglasten, sechsfach geteilten Fensterscheiben. Polierte Birnbaumschränke, weiße Sofanägel, gehäkelte Deckchen — blitzblanke Sauberkeit überall. Schön bemalte Lithographien an den vier Wänden, und da, neben dem schwarzgewichsten Eisenofen, ein Kränzlein von Papierblumen unter Glas und Rahmen. In schmaler Goldleiste leuchtet es auf, grün und rot, vergißmeinnichtblau und orange, inmitten ein seelenvoller Spruch.

„Trübt sich deines Lebens Himmel,
Sey er bald von Wolken frei,
Und die Sonne reiner Wonne
Strahle heller dir auf's Neu!
Ich gratulire!“

Gegenüber dem Sorgenstuhle mit den behäbigen Seitenlehnen hängt das Liebeszeichen, recht so, um dem Auge ein Ausruhen zu gönnen. Wie oft mag der Blick des also schwungvoll Gefeierten auf dem Blättchen geruht haben! — Heute ist's seiner Bestimmung entrückt und verblaßt. Die Vergoldung geschwärzt — es ist Museumsware geworden, und nicht einmal eine nach Gebühr gewürdigte Rarität. Enkel und Urenkel des einstigen Besitzers, der so glücklich darüber war, haben die Erinnerung an den Geber, und, schlimmer noch, den Sinn für altmodische Poesie verloren. Beim Umzug wanderte das Andenken in den Trödlerladen.

Da findet man gelegentlich solch ein verstaubtes Ding aus Urväter Hausrat, und wenn man's findet, ist der alte Glanz davon gewichen. Wie am Schmetterlingsflügel gerade der zarteste Staub die lebhafteste Farbenwirkung hervorruft, so verleiht den bunten Wunschblättern nur die unberührte Frische besonderen Reiz. Ist die strahlende Heiterkeit ihrer ursprünglichen Erscheinung dahin, so sind sie verwelkt. Den Tod der Kinder Floras sterben auch die Papierblumen.

Aber herrlich wie am ersten Tage ihres Daseins, funkelnd und nagelneu, so habe ich sie gefunden. Nicht einzeln von schonender Hand bewahrt und dann vielleicht doch angestockt oder zerdrückt — nein, da war eine ganze Schachtel voll, in wohl dreißig verschiedenen Ausführungen, ein Musterkasten, der fünfundsiebzig Jahre auf das Sprüchlein: „Sesam, öffne dich“ gewartet hatte.

Wie es da dem trunkenen Auge entgegenschimmerte, hauchfein die Farben, seidenglänzend Blüte und Blatt, gleißend am langentbehrten Tageslicht Silber und Gold, lächelnd die Engelein und sammetdunkel die matten Pilaster! Wie war es nur möglich, daß sich dies alles so lange ungeliebt verbarg? Woher stammte der Fund?

Nichts konnte ich darüber erfahren. Es

Abb. 1. Hochzeitswunsch. Bildgröße 16×18 cm

Digitized by Google

war ein „Restposten“, und das war auch eine Auskunft. Wie sehr ich bemüht war, etwas über die Heimat dieser entschieden volkstümlichen Kunst herauszubekommen, all mein Forschen nach ihrer Herkunft blieb ohne Ergebnis.

So bekannt die älteren, zu Beginn des 19. Jahrhunderts von Wien ausgehenden, geklebten Wunschkarten sind, mit denen vorzugsweise das neue Jahr gefeiert wurde, und die man auch in Stammbüchern verwandte, so wenig konnte ich über diese viel größeren und für den Zimmerschmuck bestimmten Blätter erfahren. Die Berliner öffentlichen Sammlungen suchte ich vergeblich nach ihnen ab, private Liebhaber, Kunstgewerbler und Kunsthistoriker sahen die eigenartigen Zusammenstellungen von Blumen, Blättern, Zierstücken und Figuren zum ersten Male. Nur eine Stelle in Georg Hermanns Roman: „Henriette Jakoby“ zeigte mir, daß es — um 1840 — so etwas wirklich gegeben hat. „Wolfgang,“ heißt es da, „war vollauf erfüllt und beschäftigt. Er hatte vor sich ein Leimtiegelchen stehen, und daneben hatte er allerhand gepreßte Goldpapiere liegen, allerlei scheckige Marmorpapiere und hundert kleine Oblaten von Figuren, Rosetten, Postamenten mit Inschriften. Und aus dieser papierenen Herrlichkeit klebte Wolfgang nun einen Tempel mit Marmorsäulen zusammen, mitten hinein in eine zartgestrichelte Landschaft, die von vielen Rosenbüschen leuchtete.“

Abb. 2. Geburtstag des Vaters. Bildgröße 12½×20 cm

Abb. 3. Freundschaftswünsche. Bildgröße 18×20 cm

Hier sehen wir, wie die Kränze und Laubgewinde entstanden. Der Augenschein erweist es ohne weiteres, daß die einzelnen Teile von der Hand geschickter Anordner aufgeklebt wurden. Die Blätter sind aus verschieden getöntem grünem Papier gestanzt, der Blumenflor ist aus weißem Karton geprägt und hat mit dem Pinsel seine leuchtenden Farben bekommen. Bunte Glanzpapiere, wie sie zum Überziehen von Schachteln benutzt wurden, Gold- und Silberborten, eigens angefertigter Untergrund — das alles fügte sich zueinander, um den schönen Spruch einzurahmen, der das Herz einer Schönen im Reifrock erfreuen oder trösten sollte. Im Gegen-

Digitized by Google

satz zu den feiner ausgeführten Glückwunschkarten, als deren berufenster Verfertiger Endletzberger in Wien zu gelten hat, stellen unsere Muster eine bescheidenere Kunst dar. Nicht für die elegante Welt bestimmt, sondern für den schlichten Bürger, wurden sie wohl bei festlichen Gelegenheiten persönlich überreicht, und ich glaube, sie durften schon etliche Silbergroschen kosten. Ich fand einmal einen ebenso umklebten, aber unbedruckten Bogen, in dessen Mitte ein Patchen der Patin den Erguß seines kindlichen Herzens dargebracht hat.

„Ich sehe schon den Tag sich nah'n,
Da mich der Herr zu seinem Altar ruft ...“

Von 1877 noch ist diese Bitte um ein Gebet der Frau Gevatterin datiert, und allem Anschein nach hat es lange im Licht der guten Stube gehangen. Das Grün der Blätter verging ganz, die Farbe der Blumen etwas weniger, die Vergoldung dunkelte beträchtlich nach.

Zu solcher Zeit wird man dergleichen nicht oft mehr verwendet haben. Die Blütejahre dieser Hausindustrie mögen zwischen 1840 und 1860 liegen. Frühere und spätere Anfänge und Ausläufer pflegen natürlich immer vorzukommen.

Zur Wiedergabe sind hier besonders charakteristische Stücke ausgewählt worden, doch gingen auch noch reichere, mit weit mehr Figuren ausgestattete Blätter aus meinem Wunderkasten hervor. Ihre Überfülle gereicht nicht zum Vorteil des Gesamt-Eindrucks. Es entsteht ein unruhigeres Bild: abundantia nocet. Da ist eine Tafel von 31 : 39 Zentimeter mit doppelter Darstellung: oben ein Grabhügel mit Vergißmeinnichtkranz und Rosenstöcken, daneben ein buntes Kruzifix unter einem reichbelaubten Baume. Überwölbt wird alles von einem blauen Himmelsband, seitlich eingefaßt durch Blumensträuße und Kränze, in denen sich ein Engelchen schaukelt. Der zweite, untere Teil des Ganzen zeigt links, umgeben von unbemalten Engelsköpfen, die niedlichen geflügelten Figürchen, die wir von Abb. 5 kennen. Sie hocken zwischen zwei Körbchen mit Vergißmeinnicht. Rechts steht eine ungeflügelte Dame in rosa und gelb, einer tanzenden Mänade vergleichbar, zwischen goldenen Blumenkörben. Die Mitte hat der Spruch inne, von Rosen und Laubgewind umgeben. „Es gibt ein Wiedersehen!“ ist da zu lesen, denn so bunt das alles ist, es wurde doch als Beileidskundgebung verwendet. Auch von solchen Gedenkblättern bei traurigem Anlaß gibt es mehrere, zum Teil sehr hübsche Ausführungen. Die Glückwünsche zur Hochzeit und zum Geburtstage aber überwiegen.

Die Beschreibung dieser vielgestaltigen Dinge bleibt immer hinter der Wirklichkeit zurück. Das Bild muß sprechen, wo das Wort versagt. Eigenartig wirkt zuweilen die Darstellung von Pfeilern, deren ganze

Abb. 4. Beileidskundgebung. Bildgröße 18×23½ cm

Digitized by Google

Fläche mit geraspeltem, grobkörnigem Metallflimmer bestreut ist, wahrscheinlich mit Antimon oder Wismut. Die glänzenden Bruchstücke der an sich dunklen Mineralteilchen schimmern und blitzen im auffallenden Licht — schön kann aber solche Verwendung eines der übrigen Umgebung fremden Bestandteils nicht genannt werden.

Was macht's? Den guten Leutchen, die es kauften, gefiel es so, und bei einer volkstümlichen Kunst hat der Allgemein-Eindruck Geltung. Ganz harmlos, und doch ansprechend stellen sich diese Blätter dar, schade genug ist es, daß wir heute dergleichen nicht mehr haben.

Auch die begleitenden Verse sind alles andere als klassisch vollendet. Schlicht und gemütlich ist der kunstlose Reim, der sich auch wohl ein bißchen ins Komische verliert, ohne dies gerade beabsichtigt zu haben.

„Wenn das Glück nur Blumen streute,
Lohnte jede biedre That,
Wüßt' ich, daß stets Sie erfreute,
Was in seinem Schoß es hat.
In des Herzens engen Falten
Ruht für Sie des Dankes Pflicht,
Möcht' nie Ihre Lieb' erkalten,
Wenn auch spät Ihr Aug' einst bricht.“

Zuweilen klingt's etwas unklar — gerade tiefsinnig genug, um den wandernden Handwerksburschen, die Näherin im Dachstübchen elegisch zu stimmen. Hatte doch der Buchbinder, und nicht Eduard Mörike die Dichtungen dieser Mittelstandsherrlichkeiten geschaffen! Wir lächeln heute über sie, und wissen nicht, wie arm wir geworden sind an allem Zierlichfeinen, das damals, zu Urgroßvaters und Großvaters Zeit, Haus und Leben verschönte.

An der Ausstattung dieser innig gemeinten, in aller Unbefangenheit so graziös gestalteten Gaben mag auch einfache Bauernkunst teilhaben. Vielleicht nahm man den auf Uhren und Truhen mit der Schablone angebrachten Kranzzierat zur Vorlage. Blatt und Blüte unserer dritten Abbildung scheinen danach erfunden zu sein und sind jedenfalls früheren Datums, als das übrige. Am Ende brachte der Anblick solch eines gangbaren Weihegeschenks den findigen Buchbinderkopf auf den Gedanken, die kleinen Wiener Karten ins Umfangreichere zu vergröbern, die edlere Kunst der Salons für die Bürgerstube herzurichten.

Unsere hier zum ersten Male in Bild und Wort vorgestellten Wunschblätter erinnern ferner an die Liebesbrieflein der frühen Neu-Ruppiner Bilderbogen. Weniger die ornamentale Ausführung, als der Text scheint ihnen abgelauscht zu sein. Auch von diesen ganz primitiven Erzeugnissen geben wir eine Probe (Abb. 9). Es ist das noch mehr die Kunst der kleinen Leute, die Poesie für Bruder Straubinger. Die aus Füllhörnern quellenden Blumen, gekrönt von flatternden Engeln und glühenden Herzen, sind in grellen Farben gehalten: grün, gelb, rot, blau. Der Text ist ganz romantischer Überschwang: „Für Dich sterben ist mir Gewinn!“ „Die Brust ist mir ja zum Zerspringen, drum will

Abb. 5. Hochzeitswünsche. Bildgröße 18½×26 cm

Digitized by Google

ich Dir dies Liedchen singen." „Dies Brieflein ist für Dich, mein engelgutes Wesen, mein Herz folgt mit dabei, es hat sich Dir erlesen." So steht's da, ein wenig dunkel, aber deshalb um so packender. „Geliebtes Kind, lies aufmerksam dies Schreiben, nach welchem Du sollst ewig gut mir bleiben . . . O könnt' ich jetzt Dich in die Arme schließen und aus der Küsse Blüthenkelch genießen, denn ohne Dich nehm' ich mir ja das Leben, Du kannst allein Zufriedenheit mir geben. Ich bitte Dich, lieb mich nur stets mit Feuer, Du bist auch meinem Herzen immer theuer. Erinnerungsvoll schick' ich Dir dieses Schreiben, als Siegel, ewig Deiner treu zu bleiben . . ."

Aus demselben groben Knüppelholz geschnitten sind sie alle. „Mein liebes Herz, Dich hab' ich mich erkoren, hätt' ich Dich nicht, ich wäre ja verloren. Mein Mädchen, das ich über alles liebe, erwidre treu und zärtlich meine Triebe, dann bin im Himmel ich durch Dich erhoben, ich will Dich mehr als alle Engel loben. Damit Du immer nur an mich gedenkest und keinem andern Deine Liebe schenkest, schick' ich dies Liebesbriefchen Dir zum Pfande, ich bleib' Dir treu bis an des Todes Rande."

Abb. 6. Hochzeitswünsche. Bildgröße 18×22 cm

Das sind nur Andeutungen einer viel ausführlicheren Herzensergießung für einen Silbergroschen. Solchem Wortgepränge gegenüber muten die rosenumblühten Hochzeitsgedichte recht zurückhaltend an, sind also offenbar nach dem Neu-Ruppiner Muster veredelt worden.

So denke ich mir unsere Wunschblätter entstanden. Zunächst kam noch Gutes genug dabei heraus, solange man bei der Handarbeit blieb, die Farben sorgsam aufsetzte, die Figuren den alten Vorbildern nachempfand. Dann lohnte die Pinselkunst sich nicht mehr, und wie das ‚Illuminieren' der Kupfer und Bilderbücher dem Farbendruck weichen mußte, so verdrängte eine neue, flinkere Technik die bisherige Stilreinheit unserer, noch dem Biedermeier entstammenden Erzeugnisse.

Es liegen mir Glückwünsche vor, bei denen zunächst die Rosen, dann auch andere der aufgeklebten Blumen in buntem Prägedruck wiedergegeben sind (Abb. 6), neben dem noch auf demselben Blatt sich zeigenden alten Handkolorit. Dieser Übergang wirkt unharmonisch und offenbart den beginnenden Verfall. Die Folgen sind dann Blätter, die von der Maschine in einem Stück gepreßt wurden. Was stundenlange Sorgfalt einzeln geschaffen hatte, wurde nun in Massen hergestellt. Zum Teufel war der Spiritus, das Phlegma war geblieben. Trotzdem konnte noch etwas recht Hübsches herauskommen, wenn es einheitlichem Geschmack sein Dasein verdankte. Der Früchtekranz (Abb. 7) ist im Vergleich zu anderen Prägedrucken nicht übel.

Im allgemeinen folgt aber ein rascher und ein unaufhaltsamer Niedergang, aus dem es keine Rettung, keine neue Blüte mehr gab. Die Hochzeitswünsche vom Ende des 19. Jahrhunderts sind, obwohl ebenfalls den alten Vorbildern nachfolgend, in Material und Zusammenstellung ganz schlimm, ob sie nun zum grünen Fest oder zur silbernen und goldenen Jubelfeier gebraucht wurden. Die neue Zeit hat uns nichts Besseres gebracht.

Ein Ausklang der geklebten Glückwünsche ist in den Neujahrs- und Geburtstagskarten der 1870 er bis 1880 er Jahre zu finden. (Abb. 2 und 8.) Unsere Eltern, wir selbst verschickten diese immerhin noch reizvollen Gaben. Ein „Festgruß zum Geburtstag des

Digitized by Google

geliebten Vaters" (Abb. 2) zeigt den Glückwunschkranz aus einzelnen Blumen zusammengeklebt. Allerdings sind auch sie von der Maschine farbig geprägt, aber sie wirken zierlich, da sie noch mit der Hand angeordnet sind, inmitten von buntem und goldenem Rankenwerk.

Dergleichen ist nun freilich nicht mehr zum Wandschmuck bestimmt, wie unsere übrigen Beispiele. Daß es auch heute noch in der Art recht gute Glückwunschkunst gibt, selbst unter den bunten Postkarten, braucht nicht betont zu werden. Volkstümlich sind diese hochstehenden Erzeugnisse aber nicht. Unsere Soldaten, Handwerksburschen und Küchenfeen kaufen ganz etwas anderes.

Abb. 7. Wünsche für die Schwester. Bildgröße 17×21 cm

Will heute der Schatz seinem Mädchen einen Gruß senden, so einen recht tief gefühlten Herzensgruß, so wählt er eine der süßen Bromsilberpostkarten, auf denen ein unsagbar schönes Frauenbild dem Jüngling in gutsitzendem Anzug die Wange zum Kusse darbietet. Die Verse dazu sind dementsprechend — es soll auch noch weniger Edles geben, das die Post ohne Erröten befördert. Als Hochzeitswunsch muß ein schwächlich verziertes Kärtchen genügen. So verflacht, so unterliegt der gute Geschmack in allen volkstümlichen Gebrauchsstücken, und nur dort, wo man alte Vorlagen genau nachbildet, bleibt uns Erträgliches.

Die Epoche der handgemalten Englein, der farbig leuchtenden Blumen, der Gold- und Silberborten ist dahin. Sie wird nicht wiederkehren. Die Erinnerung vergangener Tage schwebt verklärt auf diesen Rosen-

Digitized by Google

Abb. 8. Glückwunschkarte. Natürliche Größe

kränzen, in heiterer Anmut begrüßen uns die einfachen Blüten einer Zeit, die bei aller Spießbürgerlichkeit schöner, vor allen Dingen sehr viel sinniger war als die unsrige.

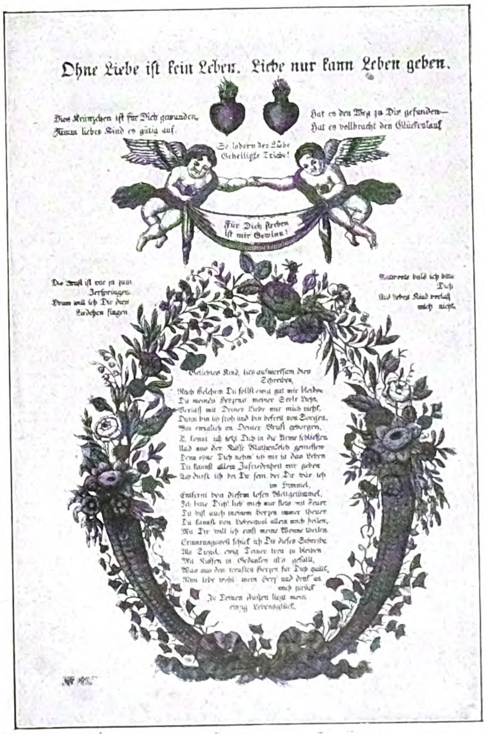


Abb. 9. Liebesbrief. Bildgröße 18×28 cm

Die Katze

Novelle von Hermann v. Böttícher

Meine Frau war eines jener Geschöpfe, die in einem fortwährenden Traumzustand leben. Sie wachsen irgendwo in stillen Dörfern, weiten Landhäusern oder dunklen Zimmern der geheimnisvollen Städte auf, ihre Augen haben immer einen seltsamen Glanz, als wenn Sterne in ihnen auf und nieder gingen oder auch ein Brunnen von Tränen, die zu schwer sind, um jemals fließen zu können. Ihre Gesichter scheinen, selbst wenn sie klein sind, groß. Sie sind in die Weite oder vor sich hin gerichtet. Es ist kein Kreis in ihnen, der sich schließt, die Linien verlaufen sozusagen ins Unendliche, ohne jemals wieder zu kommen, und dies gibt ihren Gesichtern meist einen verlorenen oder selbst im Lächeln noch traurigen Ausdruck. Die Bewegungen von solchen Geschöpfen kommen langsam und verzaubert aus dem Schoß der Dinge, ihrem unausgesprochenen Geheimnis hervor, sie haben immer etwas Suchendes, wenn sie aber anfangen zu sprechen, möchte man ihnen die Finger auf die zarten Lippen legen, denn dann ist es, als wenn der Bann gebrochen werden sollte, der ihre Naturen umgibt. Ihre Umgebung weiß selten etwas von ihnen und so gehen sie nur für die Sehenden ergreifend durchs Leben.

Ich hatte meine Frau in der Stunde eigener Traurigkeit gefunden, zwischen den schwindenden Lichtern des Tags und der leise pochenden Dämmerung. Der Himmel hatte einen bläulich goldenen Glanz, es war nach einem großen Regen. Das Wasser der Erde war bis zu unseren Füßen gestiegen, die Bäume sahen nur noch mit den blattlosen, klagenden Kronen zu uns herüber, wir standen an ein hohes, verschlossenes Gartentor gelehnt und hatten die Hände rückwärts an ihm festgeklammert.

Ich erzählte, während das Wasser stieg, mit kaum geöffneten Lippen von den Händen vierzehnjähriger Mädchen, die sich lieben, und wie ich einmal gesehen hatte, wie sich solche unwissenden Mädchenfinger leise hinter den Rücken der anderen wie die Zweige zweier Birken fanden. Und mich verlierend, fügte ich hinzu, daß es einer meiner Träume sei, einmal Geschwister unter solchen Mädchen zu sein. Ja, ich sagte, ich glaubte, daß meine innerste Seele solch ein tastendes Mädchen sei, ohne deren Duft mein Wesen wie ein getroffener Vogel stürbe. Da hatten sich ihre Lippen wie kleine Blütenblätter geöffnet und die meinen hatten sie zart und vorsichtig wie Schmetterlingsflügel berührt. So wurde sie meine Frau.

Wir haben lange Zeit miteinander gelebt. Es können fünfzig, hundert oder auch mehr Jahre gewesen sein. Unser Haus stand auf einer Wiese, die Wiese lag in einem tiefen Tal, um das Tal aber standen hohe Berge. Wenn wir von den Bergen am Abend in das Tal herunterstiegen, war meist schon tiefe Dämmerung um die Menschenhäuser, und unser Haus lag dann ein wenig unheimlich und still, weil es ganz ohne Licht und Leben war, auf der Wiese. Wir hatten meist noch den Glanz des näheren Himmels und das Schweigen der Höhen im Gesicht, so daß wir nicht gleich in das Haus gehen konnten, in dem gesprochen und mit Geräten gewirtschaftet werden wollte. Wir suchten vielmehr nur den Schlüssel unter den Steinfliesen der Schwelle, wohin wir ihn versteckt hatten, hervor, schlossen die schwere Eichentür auf und öffneten sie breit, damit die Angst des alleingelassenen Hauses hinaus in den Abend konnte. Wir selber setzten uns dann auf die Bank vor dem Hause hin, hielten die Schultern dicht zusammen und sahen voll Staunen zu den entfernten und im Tal zerstreuten Häusern der Menschen, aus denen kleine Lichtscheine kamen und hin und wieder auch Stimmen wie aus einer anderen Welt.

Einmal ging der Mond groß und weiß über den hohen Bergwänden auf, da wurden die Wälder an den tieferen Abhängen ganz schwarz, aus dem Tal aber stiegen silberne Schleier, wir saßen wie in einem weiten, glänzenden Saal, und wie ich das Antlitz meiner Frau sah, war es so weiß wie der Mond und wie eine Geschichte des Himmels blaß.

Mir war, als hätte sie unmerklich meine trauernde Seele bei der Hand genommen und führte sie schweigend und ernst lächelnd über diese kleine Erde zu den Sternen hinaus.

Im Hause aber selbst war immer das Grauen da. (Ich muß nämlich noch sagen, was das Geheimnis dieser Erzählung vielleicht wissenderen Menschen als mir erklären kann — daß ich nicht mehr ganz auf dieser kleinen Erde zu Hause bin. Ich hatte den

Digitized by Google

Schatz meines Lebens in einer schwachen Stunde — oder starken, wer will es sagen? — aus meinen Händen in die eines anderen Menschen gegeben, und der hatte ihn unter die Seiltänzer und Marktschreier der Erde verteilt.. Ich wollte mit ihm ein Haus bauen bis zum Himmel, in dem die Menschen wohnen könnten, aber der Wille zerrann und ich muß nun dies Haus suchen immerzu. —)

Das Grauen bestand in vielen Einzelheiten. Es konnte über mich kommen, wenn ich an dem kleinen Schuppen, in dem der Trog mit der immerfließenden Quelle stand, das Wasser schöpfte, um es meiner Frau in die Küche zu bringen. Oder auch wenn ich das aufgebrochene tote Holz im Stalle zusammensuchte, um das Feuer des Herdes anzufachen, auf dem wir die Suppe kochten. Wirklich aber auf stand es erst in der Nacht.

Wir pflegten im allgemeinen schlafen zu gehen wie zwei Kinder schlafen zu gehen pflegen. Wir nahmen eine kleine Petroleumlampe, gingen durch den Holzstall in den angebauten Schuppen und wuschen uns. Danach machten wir die Läden des Hauses zu, verschlossen die Türen, indem wir große Riegel von innen vorlegten, gingen in das Schlafzimmer hinein, entkleideten uns und schliefen ein. Aber nach kurzer Zeit wachten wir gleichzeitig wieder auf. Es waren Geräusche da, die von irgendwoher aufstiegen, aber wir wußten nicht, von wo sie kamen. Lange Zeit dachten wir, sie wären äußerlicher Natur, wir legten ein Beil neben das Bett, verschlossen die Türen und Läden doppelt und versuchten mit zarten Liebkosungen einander die Angst zu vertreiben. Wir wachten die ganze Nacht hindurch, sprachen einander Trost zu, weinten beide lautlos, und wenn der Morgen kam mit dem Aveläuten der kleinen, weißen Kirche im Tal und dem Schimmer des ersten Lichts, war es jedesmal wie ein: „Es ist vollbracht."

Eines Nachts, als ich besonders jäh aufwachte und wie aus Ersticken schrie, sagte meine Frau still: „Ich weiß jetzt: ich muß dich verlassen, ich mache dich krank. Nur lasse mir noch ein wenig Zeit!" Ich antwortete nichts. Ich nahm nur ihre stille, schmale Hand, aber ich merkte, mein Herz stand still, dann schlug es wieder gefährlich und laut. „Hörst du," sagte sie dann nach einer Weile, als wir uns gefaßt hatten, „dies Geräusch? Dies ist das Pochen, das sagt es mir an!"

„Es ist mein Herz," sagte ich laut. „Ich weiß es," sagte sie aber nur und nun fügte sie mit ganz leiser Stimme hinzu: „Sei still, Lieber, sei still." Dann holte sie Wasser und Tücher und legte sie auf mein Herz. Dabei hörte ihr inneres furchtbares Schluchzen auf, und nun küßte sie, zu allem obendrein, noch meine sündigen, nassen Wangen. Ich hatte nur ein Gefühl — daß ich verloren, tief verloren auf ewig sei. Aber sagen konnte ich nichts. Die Nacht war schauernd und still, nur aus der Ferne rauschten die Gebirgswasser.

Am andern Morgen stiegen wir in die schattenlosen Höhen herauf. An den Grenzen der Flächen angelangt, stießen kleine, weiße Dämpfe von unsern Füßen auf, lösten sich im Atem der Sonne wieder oder trafen sich mit anderen aus den tauenden Mulden aufsteigenden Dünsten und bildeten zarte weiße Wolken, die eilig nach dem Tieflande zogen. Wir wuschen uns im Schnee. Die Tannenwälder waren tief und dunkel unter uns, die Menschentäler waren nicht mehr zu sehen, nur die schweigenden Gletscherfelder und erstarrten obersten Gesteine breiteten sich im Raume aus. Beim Abstieg kamen wir zu einem am Rande der Baumgrenze stehenden Blockhaus. Es standen nur wenige silbergraue Fichten um es herum, die es dort oben in der erhabenen Luft aushielten. Ihre Zweige hingen von langen Flechten beschwert auf sein Dach. Die Strahlen der untergehenden Sonne kamen horizontal in unsere Augen. Sie strichen lautlos spinnend über die roten, gelben, weißen und blauen Blumen hin, die um unsere Füße standen und unsere zitternden Knie mit honigglänzendem Blütenstaub bedeckten.

Ich sagte, ohne die Lippen zu bewegen: „Hier steht unser Haus." Sie sagte nichts, aber sah mit unverwandtem, strahlendem Blicke und himmlisch verklärtem Antlitz geradeaus. Als wir aber in unserm Tale ankamen, war tiefe Dämmerung um das andere Haus. Der Mond war noch hinter den Bergen und ein bleiches Helldunkel war zwischen der Talsohle und den Zacken der Berge. Die Fledermäuse huschten um die Gebäude, auf der Wiese standen die Heustöcke gespenstisch und grau, und als wir uns auf die Bank setzen wollten, legte meine Frau ihren Madonnenkopf so an meine Schulter, daß ich erzitterte. In der Nacht aber sagte ich, auf dem Rücken liegend, mit ersterbendem Gesicht und klirrendem Herzen zu meiner Frau: „Wann willst du von mir gehen?"

— Es ging ein furchtbares Schluchzen durch den Raum, mein Herz spannte sich

Digitized by Google

wie zum Zerspringen bereit, bis sie mit zitternder Stimme sagte: „Wann du willst.“ Dann wurde es totenstill. Nur das Schluchzen unserer beiden Herzen ging in lauten Schlägen durch das Haus.

Am Morgen des folgenden Tags, wie das Aveläuten ins Zimmer kam, war meine Frau aufgebrochen. Sie hatte mich vorher noch einmal geküßt, wie vielleicht ein sterbender Stern einen andern vor dem Entschwinden grüßt.

Ich brachte den jetzt folgenden Tag in unheimlicher Ruhe zu. Ich ging durch das ganze Haus wiederholt auf und ab. Reinigte alle Geräte und stellte jedes Ding auf seinen Platz. Gegen Mittag kochte ich meine Suppe, nahm das Mahl am großen, runden Eßtisch aus gelbem Holz in der Wohnstube ein, wusch wieder das Geschirr, ging dann an meinen Arbeitstisch und sah mit kaltem Blick alle meine angefangenen und unvollendeten Arbeiten durch, sowie die Briefschaften, die mich ehemals mit der Welt der anderen in Verbindung gehalten hatten, und die ich alle seit Jahr und Tag, wie tote Dinge, die den Sinn für mich verloren, liegen gelassen. Dann verschloß ich das Haus und ging in den Wald. Ich kam an die Stelle des Gebirgswassers, wo wir wie stumme Waldwesen auf den Steinblöcken mit weißen Leibern gelegen hatten, während unsere letzten menschlichen Kleider im Gebüsch versteckt waren, und das grüne und weiße Brausen uns mit eisigkühlen Perlen besprühte. Ich kam an die Stelle im höher aufsteigenden Tal, wo die Felsen wilder wurden und die Fichten seltener, und wo der furchtbare Stein lag, den der Baum überwunden hatte. Es war eine Tanne, die mit rasender Wurzelkraft den Fels drei-, viermal gespalten, und dann mit wilder Lebensleidenschaft so lange umschlungen gehalten hatte, bis sie auf seiner himmelsfreien Oberfläche befreit und gerade aufsteigen konnte zum Zenit und die jungen, grünen Arme ausbreiten dem Licht.

Unter ausbrechenden Tränen dachte ich: Wollte ich das nicht auch? Und wollte das nicht auch meine von mir geschickte Frau? Und ich griff auf einmal nach dem Schatten in meinem Leben zurück, der es zerstört hatte, um ihn in dem einsamen Gebirge kalt und gnadenlos zu erwürgen. Es ergriff mich ein Fieber und halb besinnungslos stürzte ich eine Felswand, als wenn sie eine Rettung wäre, hinan. Ich grub mich mit Nägeln, Knien und Füßen hinein und kam an der von Schneestürzen verschütteten immer höher hinauf, im Herzen die Ahnung: es dauert nicht lange mehr, bald ist alles vorbei. Auf einem kleinen Absatz, der so breit wie mein Rücken war, machte ich zitternd halt. Murmeltiere, die von einer seitwärts liegenden Steinhalde mich bemerkt hatten, pfiffen schrill und unaufhörlich auf. Gemsböcke, die mir gegenüber auf einem Grasabhang geweidet hatten, und die ich auf dem Dunkel des grüngoldenen Bodens nicht sehen konnte, kletterten plötzlich über weißes Geröll zum Grat auf, zeichneten sich scharf gegen den Himmel ab, überquerten ein Schneefeld in rasendem Lauf, versanken in einer Gebirgssenkung, tauchten in weiter Ferne wie zierliche Schachfiguren auf einem zweiten Schneefelde auf, nahmen einen neuen Grat, über den sie Stück für Stück schwarze Silhouetten gegen den Himmel wie Spukgeister der Bergwelt verschwanden. Als ich aus meinem Fieber erwachte, war schon bronzene Dämmerung unter meinen Knien. Die Bergspitzen waren glühend um meine kalte Stirn versammelt, die Murmeltiere hatten aufgehört mit Schreien, ich faßte nach meinem Herz und kletterte hart mit starren Knien wandab. Als ich im Tal ankam, war das Mondlicht weiß um mein Haus. Das Haus lag wie tot. Das dunkle, braune Holz, das tiefe Dach und die geschlossenen grünen Fensterläden sprachen kein Wort seines Lebens aus. Die Gebirgswasser rauschten in der Stille des Abends bis zu den ersten durchblinkenden Sternen auf, und, wo die Felswände und Schluchten auseinandertraten — blinkte das Wasser wie schäumendes Silber durch Tannen und Wiesen. Aber von den größeren Tiefen drohte wieder die Nebelfaust. Ich suchte den Schlüssel unter der Schwelle hervor, und schon schloß ich mit eigentümlich kaltem Herzen die Haustüre auf, als ein Laut, unendlich klagend und ergreifend durch die Stille kam.

Mein Herz setzte aus. Ich stand in der dunklen, offenen Türe und sah nach der Richtung, aus der der Laut gekommen war. Lange sah ich nichts. Bis ich mitten auf der abgemähten Wiese zwischen den aufgetürmten Heustecken eine schwarz und weiß gefleckte kleine Katze sah. Die Katze saß dort wie festgebannt und rührte sich nicht. Sie sah mit starrem Kopf unverwandt auf Fenster, Tür und Haus. Ich stand einen Augenblick vollkommen erstarrt und ergraut. Ob sie mich nicht gesehen hatte? Jetzt bewegte

Digitized by Google

sie langsam das schwarzweiße kleine Haupt. Die langsamen Rucke und Bewegungen wurden größer und teilten sich bald ihrem ganzen Körper mit. Es war, als wenn zwei Willen sich in ihr zu kreuzen begannen. Sie sah jetzt direkt und lautlos glühend zu mir herüber. Ihre Augen schienen nicht böse wie bei anderen Katzen zu sein. Aber auf einmal kam wieder der ergreifende Laut. Dann war die Katze nicht mehr auf dem Fleck, wo ich sie kurz vorher sah. Ich suchte eine Zeitlang, bis ich sie wiederfand. Sie kreiste jetzt im weißen Mondlicht mit ganz langsamen, traurigen Schritten aus größerer Ferne um das Haus. Ihr Kopf war immer seitwärts zum Haus gewandt. Und als ob sie bemerkt hätte, daß ich sie wiedergefunden hatte, blieb sie einen Augenblick stehen, klagte wie das erstemal auf und entfernte sich dann in immer weiteren Kreisen vom Haus, bis sie über die abgemähte Wiese auf die kleine Landstraße kam, die wie ein weißes Band durch das Tal mit den dunklen, stummen Häusern und Heuhaufen zum Ausgang nach dem Tieflande strebte.

Ich ging ins Haus. In der Küche machte ich Feuer, holte Wasser aus dem Schuppen, Brot und Butter aus dem Keller, und setzte Milch zum Kochen auf. Meine Hände waren eiskalt. Während ich unter dem großen Rauchfang stand und das Feuer bewachte, dachte ich, daß meine Frau nie eine Katze im Hause gehabt hatte. Und mir fiel weiter ein, daß in der ganzen Zeit unserer Ehe nie solch ein Tier in unserem einsamen Hause gewesen war.

Ich machte in der Wohnstube Licht, trug mein Essen hinein und aß mein Abendbrot. Die Fensterläden waren fest verschlossen und dicht, ich saß nach dem Essen lange, den Kopf in die Hand gestützt. Das Gesicht meiner Frau stieg vor mir auf, wie ich es um mich gesehen hatte, weiß und in unendlicher Liebe zu mir geneigt. Die Schulter hatte sie an meine Schulter gelehnt, die Hände gefaltet und zu den meinen auf meinen Schoß gelegt. Um ihre zarten Lippen war ein Lächeln. Dann schreckte ich auf. Es hatte an die Fensterläden in meinem Rücken gekratzt. Ich zitterte und stand auf. Ich nahm die Petroleumlampe, brachte das Essen wieder in die Küche hinaus, ging dann in den Schuppen und wusch mich für die Nacht. Ich verriegelte alle Türen nach außen doppelt, sah noch einmal nach den Fensterläden und ging dann durch die Wohnstube in das Schlafgemach. In dem Schlafzimmer löschte ich das Licht aus, denn hier waren an Stelle der Läden kleine Gitter vor den Fenstern, die Fenster selber waren nach innen weit auf, der Mond schien weiß auf Tal, Berge und Haus. Bevor ich mich schlafen legte, sah ich durch die Gitter hinaus. Es war unendlich still in der weißen Nacht. Die Sterne waren weiß und hoch, das Rauschen des Tobels war wie verschollen und die Heuhaufen auf ihren Gerüsten standen wie unzählige stumme Wächter auf den Wiesen.

Mich fröstelte. Ein Todesschauer ging von dieser schattenlosen, weißen Stille aus und lief in langsamem Rieseln über meine Haut. Eine Hand kam aus dem Dunkel des Zimmers hinter mir und faßte nach der herabhängenden meinen, und eine andere ganz kalte legte sich kühl und fest in meinen Rücken. Ich ging in den Hintergrund des Zimmers zu dem Bett neben dem verlassenen meiner Frau, sank über es hin und betete inbrünstig und laut. Eine halbe Minute oder auch länger mochte ich so über es hingeworfen sein, als ein plötzliches, ganz nahes Geräusch mich wieder in die Höhe riß. Es war ein Klammern und Kratzen und gleich darauf leise und unendlich nahe wie aus meiner Herzgrube heraus, jener klagende, nachtzerreißende Laut. Ich sprang ganz auf, meine Augen gingen suchend nach dem Fenster hin. Dort war ein dunkler Fleck. Ich beugte mich vor, da sah ich in der Mitte des mondweißen Fensterausschnitts, am Gitter festgekrallt, die kleine Katze. Sie hing dort ganz still und bewegte nur suchend den Kopf. Ihre zarten Glieder waren in die vier Winkel des Fensters verteilt. Unter ihrem Leib war ein weißes Kreuz.

Ich straffte mich, ging mit langsamen Schritten auf das Gitter zu, stand an ihm still, schauerte tief und streichelte unter leise zuckenden Trostworten mit einem Finger die kleine Katze. Sie flüchtete nicht, sie zitterte nicht, sie klagte nicht, sie bewegte nicht einmal mehr suchend den schwarzweißen Kopf mit den glühenden Traueraugen.

Wie lange ich so an dem Gitter gestanden habe, weiß ich nicht. Als aber die Nacht vorbei war, und das Aveläuten der kleinen Kirche ins niedere Zimmer kam, lag ich auf dem reinen Holzfußboden und war gestorben.

Digitized by Google

Das Bayrische Armeemuseum

Von Friedrich Freksa

Vor dem Kriege haben wohl alle Münchner gewußt, daß es ein Armeemuseum gibt, weil sich das Gebäude schlechtweg nicht übersehen ließ. Liegt es doch genau hinter dem angenehmsten Sommertreffpunkt der Münchner, hinter den Cafés des Hofgartens am Platze, wo schon unter Max Emanuel eine erste Kaffeesiederei bestand.

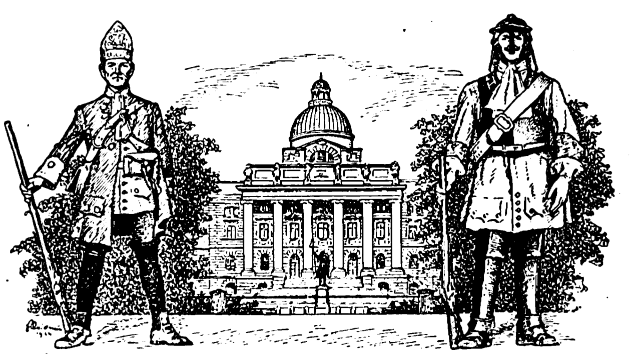
Drinnen gewesen im Armeemuseum war von den Münchnern vor dem Kriege sicherlich keiner. Und nur selten suchten Fremde diesen Ort auf. Der Reisebaedeker schlug für wenige Tage vor: Neue Pinakothek, Alte Pinakothek, Sezession, Kunstausstellung, Glyptothek, allenfalls die Residenz. Die übrige Zeit verging dem Reisenden im Hofbräu.

Im Kriege haben viele Münchner das Armeemuseum aufgesucht, denn dort waltete der Garnisonarzt seines Dienstes und gab, für Offiziere wenigstens, letzte Entscheidungen ab. Mich hat er damals, als ich mich zum dritten Male nach Wilna hinaus ins Feld meldete, zum Krüppel erklärt. Ich habe später, weil es sich nicht als wahr erwies, immer einen leisen Groll gegen den Geist des Ortes gehegt.

Der Krieg als Handlung auf dem Schlachtfeld war vorüber. Es setzte nach der Kapitulation 1918, als die Armee auseinandergelaufen war, der tückische, lautlose Strangulationskrieg ein, der uns kaum noch japsen läßt. Und merkwürdig, seit dieser Zeit wurde das Armeemuseum in München zu einem Symbol: die Leute gingen dahin, um sich die Särge der alten Armee anzusehen. Die Räume, die früher ganz leer gewesen waren, füllten sich mit jüngeren Menschen. Es zeigte sich, daß die Waffenfreude in unserem Volke unausrottbar ist.

Das Glück des Armeemuseums fügte es, daß für die historische Abteilung, die von der Erschaffung der Welt bis zum Jahre 1800 reicht, sich ein Mann fand, der beides besaß, Liebe zur Form und Liebe zur Waffe.

Der Kunsthistoriker Dr. Stöcklein, der ursprünglich bayrischer Offizier gewesen ist, übernahm im Jahre 1920 die Leitung der alten Abteilung des Armeemuseums. Aber er vergrub sich nicht als Beamter, sein Sinn als Sammler führte ihn überall hin. Er war es, der den vielgerühmten großen Waffensaal auf der Feste Coburg nach neu aufgestellten Prinzipien einrichtete. Sein Ruf führte ihn zur Bearbeitung verschiedener Privatsammlungen. Er gilt bei Meister- und Waffenmarken als erster Fachmann. Als der Katalog der Wallace-Collection in London neu bearbeitet wurde, zogen die Engländer ihn zu Rate.



Bereits bei der Übernahme seiner Stellung wurmte es Dr. Stöcklein, daß die reiche Waffensammlung des Münchner Waffenmuseums im verstaubten Geschmack einer verflossenen Epoche, im Trophäenstil der Makartzeit, sich dem Besucher zeigte. Hier wollte er vorbildlich wirken.

Jetzt ist im monatelangen Kampf der größte Teil der Arbeit durchgeführt. Die Wände des Museums verkünden Dr. Stöckleins Prinzipien, aber der Erneuerer der Sammlung versteht es auch, sie in kurzen, knappen Sätzen dem interessierten Besucher neben der Sinnfälligkeit der Erscheinung durch das Wort begreiflich zu machen.

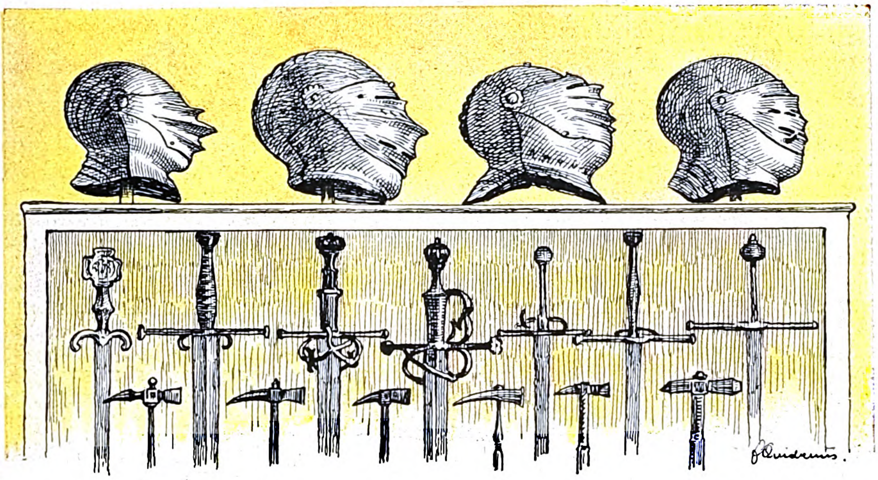
Da ist zum ersten die Farbe, auf der sich die Waffe abheben soll, von Wichtigkeit. Die alte Aufhängung bewies deutlich, daß Eisen auf weiß, grau oder Mischfarben immer schlecht wirkt. Die schöne Farbe des geputzten alten Eisens kommt nur zum Ausdruck auf farbigem Hintergrund, der von sich aus dem Eisen Farbe gibt.

Eine pedantische, mit Fachausdrücken prunkende Einteilung war zu vermeiden, da sich ein Museumsleiter seiner erzieherischen Aufgabe bewußt sein muß. Der Besucher soll auch künstlerische Leitung fühlen.

Um Ermüdung zu vermeiden, mußten gewisse bestimmte Gesetze künstlerischer Schaubarkeit befolgt werden. Tritt der Mensch in einen neuen Raum, so muß er sich in den Raum einleben und darf nicht durch ihn verwirrt werden. Das wird dadurch erreicht, daß der Eintretende auf der gegenüberliegenden Wand eine ruhige Fläche sieht, die ihm selbst sogleich eine gewisse Ruhe leiht und das Schreckensgefühl, das die Überfüllung von Wänden in den Museen mit sich bringt, vermeidet.

Im Raum ist der Gegensatz dieser Ruhe die Diagonale, denn sie zersprengt den Raum. Stille, Gesammeltheit, Ruhe erweckt die Vertikale. Alle emporstrebenden Linien erwek-

Digitized by Google



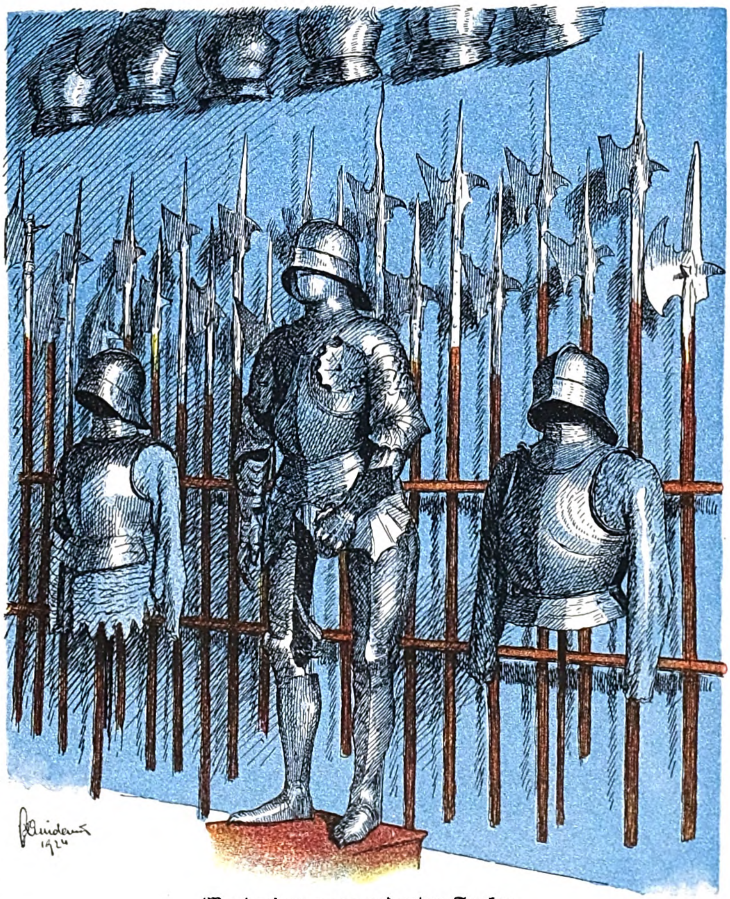
Ritterschwerter

ken das Gefühl des Emporgehobenwerdens, und sogleich gliedert sich die Masse in Individuen.

So wird das Auge zuerst auf eine Gleichartigkeit geführt, lernt aber das einzelne zu umfassen. Um dem weiter zu dienen ward die Aufstellung der einzelnen Waffen möglichst in der Form vollzogen, daß ihre Stellung schon anzeigt, wie sie getragen wurden oder — wenn die Stücke, wie die langen Spieße der Landsknechte, etwa zu lang waren — durch Querlegung sofort verraten, wie sie benutzt wurden.

Jeder Besucher fragt sich bei jedem Stücke: „Was ist das, wie heißt das, woher stammt das?“ Dem dienen die Erkennungstafeln. Für die einzelnen Räume wurden sie in zusammenfassenden Worten stil- und farbengemäß gemalt von Fräulein Magda Koll, einer früheren Assistentin des Professors Ehmke.

Die Waffen wurden gemäß der historischen Entwicklung in Gruppen zusammengefaßt. — Im ersten Saal, der in einem sinnweckenden, kräftigen Gelb gehalten ist, sehen wir die



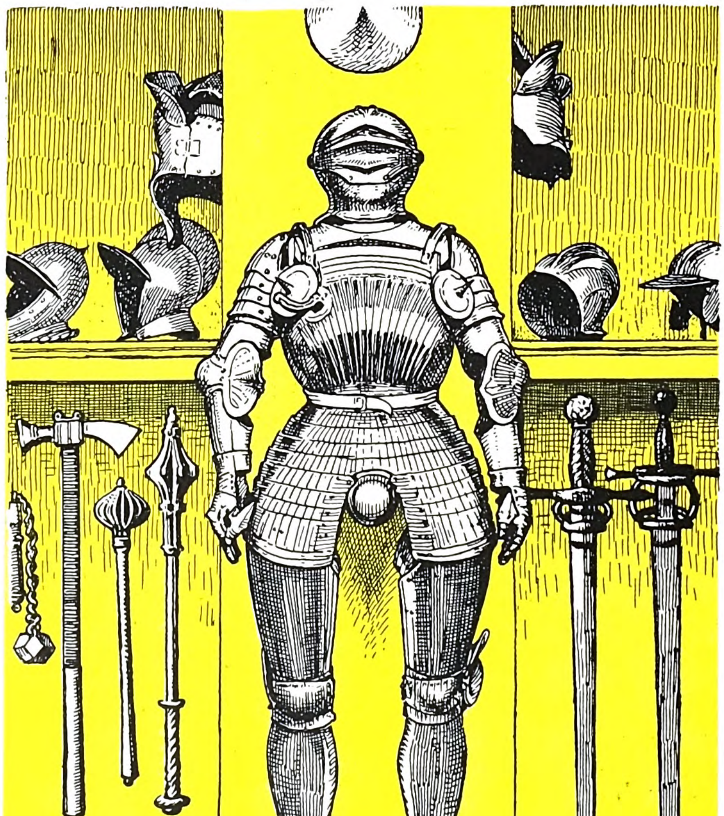
Wand eines neugeordneten Saales

Entwicklung des zweischneidigen Ritterschwertes mit Knauf in einer lückenlosen Entwicklung von der Bronzezeit etwa 1200 vor Christus bis zum Jahre 1500.

Gleich die beiden ersten Bronzestücke von 1200 bis 800 fallen durch ihre besondere Schönheit auf. Ein Rückschlag in der Bearbeitung des Eisens macht sich dann in der beginnenden La Tène-Zeit geltend. Das neue Material findet neue Erfahrungen, aus diesen erwuchsen neue Künstler. — Um das Schwert, die formale Trutzwaffe zu heben, sind über den Schwertern, die mit dem Knauf nach oben senkrecht herabhängen, einige besonders bemerkenswerte Vertreter der Schutzwaffe — des Helmes — gesetzt. Auch die Helme stehen so, wie sie getragen wurden, nicht als Ornamente oder Trophäen.

Da das große Publikum aus den abstrakten Geschichtszahlen nichts entnehmen kann, sind vorbildlich die bekannten Namen der Herrscher und Zeiten angebracht: Kaiser Karl der Große, Kaiser Otto der Große, Erster Kreuzzug, Kaiser Friedrich Barbarossa, Otto von Wittelsbach, Vierter bis Sechster Kreuzzug, Kaiser Ludwig der Bayer, Hussitenkriege.

Neben jeder Waffe sind, namentlich für Waffenkenner und Kunsthistoriker, die Marke jedes Waffenschmiedes und der Waffenort bekannt gegeben. So kann sich der Besucher an dem einheitlich wirkenden Kasten besonders schöner Passauer Arbeiten erfreuen.



Rüstung und Waffen um 1530

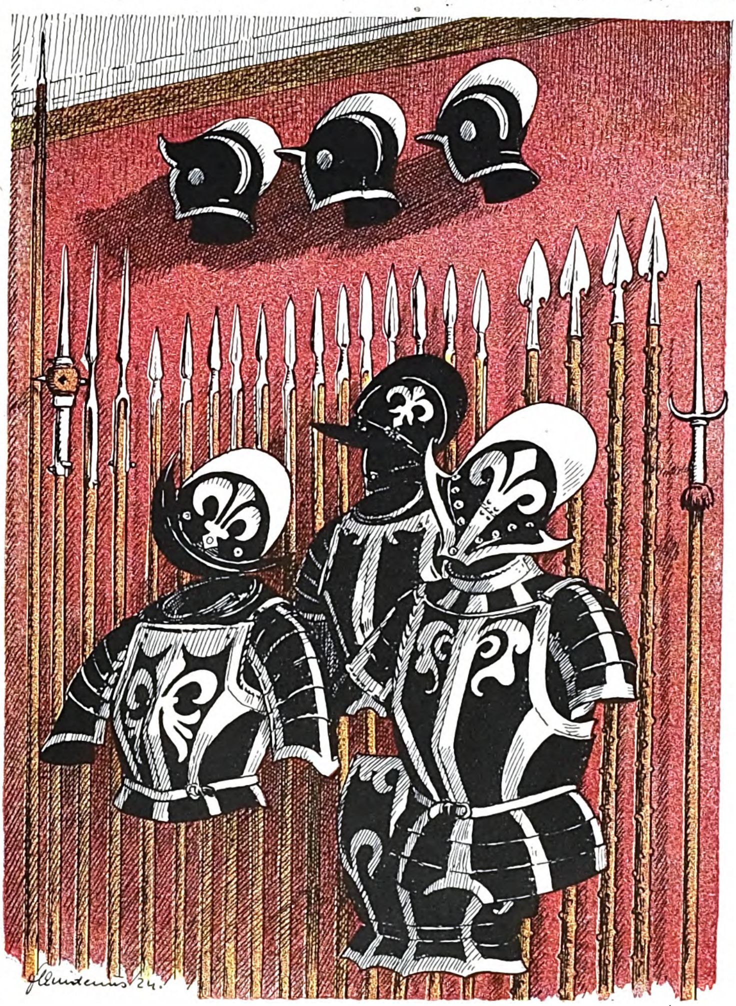
Im wirkungsvollen Gegensatz zum zweischneidigen Ritterschwert, das immer einen schweren Knauf zu eigen hat, wurde das lange Messer, das einschneidige Bauernschwert hier zum ersten Male in seiner Entwicklung gezeigt. Wir sehen hier den Skramasachs, aus dem sich die deutsche Bauern- und Bürgerwaffe entwickelt. Die eine Reihe führt zu dem langen Hirschfänger, die andere zu dem bayrischen Knicker.

Die zweitgrößte Waffe aus der Urzeit, die Lanze, zeigt dem Besucher die Entwicklung ihrer Spitze. Hier sehen wir als Bezeichnungen 1. vorchristlich, 2. germanisch — jetzt absichtlich nicht mehr merowingisch, weil das für Deutschland

Digitized by Google

keinen Sinn hat—, 3. karolingisch und 4. frühes Mittelalter, 5. spätes Mittelalter. In der Ecke erscheinen schöne Spieße, die aufsteigen wie Pfeilerkanten eines gotischen Domes.

Auch der zweite Raum erscheint gelb. Die Armbrust und ihre Bedeutung spricht im wahren Sinn des Wortes von der Wand herab. Da ist die kleine Brustwaffe und die große Standwaffe. Die Bogen sind aus Eibenholz und Horn und zuletzt aus Eisen mit Stricken umwunden zum Schutz. Die Winden, mit denen diese gewaltigen Bögen gespannt wurden, zeigen die englische Form und die deutsche Spannform. Eine mühsam langsame Arbeit mußte es sein, ehe der Bogen seine Spannung erreicht hatte. Der schwerarbeitende Schütze mußte seine Deckung haben, darum trug der Genosse neben ihm den Pavenser, einen großen Schild aus Holz mit Leder. — In einem Kasten zeigt dieser zweite Raum die Entwicklung des Dolches von der vom Muttersteine abgesplitterten Waffe der Vorzeit bis zum Ende des 15. Jahrhunderts, wo ein Burgunderstück besonders schön erscheint.



Pappenheimer Kürassiere (1550—1597)

Die Entwicklung der Lanze (Flügellanze) lehrt uns eine andere Wand. Fußangeln zeigen, daß dieses Abwehrmittel schon in alter Zeit vorhanden war.

Das Panzerzeug von der drahtringgeschützten Leinenjacke und -Hose zum kunstvollen Panzerhemd beschäftigt das Auge, sowie die Entwicklung des Steigbügels vom 9. bis 15. Jahrhundert. Der Steigbügel hängt, wie er gebraucht wird, in der Profilansicht des Reiters. Neben ihm zeigt sich die Entwicklung des Handschuhes, der für den Zaumträger unerläßlich ist.

Diese reiche, sinnliche Anschauung der Waffe selbst wird ergänzt durch Plastiken und Bilder, die zeigen, wie die Waffen gehalten wurden, wie sie natürlich sich der Bewegung eines Stehenden oder Schreitenden angeschmiegt haben. Der Heilige Georg in seiner vollen Rüstung erweist sich als der beste Vermittler der Waffenkunde jener Jahrhunderte.

Der dritte Saal ist ein Durchgangsraum in weiß. Von ihm heben sich sehr schön die ganz schwarz gehaltenen Waffen der Bauern ab (Drischel, Morgensterne). Die Äxte erhielten eine besondere Aufhängung. Die Schneide der einen steht senkrecht über dem Rücken der anderen und sie sind gegliedert zu viert. So ergibt sich eine rhythmische Bewegung, die gekennzeichnet ist durch Strenge.

Ein Tonnengewölbe überspannt den vierten Raum, die Decke besteht aus natürlichem Holz in der von früher her stammenden gotischen Formgebung. Die Wände sind blau, schmale rote Leisten und eine schmale rote Einfassung an den Türen vermeiden den toten

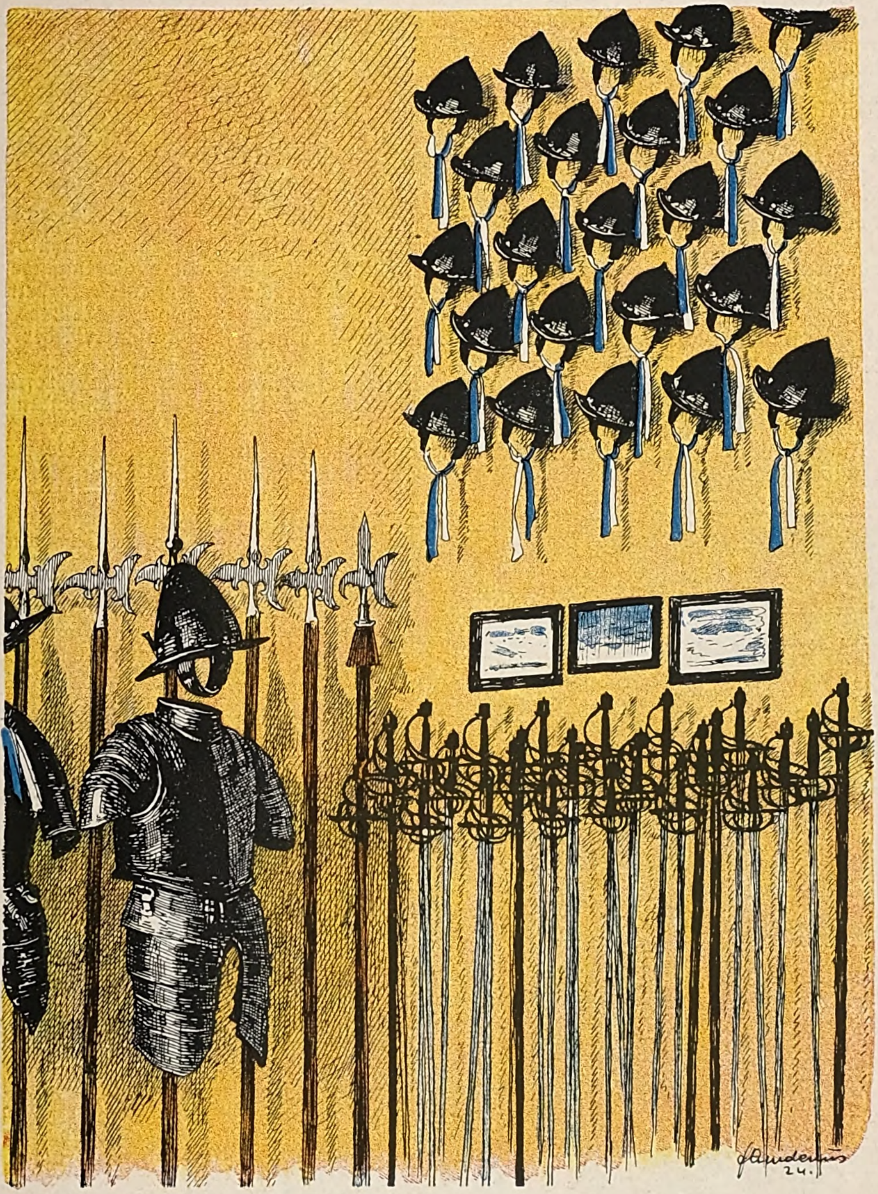
Digitized by Google

Eindruck. In dieser Zeit melden uns die Waffen, daß zwischen dem Streitzeug und dem Werkzeug noch kein wesentlicher Unterschied besteht. So sehen wir Streitäxte und Zimmermannsäxte in ähnlicher Form. Auf der langen Wand links in der Mitte ist das Mittelstück, der Typus des gotischen Ritters in der Rüstung, links neben ihm wird der Unterschied des einfachen Harnisches eines Stadtsöldners aus dem Rathaus von Pößneck gezeigt. Rechts daneben erblicken wir die Reste einer zusammengesetzten Rüstung eines reisigen Knechtes.

Im Kasten ist die Entwicklung des Beiles von der Steinzeit aus über das Bronzebeil Franzisca bis zum Wurfbeile des 15. Jahrhunderts zu sehen. Überraschend wirkt an der Ausgangswand ein Kasten, der die Entwicklung des Sporns, vom Stachelsporn der karolingischen Zeit bis zum Radsporn zeigt. Die Sporen liegen nicht im Kasten, sondern sie sind so gehängt, wie sie der Beschauer sieht, wenn ein Reiter an ihm vorbeizieht, in der Seitenlage hängend am Stiefel.

Im fünften Raume sind Wände und Kästen gelb, die Rüstungen blank. Die Farbenzusammenstellung wird gelb und weiß. Die Zeit der Landsknechte wird durch ihre Hauptwaffen, die Zweihänder, Schwerter und durch die Spieße repräsentiert. Landsknechtsbilder in voller Tracht zeugen von dem lebendigen Leben. Die breit aufgelegten Spieße verraten die Reichweite über vier Meter. Sparsam ist nur das Eisen verwendet, um das Gewicht zu mindern, das bei der Hebelwirkung sich vermehren würde. Im Kasten sind Schweizer Dolche zu sehen, daneben Stichwaffen italienischer Arbeit, sogenannte Ochsenzungen. In den Landsknechtsrüstungen wird die Entwicklung der Maximiliansbrust sichtbar, die schwerer ist als die Rüstung der vergangenen Zeit. Die Dichtigkeit wird vermehrt, um Widerstandskraft gegen die aufprallenden Kugeln zu gewinnen. Die Flächen werden abgeschrägt, um ein Abgleiten zu ermöglichen. Aus der runden Maximiliansbrust entsteht die Tapulbrust, bei der die schräge Fläche bewußt in Rechnung gesetzt ist. Auch die Feuerwaffen des 16. Jahrhunderts in ihrer festen, ungefügen Form treten dem Wanderer durch die Waffen der Jahrhunderte entgegen, der die ersten Kugelbüchsen des 15. Jahrhunderts schon vorher gesehen hat. Die Katzbalger, die kurzen Landsknechtschwerter, die sich mehr der bürgerlichen Waffe, die aus dem Skramasachs entstanden, anschließen. Der Morion, der Helm der Zeit, unter dem die spanischen Krieger Amerika eroberten, stellt sich dar. Er ist aufgehängt, wie er auf dem Kopfe saß, die vordere Spitze etwas nach hinten gerückt, nicht wie früher aus-

Waffen der Bürger und Bauern: Wehräxte 1462



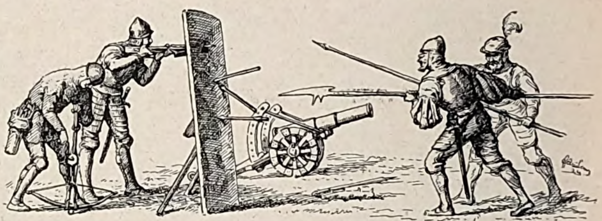
Bewaffnung der Pikeniere im Dreißigjährigen Kriege

gependelt, ähnlich einer gleichgerichteten Wage. Im nächsten, sechsten Raume, herrschen die Farben schwarz und rot. Die Rüstungen sind allmählich schwarz geworden, weil die langen Feldzüge Blankerhaltung nicht zuließen. Aber noch tragen die eisernen Rüstungen zur Zier blanke Streifen. Viele zeigen Lilienmuster, war doch die Lilie das Zeichen der heiligen Jungfrau, zugleich das Abzeichen der ligistischen päpstlichen Heere. Fälschlich wird die Lilie als französisches Zeichen gedeutet. Frankreich führt die Lilien weiter, weil sein König, vom Papst als der Allerchristlichste ernannt, sie im Wappen zeigt.

Eine Darstellung des Pferdegebisses zeigt wieder lehrreiche Entwicklungsformen. In dieser Zeit sind die Zweihänder der Landsknechte abgekommen, sie werden Prunk- und Zunftwaffen. Die Schußwaffen haben sich weiter entwickelt. Wagrecht gelegte Gewehre zeigen die neuen Formen. Katzenköpfe zum Werfen von Handgranaten mit Pulver geben einen Vorgeschmack von den Grabenkämpfen des Weltkrieges. Schöne Gewehre, die mit

Digitized by Google

Elfenbein eingelegt sind, beweisen, wie sich jetzt neben dem Waffenhandwerk ein Waffensport entwickelt. Pulverhörner müssen der Entwicklung der Gewehre folgen. Mit besonderer Liebe sind sie von den Schmieden der Zeit geschaffen.



In dem siebenten Durchgangsraum geben Rüstungen und Partisanen ruhige Flächen. Oben werden Ornamente gebildet von den im Profil gehängten Helmen aus der Massenware der Heeresbeschaffung um Sechzehnhundert.

Eine schöne Wirkung wird beim Durchblick in den achten Raum gegeben. Leibhaft scheint aus dem Dämmern vom Blau des Hintergrundes her ein Pappenheimischer Kürassier heranzustapfen in schwarzer Reiterrüstung und dunklen Stiefeln.

Sinnreich sind die Türen der Seitenwand gegenüber dem Fenster geschlossen und mit Gelb ausgeschlagen worden. Sie wurden so zu Vitrinen, die kleinere Gegenstände der Zeit zur ausgezeichneten Wirkung bringen.

Die Farben des neunten Raumes sind schwarz und gelb. Die Infanterie der Zeit, die Waffenrüstungen der Pikeniere und Musketiere erstehen. Schwarze, im Profil gesehene Schützenhüte mit herabhängenden blau und weißen Bändern bilden in der Quincunxform ein großzügiges Tapetenmuster. Die aus Holz geschnittenen gefaßten Pulverladungen, die beinahe wie ein wilder Schmuck des Mannes erscheinen, geben einen Begriff von der mühseligen Handhabung der Schußwaffe. Alte Handzeichnungen zeigen das Exerzierreglement der Pikeniere und Musketiere nach de Gheyn. Dreißig Handgriffe mußte der Mann lernen, um die Schußwaffe zu gebrauchen. — Im zehnten Raume erwächst das Ende des 17. Jahrhunderts unter Ferdinand Maria. Kürassiere und Pikeniere beherrschen damals noch das Schlachtfeld.

Historisch amüsant sind hier die beiden Fahnen mit dem Löwen von San Marco, unter denen das bayrische Regiment Würhen im Dienste der Republik auf Kreta gekämpft hat. Diesen Männern wurden vom Staate Venedig blaue Uniformen verliehen, in ihnen kehrten sie zurück, und dieses Blau wurde von der bayrischen Armee bis 1914 be-

Armbrust und Setzschild

Blick in die neugeordneten Säle

wahrt. Auch die beiden Marcusfahnen zeigen die beiden Farben weiß-blau.

In der Ecke sehen wir, wie zum ersten Male das Bajonett in einer rohen Pfropfenform und dann in einer Knickform den Versuch macht, die Pike zu verdrängen.

In einem weißen Durchgangsraum bilden schwarze Harnische und Halbbrüstungen einen scharf abgesetzten Sockel für die vertikal sich ordnenden Stangenwaffen. — Es kommen die nicht fertigen Räume 12 und 13, die auf schilfgrünem Grunde die Durchbildung der Jagdwaffen zeigen sollen.

Der vierzehnte Saal führt in die Zeit Max Emanuels und der Türkenkriege. Hier prunken das Feldzelt und ein großes Audienzzelt des Großwesirs, die in der Schlacht bei Mohacz am Berge Harsan erbeutet wurden.

In den übrigen Räumen sehen wir noch die alte Aufmachung in den fahlen Farben der Makartbuketts, Fahnen, die von den Wänden stillos in den Saal hineinhängen, Gewehre mit den Kolben nach aufwärts, zeigen sich plump und ohne inneren Begriff. Ein Bild fällt auf: das Regiment Royal Alsace, dessen Oberst Max I. von Bayern war. Dr. Stöcklein erzählte uns die reizende, kleine Geschichte, daß zur Geburt Ludwigs I.

Digitized by Google

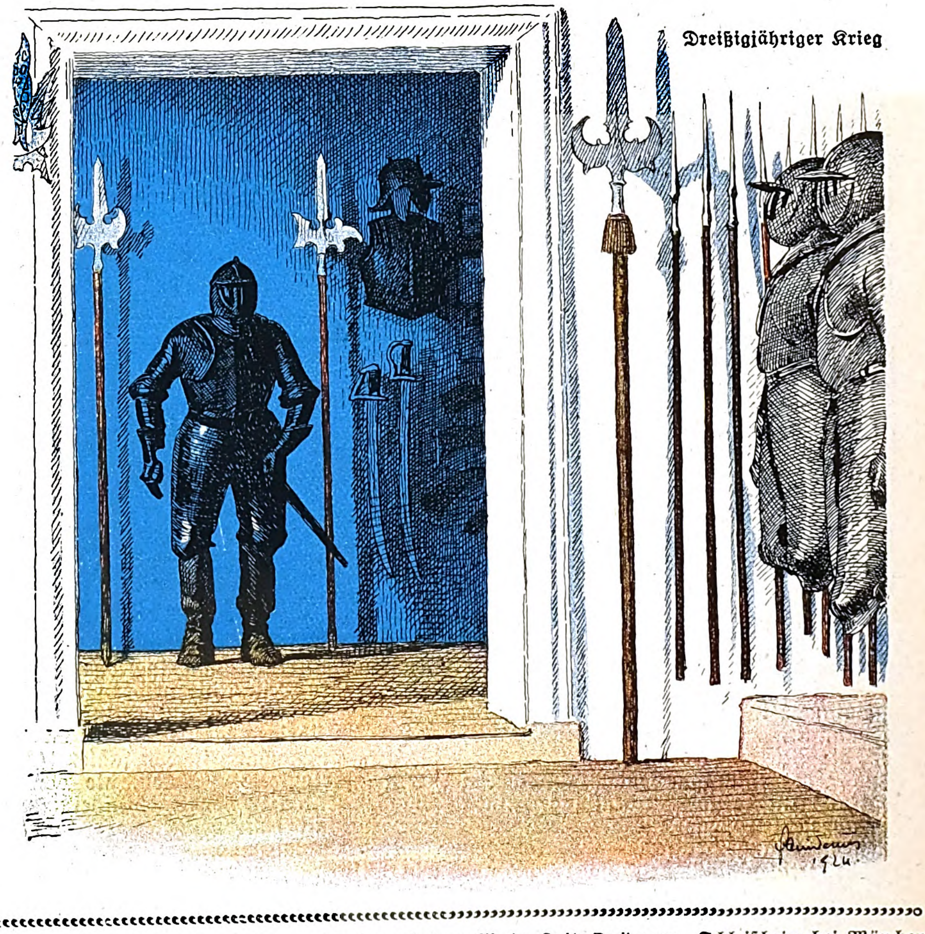
alle alten Unteroffiziere dieses französischen, in Straßburg stehenden Regiments, sich die Schnauzbärte abschnitten, die in ein Kissen gestopft wurden. Auf diesem ersten Kopfkissen schlief Ludwig I., der Teutschește aller Teutschen.

Inzwischen sind hundert Jahre gewandelt, Straßburg, wo Royal Alsace stand, wurde deutsch, wurde wieder französisch, ein Kaisertraum wurde Wirklichkeit und verflog.

Aber die Waffen sind geblieben und die Erinnerung an Krieg und Schlachten. Neue Waffen kommen und werden vergehen, Zeugen ihrer Wirksamkeit werden bleiben in Museen, aber die Kriege, diese Selbstausrottungen der Menschheit, werden bleiben, nur sind die Waffen nicht mehr ritterlich, reichverziert und freudig.

Lebhaft mußte ich, als ich die ersten Schußwaffen des 14. Jahrhunderts sah, an eine Offiziersbesprechung denken, die wir in einem Walde vor Verdun hatten. Unsere Division war die zweite, die vom Gas des Feindes angefallen war. Der Gasoffizier der Armee — ein kleiner Privatdozent — hielt uns Vortrag. Auf die Frage unseres I A beschrieb er die Wirkung des Gases, das schwerer als Luft in alle Vertiefungen und Löcher hineinrollte und so die Wirksamkeit der Erdschanzungen aufhob. Ein alter preußischer Brigadier, Infanterist vom Scheitel bis zur Sohle, rief: „Solche Gemeinheit!“

„Das haben die Ritter auch gesagt, als das Pulver angewandt wurde,“ sagte unser gelehrter Gasvorkämpfer und putzte die Gläser seines Kneifers.



Dreißigjähriger Krieg

Die Zeichnungen dieses Aufsatzes verdanken wir dem Maler Fritz Quidenus, Schleißheim bei München

Digitized by Google

Von den Universitäten des Ostens

Von Univ.-Prof. D. Dr. Aufhauser

Eine glückliche Fügung ermöglichte mir im November 1922 eine einjährige Studienfahrt zum fernen Osten, die mich schließlich dank freundlicher Förderung von befreundeter Seite Ostasiens und einer Einladung amerikanischer Studenten als Weltrundreise über Amerika nach Hause führte. Mein vorzügliches Interesse galt dem Missionswerk der beiden christlichen Konfessionen im fernen Osten im Rahmen der dortigen großen Kulturreligionen. Daneben wollte ich das Deutschtum draußen etwas kennen lernen. In der Natur meines Berufes lag es natürlich auch, den Hochschulen der fernöstlichen Länder mein besonderes Augenmerk zu schenken. Von letzteren will ich hier in kurzem berichten.

Meine Reise führte mich zunächst über Italien zum mohammedanischen Kulturkreis in Ägypten. Hier hatte ich in Kairo des öfteren Gelegenheit, die berühmteste Hochschule der islamitischen Welt, die El-Azhar-Moschee mit ihren bunt gekachelten Minaretts zu schauen.

Seit ihrer Begründung (909 n. Chr.) durch Gôhar, den Feldherrn des fatimidischen Kalifen Muizz und den Kalifen El Aziz (975 bis 96) ist mit ihr eine Hochschule verbunden, die im Laufe der Jahrhunderte zu einer der gefeiertsten mohammedanischen Universitäten sich entwickelte. Bei meinem ersten dortigen Besuche konnte ich freilich den Studienbetrieb selbst nicht sehen, da damals — es war ein Donnerstag — gerade die festlichen Vorbereitungen für die Ausschmückung der Moschee und des Platzes davor für den feierlichen Besuch des Königs Fuad I. am andern Tage getroffen wurden. Meine späteren Besuche aber gaben mir ein eindrucksvolles Bild von dieser bedeutenden Hochschule. Gegen 600 Scheichs unterrichten ungefähr 15 000 Studenten aus allen Teilen der mohammedanischen Welt, von China und Java bis herüber zur Türkei und nach Westafrika. Es machte mir einen eigenartigen Eindruck, diese Vorlesungsmethode zu schauen: in den weiten, von mystischem Dünkel erfüllten Hallen der neunschiffigen, von 140 Marmorsäulen getragenen Moschee, ebenso auch auf dem Boden des viereckigen, auf drei Seiten von Säulengängen mit persischen Kielbogen umschlossenen, sonnenlichtdurchfluteten Hofes lehren die einzelnen Scheichs mit untergeschlagenen Beinen, auf hohen Holzsesseln sitzend, die vor ihnen hockenden Studenten. Die einzelnen Gruppen sind weder durch Wände noch sonst irgendwie voneinander getrennt und doch stören sie sich gegenseitig nicht. Neben der Theologie des Koran wird auch das islamitische Recht, Dogmatik, Logik, Rhetorik, Poetik usw. hier gelehrt. In den an den Hof anschließenden Räumen leben die Studierenden nach Landsmannschaften geschieden in eigenen Riwaks (Hallen), die wiederum unter der Aufsicht eines Inspektors stehen. Ihre wenigen Habseligkeiten haben die Studenten, deren stolze, aufrechte Haltung einen vorzüglichen Eindruck macht, in den einfachen Schränken untergebracht. Während der Pause sieht man viele der Schüler, wie sie in frommen Verbeugungen vor den ihnen zusagenden Gebetsnischen der vier anerkannten juristisch-dogmatischen Schulen des Islam, der Schafiiten, Malekiten, Hanafiten und Hanbaliten, ihre Gebetsübungen verrichten. Aus vielen dieser stolzen, scharfen Augen leuchtet fanatische Begeisterung für die Ideenwelt des Islam. Wohl betonte mir einer der Hauptscheichs, Abd El Maglid el Labban, mit dem ich mich des öfteren englisch unterhielt, stets, daß hier nicht der Geist des Fanatismus, sondern der alle Menschen verbindenden Liebe gelehrt würde. Ob dies indes immer der Tatsache entspricht, vermag ich nicht zu entscheiden. Manche der Studenten zählen schon viele Semester, da sie länger als 12 Jahre, ja für das höhere Examen und für das Gelehrtenzeugnis hier sogar 17 Studienjahre verbringen müssen. Für die geistige Welt des Islam bedeutet diese Universität jedenfalls eine der wichtigsten Pflegestätten islamitischer Bildung. Sie besitzt noch einige Nebenuniversitäten in Tanta u. a. Unterricht und Verpflegung der Studierenden ist völlig frei. Fromme Stiftungen an der Moschee dienen diesem edlen Zwecke, eine Einrichtung, die auch bei uns nachahmenswert wäre. Soweit die Studenten nicht in der „Blühendsten" (El Azhar) Moschee wohnen können, sind sie in Nachbarmoscheen untergebracht.

In Ostasien gab mir meine Fahrt zuerst Gelegenheit zu einem Besuche der Universität von Hongkong, die sich aus dem 1887 eröffneten College of Medicine for Chinese entwickelte, 1912 zur Universität erhoben wurde. In prächtiger Lage ist sie am Ende und über der Chinesenstadt im Grün der Abhänge des 551 Meter hohen Viktoria-Peak eingebettet mit wundervollem Blick über den schiffsbelebten Hafen hin zur kahlen südchinesischen Küste. Was uns beim Besuch dieser meist nach englisch-amerikanischem Muster angelegten Hochschulen des Ostens vor allem in die Augen fällt, sind die weiten Rasen- und Sportplätze (Fußball, Kricket, Hockey, Tennis usw.). Sie dienen der körperlichen Ertüchtigung der Jugend hier überall in einem viel höheren Maße, als dies bei uns in Deutschland der Fall ist. Die wissenschaftlichen Institute, Seminarien, Laboratorien, die Bibliothek, ebenso der wissenschaftliche Lehrbetrieb lassen sich natürlich mit den um Jahrhunderte älteren europäischen Schwesteranstalten, die seit ihrem Bestehen reiche kirchliche und staatliche För-

Digitized by Google

derung erfuhren, nicht vergleichen. Es wäre ein ungerechter Maßstab, wollte man darnach die wissenschaftlichen Leistungen einschätzen. Sind doch diese Hochschulen meist erst in den letzten Jahrzehnten begründet worden (z. B. Hongkong 1912, Manila 1908, Peking [erwachsen aus der alten Literaten-Hochschule, modernisiert 1901], Tokio 1868, Kioto 1897, Sendai 1907, Fukuoka 1911). Hingegen sind diese Bauten, da sie ja meist erst aus jüngster Zeit stammen, zudem auch durch reichliche staatliche oder private Stiftungen subventioniert werden, ihrer Anlage nach meist anziehender und hübscher als die unserer Hochschulen. Sie sind im Pavillonsystem mit einzelnen Gebäuden für die verschiedenen Fakultäten errichtet und bilden mit den anschließenden Parks, Sportplätzen, Dormitorien oder Hostels für Studenten und Studentinnen, den Wohnungen der Professoren, verschiedenen Klubräumen, Geschäften usw. vielfach eine Stadt für sich. Dadurch ist der Studienbetrieb wie der Student selbst der Großstadt und ihren ablenkenden Einflüssen fast völlig entrückt.

Der Aufbau dieser fernöstlichen Universitäten scheidet sich gewöhnlich in drei oder mehrere „Faculties", nämlich eine Faculty of Medicine, of Arts and Science (nach unseren Begriffen Philosophie, Soziologie, Philologie, Geschichte, Religionsgeschichte, Erziehung-, Natur- und Handelswissenschaften), und of Engineering. Die kaiserlichen Universitäten Japans (Tokio, Kioto, Sendai, Osaka, Fukuoka) zählen meistens sechs Abteilungen, nämlich eine juristische, medizinische, eine Abteilung für Ingenieurwissenschaften, Literatur, Naturwissenschaft und Landwirtschaft sowie Staatswissenschaften. Die Staatsuniversität von Manila umfaßt acht Colleges (Literatur, Erziehung, Ingenieure, Staatswissenschaften, Medizin, Landwirtschaft, Tierarzneikunde) und fünf Schools (Zahnkunde, Pharmazie, Forstwissenschaft, Musik und Schöne Künste). Es liegt also nach unseren Begriffen hier, zumeist auch in Japan, eine Verbindung von Universität und Technischer Hochschule vor, beide Begriffe in dem oben erwähnten Sinne gefaßt von noch jungen, erst in der Entwicklung begriffenen wissenschaftlichen Hochschulen. An nur wenigen Universitäten, nämlich den von der evangelischen Mission subventionierten, existiert zuweilen auch eine School of Theology, wie z. B. an der Shantung-Christian-University, durch die mich Prof. John Heeren freundlichst in Tsi-nan-fu geleitete.

Die Studenten machen in China und Japan ihre Vorstudien gewöhnlich an sechsklassigen Mittelschulen, die ungefähr unseren Realgymnasien entsprechen dürften. Diese sind meist von Chinesen bzw. Japanern geleitet. Doch unterhalten auch die draußen wirkenden Missionsgesellschaften derartige Mittelschulen. Sie schließen sich an einen vorausgehenden sechsjährigen Volksschulunterricht (vom sechsten bis zwölften Lebensjahr) an. In Japan, wo der Volksschulunterricht obligatorisch ist, begegnen wir nur Primärschulen der Regierung; es gibt nämlich dort wohl christliche und buddhistische Kindergärten, hingegen keine derartigen Volksschulen. Neben den staatlichen Mittelschulen, deren Kursus in Japan fünf Jahre dauert, unterhalten auch die verschiedenen christlichen Missionsgesellschaften und die buddhistischen Sekten eine ganze Reihe von Mittel- (besonders Handels-) Schulen. Sodann folgt die (Regierungs- oder private) High school mit drei Jahren, bzw. spezielle höhere Schulen, welche auf die Universitäten vorbereiten, mit zwei Jahren. Für den Übertritt an die Universität bedarf es des Bestehens eines eigenen Immatrikulationsexamens. Die Hochschulstudien dauern gewöhnlich vier (Arts, Science Engineering) bis fünf Jahre (Medizin). Das vorgeschriebene Mindestalter zum Besuch einer Hochschule ist das 16. bis 18. Lebensjahr. Neben dem theoretischen Unterricht wird natürlich auch praktische Betätigung in Kliniken und Krankenhäusern, die den Hochschulen angegliedert sind, bzw. in Laboratorien gefordert. Der Besuch der Vorlesungen ist obligatorisch. Eine akademische Freiheit in unserem Sinne existiert ebensowenig als etwa unsere Gepflogenheit des studentischen Lebens außerhalb der Universitäten. Die Studenten sind vielfach verpflichtet, in den Dormitorien oder Universitätshostels oder in sonst speziell anerkannten „Hostels", die dann gewöhnlich unter der Leitung von Missionsgesellschaften stehen, zu wohnen. Jeder Student hat hier sein eigenes Zimmer. Speisesäle usw. sind gemeinsam.

Die Verwaltung und Verpflegung in diesen Collegs-Internaten liegt in den Händen der Schüler selbst, die hierzu ihre eigenen Schülerräte usw. bestellen, für Zucht und Ordnung sorgen, kurz ein Selbstregiment pflegen. Die gleichen Verhältnisse traf ich bei der Universität von Manila und den amerikanischen Universitäten. Vielfach existieren an den Hochschulen auch Freiplätze (Free Scholarship) auf Grund von Privatstiftungen allerart.

Die Universitäten haben das Recht, verschiedene Grade (degree) zu verleihen, so den Bachelor bzw. Doctor of Medicine, bzw. of surgery, arts oder science, Engineering. Bei den gewöhnlichen Abschlußprüfungen wirken neben den Dozenten auch Männer des praktischen Lebens mit. Die Studien und Prüfungen werden, soweit es sich um Hochschulen der englischen Einflußsphäre handelt, gewöhnlich auch in England anerkannt. Das Studienjahr zerfällt meist in drei Semester.

Das Ziel, welches diese Hochschulen anstreben, läßt sich mit dem University Ordinance für Hongkong vom Jahre 1911 dahin zusammenfassen: Förderung von Kunst, Wissenschaft und Sprachen, Vermittlung einer höheren Bildung, Erteilung von Graden, Entwicklung und Bildung des Charakters

Digitized by Google

von Studenten aller Rassen, Nationalitäten und religiösen Anschauungen sowie die Aufrechterhaltung eines guten Einvernehmens mit den Nachbarländern Chinas. „Sapientia et virtus" ist ihr Wahlspruch. Nach der kaiserlichen Verordnung vom 5. Dezember 1918 für Japan sollen die Universitäten des Reiches der aufgehenden Sonne jene theoretischen und praktischen Wissenschaften lehren, die für die Zwecke des Staates, für die Förderung der wissenschaftlichen Untersuchungen notwendig sind. Ein besonderes Augenmerk soll der Verfeinerung des Charakters wie der Pflege des nationalen Gedankens gewidmet werden.

Für die sportliche Betätigung wie für die Ausbildung in verschiedenen Klubs existiert gewöhnlich eine University Union mit verschiedenen Abteilungen, eigenen Klubräumen, Billards-, Lesezimmer, Büchereien usw. Vielfach gibt es auch eine Freimaurerloge. Die von den einzelnen Universitäten ausgegebenen „Calendars" oder wie sie sich sonst heißen, geben dem Studenten eine sehr praktische Einführung in sein Studium, Ratschläge für dessen Aufbau, für die Benützung von Lehrbüchern, eine Zeittabelle mit Eintragung der Festtage, der Examenszeiten, zuweilen auch eine kurze Geschichte der Hochschule usw. Auch die Vorlesenverzeichnisse sind, zumal an den amerikanischen Hochschulen, in einer für europäische Verhältnisse völlig ungewohnten Ausführlichkeit gehalten.

An der Spitze der nach englischem Muster und in den englischen Interessensphären geleiteten Universitäten steht Seine Majestät der König als Schutzherr der Universität. Die eigentlichen Universitätsbeamten sind dann ein Kanzler, Vizekanzler, Schatzmeister, die Dekane der einzelnen Fakultäten und der Registrator. Ein eigener Court, das Konzilium und der Senat treten ihnen für die Verwaltungsgeschäfte zur Seite. Das wissenschaftliche Niveau all dieser Hochschulen entspricht, wie schon oben bemerkt, nicht dem unserer alten europäischen Universitäten, mehr einer Art technischer, bzw. medizinischer Mittelschulen und Realschulen. Das Schülermaterial bringt ja auch nicht die gleiche Vorbildung mit, wie bei uns.

Zuweilen, wie zum Beispiel an der Staatsuniversität von Manila, setzt sich das Professorenkollegium aus noch recht jungen Gelehrten zusammen. China wie Japan rufen auch noch heute gerne deutsche Professoren an ihre Hochschulen. So wirken z. B. an der Staatsuniversität in Peking z. Zt. die Herren Dr. Wilhelm und Prof. Dr. Oehlke. Während meines Aufenthaltes in China hielt auch Professor Driesch aus Leipzig vielbesuchte Vorlesungen an den kaiserlichen Universitäten von Nanking und Peking. Vor allem sucht aber Japan, das mit allen Mitteln seine militärische, politische und kulturelle Hegemonie im fernen Osten noch weiter auszubauen und zu festigen weiß, europäische Gelehrte an seine Universitäten zu berufen. Von Deutschland läßt es sich gerne Dozenten für die Medizin auch heute noch kommen. An den medizinischen Fakultäten der staatlichen Universitäten werden die Vorlesungen meistenteils noch in deutscher Sprache gehalten. Nur wer den gewaltigen Kultureinfluß des Angelsachsentums im fernen Osten kennt, weiß jene Tatsache in richtiger Weise einzuschätzen. Wir Deutsche vermögen freilich heute infolge der Kriegsereignisse Japan gegenüber bedauerlicherweise nur schwer die nötige Unparteilichkeit aufzubringen. Die meisten von uns wissen allerdings auch nicht, wie wir selbst einstens die Sympathien Japans anläßlich des Friedens von Shimonoseki verscherzt haben. Bei meinem öfteren Besuche der kaiserlichen Universitäten von Tokio und Kioto gewann ich die sichere Überzeugung, daß die japanischen Gelehrten, besonders die Mediziner, sich auch heute noch Deutschland gegenüber zu tiefem Danke verpflichtet fühlen. Die Rektoren beider Universitäten versicherten mir: „Sagen Sie zu Hause allen, wir haben die Dankesschuld nicht vergessen, die wir unseren deutschen Lehrern gegenüber haben für die Einführung in Wissenschaft und Praxis, die wir von ihnen erhalten haben." Seit jüngster Zeit sucht vor allem auch Frankreich mit ernstlichen Mühen uns aus dieser geistigen Führerrolle, die wir hier noch im äußersten Osten spielen, zu verdrängen. Frankreich denkt vielleicht an die Möglichkeit einer Zurückdämmung des amerikanischen Kultureinflusses in Japan infolge des jüngsten Einwanderungsverbotes nach den Vereinigten Staaten. Auf politischem, wirtschaftlichem und geistigem Gebiete sucht es sich das etwa frei werdende Erbe anzueignen. Silvain Levy von der Pariser Universität hat im vorigen Jahre durch seine Vorträge den großen Eindruck, den Einstein zweifellos in Japan hinterlassen hat, rasch wieder auszugleichen versucht. Mit besonderer Freude werde ich mich stets auch der liebenswürdigen japanischen Studenten erinnern, die mir in dem weit ausgedehnten Häusermeer von Kioto und Tokio bei meinem Besuch der verschiedenen buddhistischen Tempel mit Rat und Tat als freundliche, hilfsbereite Führer zur Seite standen.

Wie bereits erwähnt, gibt es neben den staatlichen Reichsuniversitäten in China (Peking und Nanking)*) und Japan (Tokio, Kioto, Sendai, Fukuoka und der medizinischen Akademie von Osaka) noch eine ganze Reihe von Privatuniversitäten und Colleges, die hauptsächlich von den christlichen Missionsgesellschaften und buddhistischen Sekten unterhalten werden. Einige von ihnen hatte ich Gelegen-

*) Daneben existieren noch Provinzialuniversitäten wie in Paotingfu, Taiyuang (Shansi), Wuchang, Tientsin, Mukden und andere Fachhochschulen für Medizin, Landwirtschaft, Erziehungswissenschaften, Kunst, Technik, die jüngst auch den Titel „Universität" erhielten.

Digitized by Google

heit zu sehen. So die französische Jesuiten-Universität „Aurora“ in Shanghai. Die Hochschule begann am 1. März 1903 mit 21 Studenten. Im Studienjahre 1922/23 zählte sie deren 351. Die Unterrichtssprache ist hier französisch. Deutsche Jesuiten unterhalten eine Hochschule in Tokio (Joshi Daigaku), die z. Zt. von ungefähr 200 Studenten besucht wird, die hier vor allem Philosophie und Handelswissenschaften studieren. Die Unterrichtssprache ist hier deutsch. Die starke Beeinflussungsmöglichkeit der studierenden Jugend und damit der künftigen geistigen Führer dieser Völker durch Hochschulen suchen vor allem die verschiedenen protestantischen Missionsgesellschaften auszunützen. In harmonischer Zusammenarbeit schließen sich hier Missionsorganisationen der verschiedensten Denominationen und Glaubensauffassung vorbildlich zu einheitlichen großen Kulturwerken zusammen. Ich verweise z. B. auf die Shantung-Christian-University zu Tsinanfu. Sie erwuchs aus dem 1864 in Tenschow begründeten College und wurde 1904 durch Zusammenarbeit englischer (Baptisten, Anglikaner, Londoner, Wesleyaner, Presbyterianer), amerikanischer (nördliche und südliche Presbyterianer, unierte Lutheraner und American Board) und kanadischer (Presbyterianer) Missionsgesellschaften zur Universität ausgebaut. Sie gliedert sich in eine School of Arts and Science, of Theology und of Medicin mit zweijährigem Prämedikalkurs und je einem junior und senior College. Ihr ist auch ein kleines populäres Museum mit geographischen Karten, Modellen, z. B. über Weg- und Brückenbau, Beförderungsmittel, Aufforstung, Wohnung, Hygiene usw. angeschlossen, das die derzeitig in China bestehenden ungünstigen Verhältnisse zeigt und die Zustände, wie sie in Zukunft dort sein sollen. In diesem „Extension-Department“ werden auch öffentliche Vorträge abgehalten. Die Hochschule wird von ungefähr 300 Studenten besucht. Die Unterrichtssprache ist hier die chinesische (Mandarin). Besteht sonst von Ägypten bis hinüber nach Japan bei den christlichen Mittel- und Hochschulen die Gepflogenheit, Studenten aller Religionen und Rassen aufzunehmen, so finden hier an der Christian-University nur christliche Studenten Aufnahme. Auch die Professoren müssen auf dem Standpunkt des Christentums stehen. Ich hatte hier Gelegenheit, in der medizinischen Abteilung einen Studenten-Sonntagsgottesdienst mitzumachen, bei dem ein junger Chinese über „Christus und die soziale Frage“ sprach. Der Rektor der Universität, damals ein Mediziner, sprach dabei das Gebet.

Die evangelischen Missionsgesellschaften suchen sodann vor allem durch missionsärztliche Colleges bei der Heranbildung junger christlicher Ärzte Chinas einen entscheidenden Einfluß zu gewinnen. Eine ganze Reihe von solchen Anstalten dienen diesem Zwecke. Außer der bereits genannten medizinischen Fakultät der Universität von Tsinanfu nenne ich hier das North China-Union Women's Medical College in Peking, das Medical College in Mukden, das Canton Christian College, das Hackett Medical College for Women in Canton, die St. John's University in Shanghai, das Hunan-Yale Medical College in Changsha, die West-China Union University in Chengtu (vgl. auch Harold Balme, China and moderne Medicine, London 1921).

Besonders erwähnen möchte ich noch eine der bedeutendsten und zukunftsreichsten medizinischen Hochschulen Ostasiens, das unter dem Namen Rockefeller-Institut bekannte Peking-Union-Medical-College. Dieses Institut entwickelte sich aus einer früheren Stiftung, dem Union-Medical-College, das 1906 vom American Board of Commissioners for Foreign Missions (congregationalistisch), dem Board of Foreign Missions der presbyterianischen Kirche der Vereinigten Staaten, der Londoner Missionsgesellschaft und später auch der methodistischen Universität von Peking, der anglikanischen Bibel-Gesellschaft und der missionsärztlichen Vereinigung Londons begründet und bis 1915 von ihnen auch geleitet wurde. Seit 1915 übernahm dann der China-Medical-Board der Rockefeller-Stiftung ihren vollen Unterhalt und Ausbau. Der prächtige, in chinesischem Palast-Architektur-Stil, ich möchte fast sagen mit verschwenderischer Pracht erbaute Gebäudekomplex mit seinen wundervollen grünen weitausladenden Ziegeldächern umfaßt eine vormedizinische Schule (3 Jahre), eine Medizinschule (5 Jahre), beide für Studenten und Studentinnen offen, sowie eine Schule zur Heranbildung von weiblichem Pflegepersonal (4 Jahre). Ein modernes, allen Bedürfnissen der Neuzeit entsprechendes Krankenhaus mit 235 Betten ist damit verbunden. Die Gebäude, wie auch der interne Betrieb sind als Vorbild für die medizinische Erziehung Chinas gedacht, zur Heranbildung einer Elite von chinesischen Ärzten und Ärztinnen.

Dem Rockefeller-Institut gegenüber rufen die veralteten und etwas stark vernachlässigten Gebäude der staatlichen Universität von Peking in schreiender Weise nach Ausführung des zwar längst auf dem alten Exerzierplatz der mandschurischen Bannertruppen im Norden außerhalb der Stadt zwischen Peking und dem gelben Tempel geplanten, aber infolge des Krieges und der finanziellen Ohnmacht des chinesischen Staatswesens wohl in weite Zukunft verschobenen Neubaus. Der Geist an der Pekinger Universität soll freilich etwas stark radikal links gerichtet und bolschewistisch beeinflußt sein. Während meines Aufenthaltes in China konnte ich des öfteren in den Zeitungen von Streiks lesen, wodurch die chinesischen Studenten den Rücktritt des unbeliebten Unterrichtsministers Peng-Yun-Yi zu erzwingen suchten. Auch die Normalschule von Nanking ist stark soziali-

Digitized by Google

stisch eingestellt. Die Studenten scheinen sogar an chinesischen Hochschulen manchmal auch den Professoren gegenüber ihre Wünsche recht eindrucksvoll zur Geltung zu bringen.

Ich habe überhaupt auf meiner ganzen Fahrt den Eindruck gewonnen, daß die studierende Jugend der von mir besuchten Länder, von Ägypten bis China und Japan, sich gerne politisch betätigt, und zwar zumeist in ausgesprochen nationalem Geiste. Auch in China gilt der studierenden Jugend die Zukunft ihrer Nation als heiligstes Problem. Die starke Welle nationaler Gesinnung, die über unseren ganzen Erdenstern flutet und das Selbstbestimmungsrecht der unterdrückten Völker unter den verschiedensten Rufen wie „Afrika den Afrikanern, Ägypten den Ägyptern, Indien den Indern, Java den Javanern" fordert, findet natürlich in den empfänglichen Herzen der studierenden Jugend als der angehenden Führer dieser Völker ein besonders günstiges Erdreich. Mag man vielleicht diese politische Einstellung der Jugend, zumal wenn sie allzu stark hervortritt, in etwas bedauern, so hat sie doch anderseits auch ihre recht erfreulichen Lichtseiten. Zudem läßt sich ja nicht bestreiten, daß an diesen ostasiatischen Hochschulen mit viel Fleiß und Emsigkeit gearbeitet wird, um ihr eigenes Volk zu heben. Es bleibt nur bedauerlich, daß dieser modernen Jugend, in China zumal, manchesmal allzusehr die bisher als heiliges Gut gehütete Pietät gegen Altererbtes und vaterländische Gepflogenheiten mangelt, daß sie sich allzusehr vom ungezügelten Geist des Kritizismus beherrschen läßt, der unter dem Deckmantel der Wissenschaftlichkeit nur gar zu viel Oberflächliches, Unverstandenes, Fortschrittliches und Ungläubiges aus der modernen Literatur des Westens wie auch Amerikas in sich aufnimmt und durch Übersetzungen allerart auch in die weiten Kreise des Volkes zu leiten sucht.

In Manila erhielt ich eine Einladung zur Eröffnungsfeier der päpstlichen Universität der Dominikaner, S. Thomas, die gerade während meiner Anwesenheit am 2. Juli ihr neues Studienjahr (1923/24) begann. In ihren farbenprächtigen Talaren saßen die Professoren, darunter auch viele Laien, zu beiden Seiten des Festsaales, in der Mitte präsidierte der päpstliche Delegat. Nach der Eröffnungsrede eines der Professoren über den „Einfluß der Universität des heiligen Thomas auf die Förderung der höheren Bildung auf der Inselwelt der Philippinen", die den Teilnehmern am Schlusse gleich gedruckt überreicht wurde, ergriff der päpstliche Delegat das Wort zu einer zündenden Ansprache, in der er die jahrhundertealten Verdienste der Universität — 1611 begründet — pries und dann die Verteilung der Preise für das vergangene Studienjahr vornahm. Das Fest schloß mit einer Bewirtung der Lehrer und Gäste. Dieser von echt spanischem Geiste, vom Feuer der Beredsamkeit, wahrer Grandezza und Farbenpracht beherrschten Feier konnte sich die Eröffnung der Columbia-Universität in Neuyork, zu der ich Ende September geladen war, nicht im entferntesten vergleichen. Lebt doch dort in Manila trotz all der veränderten Verhältnisse in der stillen Einsamkeit der S. Thomas-Universität noch etwas vom versunkenen Geiste des einst weltbeherrschenden Spaniertums, das uns sonst nur noch aus den überwucherten Ruinen so mancher Kirchen im Lande entgegenspricht. Freilich hat die Thomas-Universität bereits auch die starke Konkurrenz der philippinischen Staatsuniversität und noch zweier anderen in Manila bestehenden Privatuniversitäten zu fühlen.

Von technischen Hochschulen des fernen Ostens hatte ich Gelegenheit, unsere deutsche Schule in Woosung bei Shanghai zu besichtigen. Als Stiftung deutschen Geistes und deutscher Industrie steht sie heute zwar unter chinesischer Verwaltung, aber der Geist, der sie beherrscht, ist der unserer deutschen Hochschulen. Freilich steht auch sie erst im Anfange ihres Werdens. Ihr Internat bietet ungefähr 100 Studenten Platz. Es wäre dringend zu wünschen, daß der regen Nachfrage entsprechend noch weit mehr Schüler aufgenommen werden könnten. Die Einrichtung der Hörsäle, Laboratorien und Werkstätten ist dank der Mithilfe der deutschen Industrie und Regierung mustergültig geworden. Manche ihrer Schüler erhalten ihre Vorbildung auch an der Mittelschule der katholischen Mission in Tsining (Südshantung). Nur erwähnen möchte ich hier auch das verdienstvolle Wirken unserer deutschen Medizinschule in Shanghai, welche der Heranbildung einheimischer Ärzte dient. — Ist es hier Deutschland, deutsches ärztliches Wissen und Können, das der physischen Not im Reiche der Mitte Hygiene und Heilung bringen will, so will Japan ein gleiches erreichen in Mukden durch die Medizinische Hochschule der Südmandschurischen Eisenbahn, die auch schon von der japanischen Regierung reiche Unterstützung erhält. Japan hat sich hier in Mukden durch die Bahnhofsanlagen wie den hübschen sauberen japanischen Stadtteil, speziell auch die erwähnte Hochschule mit ihren gut gebildeten japanischen Lehrkräften, eine vorzügliche Kulturpropaganda geschaffen.

Auf Java ward mir die Möglichkeit, die technische Hochschule in Bandoeng zu schauen. Bandoeng überflügelt ja ob seiner gesunden Höhenlage allmählich Batavia und die übrigen Städte Javas weit. In nicht gar langer Zeit wird wohl auch die Kolonialverwaltung aus Buitenzorg dorthin übersiedeln. Eine fieberhafte Bautätigkeit herrscht in dieser jungen prächtigen Stadt mit ihren schönen schattigen Straßen. Draußen dehnen sich neben den Anlagen eines ganz modernen Krankenhauses auch die Gebäude der erst am 3. Juli 1920 eröffneten Technischen Hochschule aus (Koninklijk Instituut voor Hooger

Digitized by Google

Technisch Onderwijs in Nederlandsch Indie). Im Batak-Hausstil mit geschweiften Dächern errichtet, bietet die Anstalt mit ihren verschiedenen, von roten Blüten üppig umwucherten Pavillons, ihren Eingangstoren aus Betonsäulen, ihren modernsten Maschinen einen ganz vorzüglichen Eindruck. Der gegenwärtige Rektor Magnificus Klopper, der Hauptmitbegründer und Schöpfer der Hochschule, hatte die Liebenswürdigkeit, mich mit seinem Auto — Java ist ja eines der Hauptländer des Automobilverkehrs — zur Schule zu bringen und mich durch die Hörsäle, Laboratorien, Sammlungen, die Materialprüfungs- und physikalische Abteilung usw. zu geleiten. Die Schule ist bestimmt, jungen Javanern in vierjährigem Unterrichtsgange vor allem in Weg- und Wasserbau (Tiefbau) und den entsprechenden Hilfswissenschaften eine gründliche Unterweisung zu geben, besonders auch in der Kenntnis des Materials wie des Handwerkszeuges. Natürlich kommt es vor allem auf die praktische Ausbildung der jungen Leute an. Zur Vorbildung haben sie neben der Vorschule eine höhere Bürgerschule (Art Realschule) zu besuchen. Die Zähigkeit der holländischen Professoren, die ihre Studien vielfach an unseren deutschen technischen Hochschulen gemacht haben, wird hier sicherlich Vortreffliches leisten, zumal die Regierung der Hochschule eine weise Förderung angedeihen läßt. Die Besichtigung hinterließ in mir einen vorzüglichen Eindruck. Sie scheint mir eine der besten technischen Hochschulen des ganzen Ostens zu werden. Bemerkenswert ist, daß die ganze Einrichtung hier an Ort und Stelle selbst vollständig geschaffen wurde. Eine Instrumentenfabrik wie eine Glasbläserei ist der Anstalt, die in ihren echt tropenmäßigen, luftigen, hohen Hörsälen und Werkstätten sich dem Tropenklima weise anpaßt, angeschlossen. Auch sonst überzeugte mich mein Aufenthalt auf Java und Bali, daß die holländische Kolonialregierung der Bildung und Erziehung der Eingeborenen ihres gewaltigen Kolonialbesitzes ein treubesorgtes Augenmerk zuwendet.

Von den Universitäten Nordamerikas sah ich auf meinen Kreuz- und Querfahrten manche von Berkley bei San Franzisko bis herüber nach Neuyork. Auch hier überall weite Sportplätze, prächtige Gebäude, über deren Kostenhöhe jeder Führer etwas aufdringlich berichtet. Die ganze Anlage meist außerhalb des Bereiches der Städte. Auch hier wesentlich jüngere Hochschulen, mit all den Vorteilen des amerikanischen Reichtums der einzelnen Staaten und den Nachteilen, wie sie aus dem mehr praktisch orientierten Studentenmaterial und der Jugend dieser Anstalten sich ergeben. Die Universität in Boston freilich darf sich den englisch-europäischen Schwesternanstalten ebenbürtig an die Seite stellen. Erwähnt wurde von mir bereits auch der mächtige Einfluß des Angelsachsentums, speziell Amerikas auf die studierende Jugend des Ostens. Auf meiner Fahrt von Shanghai—Yokohama—Vankouver waren auf unserem Schiffe eine gänze Anzahl junger Chinesen und Japaner beiderlei Geschlechts, die zur Fortsetzung ihres Studiums an die verschiedensten amerikanischen Universitäten gingen. Amerika entfaltet in Fernasien eine gewaltige Kulturpropaganda. Der Amerikaner weiß eben den Einfluß dieser später in ihre Heimat zurückkehrenden jungen Leute mehr als wir Deutsche einzuschätzen. Er sieht in ihnen die künftigen Pioniere des amerikanischen Handels und schließlich auch seines politischen Einflusses. Inwieweit etwa das vom allgemeinen Menschheitsstandpunkt aus bedauerliche Einwanderungsverbot für die Japaner nach Nordamerika eine Änderung hierin mit sich bringen wird, bleibt der Zukunft vorbehalten. Trügen nicht alle Zeichen, so bereitet sich bereits Frankreich vor, das Erbe der Kulturpropaganda Amerikas im Lande der aufgehenden Sonne an sich zu reißen und tatkräftigst zu fördern. Ich möchte nur wünschen, daß manchen deutschen Hochschullehrern und auch unserer Regierung die Tragweite einer deutschen Kulturpropaganda im Osten wie einer Förderung dieser ostasiatischen Studenten an unseren Universitäten viel mehr als bisher zum Bewußtsein käme.

Zum Schluß noch ein kurzes Wort über das Frauenstudium in Ostasien. Wie bereits oben erwähnt, haben die Frauen zu den ostasiatischen Hochschulen freien Zugang. Was das bedeutet, kann nur ermessen, wer den Geist kennt, der die Familienwelt Ostasiens bis in die jüngste Zeit beherrschte, wer weiß, daß speziell in China bis zum Jahre 1905 ausschließlich das jahrtausendealte Schul- und Prüfungssystem herrschte, daß nur die Kenntnis der altklassischen Literatur des Konfucianismus den Zugang zu den Staatsämtern, und zwar nur für Männer öffnete. Indes China und Japan haben in den letzten siebzig Jahren ihrer Geschichte eine Zeitenspanne übersprungen, zu der die abendländische Entwicklung mehr denn 500 Jahre benötigte. Heute hat die Frau in Fernasien nicht bloß in den mittleren Berufen des Bürowesens allerart, als Lehrerin an den verschiedensten Schulgattungen eine weite Berufsmöglichkeit, es steht ihr auch der Weg als Ärztin und eine überreiche Betätigungsmöglichkeit auf sozialem und charitativem Gebiete allerart offen. Wir brauchen uns nicht zu wundern, daß sich die Zahl der studierenden Frauen auch in Fernasien von Jahr zu Jahr mehrt. Ihre überreiche Zahl fiel mir vor allem an der Staatsuniversität von Manila auf, wo eine Menge junger Philippinerinnen ihre Vorbildung zumal als Apothekerinnen empfangen. In China und Japan dürfte vor allem die Mitwirkung der Frauenwelt in der Erziehung des weiblichen Geschlechtes eine weitausgedehnte Lebensaufgabe der heranwachsenden jungen Frauengeneration darstellen.

Digitized by Google

Der Wächter. Gemälde von Oskar Wolfgang Scharrer
(Aus Brakls Kunsthaus, München)

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Freier. Von Friede H. Kraze

Zum erstenmal wieder nach nahezu zwanzig Jahren zog Herr Rochus von Husen altgewohnte und herbstlich verklärte Straßen. Auf seiner räumigen Stirn, die überdies an beiden Seiten in die Dunkelheit eines noch immer stattlichen Haarwuchses hineinstrebte, stand der Schweiß in kleinen Perlen. Aber es wäre unrecht gewesen, die Sanftmut der Jahreszeit hierfür verantwortlich zu machen. Oder den gefransten Umwurf — denn Herr Rochus trug, dem eleganten Geschmack jener Tage entsprechend, kariert und auf Schottisch — zumal die Isabellenstute, langjährig bewährte Freundin, sich verpflichtet hatte, für die Steigung des Weges aufzukommen.

Vielleicht aber mochte die beperlte Stirn, ebensowohl wie eine bestimmte Unregelmäßigkeit des Herztaktes damit zusammenhängen, daß dieses selig schimmernde Land, südlich des Mains, Herrn Rochus von Kränzen der Erinnerung umflochten, noch seliger erschien. Der Orient, welchen er bereist hatte, die Rosengärten von Schiras und die Würznäglein beider Indien eingerechnet, dünkte ihn nicht so süß und berauschend wie der Duft dieser heimatlichen Berge. Hier blühte im Frühling die Rebe. Jetzt waren die Trauben reif. Das Land schwamm im Wohlgeruch, Reseda und letzten Rosen.

Herr Rochus atmete tief herauf und gleichsam mit jeder Pore. Und da im gleichen Augenblick ein schnurröckiger Jüngling, ein Geigenfutteral im Arm, mit freimütig wehenden Kragenzipfeln bergan ihm vorüberstürmte, tastete Herr Rochus, leicht zusammengeschobener Brauen, mit der behandschuhten Linken an der eignen sehr hohen und einschränkenden Halsbinde. Aber da er für Auflockerungen der Form nicht vorbestimmt war, vielmehr mit den feinsten Fasern seines Wesens eigentlich um fünf Jahrzehnte rückwärts wurzelte, zwischen gefältelten Jabots und gepuderten Haarbeuteln — so trocknete er, kurz entschlossen, mit gemustertem Seidentuch die Stirn, rückte sich zusammen in den schmalen Schultern und hielt, gemessenen Trabes, auf das Weingut zu, auf der Höhe des sanftesten dieser sanften Hügel.

Von der Wegbiege aus, die Herr Rochus soeben, ohne sich zu übereilen, erreicht hatte, gewahrte man bereits die hohe, von Waldrebe und Efeu umwucherte Mauer des Gartens. In ihrer Mitte zwischen zwei anmutigen Pfeilern schwang seltsam ein Bohlentor. Die Vasen auf den Pfeilern hoben beide einen brennenden Busch, Geranium und Nasturzium, in den ausruhenden Himmel. ‚Wie damals!' dachte Herr Rochus. ‚Wie damals!' —

Nun — ein Husen hat Zeit. Er konnte es abwarten, bis er auch das Wappen mit der Hand unter den Vasen erkennen würde. Mit dieser Hand hing der Name des Weingutes zusammen. „Handwerkel" gehörte den Reblings an die anderthalb Jahrhunderte. Frau Marianne Baumgartner, die jetzige Besitzerin, eine geborene Rebling, war seit drei Jahren verwitwet.

Zu Lebzeiten Heinrich Baumgartners hatte man jedes Jahr ein paar Sommerwochen auf dem Landsitz zugebracht. Längere Zeit konnte der Augsburger Handelsherr sich nicht abmüßigen. Aber wie er seine Frau überhaupt auf Händen getragen, so hatte er auch ihr Erbgut mit Geschmack, Liebe, Ehrfurcht und reichlichen Mitteln in seinem ihm eigentümlichen Wesen wohl zu erhalten gewußt. Seit ihres Mannes Tode hatte Frau Marianne mit ihren drei Töchtern sich kaum noch für längere Zeit von Handwerkel trennen mögen. Auch für sie lag der Schimmer der Erinnerung über diesem Lande. — —

Was nun Herrn Rochus betrifft, der mit eigner Reisekutsche, zimmetfarbenem Diener, Reitpferd, unzähligen Koffern und Schachteln und einem Papageien manchen Tag von Nordwesten her unterwegs war, so hatte er gestern in der Traube, unten in der Stadt, Quartier genommen. Über Handwerkel wußte er bereits alles, was er zu wissen wünschte. Vielleicht sogar wußte er mehr. Denn wiewohl der Traubenwirt stotterte vor Aufregung und Glück, daß die Ehre, diesen hohen Gast samt Kutsche, zimmetfarbenem Diener, Leibpferd, Koffern und Schachteln und Papageien zu herbergen, ihm zugefallen war und nicht dem hinterrücks frisch angestrichenen „Hirschen" im Lindwurmgäßle — so gab ein frischer Heuriger zuletzt eine Zuversicht, und überdies hatte der Traubenwirt Herrn Rochus erkannt. Jeder Husen nämlich hatte eine besondere Art, die Finger der rechten Hand zu bewegen: als ob er bereit sei, die Laute zu schlagen. Er mochte mit selbiger Hand den Degen regieren oder die Feder, eine Liebste herzen oder einen Hahnen zerlegen. Diese eigentümliche Bewegung, an welcher ein Husen kenntlich war, hing wahrscheinlich zusammen mit einem entfernten Urahn, dem seligen Minnesänger am Rhein.

Digitized by Google

Nun, der Traubenwirt sollte sie wohl kennen, die Husens vom Stein, die alle so märchenhaft zu bechern verstanden, zu erzählen und zu schenken. Ein Jammer, daß der Besitz seit einer Mandel Jahre bereits in andere Hände gekommen war.

Er lag, ein edler, aber nicht prunkvoller Barockbau, in die Sonne und Innigkeit dieser Landschaft gebettet, gleichfalls auf einem samtnen Rebhügel, Handwerfel gegenüber. Herr Rochus hatte als junger Mensch, fast noch als Knabe, etliche Wochen dort bei den Husens vom Stein verlebt.

Jetzt, da er bergan trabte, immer ohne sich zu übereilen, entrückte eine neuerliche Biegung des Weges Handwerfels Mauer und Tor wieder seinen Blicken, um statt dessen zu seiner Linken die Stadt noch einmal vor ihn hinzustellen: zusammengefaßt und wie die Schließe zu einer langen Kette der Erinnerungen. Darüber kam ihm der verflossene Abend und seine Ankunft wieder in den Sinn.

Grade wie gestern seine Reisekalesche, so war vor zwanzig Jahren die Postkutsche mit ihm durch das rundbogige und rotbraun behelmte Tor in die Stadt eingefahren; grade so hatte der Spitz des Bäcken hinter ihnen drein gekläfft. Und über dem Gekläff des Spitzen und allen anderen erdhaften Tönen schwebte ein helles, kristallenes Glöckchen, unschuldig wie eine Taube, Hand in Hand mit der leidenschaftlich rufenden Glocke von St. Petri, hoch über dem dunklen, urweltlichen Gedröhn des Münsters im Grund.

Grade wie damals schafften Ochsengespanne die riesenhaften Bottiche voll Trauben in die Stadt. Daß es aussah, als solle wieder einmal der Kalk der Befestigungsmauer zu besserem Schutze mit goldenem Wein angerührt werden. Grade wie damals quoll heiteren Frauen der Segen übermäßig aus den getürmten Gelten auf dem Rücken. In den Ladenstuben der Bäcken, die frischen Heurigen verzapften, wurde es hell und lebendig. Kinder schleppten auf Stangen, zwischeneinander, Früchte alttestamentarischen Umfangs. Windlichter und Papierlaternen malten kleine rote und goldne Höfe auf die Sitzplätze zu seiten der Haustüren. Überall auf Hausstaffeln, schmalen, holprigen Gäßchen und breiten, gepflasterten Plätzen sang es und lachte und scherzte. Böse knatternd entfuhren Raketen und Schwärmer der Enge der steilgegiebelten Gassen, um sich, hoch und befreit, in himmlischen Buketts auseinander zu tun. Und im tiefen Keller der Küferei, wo die gewaltigen Stückfässer lagerten, brannte Tag und Nacht auf der Erde ein Feuer, unverdeckt, wider die ausbündigen Rauschgeister, damit sie, den Spundlöchern entstürmend, nicht Rache übten und Kopf und Sinne ihren Wächtern ganz völlig verwirrten.

Ja, allen stieg er noch immer zu Kopf, der schäumende Heurige. So zwar, daß gestern die übermütigen jungen Dirnlein die Einsamkeit des vornehmen Reisenden nicht länger mitanzusehn vermochten. Mehr denn eine hatte gezögert neben dem Tisch unter den blühenden Oleandern vor der Wirtsstube. Hand in Hüften gestemmt, hatte sie herzlich die Zeit geboten oder mit langsam tastender Gebärde, wie im Vorübergehn, eine zuckrige Traube neben das Kristallglas gleiten lassen.

Denn wenn gleich das üppige schwarze Haar des Herrn Rochus bereits leicht silbern überflogen war, die Gestalt war noch ebenso schlank und lässig anmutig in der Haltung wie vor zwanzig Jahren, und vor allem hatte sein Schutzengel dafür gesorgt, daß er die Husenschen Augen mitbekam. Es waren eigentümliche Augen. Sie betörten, ob sie es wollten oder nicht. Denn niemals waren sie auch nur für einer Minute Dauer dieselben und gleichen. Nie wußte man, waren sie von unergründlicher Schwermut, oder spotteten sie ein wenig. Nein, niemals wußte man, ob ihr Feuer nicht in Asche gesunken sein würde, ehe man noch die Hand ausgestreckt hatte, sich daran zu wärmen. Alle Husens hatten solche Augen seit Jahrhunderten. Sie mochten gleichfalls von dem Urahn herstammen.

Wie gesagt — so ganz nebenbei und fast ungefragt — hatte Herr Rochus vom aufgeschlossenen Traubenwirt in Erfahrung gebracht: Frau Marianne sei noch immer sehr schön. Schöner beinah als alle ihre drei Töchter, zusammengefaßt als die „Rebblüten“, die mittlerweile auch in das heiratsfähige Alter traten. Jedenfalls die älteste, mit dem heidnischen Namen Diana, der aber Herrn Rochus recht wie für sie gemacht schien, nach Beschreibung ihrer Person. Lalla hingegen, die zweite, die eigentlich Renate hieß, mußte weich und pflaumig und süß sein und dunkel wie eine blaue Traube. Aber selbst das Hexlein, die jüngste Sechzehnjährige — nun, die hatte es gar erst recht in sich. Wie der Traubenwirt von ihr erzählte, deuchte sie Herrn Rochus wie der Wein dieses Landes: goldblond, träumerisch, zärtlich ins Blut rinnend, und plötzlich steil auflodernd wie eine Feuergarbe. Ja — die mochte auch bald anfangen, in etlichen Köpfen herumzuspuken.

Übrigens Herr Melchior Baumgartner, Ratsherr aus Augsburg, der Vetter vom

Digitized by Google

seligen Herrn, er nahm recht oft Quartier auf Handwerfel. Die Trauerzeit war ja nun um, schon lange. Die schöne, schmale Hand von Frau Marianne war wiederum frei. Vielleicht, daß sie erst die erwachsenen Töchter wollte versorgt wissen ...

Nach solchen Nachrichten am gestrigen Abend hatte Herr Rochus beinah gedacht, ob er auch besser täte, die geräumige Kutsche am nächsten Morgen gleich wieder anspannen zu lassen. Sie hatte schon mehr Meilen hinter sich als die paar fünfzig, die zwischen hier und Köln am Rhein mochten liegen, wo ihm in der Albertusstraße ein altes, stattliches, so sehr leeres Haus stand. Aber hatte er nicht in den Kästen der Kutsche und allen Koffern und Schachteln so mancherlei verstaut, was er von den letzten Reisen mitgebracht hatte? Bei dem Stück pfauenblauer Seide mit goldnen Schmetterlingen bestickt, hatte er immer an Dianen gedacht, die sein Patenkind war, wiewohl er zur Taufe sich hatte vertreten lassen. Und über den elfenbeinernen Fächer und die Teetassen, durchsichtig wie Kirschblüten, meinte er, würde Renate sich freuen, die Lalla genannt wurde. Die chinesischen Götzen aber, ein Dutzend ineinander geschachtelt wie eine Reiseapotheke und die Korallenschnüre, die paßten gewiß für das Hexlein.

Übrigens zuletzt — ein Geschmeide aus lila Opalen war auch noch vorhanden. Ein Geschmeide, mild, schwermutsvoll und plötzlich aufglühend wie ein Husenscher Traum. Nun, von diesem Schmuck hatte Herr Rochus einstmals geglaubt, daß er gleichfalls eine Bestimmung auf Handwerfel habe, und es war nicht wohlgetan, so kostbare Stücke der Reichspost anzuvertrauen, zuverlässig und unanfechtbar wie solche Institute auch sind.

Um nun alle Gründe für oder wider eine sofortige Rückreise miteinander zu vergleichen und gerecht gegeneinander abzuwägen, war Herr Rochus am verflossenen Abend hinaus auf den betauten Anger gewandert, vor der Stadt. Aber als er dort draußen im Mondschein und weißen Nebelgespinst wie verzaubert stand, hatte er es plötzlich ganz deutlich wieder gespürt: Das! Was er sein Erlebnis nannte!

Vor zwei Jahren war es gewesen. Grade um diese Zeit. Auf Ceylon. Dort hatte er zum erstenmal im Traum den Nußbaum erblickt. Einen Nußbaum, in der Tat. Er erinnerte sich noch an jede Einzelheit. Denn an demselben Tage hatte der Python seinen kleinen Achmed erwürgt. — Herr Rochus hatte grade gemeint, ein seltnes Jagdglück verzeichnen zu dürfen. Es war ihm gelungen, eine weibliche Pythonschlange zu töten, während sie träumerisch beschäftigt war, einen Büffel zu verdauen. Seine Diener hatten sie im Triumph mitgeschleift, anstatt sie an Ort und Stelle zu häuten. Das Männchen aber, wie es diese sympathischen Wesen in pietätvoller Gewohnheit haben, war seiner verblichenen und besseren Hälfte nachgezogen auf viele Meilen hin. Achmed, der kleine Koch mit den schönen melancholischen Augen, hatte es büßen müssen.

Kurzum in jener Nacht, hinter seinem Moskitonetz, hatte Herr Rochus plötzlich einen Baum aufwachsen sehn. Mitten zwischen Brotfrucht, Sagopalmen, Zuckerrohr und anderem Wunderfrevel. Es war ein Nußbaum. Niemand hätte es leugnen können. Ein Nußbaum, wie sie daheim wuchsen am Main und am Rhein und sonstwo in Deutschland. Aber trotzdem war es kein allgemeiner Nußbaum, der überall hätte wachsen mögen. Vielmehr bestand seine eigenste Wesenheit darin, daß er in männlicher Brusthöhe eine Art Schild oder Wappen auf seinem Stamme trug. Sah man aber genauer hin, so entdeckte man die breitgewulstete Narbe eines eingeschnittenen Herzens, in dem zwei Buchstaben sich zärtlich verschlangen: ein R und ein M. —

Nun — ein Husen hat Zeit. Herr Rochus packte nicht spornstreichs seine vielen Koffer voll Merkwürdigkeiten und reiste nach Deutschland zurück. Auch als nach einem Jahr die Todesnachricht von Herrn Heinrich Baumgartner durch das Reisschiff aus Kanton scheinbar durch Zufall an ihn gelangte, gab er sich noch Zeit. Hingegen, ein paar Monate darauf, als alles bereit war, und durch Vermittlung jenes ihm so seltsam Freund gewordenen Mandarinen die märchenhafte Aussicht winkte, in das geheimnisvolle Innre des Reiches der Mitte zu gelangen, erklärte er plötzlich, daß er am folgenden Tage das Bremer Schiff besteigen müsse und nach Deutschland zurückkehren. Denn in der verflossenen Nacht war zwischen Brotfrucht und Tigern und Affen und chinesischen Mauern plötzlich wieder dieser deutsche und besondere Nußbaum gestanden. Das Herz seines Stammes aber hatte gelodert, als seien die zwei zärtlich verschlungenen Buchstaben zwei Fackeln.

Wie gesagt, dieser Nußbaum, um dessentwillen Tausende von Meilen zurückgelegt wurden, er hatte plötzlich im Nebelgespinst des Angers wiederum vor Herrn Rochus gestanden. Da es jetzt wirklich nur noch einer kleinen Wegstunde bedurfte, konnte man schließlich erkunden, ob dieser Traumbaum nach einem lebendigen Vorbilde geschaffen war oder nicht.

Alle diese Erwägungen hatten gestern

Digitized by Google

abend Herrn Rochus in Anspruch genommen. Heut war er auf dem Wege nach Handwerfel. Er ritt seine Isabelle aus dem Handgelenk, und er gab ihr die Zügel. Ein Husen hat Zeit. Entschieden hatte er mehr Zeit als jener Ritter, dem Handwerfel den Namen verdankte. Irgendeinem Herzog war im dreizehnten Jahrhundert dieses ganze Gelände zu eigen: Wälder und Weiher, Berge und Burgen. In einer fröhlichen Laune—die Herren kamen just von der Sauhatz — bestimmte der Herzog, die Burg, die verklärt wie das himmlische Jerusalem der hohen Ferne enttauchte, sie solle demjenigen gehören hinfort, der das Tor der Ringmauer zuerst mit der Hand berührte. Als dem zuvorderst Dahinjagenden das Tier strauchelte, zehn Pferdelängen vor dem Ziel, riß der Reiter das Schwert aus der Scheide, hieb die Linke herunter, schleuderte sie mit der Rechten und traf blutig als erster das Bohlentor. Die Burg wurde ihm zugesprochen. Etliche Ruinentrümmer ragten noch heute im Garten. Das Geschlecht starb aus. Der Name Handwerfel blieb, und das Bohlentor und die steinerne Hand zur Erinnerung.

Herr Rochus, der bisher gemächlich getrabt war, als habe er die ganze Ewigkeit vor sich, fiel plötzlich seiner Isabelle in die Zügel, daß sie zusammenschreckte. Glück für sie, daß die Steigung so gut wie überwunden war. Denn Herr Rochus hatte mit einemmal in seinen verschleierten Augen einen Blick wie funkelnden Stahl. Und die schlanke, behandschuhte Rechte zischte die Gerte leicht und doch fühlbar auf den bereits vorwärts gedehnten Hals des erstaunten Tieres: Hatte der Schutzengel laut genug ‚Obacht' gerufen und ‚Aufgepaßt' diesmal?! —

Eine Weile später, kurz vor dem Bohlentor, ließ Herr Rochus die Stute aus dem gestreckten Galopp wieder in Trab fallen. Sein Herz stieß zu heftig. Er schickte die Blicke rundum wie von Ruhe zu Ruhe über den grünblauen und rostbraunen Sammet der Weinberge. Vielleicht daß das Blut davon milder wurde. Denn immer wieder standen unter Lidern, seitlich ein wenig heruntergezogen, ein Paar Augen vor ihm klar, grau wie spiegelnde Wasser. Manchmal aber ging ein jäher Schatten über das viele Licht. Dann wurde Tiefe daraus, deren Grund ein zärtliches und träumerisches Geheimnis verbarg. Ob Heinrich Baumgartner das Geheimnis dieses Grundes gelöst hatte? — —

Herr Rochus ließ seine Blicke schweifen. Die Stadt im Tal lag so tief den Bergen in Schoß gesunken, nur die flammenden Kreuze auf den Knäufen der Türme überragten die Steigerung. Aber selbst ihr Gold wurde matt in dem seligen Reiferausch aufkletternder Gärten und dem Glühen der Rebhänge. Wäre nicht am blasseren Horizont das süße Sehnsuchtsblau noch fernerer Hügel gestanden und hätte die stürmenden Herzschläge des Lebens eingefangen und leise gestreichelt — es hätte etwas zerreißen müssen wie eine allzu straff gespannte Saite. Und da in diesem Augenblick ein seliger Aufschrei drüben vom Hügel kam, wo die vielen weißen Kopftücher der Winzerinnen wie Blumen blühten, empfand es Herr Rochus wie Erlösung. Als habe das Jahr in der Stunde vor dem Abschied den Mund gefunden, der sein trunkenes Glück aussagte. —

Ja — zuletzt war schließlich das Tor erreicht worden. —

Herr Rochus ritt auf den Hof. Er schien wie im Dornröschenschlaf. Niemand antwortete dem Klang der Hufe auf den Steinen noch dem Zwitschen der Reitgerte. Herr Rochus sprang ab. Er schlang den Zügel des Pferdes um einen Baumstamm. Ein Nußbaum? Jawohl. Aber ganz jung. Nun, bis er den anderen gefunden — länger denn eine Stunde mochte es nicht währen — sollte dieser mit der Haut wie Seide sein Pferd hüten.

Als er noch unschlüssig zögerte: „Mariand Joseph!" — Aus der ebenerdigen Tür im Seitenflügel winkte und grüßte aufgeschreckt eine Dormeuse. Um den Mund eines lieben, alten Runzelgesichts liefen viele kleine Gräben heiterer Schwingung beide Wangen hinauf. Und selbst jetzt bei erschrecktem Anruf trennte die zwei heiligen Namen das aufgehobene Ringelschwänzchen eines Lachens. — Herr Rochus fühlte eine seltsame und starke Bedrängnis hinter der Halsbinde. — Das Babettle! Die Lachtaube! Diese Verkörperung von Dienstbotentreue, von Fleiß und von Heiterkeit. Eine Wenigkeit mehr noch war sie in die Breite gegangen — eine Wenigkeit nur. Denn ihre Figur war damals schon aus lauter Kreisen und Wellen und großen und kleinen Kugeln und Halbkugeln gebildet. Alle die vielen Leberknödel und Grießknödel und Dampfnudeln und Gugelhupfen, die sie ihr Lebtag gesotten und gebraten und gebacken, hatten eine Erinnerung zurückgelassen.

Die altgewordene Schaffnerin, immer zwischen zwei Lachgluckserchen, knickste und vertrat die Herzlichkeit und die Gastfreundschaft des Hauses. Ein Besucher und ein Fremder — denn ein Hiesiger tät's doch wissen. Gar niemand ist heut daheim. Wo keine einzige Hand kann entbehrt werden. I gar! Hat der Herr die Schießerei nicht gehört und das Singen, und die weißen Tücher

Digitized by Google

gesehn und die bunten Röcke drüben bergshinauf? Wo sie die letzten Trauben heut schneiden und einbringen? Alle sind draußen und helfen, die Madame Rebling, der Herr Baumgartner, die Mädlen und — alle. Aber bald müssen's heimkommen. Die Schatten ziehn schon arg lang. Die Tag kürzen schon recht. Wie lang mag's dauern — und die Gäns' werden fett nach Martini! — Und getanzt wird heut abend. Soviel junges Blut! Und einen guten Wein hat St. Urban heuer beschert. — Werden nicht der Herr einen kleinen Imbiß genehmigen? — Im Gartensaal — oder daheraußen besser, wo die weißen Bänk stehn unterm Nußbaum ...

Ja — wenn das Babettle im Zug war, da konnt' so leicht keiner ein Wörtlein dazwischen schmuggeln, denn in jeden kürzesten Schnaufer ringelte doch gleich wieder das Lachschwänzchen.

Aber wie Herr Rochus seltsam und wie im Bann ihr zuhörte, merkte er gar nicht, wie sich ihm die festgeschlossenen, in den Winkeln leicht heruntergezogenen Lippen lockerten, wie etwas die Schwermut aus seinen Augen fortwischte und das bronzebraune Gesicht über der steifen, sehr hohen Halsbinde irgendeinen neuen und reicheren Lebensstrom erhielt. Er hatte wirklich nicht die geringste Ahnung, daß er über dem Erzählen und den vielen herzlich warmen Lachkringelchen vom Babettle einen Atemzug lang sein Bubengesicht zurückbekommen hatte. „Mariand Joseph!“ schrie aber bereits das Babettle, schlug in die Hände, faßte, gluckfernd wie ein Quellchen und ohne viel Aufhebens den kostbaren Fremden mit zwei rundlichen Fingern an dem karierten Ärmelzeug und drehte ihn sachte der Sonne entgegen. „Gott soll mich strafen — und was wird unsre Frau Mariann' für Augen machen — wenn das nicht das Lausbüble ist — Jessas — der gnädige Herr Rochus von Husenstein?“

Ja — jetzt konnte es freilich kein Entwischen mehr geben.

Zu einem Imbiß kam's nicht. Obwohl die getreue Schaffnerin anhub wie ein Rezeptbuch für die Mahlzeit. Herr Rochus verspürte keinen Hunger. Am liebsten hätt' er sich neben das Babettle auf den Schemel am Herd gesetzt und zugeschaut, wie sie den Kalbsrücken begoß und den Truthahn, und hätt' sich die Augen beizen lassen, wie sie den Meerrettich schabte für den Hecht. Dann hätt' er zwischen Zeigefinger und Daumen sich so ein frisches Pastetlein aus Mürbteig hereingewinkt von dem grün und goldnen Aufsatz mit Putten und Girlanden — Nymphenburger Porzellan — er kannte es wohl. Bloß bei Festen wurde es herausgelassen. Aber wenn er mit dem Pastetlein so übler Manieren sich erzeigt hätte — nicht um der Lüsternheit wär's gewesen und um Wohlgeschmack, i gar — Herr Rochus, der sehr viele Sprachen in den letzten zwanzig Jahren geredet, redete plötzlich in Gedanken so altfränkisch, als ob er gar nirgends anders hätt' hingeschaut im Leben — nein, bloß, daß das Babettle ihn noch einmal tät Lausbüble schimpfen sollen!

Aber von den Gedanken bis zu Hand oder Fuß war immer ein langer Weg bei Herrn Rochus. Es sei denn, es galt einem Tiger ein paar Kugeln in den blutig aufgerissenen Rachen zu jagen, einem Kind hinterdrein in den Bengalischen Golf zu springen, wo die Haifische sich so häuslich machten, oder sich einzuschiffen von Bombay nach Bremen. Zudem wußte er nicht, wen er am meisten in Verlegenheit gebracht hätte, das Babettle oder sich selber, wenn er so ungebührlichen Gelüsten nachgegeben hätte. So sagte er nur, er wolle die liebe Mamsell jetzt nicht weiter aufhalten. Er wolle sich ein wenig den Garten beschaun unterdessen, und ein Glas Wein — ja, das tät schon gut bei der Hitz'. — Mit der war es aber eigentlich vorüber für den Tag und für die Jahreszeit auch.

So stieg denn Herr Rochus drei schöne behauene Stufen zum Garten hinunter. — Ob der Herzog im dreizehnten Jahrhundert einen Baumeister oder Steinmetzen aus Augsburg hergerufen hatte? Oder gar einen von jenseits der Alpen? — Die Stufen zeigten zu den Seiten noch fast unverletzt jede einen schönen Träger in Gestalt eines runden Bübchens, reitend auf einer Weinbergschnecke. Aber in der Mitte war ihr Marmor dünn wie ein Blumenblatt und angebröckelt von tausend und tausend Schuhen, die munter oder müde, tanzend oder schwer darüber geschritten. Und Herr Rochus mußte sich halten. Er hätte sich sonst am Ende gebückt und die drei Stufen gestreichelt. ———

Hernach schlenderte er durch den Park. ‚Wie damals!' sang es in ihm — wie der gleiche Refrain ungezählter, sehr lieblicher Strophen. ‚Wie damals! — Das kleine Naturtheater, der Irrgarten, die Steingrotte — der Venustempel. — Schweig still, mein Herze ...' Herr Rochus lächelte. Er hatte nicht mehr das Gesicht, über dem der alten Schaffnerin das Lausbüble von einst in den Sinn kam. Wenn dieser schmallippige Mund lächelte, bekam er Schwingung und wurde sehr schön. Ein Nußbaum wurde gesucht! Der Nußbaum! Im Gewirr all dieser Kastanien, Ahorne und Linden! Mußte darüber nicht wirklich der Mund in den Winkeln ein wenig spotten?

Digitized by Google

Und spornstreichs, ohne noch einen Augenblick mit dieser Angelegenheit zu vergeuden, schritt Herr Rochus zum Park hinaus. Kurz und gehaltenen Schrittes die drei Stufen grüßend, trat er zu der abgekühlten Isabelle, rückte sich zusammen in den schmalen Schultern, rief nach der Schaffnerin, hinterließ ein paar höflich gemessene Worte der Empfehlung an Madame Rebling, und daß ihn etwaige Nachricht bis morgen unten im Städtchen in der „Traube“ zu erreichen vermöchte.

Das gute Altchen, zwischen versteintem Staunen und befreienden ungläubigen Lachglucksern, hielt die Hände erhoben zur Höhe der Dormeuse wider solchen Frevel: „Geht her, Herr Rochus, und jetzt wollen's fort — wo's alle heraufkommen? Und Herr Rochus an die zwanzig Jahr auf Reisen gewesen? Und jetzt, man hört's juchzen bereits! Und die Wagen! — Das ist das Hezerl, wo singt!“

Da fühlte Herr Rochus, wie sein Herz plötzlich wieder diese gar unvernünftigen Sprünge tat. Er wollte es nicht, aber er mußte sie hören, die alten, geliebten Laute: Stampfen von breiten, gedoppelten Hufen, Knirschen von Rädern auf Stein, Böllerschüsse, Gejuchz. — Und eine selig jubelnde Stimme über allem. Sie brachten die letzten Trauben! — Wohlan! —

Zwischen die Torpfeiler, deren rotflammende Inbrunst jetzt von einem weingoldnen Himmel verklärt wurde, trat es, als ob ein Bild von einem Rahmen umfaßt wurde. Dies — nein, niemand anderes konnte es sein: herb, stolz, schmalhüftig wie die Göttin der Jagd schritt sie bergan. Nur die Sichel des jungen Mondes fehlte über der Stirn. Aber es war dennoch Diana. Die Ochsen leitete sie mit kräftiger Hand. Daß die strengen Lippen leicht aufgebrochen waren, wie schmelzende Reife die Frucht bricht, ob sie es will oder nicht, daß Glück in den Augen schwamm, konnte Herr Rochus nicht sogleich erkennen. Denn der funkelnde grüne Schleier, zum Schutz gegen Sonnenbrand um den Kopf geschlungen, überwehte mit langem Ende Gesicht und Mund, Augen und Glück und alles. Da aber Nachfrage entstehen könnte, welches Ziel das andere Schalende sich wählte — nun — grün zu grün! Schritt nicht neben Dianen Eberhard Staudt, korrekter Haltung, ein wenig steif beinah, selbst im Zeichen der Weinlese. Die grüne Uniform eines Forstadjunkts unterstrich seinen Wuchs aufs trefflichste. Aber das Hezlein hätte ihn nicht verspottet, daß er ein wenig eitel war mit Haltung und Uniform, hätte sie gerade jetzt seine Augen erblickt, die das zweite Ende des grünen Schals in Obhut nahm. Wenn die zwei Zipfel ihre Herzen öffneten gegeneinander in der Stille der Nacht in der weißlackierten Kommode — jeder mochte mit den Beobachtungen des anderen zufrieden sein. Der grüne Forstadjunkt und Diana hatten im Wechsel die Ochsen gelenkt, jedes dem anderen vertrauend und zeitweilig die Herrschaft überlassend. Diese Handlung werteten sie als Symbolum und Spiegel ersehnter Zukunft.

‚Sie hat ihrer Mutter Haar,' dachte Herr Rochus, als in diesem Augenblick Diana, von plötzlicher Glut überwallt, den Schal hoch herauf schob und das Haar befreite. Es lief in großen, kastanienbraunen Wellen wie ein anderes Haar. Ob es auch ebenso verwirrend duftete? —

„Diana!“ rief Herr Rochus. Er verneigte sich formvoll und tief und fühlte zugleich seinen Herzschlag aussetzen. „Diana, der Pate Rochus ist endlich einmal gekommen!“

„Ohm Rochus!“ Die herbe Göttin, der allein die Mondsichel mangelte, hielt inne im Schreiten mit einem Ruck. Sie errötete und erbleichte. Dann warf sie die Zügel der Ochsen mit einem Jubelschrei dem Forstadjunkten an die grüne, jäh aufgestörte Brust, und ihre Arme, weiß, schlank und fest, Herrn Rochus um den Hals. Dies war der Ohm! — Dies war der Ohm! — Niemals fast ließ er von sich hören und war ihnen doch allen vertraut, als habe er immer zu ihnen gestanden wie ein Nächster!

Aber die ausbündig schönen und kostbaren Geschenke, die zuweilen von ihm eintrafen, waren nicht der Grund so seltsamen Verbundenseins. Auch nicht allein die Erzählungen der Mutter aus ihrer jungen Jugend. Vielleicht war es irgendein Ton, der nur gerade dann in ihrer Stimme schwang. Ein Schweigen mochte es auch sein, oder ein verträumtes Lächeln. Vielleicht war es, daß ihre drei Töchter dann jedesmal glaubten, noch nie sei ihre schöne Mutter so schön gewesen wie in solcher Stunde des Zwielichts und der Erinnerungen.

„Ohm Rochus! Ohm Rochus!“ Von der Höhe des Wagens, weinlaubbekränzt, einen Becher schwingend wie eine Priesterin des berauschenden Gottes, tanzte, tollte und schrie das Hezlein so lange, so ausgelassen und zugleich so melodisch, bis Herr Rochus, Dianen noch immer im Arm, sich lächelnd dem Wagen näherte. Aber ehe er Hilfe darbieten konnte, war schon ein anderer ihm zuvorgekommen. Herr Rochus erkannte ihn schnell an Schnürrock und freimütig wehenden Kragenzipfeln: der mit der Geige ihm vorüber gestürmt war, bergauf, gelangte schneller ans Ziel. In der Tat, auch hier. Mit einem Juhuschrei stürzte

Digitized by Google

sich das Hexlein in die jungen ausgebreiteten Arme, um alsogleich sich wieder zu lösen und samt Becher und Girlanden Herrn Rochus, Dianen gegenüber sich anzuschmiegen. Da aber Herr Rochus, jeden Arm hold beschwert, und zärtlich im Gleichgewicht, dem Hexlein in die Augen schaute, über dem ein wenig platten und schelmischen Näschen — siehe, da waren es Augen, grau und durchsichtig wie spiegelnde Wasser, nur daß eben ein Dunkel über sie hinlief, in dessen Grund ein süßes Geheimnis träumte.

Da erschrak Herr Rochus.

Nur ehe er wußte, warum er erschrak, und beide Arme innig in Anspruch genommen, grübelnd gradaus schaute, traf sein Blick mitten auf dem Wagen zwischen überquellenden Körben und Bottichen ein Wesen, weich, warm, dunkel und süß wie eine blaue Traube. Und selbiges Wesen hob sich lächelnd ein wenig aus sanfter Hingegebenheit, denn ein Büblein lag ihm im Schoß. Da aber Renate, Lalla genannt, mit dem Vogtsknäblein im Schoß das weiche Kinn zur Seite wendete, erkannte Herr Rochus — und er spürte eine leichte Schwäche in den Knien — ein kleines braunes Mal, einem anderen so lieblich gleichend.

Während er nun in zwiefacher Umarmung stand, zu der dritten hinüberblickte und nicht wußte, ob so seltsam verwirrendes Gefühl peinvoll war oder ausnehmend süß — entstieg Lalla, das Büblein im Arm, der Höhe ihres berauschenden Thronsitzes, so zwar, daß sie als Staffel zum Abstieg nicht das Rad zu Hilfe nahm, sondern zwei ineinander verflochtene Hände, auf denen ihr Füßlein sicher zu Tal schwebte. Wem solche Hände angehörten, konnte Herr Rochus nicht erkennen, hatte auch ihrer kaum wahrgenommen. Denn schon hatte Lalla sich recht gegen seine Brust gelehnt, ihr Gesicht zärtlich zu ihm erhoben. Und da Herr Rochus sie auf beide Wangen küßte, dachte er: ‚Das kleine braune Mal! Daran hängt alle Seligkeit!' — Grade so hatte er viele, viele Male gedacht vor langen Zeiten.

Da nun Herr Rochus so stand, vom jungen warmen und reifenden Leben wie eingegittert und in ihren drei Töchtern die Mutter erkannte, und, von Vergangenheit und Gegenwart seltsam umsponnen, sich kaum noch ausfinden konnte, und wie im Traum jedem Wunder gläubig war, — indem war Frau Marianne herzugetreten.

„So kommen Sie wieder, mein Freund?" Als sei er gestern von ihr gegangen, so ruhig klang die Stimme. Das Beben, mit dem sie plötzlich abbrach, spürte sich selber nur.

Ja, schön war Frau Marianne noch immer. Die umschlingenden Arme hatten den Ohm plötzlich freigelassen. Die Töchter traten zurück. Herr Rochus allein stand der Mutter gegenüber. Er sah es kaum, daß das herrliche Haar unter dem Schutenhut noch immer in diesen weichen, großen, braunen Wellen lief, und er hätte es vielleicht gar nicht gemerkt, wenn die Gestalt sich verändert oder Fältchen die zarte Gesichtshaut gezeichnet hätten. Es war für ihn immer ein Unnennbares um Marianne Rebling gewesen, die er nun als verwitwete Frau Baumgartner wiedersah. War es die gehaltene Anmut ihrer Bewegungen, oder hing es mit ihrem Lächeln zusammen? Mit dem Duft ihres Haares, dem kleinen braunen Mal, oder war es das Geheimnis unter dem lichten Spiegel ihrer Augen? —

So stand er vor ihr und sie vor ihm wie in alter Zeit — und ihn dünkte, er sei gestern von ihr gegangen. — Aber indem war ein Herr neben Frau Marianne getreten, der ihre seidene Mantille über dem Arme trug. Ein Herr gesetzten Alters, bedeutend in Körpergewicht, aber solches durch Größe der Figur in einigem ausgleichend. Die Brust wie vorbestimmt für eine breite goldene Ratsherrnkette. Ein Gesicht, dessen Züge in Herrn Rochus Erinnerungen weckten. Das vierkantige Kinn zumal und die buschigen Brauen. Da verneigte sich Herr Rochus und küßte Frau Mariannes Hand, diese schmale, schöne Hand. Aber er berührte sie kaum mit den Lippen. So als ob er da bei Tigern und Schlangen das Handküssen wirklich verlernt hätte. Und hierzu sagte er etwas Unverständliches über einen oder auch zwei Nußbäume, und daß er nur für eine Stunde sein Pferd hier oben festgebunden habe.

Aber Frau Marianne lächelte. Dieses zärtliche, mütterliche Lächeln. Herr Rochus kannte es wohl. Schon damals gab man sich freudig hin an das milde Verstehen und die beruhigende Güte dieses Lächelns. Und dann sagte eine, wie es ihren drei Töchtern erschien, ganz neue Stimme, mit sanftem, klingendem Übermut, daß dies alles ganz gewiß ein Irrtum sein müßte: Ihr ältester Freund und nach so langer Abwesenheit! Moskitonetze hätten sie hier freilich nicht. Aber die Schnaken seien nimmer so blutgierig wie um Johanni. Und die weiße Fremdenstube zum Garten hinaus mit den Chinesern und Pavillons an den Wänden sei doch wie geschaffen für so sehr berühmte Reisende. Er kenne sie schon. Und außerdem hätte das Babettle so arg gute Sachen gebacken zur Weinles'! —

Da trat die Mondgöttin plötzlich herzu. Faßte Herrn Rochus an der Hand, als wolle

Digitized by Google

er spornstreichs davon. „Wo doch heut abend getanzt wird!“ sagte sie kläglich. „Da gibt's doch kein richtig's Geplausch. Und warum um des Himmels willen der liebe Ohm sie gleich zum Anfang so müßt' verstören!“

Als aber Dianas Haar sein Gesicht jetzt streifte, spürte es Herr Rochus: es hatte denselben zärtlich verwirrenden Duft wie von Frau Marianne das Haar. —

Und aufs neue fingen Vergangenheit und Gegenwart an, sich seltsam zu verspinnen, so daß Herr Rochus wie im Traum jedem Wunder bereit und gläubig wurde. Er verneigte sich abermals tief vor Frau Marianne, ihre Hand küssend, diesmal mit einer leichten Flamme in den Lippen. — Hernach aber begrüßte er gemessen, als habe er ihn durchaus an dieser Stelle und mit Frau Mariannes seidener Mantille über dem Arm erwartet, den Herrn mit dem vierkantigen, starken Kinn und den schweren, buschigen Brauen. Er ließ sich ihm vorstellen, wiewohl er ihn längst richtig erahnt hatte, nämlich als Herrn Melchior Baumgartner, Ratsherrn aus Augsburg und Vetter des verstorbenen Herrn Heinrich, und bis dato ein Hagestolz.

Indessen hatte Frau Marianne einem kleinen rotrockigen Stalljungen, der plötzlich zur Stelle war, einen Wink gegeben, worauf dieser die Isabelle von dem seidigen Stamme des jungen Nußbaums loskoppelte und in den Stall führte zu wohlverdientem Haber und Streu. Eine Stunde war wirklich zu wenig für Handwerfel. Herr Rochus mußte es zugeben. Und während er der zufriedenen Isabelle nachschaute, als ob er forschte, wann wieder sie abzureisen gedenke, und ob auch ein Schicksal etwa zuvor sich entscheiden sollte, hatte er schon, dreifach umschlungen, unter Jubel und Scherzen, die Schwelle zu dem alten, geliebten Hause überschritten.

Von Zimmer ging es zu Zimmer. Von Erinnerung zu Erinnerungen. Da jetzt aber entschieden war, daß Herr Rochus übernachten sollte, so war es ihm angenehm, daß ein Knecht zur Stadt und zur „Traube“ entsandt wurde, die Reisekalesche samt zimmetfarbnem Diener, Koffern, Schachteln und Papageien den Berg heraufzuschaffen. Denn Herr Rochus, der sehr viele Male in Jagdkleidern im Zelt und auf der Erde geschlafen hatte, hätte einen Abend in Gegenwart von Damen ohne frische Stärkwäsche, enge, an den Knöcheln geknöpfte Beinkleider, weiße Weste und einen Frack kostbarer Farbe nicht wohl überstehen mögen. —

Es dunkelte schon zeitig um diese Jahreszeit. Darum waren alle Kerzen auf den silbernen Armleuchtern des Gartensaals entzündet, als der Tanz beginnen sollte. Aber der Saal war so räumig und hoch, daß immer irgendwo noch ein heimliches Spiel blieb von tanzenden Schatten und Lichtern. Zumal die drei großen Flügeltüren und die fast ebenerdigen Fenster zum Garten hin weit geöffnet standen. Herr Heinrich Baumgartner war viel gereist und hatte Gefallen gefunden an einer Bauart, die Grün und Freiheit gleichsam ins Haus mit hineinnahm. Auch kam die Lage des Weinguts solcher Neigung zustatten. Denn wiewohl auf der Höhe seines Hügels gelegen, schirmte von Norden her die verdämmernde Linie einer höheren Bergkette, und Handwerfel kannte nur den südlichen Wind. Im Frühjahr war er aufrührerisch und bedrängte das Herz. Aber im Herbst tat er so lange zärtlich, daß der Winter sich kaum heraufwagen mochte. Auch an diesem Abend schritt er mit leisen Liebeslauten rings um das Haus, durch die Bäume und über die Beete des Gartens. Und es war, als habe er alle Reseden abgepflückt für das Fest und den Gartensaal, so stark strömte ihr Duft, dem der Rebblüte am nächsten verschwistert. Nur so, daß wenn blühender Wein aller künftigen Entrücktheiten Ahnung ist — so zittert im Resedaduft zugleich unsagbare Bangnis: wird auch die Tür sich schließen vor der Feier des Festes? —

Nun, da Frau Marianne in ihrem lavendelfarbenen Kleide, über der ersten weitausladenden, neuerlich wieder aufgekommenen Krinoline, am Arm von Herrn Rochus den Gartensaal betrat und den Resedaduft spürte, hob sie für eine Sekunde Dauer die Hand mit dem Fächer und legte sie auf ihr Herz. Aber wer es sah, konnte nur denken, sie habe die gelbliche Rosenspitze ein wenig anders geschoben. Sie lächelte, und, mit unendlich anmutiger Gebärde zu Herrn Rochus, deutete sie im Kreise: ‚Wie damals!‘ hieß die Gebärde. ‚Wie damals!‘ — Denn bis zu dem Gartensaal war die Mode der hohen, steifen, spindelbeinigen Stühle aus hellem Kirschholz mit dunkleren Einlagen, wie sie in Frau Mariannes Wohnzimmer standen, noch nicht vorgedrungen. Hier standen noch wandentlang weißgoldne, zärtlich gerundete Möbel, im Damast ein Muster schnäbelnder Tauben. Die betörende Heiterkeit und Sorglosigkeit einer abgeschlossenen Epoche gab in das schwärmerische Heute der Urnen und Schnüre, der Freundschaftsaltäre und düsteren Balladen noch immer so viel Schweben, daß Sentimentalität, die mit elegischen Muffen an zerbrochenen Säulen lehnte, nur eben entzückend erschien. —

Und wie die früheren Reblings in Reifröcken mit bestickten Tabliers oder gepudertem Haarbeutel zwischen den vielen Kerzen

Digitized by Google

Vergänglichkeit. Gemälde von Prof. Julius Diez
(Münchener Kunstausstellung im Glaspalast 1924)

Digitized by Google

Digitized by Google

des Gartensaals in Pastell oder Öl noch immer allem zugesellt waren, schien es, als ob ein zweites Leben leise lachend und dennoch sehr schicksalsschwer unter dem heutigen einherzog, und als ob das heutige davon einen besonderen Rausch nahm und neue Süßigkeit und neue Schicksale.

Dann begann die Musik. Noch waren es freilich keine gewohnten Tanzweisen. Es gab ein Air von Bach, ein Andante von Mozart. Das Hexlein saß am Spinett, und der schnurröckige Jüngling hatte die Geige am Kinn. Es war aber, als wollten die beiden sich direkt in den Himmel hinaufspielen. Vielleicht noch nicht vor das Tabernakel, dahinter die ewige Herrlichkeit aufgerichtet stand. Aber dennoch in die Vorhöfe mit den vielen weinroten, flatternden Bändern und den pausbäckigen Engelsbübelein. Wo auf grünsamtnem Rasen der König David vor der Bundeslade sich rhythmisch wiegte, und wo die Liebfrau vom Bernsteinsockel herniederstieg und ihrem seligen Tänzer mit dem eignen Mantel den Schweiß von der Stirn abtrocknete. Ja, in den Vorhöfen, wo die tausend Lerchen sich verströmten, und wo die geläuterten Seelen ein wenig verziehen mußten, um die letzten Gnaden ertragen zu können, wiegte sich die Musik des Hexleins und des Geigers. Und wie Herr Rochus jetzt das Gesicht des jüngsten Rebblütles im Spiegel gegenüber erblickte, meinte er, daß eigentlich der Name Hexlein hier gar nicht stimmen wolle. Denn in den lichten Augenspiegeln zuseiten des platten Näschens war eine so geheimnisvolle Entrücktheit, als ob das ganze himmlische Orchester rings um sie her stünde.

So sangen die beiden Instrumente eine lange Weile miteinander. Hatten ganz vergessen, daß sie eigentlich den anderen zum Tanz aufspielen wollten, sondern lobten und dankten Gott, der seiner Erde wieder einmal so seligen Herbst beschert hatte mit Trauben und Sonne und lauter Glückseligkeit und auch sonst noch. —

Auch die anderen hatten über dem Spiel des Tanzes vergessen. Alle lauschten und ließen die Töne süß und heilig hinaussingen, was in ihnen so süß und heilig und ohne Worte redete. Und es war, als ob auch der Garten durch die vielen Fenster und Türen lautlos in den Saal getreten sei. Der Berg und der Abend, alle Erinnerungen waren da, und alle Hoffnung, Glück und Schmerzen, und die allerletzte, geheimste Sehnsucht, das Heimweh ohne Namen, das wie ein leiser, schmerzender Herzpunkt hier anhebt und ganz weit drüben glückselig zum Frieden kommt.

Ja, all dies war im Saal, und es schwamm vor den Augen wie zarter, nebelnder Dunst, daß Frau Marianne plötzlich verstohlen nach dem Batisttüchlein tastete. Aber niemand bemerkte diese Bewegung, weil jedes hinter seinem eigenen zarten Nebeldunst wie hinter magischer Tür verborgen war. Und als gleich danach das Hexlein und der Geiger einander verklärt in die Augen blickten und nur ein paar Atemzüge lang ruhten, flüsternd ihre Meinung und ihre Instrumente zu vergleichen, ehe sie eine schwingende Gavotte begannen, erhob sich Herr Rochus, schritt auf Diana zu und machte ihr sein tiefstes Kompliment.

Er führte sie alle drei nacheinander zum Tanz. Die strenge Mondgöttin, die jetzt wirklich eine schmale silberne Sichel, blaß von Perlen im Haar trug, Lalla, die weiche dunkle Traube, und das Hexlein, derweil Frau Marianne selber den Platz am Spinett einnahm. Der Forstadjunkt widmete sich Dianen von Herzen sowohl als von Berufs wegen, da ihr Name nun einmal mit trefflicher Vorbedeutung sie zur Schützerin seines grünen und freudigen Handwerks ausersehen hatte. Hernach aber, korrekt und einem trefflichen Tanzmeister nicht zur Unehre, ließ er auch den anderen Demoisellen die sichere und elegante Führung seiner Hand bei einem Ländler oder einem Schottischen zuteil werden. Der Geiger, mit den freimütig wehenden Kragenzipfeln — übrigens Musikus von Beruf — hatte gleichfalls Urlaub bekommen. Denn, nachdem er sich mit dem Hexlein bis in den siebenten Himmel verzückt hatte, war noch zu erweisen, ob ihre Füße ebenso rhythmisch verschwistert waren wie ihre Hände. Ferner erwies sich, daß jene lebendige Staffel, die Lallas Füßchen gedient hatte, da sie vom Wagen herabschwebte, einem ansehnlichen jungen Manne zugehörte, einem Hainhofer aus Augsburg, gleichfalls aus altem kaufmännischem Patriziat, und den Baumgartnern seit Jahrzehnten befreundet und verschwistert. Überdies waren noch etliche Freunde und Freundinnen anwesend aus der Stadt unten und von den anderen Weingütern und Gäste von auswärts, die, wie es Brauch war, alljährlich zur Weinlese in Handwerfel einkehrten. So ergab sich ein heiteres und zart abgetöntes Farbengeriesel von Maisgelb und Ocker und Rosenrot, Lichtblau und Stahlblau und Fliederfarben, und sehr viel Lachen und Liebe und Munterkeit.

Aber da Herr Rochus das Hexlein nach feuriger Mazurka mit tiefer Reverenz an ihren Platz geführt hatte und eigentlich Miene machte, aufzuhören mit solcher ungewohnten Bewegung, kam Frau Marianne, die vorhin zu Herrn Melchior geäußert hatte,

Digitized by Google

sie sei heut zum Tanzen zu müd — ja, Frau Marianne kam eiligen Schrittes quer über den Saal, versank in einem ausbündig schönen und tiefen Kompliment vor Herrn Rochus und bat, daß er sie an diesem besondern Tage seiner Wiederkehr zu einem Menuett führen möchte.

Da tanzten sie nun, und alle anderen standen oder saßen wandentlang rings um den hellen, schimmernden Gartensaal und sahen ihnen zu. Und jeder Spiegel schenkte dies eine Bild immer dem anderen hinüber und zurück, und alle Kerzen wanderten mit hinüber und zurück, so daß der ganze Saal nur erfüllt schien zuletzt von Herrn Rochus und Frau Marianne und lauter flammenden Kränzen um sie her und lauter Resedaduft und irgendeiner geheimen Schönheit, die tiefer ergriff als alle Jugend im Saal, weil eine sehr tiefe Sehnsucht und ein alter Schmerz und eine neue Bangigkeit damit verknüpft war. — — —

Als Herr Rochus an jenem Abend auf dem kühlen, weißen, lavendeldurchdufteten Linnen zwischen den vielen papiernen Chinesern und Pavillons sich zur Ruhe gab, fühlte er sich in seinem Wesen von einer so wunderbaren himmlischen Wärme erfüllt, wie er sie weder in China noch Kleinasien oder den beiden Indien jemals empfunden hatte. Und zugleich mußte er immer wieder staunen, wie seltsam und völlig er hier zu Hause war. So, als sei er gestern nur eben für ein paar Stunden fortgegangen. Da er aber noch staunte, und die himmlische Wärme spürte, und das Heimgefühl und den Lavendelduft, entsank er in Schlummer, und die Chineser mit Stocklaternen trugen Dianens Haar und die Augen des Herleins und Lallas kleines braunes Mal in lauter hölzernen Götzenschachteln davon wie in einer Reiseapotheke, und wie sie schwermütig dazu sangen, fing Herr Rochus mit einem Male an, ganz bitterlich zu schluchzen. Aber da waren die Chineser alle fort, ein gelbes Haus, als sei es von der Sonne selber gebaut worden, schwebte auf einer lavendelfarbnen Wolke, aus der Haustür trat Frau Marianne mit einem Resedastrauß, lächelte sanft und deutete auf einen Nußbaum. — — —

Ja, nun waren die letzten Trauben geerntet. Und die hohe Feier der Weinlese war begangen. Aber immer noch glühten die Rebhügel, jeder in seinem eigenen Licht, feuriger oder milder.

Von der Abreise zu sprechen hatte Herr Rochus vorläufig aufgegeben. Denn jedesmal entstand eine so ausbündige und verwirrende Tränensaat, daß er wirklich nicht wußte, bei wem er mit Trösten anfangen und bei wem er aufhören sollte. Auch hatte er ja den Nußbaum, um deswillen er doch eigentlich heraufgekommen war, noch immer nicht gesehn. Er mochte sich auch nicht entschließen, dorthin zu gehn. Ihm war immer, er könne das Wappen des gewulsteten Herzens und der darin verschlungenen Buchstaben nur ertragen, wenn irgendein weiches, zärtliches Wesen ihm am Arme hing und versprach, ihn mit einem Leben trösten zu wollen für jene Stunde, in der das Herz geschnitten wurde, und die ihre Erfüllung schuldig geblieben.

Aber wer solches Trösteramt übernehmen möchte, konnte nicht von heut auf morgen entschieden werden. Auch erschien die Anwesenheit von Herrn Melchior Baumgartner, der noch einige Zeit hatte für Handwerkel, um Frau Marianne mit Rechnungsbüchern, Töchtern, Weinberg, Tapeten, Geflügelhof und kommender Metzgerei beizustehn, hierfür nicht günstig. Und überdies schien der Schutzengel wieder einmal auf Vakanz. Noch kein einziges Mal hatte Herr Rochus sein bedeutsames und nicht mißzuverstehendes: ‚Obacht!' gehört. Und da es sich um ein so sehr verwirrendes Haar und die seltsamsten Augen und ein kleines, weiches und braunes Mal handelte, so konnte die Entscheidung, welches dieser drei Erbgüter das kostbarste sei, gewiß nicht übereilt werden.

Nun, so mochten denn vorerst einmal die Geschenke aus der Reisekalesche ihr Ziel finden. Und es sank ein erstes goldnes Blatt auf den Gartentisch, an jenem Nachmittag, da die pfauenblaue Seide darüber gebreitet wurde, die Fächer zum Vorschein kamen und Reisegötzen, die Teetassen, durchsichtig wie Blumenblätter, und die Korallenschnüre. Natürlich hatten alle drei Rebblütlen mit bedeutendem, wiewohl anmutig und melodisch abgestimmtem Freudengeschrei sich auf den Ohm Rochus gestürzt und ihn mit Herzen und Küssen der Dankbarkeit in eine so völlig rosenfarbne Wolke gehüllt, daß niemand, weder der Bedankte noch die Beschenkten hätten sagen können, seit wann Frau Marianne ein Geschmeide von lila Opalen im tiefen Ausschnitt ihres lavendelfarbnen Kleides trug. Sie lagen auf ihrer Haut wie auf weißem Atlas, und sie bebten ein wenig über der Busenfalte. Aber Frau Marianne war gewiß eilig aus dem Dämmer der Parkbäume unter das Tagesgestirn getreten, das verklärt wie Bernstein und Wein über die Berge floß.

Später merkte Herr Rochus, daß die Patenschaft Dianens nicht allzu deutlich vor den andern zwei Rebblütlen betont werden durfte. Sonst versanken sie alsogleich, solange und so tief ihnen das möglich war,

Digitized by Google

in eine bitterliche Schwermut. Überhaupt schien mit den ersten Stoppelgänsen, die mit Äpfeln und welschen Kastanien und einem Zweiglein Majoran so köstbar in der Bratraine dufteten, eine leichte Kummerwolke über Handwerfel niedergesunken, und mit der gelben Postkutsche, die um die gleiche Zeit unten im Tal durch das rundbogige, braunrotbehelmte Stadttor hinausfuhr. Ein Forstadjunkt war Insasse, sehr korrekt, und ein schmaler, schwebender Musikus. Und die Augsburger Hainbauers schrieben auch, es wäre wohl endlich Zeit für die Frankfurter Herbstmesse.

Ach ja! Und leider dessen! — Das Feiern konnte auch nicht ewig dauern! —

Nun, wenn man nur den Ohm Rochus hatte. Dann mochte noch alles hingehn. Der Herr Melchior würde ja wohl endlich auch einmal wieder in Augsburg vonnöten sein. Du lieber Gott, man war ihm natürlich in aller schuldigen Ehrfurcht zugetan, wie sich das so gehörte bei der Verwandtschaft. Aber lustiger war es schon, wenn er erst wieder in der Kalesche saß. Ja, und wo es schon manchmal weiß zu pudern anfing auf die letzten Reseden und Astern und die Gelbveiglein zwischen den Ritzen in der Gartenmauer! Die Regentonnen hatten am Morgen auch schon ganz dünne Deckelchen, und alles deutete darauf hin, daß in absehbarer Zeit die heilige Nacht wieder einmal zur Erde herniedersteigen und die Menschen sehr froh machen wollte. Christfest in der Heimat — Christfest auf Handwerfel — zum erstenmal seit zwanzig Jahren sollte das Herr Rochus erleben! —

Zuvor kam nun freilich noch Allerheiligen und Allerseelen, und die beiden Friedhöfe unten im Tal um die Kirchen herum erblühten eines Abends wie zwei Beete in lauter flimmernden Blumen. „Gottes-Acker!" Nie war der Name so ergreifend, so tröstlich und so bedeutungsvoll wie an diesem Tage. Wenn nachher die Lichtlein auslöschten, ganz sacht, eins nach dem andern, war es nicht, als habe Gottes eigne Hand mild und gütig alle die Keimlein, die ihm auf Erden hier eingesenkt wurden, in seinen Himmelsgarten hinübergepflanzt, daß sie dort erst in ihrem eigensten Wesen ausbrechen und blühen sollten?

Herr Rochus konnte nicht, wie die Reblings, alle, die einmal zu ihm gehört hatten, da unten gleichsam sich entfalten sehn, hinüber in das große Geheimnis und in die letzte Klarheit. Herrn Rochus ruhten Vater und Mutter auf dem Grunde des Meeres zwischen den beiden Indien, weshalb es ihn vielleicht auch immer wieder dorthin gerufen hatte. — Aber nun stand er von so viel jung blühender Lebenswärme eingefriedet, wie er mit Frau Marianne und den drei Rebblütlen vom Söller her die flimmernden Gottesbeete betrachtete, daß ihm keine Verlassenheit der Welt etwas anhaben konnte.

An diesem Abend aber fing er an und erzählte von den Nächten mit Sternen, weiß und grün, so funkelnd und fremd, daß die Seele davon das große Heimweh bekam. Von den Meeren wie Lapis Lazuli und den gelben Wüsten erzählte er, von Obelisken und Pyramiden, von Wäldern voll Blühen und Moder und gewaltigem ewigem Leben.

Da saß er nun manchen Abend Frau Marianne gegenüber, die irgendein feines Filet unter den schlanken Fingern hatte oder auch eine damastne Stopferei von der großen Herbstwäsche her. Und die drei Rebblütlen gitterten desgleichen mit hochroten Wangen winzige Löchlein zu in kostbaren Tischtüchern, zwölf Ellen lang, mit Jagden auf Hirsche und Eber und mit Aurikeln und Tulipanen. Oder aber sie hielten den Ohm umrankt wie ebensoviel Rebstöcke, und Frau Marianne las vor: „Hermann und Dorothea" oder aus „Werthers Leiden". Dann setzte sich wohl das Hexlein ans Spinett und sang das von Joh. Friedr. Reichardt oder auch von Zelter vertonte: „Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll sein." Oder das Lied, das sie mit der Ahnung einer abgründigen Sehnsucht durchschauerte: „Der du von dem Himmel bist."

Dann schaute das Schweigen, das um die letzten und erhabensten Einsamkeiten herrscht, mit tiefen Augen in die unsägliche Traulichkeit des Zimmers. Aber nicht allzulange, denn zuviel Jugend war beisammen. Weihnachten war zu nahe, und es war nicht länger mehr auszuhalten, die Adventslieder mußten schon einmal probiert werden. Ja, und eines Tages meldete sich St. Nikolas mit Pelz und Kettengerassel — warum das so greulich dazugehörte, wußte niemand als der alte Winzervogt, der den treulichen Heiligen seit nun zwanzig Jahren agierte, und er verkündete aufs neue die Ankunft des holdseligen Kindleins.

Um diese Zeit begann Dianens herbe Hoheit immer tiefer und geheimnisvoller sich zu verträumen. Es kamen des öfteren umfängige Briefe mit korrekter Aufschrift, fünffältig gesiegelt, mit dem Poststempel des fernen Tharandt, wo eine Forstakademie tüchtigen jungen Leuten, dem Weidwerk geneigt, notwendige Wissenschaft, Beglaubigung und Siegel verlieh. Diese schwerwiegenden Briefe trug die strenge Mondgöttin sanft unter dem Busentuch, und so angenehm beschwert, rastete sie, die Hände um

Digitized by Google

die Knie geschlungen, gern einmal versonnen auf dem Taburett zu Füßen von Ohm Rochus, der in dieser Stellung den Duft ihres Haares in verwirrendster Nähe hatte, und dadurch bedeutsame Aufschlüsse über den Zustand seines Herzens erhielt, wiewohl der Schutzengel sich durchaus Zeit nahm, eine Entscheidung herauszufordern.

Aber einmal, als Herr Rochus seiner Sache ganz sicher schien und mit schwerem Atemzug Dianen zart um die Schultern fassen wollte, sprang die Tür auf, und Lalla, den ganzen Arm voll rosinenbeknöpfter, ellenlanger, sanftbrauner Nikoläuse, kurzerhand und respektlos Nickel genannt, trat in die Stubentür. Sie kam wie eine einzige Honigwabe und wie in einer Wolke von Lindenduft direkt aus der Küche, und ihr Näschen war schneeweiß von Mehl wie gepudert. Da empfand der Ohm den ganz unbegreiflichen, lebhaften Wunsch, er möchte ihr auf das gepuderte Näschen einen Kuß drücken, aber lieber noch — ja, sehr viel lieber doch noch auf das kleine braune Mal an ihrem Kinn. Wie nun aber sofort hinterdrein das Herlein in die Stube barst und — klickerdumdie, klickerdumdei — alle Ecken und Winkel von knusprigen Pfeffernüssen lebendig werden ließ — ja — wie sollte der Ohm über so vieler Süßigkeit nicht wieder aller schwer errungenen Klarheit verlustig gehn? Und da er seine Augen hilfesuchend zu Frau Mariannen schickte, die eben meinte, die alten Herzformen, die Marzipaner auszustechen, wären ein wenig stumpf geworden und selbige Formen zart an ihrer eignen Wange probierte, ja — da war nun gar alles aus und verloren.

So kam das Adventsfest heran mit dem Lichterkranz und: Macht hoch die Tür, die Tore weit — und es war nötig, das Kripplein hervorzuholen, das unter dem Christbaum stehen sollte, denn immer gab es da etwas frisch aufzulackieren und zu leimen an Hirten und Öchslein und den hohen Herren aus dem Morgenlande — und der Schweif des treuführenden Sternes bedurfte auch einiger Aufmunterung. Da waren die feinen, spitzen Finger des Ohm Rochus wohl zu gebrauchen. Denn wer so viel schimmernde Schmetterlingsflügel zwischen Brettlein gespannt hatte, daß auch kein kleinstes Stäubchen verloren ging, der wußte am Ende auch mit himmlischen Glorienscheinen umzugehn.

Die Isabelle draußen im Stall, die derzeit eigentlich nur für eine Stunde hier oben am Nußbaum angebunden worden war, hatte nichts dawider, daß sie Weihnachten hier erleben sollte. Sie war bereits aufs innigste mit dem kleinen rotröckigen Stalljungen befreundet, wiewohl sie ein niederrheinisches Platt redete und er herzlich schwäbelte. Der zimmetfarbne Diener war den Rebblütlen zur Hand, als ob das immer so gewesen wäre, und wenn es sonst nichts zu tun gab, saß er viele Stunden lang beim Babettle in der Ofenhölle. Dort ließ er sich's wohl sein bei allem, was hier oben gebraten und gesotten wurde, und das war gar mancherlei, süß und sauer. Aber das Babettle kam niemals aus dem Lachen heraus, wieviel in so eine Gansgurgel von armen Jungen hinein gehn mochte, weil er niemals eine richtige Mutter gekannt hatte.

Der grüne Papagei spürte auch schon so etwas wie deutsches Weihnachten unter den Federn. Denn wenn er geschrien hatte Coromandel-Malabar und die Namen aller fünf Ströme des Pandschab, wiegte er den Kopf sanft zur Seite und sagte schwärmerisch: Rosinen, Lalla, Mandelkern — obwohl er Mandeln niemals bekam der Blausäure wegen. Aber dieser Genuß schien seinen heimischen Küsten irgend verwandt, und Lalla hatte ihn immer am zärtlichsten verwöhnt, und zudem hatte sie diesen Monat die Küche.

Hernach kam der große Hausputz, und kein verdorrter Weberknecht und keine kleinste Fliegenmumie durfte auf Gnade hoffen. Eines Tages hielten sich alle Rebblütlen samt Frau Mariannen die Ohren zu, weil es so grauenhaft zu schreien anhub hinten bei den Schweinekoben, und Herr Rochus bekam seit zwanzig Jahren zum erstenmal wieder Wellfleisch und frische Bratwürstle. Das Babettle stand viele Stunden mit dem Finger an der Nase, und dabei wollte es sich ausschütten vor Lachen, daß der Herr Melchior aus Augsburg ein Buch mit gedruckten Kochrezepten geschickt hatte. Wo man doch wirklich ein halbes Jahrhundert jetzt alles auswendig kannte. Mürbkuchen, versoffne Jungfern — dazu gehörte Vanilletunke, Makronentörtlein, Spekulatiusse, zehn verschiedene Sorten von Plätzchen mit Mandeln und Mohn und die Guggelhupfen, groß und rund wie eine halbe Weltkugel, aber süßer als eine solche.

Dann wurden weit weg im Forst die Tannenbäume geschlagen, und das ganze Haus fing an zu duften, wiewohl sie vorerst noch in der Waschküche bleiben mußten. Alles lief herum wie verzaubert mit goldenen Fingern, das kam von den Nüssen. Und darüber und über Rosenwickeln aus Seidenpapier für die Lichterpyramiden und erstem, richtigem, daunenweichem Schnee war die heilige Nacht wirklich herbeigekommen.

Das war so Brauch bei den Reblings wie bei den Baumgartnern, solange sich jemand

Digitized by Google

entsinnen konnte: zur Christmette hinab in die Kirche wurde nimmer gefahren. Demütig zu Fuß ging man zu der Geburt im Stall, und sollte der Schnee gleich ellenhoch liegen. Überall war es so Brauch. Von allen weißsamtnen Hügeln zogen die Lichtfünklein der Laternen wie schwärmende Bienen. Alle zogen zu den Kirchen im Tal, die mit ihren strahlenden Fenstern wie Rosen blühten:

„mitten im kalten Winter —
Wohl zu der halben Nacht!“

Herr Melchior Baumgartner — er mußte nun einmal hingenommen werden wie ein Schicksal, meinten die drei Rebblütlen, und trugen ihn wie ein Schicksal ohne zu murren — gestern abend war er wieder eingetroffen, und jetzt wickelte er Frau Marianne mit eigener Hand in den neuen Marderpelz, den sie eigentlich erst zur Bescherung auf ihrem Platze finden sollte. Und er gab Obacht, daß die gefütterten Filzschuhe über den kleinen kreuzweis bebänderten Pantöffelchen auch fest zugeschnallt waren. Frau Marianne stand einen Augenblick still und sah sich um, als ob sie wohl eine andere Hilfe bei solchem Schnallen gebrauchen könnte. Aber wiewohl es Herrn Rochus einen ganz leichten Stich in der Herzgegend versetzte, blieb er stehn, überlegend — ein Husen hat immer Zeit — bis sich Diana, selig gelöst, in seinen Arm henkelte. Und als Herr Rochus inne ward, daß sie dem Hexlein seinen anderen Arm verwehrte und zugleich, wie ihre Kapuze sich verschob, eine ganz feine, verwirrende Duftwelle ihm zu Kopf stieg — ‚heut', dachte Herr Rochus — ‚auf diesem Wege, gleich nachher, nein, sofort will ich ihr Herz befragen.' — Und er fühlte im unruhvollen Glück, wie irgend etwas dabei ihn sonderbar bedrückte.

So henkelten das abgewiesene Hexlein und Lalla ihre Arme ineinander und folgten, rosenrot und verträumt vor sich hinsummend, Herrn Melchior, der Frau Marianne den schmalen geschaufelten Hohlweg talab führte. — Dann kamen die Hausleute, voran der Winzervogt mit dem Babettle. Und nicht einmal auf dem Wege zur heiligen Mitternachtsmesse konnte die Lachtaube das Gluckern lassen. Aber das Jesulein schaute sie trotzdem sehr milde an.

Herr Rochus machte mit Diana, wie sie es gewollt, den Beschluß dieses ganzen goldenen und seligen Bienenzugs. Aber da er in wohlgesetzter Rede sich bereitet hatte, Dianen zu befragen, ob sein Patenkind — als Christgabe gewissermaßen — ihm gestatten wolle, die Frau Mama — um ihre Hand — usw., und daß er und so fort ... — Ja — grade da nahm, unbeschadet einiger Öffentlichkeit, die strenge Mondgöttin, ganz gelöst in zärtlicher Weichheit, den Ohm um den Hals und flüsterte, lachend und weinend, daß morgen früh, wenn sie bescherten, ein grüner Forstadjunkt zur Stelle sein würde mit korrekt gestempelten Zeugnissen ersten Grades und einer Anstellung bereits in Aussicht, und — und — der liebe, einzige Herzensohm, als allererster nach der Mutter müsse er wissen von ihrem großen, großen Glück. — — —

Ja — dies wurde fröhliche, selige Weihnacht! Und Herr Rochus wußte es sich nicht zu erklären, warum er über dem grünen Forstadjunkten, der in korrektester Form Dianen im Beisein der ganzen Familie und Hausgenossenschaft Brautkuß und =Ring überreichte — warum er eigentlich über ihn eine so wohltuende Erleichterung empfand.

‚Die Augen!' dachte Herr Rochus. — ‚Es ist wegen der Augen!' — Allerdings, Frau Mariannes Augen würden ihm zu sehr gefehlt haben, jedesmal, wenn er Dianen küßte. — Er sah zu Frau Marianne hinüber, wie sie neben Herrn Melchior auf dem zärtlich geblümten Kanapee saß. Aber grade als Herr Melchior mit einem gewichtigen Wort — seinen hochgeschobenen Augenbrauen nach zu urteilen — ihr sehr nahe rückte ... „Eine Maus! Eine Maus!“ rief Frau Marianne und stand schon mit beiden kreuzbebänderten Füßchen auf dem blumigen Kanapee, hob die Arme zu dem Kristalleuchter an der Decke in so großem Entsetzen, daß alle nicht anders meinten, als von dort müsse sich sofort das graue Untier herniederstürzen. —

Da Herr Rochus, nicht wie die anderen — zumal Herr Melchior — auf den Kristalleuchter starrte, sondern in Frau Mariannes Augen sah, bemerkte er, daß über den lichten grauen Spiegel ein jähes Dunkel sich gedeckt hatte, mit dem träumerisch süßen Geheimnis auf dem Grunde.

Da fiel Herrn Rochus ein, daß sein Schutzengel in keiner Weise seinen Entschluß in bezug auf Dianen befürwortet hatte. ‚So muß es das Hexlein sein,' dachte Herr Rochus. ‚Freilich, sie ist noch ein Kind. Aber wenn sie allein die Augen hat, auf die es ankommt . . . alsdann . . .'

Ja, ein Kindskopf war schon das Hexlein. Aber ein ausbündiger. Am sechsten Jänner, als die heiligen drei Könige, gnitterschwarz der eine, von Berg zu Berg wanderten mit ihrem Stern aus vergoldeter Pappe und ordentlich einheimsten, kam einer in ihrem Gefolge nach Handwerfel. Und wie sie ausgesungen hatten, hub ein Klingen an im Hausflur, so sänftiglich, als käm' es direkt aus dem Himmelreich. Darüber wurde das

Digitized by Google

Herlein, das in einem dämmrigen Winkel unter der Treppe stand, schlohweiß im Gesicht. Und nachdem die Engelsmusik verklungen, tat's einen herzsprengenden Ton in demselben dämmrigen Winkel. Man wußte nur nicht, war's ein Seufzer oder ein Jauchzer. Aber das Herlein kam langsam ans Tageslicht geschritten, tat gar nicht dergleichen und begrüßte sittig und fast zuletzt den Musikanten, der die erregten, freimütigen Kragenzipfel mit grünwollenem Schal in Ordnung hielt. Denn grün ist die Hoffnung, und außerdem fror es Stein und Bein, wie es sich gehört am Ausgang der zwölf heiligen Rauchnächte, da der richtige Winter erst anhebt. —

Also am Abend dieses Dreikönigstages, da sie den Bohnenkuchen zerschnitten, erwählte das Schicksal den Ohm Rochus und das Herlein zu König und Königin. Und wurden beide kostbar gekleidet in Purpur und Sammet aus dem Schrank mit dem Maskenzeug, trugen Zepter und Krone und durften befehlen. Da schaute das Herlein mit abgründigen Augen den Musikanten an, der mit den drei heiligen Morgenländern wie vom Himmel heruntergeschneit war, und verlangte von ihm eine Sarabande, die wollte sie ganz allein tanzen grad unter dem Kronleuchter mit ihrem fürstlichen Herrn und Gemahl. Und wiewohl die Finger, die den Geigenbogen führten, ein wenig bebten — nicht von der Kälte — bekam das Herlein die Sarabande bis zu Ende, und tanzte sie, daß darüber dem Musikus der Bogen in der Hand zu brennen anfing, bis es beinah ein Unglück gegeben hätte mit dem zweigestrichenen d. — Und auch dem Ohm Rochus wurde es warm bei diesem Tanz. —

Um Mariä Lichtmeß schickte der Herr Melchior aus Augsburg eine blanke Mausefalle mit einer neuen boshaften, ganz untrüglichen Mechanik. Aber Frau Marianne meinte, dafür täten ihr die armen Hascherl schon zu leid. Und außerdem wüßte sie gar nicht, daß sie so viel Mäus' hätten hier oben bei allen Igeln und Katzen. — So stand die Mausefalle ganz hinten in der Speisekammer des Babettle, aber ohne Speck, und ihre anfangs so blanke Hoffnung wurde langsam rostig und trübe.

Aber da die Sonne nun ihren Hirschensprung den Himmel hinauf getan hatte, mußte man gewärtig sein, daß jeden Tag der Föhn über die Alpen reisen könnte. Und eines Morgens hörte man ihn auch wirklich in den Parkbäumen wühlen. Und alle Rebblütlen bekamen heiße Backen und glänzende Augen. Sie setzten sich immer abwechselnd ans Spinett oder manchmal auch zu zweien, liefen herein und hinaus, fielen einander in die Arme, oder auch dem lieben Ohm. Und Frau Marianne und Herr Rochus gingen auch nicht so völlig gemessen und gehalten durch die Stuben. —

Wie alt war denn eigentlich Herr Rochus? Vierundvierzig? Mein Gott, ist denn das ein Alter überhaupt? — Das Herlein saß dem Ohm ungeniert auf den Knien, ließ sich sanft schaukeln und sah ihm dabei dicht in die Augen. Er wußte aber nicht, daß seine Augen soeben an der Kette von lila Opalen gehangen hatten, die Frau Marianne über dem Busen ein wenig zu beben schien, und daß davon der selige Träumerblick herkam, der so jäh auflodern konnte, grade wie der tiefe, jähe Glanz in dem milden Stein.

„Wie jung der Ohm Rochus ausschaut!" Das Herlein schlug vor Verwunderung die Hände zusammen. ‚Ei da!' dachte der Ohm Rochus. Und der Föhn war auf dem Wege.

Aber eines Tages kamen die Mädlen und auch Frau Marianne mit den Händen voll Schneeglöckchen hereingelaufen. In allen Zweigen brauste ungebärdig der Saft, daß, obwohl sie noch kahl standen, es doch aussah, als seien sie bis zum Zerspringen mit Leben gefüllt. Und um jeden Busch und Baum war schon ein kleiner, grüner Hof auf der Erde. Hernach fingen die roten Kätzchen an den Ellern schnell genug an, und silberweiße Palmen bereiteten sich für österliche Weihe. Noch trauerten alle Altäre. Noch war das bitterliche Sterben nicht überstanden. Aber einmal würde doch wieder mit allen Glocken geläutet werden, zu denen vorzeiten fromme Frauen ihr bester Silber hergeschenkt hatten:

Christ ist erstanden von der Marter allen!

Ja, nun mußte wohl die harte Erdkruste voneinander brechen und Frühlingsbrausen und Orgelbrausen, bunte wehende Fahnen, Honig, Veilchen, Osterbrote, gefärbte Eier, Ströme voll Wohlgeruch und unsäglicher Jubel füllte die Welt! —

Und wieder ein paar kurze Tage weiterhin fing es an: eine Amsel! Die erste Amsel des Jahres! — Und immer süßer und hingegebener sang sie, und wer so lichtgraue Augenspiegel hatte, dem mochten die geheimnisvollen Dunkelheiten wohl oft genug darüber hinziehn.

Ja, das Herlein hatte sehr viel glühende Wangen dazumal, und wurde dann gleich wieder blaß, und schien ein junges Weib gewachsen in diesem aufrührerischen Frühling.

‚Ist es nicht möglich?' dachte der Ohm Rochus. — ‚Warum sollte es nicht möglich sein? Ich will sie lieben, wie ich . . .' Und er trat vor den Spiegel und pflückte sich ein

Digitized by Google

silbernes Haar von den Schläfen. Aber als doch noch eine rechte Zahl nachblieben: ‚Gut hatten es unsere Eltern und Großeltern,' dachte Herr Rochus. — ‚Sie begannen sogleich mit Weiß. Und nichts raubte später die Illusion. — Gleichviel!'

Und wie er sich nun prüfte: in den Hüften schmal, und breit genug in den Schultern, der Knopfschluß am Knöchel das schlanke Bein betonend, Hände, wie Frauen sie lieben am Manne: kraftvoll und dennoch durchseelt — nun — — — Herr Rochus wußte nicht, was Herr Melchior Baumgartner schon wieder auf Handwerfel zu tun hatte — aber seine Stimme — und die von Frau Marianne, wie es Herrn Rochus dünkte, leise erregt, zogen unterm Fenster vorüber. — Da klinkte Herr Rochus eilig die Tür auf. Er wollte das Hexlein im Garten suchen. Ihn verlangte fast schmerzhaft, das Geheimnis zu lösen, auf dem Grunde von zwei Augen, die anderen Augen so sehr ähnlich waren.

Aber Herr Rochus stutzte, da er zum Ende des Ganges gelangte. Schluchzte nicht etwas? Er hatte noch niemals ein Schluchzen ertragen können, und er hob eilig die Hand, als suche er nach einigem Zuckerwerk in der Tasche. — Aber da er nichts dergleichen bei sich führte, vielleicht auch die Betrübnis über Zucker hinausging, und dennoch nach Tröstung verlangte, überschritt Herr Rochus befangen und teilnahmvoll die Schwelle zu dem umgitterten Altan. O weh! Das Hexlein! Hinausgehängt über duftende Frühlingsboten. Und weinte so heftig, daß es sie stieß! Das platte Näschen war ganz geschwollen. Und ein braunes kleines Rinnsal zog herzbrechend wangenabwärts, hinunter über das Kinn und das weiße Hälschen, tief, immer tiefer, so tief, wie man gar nicht sagen kann. Denn das Hexlein hatte gerade eine frische Sirupstange probiert, als die große Traurigkeit anfing.

„Ohm!" schrie plötzlich das Hexlein, wie der gute Herr Rochus vor Schrecken und Mitleid kein Wort herausbrachte, und hing ihm am Halse. „Du bist mein lieber Ohm, gell? Du bist mein allereinzigster und der beste und schönste auf der Welt . . ."

Und da der Herr Rochus ein leises Rieseln verspürte vom Kopf bis zur Zehe, kühl und heiß abwechselnd — „Du mußt es ihnen sagen!" bettelte schon das Hexlein flehentlich und küßte ihn auf beide Wangen und versehentlich oder aus Liebe auch auf die Nase. — „Da ist jetzt der Herr Melchior gekommen, der will's der Mutter ausreden und alles zerstören. Und wo doch alles so könnt anfangen zu glücken grad jetzt mit der Stellung am Orchester in Köln am Rhein! — Und ein Musikus wär' eine Schand für ein Baumgartner Mädle!" Da glühte das Hexlein. „Schand? — Geh her, die Pfeffersäck! Was sollen die groß verstehn von der Musik! — Und von der Lieb' — erst recht . . ." Da glühte das Hexlein noch tiefer.

Und da es aufs neue den lieben Ohm um den Hals faßte, so daß ihm beide Wangen und auch die Nase feucht wurden und zuletzt auch die Stärkwäsche, auf die er einigen Wert legte, ja, was konnte er anderes tun, der Herr Rochus, als Fürsprache zusagen und streicheln und trösten, bis das Näschen begann langsam wieder abzuschwellen. Und für das kleine braune Rinnsal nahm er sein eignes seidnes und gemustertes Tuch, aber nicht bis dahin, wo der Kummer versiegte. Ei der Tausend doch! Nein! —

Du lieber Gott! So ein Kummer! Und ein Einspanniger hatte doch wohl immer eine kleine Reserve, die einer schmalen neuen Wirtschaft gut dienen könnte. Und das große, leere Haus in der Magnusstraße zu Köln am Rhein mit den vielen in Sack eingenähten Meubles! Sie waren schön, und gewiß fraßen in manchen schon Motten und Wurm! Und ein Spinett gab es auch, wenn Geigenspiel zu begleiten war.

Ja, wenn so ein seliges, junges Leben nun in das Haus einzog! Das mußte ja grade sein, wie wenn ein Scheintoter, der einmal sehr geliebt wurde, wieder zu atmen anfing!

Und der Ohm Rochus und das Hexlein hörten an diesem Tage die Mittagsglocke erst, als sie zum drittenmal laut und aufgeregt unter dem Altan loszeterte. —

Da der Herr Rochus sich am Nachmittag auf die weiße Bank setzte, unter der Kastanie, Frau Mariannen und dem Herrn Melchior gegenüber, bat er, die Angelegenheit mit dem Sarabandespieler doch noch einmal zu überprüfen, indem nicht jeder Musikant ein Windhund zu sein brauchte. Er hatte den Herrn Melchior dabei ganz fest und ruhig im Auge, sprach über die veredelnde Wirkung und nicht abzuschätzende Bedeutung der Musik überhaupt und vorzüglich der Geige, und ließ nebenbei einiges fallen über ein leerstehendes Haus zu Köln am Rhein und auch über Pfandbriefe und andere Papiere, gut im Kurs. Und bei allem diesem war ihm ausnehmend leicht zu Sinn. Ein Husen kam ja nun einmal immer zu spät, Gott weiß es! Und wem es so offenbar nicht gelingen sollte, selber glücklich zu werden, der sollte doch wohl keinen Wink versäumen, daß er glücklich könnte machen. Und überdies hatte der Schutzengel, wie dem Herrn Rochus jetzt zu Bewußtsein kam, auch bei dieser Angelegenheit sich nicht im geringsten in Atem gesetzt.

Digitized by Google

Aber Frau Marianne war noch nie so schön gewesen wie an diesem Nachmittag. Und da sie Herrn Rochus an einem Lavendelbusch und auch an Herrn Melchior vorüber beide Hände entgegenstreckte, bebten die Opale über ihrem Busen so stark, daß Herrn Rochus einen Augenblick ganz benommen im Kopf wurde.

Es hatte aber Herr Melchior manches und vielerlei mitgebracht für die Hochzeit: seidene Stoffe, Jakonetts, Popeline, glatt und gemustert, und Spitzen. Dazu auch das letzte Heft des „Journals des Luxus und der Moden", herausgegeben von dem Herrn Geheimrat Bertuch in Weimar. Und da Frau Marianne und alle drei Rebblütlen eifrig darüber her waren an dem weißen Tisch unter der Kastanie, wurde entschieden, daß Dianens Brautkleid à la grecque sollte geschneidert werden. Allerdings war die Mode im Ausgang. Aber der Forstadjunkt hatte des öfteren, gehaltener Rührung hervorgehoben, wie er Dianen zum erstenmal à la grecque, und im Mondschein am Stamm einer Weide lehnend erblickt hatte. Diana konnte sich nicht einbilden, was sie bei jenem bestimmten Mondschein an dem Stamm einer Weide mochte getrieben haben, zumal die Rebblütlen an solchen Abenden zu dritt und Arm in Arm singend zu lustwandeln pflegten — aber — wie dem auch war — Erinnerungen mußte man ehren.

Lalla und das Hexlein bekamen — o, Jubel — die ersten Krinolinen zur Hochzeit. Aber nur kleine, drei Reifen, und Fischbein in Schnebbentaillen. Außerdem bettelte das Hexlein um einen Spenzer aus Sammet, wie sie so kleidsam sind, und alle Mädchen trugen jetzt Spenzer aus Sammet, und die paar wenigen, die sie einmal wirklich nicht kleideten, die trugen sie erst recht.

Da nun die Kleiderfrage entschieden und Herr Melchior bedankt war mit Knicks und gesetzter Rede, stoben die Rebblütlen davon. Sie winkten zärtlich Herrn Rochus. Aber der meinte, er säße gern noch ein wenig unter der Kastanie. Zumal Herr Melchior nicht Miene machte, den Platz neben Frau Marianne aufzugeben. Es erwies sich aber, daß Herr Melchior unter den vielen weichen und schweren Falten von sehr kostbaren und wohlfeileren Stoffen noch etliche Muster für Tapeten verborgen hatte. Da im Städtlein unten wohl nicht dergleichen zu finden, und das Schlafgemach von Frau Marianne — so sagte er — bedürfe einer Erneuerung.

Frau Marianne meinte zwar, sie sei noch immer zufrieden. Aber der Herr Melchior hatte schon eine lichtblaue Tapete mit Sternen auf den Tisch gelegt, und eine mit Rosengerank und Putten mit Köchern und Pfeilen. — Aber als sich Frau Marianne an Herrn Rochus wenden wollte um seine Meinung — wandelte dieser bereits tief den Rebgang hinunter.

Da seufzte Frau Marianne ein wenig und lächelte mütterlich und wählte die lichtblaue mit Sternen.

Als zuletzt mit dem Musikus alles entschieden war, und mit den Kleidern zur Hochzeit und der Tapete, reiste Herr Melchior wieder nach Augsburg.

Jetzt hatte das Maikraut abgeblüht und taugte nicht mehr für den Wein. Aber die Erdbeeren begannen zu reifen. Die Luft war voll von Nachtigallen und Blütenduft.

Ab und an reiste eine ganz unwirkliche Duftwolke über den Garten hinweg, die kam von weit her, wo das Labkraut wie weißes Linnen im Grase lag, oder auch von einer alten, bröckelnden Mauer, umrankt von Jelängerjelieber. Die gelben Wollküken bekamen schon dünne Federkiele an Flügel und Schwänzchen und gingen gesittet mit der Mama auf den Regenwurm. Die Truthühnchen brauchten zwar immer noch kleingehackte Nesseln, aber man brauchte sich nicht mehr so grausam ängsten, daß sie nasse Füße bekamen. Die Kühe gaben wieder Milch, wenngleich der beste Teil noch immer den Kälbchen zufiel, und die kleinen Fohlen, wie sie um die Mutterstute herumtollten, benahmen sich nicht mehr wie aus Holz geschnitten, sondern hatten schon ein Gelenk in ihrer goldigen Tapsigkeit entdeckt.

Überall war Lalla zu erblicken. Sie machte ihre runden, weißen Patschchen nicht grade naß. Aber sie bemerkte alle Spargelköpfe zuerst, wo sie die Erdhügelchen heraufgestoßen hatten, und zeigte sie der Magd mit dem Stechmesser. Sie zuckerte die Früchte ein, die andere im Sonnenbrand gepflückt hatten. Die Tauben flogen ihr auf die Schulter, und die Hühner liefen ihr nach, wo sie sich sehen ließ. Alle kleinen Kinder strebten ihr zu, und der grüne Papagei rief: ‚Coromandel, Lalla!'

Um diese Zeit lagen auf allen Rasenplätzen weiße Wäschestücke zum Bleichen, und eines Morgens kam Lalla den Rebgang herunter geschritten, hängte sich dem Ohm in den Arm.

„Alle reden von Liebe," sagte sie. „Bloß immer von Liebe und Hochzeit! Laß mich aus! Was mir das schon langweilig ist!"

Als aber der Ohm, ihre weiche Hand sanft tätschelnd fragte: „Lalla, und du? Wünschest du gar nicht" — er zögerte befangen — „das Glück?" sagte Herr Rochus entschlossen. „Ich meine — die Liebe! Und — einen

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

jungen Mann?" — „I gar!" sagte Lalla, und ein zorniges Tränchen quoll hinter den langen Wimpern. „Einen jungen Mann! Affen sind die jungen Männer allesamt. Zuwider sind sie mir schon!" Und, fester eingehenkelt und mit der freien Hand eilig das Zorntränlein vom Pfirsich der Wange wischend: „Gar nichts sonst tät ich mir wünschen," sagte Lalla eilig, und als ob sie jemand sollte gut zusprechen, „als immer so Sommer und Rosen und mit dir durch den Rebgang, Ohm Rochus!"

Und da Herr Rochus sich ein wenig zur Seite wendete, wo sich Lallas Gesicht an seine Schulter schmiegte, sah er das kleine braune Mal, wie es auch Frau Marianne hatte, wie ein Fleckchen aus Sammet. Und er wußte nicht, wurde er betrübt darüber oder sehr froh.

Von dem Tränlein auf der Wange war gar nichts mehr zu bemerken, auch wußte der Ohm Rochus nicht, daß Herr Melchior mit Gewürz und Kaffee, Lichten und allerlei nützlichen Dingen einen Brief an Frau Marianne geschrieben hatte. Darin stand unter anderem, der junge Hainbauer habe in wichtiger Angelegenheit nach Amsterdam gemußt, und es wäre die Frage, ob er zur Hochzeit Dianens zurück sein könnte. —

Da Herr Rochus Lallas Arm so sehr weich und zärtlich auf dem seinen empfand, und die Rosen so stark dufteten, und eine ganz unsägliche, schwüle Bangnis über dem Garten sich verbreitete, meinte er plötzlich: wenn er nur Lalla am Arm habe, dann könne er es vielleicht endlich wagen und zu dem Nußbaum treten mit der gewulsteten Herznarbe. Und wenn vor diesem Herzen eine zu tiefe Traurigkeit ihn überfiele, dann dürfte er vielleicht das kleine Mal auf Lallas Kinn küssen, wie auch Frau Marianne eins hatte; das müßte dann sehr tröstlich sein und sehr süß. Aber grade als er so weit gekommen war in Gedanken, und mit Lalla in den Weg einbiegen wollte, wo die vielen Lavendelbüsche blühten, und wo ganz am Ende der Nußbaum stehen mußte, kam Frau Marianne ihnen entgegen, und, ganz gegen ihre Gewohnheit, lief sie ein wenig wie in großer Verwirrung, und immerfort glitten die Dunkelheiten über den lichten Spiegel ihrer Augen.

„Das Herz hat ein grünes Reis getrieben," sagte sie atemlos. „Ja, der Nußbaum, der tot war," und dann schwieg sie schnell.

Aber als Lalla und Herr Rochus sie befragten — „Ach," meinte sie, „es ist doch wirklich zu arg heuer mit der Hitze," und fächelte, daß die Luft eine einzige Lavendelwolke wurde. Und sie wollten doch ja nicht wieder vergessen, grüne Nüsse in Zuckersirup zu kochen, weil die gar so bekömmlich seien, und — der Herr Melchior käme schon übermorgen.

Und als mit dem Frau Marianne fort war wie weggezaubert, schritt auch Herr Rochus mit Lalla am Arm den Weg zurück, den sie eben gekommen waren —

Der Herr Melchior war wirklich als erster von allen Gästen und — wie die Rebblütlen meinten, recht überflüssiger Weise — eine ganze Woche vor der Hochzeit eingetroffen. Die Girlanden flechten und aufhängen und die Tafel schmücken, das konnten sie schon allein, und außerdem hatten sie doch den Ohm Rochus. Und wo alle Treppen noch einmal heruntergeschwemmt wurden, und die vielen Betten zu beziehen waren und so zuletzt — überhaupt . . . Das Babettle konnte es auch schlecht aushalten, und lachte manchmal ein bißchen daneben, wenn der Herr Melchior mit dem großen, gedruckten Kochbuch in die Küche trat und anfing, unter kupfernen Pfannen und Eingemachtem Rezepte vorzulesen. Wo doch alles längst ausgemacht war, und die Speisekammer und die Keller standen schon voll von oben bis unten, und wenn die Torten in den Ofen kamen, und dabei immerfort Predigt — alsdann . . .

Aber dies waren nun einmal die Tage, wie sie vor Festen sind, da kein Mensch mehr sagen konnte, wo er die wichtigsten Dinge gestern erst aufgehoben hatte. Wenn die Mägde bis über die Ellbogen in Seifenschaum steckten, meinten sie plötzlich, es brenne: so laut schrien die Rebblütlen im Hause nach ihnen. Aber nachher wußte keine, wer geschrien hatte oder wozu. Eines Tages, o Himmel, lag zwischen der frischen Stärkwäsche beim Ohm Rochus von Lalla ein Busentuch, und jemand, der bloß Natron verlangte, bekam — leider dessen — etwas ganz anderes! Der Winzervogt schlug drei Flaschen Bocksbeutel entzwei, was ihm auch noch nicht passiert war. Der Herr Melchior verlor seinen kostbaren geschnittenen Karneol aus dem Siegelring, und der kleine Zimmetfarbene, der eine neue Livree schwärmend genoß, bekam vom Babettle, er ahnte nicht warum, ausgiebig die ersten Schellen.—

Aber es ging dies alles vorüber, und Frau Marianne wandelte jeden Abend eine Stunde allein und eng verschlungen mit Dianen durch die Rebgänge. Wenn sie dann wieder zu den anderen traten, die unter der Kastanie mit Windlichtern saßen, blühten ihre Wangen so tief, ihre Augen waren so schimmernd, und Mutter und Tochter einander so ähnlich und so schön und verklärt, daß man gar nicht hätte sagen können, wer

Digitized by Google

von beiden nun eigentlich die Braut sei. Und dann kamen täglich Gäste von überall her, auch der Musikus, um den das Herlein so bitterlich gelitten, und der als Neuestes eine herrliche Viola d'amore mitbrachte, mit Tönen wie aus dem Paradiese, und zuletzt — grün wie ein Wald im Frühling und ebenso verliebt unter aller strengen Korrektheit — stieg der Forstadjunkt aus der Kalesche, und die Hochzeit konnte gefeiert werden. —

Durch die Herrlichkeit und Innigkeit dieses Tages schwebte Frau Marianne wie ein Lavendelstrauß, den eine Sommerwolke mit zarten Tröpflein besprengte, und die lila Opale über der Busenfalte bebten des öfteren einmal. — Das erste Kind, das eine Mutter hergibt — und der Vater nicht mehr dabei!.. Da war es, daß ihre Augen plötzlich dunkel wie Abgrund sich vor Herrn Rochus auftaten, so daß er meinte — und er empfand eine leichte Mattigkeit in den Kniekehlen — er habe das Geheimnis in der Tiefe des Abgrundes erblickt, und es schimmerte wie eine Träne. Aber er konnte es nicht glauben, weil Frau Mariannes Mund so sanft dabei lächelte. Auch trat in diesem Augenblick Herr Melchior hinzu und bot Frau Mariannen den Arm, um sie zur Tafel zu führen. Und von der anderen Seite kam Lalla, nahm eine glührote Nelke aus ihrem Busenstrauß, steckte sie dem Ohm Rochus in das Knopfloch des hechtgrauen Fracks und sah selber in ihrem purpurnen Kleid aus wie ein Nelkenbeet, dunkel und glühend und verführerisch schön.

Nachher bei der Tafel brachte Herr Rochus einen Trinkspruch aus auf das junge Paar. Der Ahnherr vom Rhein pflegte bei erforderlichen Gelegenheiten sich hilfreich einzustellen, und Rhythmus und Reim hatten sich wie von selbst gefügt über dem waldfarbnen Bräutigam und Diana, der Göttin der Jagd. Auch ein Rundlied, von Herrn Rochus verfaßt, wurde gesungen. Aber wie er zwischen Frau Marianne und Lalla saß, dünkte es ihn, als ob zwischen Mutter und Tochter durch ihn hindurch heimliche Ströme wanderten. Denn beide erschienen einander ähnlich wie nie zuvor, und wie von sanfter Wehmut beide verschleiert. Und wie er diesen eigentümlichen Strömen — von links nach rechts und von rechts wieder nach links — eine lange Weile herzhaft standgehalten hatte, wußte Herr Rochus zuletzt nicht mehr ein und nicht aus mit sich selber, weder nach rechts noch nach links, und der Schutzengel rührte sich nicht. Auch nicht mit dem leisesten Flügeldaun.

— ‚Es kann nicht länger so weiter gehn,' dachte Herr Rochus, der ein kleines Glas Südwein genommen hatte zum Eingang und Rheinwein zum Lachs, und dem jetzt sein eigner kleiner zimmetfarbner Diener in der neuen Livree das dritte Glas kostbarer Liebfrauenmilch aus kristallener Karaffe einschenkte. Aber Lalla fing an, als ob sie sich selber trostreiche Geschichten erzählte, von einem alten Nußbaum an der Mauer. Schon immer wollte er ihn forthaben, der Herr Melchior. Aber jetzt hatte der tote Stamm ein frisches Reislein bekommen. Just aus der Mitte, wo wie ein Herz war in den Stamm geschnitten! — Bei diesem wendete Herr Rochus sich jählings herum zu Frau Marianne. Aber grade da berührte Herr Melchior ihr Glas, und seine Augen unter den schweren Brauen — auch sie erschienen Herrn Rochus sehr schwer und sehr eigentümlich. Da wendete er sich zu Lalla zurück, so jählings, wie er sich ihr abgekehrt hatte. Aber Lalla war so versponnen in Geschichten, die sie sich selber erzählte, sie hatte gar nichts gemerkt von Abkehr und Zukehr, sondern immer noch von dieser unerklärlich bangen und süßen Schwermut erfüllt, beugte sie sich ganz dicht zu Herrn Rochus, und das kleine braune Mal auf ihrem Kinn berührte fast seine Schulter. „Was das mit dem Nußbaum auf sich hat, möcht' ich wohl einmal wissen," sagte Lalla sanft und schwärmender Traurigkeit.

„Lalla," erwiderte Herr Rochus leise und schnell — wenn der Schutzengel immer noch auf Vakanz war, so mußte man selber zusehn — „wir gehen zu dem Nußbaum hernach und schauen nach dem Herzen, Lalla, und was es auf sich hat mit dem grünen ..." Aber Herr Rochus hat das „Reis" noch nicht von sich gegeben — „eine Maus, eine Maus!" schrie Frau Marianne, stand auf dem Polster von ihrem Stuhl, hob entsetzter Gebärde die Arme zum kristallenen Armleuchter, nicht anders, als müsse das graue Untier sich jeden Augenblick von dorther herunter stürzen über das Konfekt in Goldlahn gewickelt und über die Torten.

„Eine Maus? — Eine Maus!" schrie es hier, und schrie es dort. Und zwei weitere Damen standen bereits auf den Stuhlpolstern. Es waren junge Demoisellen aus Augsburg mit schmalen Füßlein in zierlichem Schuhwerk. — Aber die Schwester von Herrn Melchior, die Mäuse und Ratten von den Speichern her genugsam kannte, dachte, es müsse eine Ohreule gemeint sein mit soviel Aufhebens. Und weil sie einige Künstlichkeit aufwendete bei ihrer Frisur, so warf sie sich ein Mundtuch über den Kopf und begab sich, so hurtig es sich machen ließ — denn ihr Rock hatte fünf Reifen — unter die Festtafel.

Digitized by Google

Dieser Anblick aber verdroß Herrn Melchior. — So war denn ein selig erschrecktes Rufen und Lachen und Trösten rund um den Tisch, und das Hexlein versäumte nicht die Gelegenheit, sich in die Arme eines Musikus zu salvieren. Herr Melchior aber, wie Frau Marianne an seiner Hand errötend von dem Stuhl herniederstieg — und ihr Füßlein durfte sich sehen lassen, gleichermaßen — Herr Melchior hob trotzdem die schweren Brauen sehr hoch, sah Frau Mariannen strenge an und fragte, ob denn auch die Mausfalle gebratenen Speck erhielte, denn so ein Speck nicht angenehm locke, bliebe die künstlichste Mechanik ohne Wirkung. Und Frau Marianne war froh, daß das Babettle weit fort in der Küche den kostbaren Koffee filtrieren mußte. Denn das Babettle bekannte jedermann sogleich und lachend die lautere Wahrheit bis aufs letzte, ob nun ein kleines Schweigen manchmal auch nützlicher gewesen wäre.

Und weil nun die Jugend sehr innig und dringend zum Tanz begehrte, und das Programm ein wenig verschoben worden durch die Maus, so wurde vorgeschlagen, wer den Koffee mit den neunerlei Backwaren vom Babettle jetzt nehmen wolle, der möge sich hinaus auf den Podest begeben, oder auf die weißen Bänke, rund um den Stamm der Kastanie, wo die schönen Beete mit Levkojen, Zinnien, Kartäuser- und andern Nelken die Luft recht angenehm machten. Und über so vielem Stuhlrücken und Lachen und Rufen hatte niemand gehört, wie ein Kaleschwagen in den Hof einfuhr. Nur Lalla hatte ihn erblickt. Denn sie stand grade träumerisch ausschauend am Fenster.

Da nun Frau Marianne am Arm von Herrn Melchior zum Podest wandelte, grüßten ihre Augen zu Herrn Rochus zurück, und es war etwas wie eine scheue Bitte in dem Blick. Aber Herr Rochus suchte Lalla mit den Augen, den Saal rundum: Kein Kavalier, der seine Dame auch nur einen Augenblick warten läßt! — Und da er Lalla nirgend fand, schlug sein Herz sehr heftig in Rührung. Denn er meinte, sie sei ihm bereits vorausgeeilt, zärtlichen Wunsches.

Und da er in den Weg einbog, der zu dem Nußbaum führte, und er den Lavendelbusch erreichte, dessen Duft gar sanft webte, und so süß verwirrte wie der Duft von Frau Mariannes Haar — da erschien es Herrn Rochus nicht anders, als solle sogleich eine Tür zugeschlossen werden, die Tür zu einem hellen, schimmernden Gartensaal. Und vor dieser Tür hatte Herr Rochus zwanzig Jahre gewartet. Da überfiel ihn eine große Trauer. — Aber gleich danach meinte er, er sähe eine flammende Wolke am Ende des Weges. ‚Schier heftig blühen die Rosen und Nelken heuer', dachte Herr Rochus betreten; und mit einem rechten Herzspann, aber entschlossen schritt er den Gang hinunter, der zum Nußbaum führte.

Ja, wirklich, Lalla, das zärtliche Kind, stand unter dem Herzen mit dem grünen Reislein. In all ihrer weichen, dunklen und zärtlichen Süßigkeit stand sie dort; und keine Rosen und keine Nelken konnten brennen wie ihr Kleid oder wie ihre Wangen und Lippen über dem Kleide. Denn — Lalla stand nicht allein! — Es gab doch noch Postillone zwischen Amsterdam und dem Main, die ein Einsehn hatten! Daß das Hochzeitsmahl vorüber war, grämte den jungen Hainbauer nicht so arg. Liebe ist gute Weide. Auch hatte er für alle Fälle zum Frühstück ein Hähnchen verzehrt. Seit drei Tagen reiste er mit Extrapost. Soviel würde der Amsterdamer Handel schon abwerfen. Und wo nicht, so wäre es auch einzurichten. Und jetzt war er da. Er war da! Und er und Lalla vor dem Herzen brannten zusammen in einer steilen, lichterlohen Flamme. —

Da ging Herr Rochus behutsam den Buchsgang wieder zurück. Und da er zu dem Lavendelbusch kam, blieb er stehn, pflückte langsam und zart eine lange blaßlila Ähre und steckte sie hinters Jabot. Daß ihm die rote Nelke dabei aus dem Knopfloch sprang, merkte er gar nicht. Aber er lächelte, als sei er einer Todesgefahr noch eben entronnen. Und da er gleich danach Herrn Melchior erblickte, wie er an jedem Arm eine Dame — Frau Marianne und die Mutter des Bräutigams — den Gang herauf und ihm entgegen lustwandelte, ging Herr Rochus freien Schrittes auf ihn zu. „Es ist nicht recht," sagte er lächelnd, „daß einer darbe und ein anderer genieße doppelt," verbeugte sich tief und bot Frau Marianne den Arm. — —

‚Zum Nußbaum!' dachte Frau Marianne, als sie sanft und zärtlich lachend ihre Hand dem Arm von Rochus vertraute. ‚Jetzt wird er mich zum Nußbaum führen.' Und ihre Augen wurden so dunkel, als könnten sie niemals ihr lichtes Spiegeln wieder erlangen.

Aber — ein Husen hat Zeit! — Und außerdem dachte Herr Rochus, es stünde doch schon ein anderes Paar unter dem grünen Reis, das dem gewulsteten Herzen entsproß. Diese Angelegenheit mußte wohl zuvor ausgetragen werden.

Da führte er Frau Marianne zu dem Lavendelbusch, blieb davor stehn und sagte: „So seid Ihr! So habe ich Euch gespürt,

Digitized by Google

zwanzig Jahre!“ Und er wies auf die blaßlila Ähre in seinem Jabot und atmete tief herauf.

Als aber die lila Opale über dem Busenansatz ihr flimmerndes Spiel begannen, kam glühend und selig Lalla am Arm des jungen Hainbauers den Gang herunter geschritten, und es war nicht zu sagen, welcher Jubel ausbrach, als die Verlobung der letzten der drei Töchter an der Hochzeit der ersten verkündet wurde.

Herr Melchior aber benahm sich so vollkommen väterlich dem jungen Hainbauer gegenüber, und da zu dem Koffee vielerlei angenehme Liköre gereicht wurden, süße und strengere, und am Abend des jungen Brautpaares und auch des Hexleins und seines Musikus des öfteren mußte gedacht werden mit Spruch und Rede und Gläserklingen und =Leeren, und soviel Nelken und Rosengeruch in der Luft war, und soviel Jugend umher und Sommer und Liebe, bekamen die Augen des Herrn Melchior trotz der Angelegenheit mit der Maus, wenn er Frau Marianne ansah, öfter noch einmal den schweren eigentümlichen Blick, so daß Herr Rochus — dem die hohen Spiegel grade diesen Blick jedesmal zuwarfen — dabei dachte, er habe die Worte am Lavendelbusch vorhin vielleicht gar nicht gesagt zu Frau Marianne? Nein, er hatte sie sicherlich nur geträumt, ebenso wie — nun — ebenso wie alles andere, was er mit ihr erlebt hatte in seinen Gedanken und Träumen nun zwanzig Jahre hindurch. —

Während nun Herr Rochus bei sich seine Abreise wirklich und endgültig festsetzte auf morgen oder doch nächste Woche, wurden ringsum die kommenden Hochzeiten besprochen. Das Hexlein sollte noch ein Jahr warten auf sein volles Glück, wegen übermäßiger Jugend beider Teile, und daß die Brautleute in der Entfernung sich selber und eins das andere noch ziemlicher prüften. Aber mit Lalla stand eigentlich gar nichts im Wege. Und da sie ihren Bräutigam mit der Traube berückt hatte bei der Weinlese, so wurde festgesetzt, Ende des Weinmonds sollte wiederum hier auf dem Berge Hochzeit gefeiert werden. Und Herr Rochus ließ sich bereden zu bleiben, weil nicht nur das Hexlein, sondern auch Lalla gleich anfingen, sich in Tränen aufzulösen, wenn der liebe, einzige Ohm des Fortgehns erwähnte. Und das rührte ihn sehr. —

So gingen denn die übermäßig und fast schmerzhaft bedrängenden Sommerwochen zu Ende. Die Bangnis der dunklen und schweren Baumkuppeln löste sich gemach, und es schritten abermals die unhörbaren Tage, einer immer verklärter als der andere, über die Rebhügel. Wieder schweiften die Blicke über den goldnen, bronzebraunen und blaugrünen Sammet wie von Ruhe zu Ruhe. Aber unter jeder Ruhe bebte dennoch ein eignes und seliges Feuer, bis dorthin, wo die letzte Bläue anhub und die letzte Sehnsucht sich hinüber erlöste.

Die Reseda blühte noch immer, und Frau Marianne trug gern einen Strauß davon in Händen, wenn sie zwischen den Reben und Trauben und dem letzten Blühen hinwandelte wie die heimliche Seele dieser Jahreszeit: unschuldig wissend, da sie mehr aus Gehorsam, denn aus Liebe ihres ersten Mannes Weib geworden, und weil ein anderer nicht redete zurzeit — unerfüllt, aber so zart in ihrem Verlangen und zugleich so inbrünstig nach der süßen Fülle des Trankes, ehe die Schale zerbricht — daß zwischen Zartheit und Glut und Wehmut und Wunsch und Bangnis sie sich aufzulösen schien und nur noch wie die Verklärung ihrer selbst durch diese ausruhenden Tage zog. Herr Rochus aber, der sich einredete, er habe das am Lavendelbusch doch nur geträumt — ging zwischen dem vielen Golde wie einer, der alle Schätze der Erde noch einmal durch bereits gelockerte Finger gleiten läßt. Bald . . . bald . . . —

Dann kamen die letzten Vorbereitungen zu Lallas Hochzeit, und die Hochzeit selber, und es war da alles nicht so sehr viel anders wie bei der Hochzeit Dianens. Auch der Herr Melchior war wieder um eine Woche zu zeitig eingetroffen und hatte einen Schwanen aus Augsburg mitgebracht, aus Holz geschnitten, mit vergoldetem Schnabel und desgleichen Schwimmhäuten zwischen den Zehen. Dem sollte von den gebreiteten Flügeln abwärts ein Vorhang wallen aus sanftestem indischen Mull, schneeweiß, gepunkt, über das Bett von Frau Marianne.

Aber Frau Marianne meinte, sie ängstige sich so sehr. Und wenn ihr der Schwan auf den Kopf stürzte!

Herr Melchior hob die schweren Augenbrauen ausnehmend hoch, indem er versicherte, daß ein Schwan und eine Maus gar nicht vergleichbar wären. Auch wolle er diesmal die Mausfalle selber aufs gründlichste untersuchen und auf die Probe stellen. Da erschrak Frau Marianne, und das Babettle mußte, bis über die Ellenbogen im Gugelhupfen steckend, das rostige Unfal suchen. Da lachte das Babettle einmal nicht, sondern es zeterte. Darüber entsetzte sich ganz Handwerfel. Aber die Falle wollte sich trotzdem nicht finden. Und so nahm Frau Marianne in aller Not den Schwanen in ihr Schlaf=

Digitized by Google

gemach, wo er beim Ofen mochte hocken, bis Herr Melchior abgereist war. Aber da ihr über dem Schwanen — sie wußte nicht wie — plötzlich die Geschichte eines anderen Schwanen in den Sinn kam, die vor sehr langer Zeit einmal geschehn, wurde sie sehr zornig, kehrte ihren Schwan, vielmehr den des Herrn Melchior, mit dem Kopf in die Ofenhölle und band ihm ein Handtuch um Kopf und Schnabel.

Aber kaum war die Sache mit dem Schwanen aus der Welt, als Herr Melchior den Herrn Rochus beiseite nahm, ihn auf den Söller führte, wo er ihm drei kostbare Ketten wies: eine aus Smaragden, eine aus Rubinen und eine aus Saphiren, und Herr Rochus, der so viel gereist war und so viel gesehn hatte, wolle ihm raten, welche Kette Herr Melchior Frau Mariannen verehren solle, daß sie sie trüge am Hochzeitsfeste Lallas. Da meinte Herr Rochus, nun sei es wirklich an der Zeit, Handwerfel zu verlassen, und es sei das grüne Reis im Herzen des Nußbaums dennoch für einen anderen gesproßt. So wollte er gleich nach dem Hochzeitstag es wagen, ganz allein den Nußbaum besuchen — damit er nicht wieder in Träumen von ihm geplagt werde, und dann Abschied nehmen von diesem geliebten Lande der Sehnsucht, der Hoffnung — für manche auch der Erfüllung — und der Verklärung zuletzt.

Er riet dem Herrn Melchior zu den Saphiren. Ihm erschienen Smaragde zu herrisch, und allzudeutlich der Rubin für die Zartheit von Frau Marianne. Aber vielleicht, daß auch Saphire ihr Wesen noch nicht genugsam ausdrückten; denn am Hochzeitstag trug Frau Marianne wieder die lila Opale, und sie bebten sehr oft und sehr lange an diesem Tage.

Aber mitten zwischen Böllern, Raketen und einer Luft, golden und klar und perlend wie Wein, merkte Herr Rochus, wie Frau Marianne mit Herrn Melchior auf dem Söller stand. Sehr nah bückte sich Herr Melchior. Und berührte er jetzt nicht auch den Nacken vor sich? Den Nacken wie weißer Atlas? — Da dachte Herr Rochus, ein Dolch stieße ihn mitten durchs Herz, und er kehrte sich eilig zur Seite.

Aber nach einer Weile, als er Frau Marianne wieder erblickte, war eine leichte und seltsame Erregtheit über ihr, und fortwährend wechselten die Dunkelheiten über ihren Augen, und einmal — ja — war es auch — eine Träne? — Eine — Träne? . . . Herr Rochus konnte es nicht erkennen. Er erschrak zu sehr; und er sah nur deutlich, sie trug die Saphire um den Hals, und er spürte aufs neue den Dolch mitten durch sein Herz. Aber ganz kurz nachher trug Frau Marianne nicht mehr die Saphire. Sie trug auch nicht die lila Opale, sondern ganz allein der sanften, verklärten Luft gab sie ihre Haut, weiß wie Atlas oder wie die Blüten der Akazie.

Und grade, als Herr Rochus dieses bemerkte, sank ein Stern vom Himmel, sehr leuchtend und groß und so langsam, als ob er gar nicht fiele, sondern als ob der Schutzengel ihn an einem seidnen Faden herunter ließe, damit Herr Rochus Zeit habe, sich etwas dabei zu wünschen. Aber Herr Rochus war viel zu zerstreut, um an Wünsche zu denken. Seine Gedanken wußten nur noch ein einziges Wort. Das wiederholten sie unaufhörlich. So sank der Stern. Und das Wort „Frau Marianne“ geleitete seine strahlende Bahn vom ersten Schimmer bis zum letzten Verblassen. — Das war das letzte, woran sich Herr Rochus erinnerte an Lallas Hochzeitstage.

Hernach stieg er hinauf zu seinem Schlafgemach, bedeutete den zimmetfarbenen Diener, der eine Viertelelle gewachsen war in diesem Jahr auf Handwerfel und beim Babettle in der Ofenhölle, packte auch selber einiges, wollte morgen früh vor Tagesanbruch den Nußbaum besuchen und — was damit verbunden war — und hernach wollte er fortreiten.

Er legte sich zur Ruhe, wiewohl er nicht schlief. Dabei schien es ihm, als höre er unter sich, wo Frau Marianne ihr Schlafgemach hatte, noch lange ein Hin und Her auf leichten Sohlen, denn die Dielen in diesem alten, getreuen Hause knarrten alle ein wenig. — ‚Das Glück wandert hin und wieder', mußte er denken. — ‚Unrastig ist Glück!' — Da litt es ihn nicht länger im Bett. Er stand auf, trat ans Fenster, wanderte gleichermaßen hin und wieder und dachte: ‚Sonderlich sind die Gaben der Götter! Den Freudigen wie den Trostlosen mag es auf seinem Lager nicht erleiden. Beide wandern in Unrast. O — Frau Marianne! . . .'

Und als er gegen Morgen dennoch in leichten Schlummer sank, da erblickte er zwischen Brotfrucht und Sagopalmen, Bobäumen, Zuckerrohr und anderem Wunderfrevel eine sehr zarte und süße Blume, blaßlila. Das war Frau Marianne. Und sie kam auf ihn zu und trug in der Hand einen Strauß aus Reseden. Oder war es ein grüner Nußzweig? Und die opalene Kette über der Busenfalte bebte sehr. —

Als Herr Rochus aufwachte, dachte er: ‚Gleichviel, Träume sind feine Betrüger. Kein Kavalier, der sich nicht zurückzieht, wenn er inne wird, daß seine Dame ihr Herz

Digitized by Google

anders verschenken will!' — Und er gedachte Frau Marianne das Übel des Abschiednehmens zu ersparen. So schrieb er ein feines Brieflein voll höflicher Herzlichkeit und zarten und innigen Dankes und begab sich in guter Frühe hinunter. Die Kalesche mit dem Gepäck und zimmetfarbnen Diener und Kutscher mochten nachkommen. Er hatte, wessen er bedurfte, in einem Mantelsack. Und er wollte über den Hof, die Isabelle aus dem Stall zu holen. Heut jährte es sich, daß er sie an den seidigen Stamm des jungen Nußbaumes gebunden hatte.

Aber als er an Frau Mariannens Zimmer vorüberkam — und er ging sehr behutsam — öffnete sich ebenso behutsam die Tür von innen, und Frau Marianne trat heraus, als habe sie die ganze Zeit dahinter gestanden und immer gewartet. Sie trug aber bereits, wie sie immer des Morgens pflegte, ein Kleid aus Jakonett, blaßlila mit batistenem Busentuch und im Ausschnitt bereits das Geschmeide mit den Opalen. Und, leicht aufgeschreckt, süß verwirrt, staunend und plötzlich zärtlich und mütterlich lächelnd, sah sie Herrn Rochus in Reisekleidern.

„Auf ein Wort nur, mein Freund," sagte Frau Marianne und zog den nicht sehr Widerstrebenden in ihr Zimmer mit der lichtblauen Tapete. Der Schwan aber, der den mullnen, gepunkten Baldachin tragen sollte, hockte mißmutig und umgekehrt, Kopf und Schnabel mit dem Handtuch umwickelt, in der Ofenhölle. — Herr Rochus erblickte ihn nicht; aber von der schimmernden Bettstatt in der Mitte der Wand kehrte er scheu die Blicke.

„Einen Augenblick nur," sagte Frau Marianne und hatte es nicht acht. Denn das Pfühl war bereits gelockert von ihrer Hand und wieder verhüllt, und das Bett war in ihren Gedanken ein Meuble wie jedes andere. „Nur einen Augenblick!"

Und Herr Rochus bemerkte, wie die große Augsburger Kalesche aus der Remise gezogen wurde und beladen mit sehr vielem und schwerem Gepäck. Aber Frau Marianne bedeutete Herrn Rochus, daß er schweige, und hielt dabei fortwährend seine Hand, als ob er entspringen möchte, wenngleich er sich seltsam wohl befand in so süßer Haft.

Wie sie so eine Weile gestanden hatten, sehr nahe eins dem anderen, hörten sie zuletzt schwere Schritte die Treppe heruntersteigen, und Herr Melchior trat auf den Podest.

Er stand noch ein kurzes Weilchen, schaute rundum unter schweren Brauen, fragte vom Kutscher dieses und das, räusperte sich, schalt auch ein wenig, gemäßigter Stimme, und da nichts weiter erfolgte, bestieg er am Ende die Kalesche.

„Sobald kommt er nicht wieder zurück," sagte Frau Marianne glückselig, als das Knirschen der Räder verhallte. „Er war gut zu mir, und Brudersohn zu meinem guten, seligen Heinrich. Aber ..."

„Aber?" fragte Herr Rochus atemlos.

„Aber — der Nußbaum!" stammelte Frau Marianne. „Er sagte doch immer, er sei tot, und man müsse ihn absägen. — Aber . . ."

„Aber?" fragte Herr Rochus wieder.

„Das grüne Reis!" stammelte Frau Marianne. Die Opale über ihrer Busenfalte flimmerten sehr. Und auch die dunkle Tiefe ihrer Augen flimmerte; denn Frau Marianne lachte und weinte in einem, ihr ganzes Wesen schien sich aufzulösen in Bangnis und letztem Wunsch und holder Verwirrung.

‚Obacht!' — wollte der Schutzengel Herrn Rochus zurufen. Aber es war nicht mehr nötig. Denn Herr Rochus hatte bereits den einen Arm zart um Frau Mariannes Hüften gelegt, während er ihre Hand an die Lippen hob. Aber in seinen Augen stand das betörende Husensche Leuchten.

Da wanderten sie hinaus, Herr Rochus und Frau Marianne, eng verschlungen, zu dem toten Nußbaum, dessen Herznarbe das grüne Reis entsproßte. Die Luft war erfüllt vom Duft der Reseda, dem der Rebblüte so nah verschwistert, nur daß über dem Rausch bereits die Verklärung stand. —

Märkischer Abend. Von Herta Kanner

Ferner Lärm verrauscht wie Meereschöre
Vor dem Wipfelwehen dunkler Föhre,
Vor dem Summgesange schmaler Gräser,
Naher Nacht verstohl'ner Flötenbläser.
Noch ein Tagschein über Hügelketten,
Letzter Glanz um Kiefersilhouetten.

Digitized by Google

Von den Berliner Bühnen

Nach Jahren des Darbens ist in diesem Sommer in Berlin die Schlagsahne freigegeben worden. Ein Fest für die lieben Kleinen — und für die gesamte Damenwelt. Drei Monate hat das Fest gedauert; dann meldete sich der verdorbene Magen. Und voll Schrecken stellten die Directricen der Modesalons fest, daß ihre elegantesten und feschesten Kundinnen ihre schlanke Taille verloren haben. Reuig werden nun wohl manche der süßen Sünderinnen wieder zu einer Art gemäßigter Kriegskost zurückkehren müssen, um Gnade vor ihren Schneiderinnen und anderen kritischen Augen zu finden.

Nach Schlagsahne hat sich wohl auch das Theaterpublikum gesehnt. Die Kriegsnot hatte die Regisseure gelehrt, ein hartes, kärgliches, trockenes Brot zu verabreichen. Überall arbeitete man mit „Ersatz“. Es gab keine üppigen Dekorationen, keine prunkvollen Kostüme mehr. Die karge Holztreppe war Palast oder Schlachtfeld oder Alpenlandschaft, der verwaschene Schlafanzug das zeitlose Gewand für Griechenkönige, Fabrikarbeiter und Hofschranzen. Und wo der Phantasie des Zuschauers unerfüllbare Aufgaben zugemutet wurden, da tauchte man die ganze Szene in gespenstisches Dunkel. Es war eben die Zeit der Inflation: als jeden deutschen Hausvater die Monatsrechnung über Gas und elektrisches Licht unmittelbar vor den wirtschaftlichen Zusammenbruch stellte.

Djemil Anik in der Revue ‚Noch und Noch!‘ Theater im Admiralspalast, Berlin. Photographie E. Schneider

Gisa Wurzel in der Revue ‚Wien gib acht!‘ Lessing-Theater, Berlin. Photographie E. Schneider

Inzwischen haben die Behörden, schon um die städtischen Werke ausreichend zu beschäftigen, die Lichtreklame wieder gnädig erlaubt. Die fleißigen Bürgerfamilien sitzen des Abends nicht mehr um die einzige Glühbirne versammelt. Und auch auf den Brettern, die die Welt bedeuten, ist es lichter geworden — wenigstens so weit die elektrische Kerzenstärke in Frage kommt. Und mit den Lichtfluten der Scheinwerfer, Soffit-

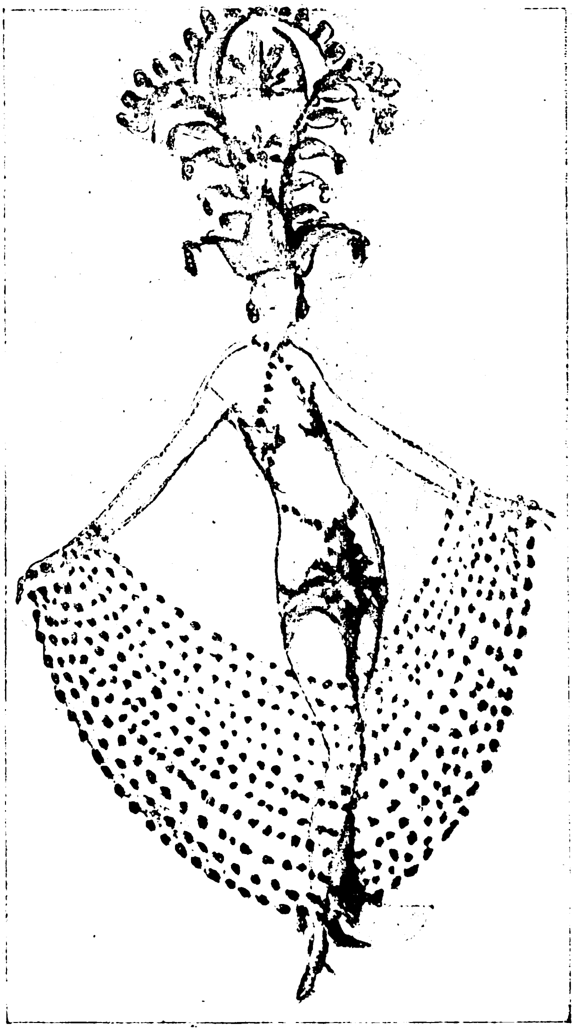
Digitized by Google

sam: die Amerikanerin hat jegliche Prüderie in dieser Hinsicht abgestreift. Der Sport, das Seebad- und Strandleben mag die Wandlung verursacht haben. Der in der Sonne noch übliche Schwimmanzug ist für die szenischen Bilder im Rampenlicht bis auf ein allerletztes Mindestmaß, etwa wie es die Naturvölker noch eben als Muschel- und Perlkettenschmuck anwenden, zusammengeschrumpft. Trikots gibt es nicht mehr. Die Zurschaustellung des Körpers gilt „drüben“ nicht mehr als anstößig, vorausgesetzt, daß es sich um klassische Schönheit handelt. Schulbeispiele der Grazie, hygienischer Erziehung, sportlicher Durchbildung sollen den Zuschauern gezeigt werden. Das klingt sehr gut. Und da neuerdings die bisher so sittenstrenge Amerikanerin aller Stände und aller Altersstufen, besonders der jüngeren, es gutheißt, so möchte ich den Amerikaner sehen, der dagegen Einspruch erhebt.

Unsereiner, an Europens Übertünchung gewöhnt, erschrickt auf seinem Parkettplatz zunächst, wenn da so ein gutes Dutzend schöngewachsener, fast nur mit winzigster Badehose bekleideter weiblicher Gardegrenadiere von verblüffender Ähnlichkeit auftritt und einen beschleunigten Parademarsch auf der Stelle ausführt, der sich rasch bis zum Presto steigert. Ein Bursch wie der andere, ein Bein wie das andere, ein toller Wirbel, ein toller Taumel, ein flinker Saltomortale nach dem andern, dabei lustig lachende blaue Augen, unschuldige Kindergesichter. Nun, man gewöhnt sich daran. Und schließlich lernt man die schöne Menschheit vom ästhetischen Standpunkt aus schätzen und man beruhigt sich: vielleicht ist es für Mann und Frau wirklich einmal ganz erziehlich, die Statuen der Antike wieder lebendig werden zu sehen (wie die Amerikanerinnen es auffassen), es eifert wohl an, gesunden Sport zu treiben, der Verweichlichung, dem Dickwerden, dem Bequemwerden auszuweichen. Aber restlos überzeugen wird diese lustige Theorie nicht alle; die ganz gewiß nicht, bei denen ein etwaiger Verjüngungsprozeß völlig ausgeschlossen ist.

Die Berliner Revuetheaterdirektoren — bekanntlich durchweg Zeitgenossen, die lediglich den höchsten Volksidealen zustreben — haben die Auffassung der Amerikaner sich sofort zu eigen gemacht. Und so turnen und marschieren, hüpfen, tanzen und springen denn selbstverständlich in sämtlichen Vorführungen dieses Herbstes die unvermeidlichen Ziegfield-Girls in derselben stoffsparenden Statuenuniform, wie sie am Broadway klassisch geworden ist. „Da kannst nix machen!“ Es heißt abwarten, ob die Bewegung auch die Mittel- und Kleinstädte bei uns erfassen wird, denn das gesunde Urteil wird dort gesprochen, nicht in Berlin, wo der Einwohner von Geschmack ja doch stets mundtot gemacht wird durch allzuviel land- und rassenfremde Elemente.

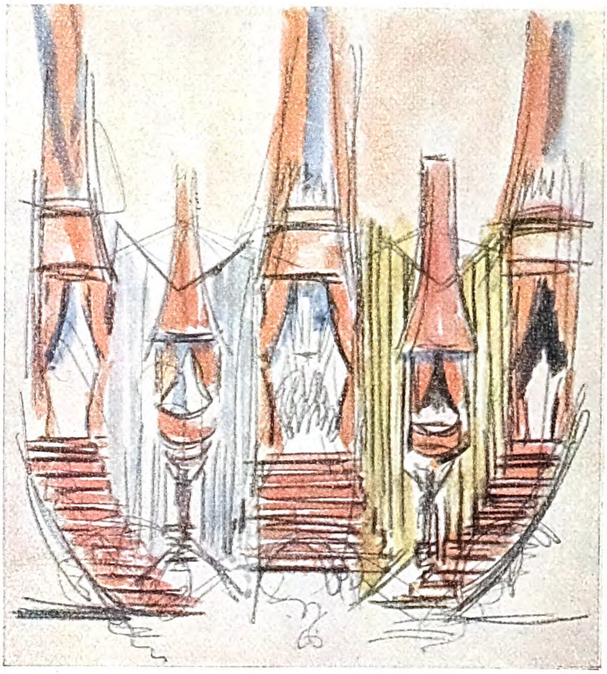
Das Gastspiel des Wiener Ronacher-Theaters mit der Ausstattungsrevue „Wien



Entwurf nach einer Idee von Prof. Haas-Heye, Berlin, für eine Figurine der Revue ‚Noch und Noch!‘ im Theater im Admiralspalast

Digitized by Google

gib acht!“ im Lessingtheater wirkt verführerisch durch den gepflegten Geschmack, die Vermeidung aller Laszivitäten, durch den künstlerischen Geist, der die ganze Szene beherrscht. Die Berliner Firma Leopold Verch hat nach Entwürfen der Wiener Montoro und Czettel Phantasiekostüme und Modetoiletten zustandegebracht, die zum Schönsten gehören, was je auf Berliner Bühnen gezeigt worden ist. Ein anerkannter Meister des deutschen Kunstgewerbes wie Professor Haas-Heye hat die Figurinen für die Darbietungen der Revue „Noch und noch!“ im Theater im Admiralspalast ge-



Oben: Entwurf von Prof. Haas-Heye zu einem Bühnenbild der Revue „Noch und Noch!“

Unten: Entwürfe zu Figurinen der Revue „Noch und Noch!“ nach Ideen von Prof. Haas-Heye, Berlin

Digitized by Google

Entwurf von Prof. Haas-Heye für ein Bühnenbild der Revue ‚Noch und Noch!‘ im Theater im Admiralspalast, Berlin

schaffen. Die Kostüme der Ausstattungsrevue „Das hat die Welt noch nicht gesehn!“ in der Komischen Oper entstammen der Berliner Firma Theag und einigen Pariser Ateliers. Die vielköpfigen Firmen aufzuführen, die an diesen Stätten den Text, die Musik, die Gesangseinlagen und die Kuplets zusammengebraut haben, lohnt nicht die Mühe. Die Grundidee dieser Revuen ist ja überall dieselbe: es werden geschäftstüchtige Theateragenten und ihr nicht minder sympathischer Anhang auf die Reise geschickt, um für ihre Bühne in aller Welt die allerneuesten Attraktionen und Sensationen zusammenzuholen. So geht in ein paar Dutzend Bildern die Fahrt nach London, Wien, Paris und Neuyork vor sich, nach Spanien, nach dem Orient. In Modesalons, Luxusbars, Parfümerien, Zigarettenläden, Kabaretts, Theatergarderoben, Juwelen-, Blumen- und Antiquitätengeschäften entwickeln sich farbige Bilder. Zumeist handelt sich's um feierliche Aufzüge einzelner Frauengestalten — Tänzerinnen oder Mannequins — in äußerst originellen Kostümen. Seidenstoffe, Federn, Pelz und Schleier! Farbenwunder der reichen Palette eines Haas-Heye! Optische Tricks verblüffen dazwischen. Durch Beleuchtungswechsel und Einschaltung gewisser Farbfilter ändern die Gestalten auf der Szene plötzlich Farbe und Form ihrer Gewänder: eine moderne Tanzgesellschaft verwandelt sich in einen phantastischen Urwaldreigen. Und einzelne Tanzpaare zeigen eine neue Akrobatik von bewundernswerter Leichtigkeit und atemraubender Fixigkeit. Der schlanke Tänzer schwingt die Partnerin wie einen lebenden Reifen, wie einen Kreisel, wie eine Schlange, wie einen wehenden Schleier im Wirbeltempo um sich, klassisch-schöne Posen wechseln in Sekundenschnelle . . .

Trostlos wirkt dann immer nur die „Atempause“ zwischen zwei solchen schönen Bildern. Während die Szene wechselt, erscheint vor dem Vorhang die öde „Handlungs“-Gesellschaft, die den an den Haaren herbeigezogenen Zusammenhang der Bilder prosaisch fortführt. Ein paar witzige Kuplets und Duette beliebter Possendarsteller erheitern ab und zu. Aber was man z. B. im Admiralspalasttheater in diesen Zwischenspielen an plumpen, dummen und eindeutigen Geschmacklosigkeiten einem Publikum zu bieten wagt, das sich doch nicht nur aus Großstadthefe zusammensetzt, das beweist, daß von diesen Veranstaltern die „Erziehung zur Schönheit“ der amerikanischen Ladies gründlich mißverstanden worden ist. Das ist nicht der Kultus der Frauenschönheit, sondern — Berliner Herrenabend.

Die leichte Muse hat auch an den andern Großstadtbühnen bis jetzt noch die Oberhand. Aber es wäre ungerecht, nicht die fleißige und strenge Arbeit anzuerkennen, die auch auf diesem Gebiet geleistet werden muß —

Digitized by Google

Entwurf nach einer Idee von Prof. Haas-Heye für ein Szenenbild der Revue ‚Noch und Noch!‘

und geleistet wird —, um den für die wirtschaftliche Existenz der Theater notwendigen Erfolg zu erringen. Überall finden sich wieder „Ensembles“ zusammen. Vielleicht eine glückliche Folge der schlechten Geschäfte, unter denen das deutsche Filmwesen leidet. Die Zeit der schwindelnd hohen Star-Honorare ist vorbei. Die Schauspieler kommen wieder zur Probe.

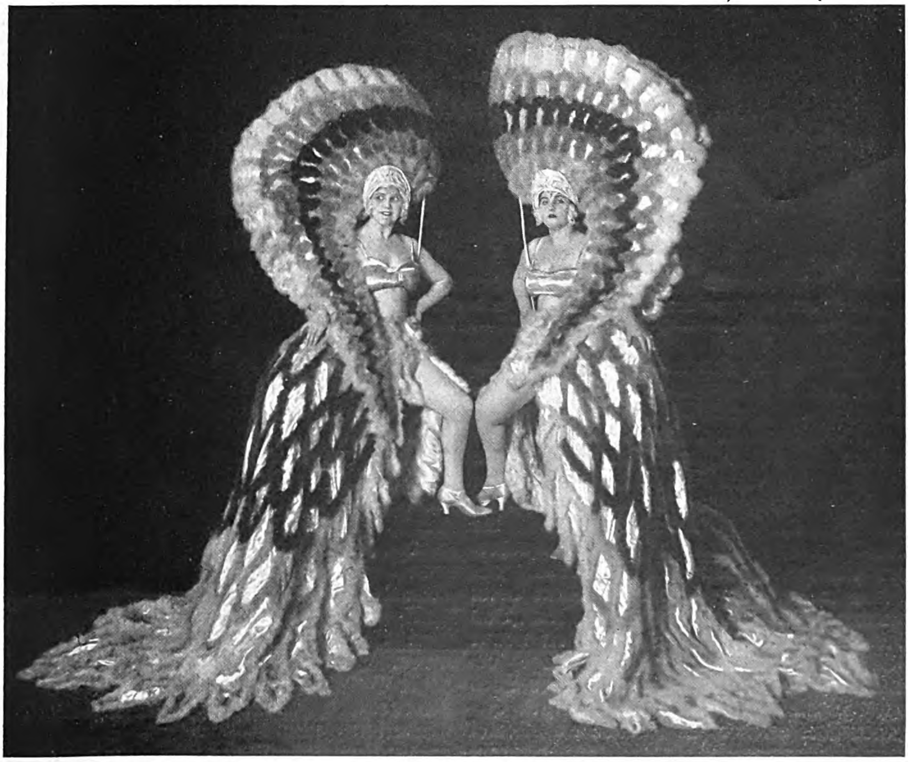
Im Berliner Theater (vor einem Menschenalter holte sich dort Ludwig Barnay einen epochemachenden Erfolg mit seiner Inszenierung des „Demetrius“) gibt's ja schon seit einem Lustrum jeden Winter ein sehenswertes Zugstück. Diesmal ist es mit besonders glücklicher Hand ausgewählt und mit viel Sorgfalt und Geschmack eingeübt. Es ist die dreiaktige Operette „Der süße Kavalier“ von Rudolph Schanzer und Ernst Wehlisch, mit einschmeichelnder und prickelnder Musik von Leo Fall. Auf unmöglicher Voraussetzung — ein junges Mädchen gilt bis zu seiner Heiratsfähigkeit als Sohn und Erbe des Hauses — bauen sich die nicht fernliegenden drolligen Entdeckungswirren auf. Im Mittelakt erlebt „der junge Lord“ die in der Chronik des Schlosses erzählte Parallelgeschichte eines Vorfahren, der am englischen Hofe viele Frauenherzen knickte, geliebt und gefürchtet war und mit dem Hosenbandorden geschmückt wurde, bis sich bei einem dramatisch zugespitzten Liebeshandel ergab, daß der „süße Kavalier“ eine Dame war: die Urgroßmama des jungen Lords. — Emmy Sturm, eine der

Emmy Sturm in der Hauptrolle ‚Der süße Kavalier‘ von Leo Fall
Berliner Theater. Zeichnung von Eugen Spiro

rassigsten und liebenswürdigsten, gesanglich und darstellerisch begabtesten Operettensängerinnen, hat die Doppelrolle inne und gestaltet den Abend zu einem fröhlichen Erlebnis, dessen man sich hinterher nicht schämt. Die Groteskkomiker Hans Herrmann und Hans Albers sekundieren mit fabelhaftem Schmiß. Und es zeigt sich, daß auch ein so gewagter „Konflikt" ohne plumpe Ein- und Zweideutigkeiten behandelt werden kann.

Dieselbe Direktion ließ in ihrem Theater in der Königgrätzer Straße verwunderlicherweise den nationalen Takt bei der Aufführung des Lustspiels „Viktoria" von dem Engländer W. S. Maugham vermissen. Dieses Stück ist eine Travestie von Tennysons „Enoch Arden". Frederick ist an der flandrischen Front irrtümlich als gefallen gemeldet, seine vermeintliche Witwe heiratet Fredericks besten Freund William. Als Frederick unerwartet heimkehrt, kommt es nun nicht zu Mord und Totschlag, sondern die beiden Gatten, denen die wackere Viktoria das Leben teils vor, teils nach dem Krieg zu einer süßen Hölle gemacht hat, suchen die teure Frau großmütig dem andern zuzuschanzen. Das gibt lustigderbe, zuweilen mit echt englischem Cant gewürzte Streitigkeiten, die damit enden, daß Viktoria in die Arme eines bereitgehaltenen dritten Gatten sinkt. Man lacht viel und gern. Aber unbegreiflich ist's, daß die für Engländer angängige, uns Deutschen ins Gesicht schlagende Begründung für Mr. Fredericks jahrelanges Schweigen den Weg auf eine deutsche Bühne finden konnte: in der deutschen Kriegsgefangenschaft sei dem jungen englischen Ehemann, weil er einen deutschen Offizier geohrfeigt habe, für die Dauer seiner Strafhaft jeder Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten worden! Wenn man das sonst unschuldige englische Lustspielchen durchaus geben mußte, dann hätte die Direktion ihrem Dramaturgen oder Regisseur denn doch den Auftrag geben können, die nichtswürdige Verleumdung durch einen anderen besseren Einfall zu ersetzen.

Der Dialog ist sonst das Beste an diesem Stück — ebenso wie an den Einaktern von Kurt Götz, die in den Kammerspielen des Deutschen Theaters das Licht der Welt erblickt haben und merklich die Konversationstechnik von Shaw erkennen lassen: „Die tote Tante und andre Begebenheiten". Kurt Götz ist einer der amüsantesten Schauspieler, die Berlin aufzuweisen hat, ein gutgeschulter Regisseur und der Gatte einer sehr talentvollen Darstellerin, Valerie v. Martens, die ihm in den weiblichen Hauptrollen hilfreich zur Seite steht. Seine kleinen Theaterstücke sind auf originellen Einfällen aufgebaut, lo-



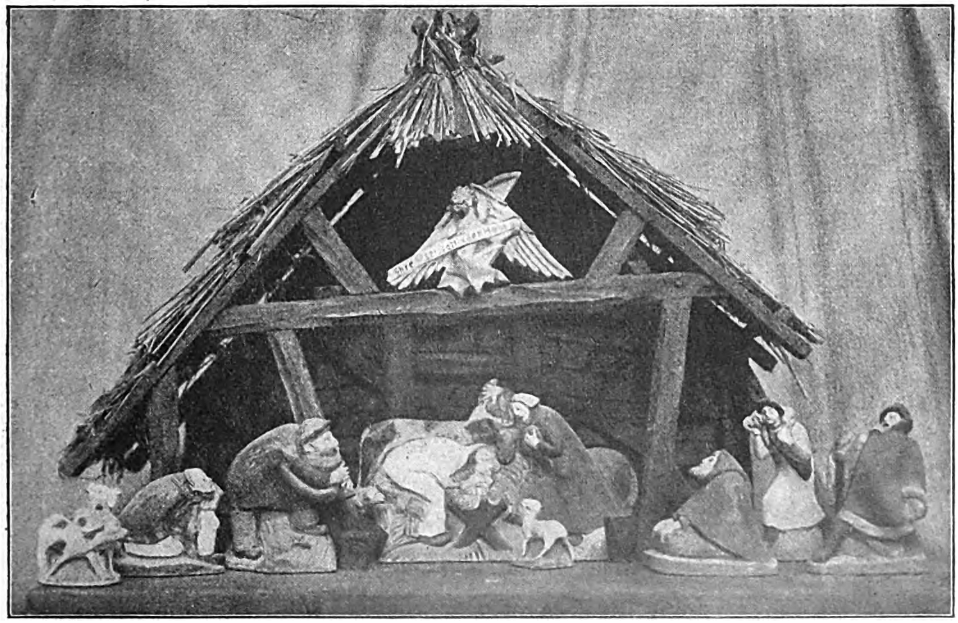
Zwei Federnkostüme aus dem Federballett der Revue ‚Das hat die Welt noch nicht gesehn!'
Komische Oper, Berlin. Photographie Zander & Labisch

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Das Krippenlied. Von Frida Schanz

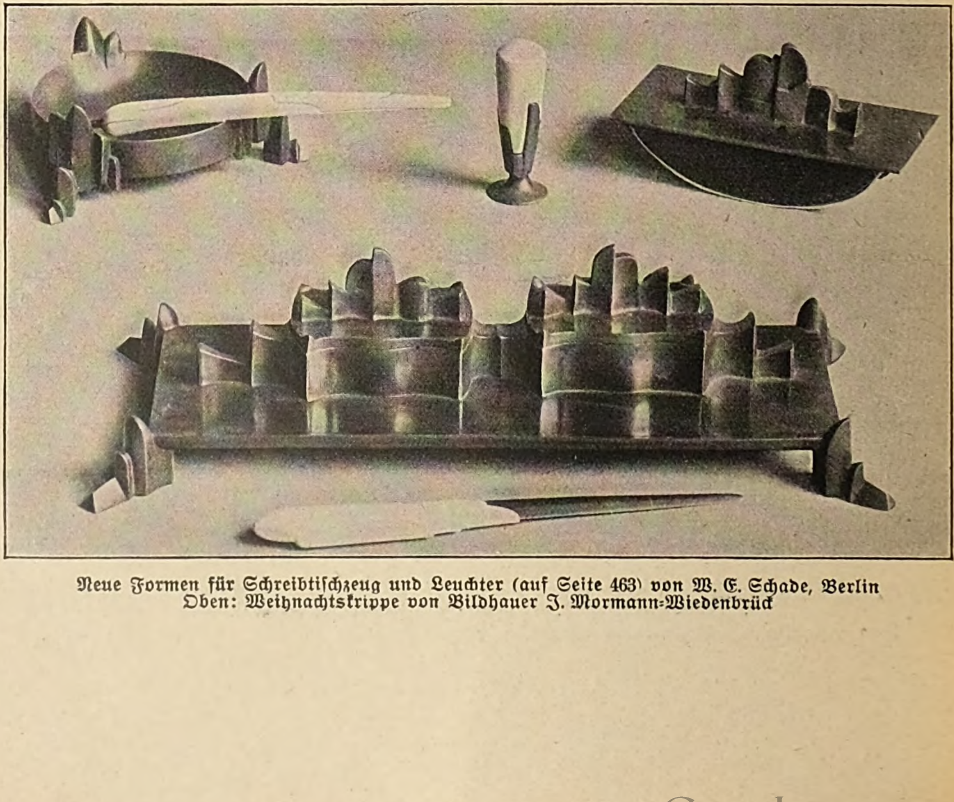
„Eia Weihnacht – – –"
Ein Krippenlied schallt durch die heil'ge Nacht,
Uralt und sternenlieblich – ausgedacht
Voll süßem Eifer, heil'ger Traurigkeit,
Von einem Nönnlein in der Weihnachtszeit.
Ein Jesuhemdlein hat sie noch genäht
Beim Öllicht in der Zelle, abends spät –
Ilex- und Tannenduft wohl schon im Dom,
Durchs ernste Kloster floß ein Liebesstrom;
Die Kugelwänglein heiß und freudenrot,
Buk schon die Küchenschwester Honigbrot,
Durch blaue Nächte blitzte Himmelsschein,
Da fiel das Krippenlied dem Nönnchen ein.
Und Weihnacht sangen sie's im hohen Chor.
Vielhundert Kerzen flammten schlank empor,
Um alle Säulen schlang sich Christgewind,
Ein Sternstrahl küßte leis das Jesuskind,
Und zu den Sternen stieg Gesang und Schein.
Aus frommem Herzen sang das Nönnchen drein:
„Eia Weihnacht!"



Weihnachtskrippe. Von Prof. Franz Guntermann, Bielefeld. Oben: Christi Geburt. Scherenschnitt von Maria Luise Kaempffe aus ihrer ‚Heilandsgeschichte'

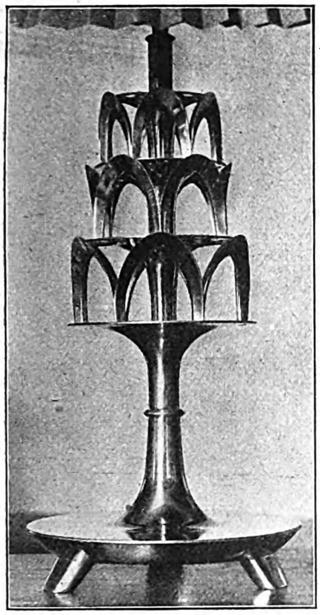
Digitized by Google

Krippenlieder — Marienhuldigung — Weihnachtsbotschaft! In unserem ganzen Dezemberheft regt sich die Festfreude. Der Malerei, die der wundervollen Weihnachtsmär mit der Kunst der Palette, in plastisch bildender Kraft oder durch die feine, schlichte Scherenkunst Gestalt gibt, gesellen sich die Dichter mit innigsten Tönen. Zum erstenmal erscheint mit einem Weihnachtslied ein Sänger aus dem jungen Deutschland in unsern Heften: Hanns Johst, der in weiteren Kreisen zumeist als Dramatiker bekannt geworden ist, z. B. mit seinen Schauspielen „Der junge Mensch“,



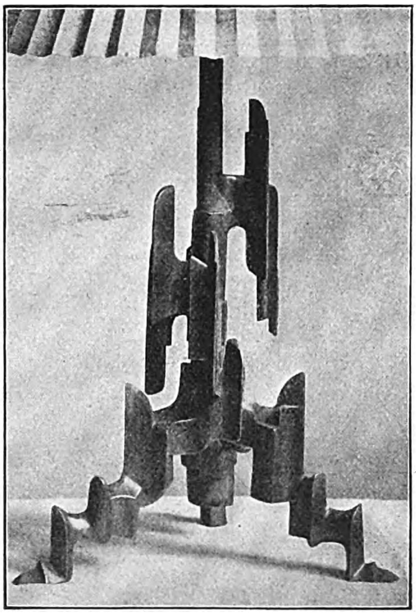
Neue Formen für Schreibtischzeug und Leuchter (auf Seite 463) von W. E. Schade, Berlin
Oben: Weihnachtskrippe von Bildhauer J. Mormann-Wiedenbrück

Digitized by Google



„Der Einsame", „Der König". Die Sprache läßt aufhorchen, die Gedankengänge folgen uns in die Stille und Besinnlichkeit echter Feierstunden!

Der treuherzig anheimelnde Scherenschnitt, der unsere Rundschau einleitet, stammt von der schlesischen Künstlerin Maria Luise Kaempffe. In dem bei H. Haessel in Leipzig erschienenen Werk „Die Heilandsgeschichte" hat sie 16 Scherenschnitte vereint, in die ein hohes künstlerisches Schauen, beglückende Frömmigkeit und ein beide Welten umschließendes inniges Naturerlebnis gebannt sind. Die Künstlerin legt uns mit ihrem Scherenschnittwerk ein künstlerisches und religiöses Glaubensbekenntnis in die Hände: „Schwarze Gebete", die zur Andacht



Kopfstudie zum ‚Triumph der Venus'. Gemälde von Otto Greiner
(Aus Prof. Dr. Julius Vogel: Otto Greiner). Ein neuer Band in der Reihe der Künstler-Monographien aus dem Verlag Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig

Digitized by Google

zwingen. — Professor Franz Guntermann in Bielefeld hat uns die schöne Weihnachtskrippe überlassen, die wir unsern Freunden als festlichen Gruß heut aufbauen. Man könnte das Thema der Krippendarstellungen für erschöpft halten, aber immer von

Frackmode im Winter 1924/25

neuem lassen sich die Künstler durch die fromme Weihnachtsmär begeistern. Auch J. Mormann-Wiedenbrück will der Sehnsucht seines Herzens Gestalt geben. Die Krippen zeigten schon immer ein Bild des religiösen Charakters ihrer Zeit. Der Prunk der Aufzüge bei Barockkrippen wird in Paläste und Palastruinen verlegt, J. Mor-

Reisetasche in neuer Form. (Werkbundausstellung in Stuttgart. Aussteller: Karl Seeger A.-G.)

mann-Wiedenbrück läßt die Handlung seiner Figuren voll stiller inniger Frömmigkeit in einem Bauernhause seiner niederdeutschen Heimat sich abspielen.

Die Weihnachtskrippe ist aufgebaut, der Christbaum brennt, zu den lieben alten Liedern gesellen sich die neuen stimmungsvollen Gesänge. Und nun ertönt das Klingelzeichen. Jung und alt tritt in die Weihnachtsstube und wird zu seinem Gabenplatz geführt. Es ist so schön, das Schenken. Und unser Kunstgewerbe ist schon wieder so prächtig im Aufblühen, daß für jede geschmackvoll

Die Vermählung der Puppe aus Hosemanns ‚Schicksal der Puppe Wunderhold 1839'

wählende Hand eine gute Auswahl bereit liegt. Für Herren passende Geschenke zu finden, ist bekanntlich das Allerschwierigste. Der eilige Zeitgenosse will nicht mehr so gern „bestickt" werden wie noch sein Alter Herr, der sich von den Weihnachtskissen und Geburtstagsschlummerrollen seiner Nichten und Basen ein Museum (manchmal auch eine kleine Schreckenskammer) aufbauen konnte. Wir wollen in unserer Weihnachtsrundschau u. a. eine neue Form für Schreibtischzeug zeigen, aus der Werkstatt von W. E. Schade. Dieser junge Bildhauer ist auf dem Gebiet der Keramik bereits als Meister anerkannt. Kein Geringerer als der Leiter des Berliner Schloßmuseums, Prof. Dr.

Oben: Weihnachten. Gemälde von Josse Goossens

Unten: Honigkuchenform aus Hoya, Niedersachsen (Aus W. Preßler, Volkskunst in Niedersachsen)

Digitized by Google

Hermann Schmitz, hat ihm in den Monatsheften für Keramische Kunst kürzlich eine eingehende Würdigung zuteil werden lassen. Schade hat die Technik des Formens, des Glasierens und des Brennens zu seinem eifrigen Studium gemacht. „Es ist das besondere Verdienst seiner Schöpfungen," urteilt Schmitz, „daß sie nicht einfach Umsetzungen für Stein geschaffener plastischer Bildwerke, sondern bis in die Farben und Glasuren hinein ganz und gar aus den Stoffen und der Technik der Keramik empfunden sind. Sowohl die Formen wie die Betonung des freihändig hochgezogenen oder gedrehten Scherbens, der den inneren Hohlraum stets empfinden läßt, geben den Schadeschen Modellen das eigentümlich plastische Gepräge der mit der Hand geformten keramischen Schöpfung." Beseeltes Kunsthandwerk ist es. Die Zeiten sind ja gottlob vorbei, wo der Wanderer durch die Weihnachtsschaustellungen an allem, was „neuzeitlich" war, flink vorüberhastete, weil er den Künstler nicht auf den ersten Blick verstand. Der modern geschulte Betrachter bleibt stehen und läßt sich vom fachmännischen Berater gern belehren — oft bekehren.

Auch in allerlei praktischem Gerät für den Reisegebrauch zeigt sich das Streben, dem Zweck neue und gefällige Formen zu geben. Auf der Stuttgarter Werkbund-Ausstellung brachte eine Offenbacher Fabrik eine neue Reisetasche zur Ausstellung, die in ihrer Gediegenheit und Handlichkeit einen wohl reizen könnte, sofort eine Fahrkarte nach Lugano oder Bozen zu lösen, um sie auf einer Wochendfahrt praktisch zu erproben...

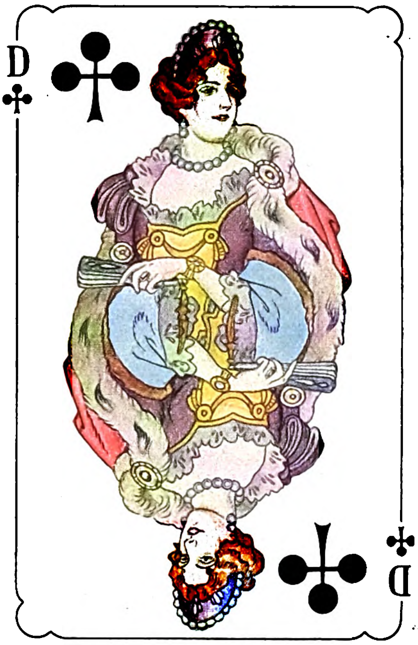
Aber ich glaube, der neue Frackanzug ginge doch nicht hinein. Er ist nämlich — seien wir ehrlich — bedeutend schwerer und plumper geworden. Die neue Frackhose ähnelt der des dummen Aujust im Zirkus. Um den Bauch herum (man trägt ihn nun wieder, scheint's) wird sie in Falten zusammengesteppt. Man braucht keine Träger mehr. Sackartig fällt sie bis zu den Knöcheln, wird immer dünner — und dann hört sie plötzlich auf. Man muß schon so ein hübscher Kerl wie Herr Kastner sein, um darin seinem (ich meine jetzt nicht Kastners) Schatz zu gefallen.

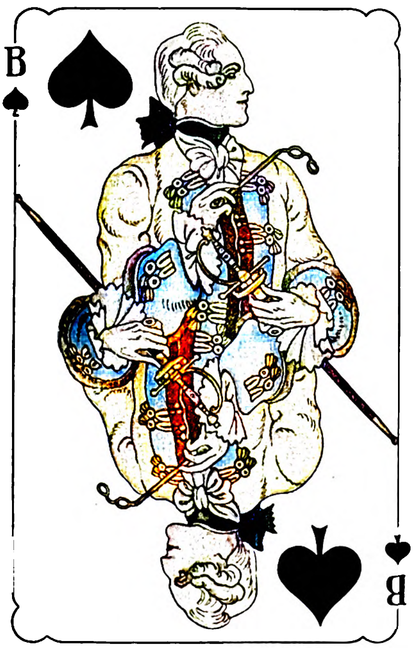
Von Kastners festtäglicher Frackhose zu der Weihnachtsbescherung, die uns Josse

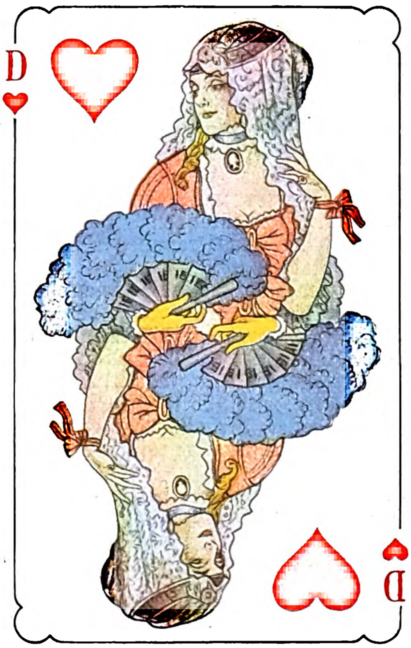
Goossens in seinem farbenfreudigen Gemälde aufbaut, ein kühner Sprung!

Aber es klingen uns ja schon wieder liebe alte Kindergeschichten mit lustigen Versen ins Ohr. Und wir erfreuen uns an der Zeichnung von Meister Hosemanns „Schicksalen der Puppe Wunderhold“. Es war ein reizender Gedanke von Karl Hobrecker, allerlei Köstlichkeiten aus „Alten vergessenen Kinderbüchern“ in einem neuen, altväterisch ausgestatteten Bändchen zusammenzustellen. Der Berliner Mauritius-Verlag hat es herausgebracht. (Dabei sei nachgeholt, daß die feine Radierung „Schloß Gemen“ von Paul Geißler in unserem Oktoberheft aus dem Verlagshaus J. & A. Temming in Bocholt stammte.) Aus den reichen Bücherschätzen, die unser eigner Verlag für den Weihnachtstisch bereithält, wollen wir nur ein einziges aber ganz köstliches Stück herausgreifen, die neue Künstlermonographie über Otto Greiner, die Dr. Julius Vogel geschrieben hat und die in ihrem erstaunlich großen Bildmaterial einen vollen Überblick über das vielseitige Schaffen des allzufrüh uns entrissenen Meisters gibt.

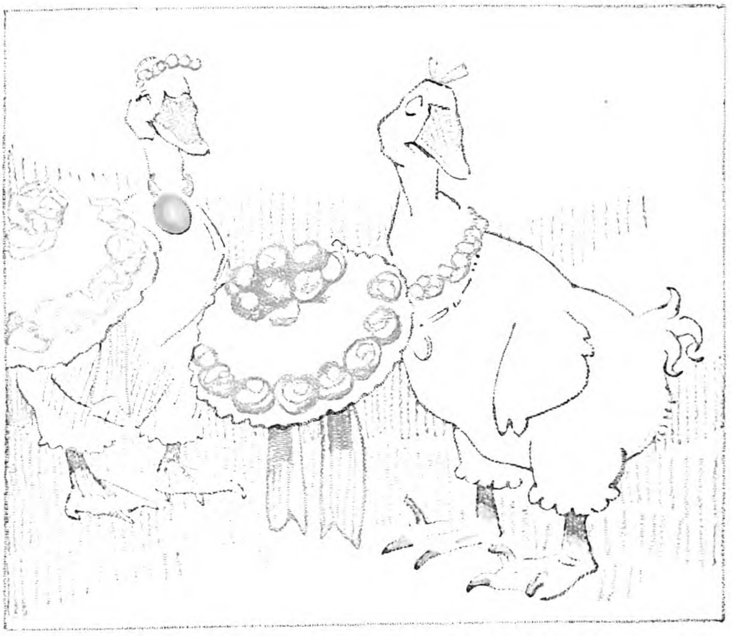
Die Bilderfülle unserer Rundschau zwingt den Weihnachtswanderer zum Telegrammstil. Einen Blick noch auf leckere Honigkuchen unter dem Weihnachtsbaum. Wir sehen auch die altväterische Form, mit der sie gepreßt wurden: W. Preßler hat sie in seinem fleißigen und lesenswerten Werk „Deutsche Volkskunst in Niedersachsen“, im Münchener Delphin-Verlag veröffentlicht. Die schönen neuen Packungen, in denen die Nürnberger Haeberlein-Metzger A.-G. ihre Lebkuchen auf den Weihnachtsmarkt schickt, sind sämtlich in der Klasse des Professors Rudolf Schiestl in der Kunstgewerbeschule Nürnberg entworfen worden. Das hübsche neue Kartenspiel, von dem wir ein paar originelle Blätter zeigen, hat der bekannte Berliner Zeichner Franz Christophe für die Spielkartenfabrik F. A. Lattmann jr. in Goslar entworfen. Die lustige Gratulationskarte, die das Heft abschließt, entstammt dem Skizzenbuch des Münchener Meisters Eugen Oßwald.







Aus einem neuen Kartenspiel der Fabrik F. A. Lattmann jr. in Goslar nach Zeichnungen von Franz Christophe, Berlin



„So geh'n wir nun zu der lieben Frau zu wünschen das Allerbest
und daß sie froh und noch vielemal erlebe ihr Wiegenfest!“
Aus dem Skizzenbuche von Eugen Oßwald-München

Zu unseren Kunstbeilagen! Josef v. Lauffs schönes Mariengedicht nimmt feinfühlig den inneren Klang des Titelbildes auf: Anton Rauschs „Weihnachtswunder“. Die Werke von Diez, Jernberg, Lünstroth, Scharrer und Dombrowski bedürfen kaum eines erklärenden Wortes, die Künstler sind unseren Freunden längst vertraut. Otto Placzeks Monumentalfigur „Dämmerung“ redet — durch die Geschlossenheit der Komposition — die Sprache des Steins: sie verkündet die Auferstehung Deutschlands. Die Figur wäre am besten für einen Volkspark zu empfehlen. Zum erstenmal erscheint in unsern Heften Wilhelm Schnarrenberger, der Badener, der aus dem graphischen Gewerbe hervorgegangen ist. Als Graphiker hat er eine gerade in der neuen Kunst nur selten hervortretende Eigenschaft bewiesen: Humor. Er ist Expressionist. Sein Können ist groß. Auch in Lagern, die sich sonst gegen den Expressionismus fest verschanzt haben, ist man darum aufmerksam auf ihn geworden. Das Gemälde „Meine Freunde“ zeigt ihn übrigens schon wieder auf neuem Boden. Es wird stets spannend sein, seine Entwicklung zu verfolgen.

Zwei Novellen begleiten die Fortsetzung des Dreyerschen Romans. „Der Freier“ verrät eine feine, aus gütigem Herzen gestaltende Dichterin. Friede H. Kraze lebt in Weimar. Ihr erster Roman erschien vor etwa zwanzig Jahren: „Im Schatten der Weltesche“; ihm folgten: „Die von Brock“, „Die schöne und wunderbare Jugend der Hadumoth Siebenstern“ und andere Novellen, die die literarische Kritik aufhorchen machten. — Ein ganz eigenartiges Werkchen ist Hermann v. Boetticher Novelle „Die Katze“. Der in Florenz lebende Heidesohn hat die geheimnisvollen Tiefen erschlossen — und dabei doch so einfach schlicht und klar erzählt. Ein dunkles Lied der Erde zum Himmel hin. Boetticher schrieb uns einmal: „Beim Lesen einer wirklich lebendigen Dichtung, entsteht da nicht eine Kirche, in welcher der allgemeine alleinige, ein-hafte und nur scheinbar in Individuen und Interessen getrennte Geist wohnt und sich nun mit heiterer, festlicher Trauer freut, daß die Schranken gefallen sind: und Mensch, Natur, Tier — Schöpfer und Geschöpf unter Tränen des Erkennungsschmerzes zusammenbrausen?“

Unsere Leser werden ihr erstes Fremdsein bald überwunden haben und bei erneuter Vertiefung in diese stille kleine Welt dem Dichter dankbar und in innerer Ergriffenheit folgen. **H. G.**

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Emil Lucka: Die steinernen Masken (Wien 1924) — Wilhelm Schussen: Medard Rombold (München 1924) — Felix Braun: Wunderstunden (Frankfurt a. M. 1924) — Wilhelm Hausenstein: Kannitverstan: Herbstliche Reise eines Melancholikers (Stuttgart 1924) — Paul Bornstein: Friedrich Hebbels Persönlichkeit (Berlin 1924)

Die im vorigen Heft hier angestimmte Klage über eine mäßige Jahresernte auf dem Acker der Erzählungskunst hat den literarischen Wettermacher (der viel berufene Apoll steht als Gott der Dichtung wohl kaum in engerer Beziehung zu diesen Vorgängen) offenbar gereizt, mich Lügen zu strafen —: ein reicher Herbstsegen füllt auf einmal die Bücherscheuern, so daß wenigstens in bezug auf die Menge, zu deutsch Quantität, jener Ernteberichtgünstiger gefaßt werden muß; was die Güte anbetrifft, so wird erst nach eingehender Prüfung ein begründetes Urteil möglich sein.

Diesmal ist mancher neue, oder doch hier noch nicht genannte Name darunter. Um diesen Ankömmlingen mehr Aufmerksamkeit widmen zu können — denn wir wollen die Bewegung, nicht die Stauungen der Literatur im Auge behalten — sollen diesmal nur zwei unserer älteren Bekannten an die Reihe kommen. Da harrt Emil Lucka mit seinem neuen Novellenbuch Die steinernen Masken einer verdienten Würdigung. Die Aufschrift des Bandes ist der ersten Erzählung entnommen, die offenbar sinndeutend für die ganze Sammlung sein soll. Ein junger Australier, der Sohn eingewanderter englischer Eltern, ein gesunder Lebensbejaher, spürt früh den Drang zum Bildhauer in sich. „Siebzehn Jahre alt, kam Sidney in das Haus James Thrustwoods und erlernte bei ihm, der der beste Zeichenlehrer von Melbourne war, die Künste der Perspektive und des Modellzeichnens.“ Ich habe diesen Satz wörtlich wiedergegeben, um an einer scheinbaren Belanglosigkeit, über die der schnelle Leser hinwegliest, die Wortstellung des künstlerischen Erzählers zu beleuchten. Der Dutzendschreiber würde sich einfacher so ausdrücken: „Siebzehn Jahre alt kam Sidney in das Haus James Thrustwoods, des besten Zeichenlehrers von Melbourne, und erlernte bei ihm die Künste“ usw. Warum ist die Wortstellung Luckas, trotz des zweimaligen „der“, die geschicktere? Mag der Leser selber darüber nachdenken und nur auf die Stufenfolge hingewiesen werden, in der ein wirklicher Epiker, das ist Lucka, dem Leser seine Vorstellungen beibringt, auf die dabei beachteten Gesetze der Steigerung und Spannung, die „Künste der Perspektive“, die Sidney lernen wollte. Nur eine beiläufige Kleinigkeit — Verzeihung für die Abschweifung! Sidney fährt übers Meer, um in Neuyork seine Studien zu vervollkommnen. Das Schiff zerschellt im Sturm an einer winzigen unbewohnten Felseninsel. Eine Robinsonade also, nur mit anderem Ausgang. Als Strandgut ist dem Verschlagenen eine Kiste mit Werkzeugen allerart aus dem Schiffbruch herangespült. So kann er wenigstens schaffen, seine Sendung auf Erden scheint nicht verloren. Und er macht sich daran, aus den Steinen und Felsgipfeln des Eilands menschliche Gestalten herauszumeißeln. In jahrelanger Arbeit schafft er so Statue auf Statue, an allen Ecken der Insel treten nach und nach Geschöpfe aus dem Stein, liegend, gebückt, aufrecht stehend. Er macht ihnen Augen aus rotem Stein, so starren sie ohn' Unterlaß auf ihn, „mit erstorbenen und doch wilden Blicken“. Aber wie er die menschliche Sprache im Lauf der Jahrzehnte verlernt, wie seinem Ohr das ewig gleiche Meeresbrausen längst verklungen ist, so schwindet ihm immer mehr das Antlitz des Menschen. Fratzen treten unter seinem Meißel ans Licht, mit langem wirren Haar, mit Rüsseln und unförmigen Gliedern (man denkt an Ibsens Rubek). Bald kennt er die Zeit nicht mehr, er lebt beständig unter den steinernen Masken, von ihren Augen belauert und gebannt, er selbst gehört schließlich zu ihnen, sie sind sein Geschlecht, und als endlich freundliche Menschen an der Insel landen und ihn mitnehmen wollen, da flieht der wildbehaarte Greis vor ihnen und stürzt sich ins Meer.

Wie man sieht: der andere Pol der Robinsonfabel. Defoes Matrose Selkirk erfindet gleichsam die Kultur neu und baut sie von vorne auf (darum lieben ihn die Kinder so, weil auch sie ja täglich die Welt neu entdecken). Im Aufstieg Robinsons spiegelt sich der Aufstieg der Menschheit, und damit er auch die gesellschaftlich-staatliche Ordnung begründen kann, darf er nicht allein bleiben, sondern muß seinen Freitag finden. Lucka, der im übrigen keine „Perle des Ozeans“, wohl aber eine ausgezeichnete Novelle geschrieben hat, zeigt das Gegenteil: wie der Mensch ohne menschliche Gesellschaft verwildert, vertiert, geistig und seelisch zerbröckelt, ja wie selbst die große Mission des Künstlers tot bleibt und versteinert, wenn ihm die

Digitized by Google

Wechselbeziehung zu den Menschen fehlt. — Aber hat dieser Sidney nur auf dem unbekannten Felsenriff in der endlosen Wasserwüste der Südsee gelebt? Ach nein, mehr unserer Zeitgenossen, als wir glauben, leben auf einer Insel der steinernen Masken. Es braucht nicht immer ein Schiffbruch zu sein, der sie insuliert und isoliert hat, mitten im brausenden Leben stehen sie oft auf einsamer Klippe, und die Menschen um sie haben ihnen nichts mehr zu sagen, sie sind erstarrt und versteinert. Da ist der Regierungsrat Nieberding, ein menschenscheuer, verknöcherter Junggeselle, der das tragikomische Erlebnis hat, sich im Gebirge — das er keineswegs schätzt — nachts zu verlaufen, und aus Angst weder vorwärts noch zurück zu gehen wagt; in Todesfurcht steht er so die ganze Nacht, einsam, der Unendlichkeit gegenüber, vor Gott. Zurückgekehrt in seine Wiener Wohnung sucht er sich von dem großen Schweigen, das seit jenen Stunden um ihn und in ihm ist, zu befreien, indem er seine Stuben mit tickenden Uhren füllt. Aber auch sie können die zeitlose Hand der Ewigkeit nicht aufhalten, die ihn hinwegrafft. Da ist der tüchtige Buchhalter, der seine Welt in Kontobüchern, Ziffern und Rechnungen, seinen Lebenszweck im Liniieren, Foliieren, Paginieren, Addieren sieht. Oder der verstiegene Gelehrte, der den Papuanern Vorlesungen über die menschliche Geistestätigkeit hält und von ein paar wißbegierigen Hörern ein allzugründliches Studium seines Hirns erfährt, oder eigentlich nicht mehr erfährt. Man sieht, Lucka bezieht auch die Groteske mit hinein in seine Darstellung dieser Verbohrten und Verrannten — hierhin gehören „Homer", der Astronom Ignaz Klage, Sphinx — aber Lucka zählt nicht zu den Naturen, die auf diesem Felde ihr Bestes leisten, so launig sich auch etwa Homer als Kriegsberichterstatter ausnimmt. Bei größeren und ernsteren Aufgaben ist Lucka mehr in seinem Element. So bleibt die erste Erzählung die bedeutendste unter den dreizehn, die das Buch füllen, und nur in der letzten, „Bondasca appassonata", kommt der Verfasser jener ersten künstlerisch nah, wenigstens in der zweiten Hälfte, denn der Anfang ist zu breit und mit gleichgültigen Nebenpersonen allzu belastet. Aber alles in allem haben wir hier eine der bedeutenderen Novellensammlungen des Jahres und wie Lucka selber unverkennbare Freude am Erzählen hat — das Zeichen des geborenen Epikers — so teilt sich diese Freude auch dem Leser mit, der seine plastische und an Einfällen reiche Darstellung auskostet. Dabei ist die Tendenz des Buches keineswegs aufdringlich. Nur unter einem bunten Schleier erkennt man den weltbejahenden Grundgedanken, daß das Leben ein eifersüchtig Ding ist: es straft die, die sich von ihm abwenden und keine Fühlung mit dem Menschenbruder gewinnen, durch Verbannung auf eine Insel mit steinernen Masken.

Im Innersten seines Wesens fremd steht derartigen Einsiedlern der Dichter Wilhelm Schussen gegenüber, er liebt das Leben, weil es warm, den Tag, weil er hell, den Frühling, weil er bunt ist. Mit Ernst und Schalkheit durch den Mittler Humor gleich innig verkettet, blickt er gütig lächelnd und zärtlich streichelnd auf die närrische Menschenwelt, weiß er das Große im Kleinen zu finden. Anders als durch diese nicht umzubringende Liebe zu den Menschen könnte man es schwer verstehen, wie Schussen in seinem Roman Medard Rombold eine Reihe von eigentlich recht belanglosen Alltagsmenschen mit dieser unermüdlichen Beobachtungsfreude, Treue und Sorgfalt durch ihre kleinen Schicksale begleitet. Auch der Titelheld selber, der Wirt zum goldenen Anker, erhebt sich nur wenig über den Durchschnitt. Freilich ist's ein Zufall, daß er Ankerwirt wurde. Denn sein Vater — bei dem dieser Rang kein Zufall war — wollte anfangs höher mit ihm hinaus, er hatte ihn in die weitberühmte große Klosterschule des Landes getan, aber als er ihn dort einmal besucht und der gerade übel gelaunte Vorsteher, ohnehin ein Grobian, sich mißliebig über den Zögling äußert, nimmt er den nicht unbegabten Jungen kurzerhand mit nach Hause und läßt ihn „Gastwirt studieren". Bald stirbt der Alte und für den Sohn gibt es nun nichts Wichtigeres, als sich eine Ankerwirtin zu suchen. Er findet sie, wenn auch nicht gerade sehr passend für den Ausschank, dazu ist sie zu fein und still. So geht es, zumal Medard, ‚eine Quecksilbernatur', in ewiger Unruhe nach neuen Unternehmungen sucht (die keineswegs immer glücken), bald bergab und schließlich ist es die hübsche Kellnerin Anni allein, die noch als Magnet auf die Gäste wirkt und die Wirtschaft im Gange hält. Medard erkennt das dankbar an und ist sehr freundlich zu ihr — wie weit diese Freundlichkeit geht, verrät der ehrbare Dichter nicht, aber als Anni eine gute Stellung im Ausland annimmt, ist es nicht nur um den Anker geschehen, sondern auch um den Ankerwirt. Er kneift heimlich aus und folgt, mit einigem Geld versehen, den lockenden Briefen Annis, um in Italien eine Wirtschaft zu kaufen. Aber die schöne Anni entpuppt sich als eine Gaunerin, die ihn um seine Barschaft bringt und dann entschwindet. Menard, hilflos in der Fremde, verfemt daheim (er hat zum Überfluß aus Versehen bei seiner Abreise einen Brief der Kellnerin liegen lassen), muß als Hausknecht sein Leben fristen. Aber bei dieser Arbeit richtet sich der innere Mensch in ihm wieder auf. Die schlimmen Erfahrungen und die Erkenntnis seiner Schuld haben ihn geläutert, er bringt es durch seinen Eifer und seine Pflichttreue zum Portier in einem deutschen Hotel und kann den Seinen daheim, deren Vertrauen er so wiedergewinnt, wieder Schützer und Vater sein.

Gerade an so einfachem Stoff zeigt sich

Digitized by Google

der innere Wert eines Erzählers. Würde diese Geschichte von einem jener vielen Romanschreiber erzählt sein, die nur durch Nervenmassage, durch kinoartige Verblüffung wirken, durch aufgepeitschte Moritaten und völkerverbindende Hochstapeleien (möglichst in die vierte Dimension ausmündend): schon nach der dritten Seite hätte der Leser das Buch in die Ecke geworfen. Aber der Dichter Wilhelm Schussen weiß auch bei den unscheinbarsten Begebenheiten so helläugig und humorvoll zu lächeln, mit solcher Liebe und Güte, zugleich aber mit einer knorrigen Eigenart zu sprechen, daß man fast durchweg — immer freilich nicht, es könnte in der Mitte schon etwas gekürzt werden — in seinem Bann bleibt. Manche kleine Kostbarkeit blinkt in der Erzählung auf — so der Anfang, der Tod des alten Ankerwirts bei der Ernte, das Liebeswerben Medards, seine Erlebnisse in Italien und der schöne Ausklang.

Mit dieser Würdigung soll durchaus nicht alltäglichen Stoffen ein höherer Rang zuerkannt werden. Im Gegenteil: in der Kunst der Novelle wenigstens bleibt der Siegespreis immer einem ungewöhnlichen Geschehen, das — ungewöhnlich gut erzählt wird. Im Roman braucht weniger das äußere als das innere Geschehen merkwürdig zu sein, aber auch da ist es wünschenswert, daß stoffliche Spannung, sofern sie mit anständigen Mitteln erzielt wird, den Leser in Atem hält. Von dieser Erkenntnis hält der begabte Felix Braun offenbar nicht viel. Wenigstens in seinen Wunderstunden setzt er die Geringschätzung derartiger Richtlinien in die Tat um. Die drei Erzählungen, die er bietet, sind nichts weniger als aufregend. Die erste: „Der Gärtner von Sievering" schildert in weicher, anmutiger Form das sanfte Hinsterben eines alten Gärtners, der in seinem Leben sehr tüchtig war und ein großes Anwesen geschaffen hat. Es fällt jetzt seinem Sohn und seiner noch rüstigen Frau zu, denen er schon ein wenig lästig ist, obwohl er, an den Füßen gelähmt, tagaus, tagein still in seinem Lehnstuhl sitzt und — vegetiert. Im wahren Sinn des Wortes: er dämmert in der Stille, Geduld und Ergebenheit der Pflanzen dahin. Das Leben kann ihm nichts mehr antun, die kleinen Bosheiten der Frau und des Sohnes, die übrigens nicht schlimm gemeint sind, nimmt er mit stillem Humor als eine Selbstverständlichkeit hin. Und erst jetzt versteht er die Bäume, Blumen und Sträucher, die er sein Leben lang gepflanzt hat, ganz. Um zu erkennen, was ein Baum ist, meint er, muß man erst reglos werden. Und als ihn seine Angehörigen einst draußen vergessen und ihn die kühle Nacht hindurch in seinem Lehnstuhl vor der Tür sitzen lassen, da ist er gar nicht böse darüber, denn in dieser Nacht hat er „mit den Bäumen zusammengerauscht", die er einst gepflanzt hat, und mit den Fliedersträuchen und Rosenstöcken und Grashalmen — „ich war mitten drin". Bald stirbt der Alte und als der Dichter ihm die drei Hände voll Erde spendet, denkt er: „Vielleicht wird's ihm nun zuteil, da er wirklich in der Erde ruht, selbst wie ein Samenkorn ausgesät." Und er wünscht ihm einen Gärtner so rechtschaffen und treu, wie er selbst gewesen.

Das ist zwar schon in ähnlicher Form von anderen Dichtern gesagt worden, aber immerhin hat es ein wirklicher Dichter gesagt und das gibt ihm Existenzberechtigung, schließlich sogar dem ganzen Buch. Denn die zweite Geschichte, „Die Magd vom Chiemsee", ist, obwohl ebenfalls mit einer gewissen stillen Anmut erzählt, doch gar zu inhaltlos. Auf seiner Sommerwanderung trifft der Wanderer in einem Gasthaus am Chiemsee eine hübsche Magd, die ein stilles Leid trägt. Der Wanderer kommt dahinter, daß es ein Unterleibsleiden ist, und veranlaßt sie, sich in das Priener Krankenhaus zu begeben. Dort stellt es sich heraus, daß es höchste Zeit war, denn die Krankheit ist schon weit vorgeschritten. Das Mädchen wird gerettet. Schluß. Wenn Felix Braun ein solches Erlebnis nach der Rückkehr von der Sommerreise daheim oder am Stammtisch erzählt, wird man ihm gewiß ein paar Minuten aufmerksam zuhören, in der anspruchvollen Aufmachung einer Novelle aber muß so leeres Stroh enttäuschen; dort, am Stammtisch wird man auch mehr Interesse daran nehmen, daß der Verfasser auf Wanderungen seine Gedanken immer in das nächste Nachtquartier vorausschickt, die mehr oder weniger hübsche Magd zu suchen, die ihm sein Schlafzimmer herrichten wird — als Erzählung für fremde Leser müßte das schon immerhin ein wenig eigenartiger umkleidet, wenn nicht anders instrumentiert sein; die einfache Tatsache vermag nicht übermäßig zu fesseln. Hübsch ist die letzte kleine Erzählung, ein Märchen, wennschon ebenfalls ein wenig langweilig: der Wanderer verirrt sich im Wiener Wald und, statt nach Heiligenkreuz zu gelangen, gelangt er in einen fremden Weiler „Wunderstunden", in dem er seltsame Menschen findet, sie haben Augen wie Sterne, und schließlich entdeckt er sogar Flügel an ihren Schultern. Merkwürdigerweise ist der Weiler nur wenige Schritte von Heiligenkreuz entfernt. Natürlich hat das Ganze „tiefere Bedeutung", es soll den Traum unserer Kindheit, die ewige Seligkeit, die dem Gläubigen, dem Sehnsüchtigen immer gewiß und nah ist, versinnbildlichen. Von einem „Falken" ist in diesem ganzen Büchlein nicht die kleinste Schwungfeder zu entdecken, und nur wenige Leser werden sich dafür als entschädigt ansehen, wenn sie hie und da eine poetische Stelle finden, die wie golddurchleuchtete Mosaiken in alten romanischen Kirchen bezaubert.

Beruhigend in anderer, etwas erhöhter, Art ist es, ein zugleich kunstkritisches und stimmungsreiches Buch zu lesen: Kannitverstan: Herbstliche Reise eines Melancholikers. Der Verfasser ist Wilhelm Hausenstein, der sich keine

in die Augen fallende Mühe gibt, seine Person unter dem Decknamen Kannitverstan zu verbergen. Denn die launige Einleitung, in der er angibt, die Briefe Kannitverstans, eines verstorbenen Landsmannes und Freundes herauszugeben, ist ein wenig durchsichtig, sie verrät auch im Stil, daß der bekannte Kunsthistoriker in diesen „Briefen aus Holland" selber das Wort nimmt, um die Eindrücke einer Reise in den Niederlanden festzulegen. Es will uns auch nicht ganz einleuchten, „daß Kannitverstan auf einer Fata Morgana umherlaufe, die er selbst in Szene gesetzt habe — er aber selbst nur ein Widerschein der Erscheinung hineilender und schon über der Versenkung vergehender Schatten in wunderlicher Verbannung auf allen Wegen" . . . Man hört indessen durchaus nicht nur den mit eigenartigen Gesichten und Anschauungen begabten Kunstfachmann sprechen, auch den behaglichen Plauderer, wenn er etwa schreibt: „Im wohldurchwärmten Wohnzimmer empfing mich, unter einer hängenden Petroleumlampe harrend, die groß und gut herabschien, wie eine Sonne im Bilderbuch, ein gedeckter Kreistisch; er machte die Honneurs mit allen Herrlichkeiten des Landes; um eine Kaffeekanne, eine kolossale, der die Mütze saß, wie einem Bischof die Mitra, stand rundum hörig eine ganze Suite, eine ganze Klerisei von Käse, Schinken, Rauchfleisch, Räucherlachs, Eiern, Weiß- und Roggenbrot, Biskuit, Honigkuchen und Butter — in meinem Leben habe ich so salbig-gelbfette Butter nicht gesehen . . ." Guten Appetit, Herr Kannitverstan! an diesem Tisch scheint mir Ihr Deckname nicht sonderlich überzeugend...

Aber die Briefe sind, der Mehrzahl nach, hinausgehoben in die geläuterte Sphäre eines feinsinnigen Kulturmenschen. Manche köstliche Beobachtung kostet man da nach, so wenn der Reisende die ungeheure Ordnung dieses Landes sogar in dem Wachstum der Äste, in dem Sichbinden der Wipfel spürt: „Die Ordnung der Klinker-Chaussee scheint zu verpflichten." Oder wenn er in Delft mehr als je vorher das Private spürt, das „Interieur" — „es ist das Element dieses Landes; so wie das Öffentliche das Element Italiens ist." Wie eine künstlerisch untermalende Musik begleiten die Briefe etwa zwei Dutzend sorgsam ausgewählte Bilder in klarer Wiedergabe: meist Rembrandts bekannte Meisterwerke, sie erfüllen ihren Zweck: dem Geschriebenen etwas von den Hintergründen zu leihen, an denen es entstanden ist. —

Leider sind in dem Augenblick, da ich diesen Bericht abschließen muß, die „großen Kanonen", die vor dem Weihnachtsfest auf dem Büchermarkt schütternd und rasselnd anzurollen pflegen, noch nicht erschienen. Die Verleger, die erst im letzten Augenblick, wo der Geschenkkäufer schon seinen Säckel lockert, mit ihren Haupttrümpfen herausrücken, sollten bedenken, daß es einer Monatsschrift, die am ersten Dezember fertig sein muß — und deren Herstellung mit farbigen Illustrationen mehrere Wochen in Anspruch nimmt — gar nicht möglich ist, ihre Leserschar über die wertvollen Neuerscheinungen vor dem Fest noch zu unterrichten. So müssen wir in dieser Hinsicht auf das Januarheft verweisen und uns begnügen, ein wertvolles Werk für literarische Leser angelegentlich zu empfehlen: Paul Bornsteins in zwei wohlausgestatteten Bänden erschienenes Werk Hebbels Persönlichkeit. Bornstein ist als Hebbelforscher bekannt. Sein ganzes Leben setzt er mit seltener Treue und Hingabe an die Ergründung und Belichtung dieser großen dichterischen Erscheinung. In seiner trefflichen Säkularausgabe der sämtlichen Werke Hebbels nebst dessen Tagebüchern und einer Auswahl Briefe (seinerzeit bei Georg Müller in München erschienen), hat er zum erstenmal die Geisteserzeugnisse Hebbels in chronologischer Ordnung zusammengefaßt. In dem jetzt erschienenen Werk bietet der Literarhistoriker die reife Frucht einer zehnjährigen Sammel- und Sichtarbeit; alle Äußerungen von Literaten, Zeitgenossen, Landsleuten Hebbels sind mit dessen Einzelberichten und Briefen zusammengetragen und geben so in einem erschöpfenden Mosaik das Persönlichkeits- und Lebensbild des Dichters mit überzeugender Treue. In der Einleitung, einer Begründung seiner induktiven Methode — meisterhaft sowohl der Form wie dem Gedankengang nach — bekennt er sich zu der Überzeugung, die auch Hebbels war, daß der Mensch vom Künstler nicht zu trennen ist, d. i. zur Tatsachenforschung, zur „Fühlung mit den Dingen". Er wollte so „die Legende Hebbel im gegenwärtigen, zweifellos entscheidenden Durchgangsstadium ihrer Entwicklung" geben, mehr noch: „Das Bild Hebbels und in seinem Bilde das eines Menschentums von genialer Produktivität." Das ist Bornstein in überraschender und überzeugender Weise gelungen. Er hat uns ein Werk geschenkt, das für Vollsinnige, für ernste und denkende Menschen — beileibe nicht etwa nur für Fachliteraten — ein unerschöpflicher Quell innerer Bereicherung, geistiger Anregung, fördernder Unterhaltung bietet, ein Werk, das der deutschen Forschung, in Zeiten schwerster Not, Ehre macht.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker in Berlin**
Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann in Berlin** — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig in Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Digitized by Google

39. Jahrg. / Dezember 1924 / 4. Heft

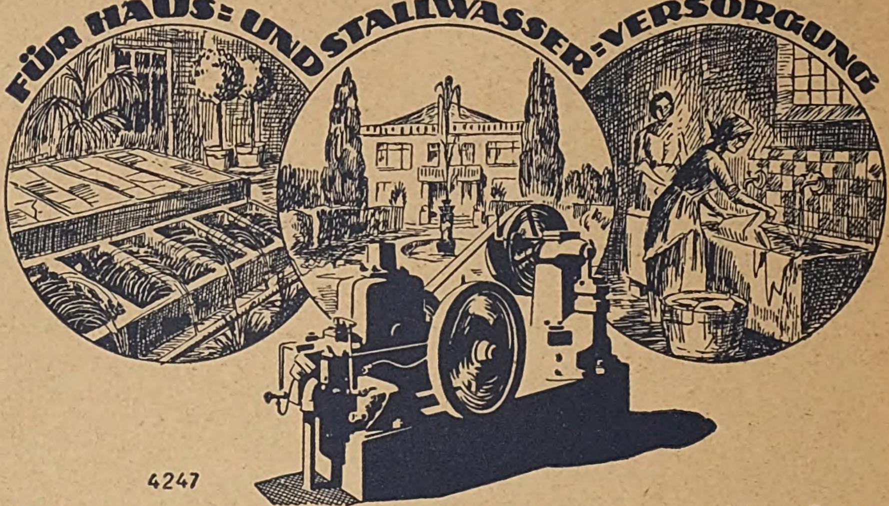
Velhagen & Klasings Monatshefte

Schriftleitung in Berlin W 50,
Tauentzienstraße 7b

Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien

Digitized by Google

DEUTZ
MOTOR-PUMPE



Motorenfabrik Deutz A.G.
Köln-Deutz

Innenaufnahmen ohne Blitzlicht
Bühnenaufnahmen

während der Vorstellung bei normaler Beleuchtung ermöglicht allein die

ERNEMANN-„ERMANOX“
mit
ERNOSTAR 1:2,0

Diese fabelhafte Camera erschliesst ein Wunderland der Photographie; dabei ist die ERMANOX-Camera klein, handlich und unauffällig im Gebrauch. — Druckschriften durch alle Photohandlungen, wo nicht erhältlich

ERNEMANN WERKE A.G. DRESDEN 169
OPTISCHE ANSTALT

Digitized by Google

BENNO SCHWABE & CO., VERLAG, BASEL

NEUERSCHEINUNGEN:

Wie Edward Bok Amerikaner wurde

Eines holländischen Knaben Lebensrückblick nach fünfzig Jahren

Mit 7 Bildern. In Halbleinen gebunden GM. 8.–

Die Autobiographie von Edward Bok hat in den Vereinigten Staaten noch mehr Interesse erweckt als die Biographien von Andrew Carnegie und Henry Ford und gehörte während der Jahre 1922 und 1923 dort zu den am meisten gekauften Büchern. Das Werk gibt wie die Biographien von Carnegie und Ford ein anschauliches Bild *amerikanischer Möglichkeiten.* Stellten Carnegie und Ford Rekordleistungen in der Industrie auf, so errang Bok als Herausgeber der amerikanischen Zeitschrift »The Ladies, Home Journal« einen Erfolg, der alles auf dem Gebiete des Zeitschriftenwesens bisher dagewesene bei weitem übertreffen sollte. Als Bok im Jahre 1919 von der Leitung des Blattes zurücktrat, hatte dieses eine Auflagenhöhe von *zwei Millionen Exemplaren* erreicht und die letzte unter seinem Namen erschienene Nummer enthielt für über *eine Million Dollar* Anzeigen. Einzigartig aus Boks Jugendzeit ist, wie er schon als Knabe mit berühmten Männern in den Vereinigten Staaten, bis zum Präsidenten hinauf, sich Verbindungen suchte und zu schaffen verstand, die ihm später von höchstem Werte waren. Selbst Roosevelt schrieb für das »Ladies, Home Journal« und auch der grosse Gladstone hatte sich zu einer Artikel-Serie verpflichtet. Von Anfang bis zu Ende fesselnd geschrieben, kann das Buch, das natürlich auch hochinteressante Einblicke in das Leben der amerikanischen Frauenwelt und überhaupt in amerikanische Verhältnisse bietet, jedermann empfohlen werden. Besonders aber sollten sich alle diejenigen, welche mit dem *Zeitungs- und Zeitschriftwesen* zu tun haben, seine Lektüre nicht entgehen lassen.

Hans Holbein d. J., Zeichnungen

Ausgewählt und eingeleitet von Prof. Dr. Curt Glaser, Berlin. Mit 81 einseitig und in verschiedenen Farbtönen gedruckten Tafel (Autotypien). Tafelgrösse 14½×21 cm.

In Leinen gebunden GM. 15.–

Holbeins Zeichnungen gehören zum kostbarsten Schatz deutscher Hinterlassenschaft. Diesen Besitz weiteren Kreisen in guten Abbildungen zugänglich zu machen, hat sich das Buch zur Aufgabe gestellt. Einleitung und Auswahl besorgte Curt Glaser. Es wurde Wert darauf gelegt, sowohl die Linie der künstlerischen Entwicklung wie den gesamten weiten Umkreis des Holbeinschen Schaffens in der Reihe der Zeichnungen kenntlich werden zu lassen. Nicht nur der weltberühmte Bildermaler kommt zu Wort, auch der minder bekannte Meister klassischer Bilderfindungen, der Schöpfer einst gefeierter Fassadendekorationen und Wandmalereien, die längst von Zeit und Menschenhand zerstört sind, herrlicher Glasgemälde und köstlicher Goldschmiedearbeiten, von denen im Original so gut wie nichts auf uns gekommen ist, ersteht wieder in seinen Zeichnungen. Der Text gibt auf Grund des reichen Abbildungsmaterials ein Bild dieses ganzen Holbeins, des einzigen deutschen Meisters, der zu wahrhaft europäischer Geltung emporgestiegen ist.

Echnaton (Amenophis IV.)

König von Aegypten und seine Zeit

von Arthur Weigall. Deutsch von H. A. J. Kees

Mit 31 Abbildungen (darunter die Hauptstücke aus dem großartigen Fund der Deutschen Orientgesellschaft in Tell el Amarna)

Geb. GM. 6.—

. . . Dieser Mann, Amenophis IV., oder Echnaton ist eine der beachtenswertesten und gewinnendsten Persönlichkeiten der Menschheitsgeschichte, der erste Pazifist auf einem Königsthrone, wenn wir so wollen, ja noch mehr, etwas von einer Christusfigur wohnt ihm inne. — Im Vordergrund seiner Lehre steht die vorher schon in der Priestertheologie von Heliopolis, jedoch mehr latent enthaltene Idee von der einen Gottheit, dem Sonnengott. Er verbindet diesen Monotheismus, von dem wir heute noch nicht wissen, wie weit er andere Mittelmeervölker, z. B. die Israeliten, beeinflusst hat, mit einer Lehre von einem gütigen Gott, dessen liebevolle Fürsorge für alle Geschöpfe in der Betrachtung der Natur offenbar würde. *Prof. Dr. Rich. N Wegner.*

Mount Everest

Der Angriff 1922

Von Brig.-General Hon. C. G. Bruce, C. B., M. V. O. und andern Teilnehmern. Mit 35 Bildern und 2 Karten

In Leinen geb. GM. 10.—

Deutsch-österr. Tageszeitung: . . . . Die Männer, die den Kampf mit dem Berge aufnahmen, taten es nicht allein des sportlichen Wagnisses wegen; eine reiche wissenschaftliche Ausbeute ging Hand in Hand mit touristischen Leistungen von unerhörter Kühnheit. So wurden die Männer Träger des urewigen Gedankens, den menschlichen Namen bis hart an den Rand der Grenzen zu tragen, die uns die übermächtige Natur gesetzt hat — das Ziel jedes höheren menschlichen Strebens überhaupt. Wer diesem Ideal noch nicht erstorben ist, der lese dieses kraftvolle, mit prächtigen Bildern nach Aufnahmen der Teilnehmer versehene Buch.

Digitized by Google

Adolf Bonz & Comp. ⋆ Stuttgart

SAMMLUNG KLEINER ERZÄHLUNGEN

Ludwig Ganghofer: Dschapei. **Josef Viktor von Scheffel:** Juniperus. Illustriert von Anton von Werner. **Karl Stieler:** Ein Winteridyll. Buchschmuck von J. V. Cissarz. **Heinrich Hansjakob:** Der Vogtsbur. **Hermine Villinger:** Die vom Wald.

Jedes Bändchen auf feinem holzfreiem Papier gedruckt, in Halbleinen gebunden M. 2.25. Alle fünf Bände in Geschenkkästchen M. 10.—.

Eine reizende kleine Sammlung von Kostproben aus den Werken der bekannten und beliebten Erzähler, die sich als Geschenk ganz besonders eignet.

⋆

LUDWIG GANGHOFER

Romane aus der Geschichte von Berchtesgaden

Die Martinsklause. Roman aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts. 2 Bände. 49.—64. Auflage. Gebunden M. 14.—. **Das Gotteslehen.** Roman aus dem 13. Jahrhundert. 48.—61. Auflage. Gebunden M. 7.—. **Der Klosterjäger.** Roman aus dem 14. Jahrhundert. Illustriert von Hugo Engl. 109.—138. Auflage. Gebunden M. 7.—. **Der Ochsenkrieg.** Roman aus dem 15. Jahrhundert. 2 Bände. 38.—49. Auflage. Gebunden M. 12.—. **Das neue Wesen.** Roman aus dem 16. Jahrhundert. 27.—36. Auflage. Gebunden M. 7.50. **Der Mann im Salz.** Roman aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts. Gebunden M. 9.—

⋆

ARTHUR SCHUBART

Kimmerlingers Kavaliere. Studienköpfe. 3.—5. Auflage. Gebunden M. 5.—. **Wildwasser.** Hochlandsroman. 2.—5. Auflage. Gebunden M. 5.80. **Hubertusbilder.** Mit Buchschmuck von Ludwig Hohlwein. 2.—4. Auflage. Gebunden M. 5.—. **Neue Hubertusbilder.** Gebunden M. 5.—. **Bergfrühling.** Novelle. 2. Auflage. Gebunden M. 4.—. **Eigne.** Eine Nordlandsgeschichte. 2. und 3. Auflage. Gebunden M. 3.50. **Frauenbrevier.** Gebunden M. 5.—. **Mit Silberstift.** Novellen. Gebunden 4.50. **Schattenschnitte.** Skizzen und Studien. Bilder von Ludwig Hohlwein. Gebunden M. 5.—

⋆

FRANZ HERWIG

Jan von Werth. Ein Reiterroman. 4.—7. Auflage. Gebunden M. 6.—. **Wunder der Welt.** Roman. 4.—7. Auflage. Gebunden M. 6.—. **Das märkische Herz.** Ein kurzweiliger Roman. Gebunden M. 6.—. **Das Sextett im Himmelreich.** Ein altfränkischer Roman. Gebunden M. 5.—

⋆

RICHARD VOSS

Bergasyl. Eine Berchtesgadener Erzählung. 8.—12. Auflage. Gebunden M. 6.50. **Sphinx.** Roman. Illustriert von Curt Liebich. 4. und 5. Auflage. Gebunden M. 5.50. **Michael Cibula.** Roman. Illustriert von Curt Liebich. 3. Auflage. Gebunden M. 8.—. **Amata.** Neue römische Novellen. Illustriert von Curt Liebich. Gebunden M. 5.50

Digitized by Google

Soeben erscheint das 1.—7. Tausend:

NAPOLEON

VON

EMIL LUDWIG

Mit 21 seltenen Napoleonbildnissen auf Kunstdrucktafeln
Umfang 720 Seiten. Bestes holzfreies Papier
Geheftet Gm. 10.–, Ganzleinenbd. Gm. 14.–

Das größte Leben der Neuzeit, bisher nur von Historikern beschrieben oder von Dichtern umschrieben, wird hier von Emil Ludwig, dem Meister des biographischen Porträts, mit der bildreichen Kraft einer hinreißenden Darstellungsgabe in einem einzigen Band derart zusammengeballt, daß man glaubt, die Weltgeschichte von Corsika bis St. Helena wie in einem Roman zu erleben. Auf dem festen Grunde des gesamten Dokumentenmaterials läßt Ludwig, statt nur Schlachten zu schildern, den Mann der eisigen Tatkraft und des glühenden Herzens in all seinem Lieben und Hassen, seinem Siegen und Erliegen erstehen

Durch jede gute Buchhandlung zu beziehen. Ausführliche Prospekte und den Verlagskatalog verlange man direkt vom

ERNST ROWOHLT VERLAG
BERLIN W 35

Digitized by Google

EPIKON

Eine Sammlung klassischer Romane

Herausgegeben von

E. A. Reinhardt

*

Mit dieser grossen, aus 30 Werken der Weltliteratur bestehenden Buchreihe will der Verlag alles das zusammenfassen, was die Romanliteratur des letzten Jahrhunderts an Grossem und Bleibendem aus dem Erleben der Menschheit geschaffen hat. Der Weltkrieg schliesst eine Epoche ab; die neue Zeit liegt noch im Dunkeln und wird jahrzehntelang ringen müssen, ehe sie uns Wertvolles, Dauerndes schenken kann. So soll diese Buchreihe

EIN VERMÄCHTNIS

für uns sein, ein Schatz, den wir hinüberretten in unsre Tage, um immer wieder neue Kraft daraus zu schöpfen. Dem Verlag ist die Sammlung eng ans Herz gewachsen; er hat nichts unterlassen, ihr den Charakter zu geben, der den Besitz der Bücher begehrenswert macht. Als Schrift wurde die edle Walbaum-Antiqua in Handsatz verwandt; die flexiblen Einbände sind das Ergebnis eines besondern Preisausschreibens. Format der Bücher 10 : 18 cm.

Hervorragende Übersetzer haben die Ausländer neu verdeutscht, darunter Baudisch, Bergengruen, Enking, Flake, Hessel, v. Hoerschelmann, Katja Mann, Reisiger, Schaffgotsch, v. Vegesack, v. Walther; bedeutende Schriftsteller, wie Frank, Hesse, v. Hoffmannsthal, Holitscher, Th. Mann, Wassermann usw. schrieben das Vor- und Nachwort.

Bisher erschienen folgende fünf Bände:

Auf holzfreiem Dünndruckpapier	In originellem Ganzleinenband	In Geschenkband mit reichem Goldaufdruck und Goldoberschnitt
IMMERMANN		
MÜNCHHAUSEN	7,50	9,50
Mit einem Nachwort von Jakob Wassermann		
JEAN PAUL		
SIEBENKÄS	5,50	7,50
Mit einem Nachwort von Hermann Hesse		
MEREDITH		
DER EGOIST	6,50	8,50
Übersetzt und mit einem Nachwort von Hans Reisiger		
STENDHAL		
ROT UND SCHWARZ	5,50	7,50
Übersetzt von Otto Flake		
TURGENJEW		
VÄTER UND SÖHNE	3,50	5,—
Übersetzt von Werner Bergengruen. Mit einem Nachwort von Bruno Frank		

Ausführliche Verzeichnisse stehen gern zu Diensten.

Die Bände liegen in jeder guten Buchhandlung aus.

PAUL LIST VERLAG / LEIPZIG

Digitized by Google

2

WERTVOLLE WEIHNACHTSBÜCHER

★

OTTO REINER

18 Jahre Farmer in Afrika

Ein einzigartiges Buch, das seinen Weg gehen wird. Als junger deutscher Handwerker zog Reiner aus und verbrachte die besten Jahre seines Lebens im schwarzen Erdteil; als Großfarmer kehrt er zurück und schildert nun seine bunten Erlebnisse in Ost-, Süd- und Westafrika, sein kampffreudiges Ringen bis zum endlichen Sieg. Und wie weiß er zu schildern! Herzerfrischend ist die Urwüchsigkeit seiner Darstellung, die offne, von echtem Mutterwitz übersprudelnde Art, das kecke Draufgängertum, nachdem er am eignen Leibe erfahren hatte, daß man überall da, wo Engländer das Wort führen, mit dem Hute in der Hand nicht weiter kommt. Hier kann der Deutsche lernen, wie er sich im Auslande Achtung verschafft, und er sollte es endlich lernen! Ein großer Gedanke durchweht das ganze Buch:

DEUTSCHLAND, VERGISS DEINE KOLONIEN NICHT!

PREIS IN HALBLEINEN 4,50 GM.,
IN GANZLEINEN 5 GM.

★

HENRY FORD

Mein Leben und Werk

Jeder, der im Leben vorwärts kommen will, sei er Unternehmer, Angestellter oder Arbeiter, muß dieses Buch gelesen haben.

PREIS IN HALBLEINEN 8 GM., IN GANZLEINEN 9,50 GM.,
IN HALBLEDER 12,50 GM.

Jede gute Buchhandlung hat die beiden Bücher ausliegen.

PAUL LIST VERLAG / LEIPZIG

Digitized by Google

Herrliche Festgaben
für jeden Bücherfreund bedeuten die großen historischen Romane von

JULIANA VON STOCKHAUSEN

Die Soldaten der Kaiserin

Der großartigste Maria-Theresia-Roman, der je geschrieben wurde

1923, 8°, 608 Seiten, Halbleinen 7 Gm., Leinenband Gm. 7.50

Münchner Neueste Nachrichten: Juliana von Stockhausen hat eine vehemente Art, Geschichte zu „dichten". Ihr temperamentvolles Enzü'en an der dramatisch belebten Szene ist jung und fast männlich, die Beherrschung von Farbe und Kostüm überraschend, die weibliche starke Betonung des Gefühlsmäßigen ist klug gebändigt. Die Dichterin hat die Bausteine, die ihr der Geschichtsschreiber reichte, zu einem Denkmal getürmt, das nicht nur das Auge auf sich zieht, sondern schöpferisch eindringlich zu dem Beschauer spricht und ihn den innerlich erfaßten Zeugen eines tragischen, in hohem Sinne versöhnenden und versöhnten Schicksals werden läßt.

Brennendes Land

Der Roman des Barock in der Pfalz

8°, 287 Seiten. Preis: Gebunden Gm. 3.20, Leinen 4 Gm.

Deutsche Zeitung: Eine ungeheure Leidenschaft schlägt wie feurige Lohe durch die Begebenheiten, eine menschliche Empörung wider Dunkel, Falsch und Unbedenklichkeit.

Das große Leuchten

Roman aus dem schwäbischen Bauernkriege

8°, 155 Seiten. Preis: Gebunden Gm. 3.30, Leinen 4 Gm.

Der Tag: Ich glaube zuversichtlich, wir dürfen von ihr recht bedeutende Werke erwarten, wenn sie mit der Gestaltungskraft jedesmal wie jetzt das sorgfältige Studium des Kulturzustandes einer Zeit vereinigt.

Die Lichterstadt

Ein Frundsberg-Roman

8°, 408 Seiten. Preis: Gebunden 4 Gm., Leinen Gm. 4.80

Königsberger Allgemeine Zeitung: Der Kampf um die Lichterstadt, um Rom, hat zu mannigfaltigen kulturellen Schilderungen Anlaß gegeben. Und man kann wohl sagen, daß man Juliana von Stockhausen neben dem großen Schweizer C. F. Meyer und dem Franzosen Gobineau wohl lesen kann.

Ein Buch voller Spannung und Sensation ist die Neuerscheinung:

Meister Michels rätselhafte Gesichter

Roman von

HANS ROSELIEB

8°, ca. 415 Seiten, in Ganzleinen Gm. 5.80

Erregende und sich widersprechende Nachrichten von den geheimnisvollen Todesstrahlen erfüllen die Spalten der Zeitungen, werden in immer märchenhafterer Form von Mund zu Mund weitergegeben. Der Dichter Hans Roselieb hat diese Atmosphäre in seinem neuen Roman vorgeahnt, aber er gab der Idee von den Todesstrahlen einen mystischen Hintergrund. Das hochbedeutsame Werk verwebt in sich die Geheimnisse eines rätselhaften Zwischenreiches, das in hypnotischen Sensationen, Ferngesichten, unbegreiflichen Zufällen über die Großstadt ausstrahlt. An der Hand eines außerordentlichen spannenden Kriminalfalles deckt Roselieb die aufregendsten Fragen unserer Zeit. Okkultismus, Spiritismus und geheimnisvolle Erfindungen. Daneben fließt eine milde Heiterkeit, die inmitten wilder Geschehnisse ergreifende Schönheiten offenbart.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

VERLAG KÖSEL & PUSTET K. G. MÜNCHEN
VERLAGSABTEILUNG KEMPTEN

Digitized by Google

Eines der großen
literarischen Ereignisse des Jahres 1924!

Ein neues Werk von

E. VON HANDEL-MAZZETTI

ist soeben erschienen.

Das Rosenwunder

Ein deutscher Roman

8°, 420 Seiten — in Ganzleinen Gm. 5.80

In dieser jüngsten Schöpfung entwirft die gefeierte Dichterin ein großartiges Zeitbild des politisch, geistig und religiös gärenden Deutschland vor hundert Jahren. Die Ermordung Kotzebues durch den schwärmerisch-idealen Burschenschaftler Sand beleuchtet wie eine jäh aufflammende Fackel weithin die Erregung der Geister und Gemüter. Diese Tat und ihre sittliche Überwindung durch die aufopfernde Liebe einer edlen Jungfrau bildet den Kern des handlungs- und spannungsreichen Werkes. Die Idee der Überwindung des politischen Hasses durch Güte und Liebe und die Ablehnung des politischen Mordes gibt dem Buche gerade für unsere in Parteikämpfen sich zersplitternde Gegenwart erhöhte Bedeutung. Schon um dieser erhabenen Tendenz willen ist zu wünschen, daß dieser Roman in allen Familien Deutschlands gelesen wird. Daß die Dichterin ihre Erzählung auf die ganze Weite und Tiefe menschlichen Erlebens aufgebaut hat, versteht sich bei Handel-Mazzetti von selbst. Der Roman ist voll herrlicher Szenen, die das Schönste und Erschütterndste im Menschen anklingen lassen.

Früher erschienen von E. v. Handel-Mazzetti

Die arme Margaret

Ein Reiterroman aus dem 30jähr. Kriege

103.—106. Tausend. Gebunden Gm. 3.90, in Leinen 5 Gm.

Ich finde keine Worte, um meine Ergriffenheit und Bewunderung für dieses unvergleichliche Werk auszudrücken.
Prof. Coßmann in den Südd. Monatsheften.

Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr

Kulturhistorischer Roman

56.—61. Tausend, 8°, 684 Seiten, gebunden 6 Gm., in Leinen Gm. 7.50

Ein Buch von zündender Wirkung, hervorragend in seiner klassischen Eigenart der Darstellung, eine hochbedeutende künstlerische Leistung. Tägl. Rundschau.

Jesse und Maria

Roman aus dem Donaulande

2 Bände. 80.—85. Tausend. 8°, 747 Seiten, gebunden Gm. 7.50, in Halbleinen 8 Gm.

Ein Buch, das auch von uns als ein Meisterwerk anerkannt werden darf und dabei ein duldsam, vornehm und freigesinntes Buch, ja wahrhaft ein edles Buch. Kunstwart.

Brüderlein und Schwesterlein

Ein Wiener Roman

46.—51. Tausend. 8°, 321 Seiten, gebunden Gm. 3.30, Halbleinen Gm. 3.50, Leinen 4 Gm.

Mit der gleichen Meisterschaft, mit der sie uns in ihren historischen Romanen die Gestalten und Zustände vergangener Zeiten schildert, gibt die Dichterin hier ein Kulturbild aus dem heutigen Wien.

Der Deutsche Held

Roman aus der nachnapoleonischen Zeit

47.—58. Tausend. 8°, 547 Seiten, gebunden Gm. 5.10, in Leinen 6 Gm.

Die rechte Mischung von Milieu und Persönlichkeit, die Stärke des Standpunktes, wie Kraft der Sprache, alles zusammen sichert der Österreicherin unter ihren begabten Kollegen, den Schnitzler, Bahr, David, Bartsch, einen festen und ehrenvollen Platz.

Stephana Schwertner

Ein Steyrer Roman in 3 Bänden

64.—69. Tausend. Gebunden Gm. 14.55, Ganzleinen Gm. 17.55

Dieses Werk steht durch seine Objektivität, seine dramatische Kraft und psychologische Feinheit in der Reihe der besten Romane unserer Zeit.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

VERLAG KÖSEL & PUSTET K. G. MÜNCHEN
VERLAGSABTEILUNG KEMPTEN

Digitized by Google

WERTVOLLE WEIHNACHTS-GESCHENKE

Goethe

von *KARL HEINEMANN*

5. Aufl. Mit 158 Abbild. 2 Bände
In Halbleinen geb. M. 12.—

Die Verehrung für den Menschen Goethe, den viele noch von dem großen Dichter trennen, will Heinemann erwecken und erhöhen. Die liebevoll eingehende Darstellung des Persönlichen im Lebenslauf des Dichters zeichnet das Werk vor anderen Biographien aus.

*

Vom gleichen Verfasser sei empfohlen:

Goethes Mutter

Ein Lebensbild nach den Quellen
9. Auflage. Mit 3 Vollbildern und 2 Faksimiles
In Halbleinen geb. M. 7.—

Mythologie der Griechen und Römer

Unter stetem Hinweis auf die künstlerische Darstellung der Gottheiten

von

OTTO SEEMANN

6. Auflage. Mit 135 Abbild.
In Halbleinen geb. M. 7.50

Die alte Klage, daß auf unseren höheren Schulen nicht für die Veranschaulichung des Unterrichts gesorgt wird, muß angesichts des vorliegenden Werkes verstummen. Da es bei seiner inneren und äußeren Ausstattung den Charakter des Schulbuches vermeidet, kann es den Eltern als wertvollste Gabe für den Weihnachtstisch empfohlen werden.

Friedrich Nietzsches Werke

Dünndruckausgabe

Bisher erschienen:

Also sprach Zarathustra
Leinen M. 6.—, Leder M. 14.—
Jenseits von Gut und Böse
Zur Genealogie der Moral
Leinen M. 6.—, Leder M. 14.—
Schriften für und gegen Wagner
Leinen M. 8.—, Leder M. 16.—
Die Geburt der Tragödie
Schriften der Frühzeit
Leinen M. 8.—, Leder M. 16.—

*

In Vorbereitung:

Menschliches, Allzumenschliches * Fröhliche Wissenschaft und Morgenröte * Der Wille zur Macht * Gedichte und Sprüche.

Sonderprospekte stehen gern zur Verfügung!

ALFRED KRÖNER VERLAG IN LEIPZIG

BACHEM BÜCHER

zeichnen sich aus durch gediegenen sittenreinen Inhalt und vornehme Ausstattung

8 neue Romane

Caesarius von Heisterbach. Künstlergeschichte aus dem Klosterleben des 13. Jahrhunderts. Von Carl Rademacher 1. bis 4. Aufl. Mit 15 Bildern. Geb. Rm. 8.—.

Der Spielmann Gottes. Erzählung aus der Zeit des Heiligen von Assissi. Von Anna Freiin von Krane. 1. bis 5. Aufl. Geb. Rm. 7.50.

Der Heidevikar. Roman von Henriette Brey. 1. bis 4. Aufl. Geb. Rm. 9.—.

Goldengel von Köln. Kulturgeschichtlicher Roman aus Kölns Franzosenzeit. Von Ernst Pasque. Neu herausgegeben von Franz Bender. 1. bis 4. Aufl. Geb. Rm. 8.—.

Valentins Magnifikat. Roman von Hugo Strauch. 1. bis 3. Aufl. Geb. Rm. 5.50.

Um die Scholle. Roman von Georg Julius Petersen. 1. bis 4. Aufl. Geb. Rm. 6.—.

Eikenborn. Die Geschichte eines Hauses und eines Geschlechts. Von Anna Freiin von Krane. 1. bis 4. Aufl. Geb. Rm. 6.—.

Meerland-Menschen. Ein Grenzroman von Dora Hohlfeld. 1 bis 3. Aufl. Geb. Rm. 5.—.

5 neue Geschenkwerke

Die Tochter des Kunstreiters. Roman von Ferd. Freiin von Brackel. Jubiläumsausgabe. 75. Aufl. Kl. 4°. Mit Titelbild und 9 Einschaltbildern. In Liebhaberband, Zweifarbendruck auf ff. Chamoispapier Rm. 30.—.

Christus. Des Heilandes Leben, Leiden, Sterben und Verherrlichung in der bildenden Kunst aller Jahrhunderte. Von Dr. Walter Rothes. 7. bis 10. Aufl. Mit 4 Farbendrucktafeln und 229 Abbildungen im Text. Vornehme Ausstattung. Lexikon 8°. Geb. Rm. 15.—.

Die Rheinlande. Bilder von Land, Volk und Kunst von Ludwig Mathar.

Erster Band:

Der Niederrhein. 258 Seiten. Vornehme Ausstattung, mit 32 Kunstdruckbildern. 1. bis 5. Aufl. Geb. Rm. 12.—.

Zweiter Band:

Die Mosel. 607 Seiten. Vornehme Ausstattung, mit 117 Kunstdruckbildern u. Titelbild in Vierfarbendruck. 1. bis 5. Aufl. Geb. Rm. 20.—.

Illustrierte Geschichte der Stadt Köln. Von Prof. Dr. Franz Bender. Mit 186 Abbildungen. 7. bis 10. Aufl. Geb. Rm. 12.50.

J. P. Bachem Verlagsbuchhandlung GmbH. Köln

Digitized by Google

Neuerscheinungen **Geschenkwerke**

ALPINE SCHRIFTEN

des Priesters Dr. Achille Ratti

(heute S. H. Papst Pius XI.)

Herausgegeben von Giovanni Bobba und Franzesco Mauro

Ins Deutsche übertragen von

Leopold von Schloezer

Mit 12 Landschaftsbildern nach eigenen photogr. Aufnahmen

Liebhaber-Ausgabe:
auf italienischem Handpapier gedruckt, in Halbpergament gebunden, in der Presse numeriert I bis CCC 40.— Gm.

Original-Ausgabe:
auf bestem holzfreiem Papier gedruckt, in italienischem Büttenumschlag, mit der Hand numeriert 15.— Gm.

Die junge Frau

Ein Buch der Lebensführung von

Julie Elias

Illustriert mit vielen Rötelzeichnungen von Ludwig Kainer. In handkoloriertem Ganzleinenband 10.— Gm.

Das junge Mädchen

Ein Buch der Lebensgestaltung von

Ilse Reicke

Ganzseitige und Textillustrationen von Liselotte Friedlaender In farbigem Ganzleinenband 6.50 Gm.

Dies illa

Eine Geschichte von den letzten Dingen von

Walther Nithak-Stahn

Gebunden 4,50 Gm Vorzugsausgabe Halbleder, numeriert, 12.— Gm.

Monteton

Roman von

Fritz Reck-Malleczewen

Verfasser von „Die Dame aus New York" u. a.

In Ganzleinen gebunden 3.50 Gm.

Die Geschichte der Menschheit

von Hendrik van Loon

Deutsche Bearbeitung von Studienrat Dr. G. Schultze-Buchwald
Mit zahlreichen Abbildungen auf farbigen und schwarzen Tafeln und im Text
In Ganzleinen gebunden 13.50 Gm.

Die Entdeckung des Erdballs

Kühne Fahrten zu Wasser und zu Lande

Bearbeitet von Wilhelm Cremer

Mit zahlreichen Illustationen nach alten Kupfern und Holzschnitten und nach Originalzeichnungen von Oscar Theuer

In Halbleinen gebunden 4.50 Gm.

Ausführliche Verzeichnisse kostenfrei

RUDOLF MOSSE · ABTEILUNG BUCHVERLAG · BERLIN SW68

Digitized by Google

A. Marcus & E. Webers Verlag
Dr. jur. Albert Ahn in Bonn

Altvater Nil

Reise-Radierungen aus einer Vorfrühlingsfahrt durch Aegypten und den Sudan von Prof. Dr. Chr. Eckert

Mit 16 Aufnahmen — Preis geb. GM. 5.—

Mich trieb's hinunter an den alten Nil,
Wo gelbe Menschen mit geschlitzten Augen
Für tote Kön'ge ew'ge Häuser bau'n."
(Gyges und sein Ring)

„Reise-Radierungen" nennt Eckert sein Buch über Aegypten und den Sudan. Er will damit andeuten, daß es in Worten festgehaltene Bilder gibt, die in unmittelbarer Anschauung erfaßt, unter dem frischen Eindruck des Gelehrten geformt wurden. Nicht flüchtige Skizzen will er bieten, sondern wohldurchdachte, abgewogene Reisebilder, die in gefühlter Sprache dem Beobachter und Geschauten gerecht zu werden suchen.

Den vielen, denen weite Reisen heute noch versagt bleiben, will Eckert Anschauung und Belehrung vermitteln, Ablenkung von sorgenvoller Alltagsarbeit, Erweiterung ihrer Kenntnisse vom Werden der Menschheit. Für jene, die in kommenden Jahren zum Nil fahren, will das Buch eine Einführung sein in die Natur des Landes, die Geschichte der Pharaonen.

DER ZINNSOLDAT
EIN DEUTSCHES SPIELZEUG
Von Theodor Hampe

4°. 111 Seiten mit 16 Abbildungen im Text und 175 Abbildungen auf Tafeln. Auf schwerem holzfreien Papier und in wirkungsvollem Halbleinen-Einband

5.50 M.

Dieses Buch schildert zum ersten Male die Geschichte des treuesten Freundes und Spielgefährten unserer Jugend. In aufschlussreicher und lebendiger Darstellung wird gezeigt, dass der Trieb, mit jenen zierlichen Nachbildungen aus der grossen Welt der heroischen Ereignisse, doch auch friedlicher Lebensdinge die Jugend zu erheitern und zu erziehen, zwar weit in das Dunkel vieler Jahrhunderte zurückgeht, aber seine eigentliche erste Blüte im 18. Jahrhundert erlebt hat, um von da ab immer tiefere Wirkung und Ausbreitung zu finden. An Hand zahlreichster Abbildungen werden die köstlichsten Schöpfungen unserer Vorväter und der überraschende Formen- und Motivreichtum, den die Zinnspielfiguren bis in unsere Tage aufweisen, gezeigt, so dass das Buch den Erwachsenen eine liebliche Erinnerung, der Jugend eine begehrte Belehrung über die Geschichte ihres liebsten Spielzeuges bietet. Für jung und alt das

reizendste Weihnachtsgeschenk!

HERBERT STUBENRAUCH
Verlagsbuchhandlung A.-G.
Berlin W 15, Joachimsthalerstrasse 15.

WEIHNACHTS-NEUIGKEITEN 1924

F. W. Up de Graff: Bei den Kopfjägern des Amazonas. Sieben Jahre Forschung und Abenteuer. / 326 Seiten Text mit 31 Abbildungen u. 1 Karte / In Ganzleinen gebd. auf bestem weißen Papier GM. 15.—.

Alfred Nawrath: Im Reiche der Medea. Kaukasische Fahrten und Abenteuer. / 254 Seiten Text mit 86 Abbildungen und 2 Karten. / In Halbleinen gebunden auf bestem weißen Papier . . GM. 8.—.

Alberto M. de Agostini: Zehn Jahre im Feuerland. / 300 Seiten Text mit 118 einfarbigen und bunten Abbildungen, 2 Panoramen und 3 Karten. / In Ganzleinen gebd. auf bestem weißen Papier GM. 16.—.

Hans und Margarete Driesch: Fern-Ost. Als Gäste Jungchinas. / 320 Seiten Text mit 61 bunten und einfarbigen Abbildungen und 2 Karten. / In Halbleinen gebunden auf bestem weißen Papier . GM. 8.—.

Colin Roß: Das Meer der Entscheidungen, beiderseits des Pazifik. / 336 Seiten Text mit 97 Abbildungen und 7 Karten. / In Halbleinen gebunden auf bestem weißen Papier . . . . GM. 8.—.

*

Ausführliche Prospekte stehen auf Verlangen kostenlos zur Verfügung.

*

Inland: 1 GM. (Goldmark) = 10/42 U.S.A. $
Ausland: Umrechnung in stabile Währungen zum letzten amtlichen Berliner Mittelkurs.

F. A. BROCKHAUS / LEIPZIG

Digitized by Google

Wertvolle Neuerscheinungen:

Die Geschichte von Half dem Weibe

von Alma Johanna Koenig

307 Seiten 8°

In Halbleinen geb. M. 4.50. In Halbleder geb. M. 7.50

„A. J. Koenig hat die isländische Saga in eine unvergleichlich edle Form gegossen.“ (Allg. Ztg., München)

„... Es ist männliche Kraft in dem Buche und reiche dichterische Phantasie. Der Schluß hebt sich auf eine Höhe, die man als monumental bezeichnen darf.“ (Kölnische Zeitung)

★

HERMANN BANG

Wanderjahre

In seinen Briefen an Peter Nansen

Mit einem Vorwort von Peter Nansen und einem Porträt Hermann Bangs nach einer Radierung von Hermann Struck. Herausgegeben von Lauritz Nielsen. Autoris. Übersetzung von Helene Klepetar. Oktav. 179 Seiten. Brosch. M. 3.—. Halbleinen M. 3.80

Diese wundervollen Briefe geben ein faszinierendes Bild dieser eigenartigen, fast dämonischen Persönlichkeit, dieses Erlebers, der ein Mensch war von unbändigem Willen und von jenem innerlichen Feuer, das über seine Werke hinaus aus den kleinsten Äußerungen seines Lebens Licht und Wärme spendet.

★

KURT MARTENS

Schonungslose Lebenschronik

Zweiter Teil 1901—1923

Oktav. 206 Seiten. Brosch. M. 3.—. Halbleinen M. 4.—

„Ein frisch geschriebenes und gerade für uns Zeitgenossen interessantes Buch, das nicht zum mindesten durch seine scharfe Zeichnung charakteristischer Dichterprofile packt ... Es schildert, um es kurz zu sagen, ein Münchener Schriftstellerleben aus dem ersten Viertel des neuen Jahrhunderts. Das ist bisher noch nicht geboten worden, jedenfalls nicht in einer Form, die jedes Versteckspielen ablehnt und auf die belletristische Maske völlig verzichtet.“

(Richard Rieß i. Neuen Wiener Journal)

Erster Teil (1870—1900). 3. Aufl. 260 Seiten. Mit einem Bildnis des Verfassers. Broschiert M. 2.80, Pappband M. 3.50. — Beide Bände sind in sich abgeschlossen und einzeln käuflich.

★

Dante-Novellen

Herausgegeben von Albert Wesselski

Mit 76 Federzeichnungen von Wolfgang Born. XI u. 144 Seiten Quart. Einmalige Auflage von 1000 numerierten Exempl. In Halbpergament Gm. 20.—

Diese Auslese altitalienischer Erzählungskunst hat Episoden aus dem Leben Dantescher Zeitgenossen zum Gegenstand, deren Schicksal der Dichter in seiner Göttlichen Komödie gedenkt und es meist als bekannt voraussetzt.

RIKOLA VERLAG

MÜNCHEN — WIEN

CHARLES DICKENS

Gesammelte Werke

Deutsch von Gustav Meyrink

Als 1. Serie sind soeben erschienen:

David Copperfield

(3 Bände in einem Band)

Der autobiographische Roman. In die Lebensgeschichte seines Titelhelden hat Dickens eine Fülle von selbst Erlebtem aus seiner eigenen Kindheit und Jugend verwoben und damit der Schilderung eine ganz besondere Fülle und Lebendigkeit verliehen.

Master Humphreys Wanduhr

(2 Bände in einem Band)

Dieser Roman enthält die unter dem Titel „Der Raritätenladen“ bekannte Cordeliageschichte von dem rührenden Verhältnis der zarten kleinen Nell zu ihrem der Spielleidenschaft verfallenen Großvater, den sie wie ein guter Geist durch Not und Elend bis zu ihrem eigenen Tode begleitet.

Bleakhaus

(4 Bände in einem Band)

Der in England erfolgreichste Roman von Dickens. Eine wuchtige Anklage gegen das englische Gerichtswesen in Gestalt der abenteuerlichen Geschichte des Prozesses „Jarndyce gegen Jarndyce“.

Oliver Twist
Weihnachtsgeschichten

(2 Bände in einem Band)

Oliver Twist: die Welt des Arbeitshauses und der Londoner Verbrecherviertel, dargestellt in der Geschichte des kleinen Waisenjungen Oliver Twist.

Die Weihnachtsgeschichten sind die vielleicht dichterisch vollendetsten und stimmungsreichsten kleineren Erzählungen von Dickens, in denen sich seine Phantasie am freiesten entfaltet.

Jeder Band der Ausgabe umfaßt durchschnittlich 1000 Seiten und ist in Leibniz-Fraktur auf holzfreies Dünndruckpapier gedruckt. In biegsamem Ganzleinenband.

Die Ausstattung besorgte Prof. Emil Preetorius, der auch die Initialen für die einzelnen Kapitel zeichnete. Jeder Band wird einzeln abgegeben; die Bände tragen keine Bandbezeichnung. Preis jedes Bandes M. 8.—

★

Der werdende Nietzsche

Autobiographische Aufzeichnungen

Herausgegeben von Elisabeth Förster-Nietzsche

455 Seiten 8° mit drei Jugendbildnissen. Broschiert M. 6.—. Ganzleinenband M. 9.50

Hier werden, zum großen Teil erstmalig, die wichtigsten Dokumente zur geistigen Entwicklungsgeschichte des werdenden Nietzsche der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Das Buch ist unentbehrlich für jeden, der die Kenntnis des Dichters und Philosophen durch menschliche Selbstzeugnisse bereichern und vertiefen will.

MUSARION VERLAG

MÜNCHEN, KÖNIGINSTR. 15

Digitized by Google

In jedem deutschen Hause
freudig willkommene Weihnachtsgaben!

Künstlermappen

Herausgegeben vom Kunstwart
Mit Texten von Ferdinand Avenarius

Böcklin, 6 Vollbilder, 2 M. **Boehle**, 12 Vollb. und 27 Textb., 7 M. **Dürer**, 15 Bilder u. 6 Textb., 4 M. **Feuerbach**, 30 Vollb. u. 42 Textb. 15, Geschenkausgabe 18 M. **Holbein**, 23 B., 5 M. **Käthe Kollwitz**, 15 Bild. 7 M. **Kreidolf**, 21 farb. B. 7.50 M. **Cécile Leo**, Schattenschnitte 3 M. **Mediz-Pelikan**, 23 B. 7.50 M. **Meunier**, 14 B. 4.50 M. **Michelangelo** I—VI, 18—35 Bild. 6.50, 7 u. 8 M. **Millet**, 12 Bild. 4.50 M. **Rembrandt** I—II, je 14 Bild. je 4 M. **Richter** I—IV, je 6 B. je 2 M., I—IV in Geschenkmappe 12.50 M. **Philippi**, 6 B. 3 M. **Schwind** I—V, je 7 B., je 2 M., I—IV in Geschenkmappe 12.50 M. **Spitzweg**, 8 B. u. 8 Textb. 2.50 M. **Steinhausen** I—II, je 12 B. 5 u. 6 M. **Steinhausen**, Die Bergpredigt, 5 B. 2 M. **Preller d. Ae.**, Odyssee, 15 B. 3 M. **Preller d. J.**, Ilias, 12 B. 2.50 M. **Thoma**, 26 Vollb. und 34 Textb. 15, Geschenkausg. 20 M. **Uhde**, 40 Vollb. 12, Geschenkausg. 15 M. **Welti**, 20 Bild. 5.50 M. **Wolfgangmüller**, 12 Bild. 4 M.

Das Heilandleben in deutscher Bilderkunst

5 Hefte mit 80 großen Kunstblättern
Zusammen 16.50 Mark

Kampf in deutscher Bilderkunst

20 Vollbilder 3 Mark

Drei wertvolle Lebensbücher!

Hausbuch deutscher Lyrik

Gesammelt von Ferdinand Avenarius
Mit Bildern von Fr. Phil. Schmidt
Herausgegeben vom Kunstwart. 261.—270. Tausd.
378 S. Oktav, in Ganzleinen 6, in Halbleinen 5 Mk.

Balladenbuch

Gesammelt von Ferdinand Avenarius
Mit 20 Kunstbeilagen nach ersten deutschen Meistern
Herausgegeben vom Kunstwart. 161.—170. Tausd.
368 S. Oktav, in Ganzleinen 6 Mk.

Das fröhliche Buch

Aus deutscher Dichter und Maler Kunst gesammelt von Ferd. Avenarius. Herausgeg. vom Kunstwart 161.—170. Tsd. 448 S. Oktav mit 12 Kunstbeilagen und etwa 270 Textbildern

In Ganzleinen 6, in Halbleinen 5 Mk.

Diese drei berühmten Anthologien von Avenarius gelten immer noch unbestritten als die besten und künstlerisch abgerundetsten Auslesen deutscher Dichtung. Alle drei Hausbücher ordnen die Gedichte zu organischen Zyklen, um die edelste deutsche Dichtung zur unmittelbaren Begleiterin des Menschenlebens zu machen.

Ausführliche Verzeichnisse zu Diensten

VERLAG GEORG D. W. CALLWEY IN MÜNCHEN

SPRINGERS
HANDBUCH DER KUNSTGESCHICHTE

Fünf Bände mit über 3400 Abbildungen und 120 Tafeln in Farb- und Lichtdruck

Das Werk liegt vollständig in neuer Auflage vor. Hervorragende Fachgelehrte haben die einzelnen Bände nach dem gegenwärtigen Stande der Forschung bearbeitet. Dem Bildmaterial, der inneren und äußeren Ausstattung der Bände ist besondere Sorgfalt gewidmet.

BAND I
Die Kunst des Altertums
12. Auflage. Von Paul Wolters
In rot Ganzleinen Mk. 20.—

BAND II
Frühchristliche Kunst und Mittelalter
12. Auflage. Von Joseph Neuwirth
In rot Ganzleinen Mk. 20.—

BAND III
Die Renaissance in Italien
12. Auflage. Von Georg Gronau
In rot Ganzleinen Mk. 18.—

BAND IV
Die Renaissance im Norden Barock und Rokoko
11. Auflage. Von P. Schubring
In rot Ganzleinen Mk 18.—

BAND V
Von 1800 bis zur Gegenwart
9. Auflage. Von Max Osborn. In rot Ganzleinen Mk. 24.—

Sonderprospekte stehen gern zur Verfügung

ALFRED KRÖNER VERLAG / LEIPZIG

Digitized by Google

In unserm Verlage ist erschienen:

Bengt Berg

Mit den Zugvögeln nach Afrika

Mit 130 Abb. Preis in Halbleinen geb. Gm. 9.—

Das Buch gibt Bilder von so überraschender Mannigfaltigkeit und Schönheit, wie sie nur die Kamera eines Gelehrten festhalten kann, der zugleich ein Künstler ist, und diese Bilder werden lebendig durch den anregenden, humorvollen Text, der sie begleitet

★

A. Miethe

Unter der Sonne Oberägyptens

Neben den Pfaden der Wissenschaft

3. Auflage. Mit 44 Tafeln in Dreifarbendruck und 133 Textbildern nach photographischen Naturaufnahmen des Verfassers. Preis in Halbleinen Gm. 20.—, in Halbleder Gm. 25.—

Echte Kunst, nicht bloß vollendete Technik spricht aus den Bildern, von denen viele wahre Kabinettstückchen darstellen

Dietrich Reimer (Ernst Vohsen)
Verlag in Berlin SW. 48, Wilhelmst. 29

Woher?

Ableitendes Wörterbuch der deutschen Sprache von Dr. E. Wasserzieher. 5. Aufl. 31. bis 44. Tausend. Geb. GM. 5.—. „Ein wirkliches Geschenk an das deutsche Volk." (Rud. Herzog.)

Leben und Weben
der Sprache von Dr. E. Wasserzieher. 4. Auflage. Kart. 4.—, geb. 5.—

Sprachgeschichtliche Plaudereien
v. Dr. E. Wasserzieher. Kart. 4.—, geb. 5.—

Bilderbuch
der deutschen Sprache. Von Dr. E. Wasserzieher. Kart. 4.—

Briefe deutscher Frauen.
Ausgewählt und mit Einleitungen versehen von Dr. E. Wasserzieher. 4. Auflage, geb. 5.—

Die Wahrheit
im Wandel der Weltanschauung. Eine kritische Geschichte der metaphysischen Philosophie. Von Prof. Dr. S. Behn. Kart. 8.—, geb. 9.50.

Aufwärts
aus eigener Kraft. Ratschläge und Lebensziele. Von Dr. Paul von Gizycki. 5. Auflage. Kart. 4.—, geb. 5.—

Kleine Himmelskunde.
Versuch einer gemeinfaßlichen Darstellung des Wissenswertesten aus der Astronomie v. Prof. Dr. J. Plassmann. Geb. 6.—

Ferd. Dümmlers Verlag / Berlin SW 68
Gegründet 1808 Postscheck 145

Das Weihnachtsbuch
+ für hochgestimmte Leser +

ist der neue große Roman

Bianca Maria

von

Reinhold Conrad Muschler

In Leinen 8.—. ∗ In Halbleder 14.—. ∗ Vorzugsausgabe, numeriert und gezeichnet. Ganzleder 22.— Im Verlag Fr. Wilh. Grunow in Leipzig wie auch die Romane „Douglas Webb" und „Der lachende Tod" erschienen und durch jede Buchhandlung — wenn nicht vorrätig — sofort zu beziehen.

★

Glänzende Beurteilungen erster Federn stempeln diesen Roman zu einem Kunstwerk ersten Ranges.

Dr. Friedrich Castelle:

Die große Kunstform des deutschen Romans ist in diesem Werke und seinem Schöpfer neu erstanden. Höchste Welterfahrenheit und tiefste Menschenkenntnis, reifstes Wissen und reifste Kultur steigern sich in ihm zu durchdringend lebendiger Darstellung modernen Gesellschaftslebens.

Der unbedingt führende deutsche Künstler-Abreißkalender ist der

Dürer-Kalender für Kultur und Kunst

Herausgegeben vom Deutschen Kulturarchiv durch Karl Maußner.

320 Seiten; Feinster Kunstdruck; $4\frac{1}{2}$ Mark.

Der Dichter Heinrich Lilienfein urteilt:

. . . Daß es auch Kalender gibt, die sich nicht bloß durchblättern lassen, habe ich erst an dem neuen Dürer-Kalender für 1925 erfahren, den Karl Maußner „nach zehnjährigen Bedingtheiten im alten Umfang" erscheinen läßt. Er ist eine festgeprägte Einheit, die kein willkürliches Zerstückeln duldet. Ein weiter und doch sehr sicherer Sinn für geistige Werte, ein erlesener bildnerischer und dichterischer Geschmack hat hier mit Glück gewaltet: Blatt um Blatt fügt sich planvoll und doch nicht lehrhaft zu einem erstaunlich reichen und tiefgründigen Gesamtbild deutschen Geistes, wie er von Hans Baldung-Grien und Grünewald bis zu den Jüngsten, etwa einem Rohlfs und Urhoff; von Angelus Silesius und Böhme bis Gerrit Engelke und Toller seine wunderbare Sendung verkündet — in Offenbarungen des Gemüts und der Weisheit, der lachenden Weltfreude und der schmerzlichen Weltüberwindung. Wer sich am Morgen vor des Tages Hast und Plage eine Feier-Viertelstunde wünscht, deren reifer, stiller Ton das ganze Tagtun begleitet, mache sich diesen Dürer-Kalender zu eigen!

Man lasse sich diesen Kalender vorlegen!
Auf Wunsch senden wir zur Ansicht.

Dürer-Verlag / Berlin-Zehlendorf

Neue schöne Bücher

aus dem Verlag Huber & Co., Frauenfeld (Schweiz) u. Leipzig, Königstr. 9 (Frz. Wagner)

J.V. Widmann-Biographie

1. Teil (1922):
Jugend und erste Mannesjahre. Verfasst von der Schwester Elisabeth Widmann in Hannover. 412 Seiten mit Porträts. Geb. M. 8.—

*

2. Teil (1924):
Der Journalist, der Dichter, der Mensch. Verfasst von Dr. Max Widmann, Burgdorf. 368 Seiten mit Porträts. Geb. M. 8.—

Flore und Blanscheflur

Altdeutscher Versroman von Konrad Fleck

In neudeutsche Reime gebracht von Joh. Ninck. Eleg. in Halbpergament geb. ca. 6 Mk.

*

Neben „Tristan und Isolde" und „Parsifal" muss künftig „Flore und Blanscheflur" seinen Platz finden. Ein altdeutsches Gedicht, jetzt gut lesbar in neudeutschen Versen, voll Romantik, Abenteuer und Liebe. Es muss einfach gefallen, dies reizende alte Gedicht. Dazu empfiehlt sich der Band durch ein allerliebstes Gewand, so, dass er ein rechtes Geschenkbuch geworden ist.

Deutsche Lyrik

vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart

Herausgegeben von Dr. Ernst Aeppli, Zürich

320 Seiten

Schön gedruckt u. geb. 6 Mk.

Diese neue Gedichtsammlung enthält nur Lyrik, vom Barock bis in die neueste Gegenwart. Sie bringt 400 Gedichte von 54 Dichtern. Die Auswahl ist musterhaft, von grossem Verständnis zeugend. Heute, wo so Viele Bücher kaum mehr kaufen können, ist eine Sammlung von Gedichten besonders erwünscht. Die Ausstattung des Bandes ist wirklich gut ausgefallen; er eignet sich daher wie wenige andere zum Geschenk.

Verlag von Velhagen & Klasing
in Bielefeld und Leipzig

Neu erschienen:

Die deutsche Romantik

Von Paul Kluckhohn

Mit 14 Bildern

Preis gebunden 6.50 Goldmark

Das Buch ist entstanden aus 7 Vorträgen, die der Verfasser in der Osnabrücker Gesellschaft für Geisteswissenschaften gehalten und die er bei späterer Niederschrift noch ergänzt hat. Der große Vorzug des Buches ist darin zu suchen, daß es weiten Kreisen geistesgeschichtlich Interessierter eine gedrängte, zusammenfassende Darstellung der romantischen Bewegung und zugleich Charakteristiken ihrer führenden Persönlichkeiten gibt und darauf hinweist, daß diese weitgreifende Kultur und Seelenbewegung auch unserer Zeit sehr Wesentliches zu sagen hat.

*

Durch alle Buchhandlungen

Wo eine Buchhandlung nicht zugänglich, direkt vom Verlag zu beziehen.

Dom-Verlag G. m. b. H.
Berlin SW II / Dessauer Str. 35

Weihnachtsgeschenke von bleibendem Wert sind die

Domkunstgaben

herausgegeben von der freien Lehrervereinigung für Kunstpflege in Berlin.

Ein Unternehmen mit dem Zweck, gute deutsche Kunst in weiteste Kreise zu tragen.

Jedes Heft mit einem knapp und gründlich unterrichtenden Geleitwort und 12 musterhaft wiedergegebenen Hauptwerken je eines großen deutschen Malers.

Jede Gabe schlicht, geschmackvoll kartoniert M. 2.—

1. Arthur Kampf / 2. Anselm Feuerbach / 3. Wilhelm Trübner / 4. Hans Thoma (I) / 5. Matthias Grünewald / 6. Fritz von Uhde / 7. Leopold Graf von Kalckreuth / 8. Adolf Menzel / 9 Wilhelm Leibl / 10. Hans Thoma (II) / 11. Ph O. Runge 12. Hans Baldung (Grien) / 13. Philipp Franck 14. Carl Spitzweg.

Die Sammlung wird fortgesetzt!

Nur ein Urteil von vielen: „Es sollte sich keiner besinnen, diese schönen und billigen Kunstwerke einem lieben feingeistigen Menschen oder sich selbst zu schenken. Eine Gabe von unvergänglichem Wert bringt er damit in sein Haus."

Digitized by Google

Das neue Werk des Großadmirals

A. von Tirpitz

Politische Dokumente

★

Der Aufbau der deutschen Weltmacht

1.—20. Tausend. Groß-Oktav, XII und 472 Seiten. Geheftet Gm. 9.—, in Halbleinen Gm. 12.—, in Ganzleinen Gm. 13.—, in Halbleder Gm. 17.—.

Mit Faksimile eines Briefes von Admiral Jellicoe an Großadmiral von Tirpitz.

Bisher geheim gehaltene Dokumente von höchster weltpolitischer Bedeutung, Botschafterberichte, Randnotizen Wilhelms II., Briefwechsel, Tagebuchaufzeichnungen usw., werden hier in rückhaltloser Vollständigkeit vor dem Leser ausgebreitet.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Verlag von Friedrich Reinhardt in Basel
Adresse aus Deutschland: Leopoldshöhe, Baden

Soeben erscheint in meinem Verlag

Der neue Roman von

Helene Christaller

Das Reich des Markus Neander

In elegantem Leinenband Gm. 6.—

Der Roman schildert das Werden eines Mannes, der aus den hochfliegenden Träumen seiner Knabenjahre auf den Boden der Wirklichkeit gestellt wird und nach Reise- und Wanderjahren sich sein bescheidenes Reich baut mit den Menschen, die zu ihm gehören in Liebe und Arbeit. Es liegt eine innere Kraft in der Behandlung des Stoffes, die ihre Wirkung auf den Leser nicht verfehlen wird.

In neuen Auflagen liegen vor:
Gottfried Erdmann u. s. Frau 27. Aufl. **Ruths Ehe** 17. Aufl. **Heilige Liebe** 14. Aufl. **Die Wege des Willfried Holm** 7. Aufl. **Mutter Maria** 7. Aufl.
Jeder dieser 5 Bände in gediegenem Leinenband Gm. 6.—
Das Gotteskind 16. Aufl. **Wie die Träumenden ..** 14. Aufl. **Lichter im Strom** 6. Aufl. **Von Liebe** 6. Aufl. **Drei Schicksale** 5. Aufl. **Frauen** 5. Aufl. **Magda** 5. Aufl. **Wer aber nicht hat ..** 5. Aufl.
Jeder dieser 8 Bände in gediegenem Leinenband Gm. 4.50

Ein Band Gedichte von

Gustav Schüler

Spiegelscherben vom Ewigen

In elegantem Leinenband Gm. 3.—

Nun wollen wir dafür sorgen, daß die Gedichte dieses ganz echten Dichters bei uns weiterklingen. Es sollte eine Ehrenpflicht für uns sein, mitzuhelfen, daß sich endlich diese starke tiefgläubige Persönlichkeit in Deutschland durchsetzt. (Deutsches Pfarrerblatt.)

NEU ERSCHIENEN!

Gerhard von Kügelgen

Ein Künstlerleben um 1800 und die anderen sieben Künstler der Familie

3. vollständig umgearbeitete und erweiterte Auflage mit 160 Abbildungen

Von Leo von Kügelgen

15 Bogen Gr.-8° Mattkunstdruck in Leinen mit Farbschnitt geb. GM. 10.—
In Halbpergament gebunden mit Kopfgoldschnitt . . . GM. 14.—

Nicht allein Kunstfreunde werden großen Genuß an der fein ausgestatteten Künstlermonographie haben, die vielen Leser der „Jugenderinnerungen", „Lebenserinnerungen" des „alten Mannes", wie des in Frauenkreisen weit verbreiteten Buches Helene Marie von Kügelgen werden dieselbe gerne als Ergänzung erwerben.

★

Der Dankwart

Ein Märchen von Wilhelm von Kügelgen

dem Verfasser der „Jugenderinnerungen eines alten Mannes"
Mit 6 Farbenbildern in Offsetdruck, Kopfleisten und Schlußstücken von Professor R. Pötzelberger.
80 S. Gr.-8°. In Leinen m. Farbschnitt geb. GM. 5.—, in Halbpergament mit Goldschnitt geb. GM. 7.50

Hunderttausende der begeisterten Leser der „Jugenderinnernugen" wie „Lebenserinnerungen" des alten Mannes werden das bisher unveröffentlichte Märchen „Der Dankwart" mit Freuden begrüßen und von Inhalt wie Ausstattung entzückt sein.

Man verlange die illustrierte Ausgabe Belser.

CHR. BELSER A.-G., VERLAGSBUCHHANDLUNG, STUTTGART

Digitized by Google

ORBIS TERRARUM

Die Länder der Erde im Bild

*

Kurt Hielscher, DAS UNBEKANNTE SPANIEN. Baukunst, Landschaft, Volksleben. Ueber 300 Seit. Abb. in Kupfertiefdruck u. 24 Seit. einleitender Text. Format 31,5×24 cm. 30. Tausend.
Preis in Ganzleinen gebunden . . . Mk. 21.—
In Halbleder oder Halbpergament . Mk. 29.—

Hanns Holdt / Hugo von Hofmannsthal, GRIECHENLAND. Baukunst, Landschaft, Volksleben Ueber 170 Seiten Abbildungen in Kupfertiefdruck. Einleitung von Hugo von Hofmannsthal. Format 31,5×24 cm. 18. Tausend.
Preis in Ganzleinen gebunden . . . Mk. 15.—
In Halbleder oder Halbpergament. Mk. 23.—

Ernst Boerschmann, BAUKUNST UND LANDSCHAFT IN CHINA. Baukunst, Landschaft, Volksleben. Ueber 280 Seiten Abbildungen in Kupfertiefdruck. 24 Seiten einführender Text. Format 31,5×24 cm. 10. Tausend.
Preis in Ganzleinen gebunden . . . Mk. 21.—
In Halbleder oder Halbpergament. Mk. 29.—

Kurt Hielscher, DEUTSCHLAND. Baukunst, Landschaft, Volksleben. Ueber 300 Seiten Abb. in Kupfertiefdruck. Einleitung von Gerhart Hauptmann. Format 31,5×24 cm. 55. Tausend.
Preis in Ganzleinen gebunden . . . Mk. 24.—
In Halbleder oder Halbpergament. Mk. 32.—

Das wundervollste Buch, das in diesem Jahre Deutschland geschenkt wurde, ist „Deutschland".
Daheim, Leipzig.

Rørdam/Klein/Caspari/Oehquist, SKANDINAVIEN. Dänemark, Schweden, Norwegen, Finnland. Baukunst, Landschaft, Volksleben. Ueber 270 Seiten Abb. in Kupfertiefdruck. 64 Seiten einleitender Text. Format 31,5×24 cm.
Preis in Ganzleinen gebunden . . . Mk. 24.—
In Halbleder oder Halbpergament. Mk. 32.—

Eine Reise in das Land der Mitternachtssonne.

Lehnert/Landrock, NORDAFRIKA. Tripolis, Tunis, Algier, Marokko. Baukunst, Landschaft, Volksleben. Ueber 240 Seiten Abb. in Kupfertiefdruck. Mit einem einleitenden Text von 24 Seiten von Ernst Kühnel. Format 31,5×24 cm.
Preis in Ganzleinen gebunden . . . Mk. 24.—
In Halbleder oder Halbpergament. Mk. 32.—

Erinnerungen aus Tausend und Eine Nacht werden geweckt.

Die Bücherreihe „Orbis Terrarum" erscheint in zwangloser Folge. Jeder der Bände bildet einen Führer in künstlerischen Aufnahmen durch das Land, das er behandelt. Jeder Band ist selbständig und nur durch die Anlage des gesamten Unternehmens verbunden. Jeder Band ist einzeln käuflich. Ein gegebenes Geschenk für alle, die nach Kenntnis von fremden Ländern verlangen. Der „Orbis Terrarum" ist ein zeitgemässes neuartiges Unternehmen, eine Fundgrube dauernder Schönheit.

Jede Buchhandlung hat die Bände auf Lager.

*

Verlag Ernst Wasmuth A. G. Berlin W 8

NEUERSCHEINUNGEN

Kurt Geucke: Scholle und Stern

Lieder und Balladen. 312 Seiten 8°. Auf feinstem Papier bei Pöschel & Trepte gedruckt. Ganzleinen 5.— Mark.
Dr. Ernst Wachler im Weimarischen Echo: „Kurt Geucke ist in der Literatur angesehen als eine künstlerische Persönlichkeit von grossem Ausmass . . . . Die Sammlung enthält ungleichwertiges, aber um es vorwegzunehmen: eine Reihe von Stücken, in denen kein Lebender, der in deutscher Sprache dichtet, Geucke den Kranz streitig machen kann. Im Lied, im betrachtenden Gedicht, in der Ballade entfaltet sich seine Begabung mit gleicher Stärke . . . . Aber das volle Können Geuckes zeigt sich doch erst in den Balladen . . . . Die Perle, das Kronjuwel der Sammlung ist „Die Braut von Syrakus". . . Welches Wunder ist hier vor unseren Augen vollbracht! . . . Dieses einen Meisterwerkes wegen stehen wir nicht an, Geucke als die vielleicht grösste dichterische Kraft zu bezeichnen, die heute unter uns lebt. Dies ist der Wurf eines Genies . . . . Die Dichtung, ohnegleichen in unserer Literatur, ist der höchste Ausdruck des Dionysischen: eben damit bezeichnet sie einen Gipfel unserer geistigen Entwicklung . . .
Wenn der Schein von Hunderten der Modegrössen verblichen, wird ein Name noch strahlen: der Kurt Geuckes.

Kurt Walter Goldschmidt: Quintessenz

Ausgewählte Schriften. 300 Seiten 8°. Auf feinstem Papier in Ganzleinen 6.— Mark.

»*Berliner Tageblatt*«: Goldschmidt ist ein Künstler, der, auf dem Wege nach der Seele des Unbelebten, zu seltsamen, neuen Stimmungen kommt, die vor ihm noch niemand empfunden hat.

»*Das neue Deutschland*«: Ganz in die Nähe Nietzsches möchte ich Goldschmidt rücken kraft des Adels und der Grösse seiner Persönlichkeit und kraft der Wucht seines Gestaltungsvermögens. Er wird zum symptomatischen Repräsentanten der heutigen und morgigen Kultur.

Walter von Hauff: Im Siegeswagen des Dionysos

Ein Nietzsche-Roman. 250 Seiten 8°. Auf feinstem Papier gedruckt, in Ganzleinen gebunden 5.— Mark.

Lic. Otto Baltzer: Ein Roman in ganz besonderem Sinne. Er ist geschrieben als „Ich"-Roman; ein sehr kühnes Unterfangen, das nur einer wagen kann, der seinem Helden geistesverwandt ist und ebenso sprachmächtig wie er. Es ist geglückt! — Kein Gaumenkitzel für literarische Feinschmecker, ein ernsthaftes Buch, das studiert sein will. Ich kenne keine bessere Einführung in Nietzsches Gedankenwelt für den, der sich wirklich in sie einleben will. Teilweise ist es geradezu eine Deutung der Gedankenwelt des Zarathustra. Der Nietzsche-Stil ist an der Bibel gebildet; der des Verfassers erst recht, er geht teilweise in die Sprache der Propheten Israels über, in denen Hauff noch mehr zu Hause ist als Nietzsche.

Ein literarisches Ereignis ganz besonderer Art

*

Carl Ludw. Schleich: Es läuten die Glocken

Phantasien über den Sinn des Lebens. 400 Seiten Lex. 8°. Auf feinstem Papier gedruckt, mit 212 Abbildungen im Text und einer Farbendrucktafel. Halbleinen 10.— Mark, Ganzleinen 12.50 Mark. * 30. **Auflage.**

Ein ganz einzigartiges Buch in unserer Literatur
Ein Lebensbuch mit unerschöpflichem Gewinn

Richard Dehmel: Ein unsterbliches Buch. — Durch seine wunderbare Loslösung von Form und Grenze der Wirklichkeit, durch die Grösse seiner dichterischen Anschauungen erweist sich das Buch als ein romantisches Kunstwerk. — Das konnte nur einem Menschen gelingen, der neben dem Reichtum ernsten Wissens auch die Tiefe und Ruhe künstlerischen Beobachtens und Begreifens besitzt. Das Buch wird viele nicht nur zu einem tieferen Verständnis der grossen Probleme des Lebens führen, sondern auch einen künstlerischen Genuss vermitteln, wie er uns nicht oft gegönnt ist.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt
Engel & Toeche, Berlin SW. 11

Digitized by Google

Aus Kunst, Kultur und Geschichte

Buddha in der Kunst des Ostens

Von William Cohn

4°. Mit einer Einführung und 123 Abbildungstafeln mit begleitendem Text. In Ganzleinen M. 30.—

Wie für das christliche Abendland die Figur der Gottesmutter die höchste künstlerische Verkörperung des Göttlichen auf Erden war, so bedeutet für den Osten die Gestalt des Buddha schlechthin Verkörperung des Gottesglaubens. Die hier meisterhaft reproduzierten Abbildungen geben zum erstenmal einen künstlerischen Begriff von der Schönheit der asiatischen Kunst, die wie in einem Symbol aus der Tiefe der Jahrtausende Auferstehung feiert, wie das Buch zugleich Einführung in die Welt des Buddhismus ist.

★

Romanische Skulptur in Deutschland

(11. und 12. Jahrhundert.) Von Hermann Beenken. Gr. 8°. XLIV und 276 Seiten mit 206 Abbildungen. In Halbleinen M. 18.—, in Halbleder M. 24.—

Dieser erste Band unserer neuen „Handbücher der Kunstgeschichte", über deren Programm ein kostenlos zu beziehender Sonderprospekt orientiert, enthält einen Schatz von frühzeitlicher Denkmälerkunst, der zu den herrlichsten bisher gesehenen Dokumenten zählt. Diese Bilder von oft rührender primitivster Art sind gerade für uns Menschen heute wieder von besonderer Anziehungskraft.

★

Caspar David Friedrich. Bekenntnisse von **K. K. Eberlein.** Etwa 400 Seiten mit 28 Abbild. auf Tafeln in Pappband mit Pergamentverstärkung M. 9.—

Caspar David Friedrich, der Landschaftsmaler der Romantik ist uns als Mensch so gut wie unbekannt. Lieder, Gedichte, Gebete, Sagen, Tagebuchblätter, Aphorismen und Briefproben werden hier zum Bekenntnis. Diesem Eigenen werden Schilderungen und Dichtungen seiner Freunde und Zeitgenossen — Tieck, Goethe, Schubert Kügelgen, Dahl, Brentano u. a. — als Bekenntnisse zu Caspar David Friedrich gegenübergestellt. Durch Beigabe von z. T. noch unbekannten und bekannten Gemälden bereichert der Herausgeber das Buch zu einem menschlich wie künstlerisch bedeutenden Dokument. Caspar David Friedrich — auch einer der Großen, Einsamen — gehört der deutschen Nation, die mit sich selbst wieder bekannt werden muß und der mit diesem Buche eine kostbare Gabe dargebracht wird.

★

Camille Corot / Briefe aus Italien. Mit einem Anhang: **Briefe aus späterer Zeit und Aufzeichnungen über Kunst.** Herausgegeben von **Hans Graber.** Mit 12 Abbild. nach Gemälden des Künstlers. 8°. 192 S. Halbleinen M. 3.60, Ganzleinen M. 4.20

Unter den zahllosen Bekenntnissen von Künstlern sind die Briefe des bekannten französischen Landschafters, besonders liebenswert. Unsere deutsche Erstausgabe umfaßt an charakteristischen Proben das gesamte Leben dieser heiteren Künstlerpersönlichkeit, so sehr auch der Hauptnachdruck auf der italienischen Zeit des jungen Corot liegt. Die kostbaren Abbildungen des reizvoll ausgestatteten Buches erhöhen seinen Wert als feinsinniges Geschenk für die Freunde alles Schönen und Guten.

★

Ottilie von Goethe. **Erlebnisse und Geständnisse im Briefwechsel dreier Freundinnen 1832–1857.** XXX und 232 Seiten mit 9 Abbildungen. Preis in Halbleinen M. 7.50, Halbpergament M. 12.—

Johanna Schopenhauer. **Damals in Weimar!** VIII und 360 Seiten mit 17 Abbildungen. Preis in Halbleinen M. 10.—, in Halbleder M. 16.—

Zwei Bücher warf mir der Zufall auf den Tisch! Inmitten der Leiden der Zeit umspinnen sie mich mit einem schönen Vergessen. Aus beiden tönen die Melodien der großen Weimarzeit, die seltsam still und beschwörend wirkt. Die Gegenwart versinkt, man lebt mit jenen Menschen, die klar und intensiv lebendig an uns vorübergleiten. Man lebt mit ihnen Feiertag und Alltag Feste und Gespräche, sieht ihre Stuben, ihre Sammlungen und spürt in ihren Interieurs wie in ihren kriegsbeunruhigten wirtschaftlichen Verhältnissen mancherlei unserer Zeit Verwandtes. Wundervoll sind diese Bücher für Ferien und Feierstunden . . . .

„Hamburger Anzeiger", Hamburg.

Klinkhardt & Biermann ★ Verlag ★ Leipzig

Digitized by Google

Soeben ist erschienen:

DER NAUMBURGER DOM und seine BILDWERKE

aufgenommen durch WALTER HEGE

beschrieben von WILHELM PINDER

4°. 87 ganzseitige Autotypien in Doppelton und 20 Offsetbilder im Text

★

Das Buch, dem wir eine seinem Gegenstand in jeder Hinsicht würdige Ausstattung angedeihen liessen, ist für die immer zahlreicher werdenden deutschen Volksgenossen bestimmt, denen Naumburg ein hehrer Begriff und ein unvergessbares Erlebnis bedeutet.

In Ganzleinen M. 28.—

★

DEUTSCHER KUNSTVERLAG BERLIN W. 8

Hausmusik der Edition Breitkopf

Ludwig Erk, Deutscher Liederschatz

2 Bände Neue Ausgabe. Eine Auswahl der beliebtesten Volks-, Vaterlands-, Soldaten-, Jäger-, Studenten- und Weihnachtslieder mit Klavierbegleitung, je 4.— Mk.

Weltliches Gesangbuch

Geistliches Liederbuch

für das musikalische Haus. Eine Sammlung 146 der besten geistlichen Lieder aus Vergangenheit und Gegenwart mit Klavier, herausgegeben von K. Schmidt, n. 4.— Mk.

Karl Reinecke, Kinderlieder

Für Gesang und Klavier, 3 Bände, je n. 3.— Mk.

Deutsche Volkskinderlieder

50 Lieder für Gesang und Klavier, herausgegeben von Fr. Friedrichs, n. 2.— Mk.

Studentenlieder

150 heitere und launige Studentenlieder mit leichter Klavierbegleitung, herausgegeben von Hauptner, n. 3.— Mk.

Weihnachtsalbum

für die deutsche Familie. 30 der beliebtesten Weihnachts-, Silvester- und Neujahrslieder, herausgegeben von F. G. Schneider. Ausgabe für Gesang und Klavier oder Klavier allein 0.80 Mk. — Ausgabe für Violine und Klavier (Gesang nach Belieben) 1.— Mk. — Ausgabe für Violine allein 0.50 Mk. — Liedertextbuch einzeln 0.10 Mk.

BÜCHER, die auf keinem Weihnachtstisch fehlen sollten!

Willi Ule

Professor an der Universität Rostock

Quer durch Südamerika

Mit 39 Tafeln und 1 Karte. — Ganzleinen Gm. 12.—

Inhalt: Mit dem Segelschiff nach Südamerika — Die Azoreninsel Sao Miguel — Reisen in Brasilien — Durch Argentinien und Chile

Professor Ule war Teilnehmer der Filchnerschen Südpolarexpedition, die er in Brasilien verliess, um Südamerika zu durchqueren. **Kein trockenes schwer wissenschaftliches Werk, sondern lebendig** und fesselnd werden dem Leser im Scherz und Ernst die Sitten, Gebräuche und Kultureigentümlichkeiten der Bewohner Südamerikas vor Augen geführt, unterbrochen von zahlreichen Erlebnissen und Abenteuern, die Ule zu bestehen hatte.

Elisa

Die Geschichte einer schönen Seele

Ein Roman von Valerian Tornius

350 Seiten. Ganzleinen Gm. 4.50

Tornius zeichnet in seinem neuesten Werk in Romanform das Schicksal einer Frau, die in der Feinheit und Zartheit des Empfindens wie eine weibliche Werthergestalt anmutet. — Wie diese „Schöne Seele", deren zarteste Kindheit noch im Banne des Rokoko steht, allmählich hineinwächst in die neuen Anschauungen, wie sich in ihrem empfänglichen Gemüt die Umwelt spiegelt und die Erlebnisse der Liebe Widerhall finden und wie schliesslich dieses Leben in einer tiefen Tragik ausklingt das alles ist zu verblüffender Echtheit des Zeitkolorits nachempfunden und mit einer packenden Darstellungskunst geschildert. **Ein kulturpsychologischer Roman von eigenartiger Prägung.**

Nahezu zwei Auflagen in acht Tagen verkauft von

Prof. Eilhard Erich Pauls

Das Ende der galanten Zeit

69jähriges Wirken der Gräfin Voss am Hofe

3. Auflage. — Ganzleinen Gm. 7.50. Ganzlederausgabe numeriert, signiert auf Büttenpapier Gm. 60.—

Inhalt: 1. Die kleine Pannwitz und der Soldatenkönig. 2. Prinz August Wilhelm von Preussen, das Opfer von Kollin. 3. Friedrich der Grosse. 4. Der Krieg der sieben Jahre und der verbannte Hof. 5. Liebe, Rosenkreuzer und Friedrich Wilhelm II. 6. Die Revolution der Königin Luise. 7. Der Tod des Prinzen Louis Ferdinand. 8. Franzosenzeit.

Die Kritik urteilt einstimmig: Ein köstlich ausgestattetes und inhaltlich überaus reizvolles Buch. Ein Buch amüsant, lehrreich u. fesselnd, mit guten Bildern reichlich geschmückt.

Ein neuer Pauls!

Prof. Eilhard Erich Pauls:

Der Beginn der bürgerlichen Zeit

Biedermeierschicksale

Das Werk ist auf holzfreiem Papier gedruckt und mit vorzüglichen Bildern und Tafeln, zum Teil farbigen, ausgestattet.

Ganzleinen Gm. 9.—

Inhalt: 1. Biedermeier zu Hause. 2. Theaterleidenschaft. 3. Die Welt des Musikers. 4. Das Leben des Malers. 5. Dichterlos. 6. Hof und Gesellschaft.

OTTO QUITZOW VERLAG, KOMM. GES. LÜBECK

Digitized by Google

Neuigkeiten Herbst 1924

Gustav Frenssen

Lütte Witt

Eine Erzählung aus der Ruhrbesetzung

Geh. 3.50 M., Ganzleinen 5 M., Halbfranz 8.50 M.

Joseph von Lauff

Die Tragikomödie im Hause der Gebrüder Spier

Eine niederrheinische Geschichte

Geh. 3.20 M., Ganzleinen 5 M., Halbfranz 8.50 M.

Heinrich Federer

Papst und Kaiser im Dorf

Roman

Geh. 5.50 M., Ganzleinen 7.50 M., Halbfranz 12 M.

Margarete Windthorst

Der Basilisk

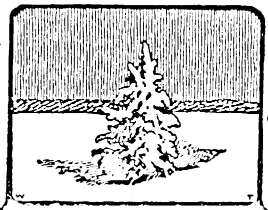
Roman aus der westfälischen Adelswelt

Geh. 2.75 M., Ganzleinen 4.40 M.

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung / Berlin

Digitized by Google

Deutsche Bücher



Deutsche Weihnacht

Der illustrierte Löns — Die schönste Weihnachtsgabe!

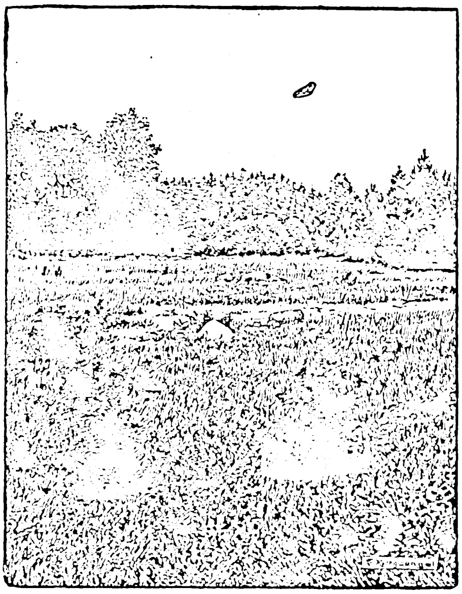
Hermann Löns und seine Heide

Eine Wanderung in Bildern durch die Stätten seiner Werke

Mit Skizzen und Handschriftdrucken aus dem Nachlaß von Hermann Löns u. mit Textbeiträgen von Bernhard Flemes, Wilhelm Hochgreve, Traugott Pilf, Karl Söhle u. a. Herausgegeben von Friedrich Castelle

Mit 90 schwarzen und farbigen Vollbildern

Die Sehnsucht der großen Lönsgemeinde, einmal die Stätten, an denen Löns geweilt und die ihn zu seinem Schaffen angeregt haben, im Bilde zu sehen, ist hier erfüllt. Hervorragende Künstler (Tier-, Jagd- und Landschaftsmaler) haben ihr Bestes gegeben und Bilder aus der Heide und ihrem Tierleben geschaffen, so wie sie Löns geschaut und wie sie ihn zu seinen Werken angeregt haben. Wir wandern mit dem Dichter durch die stille, malerische, deutsche Heide. Wir sehen hier stille, traute Dörfer, einsame Höfe, den rauschenden deutschen Wald, die unendlichen in Blüte stehenden Heideflächen mit ihren einsamen Mooren und



Der Schauplatz der „Häuser von Ohlenhof"

stillen Wassern, und vor allen Dingen aber das Tierleben der deutschen Heimat, wie dieses nur ein Hermann Löns schauen und schildern konnte. Wundervolle Textbeiträge bekannter deutscher Heimat-Schriftsteller begleiten dieses schöne Buch. Dieses wohl unstreitig schönste Lönsbuch, welches zum erstenmal die Stätten seiner Werke in Bildern bringt, wird überall helle Freude erwecken, zumal es die notwendige Ergänzung der eigenen Werke des Dichters und gewissermaßen der Schlußstein seines eigenen Schaffens ist. Die Presse urteilt über dieses Buch: **„Das ist das Werk, auf das die große Lönsgemeinde mit Sehnsucht gewartet hatte."**

Hervorragend schöne Ausstattung. Blütenweißes holzfreies Papier. Klarer schöner Druck in Altdeutscher Schwabacher. Ganz-Leinen-Einband und Fadenheftung. — Preis des Prachtwerkes nur 14.— Mark

Zwei illustrierte deutsche Romane aus der Zeit der Hanse

Bürgermeister Hinrich Murmester

Ein Spiegelbild deutscher Kraft aus Hamburgs Geschichte

v. Hugo von Waldeyer-Hartz

Eine der hervorragendsten Persönlichkeiten aus Hamburgs großer Geschichte war der im 15. Jahrhundert lebende Bürgermeister Murmester. Durch seine Tatkraft hat er Hamburgs Bürgerschaft geeinigt und den damaligen Seekrieg der Hanse gegen England gewonnen. Ein prächtiges Zeitbild aus der Hansezeit und zugleich auch ein Vorbild für unsere Jetztzeit.

Mit zahlreichen Bildern nach geschichtlichen Quellen

In Ganzleinen gebunden 5.— Mark

Jürgen Wullenweber

Aus stürmischen Tagen einer alten Hansestadt

v. Hugo von Waldeyer-Hartz

Aus Lübecks Geschichte ragt die gewaltige Persönlichkeit des emporgekommenen Lübecker Bürgermeisters und Hauptes der Hanse „Jürgen Wullenwever" hervor. Der Aufstieg und Niedergang dieser alten Hansestadt wird uns in packenden Bildern gezeigt. Ein gewaltiges Stück mittelalterlichen Lebens wird hier entrollt, ist doch der Name Wullenwever heute noch in allen Hansestädten bekannt.

Mit zahlreichen Bildern nach geschichtlichen Quellen

Ganzleinenband 6.— Mark

Fr. Zillessen (Heinrich Beenken), Verlags-Buchhandlung

Berlin C 19, Wallstraße 17-18

Digitized by Google

Machen Sie Ihren Lieben eine Freude!

Die neuen Fendrich-Bücher:

Mehr Sonne

Das Buch von der Liebe und der Ehe. Von Anton Fendrich. 31. bis 40. Tausend. 192 Seiten. Geheftet 2.50 Gm., 3.20 Schw. Fr. Gebunden 3.50 Gm., 4.40 Schw. Fr.

Ein feines, besinnliches Buch, das jedem Freude machen wird und das besonders Brautleute gern lesen werden. Aber auch die Älteren und Alten werden aufatmen über diesen gesunden Haustrunk.

Die Freiheit deines Kindes

Das Buch für Alle, die um Kinder sind. Von Anton Fendrich. Geheftet 2.50 Gm., 3.20 Schw. Fr. In Halbleinen gebunden 3.50 Gm., 4.40 Schw. Fr.

Das ist ein köstlicher Blick in das Lachen und Weinen, das Ahnen und Fühlen der kindlichen Seele, ein freundlicher Wegweiser für die Herzen der Eltern, auf daß sie der jungen Pflanzen und Blüten in ihren Gärten mit Geduld, Liebe und Gütigkeit warten.

Die neue Frauengymnastik:

Körperschulung der Frau in Bildern

und Merkworten. Von Dora Menzler, Leiterin der Dora Menzler-Schule, Leipzig. 5 Leporellos in prächtigem Sammelkarton mit mehrfarb. Umschlagzeichnung von Prof. Hohlwein. Vergrößertes Format. 50 wundervolle Lebendaturaufnahmen. Eine famose Anleitung zur Ertüchtigung des Frauenkörpers. 4.— Gm., 5.— Schw. Fr.

Die neue Kindergymnastik:

Der Körper deines Kindes

Leibesübungen für Kinder, für die Hand der Eltern und der Schule. Von Alice Bloch, Leiterin des bekannten gymnast. orthopäd. Institutes mit vielen Kinderkursen. Weit über 100 herrliche Naturaufnahmen. Das ganze Buch auf Scheufelen-Kunstdruck. Mit wundervollem mehrfarbigem Kunstlerbild von den Kunstmalern Gebr. Nelm. Geheftet 4.— Gm., 5.— Schw. Fr. In Halbleinen geb. 5.— Gm., 6.25 Schw. Fr.

Die neue Körperkultur:

Die Schönheit deines Körpers

Naturaufnahmen künstlerischer Körperschulung. Von Dora Menzler, Leiterin der Dora Menzler-Schule und Verfasserin der so erfolgreichen „Körperschulung der Frau". Etwa 100 ganzseitige, eigens für das Buch aufgenommene, noch gänzlich unbekannte Bilder und Text. Format 18 : 26 cm. Mehrfarbige Einbandzeichnung von Hohlwein. Geheftet 5.— Gm., 6.25 Schw. Fr. In Halbleinen geb. 6.50 Gm., 8.25 Schw. Fr.

Ein wundervoller Kunstdruckband mit berauschend schönen Bildern, die das Entzücken von Zehntausenden und Aberzehntausenden hervorrufen werden.

Die Stuttgarter Kinderbücher:

Bärentanz und Affensprung, ha, da läuft schon alt und jung!

Lustige Geschichten für's liebe Kindervolk. Herausgegeb. von Charles Dieck. Mit Bildern von Else Wenz-Viëtor. 4. Aufl. 6farbiger Künstler-Halbleinenband. 20 Seiten mit einer Fülle vielfarbiger Bilder. 4.80 Gm., 6.— Schw. Fr.

Guckt hinein, schaut der Tiere Kinderlein!

Ein schönes Bilderbuch für alle kleinen Tierfreunde. Herausgegeben von Charles Dieck. Mit Versen von Adolf Holst und Bildern von Paula Jordan. 4. Aufl. 6farbiger Künstler-Halbleinenband. 20 Seiten mit einer Fülle vielfarbiger Tierbilder. 4.80 Gm., 6.— Schw. Fr. Preisgruppe O.

In solcher Ausstattung, solchem Eingehen auf die schöpferische Phantasie des Kindes sind vielleicht noch keine Bilderbücher entstanden. Nichts ist hergebracht, alles lebt und webt und atmet, blüht und sprüht! (Stettiner Generalanzeiger.)

Die sensationellen Tarzanbücher:

Tarzan bei den Affen

Erlebnisse eines von Menschenaffen Geraubten. Von E. R. Burroughs. Einzig berechtigte Ausgabe in deutscher Sprache. 110. Auflage. In schönem Halbleinenband mit mehrfarbiger Zeichnung. 4.80 Gm., 6.— Schw. Fr.

Es ist ein Buch der Stunde! Unerhört großartige Urwaldszenen, die einfach überwältigen und mitreißen. Was geschieht da nicht alles, was ist da nicht alles an Erleben zusammengeballt! (Gen.-Anzeiger, Stettin.)

Tarzans Rückkehr in den Urwald

Von E. R. Burroughs. 95. Aufl. In schönem Halbleinenband mit mehrfarbiger Zeichnung. 4.80 Gm., 6.— Schw. Fr. Von solcher Abenteuerlichkeit und Spannung, daß jeder bis zur letzten Seite im Bann ist. Dieses Buch müssen Sie lesen!

Tarzans Tiere

Von E. R. Burroughs. 85. Aufl. In schönem Halbleinenband mit mehrfarbiger Zeichnung. 4.80 Gm., 6.— Schw. Fr.

Höchste Spannungsgewalt! Nicht nur fesselnd, sondern mitreißend! Gewaltige Szenen der Wildnis, Kriegstänze der Wilden, Urwaldfrieden, Urwaldaufruhr flackern über die Szene. Unberührte Natur prallt zusammen mit zivilisierter Unnatur. Maßlose, atemraubende Spannung!

Tarzans Sohn

Von E. R. Burroughs. In schönem Halbleinenband mit mehrfarbiger Zeichnung. 4.80 Gm., 6.— Schw. Fr.

Soeben erschienen! Abermals ein Band von höchster Spannungsgewalt, auf den Hunderttausende fiebernd warten. Jeder neue Tarzanband überbietet seine Vorgänger. Bestellen Sie. Auch Sie werden von diesen seltsamen Büchern bestrickt werden!

Die schönen Abreisskalender:

Sport und Körperkultur 1925

Ein Abreißkalender für Alle. Mit wundervollem Tiefdruck-Umschlag. 2.— Gm., 2.50 Schw. Fr.
Für wenig Geld ein kleines Kunstwerk!

Großtaten der Technik 1925

Ein Abreißkalender für Alle. 2.— Gm., 2.50 Schw. Fr.
Das Interessanteste aus dem Getriebe der Jetztzeit!

Der überaus beliebte Dumas-Roman:

Der Graf von Monte Christo

Der berühmteste Roman der Biedermeierzeit. 205. Tsd. 6 Bde. in 2 Bde. geb., reich illustr. Preis 7.20 Gm., 9.— Schw. Fr.

„Wer diesen Roman zu lesen beginnt, den läßt's nicht wieder los, bis das Buch zu Ende ist; denn es ist mit ganz außergewöhnlich starker Spannung erfüllt. Was die Fülle der Geschehnisse und die Einfälle anbelangt, so können ein Dutzend neuerer Durchschnitts-Roman-Dichter in dieser Hinsicht durch einen Band des „Grafen von Monte Christo" aufgewogen werden." (Mecklenburg. Volkszeitung, Rostock.)

Ausführliche Verzeichnisse kostenfrei / Bestellungen nimmt jede gute Buchhandlung entgegen

DIECK & CO, VERLAG, STUTTGART

Digitized by Google

Wertvolle Geschenke auf den Weihnachtstisch

Otto Buchmann
der feinsinnige Frauendichter

Hein Starck / Ein Roman

6. Tausend

In Leinen M. 6.—, in Halbleder M. 8.—

★

Norddeutsche Rundschau: Ein so schönes und persönliches Buch wie Buchmanns „Hein Starck" findet man selten. Möge dieses herrliche Buch in die Hände vieler suchender Menschen gelangen.

Hermann Löns: ... ein Heidebuch aber wie Otto Buchmanns „Hein Starck" steht allein da: Es ist der schönste lyrische Heideroman, den ich kenne.

Marias Lied

149. Tausend

In Pappe M. 2.—, in Leinen M. 3.— in Halbleder M. 5.—

Berliner Börsen-Nachrichten: Dieses Buch enthält eine so verschwenderische Fülle an Schönheit, Liebe und Sehnsucht, daß es ist, als sei der Extrakt aus unserer gesamten Liebesliteratur in dieses Kunstwerk gegossen, der nun in goldenen Wellen an dem Herzen des bezauberten Lesers emporbrandet.

Beim Lesen dieses Buches stockt der Atem. Es ist als stünde man in einem goldenen Tempel und von den Emporen tönt der Silberton hauchzarter Engelstimmen Liebeswunder in das zitternde Herz hinein.

Ich trage meine Minne ...

70. Tausend

In Pappe M. 2.—, in Leinen M. 3.— in Halbleder M. 5.—

Literarische Neuigkeiten: O, wer so sein kann in seinem Herzen wie dieser Dichter, wer es vermag, nicht über Glück und Leiden zu grübeln, Glück und Leid zu zerflücken wie eine Blume, und nur das Glück des ewigen Kampfes zu kennen, der stärker ist als das Schicksal! Glücklich ist dieses Dichterherz in seinem reinen Hinnehmen, und glücklich kann es machen durch sein reines Hingeben. Es gibt Stunden, in denen man froh ist, solche Bücher zu kennen, um zu ihnen zu flüchten.

Auf alten Wegen

20. Tausend

In Pappe M. 1.50

★

Berliner Tageblatt: Das Büchlein bringt fünf kleinere Novellen, deren Inhalt Zeugnis ist, ein wie feinsinniger, warm empfindender Erzähler Otto Buchmann ist. Von reinem, glücklichen Herzen spricht das Buch, das fein verwoben Liebe — Liebesseligkeit atmet. Von Liebe, die nichts mehr weiß, von Schmerz und Bangen, der die Nöte des Todes fremd und unnahbar sind, sprechen die innig durchdachten Zeilen.

Zu neuen Ufern

5. Tausend

In Pappe M. 2.—, in Leinen M. 3.— in Halbleder M. 5.—

★

Hannoverscher Kurier: Diese Blümlein wuchsen auf dem Krauterbeetchen im literarischen Blumengarten. Es gibt auch bittere Mandeln und herben Wein. Buchmanns Trank ist herb und schwer. Dinge zum Denken. Mag man gern nach verborgenen Seelenqualen schlürfen? Vielleicht in Buchmanns Stile mit dem trostvollen Schließen, mit dem Ausblick nach den anderen Ufern, nach der Sonnenseite des Lebens.

Rudolf Huch

Neu! **Altmännersommer** 3. Tausend

Broschiert M. 2.50 / Leinen M. 3.50 / Halbleder M. 5.—

Ein Buch voll köstlichen Humors und feiner Satyre — Mit seinen Gegensätzen zwischen der guten alten Zeit, in Person des würdigen Geheimrates, und der frohen lebenslustigen Jugend wird es auch den anspruchsvollsten Leser fesseln und ihm ein Schmunzeln abringen. Der Stil und die amüsante Art der Erzählung gemahnen an Wilhelm Raabe und an Theodor Vischers Auch Einer. Es ist ein Büchlein, das gerade in unserer Zeit bitter nötig und darum auf keinem Weihnachtstisch fehlen sollte.

★

Aus einem engen Leben / 3. Tausend

Broschiert M. 2.50 / Leinen M. 3.50 / Halbleder M. 5.—

8 Uhr-Abendblatt, Nürnberg: Es ist mehr als ein Erinnerungsbuch, es ist ein Stück deutscher Vergangenheit.

Aachener Anzeiger: Die rückhaltlose Ehrlichkeit dieser Erinnerungen reiht sie unter die wertvollen menschlichen Dokumente, die tiefer ergreifen als manch rührender Roman. Man fühlt: das Leben dichtet grausam . .

Neue Freie Presse, Wien: Dieser sechzigjährige Chronist ist ein wirklicher Erzähler. Man darf hoffen, einer von jenen, die nach Fontanes großem Beispiel erst im Alter zu grünen beginnen und ihre Werke zeitigen.

BERNHARD STEFFLER VERLAG / LEIPZIG

Digitized by Google

VERLAG VON JULIUS SPRINGER ★ BERLIN W9

Lebenserinnerungen von Werner von Siemens.

Zwölfte Auflage. 225 Seiten mit 6 Tafeln. 1922. . . . . . . Gebunden 3 Goldmark.

Wie Werner von Siemens selbst sagt, soll diese schlichte und sachliche Schilderung seines Werdeganges zeigen, „daß ein junger Mann auch ohne ererbte Mittel und einflußreiche Gönner, ja sogar ohne richtige Vorbildung allein durch seine eigne Arbeit sich emporschwingen und Nützliches leisten kann".

Technisches Denken und Schaffen von G. von Hanffstengel.

Eine gemeinverständliche Einführung in die Technik. Dritte, durchgesehene Auflage. 224 S. mit 153 Textabbildungen. 1922 . . . . Gebunden 4 Goldmark.

Der beste Führer zum Verständnis der Technik. — Das willkommene Buch für jeden, der ein anschauliches Bild von dem Wesen technischer Vorgänge gewinnen will. — Die geeignetste Vorbereitung für jeden technischen Beruf.

Lebendige Kräfte von Max Eyth.

Sieben Vorträge aus dem Gebiete der Technik. Vierte Auflage. 270 Seiten mit in den Text gedruckten Abbildungen. 1924 . . . . Gebunden 4,80 Goldmark.

Inhaltsübersicht: I. Poesie und Technik — II. Das Wasser im alten und neuen Ägypten — III. Die Entwicklung des landwirtschaftlichen Maschinenwesens in Deutschland, England und Amerika — IV. Mathematik und Naturwissenschaft der Cheopspyramide — V. Binnenschiffahrt und Landwirtschaft — VI. Ein Pharao im Jahrhundert des Dampfes — VII. Zur Philosophie des Erfindens.

Arbeiter unter Tarnkappen von Julius Lerche.

Ein Buch von Werkleuten und ihrem Schaffen. Zweite Auflage. 147 S. Geb. 3 Goldmark.

Aus dem Inhalt: Thyra — Der Vater der Spinnjenny — Der Riese vom Spinnhof — Der Fernsprecher — Des Uhrenfrieders letzter Wille — Der Ingner — Die Sachverständigen — Leichte Arbeiter — Das fixe Menschenkind — Der Hammermensch — Henne Genzfleisch — Der alte Greif.

Einführung in die Chemie von Rudolf Ochs.

Ein Lehr- und Experimentierbuch. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. 534 Seiten mit 244 Textfiguren und einer Spektraltafel. 1921 . . . . . . Gebunden 10 Goldmark.

Das Buch von Ochs gehört zu den wenigen Büchern, die die Jugend nicht nur unterhalten, sondern auch in ihrem Bildungsgang zu fördern geeignet sind. Dem jungen Nachwuchs, der sich dem Berufe des Chemikers, Physikers, Pharmazeuten usw. zuwenden will, sei es als wertvolles Geschenk besonders empfohlen.

Der Apotheker im Spiegel der Literatur von Georg Urdang.

163 Seiten. 1921 . . . . Gebunden 3 Goldmark.

Der Verfasser untersucht die eigne Art und die Eigenart des Apothekers in der Literatur und löst in fesselnder, eigenartiger, d. h. reizvoller Weise, das sich selbst gestellte Problem. ... Führt in knapper, anschaulicher Weise die Apothekergestalten der einzelnen Werke — geistvoll analysiert — vor.

Die rationelle Haushaltführung von Irene Witte.

Betriebswissenschaftliche Studien. Autorisierte Übersetzung von „The new Housekeeping Efficiency Studies in Home Management." By Christine Frederick. Mit einem Geleitwort von Adele Schreiber. Zweite, vermehrte und durchgesehene Auflage. 140 Seiten mit 6 Tafeln. 1922 . . . . Gebunden 3 Goldmark.

An Hand praktisch durchgeführter Beispiele zeigt dies Buch, wie im Haushalt bisherige Mängel ausgeglichen werden können und wie man es besser machen soll.
Es ist das rechte Geschenk für alle, die für eine Hebung der Hausarbeiten auf eine höhere Stufe und für Entlastung der Hausfrau von aufreibender und vor allem unnötiger Arbeit und Kraftevergeudung eintreten.

Der Radio-Amateur „Broadcasting" von Dr. Eugen Nesper.

Ein Lehr- und Hilfsbuch für die Radio-Amateure aller Länder. Fünfte Auflage. 390 Seiten mit 377 Abbildungen. 1924 . . . . Gebunden 8 Goldmark.

Das Nespersche Buch „Der Radio-Amateur" ist das erste und immer noch einzige Buch, das die Technik des gesamten Radio-Amateurwesens wirklich vollständig und erschöpfend behandelt. Jeder technisch Interessierte findet hier alles Wissenswerte in wissenschaftlich einwandfreier und doch popularer Darstellung.

Digitized by Google

Im Septemberheft findet der Leser einen interessanten Aufsatz über

Emil Orlik

Wer sich über das Gesamtschaffen dieses bedeutenden Künstlers orientieren will, bestelle sofort das soeben zur Ausgabe gelangte Werk:

Emil Orlik / Handzeichnungen

62 meist farbige Zeichnungen in feinstem Lichtdruck. Text von Oskar Loerke, als Beigabe zwei vom Künstler signierte Originalradierungen. Von den 450 Exemplaren (Buchgrösse 33×45 cm) sind 1—100 in Ganzpergament gebunden. Preis Mk. 240.—. 101—450 in Halbpergament gebunden. Preis Mk. 180.—.

In gleicher Ausgabe ist ein Werk von Hans Meid erschienen.

Noch rechtzeitig vor Weihnachten erscheint:

Emil Orlik / Gerhart Hauptmanns Bildnis

Acht Originallithographien u. zwei Originalradierungen, sämtlich vom Künstler signiert. Begleittext von Oskar Loerke. Vorzugsausgabe 1—25 auf echt Japan in Ganzpergamentmappe Mk. 300.—. 26—130 auf Bütten Mk. 180.—. In der Vorzugsausgabe sind zwei Blatt, in der Büttenausgabe ein Blatt auch von G. Hauptmann signiert. Ein einzig schönes Werk von Deutschlands grossem Dichter.

REMBRANDT-VERLAG G.M.B.H. / BERLIN-ZEHLENDORF

G. FREYTAGs WELT-ATLAS 1925

255 Karten auf 142 Seiten und Namensverzeichnis. Kl. qu. 4° Ganzlwdbd. M. 15.50. Ausld. $ 4.—. Verlag der Kartographischen Anstalt G. Freytag & Berndt A.G., Wien VII, Oesterreich.

Reicher Inhalt, der Europa und Übersee berücksichtigt. Schöne, sauber gearbeitete Karten, sämtlich auf dem neuesten Stand. Viele Umgebungskarten grosser Städte und Darstellungen interessanter Gebiete in grösserem Maßstabe. Das Werk ist auch neben jedem grossen Atlas gut verwendbar, da reichhaltig und handlich. Hat Raum

AUF JEDEM SCHREIBTISCH

Was wird unsere Tochter?

Über alle wichtigen Fragen der weiblichen Berufswahl erteilt nach dem neusten amtlichen Material zuverlässige und erschöpfende Auskunft das in unserem Verlage erschienene Buch:

Frauenberufe

von

Dr. Hilde Jende-Radomski

Eine anschauliche Schilderung der Berufsmöglichkeiten der deutschen Frau in Land- und Hauswirtschaft, Handwerk und Kunstgewerbe, Handel und Verkehr, Lehr, Pflege- und Fürsorgetätigkeit usw.

Preis:
Broschiert G.-M. 1.50, Halbleinen geb. G.-M. 2.—

* * *

C. Dünnhaupt, Verlag, Dessau

Dem deutschen Hause sei empfohlen
das Kunstblatt für unsere Zeit

Friedrich der Große

nach einem zeitgenössischen, lebensgroßen Brustbild im Besitz der Universitäts-Bibliothek Leipzig. Vierfarbenbuchdruck, Bildgröße 30 × 36,5 cm. Goldmark 1.50

Dieses prächtige, farbige Blatt, welches die Züge dieses großen Deutschen außerordentlich treu und lebenswahr wiederspiegelt, ist das letzte Bild Friedrichs des Großen

Das gleiche Bildnis Friedrichs des Großen ist auch als

Kunstpostkarte

erschienen und ist für 15 Pfg. pro Stück erhältlich.

*

Es erschienen ferner in der Reihe unserer

Städte-Ansichten-Alben

die Ausgabe von
Berlin, Leipig, Dresden, Weimar, Bad Elster, Hamburg, Köln, Danzig, Hannover

Diese reichhaltig ausgestatteten Städte-Alben enthalten jedes 20 ausgewählte Bilder in Kupfertiefdruck und eine einführende Beschreibung und kostet nur Gm. 3.— pro Stück.

Wir unterhalten außerdem ein ausgedehntes Lager in Postkarten allen Genres in Vierfarbenbuchdruck und Tiefdruck. Landschaften aus den schönsten Gegenden Deutschlands.

Fischer & Wittig, Leipzig-R., Teubnerstr.

Digitized by Google

Der Totenwolf

Roman von Ernst Wiechert

Das Kampferlebnis des Frontsoldaten, der rückhaltlose Einsatz für die Idee des Vaterlandes, gestaltet dieses Werk. Verwurzelt in dem Boden des einsamen Ostpreußens, in uralten heiligen Wäldern, ist dieser Roman mit seiner tiefen Symbolik gewaltigster Ausdruck deutschen Schrifttums. Wuchtig stellt Wiechert die inneren Kämpfe nochmals vor jeden hin, der das vergangene Jahrzehnt erlebt hat. Voll Liebe umfaßt er das ganze Volk. Heißer Haß lodert gegen die Phrasen der Bequemen und Genießer. Glaubend weist er in die Zukunft der deutschen Erde.

Wenn dies Buch nicht zündet — ist Deutschland tot.
Helmut Penski, Königsberg

Das Buch hat mich außerordentlich interessiert.
Durch die Unerbittlichkeit regt es zum Nachdenken und zur Selbsteinkehr an. Unsere Jugend kann aus ihm viel Ernst und Kraft schöpfen.
von Lettow-Vorbeck

Es geht um die innerste und eigentliche Tragik des deutschen Geschickes seit zwei Jahrtausenden.
Prof. Schneyer, Coburg

Das Buch hat auf mich einen tiefen Eindruck gemacht
Es wirkt lustreinigend. Der Totenwolf ist eine starke Dichtung und eine gute Tat.
Richard Graf du Moulin-Eckart, München

In unheimlicher Energie ist ein Mannesschicksal aufgebaut. Die Charaktere in ihrer Starrheit wundervoll gezeichnet, ganz seltsam zart und innig die Stimmung über Moor und Wald.
Eckernförder Zeitung

Das Buch geht weit über den Durchschnitt hinaus.
Diese Wucht, der stürmende Rhythmus, dieser Reichtum an unverbrauchten Bildern. Ein Buch für die Zeit, ein notwendiges Buch.
Pfarrer Mühlhausen, Leipzig

Von michelangelesker Wucht ist dieser Totenwolf, ein starkes Buch. Alle, die den Krieg so erlebt haben wie Wiechert, werden das Buch richtig werten.
Dr. Siegfried Berg, Bernburg

Ungestüm bäumt sich der Dichterwildling gegen den Verrat der deutschen Seele auf.
(Zwiespruch)

Das Buch ist mir immer wertvoller geworden.
Aus ihm spricht so viel deutscher Sinn, Wahrheit und Tapferkeit und Mannestreue. Jeder alte Frontkämpfer wird hingerissen werden durch die prachtvolle Schilderung des Kampfes und des Aufgehens in diesem. Sie kann nur jemand geschrieben haben, dem der Kampf inneres Erlebnis geworden ist.
Dr. Rudolf Dalitz

Das tragische Bekenntnisbuch, dies Höhenwerk eines Dichters; ein literarisches Erlebnis, weltgerichthaft, todesernst und doch von unvergeßlicher Schönheit.
(Geraer Zeitung)

Die mit Löns Heldentod gerissene Lücke harrte bisher noch der Ausfüllung. Die geschlossene Wucht und die gedrängte Fülle der Gedanken zeigt, daß Wiechert aus heiligem Ernst kündet.
Dr. G. Melzer, Leipzig

Wir lassen die Beurteilungen sprechen

Ernst Wiechert „Der Totenwolf", zu beziehen durch alle Buchhandlungen. Geh. M. 2.80, in Halbl. M. 4.—

Habbel & Naumann Verlag, Regensburg und Leipzig

Digitized by Google

Alster-Verlag Hamburg
Speersort 11 Speersort 11

Die alten Volksbücher
Nach den ältesten Druckvorlagen neu übertragen u. d. mit neuen Figuren versehen
I.
Till Eulenspiegel
herausgegeben von
Fedor von Zobeltitz
Reich illustriert mit 15 Holzschnitten von **Bruno Goldschmitt**
Vorzugsausgabe eleg. geb. M. 8.—
Luxusausgabe numeriert (Nr. 1 bis 125), signiert, in Pergament gebunden M. 50 —
Eine billigere, von Bruno Karberg illustrierte **Volksausgabe** ist in Vorbereitung

Geert Seelig
Klaus Groth
Sein Werden und Leben
432 S. stark. Mit 16 Vollbildern u. Faksimiles
Der Verfasser des bekannten Buches „Eine deutsche Jugend" (2. Auflage), und einer der letzten lebenden Zeugen aus Klaus Groths großer Zeit, hat, auf wiederholt ausgesprochenen Wunsch des Dichters hin, jetzt die schon früher in Aussicht gestellte Lebensbeschreibung niedergeschrieben. Die Darstellung des Werdens und Lebens von Klaus Groth stützt sich auf eine Fülle von bislang nicht erschlossenen, urkundlichen und bildlichen Unterlagen, auch durch eigene Anschauung und sichere Überlieferung ergänzt. So ist nicht nur ein Bild des plattdeutschen Klassikers entstanden, das auf Vollständigkeit Anspruch erheben kann, sondern auch wieder ein schleswig-holsteinisches Heimatbuch im echten Sinne
Vorzugsausgabe in Halbleinen geb. mit Goldschmuck M. 12.—
Luxusausgabe in Leder geb. numeriert (Nr. 1 bis 50) m. Goldschnitt u. v. Verf. signiert M. 40.—
Billige Volksausgabe in Halbleinen geb. M. 6.—

Chronik der Gesellschaft
unter dem
letzten Kaiserreich
I. Band 1894—1901
II. „ 1902—1914
Von
Fedor von Zobeltitz
Zweite Auflage
Preis in Halbleinen geb. M. 7.—
★
Die erste Schilderung des gesellschaftlichen Lebens in der Glanzzeit der wilhelminischen Epoche aus berufener Feder. Als kultur- und sittengeschichtliches Dokument und als Spiegelbild der beiden letzten Jahrzehnte des Kaiserreichs von höchstem Interesse

Empfehlenswerte Festgeschenke
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Soeben erschienen
von Hugo Otto:
Rheinische Heimat im Wandel des Jahres
Gut gebunden 3.50
Die Säugetiere der Rheinlande
Geb. 3.00
★
Früher erschienen:
Ästhetik der Landschaft
Von Dr. Johannes Thoene. Geb. 3.00
Susani
Ein Weihnachtsbuch für das deutsche Haus. Weihnachtslieder mit ihren Singweisen u. Begleitung für Klavier. Von Johs. Hatzfeld. 6.00
Die vier Bücher des Menschheitsschicksals
Job / Heliand / Dantes Göttliche Komödie / Goethes Faust
(Herausg.: E. Dimmler, B. A. Betzinger, O. Euler, A. Heinen)
In geschmackvoller Geschenk-Kassette 6.50

Volksvereins-Verlag M.Gladbach

Empfohlen von der Vereinigung der Sächsischen Jugendschriften-Ausschüsse!
Was drei kleine Bären im Walde erlebten
Märchen von **Margarete Thiele**
mit vielen farbigen Bildern von F. Schenkel.
6.—11. Tausend. Quartband Halbleinen M. 5.—
Eins der schönsten Bücher für das Alter von 5—10 Jahren!
Von vielen glänzenden Besprechungen auszugsweise nur eine:
Einmal etwas anderes, wirklich Neues und außerordentlich Gutes!
(Deutsch-Österr. Abendz.)

Verlag Hans Friedrich Abshagen, Dresden 16

Was lese — was schenke ich?
Menschen und Straßen. Großstadtnovellen
von Clara Viebig
In feinem Ganzleinenband Gm. 4.—
Clara Viebigs Großstadtnovellen bilden einen Querschnitt durch das gesamte literarische Schaffen der gefeierten Künstlerin von den ersten Anfängen bis in die letzte Zeit hinein. Das Mitleid mit den Verlassenen und Gekränkten, dieser hervorragende Charakterzug Clara Viebigs, der sich schon in ihrem großen autobiographischen Roman „Es lebe die Kunst" leuchtend herausschält, findet in „Menschen und Straßen" ein ergreifendes Denkmal. Das Buch ist eine Festgabe an jeden, der ein warmempfindendes Herz in seiner Brust birgt.
Hans Lobmann Verlag / Leipzig
Clara Viebigs Großstadtnovellen

Digitized by Google

TALIB

Ein Kreis morgenländischer Geschichten
von Paul Johs. Arnold
mit dreizehn ganzseitigen Lithographien
von W. A. Renzing

Motto: „Wer von der Welt spricht, meint das Weib."
1001 Nacht.

Talib, d. h der Sucher, ist der Mensch, den die Sehnsucht nach dem Wunder des Lebens durch die Welt jagt. Die phantastische Farbenglut morgenländischer Gestaltungen erscheint hier als Gewandung

tiefster rein menschlicher Weisheit und Erkenntnis.

Eine Prosadichtung von unerreichter Schönheit der Sprache.

Dreizehn Vollbilder nach Lithographien des Hamburger Malers W. A. Renzing geben die gleichgestimmten Begleitakkorde.

In halbleinenem Grossoktav mit echtgoldener Deckenpressung und etwa 6 Bogen Text nebst den auf elfenbeingetöntem Papier gedruckten Kunstblättern Ladenpreis 8 M.

Die dreizehn Original-Lithographien (Blattgrösse 26:34 cm) allein in der Mappe ohne den Text, jede vom Zeichner handschriftlich signiert, erschienen als Sonderausgabe in nur 50 Exemplaren zum Preise von 25 M.

ALEXANDER FISCHER-VERLAG
TÜBINGEN

Weihnachten erscheint:

1925

Ein Almanach für Kunst und Dichtung

aus dem

KURT WOLFF VERLAG

Preis zirka GM 2.—

Mit 30 Holzschnitten von Frans Masereel

Aus dem Inhalt:

Carl Georg Heise: Die Forderung des Tages / Wilhelm Pinder: Deutsche Plastik / Adolf Feulner: Die Brüder Asam / Van de Velde: Frans Masereel / Curt Glaser: Ein Holzschnittbuch von Ernst Ludwig Kirchner / Aus den Tagebüchern von Paula Modersohn-Becker / Vier Briefe von Emil Nolde / Wilhelm Hausenstein: Zur Soziologie der Form / Leo Frobenius: Die deutsche Kultur im Raum / Dazu dichterische und literarische Beiträge von Johannes R. Becher / Max Brod / Knut Hamsun / Georg Heym / Kurt Hiller / Franz Kafka / Heinrich Mann / Romain Rolland / Schickele / Ernst Stadler / Tagore / Trakl / Fritz von Unruh / Franz Werfel / Whitman / Paul Zech

Wie die früheren vergriffenen Almanache des Kurt Wolff Verlages („Vom Jüngsten Tag", „Die Neue Dichtung", „Der Neue Roman" u. a.) dürfte auch „1925" ein Zeitdokument bleibenden Wertes bedeuten.

KURT WOLFF VERLAG MÜNCHEN

Zu den gelesensten Büchern gehören

die Romane von

P. N. von Krasnow

„Verstehen heißt vergeben"

Übersetzt von R. Freiherr von Campenhausen

Holzfreies Papier

Broschiert G.-M. 14,-, in Ganzleinen G.-M. 19,-

Über den Roman schreibt z. B. „Rotterdamsch Nieuwsblad": „Wieder einmal ein Buch, das einem wochenlang im Sinne liegt, das monatelang die Stimmung beherrschen kann. Ein Buch von ungeheurer Tiefe."

„Die Amazone der Wildnis"

An der Stufe zum Throne Gottes

224 Seiten. Mit zehn Abbildungen und einer Karte. Broschiert G.-M. 4,50, in Ganzleinen (Entwurf Prof. W. Klemm) G.-M. 6,—

„Kölnische Zeitung":
„Die Amazone der Wildnis" ist ein echter Krasnow ... Aber das alles ist mit so viel natürlicher Anmut geschrieben, von so feinem Humor vergoldet und mit so wundervollen selbsterlebten und mit allen Sinnen des Reiters, des Soldaten, des Jägers und Forschers erfaßten Naturschilderungen gekrönt, daß es sich zu einem Kunstwerk rundet.

*

Endlich nach 10 Jahren erscheint das langersehnte „Russische Generalstabswerk"

J. Daniloff
Rußland im Weltkriege
1914—15

Holzfreies Papier. 600 Seiten. Mit 11 Karten
Brosch G.-M. 15,—, Ganzleinen G.-M 18,50

Exzellenz General Jurij Daniloff war Generalquartiermeister der russischen Armee. Da sein ehemaliger Chef, Großfürst Nicolai Nicolajewitsch keine Memoiren geschrieben hat und voraussichtlich keine veröffentlichen wird, so gibt es keinen Berufeneren, der das langersehnte „russische Generalstabswerk" schreiben konnte.

Ausführlicher Prospekt mit Inhaltsangabe auf Wunsch

Verlag der Frommannschen Buchhandlung (Walter Biedermann), Jena

Digitized by Google

Wilhelm Schäfer: Deutschland

Leinenband 4 Mark

Der Dichter gibt hier in wuchtiger Geschlossenheit eine Darstellung des deutschen Seins im geschichtlichen, geographischen und geistigen Abriß und versucht, aus Not und Niederung der Zukunft eine Hoffnung zu bauen.

Karl Rauch Verlag zu Dessau

Für den Weihnachtstisch

Anleitung zum Bau phys. Apparate
Farbige Tafeln mit nebenstehendem Text von Hans Konwiczka. Preis gebunden M. 5.—

Wie ich meinen Kleinen die biblischen Geschichten erzähle. Von Franz Wiedemann.
Für Eltern, Lehrer und Erzieherinnen, überhaupt für alle, die unsere Kleinen zu erziehen haben. Gebunden M. 2.—

Erste Hilfe bei Unfällen und plötzlicher Lebensgefahr. Ein Leitfaden für jedermann von San.-Rat Dr. med. A. Loewe. Mit 210 Abbildungen. M. 1.—

Anleitung zur Rettung Ertrinkender.
Neu bearbeitet von E. Günther, Geschäftsf. d. Deutschen Lebensrettungsges. Mit 26 Abbildungen. M. 1.—

C. C. Meinhold & Söhne G. m. b. H., Dresden

Die besten Gesundheitsbücher für den Weihnachtstisch

Dr. med. Heinrich Lahmann
Natürliche Heilweise 5 M. gbd.

Dr. med. Siegfried Möller
Die Kunst des Essens 2.40 M.

Dr. M. Vaerting
Neue Wege zur Erhaltung der Manneskraft 2.70 M.

Reichhalt. Kataloge üb. Gesundheits- u. sonst. Literatur kostenfrei!

Volkshygienischer Verlag / Dresden-A. 19

LEO SCHESTOW

DOSTOJEWSKI UND NIETZSCHE

Ein überaus wichtiger Beitrag zur Auseinandersetzung zwischen östlichem und deutschem Geist

F. J. MARCAN-VERLAG / KÖLN

Illustrierte Criminal-Zeitung

Familien-Weltblatt

28. Jahrgang Auflage 50000

Verlag E. A. Christians, Hamburg

*

Das Blatt bringt die sensationellsten Ereignisse in Wort und Bild

Interessante Gerichtsfälle. Kriminelle Begebenheiten. Belehrende Artikel. Romane, insbesondere spannende Kriminalromane bester Autoren. Eine Unterhaltungsecke: Rätsel (Preisrätsel), Bilderrätsel, Vexierbilder usw. Der fortlaufende Aufruf von Erben: „Wem gehört das Geld?" hat schon viele Leser in den Besitz von Erbschaften gebracht, die sonst wohl als verloren gegolten hätten.

Für 15 Pfennige liefert das achtseitige Blatt eine solche Fülle von anregendem Stoff, dass niemand dasselbe unbefriedigt aus der Hand legen wird.

*

Die Illustrierte Criminal-Zeitung ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen und durch sämtliche Postämter.

Menschen von Gottes Gnaden

Erzählung von *Karl Borromäus Heinrich*

Zweite Auflage. Broschiert Mk. 2.50. Gebunden Mk. 4.—

„Bevor ich auf die Erzählung näher eingehe, will ich konstatieren, dass es zu den besten Büchern gehört, die in den letzten Jahrzehnten geschrieben worden sind. Es ist so tief und wertvoll, dass die Lektüre erhebt wie die klassischen Werke. Das Buch ist ein herrliches Werk im Schmuckkasten der Dichtung, ein Juwel, das Erhebung schenkt, ein Schmuck, der in Jahren so leuchtet wie heute." Berliner Morgenpost

*

FLORIAN

von Karl Borromäus Heinrich

Zweite Auflage. Broschiert Mk. 2.—. Gebunden Mk. 3.50

„Der Verfasser hat ein lärmendes Jahrzehnt hindurch geschwiegen. Aber dass es gleichsam ein Schweigen mit zusammengebissenen Zähnen war, beweist dieser neue Roman, eine Seelenstudie von gebändigter Kraft, die zu dem Schönsten und Eigenartigsten neuer Epik gehört." Weltbühne

DR. FRANZ A. PFEIFFER & CO.
Verlagsgesellschaft m. b. H. / München

Digitized by Google

2 GESCHENKWERKE!

ALBERT WESSELSKI

MÄRCHEN DES MITTELALTERS

8°. 300 Seiten. Holzfreies Papier. Halbleineneinband

GM 10.—

Die erste große Märchensammlung, die ihre Quellen im Mittelalter hat und uns daher das Märchen unverfälscht in seiner literarischen Urform darbietet! Aus alten Handschriften geschöpft und größtenteils den meisten noch unbekannt, bezaubern alle 66 Märchen durch den eindringlichen und urwüchsigen Tonfall ihrer Sprache eben o, wie durch die überraschende Buntheit ihrer Motive und den verborgenen Duft mythischer Geheimnisse, der eben trotz aller grausigen Wildheiten das echte Märchen so wahr und erhaben macht. Eine dem Wesen des Märchens gewidmete Einleitung und Bemerkungen über Geschichte und Entwicklung der Märchen machen diese Sammlung zu einem Buch von höchster Bedeutung.

****

GEOFFREY CHAUCER

CANTERBURY ERZÄHLUNGEN

nach W. Hertzbergs Übersetzung neu herausgegeben von John Koch.

8°. Einbändige Ausgabe von 640 Seiten mit 26 farbigen Tafeln. Holzfreies Papier. Halbleineneinband

GM 25.—

Dieses Meisterwerk gehört zu jener Dichtungsart, die durch 1001 Nacht und das Decamerone berühmt geworden ist. Aber worin Chaucer seinen Zeitgenossen Boccaccio überragt, ist die tiefe Menschlichkeit seiner Gesinnung, die auch da noch spürbar wird, wo er — stets abhold galant erotischen Stilformen — derbe Schelmereien formt. Gleich Shakespeare voller Beherrschung menschlicher Schicksale, im Spott gütig-sparsam wie Dickens, wie Sterne nie ohne Selbstironie seines Witzes, breitet er über alles einen im Geist geläuterten Humor, dessen Vater man ihn nennt. So bedichtet er das „merry old England", indem er eine Anzahl allen Ständen zugehöriger Männer und Frauen sich auf gemeinsamer Reise nach Canterbury vereinigen läßt. Und wie Chaucer das Besondere jedes einzelnen Weggefährten durch Inhalt und Form seiner zum Zeitvertreib vorgebrachten Erzählung hervorhebt, so schildern auch die köstlichen, den alten Handschriften entnommenen Miniaturen in witzigster Weise Temperament und Gestalt jedes Pilgers.

Gleichzeitig erscheint eine großformatige Vorzugsausgabe, in Schwarz- und Rotdruck auf Bütten abgezogen und in Halbpergament gebunden

GM 80.—

HERBERT STUBENRAUCH

Verlagsbuchhandlung A.-G., Berlin W 15

Joachimsthalerstraße 15.

Unentbehrlich für jeden weltanschaulich und philosophisch Interessierten

ist der Dauerbezug von

Weisheit und Tat,

einer gemeinverständlichen Schriftenfolge, herausgegeben von Arthur Hoffmann-Erfurt (dem Geschäftsführer der Deutschen Philosophischen Gesellschaft).

Diese will im Sinne unserer klassischen Denker

die Philosophie als „tatbegründende Wissenschaft"

(wie Fichte es nennt) im Geistesleben unseres Volkes zur Geltung bringen. Jeder, dem es ernst ist mit dem geistigen Wiederaufbau, jeder, der sich eine gefestigte, wissenschaftlich begründete Lebensanschauung erwerben will, schließe sich der aus allen Berufskreisen zusammengesetzten, ständig wachsenden Lesergemeinde an.

Bisher sind, vornehm ausgestattet, erschienen:

Weisheit und Tat. Von Prof. Dr. Hans Pichler. (44 Seiten). M. 0.80.

Wesen / Aufgabe / Sprache der deutschen Philosophie in ihrem Verhältnis zu einander. Von Dr. Fritz Münch †. (64 Seiten). M. 1.10.

Auf Wegen der Mystik. Vier grundlegende Erörterungen der Philosophie des Ungegebenen. Von Prof. D Dr. Hermann Schwarz (64 Seiten). M. 1.10.

Kant als Philosoph des Unbedingten. Von Prof. Dr. Johannes Volkelt. (24 Seiten). M. 0.70

Leibniz und Goethe. Die Harmonie ihrer Weltansichten. Von Dr. Dietrich Mahnke. (84 Seiten). M. 2.75.

Für Dauerbezieher Ermäßigung. Näheres durch den Verlag.

★

Über alle philosophischen Zeitströmungen berichten die ersten Fachvertreter

in dem umfassenden philosophischen Literaturblatt

Literarische Berichte

aus dem Gebiete der Philosophie,

von dem jährlich 4 bis 6 Hefte von 16 bis 64 Seiten zu M. 0.75 bis M. 3.— erscheinen.

Die Hefte enthalten: Vollständige Listen der philosophischen Neuerscheinungen im In- und Auslande, Sammelberichte über einzelne Gebiete mit Besprechung der wichtigsten Neuerscheinungen, Zeitschriften-Übersichten, Mitteilungen philosophischer Verlagshäuser u. dgl. unter besonderer Berücksichtigung der Grenzgebiete, wie

Ästhetik, Philosophie der Mathematik, der Sprache, des Rechts, der Technik, Psychologie, Pädagogik, Sozial- und Wirtschaftsphilosophie usw.

Jede gute Buchhandlung legt die „Literarischen Berichte" gern zur Einsichtnahme vor.

Prospekte kostenlos vom

VERLAG KURT STENGER, ERFURT.

Digitized by Google

DEUTSCHE GESCHICHTE FÜR DEN WEIHNACHTSTISCH

Geschichte des deutschen Reiches 1871–1924
Von Dr. Joh. Hohlfeld. (800 Seiten.) Ganzleinen M. 15.–

Freiherr vom Stein
Von Prof. Dr. M. Lehmann. Neue Ausgabe in einem Band. Mecota M. 12.–, Halbleder M. 15.–

Ausgewählte Schriften / Bilder aus der deutschen Geschichte
Von Heinr. von Treitschke. In Mecota gebunden je M. 6.–

Bilder aus der deutschen Vergangenheit
Von Gustav Freytag. 5 Bände. Ganzleinen M. 35.–, Halbleder M. 45.–

Die Kunst der Griechen. Von Arnold von Salis
Mit 68 Abbildungen auf Tafeln. Halbleinen M. 9.–, Halbleder M. 11.–, Ganzpergament Handband M. 20.–

S. HIRZEL IN LEIPZIG

1 9 2 4

Die schönste Weihnachtsgabe

ist ein Abonnement auf

Velhagen & Klasings Monatshefte

Kosten: 1/2 Jahr 12 Mark, 1/1 Jahr 24 Mark
Jeden Monat erscheint ein reich illustriertes Heft

★

Durch alle Buchhandlungen

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Digitized by Google

UNION DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT, STUTTGART

Neue Romane

Jakob Schaffner

Das Wunderbare

5. Auflage. In Ganzleinen Gm. 6.—

„... ein Kunstwerk, wie es in gleicher Fülle des Gehalts kaum ein anderer heute schreiben kann"

Hamb. Nachrichten

Felix Hollaender

Unser Haus

12. Auflage. In Halbleinen Gm. 4.50

Der Roman ist in seiner Weite und herben Schönheit ein klassisches Meisterwerk. Die Persönlichkeit des bekannten Verfassers und Leiters der Reinhardt-Bühnen sichert dieser Geschichte seiner Jugend und Entwicklung dauerndes Interesse der weitesten Kreise

Wilhelm Fischer-Graz

Tragik des Glücks

Roman. In Halbleinen Gm. 4.50

Mit diesem Roman hat uns Wilhelm Fischer eines seiner besten Werke geschenkt

Walter Menzi

Bajazzo

Ein Künstlerroman

In Halbleinen Gm. 5.—

„Der allgemeine Eindruck ist so groß, daß alles andere in den Hintergrund rückt, sogar die außerordentliche Form der Sprache. Das Buch wirkt in all seinen Faktoren als ein Rausch der Empfindungen, wie er kaum stärker sein könnte."

Die Schweizer Familie

Georg Engel

Die Mauer

3. Auflage. In Halbleinen Gm. 5.50

„Aus dem Ganzen strömt ein Zug der Echtheit, strömt die Gabe der impulsiven Schilderung und der feinherzigen Engelschen Kunst. Wohl uns, daß wir noch solche Erzähler haben."

Nürnberg-Fürther 8-Uhr-Abendblatt

Kurt Münzer

Labyrinth des Herzens

Novellen. In Halbleinen Gm. 4.—

Diese acht Novellen muten an wie seltene Steine, jeder seiner Eigenart nach geschliffen. Münzer erzählt von außergewöhnlichen Menschen und den Wirrnissen ihrer oft erdenfremden Herzen

Werner Scheff

Die Meisterschaften des Walter Ising

Ein Sportroman Geh. Gm. 3.—, geb. Gm. 4.50

Flüssig und spannend — Milieu der großen Sportplätze, London, Berlin, St. Moritz — entspricht dieser Roman den besonderen Bedürfnissen sportliebender Leser und Leserinnen

Der große Tenor

Roman eines Künstlerlebens. Gebunden Gm. 5.—

„Scheff hat unter den neueren Romanschriftstellern den Ruf feinen Witzes in der Problemstellung erworben, und diesem Rufe entspricht auch die Geschichte vom großen Tenor."

Vossische Zeitung, Berlin

UNION DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT, STUTTGART

Soeben erschien der 2. Band von

ROMAIN ROLLAND

VERZAUBERTE SEELE

SOMMER

Deutsch von PAUL AMANN

Halbleinen 6 Gm., Halbleder 9 Gm.

★

Früher erschien der 1. Band

ANNETTE UND SYLVIA

Deutsch von PAUL AMANN

Halbleinen 5 Gm., Halbleder 8 Gm.

★

Über den beiden Büchern dieses neuesten Werkes des grossen Franzosen liegen Goldtöne, durchsichtig und verschönend, wie alte Italiener ihre Madonnen malten. Für mich bleibt das neue Buch ein Glockenton „Liebe", dem man immer wieder gern nachlauscht. Man kann so sich selbst begegnen und sich selbst finden.

Kölner Tageblatt.

KURT WOLFF VERLAG, MÜNCHEN

Glänzender Humor

Feinste Kunst in Zeichnung und Text

Wilhelm Busch-Album

Humoristischer Hausschatz

Enthält die untenstehenden besten humoristischen Schriften, des Künstlers feinste und reifste Werke mit 1500 Bildern

Geschmackvoll gebunden in vornehmstem Geschenkeinband

Halbleinen Gm. 26.— Ganzleinen Gm. 30.—

Die fromme Helene . . .	mit 180	Illustr.	geb.	Mk.	2.50
Abenteuer eines Junggesellen	„ 156	„	„	„	2.50
Fipps, der Affe	„ 151	„	„	„	2.50
Herr und Frau Knopp . .	„ 100	„	„	„	2.—
Julchen	„ 104	„	„	„	2.—
Die Haarbeutel	„ 112	„	„	„	2.—
Bilder zur Jobsiade . . .	„ 104	„	„	„	2.—
Geburtstag (Partikularisten)	„ 100	„	„	„	2.—
Dideldum!	„ 100	„	„	„	2.—
Plisch und Plum	„ 100	„	„	„	2.—
Balduin Bählamm	„ 108	„	„	„	2.—
Maler Klecksel	„ 100	„	„	„	2.—
Pater Filucius	„ 74	„	„	„	2.—

Wilhelm Busch als Philosoph:

Kritik des Herzens, Gedichte	geb.	Mk.	2.50
Zu guter Letzt „	„	„	3.50
Eduards Traum	„	„	2.50
Der Schmetterling	„	„	2.50

Fr. Bassermann / Verlag / München

Digitized by Google

Das köstlichste Bilderbuch dieses Jahres ist zweifellos

Die Häschenschule

von **Fritz Koch-Gotha**

Mit Versen von A. Sixtus

Preis 3 Mark

Vorrätig in allen Buchhandlungen

Reich illustriertes Verzeichnis unserer Künstlerbilderbücher gratis!

Alfred Hahns Verlag
(Dietrich & Sell)
Leipzig-R., Ellenburgerstr. 12 V

Ernte

Deutschlands bedeutendste nationale Halbmonatsschrift

für Politik, Wissen, Unterhaltung und Allgemeines

1800 Mitarbeiter

Durch jede deutsche Postanstalt od. Buchhandlung zu beziehen. Preis 3 M. viertelj. (1 M. monatl.). Verlag der „Ernte" in Rudolstadt

---

Schenken Sie Ihren Kindern zum Weihnachtsfeste

die Bände der Sammlung Mentor-Repetitorien. Die „Mentor-Repetitorien" machen das häusliche Lernen zu einer Freude, sie fördern die Selbständigkeit und sichern die Versetzung. Auch für Erwachsene sind die

Mentor-Repetitorien

das beste Mittel, um lückenhafte Kenntnisse zu verbessern, um Vergessenes wieder aufzufrischen oder fehlende Kenntnisse zu erwerben.

Mathematik.

1. 24. Rechnen I/II.
10. 25. Arithmetik und Algebra I/II.
36. Diophantische Gleichungen.
39. Gleichungen 3. u. 4. Grades.
41. Zinseszins- u. Rentenrechn.
55. Vierstellige Logarithmentafeln und Zahlentafeln.
56. 57. Unendliche Reihen I/II.
58. 59. Differential- und Integralrechnung I/II.
7. 7a. Planimetrie I/II.
8. 9. 42. Planimetrische Konstruktionsaufgaben I/III.
37. Planimetrische Verwandlungsaufgaben.
38. Planimetrische Teilungsaufgaben.
48. 49. Analytische Geometrie I/II.
16. 17. 47. Trigonometrie I/III.
18. 19. Stereometrie I/II.
50. 51. 52. Geometrische Ornamente I/III.

Deutsch.

20. 20a. Deutsche Literaturgeschichte.
26. 27. Deutscher Aufsatz I/II.
34. Deutsche Rechtschreibung.
35. Deutsche Grammatik.

Fremde Sprachen.

2. 2a. 3. Französisch I/II.
45. Französisch III: Examinatorium in Frage u. Antwort.
5. 6. Englisch I/II.
46. Englisch III: Examinatorium in Frage u. Antwort.
11. 12. Lateinisch I/II.
13. 14. Griechisch I/II.

Geographie.

4. Astronom.-mathem., physik., polit. u. Wirtschaftsgeogr.

Geschichte.

15. Geschichtsdaten.
40. Alte orientalische Geschichte.
21. Griechische u. röm. Geschichte.
22. Geschichte des Mittelalters.
23. Geschichte der Neuzeit I.
23a. Geschichte der Neuzeit II.

Naturkunde.

33. 53. 54. Physik I/III.
28. Organische Chemie.
29. Anorganische Chemie.
31. Mineralogie.
30. Botanik.
32. 32a. Zoologie I/II.

Religion.

43. Religion I: Evangelisch.
44. Religion II: Katholisch.

Preis jedes Bandes 1,50 Goldmark.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Mentor-Verlag, Berlin-Schöneberg VKD, Bahnstr. 29/30.

Was lese — was schenke ich?

Liesbet Dill, Frauen, die nicht altern

8 Porträts aus den Salons berühmter Frauen des 18. Jahrhunderts. Mit 8 Original-Lithographien.

Fein gebunden Gm. 3.80

. . . Das sind wirkliche Menschen des Rokoko, spielende Kinder mit empfindsamen Herzen, dabei stark in schweren Stunden, verfeinert bis in die Fingerspitzen und doch voll natürlicher Unschuld in der großen Leidenschaft, der sie ihr ganzes Leben gewidmet haben. (Dr. K. Blanck in „Das deutsche Buch")

Lassen Sie sich den hübschen Band in Ihrer Buchhandlung vorlegen

Hans Lohmann Verlag / Leipzig

Das entzückende Frauenbuch!

Als ein schönes **Weihnachtsgeschenk für alle Frontkämpfer und für alle Kreise Alt- und Jungdeutschlands**, die einen persönlichen Einblick in den Weltkrieg gewinnen wollen, empfehlen wir:

General Otto von Moser Feldzugsaufzeichnungen

als Brigade-, Divisionskommandeur und als kommandierender General

2. Auflage. Preis in Halbleinen geb. **M. 5.—**.
Mit d. Bild des Verfass., 336 S., 100 Abb. u. 7 Kartenskizzen.

Das von der Kritik glänzend besprochene Buch führt dem Leser den Krieg auf allen Kriegsschauplätzen in West und Ost in packender Form vor Augen und ist ein hohes Lied auf die Leistungen des deutschen Heeres.

Chr. Belser A.-G., Verlagsbuchhandlung, Stuttgart

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Soeben erschien mein

LAGER-VERZEICHNIS 9

seltener, vergriffener, gesuchter und kostbarer Bücher. — Moderne Literatur in schönen Einbänden. Kunst, Kunstgeschichte, Graphik, Mappenwerk. Erstausgaben. Luxusdrucke. Privatdrucke. Illustrierte Bücher

*Ganz- und Halblederbände. * Kostenfreie Zusendung auf Verlangen*

Wilh. Koch, Buchhandlung u. Altbücherei, Königsberg, Pr., Paradeplatz 4

Digitized by Google

Sechs neue wertvolle Werke der

Romanliteratur

Maria Petras

Herzschläge einer kleinen Stadt

Roman aus der Franzosenzeit. Gebunden G.-M. 4.50

Kosel anno 1807. Der geschichtlich und dichterisch groß geschaute Freiheitskampf der Bürger im bunten Rahmen einer alten Stadt — ein starkes, vom Blute jener Zeit genährtes Leben. Trotz aller Treue zur Wirklichkeit ein überzeitliches, aus tiefem Wissen und Verstehen heraus geschriebenes Buch.

Joseph Albert

Der Gottversucher

Ein Roman. Gebunden G.-M. 3.50

Ein westfälischer Roman. Das erschütternde Ringen des Schäfers Magnus, dem aus allen Werken der Natur und Seele Gott entgegenruft und der doch zerbricht im Suchen nach dem letzten Grund. Qualvolle Szenen spielen vor wundervoll gemalten Heidebildern und Idyllen.

Hertha Pohl

Tina Stawiks Ernte

Roman. Gebunden G.-M. 3.50

Der Roman — nein: das Drama einer Magd, mit oft geradezu erschreckender Realistik und spannender Handlung. Hier steht das sündige, mühselige Leben vor uns, aber „eine herbe Keuschheit hält die lohenden Flammen nieder. Hertha Pohl schildert das Leben mit der Ecce-Homo-Gesinnung . . . .“ (Jos. Wittig.)

Kath. Hofmann

Der reichste Fürst

Roman. Gebunden G.-M. 5.80

Das Bild des Grafen Eberhard, der von sich sagte, daß er jedem Untertan sein Haupt in den Schoß legen könne. Ein sorgfältig gearbeitetes, durchaus sympathisches Buch. Seines reichen Stimmungsgehaltes und der fein gezeichneten Frauengestalten wegen vor allem ein Buch für die Frauen.

August Ganther

Der Vetter aus Siebenbürgen

Erzählungen. Geb. G.-M. 3.50

Wieder ein echter Ganther: die bäuerlich-bürgerliche Kleinwelt seiner lieben Schwarzwälder, leise zurückgeträumt, mit dem freien Recht des Poeten geschaut und sorglos hinerzählt. Gesunder alemannischer Humor.

Hermann Herz

Der Herr Professor

Eine kleinstädtische Geschichte. Gebunden G.-M. 1.50.

Der beste und stärkste Dichter ist immer das Leben. Eine Fülle geschichtlicher Bilder und menschlich schöner und großer Dinge sind hier mit gütigem Humor verklärt und ohne literarischen Aufputz einfach und wahr vor uns hingestellt.

VERLAG HERDER, FREIBURG IM BREISGAU

Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart

Neue Geschenkwerke

Soeben erschien die sechste, neubearbeitete und vermehrte Auflage von

K. F. Beckers Weltgeschichte

Neu bearbeitet von Studiendirektor Dr. Julius Miller. Bis auf die Gegenwart fortgeführt von Universitätsprofessor Dr. Karl Jacob / 4947 Seiten mit etwa 1800 Abbildungen im Text, vielen Einschaltbildern, Karten u. Plänen 7 gebundene Doppelbände / In Ganzleinen Gm. 74.—, in Halbleder Gm. 130.—

Das große deutsche Geschichtswerk fürs Haus und für Studienzwecke

Weltkrieg und Nachkriegszeit bis zu den Münchner Vorgängen vom November 1923 werden eingehend geschildert

Vergl. die ausführliche Besprechung im Novemberheft dieser Zeitschrift

Kulturgeschichte des deutschen Volkes

von Rudolf Quanter

Mit 222 Abbildungen und acht Kunstbeilagen. In Ganzleinen Gm. 18.—

Die großen Taten deutscher Vergangenheit, die kulturelle Entwicklung in Arbeit und Wissenschaft, die Kämpfe mit fremden und inneren Mächten und den Aufstieg zur Einheit mit allen dazwischenliegenden Leidensstationen schildert Quanters Kulturgeschichte des deutschen Volkes in Wort und Bild für jedermann verständlich und fesselnd. Nur die Kenntnis der Vergangenheit gibt die wahre Grundlage für die Gegenwart, in der wir die Pflicht haben, unsere und unserer Kinder Zukunft zu bereiten

Shakespeares Sämtliche Werke

Nach der Schlegel-Tieckschen Übersetzung in neuer Bearbeitung und mit einer Einleitung herausgegeben von

Julius Bab

Bibliothek-Ausgabe in Halbleinen geb. Gm. 40.—. Vorzugsausgabe auf holzfreiem Papier, in Halbleder geb. Gm. 80.—

Immer fühlbarer vermißte man eine Shakespeare-Ausgabe, in der keine sprachlichen Härten stören und die nicht mit literarhistorischem Material belastet, also in erster Linie auf den rein künstlerischen Genuß eingestellt ist. Diese Ausgabe wird hier geboten, sie ist der Shakespeare für das deutsche Haus. — Eine weitere Eigenart liegt in der von Julius Bab erstmalig angewendeten chronologischen Anordnung, die ein neues reines Erleben der Persönlichkeit des Dichters vermittelt. Jeder Band bildet also eine organische Einheit und vermittelt zugleich ein lebendiges Gefühl vom Werden der Shakespearischen Kunst und Persönlichkeit

Diese Ausgabe ist soeben vollständig geworden

Zu haben in allen Buchhandlungen

Digitized by Google

Neuerscheinungen von literarischer und kultureller Bedeutung

Gediegener Inhalt

Künstlerischer Einband / Feinstes holzfreies Papier / Solide Preise

Von Dr. phil. et med. **GERHARD VENZMER** sind bisher erschienen:

Aus Fernem Osten

Reiseeindrücke und Stimmungsbilder von Deutschlands erster Ostasienfahrt nach siebenjähriger Unterbrechung: China, Japan, Philippinen, Sumatra, Singapore usw.
Mit vielen Abbildungen, Preis: in Ganzl. geb. 6 GM.

Neuyorker Spaziergänge

Betrachtungen aus der Metropole der Neuen Welt mit 50 Abbildungen.
Preis: in elegantem Ganzleinenband 6,50 GM., Halbleder 10 GM.
Neuyork, der Mittelpunkt modernen Lebens, wird hier in packender Schilderung in allen Fasern seiner Wirksamkeit dargestellt und beurteilt.

Jenseits des Atlant

Fesselnde, farbenfreudige Reiseschilderungen aus Kuba und Mexiko. Ein Buch voll lebendigster Bewegung und Handlung mit vierzig prächtigen Abbildungen.
Preis: in Ganzl. geb. 6 GM., Halbleder 10 GM.

Atlantikfahrt

Die Neuyorker Reise der Lucia Herzogena, ein Reiseroman.
Preis: in Ganzleinen gebunden 5 GM.
Im Strudel modernen Bordlebens, in der Üppigkeit einer fremden Welt, unter der wuchtigenBetriebsamkeit der Riesenstadt Neuyork suchen und finden zwei Menschen den Weg zueinander.

Sexualität und Liebe

Preis: in Halbleinen gebunden 3 GM., in Prachtband 6 GM.
Dieses Buch ist zweifellos das zeitgemäßeste seiner Art. Es gibt nichts Ähnliches, das in so formvollendeter Geschlossenheit das ganze weite Gebiet der geschlechtlichen und Liebesbeziehungen des Menschen in allgemeinverständlicher Weise behandelt.

★

JOHANNES BOLDT
Der Reiter und die Tat

Ein Gegenwartsroman. Preis in Ganzl. geb. 5 GM.
Wir haben bisher wohl noch keinen Zeitroman, der das Laute der wirtschaftlichen Umwälzungen so leise aus den innerlich drängenden Begebnissen der handelnden Menschen zu lösen weiß. (Die „Bergstadt".)

JOHANNES BOLDT
Spitzfindigkeiten

Schwarzweißgeschichten. Preis in Ganzleinen gebunden 3.50 GM.
Literarische Schwarzweißkunst, stets in haarscharfen Pointen aufblitzend, aus den Begebenheiten des Alltags jähe Erkenntnisse gestaltend.

HANS FRIEDRICH
Die gnadenlose Ferne

Roman aus zwei Weltteilen.
Preis in Ganzleinen gebunden 5 GM.
Ein Menschenschicksal, durchklungen von dem Ruf der Ferne, aufblühend inmitten bunter Südsee-Einsamkeit, zerbricht an der unermeßlichen Wucht des Seins.

FRITZ KARPFEN
Der Kitsch

Eine Studie über die Entartung der Kunst mit vielen Abbild. Preis in Ganzl. 5 GM., in Halbleder 10 GM.
Der gellende Warnruf eines geistigen Menschen, der uns allen Selbstbesinnung gibt und uns zurückführt zu geruhsamer Betrachtung unserer Kultur.

LUDWIG BENNINGHOFF
Lucifers Geschlecht

Mit zahlreichen Bildern von Grünewald, Hieronymus Bosch, Baldung Grien usw.
Preis in Ganzleinen 6 GM., in Halbleder 10 GM.
Der Kampf des göttlichen Lichtes im Menschtum, aufbrennend in großen Persönlichkeiten der Menschheitsgeschichte. Ein Versuch, Kunst, Geschichte, Mythos zu persönlichem, fesselndem, willenweckendem Erlebnis zu machen.

★

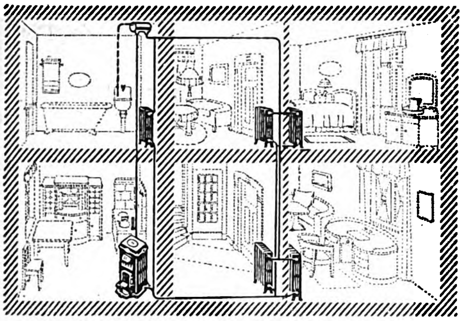
Fordern Sie Sonderprospekte

Prächtige Geschenkwerke für den Weihnachtstisch

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung; falls nicht vorrätig, direkt vom

WELTBUND-VERLAG, HAMBURG 25

Digitized by Google



Narag-Classic-Heizung

Nicht nur das Eigenheim, sondern auch die Mietwohnung

gestalten Sie zu einem wirklich behaglichen Aufenthalt, wenn Sie die nach dem Urteile ihrer vielen tausend Besitzer anerkannt sparsame und saubere **Narag-Classic-Heizung** aufstellen. — Der Einbau ist ohne lästige bauliche Änderungen und ohne eingreifende Störung der Häuslichkeit innerhalb weniger Tage möglich. Ein einziger Zimmerheizkessel an Stelle von vier, sechs und noch mehr Öfen versorgt auch im strengsten Winter sämtliche durch „Classic"-Heizkörper angeschlossenen Räume mit völlig ausreichender Wärme. Die Folge ist ein wesentlich einfacheres und schnelleres Anheizen, sowie eine dauernde, bedeutende Brennstoffersparnis, wodurch sich die Anlage in kurzer Zeit bezahlt macht. Die leichte Regulierbarkeit und große Sauberkeit, die gleichmäßig milde und gesunde Wärme, die völlige Unabhängigkeit von anderen Mietparteien sind weitere schätzenswerte Vorzüge der Narag-Classic-Heizung, die auf Wunsch auch in Verbindung mit einer Warmwasserversorgung für Küche und Bad geliefert werden kann, ohne dadurch die Betriebskosten nennenswert zu erhöhen.

Verlangen Sie kostenfrei ausführliche Beschreibung Nr. 86 nebst Urteilen aus der Praxis

NATIONALE RADIATOR GESELLSCHAFT mbH

Ständige Ausstellungen:

BERLIN W 66, Wilhelmstraße 91
Fernruf: Zentrum 12950-54

WIEN IV, Wiedner Hauptstr. 23-25
Fernruf: 54285

Lieferung nur durch Heizungsfirmen

Knecht Rupprecht sinnt vom Abend zum Morgen,
Ob er all' die „Fön" kann besorgen;
Es kommen vom ganzen Erdenreich
Schon jetzt Wunschzettel, den Schneeflocken gleich,
Und auf jedem fast steht: „Ich bitte recht schön,
Bring mir zu Weihnachten einen „Fön".

* * *

Nur echt mit eingeprägter Schutzmarke „FÖN". Hunderttausende in Benutzung. Überall erhältlich.

*

„Das lustige Fön-Buch" ist erschienen.
Das billigste und lustigste Bilderbuch für Jung und Alt mit vielen Beiträgen erster Künstler. Preis 80 Goldpfg., einzusenden in Marken oder auf Postscheckkonto Berlin 11560.

Zur Körper- und Schönheitspflege:

»Sanax-Vibrator«
D.R.P. · Elektr. Vibrations-Massage-Apparat

* * *

»Radiolux« (D.R.P.) erdschlussfrei
Hochfrequenzapp. für Glimmlichtbestrahlung

SANOTHERM
Schutzmarke Dreimännerbild

Sanotherm-Heizkissen
mit patentiertem Separatschalter.
Unentbehrlich für Kranke zur Behandlung vieler Leiden.
Dem Gesunden gewährt es grösste Behaglichkeit an kalten Tagen bei kalten Füssen und als Bettwärmer. ★ Überall erhältlich!
Fabrik: „Sanitas", Berlin N 24

Digitized by Google

Digitized by Google

GOERZ
KAMERAS · TRIEDER · BINOKELS · THEATERGLÄSER · TISCHBAROMETER
OPTISCHE ANSTALT C. P. GOERZ A.G. BERLIN-FRIEDENAU 39

Uraltes Lavendel-Wasser
DER ZARTE, KÖSTLICH ERFRISCHENDE WOHLGERUCH
GEGRÜNDET 1831 PARFUMERIE GUSTAV LOHSE BERLIN GEGRÜNDET 1831

Digitized by Google

DIE STIMME SEINES HERRN

KLASSISCHE UND MODERNE

SYMPHONIEN

AUF DER „GRAMMOPHON"-KÜNSTLERPLATTE

NEUE AUFNAHMEN DER DEUTSCHEN GRAMMOPHON A. G. BERLIN

GUSTAV MAHLER, ZWEITE SYMPHONIE, C-MOLL

Gespielt vom Orchester der Staatsoper, Berlin. Dirigent: Oscar Fried. Mitwirkung: Gertrud Bindernagel (Sopran), Emmi Leisner (Alt), Berliner Domchor unter Leitung von Prof. Hugo Rüdel. Aufgenommen auf 11 Platten (Nr. 69681/91 6 m)

RICHARD STRAUSS, ALSO SPRACH ZARATHUSTRA

Gespielt vom Orchester der Staatsoper, Berlin. Dirigent: Prof. Dr. Max von Schillings. Aufgenommen auf 3 Platten (Nr. 69742/44 6 m)

BRAHMS, ERSTE SYMPHONIE, C-MOLL

Gespielt vom Orchester der Staatsoper, Berlin. Dirigent: Oscar Fried. Aufgenommen auf 5 Platten (Nr. 69701/05 6 m)

BEETHOVEN, DRITTE SYMPHONIE (EROICA)

Gespielt vom Orchester der Staatsoper, Berlin. Dirigent: Oscar Fried. Aufgenommen auf 6 Platten (Nr. 69706/11 6 m)

BEETHOVEN, VIERTE SYMPHONIE, B-DUR

Gespielt vom Orchester der Staatsoper, Berlin. Dirigent: Professor Dr. Hans Pfitzner. Aufgenommen auf 5 Platten (Nr. 69663/67 6 m)

HAYDN, SYMPHONIE NR. 6 (PAUKENSCHLAG)

Gespielt vom Orchester des Deutschen Opernhauses, Charlottenburg. Dirigent: General-Musikdirektor Leo Blech. Aufgenommen auf 3 Platten (Nr. 69723/25 6 m)

HAYDN, SYMPHONIE NR. 88, G-DUR

Gespielt vom Orchester des Deutschen Opernhauses, Charlottenburg. Dirigent: General-Musikdirektor Leo Blech. Aufgenommen auf 3 Platten (Nr. 69726/28 6 m)

LISZT, LES PRÉLUDES

Gespielt vom Orchester des Deutschen Opernhauses, Charlottenburg. Dirigent: General-Musikdirektor Leo Blech. Aufgenommen auf 2 Platten (Nr. 69698/99 6 m)

Unser neuer Katalog „Klassische und moderne Orchester-Werke auf der ‚Grammophon'-Künstlerplatte" wird Interessenten gern kostenlos zugesandt. / Die Platten sind erhältlich in allen offiziellen Verkaufsstellen der Deutschen Grammophon-Aktien-Gesellschaft und in den Grammophon-Spezialhäusern in Berlin, Breslau, Düsseldorf, Elberfeld, Essen, Kiel, Köln, Königsberg i. Pr., Leipzig, Nürnberg.

DEUTSCHE GRAMMOPHON A.G. BERLIN

Digitized by Google

KRAFT UND STEUDEL
FABRIK
PHOTOGRAPHISCHER
PAPIERE
G.M.B.H. DRESDEN.

KuSt

Cellofix — Selbsttonend
Sidi — Gaslicht
(Hart und normal)

Die zuverlässigsten Photopapiere für Amateure.

NEUHEIT

Mignon
Näbchen-Dessert

ORANGE / MARZIPAN / KROKANT / JNGWER
MOKKA / MISCHUNG

IM LADEN 125 GR PACKUNG 1 MARK

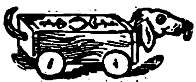
LG — LG

Digitized by Google

Kaliklora

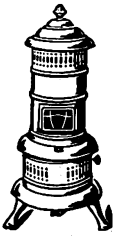
erfrischende Pfefferminz-Zahnpasta, von nicht zu übertreffender Qualität.

Der berühmte Dackelwagen



künstlerisch, aus starkem Holz, fein bemalt, 42 cm lang, Deckel zu öffnen. Gegen Einsenden von 6 Mk. frei, etwas kleiner, leichter, ohne Deckel, gegen Einsenden von 3.50 Mk. frei. Nachnahme je 30 Pf. mehr. / Große illustr. Preisl. über Spielwaren-Neuheiten, Puppen, Eisenbahnen, Dampfmaschinen, Spiele usw., Scherz-, Zauber- u. Karnevalartikel, Feuerwerk gratis u. franko.

A. Maas & Co., Berlin 51
Markgrafenstr. 84. / Gegründet 1890.

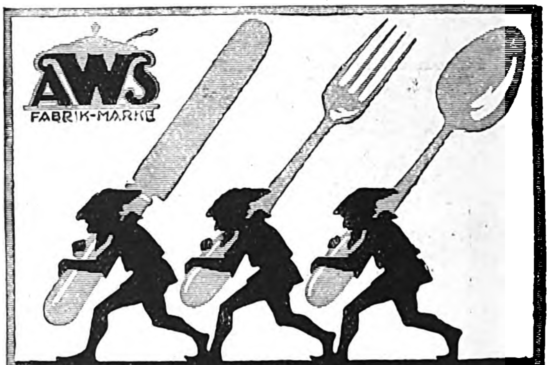


Marke „Turm“

Petroleum-Heizöfen.

Brennen ohne Geruch, ohne Rauch, ohne Abzug. Starke Heizkraft, geringer Petroleum-Verbrauch! Keine Gefahr oder Explosion! Zu haben in einschlägigen Geschäften, wenn nicht erhältlich, wende man sich an:

Metallwarenfabrik Meyer & Niss, G. m. b. H.
Bergedorf 35 bei Hamburg.



Verlangen Sie bei Einkäufen in Spezialgeschäften

WELLNER-SILBER-BESTECKE

BESTER ERSATZ FÜR ECHT SILBER

SÄCHSISCHE METALLWARENFABRIK
ALLEINIGE FABRIKANTIN: AUGUST WELLNER SÖHNE A.-G. AUE i. SA.

Schutz vor Ansteckung

besonders in der Zeit der Erkältungen

Zahlreiche Krankheitskeime, darunter die Erreger der Halsentzündungen, Grippe u. dergl. gelangen durch Mund und Rachen in den Körper.

Ansteckungsgefahren prompt entrinnt, wer bei sich führet **Formamint**

das altbewährte, wohlschmeckende Mund- und Rachendesinfiziens
(Bequemer im Gebrauch und nachhaltiger in der Wirkung als Gurgelungen)

Angebliche „Ersatzpräparate“ weise man zurück.
Erhältlich in allen Apotheken und Drogerien

*

Probe und illustrierte Broschüre „Unsichtbare Feinde“ sowie das ärztliche Merkblatt „Verhaltungsmaßregeln bei Grippe“ übersenden auf Wunsch kostenlos und postfrei Bauer & Cie., Berlin SW 48, Friedrichstraße 231

Digitized by Google

„Dem Haar fehlt nichts als — Humagsolan!"

Bemerken Sie, daß Ihr Haar ausfällt?

Daß es trocken und spröde ist oder seinen Glanz verliert? Dann ist es die höchste Zeit, sofort etwas dagegen zu tun, denn sonst könnte es leicht zu spät sein, und Ihr Haarschmuck könnte unwiederbringlich verloren gehen. Das ist aber durchaus keine gleichgültige Sache, denn einerseits sind Ihnen die Haare zum Schutze gegen Erkältungen gegeben, und andererseits sehen Sie mit vollem Haar weit jugendlicher und leistungsfähiger aus als mit einer Glatze. Und das ist im Lebenskampfe von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit. Die Mittel, die man gegen den Haarausfall seither angewendet hat, Haarwässer und Salben, haben selten zum Ziele geführt. Denn das Haar erhält, wie jedes andere Organ des Körpers, seine Nahrung nicht von außen, sondern aus dem Blute. Deshalb hat der berühmte Forscher Geheimrat Professor Dr. N. Zuntz einen neuen Weg zur Förderung des Haarwuchses eingeschlagen. Er führt dem Haar innerlich diejenigen Baustoffe zu, deren es zu seiner Ernährung und Erhaltung besonders bedarf. Das von ihm gefundene spezifische Haarnährmittel ist das „Humagsolan".

Mehr als 1700 Ärzte

darunter bedeutende medizinische Forscher und Universitätsprofessoren, haben uns schriftlich bestätigt, daß sie mit diesem Mittel die besten Erfolge erzielt haben. Eine große Anzahl von ihnen berichtet uns, daß kurze Zeit nach dem Einnehmen von Humagsolan der Haarausfall zum Stillstand kam, und daß neuer, kräftiger Haarwuchs selbst in verzweifelten Fällen sich zeigte. Ein Arzt schreibt uns, daß er allein in einem Jahre 60 Erfolge mit Humagsolan erzielt habe. Mehrere Ärzte teilten uns schriftlich mit, daß sie mit Hilfe von Humagsolan eine völlige Kahlheit des Kopfes behoben haben, die in einem Falle acht, im anderen sogar neun Jahre bestanden hat! Ein anderer schreibt uns: „Das Humagsolan wird von einer Patientin, die vor einem dreiviertel Jahr von einer schweren Alopecia (Haarausfall) befallen wurde, mit sehr großem Erfolge angewendet, nachdem die anderen üblichen Kuren versagt haben. Ich werde in der nächsten Ärztevereinssitzung über das Mittel empfehlend berichten." Täglich gehen uns neue Anerkennungen zu. Die Fattinger-Werke für chemische und pharmazeutische Präparate, Aktiengesellschaft, Berlin NW 7, versenden auf Wunsch kostenlos und postfrei aufklärende Schriften über das Wesen und die Wirkung des Humagsolan. Humagsolan in Originalpackungen, ausreichend für den Bedarf eines Monats, ist in allen Apotheken, Drogerien und einschlägigen Geschäften zu haben. Nehmen Sie deshalb bei Haarausfall sofort

★ Humagsolan ★

Digitized by Google

J. A. HENCKELS ZWILLINGSWERK SOLINGEN
FABRIK FEINSTER STAHLWAREN
mit der bekannten Zwillingsmarke Volle Gewähr für jedes Stück
Hauptniederlage: BERLIN W. 66, LEIPZIGER STRASSE 117/118
Eigene Verkaufs-Niederlagen: Cöln a. Rh., Dresden-A., Frankfurt a. M., Hamburg, München, Wien I

Digitized by Google

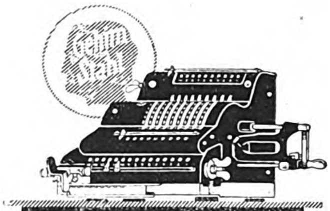
SOENNECKEN

RING-NOTIZBÜCHER
in farbigem Leder
GOLDFÜLLFEDERN
in verschiedenen Ausstattungen.
Auch mit Edelmetallumkleidung
Wertvolle praktische
Weihnachtsgeschenke
Durch alle Schreibwarenhandlungen zu beziehen

F. SOENNECKEN · BONN · BERLIN · LEIPZIG

JOHANN
FABER A.G.
NÜRNBERG

Trägt
Ihr
Bleistift
diese
Hämmermarke?



Brunsviga
‹ SYSTEM TRINKS ›
Die Rechenmaschine
für alle Rechnungsarten
Alleinige Fabrikanten:
GRIMME NATALIS & CO.
Actien-Gesellschaft, Braunschweig
GrN
Co

Verlangen Sie Broschüre Nr. 24
und kostenlose Vorführung

Empfohlene Töchterpensionate

Altenburg/S.-A. ★ **Töchterheim Grawitter.**
Grdl. Ausb. in Wissensch., Spr., Mus., Haush., Koch., Back., Handarb., Weissn., Schneid. usw. Näh.: Vorst. ADT

Coburg ★ Kleiner Kreis j. Mädchen. Sorgfältige Ausbildung.
Marienberg 7 **Pensionat Morgenroth.**

Dresden Werder-str. 44. **Töchterheim Anna Krause.**
Fortbildungsanstalt I. Ranges für Wissenschaften, Sprachen, Künste. Moderne Villa in freier Lage. Prosp. d. d. Vorsteherin.

Dresden-A.
Elisenstrasse 7 a.
Eigene Villa mitten im Garten, nahe dem Grossen Garten.
★
Fernruf: 33 808.

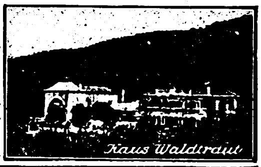
Pensionat für junge Mädchen
Frau **Emma Mundinger**
Sorgfält. Fortbild. durch erste Lehrkräfte. Ausl. im Hause. — Erstkl. Refer. — Pensionspreis 1650 Mk., bei monatlicher Zahlung 1800 Mk.

Dresden-A. Kaitzerstr. 15. **Lehr- u. Haushaltungs-Pensionat** von Frl. **Clara Scholtz.** Eigne Villa mit sch. Gart. Wissensch., sprachl., gesellsch., prakt. Ausbild.

Eisenach Bismarck-strasse 14. **Töchterheim Feodora**
staatlich anerkannt. Prospekt und Arbeitsplan von Vorsteherin Fr. **M. Bottermann.** ADT

Eisenach Richard-strasse 4. ★ **Bertaheim**
Hauswirtsch. u. wissensch. Frauenlehrjahr. Beste Verpfleg. Ia Ref. Prosp. d. d. Vorsteherin **S. Philippi.** ADT

Bad Gernrode-Suderode (Harz). **Töchterbildungsheime Waldtraut u. Brunhild.** Wissenschaft, Haush., Künste. Sommer- und Wintersport. Handelsabtlg. engl. franz. Korresp. Vorzügl. Verpflegung, eig. Landwirtsch. Bäder, **Zentralheizung.** Ref., Prosp.



Goslar (Harz). **Töchterheim Holzhausen.** Gediegene Ausbildg. in allen Fächern, **wissenschaftl., hauswirtsch.**
Ziel: **Frauenlehrjahr.** Prosp. d. d. Vorsteh.: Frau E. Holzhausen.

Bad Harzburg ★ **Töchterheim Lademann-Ihlow.**
Grdl. Ausbildg. in Wissenschaften, allen Handarb., Wirtsch., Musik, gesellsch. Form. Beste Verpflegung. ADT

Bad Harzburg ★ **Töchterheim Villa Regina**
direkt am Walde. — Fernsprecher 455. — Aufnahme jederzeit. Näh. Prosp. Frau **Clara Schwarzhans.**

Weimar ★ **Institut Weiss.** Hausw., gewerbl. u. wissenschaftl. Fortb. f. jg. Mdch. Gross. Besitz, Park. Prosp. mit Referenzen durch **Dr. Curt Weiss** u. Frau.

Stiftung Johannaheim, Werftpfuhl (Mark)
1 Std. Bahnfahrt von Berlin, Wriezner Bahn, waldreiche Gegend. Internat für Mädchen, verbunden mit höherer Schule (Lyzeumslehrplan). Frauenschule u. höh. Handelsklasse. Kleine Klassen, sorgfältige Erziehung, reichl. Verpflegung, bester Musikunterricht, rythmische Gymnastik, Sport, Gartenarbeit, Buchbinderei.

Empfohlene Unterrichtsanstalten

Berlin W. 9, Königgrätzerstr. 22 (Potsdamerpl.). **S.-R. Dr. Engel's Diagn. Laborat.** Staatl. anerk. Lehranst. z. Ausb. techn. Assistentinn. f. wissensch. Institute (Krankenanstalten usw.) i. Bakteriol., Serol., klin. Chemie u. Mikroskopie. Unters. v. Blut, Harn, Auswurf usw.

Bad Blankenburg/Thür. **Pädagog. Schwarzatal** Privatrealschule mit Schülerheim. Reifeprüfung für O-II einer Oberrealschule an der Anstalt selbst. Kleine Klassen. Prosp. u. Ref. durch d. Direktion.

Erste Chemieschule für Damen
Dr. G. Schneider, Dessau 50. ★ Prospekte frei.

Düsseldorf ★ **Pädagogium Dr. Crull.**
Ausgeb. Privatoberrealschule, gymn. u. realg. Nebenklassen. Sexta —Oberprima. Kleine Klassen. Indiv. Unterricht. Arbeitsstunden.

Eisenach, Institut Burckhardi, Haushaltungs- u. Gewerbeschule für Mädchen mit Lehrerinnenbildungs-Anstalt.
4 Abteilungen:
A. Töchterheim mit hausw. Jahr, Haushaltungsschule und Landwirtsch. Frauenschule.
B. Seminar für Fortbildungsschullehrerinnen.
C. Sem. f. Gewerbelehrerinn. f. Kochen u. Hauswirtsch.
D. Seminar für Lehrerinnen der Hauswirtschaftskd. (Gleichberecht. i. Preuß.) ADT

Dr. Marie Voigts Bildungsanstalt
Erfurt. Hauswirtsch. Frauenschule. Grdl. hausw. Ausbild. Säuglingspfl. Wissensch. Fortbildg. Beste Empf.

Gnadau bei Magdeburg ★ **Evg. Brüdergemeine**
Lyzeum (mit Erziehungsheim auf dem Land).
Oberlyzeum (Ausbildungsstätte für evangel. Lehrerinnen. Reife- u. Lehramtsprüfung a. d. Anstalt.) Sorgfältige Charakterbildung auf christlicher Grundlage. Kleine Klasse. Grosse Gärten und Spielplätze. Beginn des Schuljahres f. d. Lyzeum im April, f. d. Oberlyzeum im August. **W. Hafa,** Direktor.

Kyffhäuser-Technikum Frankenhausen. ★ Ingen.-Abtlg. für Landmaschinen, Flugtechnik, Elektrotechn. u. allg. Maschinenbau.

Neuzeitliche Ausbildung
von **Ingenieuren,** Technikern u. Werkbeamten bei **billigster Verpflegung in der Anstalt.**
Technikum Hainichen in Sachs.

Halle/S. **Dr. Harangs Höhere Lehranstalt.** Vorbereitg. für alle Prüfungen und Klassen. — Schülerheim. — Prospekt 6.

Technische Oberschule Hildburghausen
Staatliche höhere Fachschule für Maschinenbau und Elektrotechnik. Studiendauer 6 Semester.

Trüpers Erziehungsheime ★
mit Jugendsanatorium
Jena-Sophienhöhe.
Heilpädagogische Anstalten für Knaben und Mädchen. Näheres durch illustr. Prospekte.

Erziehungsanstalt zu Keilhau bei Rudolstadt.
Gegr. 1817 von Fr. Fröbel. In gesund. Lage, von Bergwäld. umgeb., a. Fusse d. Thür. Waldes, mit eign. Landw. Lehrplan der Realsch. wahlfr. Lat. u. Span., bish. militärber. Drucks. d. **Direktor Gerst.**

Das Alumnat des Realgymnasiums Lüben (Schles.)
nimmt gesunde Kinder mit einwandfreier Schulvergangenheit in gute Erziehung auf. Die Schule ist von OIII bis OI Realgymnasium alten Stils, von VI bis UIII Reformrealgymnasium, und zwar in VI und V mit Englisch, in IV und UIII mit Französisch als erster Fremdsprache.
Auskunft u. Prospekt durch den Direktor des Realgymnasiums.

Digitized by Google

Empfohlene Unterrichtsanstalten

Marburg/Lahn **Wissenschaftl. Institut** Universitätsstrasse 30—33. Sexta bis Oberprima, 15 staatl. gepr. Lehrkräfte, alle Einricht. der öffentl. Schulen. Umschulung, besond. Förderkurse, individueller Unterricht. Arbeitsstunde. **Abitur für Damen.** Gewissenh. geleit. **schönes** Schülerheim nur für Knaben, gute Verpfl., Erziehung zu Pflichtbewusstsein, nationale Gesinnung, Werkunterricht, Spiel, Sport. Prospekte u. Erfolgeverz. durch **Direktor Dr. J. Müller.**

Pädagogium Neuenheim-Heidelberg. Kleine gymn. u. real. Klassen: **Sexta-Reifeprüfg.** Reife f. OII u. Prima. Förderung körperl. Schwacher. Sport. **Verpfleg.** durch eigene Landwirtschaft.

Potsdam-Hermannswerder 220 **Jugendheim der Hoffbauer-Stiftung.** Aufnahme vom 2. bis zum 12. Jahr. Alle Ausbildungsmöglichkeiten bis einschl. Quarta.

Seesen a. Harz ⋆ **Staatliches Schülerheim mit Realschule (Ober-Realschule i. E.) ehem. Jacobsonschule.** Mod. Erzieh.-Syst. i. Geist d. Landerzieh.-Heime. Vorzügl. Verpfleg. Ausk. erteilt: **Die Alumnatsleitung.**

Quedlinburg a. Harz. Besondere Gelegenheit f. jg. Mdch., ein Frauendienstjahr abzuleisten, die natürl. Veranlag. f. d. Aufgab. d. Hausfrau u. Mutter in sich zu entwickeln: **a) Wirtschaftl. Frauenschule,** 1 jähr.; Beginn Ostern. Staatl. anerk. Anstalt m. all. Berechtig.; **b) Kindergärtnerinnen-Seminar,** 1½ jähr.; Beginn Oktober (nach Frauenschulbes. einj., Beginn Ostern). Staatl. Abschlussprüf. Günst. Berufsaussichten. Ausbild. in beid. Anstalt. auf relig.-sittl. Grundlage. Neugegr. Heim. Frdl. Anfr. bitte a. d. **Lyzeum** zu richt.

Wernigerode · **Harz-Pädagogium.** **(HARZ).** Höhere Lehranstalt. — Vorbereitung für alle Prüfungen u. Klassen. Herrl. Waldlage. Näh. d. Prosp.

Praktische und theoretische Vorbereitung für die überseeische und heimische Landwirtschaft

Deutsche Kolonialschule

Hochschule für In- und Auslandssiedlung,

Witzenhausen an der Werra.

Semesterbeg.: Ostern u. Herbst. Lehr-u. Anstaltspl. (Internat) d. Verwalt.

Empfohlene Heilanstalten

Zuckerkranke Steinleidende **BAUER's Spezial-Institut** Kötzschenbroda-Dresden Sommer- u. Winterkuren. Prosp. frei

Sanatorium Bad Reichenhall 17: Neues Kurhaus. Vornehme Kuranstalt — Wiener Küche — Fliessendes kaltes u. warmes Wasser — Zentralheizung — Autogarage — Prospekte.

Schroth' Regenerat.-, Fasten- u. a. Kuren in **Sommerstein,** Heilbad (Sanator.) bei Saalfeld in Thür. — **Jahresbetrieb.** **Äusserst wirksam!** Ausführl Brosch. J. frei. **Liskow.**

Gossmann's Sanatorium **Wilhelmshöhe-Cassel.** Kuranstalt f. nat. Heilw. Beste Heilerfolge: Nerv.-, Magen-, Stoffwechselkr., Blutarmut, Frauenl. usw. **Dr. med. W. Gossmann.**

Empfohlene Hotels u. Pensionen

In den Winterzauber im Harz!
St. Andreasberg, das beste Skigelände. Prospekt frei durch **Kurhotel Schützenhaus.** — Tel. 9.

Basel ⋆ **Hotel Drei Könige.** **Einziges Haus I. Ranges am Rhein.** Bekanntes altrenommiertes Haus. 1924 vollständig renoviert. Modernster Komfort. **Familie Bossi,** Besitzer.

Basel ⋆ **Grand Hotel Victoria & National.** Familienhotel I. Ranges gegenüber dem Zentralbahnhof. Ausgestattet mit allem Komfort der Neuzeit. Fliessendes warmes und kaltes Wasser in den meisten Zimmern. Viele Bäder mit Toiletten usw. Kein Eisenbahngeräusch. Schöne Restaurationsterrasse. **Paul Otto,** Besitzer.

Bad Reichenhall Bayer. Hochgebirge.
„Haus Erika."
Behagliche Familienpension in hervorragender Lage. Sorgfältig gepflegte Wiener Küche. Beliebter Winteraufenthalt. Telephon 203.

Berchtesgaden **Landhaus Schönsicht.** Vornehmes Familienheim, herrlich freie Lage, prachtv. Auss. auf d. Gebirge. Anerk. gute Küche. Zentralhzg. Das ganze Jahr geöffn., geeign. für Wintersport. Bes. **Harrich.**

Alpenhotel Bödele ⋆ (1140 m ü. M.) — Station Dornbirn, Vorarlberg. ~~Das~~ Äquivalent für Engadin und Berner-Oberland. Prospekte und Auskunft durch die **Direktion W. Dreiss.**

Braunlage (Oberharz) · **Berg-Hotel** mit Depend. Haus Irmgard und Haus Else Margarete. Zimmer m. fliess. warm. u. kalt. Wasser. Schöne Veranden. 11 Autogaragen. Fernspr. 43 u. 86. Näheres durch Prospekt.

Dresden ⋆ **Hotel Westminster und Astoria-Hotel,** a. Hauptbf. Vornehmst. Familienhaus. Alle Zim. m. Ferntel., Warm- u. Kaltwass.-Zufluss. Pens.-Arrang. Privatbäder. Konferenz-Zim.

Eisenach ⋆ **Hotel KAISERHOF.** Haus I. Ranges. Fliessendes Warm- und Kaltwasser in allen Zimmern. Privatbäder. Privattelephon. Garagen. Fünf-Uhr-Tee. Tel. 1288/39. Bes. **Gustav Franke.**

Elend b. Schierke (Harz) **Wittes Hotel und Pension Waldmühle.** Neuzeitlich eingerichtet. Gute Unterkunft u. Verpflegung. Fernspr. Schierke Nr. 10. Näheres Prospekt.

Erfurt ⋆ **Haus zum breiten Stein.** Vornehmes Fremdenheim am Theater. — Neuzeitlich eingerichtet. Gute Verpflegung. Fernruf 2360. Beste Empf.

Nürnberg **Hotel Weisser Hahn.** 3 Min. v. Hauptbahnhof. Königstr. Erstklass. Fremdenz. v. 3 M. an. Altbek. bürgerl. Führung. Strassenb. n. all. Richtg. Beliebt. Bier-Rest. — Jll. Werbebüchlein kostenlos. Bes. **R. Distler.**

Bad Suderode/Harz **Parkhotel a. Schwedderberg 19** Von Wald umgeben. Vorzügl. Verpfleg. Autogarage. Herrl. Kurpark. Fernruf Amt Gernrode 3. Das ganze Jahr geöffnet.

Die Anzeigenpreise für diese Sonderrubrik werden Interessenten gerne mitgeteilt.
Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Leipzig.

Bad Harzburg ⋆ **Bodes Hotel** (vorm. Asche). Vornehmes, bestempfohlenes Haus. Wohnungen mit Bad. Sämtliche Zimmer mit laufenden warmen und kalten Wasser. Bes.: **Gebr. Bode.** Fernspr. 28.

Bad Harzburg ⋆ **Hotel Südekum** (Waldpark-Hotel Belvedere) ⋆ Im Schweizer Stil erbaut u. geführt, das ganze Jahr geöff. **Solbäder im Hause.** Zentralheizung, Doppelfenster, Doppeltüren überall. Zimmer mit lauf. kalt. u. warm. Wasser u. anschliess. Bad. Erstkl. internat. Küche, alle Mahlzeiten a. kl. Tischen. Unt. persönl. Leitung des Bes. **Otto Südekum.**

Digitized by Google

Heilanstalten

von Mitgliedern des Verbandes Deutscher ärztlicher Heilanstaltsbesitzer u. Leiter. — Geschäftsstelle des Verbandes: Hedemünden a. d. Werra. — Prospekte durch die einzelnen Anstalten.

Ahrweiler (Ahrtal-Rheinland). **Kurhaus Ahrweiler** Das ganze Jahr geöffnet.
Getrennte Abteilungen für Nervenkrankheiten, Stoffwechselkuren, Entziehungskuren. Gemütskranke.
Dr. von Ehrenwall, Geh. San.-Rat, leitender Arzt.

Alsbach a. d. B. bei Darmstadt **Prof. Wassermeyers Kurhaus Schlossberg**
für Nerven- und innere Leiden, Erschöpfungszust. usw.

Bad Blankenburg Thüringerwald **Waldsanatorium Schwarzeck.**
Prospekte für nervöse und innere Kranke.

Bühlerhöhe 800 m ü. M., b. Baden-Baden **Kurhaus**, 85 Betten, Familienhotel I. R. mit phys.-diätetischen Kurmitteln. **Sanatorium** f. inn. u. Nervenleiden. Winter- und Sommersport.

Neu-Coswig in Sachsen **Dr. Nöhrings Sanatorium für Lungenkranke**
Leit. Arzt: Dr. Nöhring.

Dresden, Weißer Hirsch, Dr. Teuscher's Sanatorium für Nerven- und innere Kranke.

Friedrichroda in Thüringen. Sanitätsrat Dr. Bielings **Waldsanator. Tannenhof**
für Nerv.-, Herz-, Mag.-, Darm- u. Stoffwechselleiden. Rekonvalesz.

Friedrichsbrunn · **Dr. Strokorbs Sanatorium**
Harz, 580 m hoch. für Kinder und Erwachsene.
Winterkuren. Dr. Haffner.

Kurfürstenbad „Godesberg“
FÜR INNERE UND NERVENLEIDEN.
San.-Rat Dr. Staehly. Direktor Butin.

Hamburg · Prof. Unna's Klinik Haut- und Haarkrankheiten. Kosm. Kuren. Histopatholog. Bakteriolog. Serolog. Strahleninstitute.
Prof. P. G. Unna sen., Dr. K. Unna, Dr. Paul Unna jun. u. Dr. G. W. Unna

Bad Harzburg Sanatorium Sophienhöhe
für Nervenkranke, innere Kranke u. Entziehungskuren.
Das ganze Jahr geöffnet. Näh. d. Prosp. Bes. u. leit. Arzt Dr. Görlitz.

Hedemünden a. d. Werra Sanatorium
von Prof. Dr. Eichelberg. — Für Nervenkranke.

Kurhaus Höchenschwand, G. m. b. H. (Badischer Schwarzwald.) Höhenkuren im Sommer und Winter. 1015 m ü. d. M. Höchstgelegene deutsche Kuranstalt für Innere und Stoffwechselkranke. Leitender Arzt: Dr. med. Bettinger.

Kennenburg bei Esslingen (Württemb.). **Heilanstalt**
für Nerven- und Gemütskranke. Prospekte. Telephon Esslingen 197. Besitzer u. leitender Arzt: San.-Rat Dr. R. Krauss.

Kolberg See- u. Solbad (Ostsee). **Augenheilanstalt Dr. Fabian**
Kurbedürftige Augenkranke, Erwachsene wie Kinder, finden das ganze Jahr hindurch Aufnahme.

Soolbad Kösen Dr. Klemm
Aerztlich geleitetes Heim für Kinder und Säuglinge.

Lindau (Bodensee) Bayern · **Privatklinik Dr. Speer**
für Nervenkranke aller Art (Geisteskr. ausgeschl.) Prosp. u. Ausk. durch Dr. Speer, Facharzt für psychische u. Nervenkrankheiten.

Nassau/Lahn Bad Nassau
Kurhaus, Sanatorium für Nerven-, Herz- u. Stoffwechselkranke.
Leit. Ärzte: Dr. Fleischmann, Dr. Poensgen. Das ganze Jahr geöffnet.

Nordhausen am Harz **Jugendsanat. Dr. med. K. Isemann**
Das ärztl. geleit. Heilerziehungsh. f. Kind. u. Jugendl. m. nervösen Entwicklungsstör. Ausk. auf Anfrage.

Nordsee-Sanatorium in den Dünen von Sankt Peter (bei Husum)
für Erwachsene und Kinder ohne Begleitung.
Frau Dr. Felten-Stoltzenberg, Aerztin, Dr. Felten, Arzt.

Rockwinkel · **Sanat. f. Nerven- u. Gemütskranke**
bei Bremen. Aufnahme von Dauerpensionären
Entziehungskuren. Fernspr.: Oberneuland 51. Dr. Benning.

Sülzhayn Sanatorium Glück-Auf
für Lungenkranke.
Ärztl. Leiter: Dr. J. v. Pier. Prospekte durch die Leitung.

Sülzhayn im Südharz **Sanatorium Stubbe**
für Leichtlungenkranke.
Ärztlicher Leiter: San.-Rat Dr. Kremser.

Kurhaus Tannenfeld für Nervenkranke, Gemütskranke, Entziehungskuren.
b. Nöbdenitz, Thüringen
Prospekte durch Besitzer Dr. med. Tecklenburg.

Wyk-Föhr-Südstrand S.-R. Dr. Gmelins Nordsee-Sanatorium.
Sanat. für Erw. u. Fam. — Pädag., höh. Schule m. Internat f. Knab. u. Mädch. Jugendheim, o. Unt. Kurpark, eig. Strand. Ständ. geöffn.

Ziegenhals (Schlesien). **Sanatorium Waldfrieden**
f. Nervenkranke, Entziehungskuren, Stoffwechselkrankheiten. Dr. Jirzik, Nervenarzt.

Prospekte durch die einzelnen Anstalten.
Bei Einforderung beliebe man sich auf Velhagen & Klasings Monatshefte zu beziehen.

Diätet. Kuren Dr. Möllers Sanatorium Dresden-Loschwitz Gr. Erfolge. Prosp. fr.

Stottern
(Sprechangst) heilt Prof. Rud. Denhardts Anstalt, Eisenach/Th. Prosp. fr.

Bei Anfragen und Bestellungen beliebe man sich auf Velhagen & Klasings Monatshefte zu beziehen.

Kurhaus Herrmannsbad
Tel. 15 **BAD LAUSICK** Tel. 15
An der Hauptlinie Chemnitz - Leipzig.
Kurbetrieb Sommer und Winter.
Moor- und Stahlbäder, Trinkkuren, Luftkurort. Heilt Gicht, Reum., Ischias, Nerven-, Herz- u. Frauenleiden. Pension auch für kürzeren Aufenthalt. — Zentralheizung in sämtlichen Räumen.
Täglich Kurkonzert, jede Woche Reunion, Radio.
Garage für 20 Autos.
Kurverwaltung: Richard Albrecht.

Digitized by Google

Oberhof / Thür. 800—1000 m ü. d. M. ✶ **Grösster Wintersportplatz Deutschlands.** Internat. Ski-, Bobsleigh-, Rodel- u. Eislaufkonkurrenzen. Prosp. d. d. **Kurverwaltung.**

OBERHOF I/TH
BOB ✶ SKI ✶ RODELN ✶ EISBAHN
THÜRINGISCHE HOTELBETRIEBSGES. M.B.H., OBERHOF
GOLF- UND SCHLOSS-HOTEL HOTELS KURHAUS UND THÜRINGER WALD

Wünscher's Parkhotel
Besitzer E. Wünscher.

Hotel Esplanade, in nächster Nähe der Sportplätze.
Jedes Zimmer mit fliessend. Wasser u. Tel. Apartements mit Bad. 5 Uhr-Tee — Bar — Künstlerkonzert. Tel. Nr. 6. 73. 78. 79.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig
★
THÜRINGEN
von Albert Scobel. 4. Aufl., bearb. von E. Ambrosius. Mit 142 Bildern, 5 Kunstbeilagen und einer farb. Karte.
★
Durch alle Buchhandlungen
Wo eine Buchhandlung nicht zugänglich, direkt vom Verlag zu beziehen.

Schierke am Brocken der alpine Luftkurort des Harzes. Sommer- und Wintersportplatz. — Prospekte durch die **Kurverwaltung.** Telefon Nr. 50.

Sanatorium Schierke im Harz
(das ganze Jahr geöffnet). Ärztl. Leitung: Dr. H. Laufer, kaufm. Leitung: Th. Johannsen. Näh. Prosp. Fernsprecher 29, 30, 62.

Hotel Waldfrieden
Altbekanntes, vornehmes Familienhaus. Fliess. Wasser. Solide Preise. Fernspr. Nr. 6. Näheres durch den Besitzer **C. Schinke.**

Kurhotel Barenberger Hof
Führendes Haus. Fliessendes Wasser u. Doppeltüren in jedem Zimmer. Fernsprecher 31 u. 57. Näheres durch die Direktion.

Hotel König
Aller Komfort. Anerkannt vorzügliche Küche. Fernspr. 11. 6 Autogaragen. Dir. **O. Köhler.**

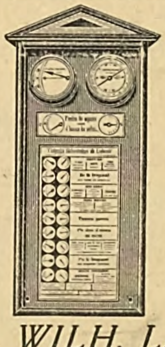
Friedrichroda **(Thür. Wald,** 430—710 m ü. M.). **Winterkurort — Wintersportplatz.** Vorz. Rodelbahn 2500 m u. Bobbahn 2450 m. Sprunghügel — Eisb. — Gute Schifelder — Gem. Schiwand. Wintersp. u. gesellsch. Veranst. Sportausk.: Wintersportverein, Fernspr. 187. Prosp. d. **Städt. Kurverwaltung,** Fernspr. 152.

Braunlage der idealste Wintersportplatz im Oberharz. *Kurverwaltung* ★ *Tel. 40*

Bei **Grippe** u. deren Begleiterscheinungen sind das sicher wirkende Mittel
Heinoval-Grippetabletten
(Röhre 10 Tabl. à 1,0 = 1.50 M.)
ärztl. empfohl. Mittel zur Vorbeugung und auch bei fortgeschrittener Erkrankung.

Chronische Kopfschmerzen, Migräne, Influenza usw. bekämpfen sicher
Heinoval-Migränetabletten
(Röhre 10 Tabl. à 1,0 = 1.50 M.)
Die Heinoval-Präparate wurd. a. d. Ausstellg. in Havanna 1923 m. d. gold. Medaille prämiiert.

In den meisten Apotheken erhältlich od. frko. Lieferung durch
Viktoria-Apotheke, Halle/S.
Grosse Steinstr. 32 ✶ (Chem.-pharm. Laboratorium) ✶ Fernruf 1138
Postscheckkonto: Leipzig 92756



Jedermann sein eigener
Wetter-Prophet
mit
Original-Lambrechts Wetter-Telegraph
Ein Festgeschenk von bleibendem Wert
Prospekt 139
WILH. LAMBRECHT A.-G.
GÖTTINGEN ★ Gegr. 1859

Digitized by Google

WINTER-SPORT UND WINTER-KUR

Fremdenverkehrsverein München
und Bayer. Hochland

erteilt kostenlos Auskunft

Fernruf 51000 — *München-Hauptbahnhof, Nordbau*

MITTENWALD **im Bayer. Hochgebirge**

an der Mittenwaldbahn: München—Mittenwald—Innsbruck

Bevorzugter Wintersportplatz in nebelfreier Lage.
920 m über dem Meere in hochalpiner Lage am Fusse des Karwendels · Herrliches Skigelände auf dem Kranzberg (1400 m) Neu angelegte Sprungschanze am Lautersee (1100 m) · Rodelbahn und Eissportplätze · Klima ärztlich empfohlen!

Näheres: VERKEHRS- UND SPORTVEREIN MITTENWALD

BERCHTESGADEN

Der vornehme Wintersportplatz in den Bayerischen Alpen

HÖHENLAGE 600—1000 METER

Unterkünfte für alle Ansprüche / Winterkurkapelle / Skigelände / Sprunganlage / Rodelbahnen / Eislauf.

Das Kurhaus-Berchtesgaden (Kaiserin-Augusta-Viktoria-Kurhaus u. Grandhotel)
Berchtesgadens vornehmste und schönstgelegene Gaststätte
Telegramm- und Briefadresse: Kurhaus. — Fernruf: Berchtesgaden No. 6 und 279. — Auskünfte durch die Hotelleitung.

Hotel u. Pens. Bahnhof. Dir.a.Bahnh.u.d.Hptpost. Tel.56. Gesch.Veranda. Schön.Speisesaal. Zentralh. Dunkelk. Wiener K. Reelle Pr. Aufm.Bed. Zentralp.d.Königsseer, Salzb. u. Reichenh.Bahn u.d.Motorpostw.n.Hintersee. B. Grafl, Besitzerin.

Dressel's Hochgebirgs-Kurhaus (Pension Moritz), Obersalzberg-Berchtesgaden. Vornehm.Familien-Hotel. 1000 m üb. d. Meere. Hervorragendes Erholungsheim. Höhensonne. Vorzügl.Wintersport. Rodelbahn. Skigelände.

HOFBRAUHAUS BRÄUSTÜBL
Heinrich und Therese Strixner
Vorzügliche Biere, anerkannt gute Küche.

Hofkonditorei u. Café Forstner
Aeltestes renommiertes Geschäft am Platze.

Pension Villa Berghof Prachtvolle Aussicht nach allen vier Seiten.
Behaglicher Aufenthalt während des ganzen Jahres. — Balkonzimmer. — Anerkannt vorzügliche Küche.

Soole-Kurbad Gisella
Neu erbaut. **Haus 1. Ranges.** Schönste Lage. Alle Arten von Bädern. Modern eingerichtete Fremdenzimmer.

* **HAUS GEIGER** * Pension in schönster aussichtsreicher Südlage, besonders auch für den Winter geeignet. **Bes. F. Geiger.** *

HOFBRAUHAUS BERCHTESGADEN
Ia Lager- und Spezialbiere.

HOTEL ZUR KRONE Bahnhofstrasse
Telephon Nr.18. — Gut bürgerliches Haus.

Leubners Hotel-Pension Villa Auguste Schloss Gemundberg
Bevorzugter sonniger Winteraufenthalt mit allem Komfort der Neuzeit. Gleiche Leitung Hotel Post Walchensee.

Digitized by Google

Winterkur u. Wintersport in der Schweiz

Sportprogramm für November und Dezember 1924:

GRAUBÜNDEN:

St. Moritz: *(Dezember 2. Hälfte):* Erstes grosses Eröffnungs-Eis-Gymkhana auf dem Eis-Stadion (Badrutts Park), Weihnachten. Eishockey-Matches: St. Moritz gegen Schweizerische Mannschaften (Weihnachten). Weihnachts-Skisprung-Konkurrenz auf der Julierschanze. Eishockey-Matches zwischen Oxford, Cambridge, British Army und St. Moritz. Eishockey-Ausscheidungsspiele Serie Ostschweiz um die nationale oder internationale Schweizerische Meisterschaft. • *(Januar 1. Hälfte):* Erstes grosses Eis-Schaulaufen der Professionals auf dem Eis-Stadion (Badrutts Park). Eishockey-Matches zwischen Oxford, Cambridge, British Army u. St. Moritz.

Davos: *(Dezember):* Eröffnung d. engl. u. d. Curling-Rinks. Hockey-Matches m. Gästemannschaften. Schatzalp-Schlittenbahn: Eröffnungsrennen m. Schweizerschlitten. Schatzalp-Bobbahn: Eröffnungsrennen m. Zweier- u. Viererbobs. Weihnachts-Skisprung-Konkurrenz.

ZENTRALSCHWEIZ:

Andermatt: *(Dezember):* Bob- und Rodelbahn, Schlittenfahren, Eislauf, Ski, Ski-Kjöring. • *(Januar):* Zentralschweizer. Skirennen.

Engelberg: *(Dezember):* Skating-, Hockey- u. Curling auf den Eisrinks. Bob- u. Skeletonfahren auf dem Bobsleigh run Gerschnialp-Engelberg. (Seilbahn-Verbindung.) Schlittenfahren. Ski, Ski-Kjöring. • *(Januar):* Skirennen um den Kurverein Cup.

GRAUBÜNDEN:

ST. MORITZ

1856 m ü. M.

Der unerreichte Wintersportplatz.

Prospekte und Hotellisten durch das Verkehrsbureau.

St. Moritz-Dorf

Hotel Calonder

Bestbekanntes, vornehmes

Familien- und Passanten-Hotel

in schönster, freier Lage. — 80 Betten. — Prospekte verlangen.

Direktion: **B. Tratschin-Calonder.**

= St. Moritz =

Grand Hotel du Lac

I. Rang 300 Betten

Eigene Eisbahnen. — Ideales Skiterrain.

Vorzügliche Küche. Orchester.

Direktion: **M. Monsch.**

DAVOS Schweiz **1600 M. ü. M.** **Grand HOTEL CURHAUS**

Wintersport • Sommer-Ferien • Auskunft durch die Direktion: **W. Holsboer.**

Flims

Graubünden 1150 m ü. M. Schweiz

Sonnigster Wintersportplatz. — Ideales Skigelände. Eis- und Rodelbahn. Grosses Netz gebahnter, ebener Spazierwege.

Prospekte und Hotellisten durch das Verkehrsbureau.

Zuoz-Castell (Engadin):

Erstklassiger Kur- und Sportplatz.

1810 m. Sonnige Lage, grossartige Aussicht. Ideales Skiterrain, Rodel- und Eisbahnen.

Hotel

AROSA-KULM

Arosa 1850 Meter ü. M.

Das höchstgelegene und modernste Sporthotel am Ort. Fliessend Kalt- u. Warmwasser in den Zimmern, Appartements mit Bad, Wohnerker und Telephon. Künstler-Orchester, sowie eigene Sportanlagen.

Wintersaison 1. Dezember bis 1. April.

ZENTRALSCHWEIZ:

Engelberg

Zentral-schweiz

Parkhotel Sonnenberg

Vornehm geführtes Haus in aussichtsreicher sonniger Lage, von bester Gesellschaft besucht. Alle Sportarten und Abendunterhaltungen. Prospekte durch **H. Haefelin,** Besitzer und Leiter.

ANDERMATT

am Gotthard. 1445 m ü. M. — Direkte Wagen bis Göschenen. Elektr. Bahn Göschenen-Andermatt.

Bob- und Rodelbahn — Der schneesicherste Wintersportplatz der Schweiz — **Prächtiges Ski-Gelände**

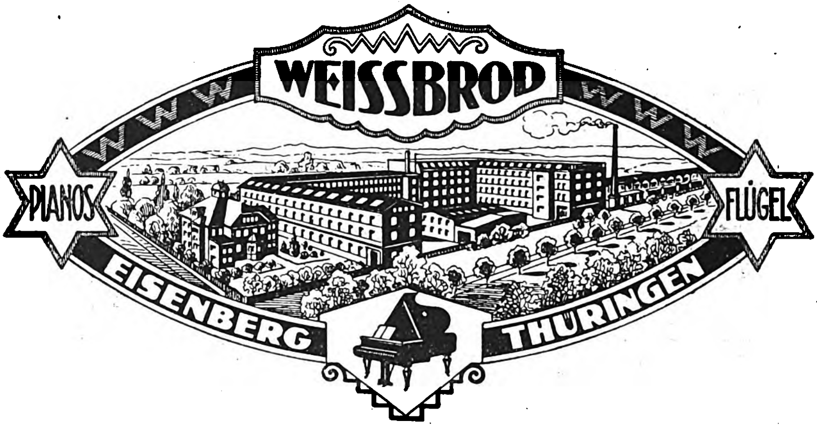
Ausführliche Prospekte durch den Verkehrsverein und die Hotels:

Grand Hotel Bellevue **Danioth's Grand Hotel**

Hotel Monopol ★ Central Hotel Fedier ★ Hotel St. Gotthard ★ Hotel Krone.

Jede Auskunft über schweizer. Wintersportplätze bereitwilligst auch durch uns. Vertreter, Herrn J. Rud. Braem, Luzern.

Digitized by Google



Die deutsche Mark

von 1919—1923

Die größte Inflation der Welt!

Zusammenstellungen deutscher Reichsmarkscheine von 1 Mk. bis zu den kleinen Milliardenscheinen inkl. feinem Album (32×27 Hochformat), Preis 15.- Mk. Als Prachtsammlung offeriere meine Luxusausgabe mit allen Inflationsscheinen

von 1 Mk. bis 1 Billion

in Ia Erhaltung. Diese Sammlung enthält auch alle Friedensscheine.

Preis dieser Prachtsammlung inkl. Album 50.— Mk.

*

Die Briefmarken des Deutschen Reiches

aus den Inflationsjahren von 1919—1923

von 5 Pfg. (Ziffer) bis zur 50-Milliarden-Marke. Preis inkl. Album 7.50 Mk. Desgl. ab 1914 mit allen Friedensgermaniamarken (Prachtsammlung) 15.— Mk.

*

Das Aluminiumgeld des Deutschen Reiches

von 1 Pfg. bis 500 Mk. (inkl. Verfassungstaler in feinem Samtetui) Mk. 3.—

Alle Sammlungen besitzen hohen kulturellen Wert. Niemand sollte versäumen, sich rechtzeitig in den Besitz derselben zu setzen, die später noch einen hohen Wert bekommen werden.

Zu beziehen von

E. Schuster, Nürnberg, Gabelsbergerstrasse 62.

Indanthren

Beim Einkauf

von Stoffen und Garnen aus

Baumwolle, Leinen

Kunstseide usw. achte man darauf, nur Waren zu bekommen, die mit obiger Schutzmarke ausgezeichnet sind. Das Zeichen bietet Gewähr, dass solche

Gewebe

und Garne unübertroffen

waschecht
lichtecht
tragecht
wetterecht

sind.

Wo indanthrenfarbige Artikel nicht erhältlich, wenden Sie sich an die nachstehenden Häuser:

Indanthren-Haus Johannes Lauersen
Berlin W 9, Potsdamer Str. 10/11
Indanthrenhaus Frankfurt G.m.b.H.
Frankfurt a. M., Kaiserstr. 19
Indanthren-Haus München G.m.b.H.
München, Maximilianstr. 35
Indanthren-Haus Stuttgart G.m.b.H.
Stuttgart, Königstr. 12

Bestellungen von GM. 20.— an postfrei

STEIFF / KNOPF IM OHR

Weltberühmte Qualitätsspielwaren

»Verlangst du „Steiff" mit „Knopf im Ohr"
Legt man dir's beste Spielzeug vor!«

Zu haben in
Spielwarenhandlungen
Prospekt V kostenfrei

Margarete Steiff G. m. b. H.
Giengen a. Brenz 17 (Württ.)

Digitized by Google

Für jeden Musik- und Kunstfreund unentbehrlich

1925

ROB. FORBERGS TONKUNST-KALENDER

— Preis M. 1.80 —

Der vorzüglich ausgestattete Abreißkalender enthält außer Kalendarium, Gedenktagen und Raum zu Notizen für jeden Tag die zum Teil erstmalig veröffentlichten **Bilder der hervorragendsten Persönlichkeiten des neuzeitlichen Musiklebens.**

Zu beziehen durch jede Buch- u. Musikalienhandlung.

Verlag Rob. Forberg, Leipzig

„Diana" Wideburg & Co.

Eisenberg Sachs.-Altbg. 39 (Deutschland)

Züchterei und Handlung edler Rassehunde.

Versand aller Rassen (Luxus-, Schoss-, Wach-, Schutz-, Polizei- und Jagdhunde) unter Garantie der Rassereinheit und guter gesunder Ankunft nach allen Ländern. Für Übersee beste Versandvorkehrungen. ★ Illustrierter Katalog 1 Goldmark, auch in Briefmarken aller Länder.

Aok-Seife,
die köstliche
Kräutersahnenseife, ist nicht
irgendeine Seife, sondern die
Seife der schönen verständigen Frau.

Der heimlich-süße Duft, der leise,
unaufdringlich haften bleibt;

Der üppige Schaum, so überreichlich,
so duftig-rein und kosend-weich,

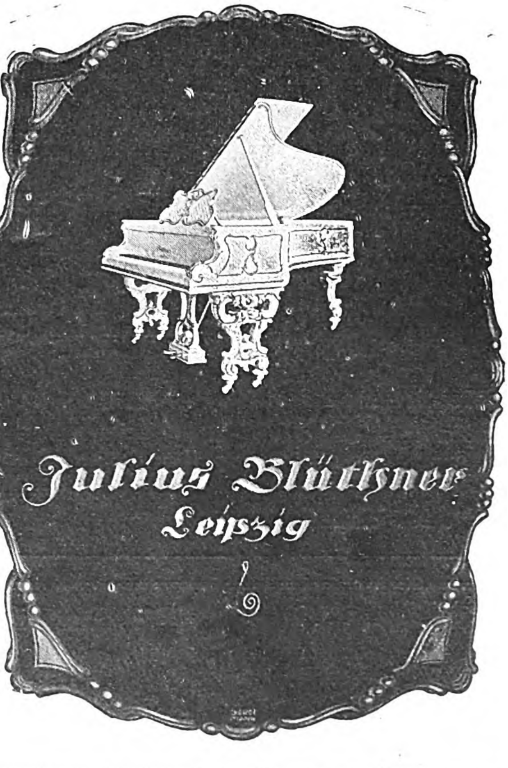
Die linde, milde Wirkung, die der
Haut Blütenzartheit und
Pfirsichfarbe gibt;

Das sparsame, lange ausreichende Stück
von handlicher, gefälliger Form —

Das alles appelliert an das Frauenherz.

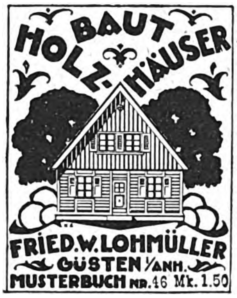
Daher die vorzugsweise Beliebtheit
Der köstlichen
Aok-Seife.

Exterikultur G. m. b. H., Ostseebad Kolberg.

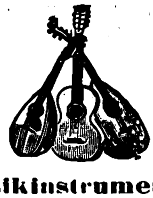


Digitized by Google

Kufeke die bewährte Nahrung für Kranke, Schwache u. Genesende.

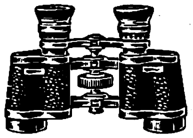


Beruf als Gärtnerin
ist aussichtsreich. 1—2jährige Schulausbildung zu mässigem Pe sionspreis. Seminar für Lehrerinnen für Kleingartenbau. Aufnahme jederz-it, auch als Hospitantinnen für Ausbildung dur h Kurse. Pass und Einreise keine Schwierigkeiten. Stellenvermittlung. Rheinische Gärtnerinnenschule, RHEIN-HAUS KAISERSWERTH

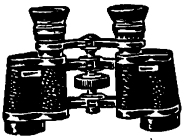


Musikinstrumente
in gro sartiger Tonfülle kaufen Sie am billigsten bei der Vogtländischen Mu ikinstrumenten-Fabrik Hermann Dölling jr., Markneukirchen Nr. 140. Verlangen Sie Preise. Bei Sicherstellung Teilzahlung.

Die deutschen Qualitätsgläser:



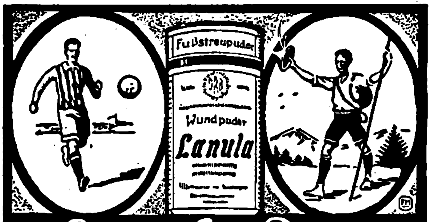
Dr. F. A. Wöhler



Optische Werke, Cassel

Digitized by Google

MÜLLER-SCHIEDMAYER
PIANOFORTE-FABRIK
WÜRZBURG



Lanula-Puder

ist allen **Sporttreibenden** aufs angelegentlichste zu empfehlen!

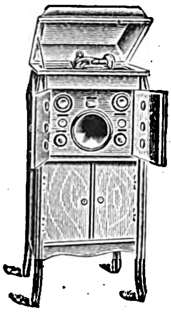
Als **Körperpuder** verwandt, schützt er die unter der Schweißbildung am meisten leidenden Körperteile und beugt Wundwerden vor!

Nach beendetem Sport gebraucht, erquickt — erfrischt er die Haut!

Als **Fuß-Streupuder** leistet er geradezu glänzende Dienste!

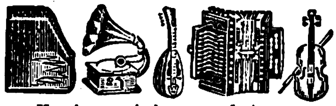
Lanula-Puder ist überall erhältlich in **Apotheken** und **Drogerien.**

Dr. Rudolph Bauer, Chem. Fabrik, Plauen i. V.



Sprech-Apparate

und Platten in grosser Auswahl
Einige Apparate sind komplett mit **Radio-Empfangsstation** ausgestattet.



Katalog an jedermann frei von
Robert Husberg, Neuenrade
Bei gröss. Apparat. ev. Zahlungserleichtrg.

Baden-Badener Pastillen
bei Katarrhen-Heiserkeit, halte solche stets bereit.
BADAG BADEN-BADEN
Gegen Schnupfen **Boromenth**
nimmt ein jeder, der es kennt.

„Phonophor"

der elektrische Hörapparat für

Schwerhörige

in
***neuer verbesserter Ausführung.** — Vorzügliche Lautwiedergabe mit dem neuen Ohrsprecher.*

Verlangen Sie unsere Druckschriften

Das elektrische
Hauslichtbad.

Preis
Mk. 60.—

SIEMENS & HALSKE
Wernerwerk M, Siemensstadt bei Berlin

„Hektor" Rassehunde-Züchterei u. Handlg.
Ew. Manske Nachf., Köstritz Th. 2
Versand all. Luxus-, Wach-, Begleit-, Polizei- u. Jagdhunde. Leb. Ankunft u. Reinrassigkeit stets garant. Jll. Prachtkatalog mit Preisliste M. 1.— in Marken, Nachnahme 50 Pfg. mehr.

Steiffeuer D. R. G. M. Gewicht 50 g.

Das weitaus sparsamste aller Feuerzeuge für jahrelangen Gebrauch. Brenndauer mit einer Füllung über vier Wochen. Nur zwei grobe Teile. Keine Mechanik. Verdunsten des Benzins ausgeschlossen. Kein Versagen. Zündet grundsätzlich auf ersten Streich. Begeisterte Anerkennungen auch von bisher enttäuschten Gegnern aller Benzin-Feuerzeuge. STEIFFEUER ist aus Messing, hochfein vernickelt. Preis Goldmark 3.— franko gegen Voreinsendung des Betrages.

Alligator-Fabrik, Giengen a. Br. 27.

CARL EHLERS A.-G., CELLE Gegr. 1857
Zwieback-, Keks- u. Waffel-
Fabrikation nur feinster Qualitäten.

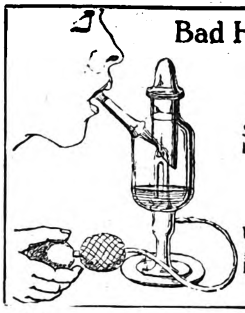
Digitized by Google

Prof. Dr. Soxhlet's Nährzucker

Soxhletzucker

die seit Jahrzehnten bewährte Säuglings-, Kinder- und Krankennahrung

Zu haben in allen Apotheken und Drogerien



Bad Homburger Inhalator

„ANIG"

ärztlich empfohlen.
Schmerzlindernd und heilwirkend bei Husten, Schnupf. u. Katarrhen.
Unentbehrlich für Asthmaleidende.
PREIS Mk. **9.–**
Erhältlich in Apotheken u. Drogerien od. durch Bad Homburger Inhalatoren - Ges. **Karl Ott,** Bad Homburg v. d. H.

Musikinstrumente

aller Art. Echt italienische Mandolinen zu M. 20.–, 30.–, 40.–, 50.–, 60.–

8 Tage zur Probe!

1/3 Anzahlg. u. Wochenraten v. Gm. 2.- an
Verlangen Sie sofort großen illustrierten Katalog, postfrei. **Fritz Gottschalk,** Köln a. Rh. 31, Luxemburger Straße 31.

Berlin, Friedrichstr. 78
Ecke Französische Str.
EMIL
MUSSGNUG
CHRISTOFLE - NIEDERLAGE
Luxuswaren

Häusliche Kunst

Alle Gegenstände für Tiefbrand, Flachbrand, Kerbschnitt, Flachschnitt Tarso-Metallplastik und Laubsägearbeiten in allerbester Ausführung als langjähr. Spezialität. - Prachtkataloge mit Abbildungen und vollständigem Lehrgang Mk. 0.80 franko versendet das grösste Spezialgeschäft von

Chr. Sauerborn, Kunstmagazin, Cöln a. Rh., Hohestr. 1.

Glaschristbaumschmuck

herrl. Neuheiten, unzerbrechlich, vornehm wirkend, sortierte Mustersendung von 3 M. franko an auf Postsch.-Kto. Erfurt 8115

Rich. Beyer, Lauscha i. Thür.

Vertreter allerorts gesucht.

Briefmarken, auch Raritäten, billig! Preisl., Auswahl sendet J. Reimers, Hamburg, Burstah 54.

Gr. Auswahl Hau-, Schul-, Kirchen-

Harmoniums

auch in Kofferform, leicht transportabel, schon von 100 Gm an! Teilzahlung

Pianos ✶ Flügel

HUG & CO.

Leipzig, Markgrafenstr.

Drucksachen u. Preisangeb. kostenl.

Sie sind in Gefahr

und erleiden schweren Schaden an Ihrer Gesundheit und Ihrem Vermögen, wenn Sie eine Verbindung eingehen oder bestehen lassen, ehe Sie genau wissen, mit wem Sie zu tun haben! Wir verschaffen Ihnen ferner durch unauffällige Ermittelungen und Beobachtungen bezügl. Lebensführung, auch durch Entsendung unserer Detektive und Detektivinnen nach Badekurorten, sofort genaue Aufklärung, ganz gleich, wo die interessierende Person wohnt und sich aufhält. Schreiben Sie uns eine Adresse, und wir geben Ihnen in kurzer Frist eine genaue Auskunft über Herkunft, Stellung, Vorleben, Einkommen, Vermögen und über alle Einzelheiten, über die Sie Näheres wissen möchten.

„Welt-Detektiv"
Ermittlungsinstitut PREISS, Abt. 27N,
BERLIN W 62, Kleiststr. 36.
(TELEFON: AMT KURFÜRST 4543.)
Gründung 1905. Tausende freiw. Anerkennungen.

Cirine flüssiges **Bohnerwachs**

Kinderleichtes Arbeiten.

Seit 1901 glänzend belobt. Stahlspäne u. Terpentinöl werden entbehrlich. **Durch die** flüssige Form kolossal ausgiebig u. leicht anzuwenden. Der Boden bleibt **waschbar u. hell.**
Zu haben in den einschlägigen Geschäften.

Fabrik. **Deutschland:** Cirine-Werke Böhme & Lorenz, Chemnitz **i. Sa. 8;**
Tschecho-Slowakei: Jos. Lorenz & Co., G. m. b. H., Eger;
Deutsch-Österreich: Österr. Cirine-Werke, G. m. b. H., **Salzburg.**

Verlangen Sie gratis und franko die Broschüre: „Wie behandle ich mein Linoleum oder Parkett sachgemäss?"

Digitized by Google

Missions-

Briefmarken

der ganzen Welt, nicht sortiert, nach Gewicht, beste Kapitalsanlage (1 Kilo 2—15000 Verschiedene). Preisliste portofrei. **Briefmarken-Ein- u. Ausfuhr-Ges. m. b. H., Köln 100-** Gewerbehaus. Ältestes und grösstes Unternehmen dieser Art in allen Ländern der Erde. Ständiges Lager von über zehntausend Kilo Briefmarken der ganzen Welt.

Bohlig Keks enthält nur Molkereibutter

R. Bohlig ★ Keksfabrik ★ Bad Liebenstein i. Thür.

Garantol

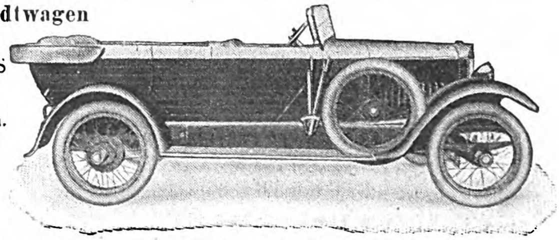
Garantol-
Eierkonservierungsmittel
Garantol-Puddingpulver
Garantol-Vanillin-Zucker
Garantol-
Likör- und Punsch-
Extrakt in fester Form

sind die begehrten und beliebten Marken jeder Hausfrau!

Zu haben in allen einschlägigen Geschäften / Man achte jedoch auf den Namen „Garantol" und obige Schutzmarke!
Alleinige Hersteller: Garantol G. m. b. H. Heidenau/Nord b/Dresden.

NSU AUTOMOBILE

Tourenwagen ★ Stadtwagen
Lieferungswagen
5/15, 8/24, 14/40 PS



Fahrzeuge von bewährter Konstruktion u. hochwertiger Qualität

Verlangen Sie den neuen Katalog!

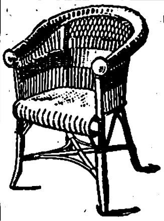
★

Neckarsulmer Fahrzeugwerke A.G., Neckarsulm.

Digitized by Google

Fort mit Korkstiefeln

Durch unsere Prothese Beinverkürzung unsichtbar. Gang elastisch, bequem u. leicht. Jeder Ladenschuh verwendbar. Anfertigung aller orthopäd. Apparate für Beinverkürzungen u. Lähmungen, Klumpfüsse u. sonstige Fussdeformationen nach System „Extension". — Gratisbroschüre senden: „EXTENSION" Frankfurt/M.-Eschersheim 615.



Wulstrand-Korbsessel

in solider, sauberer Ausführung

von Ia Weide à 12.— M., von echtem Peddigrohr à 22.— M. liefert vollständig franko und ohne Verpackungsspesen nach jedem deutschen Ort gegen Vorauszahlung oder Nachnahme

Theodor Lühr. Halle a. S. 1.

Homöopathie.

Ueber die homöopathische Heilmethode und ihre Vorzüge verschafft man sich Aufklärung durch das Studium d. versch. homöopath. Werke. Homöopath. Haus- u. Familienärzte schon von 1.50 Gmk. an. Man verlange Bücherprospekt, sowie Preisliste über homöopathische Medikamente und Haus-Apotheken.

Dr. Willmar Schwabe, Leipzig.
Abt. Verlag II.

Briefmarken!

Preisliste gratis.
CARL KREITZ (gegr. 1890),
Bonn a. Rhein C., Wesselstr. 5.

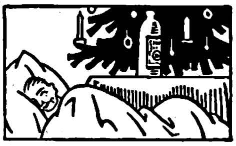
Halali ist der eleganteste u. vornehmste Promenaden- u. Reisehut.
Halali imponiert durch seine fabelh. Leichtigk. als hyg. Kopfbedeckung.
Halali ist das Ideal eines Sport-, Jagd- und Touristenhutes. :: ::

Nächste Bezugsquellen z. erfrag. b. **Halali-Comp. m. b. H.,** Moselstr. 4, Frankfurt a. M. 31.

Man beachte die Schutzmarke „Halali".

Arterien verkalkung

„Naturheil-Hauskur"
10 jähr. Erfahrungen
1000de
Ia Refer. u. Zeugn.
Prospekt frei durch die
Allgemeine Chemische Ges.
Cöln I, Mastrichterstr. 49.



Sinolder unterm Weihnachtsbaum / Ist, Gattin, Deines Mannes Traum.

Sinolder Silber-Sherry

der pikante Tafelschnaps.
In Wirkung unerreicht!

P 7

Otto Stolberg, Nordhausen
Kornbrennerei, gegründet 1869

Land-wirtsch. **Frauenberufe** bildet aus staatl. anerk. Wirtsch. Frauenschule SELIKUM-NEUSS. Pass u. Einreise keine Schwierigkeiten. Mässiger Pensionspreis

O- u. X-Beine

heilt auch bei ält. Personen der Beinkorrektions-Apparat Dtsch. Reichspat. Nr. 335318. Ärztl. in Gebr. Verl. Sie geg. Einsendung v. 1.— G.-M. unsere phys.-anat. Broschüre. **Arno Hildner, Chemnitz, Sa. E. 15.** Wissensch. orthop. Werkst (Fachärztl. Leit.)

Browning
Kalib. 7,65 M. 17.-,
Kalib. 6,35 M. 17.-,
Mauser M. 30.-, Jagdwaffen,
Benekendorff, Berl.-Fried., Rheinst. 47

Digitized by Google

FERDINAND KARNATZKI A.G. KAKAO- u. SCHOKOLADEFABRIK WERNIGERODE AM HARZ

Den Verfall des Haares

bedeuten: Schuppen, Kopfjucken, Spaltung der Haare. Das Haar wird glanzlos, erscheint zusammengedrückt und büsst seine Schönheit ein. In allen diesen Fällen führt mein „Haarkraft-Balsam“ eine vollständige

Wiedergeburt des Haares

herbei. Das Haar wird vollauftragend, erlangt seidigen Glanz und Weichheit. Vorzügliches Mittel gegen Kahlheit und Ergrauen. Preis Gmk. 3.—

Spärliche Augenbrauen u. dünne Wimpern geben dem Gesicht ein reizloses Aussehen. Gerade die schön geschwungenen Brauen und die langen, seidigen Wimpern sind es, die dem Frauenantlitz den so pikanten, anziehenden Reiz verleihen. Mein

„Asiat. Augenbrauensaft“

fördert beider Wachstum schnell und erhöht dadurch die Wirkung der Augen. Gmk. 2.50

Falten u. Altersspuren

Stirnfalten, Mundnasenwinkelfalten, überhaupt alle Gesichtsfalten entstellen und machen vorzeitig alt. Sie müssen also

entfernt — nicht verdeckt

werden. Der kleine sinnreich nach Prof. Bier's Saug- u. Stauverfahren konstruierte „Greco“ entfernt sie rasch und sicher, ohne dabei die Haut zu verzerren. Hygienisch völlig einwandfrei. Das Gesicht erscheint nach der Behandlung

um Jahre verjüngt,

straff und jugendlich frisch. Preis Gmk. 5.50

Hand in Hand mit der „Greco“-Behandlung soll eine intensive

Ernährung der Haut

gehen. Meine Hautnähr-Creme „Pasta Regis“ ergiesst sich in die Poren, ersetzt das geschwundene Fettpolster und wirkt so faltenglättend und verjüngend. Preis Gmk. 3.—

Versand geg. Nachn. od. Voreinsendung zuzgl. Porto u. Verpackung

SCHRÖDER-SCHENKE

BERLIN W 51, POTSDAMERSTR. 26 B

VOX

MUSIKINSTRUMENTE

Wunder der Tonwiedergabe

*

VOX

MUSIKPLATTEN

Aufnahmen erster Künstler und Orchester

Vox-Schallplatten- und Sprechmaschinen-Aktiengesellschaft

BERLIN W. 9, Potsdamer Strasse 4

Fernsprechanschlüsse:
Amt Nollendorf Nr. 7657, 7658, 7659, 7595, 7596, 7597, 7598, 7599.

Digitized by Google

BLEYLE'S

Bleyle
SCHUTZ-MARKE

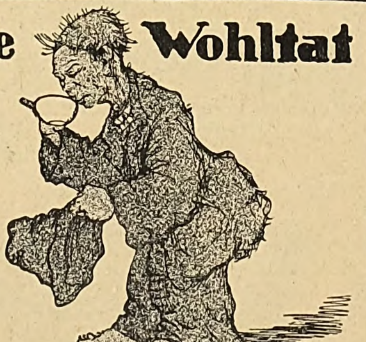
Knabenanzüge
Sweater für Knaben u. Mädchen

sind unerreicht in
Güte, Sitz und Haltbarkeit

Achten Sie beim Einkauf auf die Schutzmarke!

Nächstgelegene Verkaufstelle wird bereitwilligst mitgeteilt durch die Fabrik Wilh. Bleyle, G. m. b. H., Stuttgart W 4

Eine Wohltat



für Blutarme u. Bleichsüchtige

Kasseler Hafer-Kakao

Nur echt in blauen Schachteln, niemals lose!

Rad-Jo

Stärkungsmittel
für werdende und stillende Mütter

Radjosan

zur Nervenstärkung und Kräftigung

Tausende von Zeugnissen bestätigen die erfolgreiche u. angenehme Wirkung unseres Stärkungsmittels **Rad-Jo**, wofür die Firma volle **Garantie** übernimmt. Daher sollte im Interesse der werdenden Mutter und des zu erwartenden Kindes **keine Geburt ohne Rad-Jo** stattfinden. **Reines** Blut und gesunde Nerven sind die wichtigsten Lebensfaktoren. Zu deren Wiedererlangung und Erhaltung ist **Radjosan** ein erstklassiges Stärkungs- u. Kräftigungsmittel. Zahlreiche Zeugnisse beider Geschlechter bestätigen es.

Rad-Jo-Versand-Gesellschaft m. b. H.
Hamburg, Radjoposthof
Aufklärende Schriften und Zeugnisse kostenlos

Kein Briefmarkensammler

kann den in seiner textlichen Bearbeitung unerreicht dastehenden, vollständigsten, reichillustrierten

Senf-Katalog

entbehren. Es kostet (Postgebühr besond.)

Europa 1925	3.50
Außereuropa 1923	2.—
beide Bände zus. bez. nur	5.—

Senf's Illustriertes
Briefmarken-Journal

erscheint monatlich zweimal und kostet halbjährlich Inland (durch Postanst. oder Buchhandel) M. 2, Ausl. d. r. Streifbd postfr. M. 3.20. **Probenummer** 15 Pf. postfrei.

Briefmarken zur Auswahl!

Nur **verbürgt echte**, papierreine Stücke von bester Beschaffenheit! Fehlliste erbeten.

Gebrüder Senf, Leipzig C.

Harmoniums m. edlem Orgelton. Alois Maier, Hofl., Fulda.

KÜNSTLERKRIPPE
Hartmasse od. Holz die Figur 11—55 M. Abbild. kostenfrei
BILDHAUER MORMANN
Wiedenbrück, Westf. Anruf 205

Neuigkeiten vom Büchertisch.

Die Schriftleitung behält sich den Titelabdruck der eingesandten Bücher in diesem Verzeichnis und die Besprechung einzelner Werke vor. Eine Rückgabe von Besprechungsstücken kann in keinem Falle erfolgen.

Bloem, Walter. Das Land unserer Liebe. Roman. Grethlein & Co., Leipzig.

Boecklen, Adolf. Sprichwörter. Proverbs, Proverbes, Proverbi, Proverbios. Fr. Frommans Verlag (H. Kurtz), Stuttgart.

Der eiserne Steg Jahrbuch 1924. Frankfurter Societätsdruckerei, Frankfurt a. M.

Der Harz. Monatsschrift des Harzklubs. Heft 4, April-Nr. Jahrgang 1924: Dichter und Denker. Joh. Friedr. Eilers, Magdeburg.

Deutsche Bauerntrachten. Farbige Meisterbilder. Mit einer Einführung von Prof. Dr. Hans W. Singer. 2. Aufl. Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig. — Diese schmucken, schlanken Bände, die eine neue künstlerische Bibliothek einleiten, bilden hübsche Festgaben für Geburtstagstische!

Eicke, Otto. ... daß du ein Deutscher bist! Ein Gegenwartsroman. H. G. Münchmeyer, Dresden-Niedersedlitz.

Ein Schicksal. Erzählung. Der Schwägerin Leo Tolstois, Frau E. A. Kuzminskaia, von einer Bäuerin diktiert und von ihm durchgesehen und korrigiert. Uebersetzung, Einleitung u. Anmerkung. v. C. Salomon. Orell Füßli, Zürich.

Enking, Ottomar. Der Pfingstmarkt und andere heitere Stücke. Mit Bildern von Fritz Koch-Gotha. Carl Schünemann, Bremen. — Das Bändchen enthält u. a. die reizende Pfingstplauderei aus unserm Maiheft 1923.

Ewert, Ernst. Kammerspiele. Aktiengesellschaft für Druck u. Verlag, vorm. Gebr. Gotthelft, Cassel.

(Fortsetzung S. 26.)

Digitized by Google

MONDAMIN BACKPULVER

vorzüglich zur Festtagsbäckerei

Zwecks Einführung:
Gratis echter Perle eine Damen-Armband-Uhr oder ein **Kollier mit** bei Bezug von 2 Dutzend meiner echten, schneeweissen, allerfeinsten Lilienmilch-**Seife** zur Verteilung an Bekannte. Bei Bezug von nur 1 Dutzend für Mk. 6 — frei Nachn. **gratis** eine Herren-Remont-Ank.-Taschen-Uhr oder eine Krawattennadel mit **echter** Perle oder eine Blusennadel mit **echter Perle**.
P. Holfter, Breslau L. 722.

Ernst Hess Nachf. Gegr. 1872
Klingenthal, Sa. No. 20.
Alle Musikinstrum., Harmonikas Sprechapparate
Fabrikation!
Niedrigste Fabrikpreise.
Gr. Jubiläums-Katalog gratis.
Schallplatten St. 2,30 Mk.

Meine Entfettungsleibbinde „Mahawies"
aus reinem Gummi hergestellt, verringert bei korpulenten Damen den unschönen Fettansatz an Hüften und Leib. Nur bei Nacht zu tragen.

Figurverbesserer „Mahawies"
verleiht elegante, graziöse, biegsame Figur, stützt die inneren Organe und ist daher das **Beste und Angenehmste** für jede Dame.

Taillen- und Hüftumfang angeben.

P. A. STOSS NACHFOLGER ⋆ INH. MAX HELFFERICH ⋆ WIESBADEN W. 5

Digitized by Google

Mädler Koffer

ILLUSTRIERTE PREISLISTE von

Fabrik: **Moritz Mädler**

Leipzig-Lindenau

GEGRÜNDET 1850

Eigene Verkaufsgeschäfte:

Leipzig
Petersstr. 8

Berlin W
Friedrichstr. 62

Hamburg
Jungfernstieg 6–7

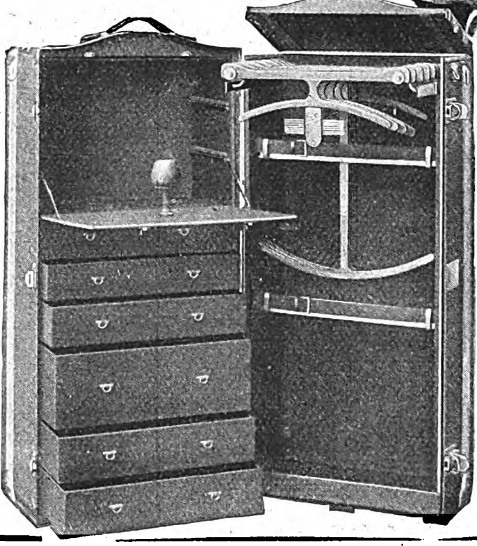
Frankfurt a. M.
Kaiserstr. 29

Köln a. Rh.
Hohestr. 129

*

An anderen Plätzen in allen besseren einschlägigen Geschäften, wo nicht erhältlich, direkt durch Fabrik:

MORITZ MÄDLER
LEIPZIG-LINDENAU



Schrankkoffer

Patent-
Bahn-, Kabinen- u. Handkoffer

Rohrplattenkoffer

Autokoffer

Ledermöbel
erstklassige Ausführung

Praktische
Reiseausrüstungen

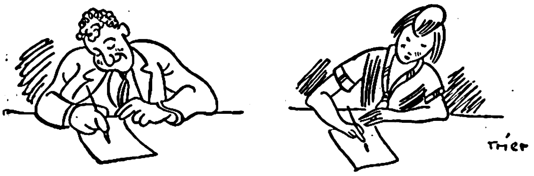
Feine
Lederwaren

A. Blumenreich
Berlin W 35
Blumeshof 9
Telephon: Kurfürst 9438

ladet ein zur Besichtig.
alter u. mod. Meister u.
kauft
erstklassige
Gemälde

Kunstbesitz ist sicherster Sachwert

Heinr Th. Heberlein jun.
Inh d. Staatsmed. u. a. hoh. Auszeich.
Markneukirchen i. Sa.
Bezugsquelle für erstklassige
Violinen, Guitarren, Lauten,
Mandolinen u. Zubehör.



Schreibste mir, schreibste ihr,
Schreibste auf „M:K:“ Papier.

Schöne, jugendfrische Haut **verdient**,
ungesunde, schlaffe Haut **benötigt**

Creme Verden

Creme Verden schützt die Haut gegen Frost u. Sonnenbrand, macht rauhe, rissige Haut **sammetweich**, verhindert Hautunreinigkeiten, Pusteln, Röte usw., hat die richtige Konsistenz als **Unterlage** für **Puder**.

Angenehmer, diskreter Duft.

In allen einschlägigen Geschäften!

Stabsarzt Dr. Schulze-Verden-Creme G. m. b. H.
Berlin-Steglitz

Neuigkeiten vom Büchertisch
(Fortsetzung von S. 24):

v. **Ebner-Eschenbach, Maria.** Letzte Worte. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Helene Bucher. Mit einem Bildnis der Dichterin aus ihren letzten Lebensjahren. Rikola-Verlag, Wien.

Egelhaaf, Gottlob. **Geschichte der neuesten Zeit, vom Frankfurter Frieden bis zur Gegenwart.** 9. Aufl. 2 Bände. Fortgeführt bis zum Sommer 1923. Carl Krabbe Verlag (Erich Gußmann), Stuttgart. — Balkanfrage, Bismarcks Sturz, Bismarcks Nachfolger, Burenkrieg, Chinesische Revolution, Trennung von Staat und Kirche in Frankreich, Japans Entwicklung, Homerule in Irland, Italien in Tripolis, Marokkofrage, Wahlrecht in Preußen, Entente cordiale, Weltkrieg 1914-1918, Wilsons 14 Punkte, Charakteristik Wilhelms II., Die Friedensschlüsse von Versailles, St. Germain, Trianon und Neuilly, Ausbau der deutschen Republik, Ruhrkrieg, Regierungskrisen in Deutschland, Währungszerfall, Kapp-Putsch, Oesterreichs Geschick, Bolschewismus in Rußland, Faszismus in Italien, Die neue Türkei. — Aus diesen Abschnitten schon ist zu ersehen, daß des Verfassers sicherem Auge nichts von

Neuigkeiten vom Büchertisch
(Fortsetzung).

dem entgangen ist, was die Geschichte der letzten fünfzig Jahre gestaltet hat.

Egelhaaf, Gottlob. Historisch-politische Jahresübersicht für 1923. Fortgeführt von Hermann Haug. 6. Jahrg. der Politischen Jahresübersicht. Ebenda. — Der Ruhrkrieg wird hier sowohl diplomatisch als örtlich eingehend in seinem ganzen Verlauf geschildert. Dieses große Kapitel umfaßt auch die Auseinandersetzungen zwischen England und Frankreich sowie die Drangsale der Rheinlande und der Pfalz.

Fehrle, Eugen. Badische Volkskunde. Mit 72 Abb. auf Tafeln und im Text. 1. Teil. Quelle & Meyer, Leipzig.

Feulner, Adolf. Peter Vischers Sebaldusgrab in Nürnberg. Mit 41 Tafeln. R. Piper & Co., München. — Feulner zeigt in seinem knappen, kundigen Text die Entwicklung dieses berühmten Wunderwerkes deutscher Kunst von den ersten Entwürfen an. Das Buch bietet in seinem Bildanhang vorzügliche Einzelansichten. Es zeigt das durchbrochene hohe Gehäuse, das den Silbersarg des Heiligen einschließt, mit seinen Propheten und Aposteln, mit dem Selbstbildnis des Meisters im Schurzfell, den Legenden aus dem Leben des Heiligen. Es zeigt auch den köstlichen Humor des Werkes, die kleinen Kinder, wie sie musizieren oder sich mit Hunden herumtummeln. Alle Ecken hat der große deutsche Meister mit seiner überströmenden Phantasie gefüllt.

Jeden Tag! Sommer und Winter!
wird er gebraucht, der
Hermetisator
(2 D. R.-P., 14 Auslands-Patente).
Schönster Geschenkartikel.
Unentbehrlich bei Hausschlachtungen, verwendbar für Rohkonservierung.
Preis 20 Goldm. frei Haus, einschließl. Verpackung.
Prospekte kostenlos.
Anhalter Metallwerke
Winkler & Co.,
Kommanditgesellschaft,
Dessau 34.

In 1 Stunde
lernt jeder, auch wer noch nie Klavier gespielt hat, auswendig (frei von Noten) jede Melodie in der ersten Tonart begleiten.
2. Notenspieler behalten jedes Notenstück auswendig. Prospekt gratis. Dr. Barlen, Mülheim-Ruhr B 50 (Nr. 2 auch für jeden Klavierlehrer sehr lohnend.)

Wer INSTRUMENTE schätzen kann, Der wählt die Marke ZIMMERMANN

Verlangen Sie Katalog gewünschter Instrumente
Jul. Heinr. ZIMMERMANN
LEIPZIG / QUERSTR. 26

Glänzender Humor
an Unterhaltungsabenden

Feinste Kunst in Zeichnung und Text
Wilhelm Busch in Lichtbildern
käuflich und leihweise
Listen frei
Ed. Liesegang
DÜSSELDORF · POSTFACH 124

Mingol-
Tabletten schützen vor Husten, Heiserkeit, Erkältung
Erhältlich in den Apotheken u. Drogerien
H. von Gimborn-A.-G. Emmerich a/Rhein.

RENNER
das Haus der grossen Vorräte
das Haus der grossen Umsätze
das Haus der kleinen Preise
Unsere Kreditabteilung
Gegen Anzahlung und bequeme Teilzahlungen liefern wir zu Ladenpreisen unsere bekannten Qualitätswaren. Aushändigung erfolgt bei Anzahlung. Auskünfte erteilt unsere Rechnungs-Abteilung.
Modehaus RENNER
Verlangen Sie Preisliste: Der Herr und seine Kleidung
Verlangen Sie Preisliste: Damen-Kleidung
Verlangen Sie Preisliste: Kinder-Woche
Verlangen Sie Preisliste: Weiße Waren / Wäsche
Verlangen Sie Preisliste: Gardinen · Möbel · Teppiche
DRESDEN ALTMARKT

Digitized by Google

100 sortierte farbige Künstlerpostkarten 3 Mk.

Reproduktionen nach alten und neueren Meistern, ebenso **feinpikant** nach modernen Meistern wie Reznicek, Wennerberg, Ehrenberger usw. **1000 Künstlerpostkarten 20 G.-Mk.** Bei Vorauszahlung werden die Karten franko geliefert.

Kunstverlag Max Herzberg, BERLIN SW 68, Neuenburger Strasse 37.

Du hast recht, liebe Frau

der coffeïnfreie Kaffee Hag wird nicht umsonst von allen Feinschmeckern als etwas Köstliches gelobt. Was ich außerdem an ihm schätze, das ist, daß man ihn spät abends trinken kann, ohne durch Schlaflosigkeit gestraft zu werden, wie es bei jedem andern Kaffee und auch bei Tee der Fall ist.

Ohne schlafraubende Wirkung!

Pianos-Harmoniums

VERLANGEN SIE PRACHT-KATALOG frei
1923 Verkauf: 2000 Jnstr.
GRÖSSTES Harmonium-Haus DEUTSCHLANDS
ERSTKLASSIGE PIANOS

Brüning & Bongardt, Barmen

Anmut und Schönheit erwirbt man nicht durch kosmetische Mittel, sondern nur durch geeignete Lebensweise. Die beste Anleitung dazu finden Sie in dem bewährten Buche: Mensendieck, „Körperkultur der Frau". 8. Auflage mit 100 Abbildungen. 6.— Gm. F. Bruckmann A.-G., München.

BÜCHER

Kataloge gratis. Grosses Lager
Ludwig Röhrscheid, Bonn
Gegr. 1818 ★ Am Hof 28.

Studenten- Artikel-Fabrik Carl Roth, Würzburg S1. Erstes und grösstes Fachgeschäft auf d. Gebiet. Preisbuch post- u. kostenfrei.

Studenten- Utensilien-fabr. Älteste und größte Fabr. d. Branche. **Em. Lüdke** vorm. C. Hahn & Sohn, G. m. b. H., **Jena i. Th. 10.** Man verlange groß. Katalog gratis.

Neuigkeiten vom Büchertisch
(Fortsetzung).

Fenollosa, Ernest F. Ursprung und Entwicklung der chinesischen und japanischen Kunst. 2. unveränderte Auflage. 1. Band. Mit 78 zum Teil farbigen Tafeln und zwei Zeichnungen im Text. 2. Bd. Mit 113 zum Teil farbigen Tafeln. Karl W. Hiersemann, Leipzig. — Unsere September-heft-Rundschau gab zwei Proben von der vornehmen Wiedergabe, die japanische und chinesische Kunst in diesem anregenden Werk gefunden haben.

Feuerbach, Ludwig. Pierre Bayle. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie und Menschheit. (Kröners Taschenausgabe, Band 31.) Alfred Kröner, Leipzig.

Fichte, Joh. Gottlieb. Reden an die deutsche Nation. Mit einer Einleitung von Prof. Dr. Herm. Schneider. (Kröners Taschenausgabe, Band 35.) Alfred Kröner, Leipzig.

Finckh, Ludwig. Sonne, Mond und Sterne. Falken-Verlag, Dresden.

Findeisen, Kurt Arnold. Der Weg in den Aschermittwoch. Ein Robert Schumann-Roman. Grethlein & Co., Leipzig.

Flaischlen, Cäsar. Vor Derhoim ond Drauße. Dichtungen in schwäbischer Mundart. Mit einer Handzeichnung Flaischlens. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Digitized by Google

Neuigkeiten vom Büchertisch
(Fortsetzung).

Floericke, Kurt. Käfervolk. Mit 32 Abbildungen und einem farbigen Umschlagbild. Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart.

Fontana, Oskar Maurus. Insel Elephantine. Roman. Gunther Langes, München.

Frauenzimmer - Almanach 1924. Nikola-Verlag, Wien.

Frobenius, Leo. Der Kopf als Schicksal. Kurt Wolff. München.

Fulda, Ludwig. Die Gegenkandidaten Komödie. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfl., Stuttgart

Gaulke, Johannes. Die entfesselte Bestie. Die Menschheitskomödie unserer Zeit. Walter Krieg, Leipzig.

Gobsch, Hanns. Der Einsame von Sankt Laurin. Roman. Ernst Oldenburg, Leipzig.

von Goethe, Joh. Wolfgang. Faun. Herausgegeben von Eduard von der Hellen. J. G Cotta'sche Buchhdlg. Nachfl., Stuttgart. — Eine der handlichsten Ausgaben, die wir besitzen. So richtig für den täglichen Umgang mit Goethe

— Gedichte. Auswahl in zeitlicher Folge herausgegeben von Eduard von der Hellen. Ebenda. — Die Gedichte sind in ihren Beziehungen zur Umwelt und zum eigenen Erleben Goethes in dieser Folge am besten zu verstehen Die Ausstattung ist famos.

— Novellen und Märchen. Bruno Cassirer, Berlin. — Goethes Novellen und Märchen, die in „Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahren" und in den ‚Wahlverwandtschaften' verstreut, ja zuweilen fast unauffindbar versteckt sind, wurden hier aus dem Verband der größeren Erzählungen, aus dem breit

METALLBAUKASTEN
MÄRKLIN
METALLSPIELWAREN
WILLST KINDERN FREUDE DU BEREITEN
SO LASS DICH NUR DURCH MÄRKLIN LEITEN
ERZEUGT DURCH: GEBR-MÄRKLIN & CIE. G.m.b.H. GÖPPINGEN (WÜRTT.)
KATALOG 10D AUF VERLANGEN GRATIS

Womit wasche ich mein Haar?

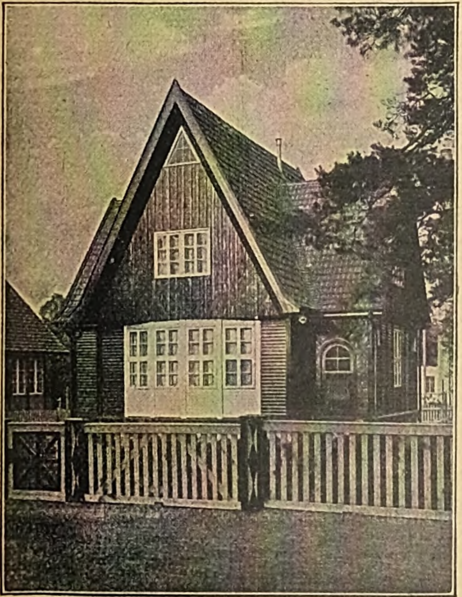
Nur mit „Schaumpon mit dem schwarzen Kopf" Der Name bürgt für beste Wirkung. Schaumpon erzeugt reichlichen Schaum, ist unschädlich und wird selbst von der empfindlichsten Kopfhaut gut vertragen Die verschiedenen Zusätze, wie Ei, Teer und Kamille, ermöglichen es, das Haar nach der Beschaffenheit individuell zu behandeln, je nachdem es trocken oder fettig, blond oder braun ist. Verlangen Sie ausdrücklich
„Schaumpon Marke Schwarzkopf"
mit der bekannten Schutzmarke „Schwarzer Kopf". Weisen Sie Nachahmungen oder als ebensogut angepriesene Fabrikate zurück.

Echte Billige **Briefmarken**

1000 versch. all. Länder 6.—
2000 „ „ „ 22.—
30 „ Altdeutschl. 8.50
60 Deutsche Kolonien 15.—
90 Französ. „ 4.50
60 Mittel Litauen . . . 5.—

Max Herbst, Markenhaus, **Hamburg P**
Grosse illustrierte Preisliste kostenlos

100 Ia Delikatess-Harz-Käse
feinstes Milchprodukt, Kiste Mk. 4.90 frko., 2 Kisten Mk. 9.— frko. liefern
H. & R. Mielke, Bad Harzburg 2.



Das zeitgemäße Holzhaus als behagliche Dauerwohnstätte

*

Ausführung nach Entwürfen erster Architekten

Druckschriften und illustrierte Kataloge auf Wunsch

*

Christoph & Unmack
A.-G., Niesky O.-L. (Schlesien)

Zweigbüros in Berlin, Essen, Hamburg, München und Wien

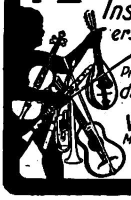
Digitized by Google

MANNA

Verhütet das Brechen und Springen von Lackschuhen

„Manna"
chemische Präparate-Gesellschaft m. b. H.
Berlin C 25
Amsterdam, B...el, Budapest, London, Wien.
ZU HABEN IN ALLEN EINSCHLÄGIGEN GESCHÄFTEN.

Musik- Instrumente erstklassig zu billigsten Preisen nur durch direkten Bezug
Wilh. Kruse Markneukirchen №115



Grapholog. Charakterbeurteilungen. Analysen M.3.-, ausführlichst M.5.- Dr. med. **Karl Stephan**, Graphologe, **Gotha**, Lindenau-Allee 8.

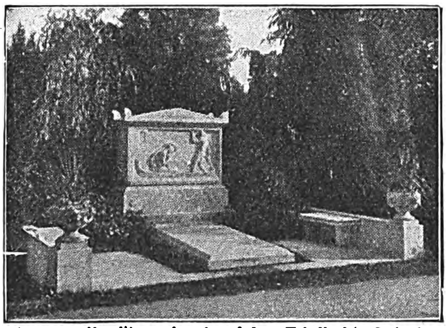
Urteile über **Dr. Hoffbauer's** ges. gesch.

Entfettungs-Tabletten

... Die von mir angewandte Entfettungskur hat mir gut gefallen und hatte mir, ohne meine Lebensgewohnheit zu ändern, ca. 10 cm Hüftmass-Abnahme gebracht.
M. P., Penig i. Sa.

... Von der ganzen Kur habe ich insgesamt 33½ Pfd. abgenommen, und fühle ich mich wie neugeboren. Ich bin selbst über den Erfolg sehr froh, dass ich nicht umhin kann, Ihnen, sehr geehrter Herr Doktor, verbindlichst zu danken.
E. K., Küstrin.

Näh. kostenfreie Ausk. durch: **Elefanten-Apotheke,**
Berlin SW., Leipziger Strasse 74 (Dönhoffplatz).
Depot Wien: Apoth. zum röm. Kaiser, Wollzeile 13.
„ Prag: Einhorn-Apotheke, Altstädt. Ring 21.



Nr. 280. Familiengrabmal auf dem Friedhof in Lübeck, Entwurf gesetzlich geschützt.

Grabmale, Krieger-Ehrenmale

in einfacher und reicher Gestaltung.

Material:
Muschelkalk, Granit, Sandstein, Marmor und Holz.

Lieferung einschliesslich Aufstellung nach allen Plätzen des In- und Auslandes.

Man verlange Vorbildermaterial!

Aug. Stösslein, Dresden-A. 21 (gegr. 1905).

Neuigkeiten vom Büchertisch
(Fortsetzung).

wuchernden Rahmen sozusagen losgelöst und dem Leser gesondert dargeboten. Eine gute Verlagsidee — praktisch für den Leser, der ja keineswegs die „Wanderjahre" ganz durchlesen will, wenn ihm einmal das Gelüste kommt, die „Neue Melusine" oder den „Mann von fünfzig Jahren" wieder zu genießen.

von Goethe, Joh. Wolfgang. Von deutscher Baukunst. Karl Rauch, Dessau. — Ein glücklicher Einfall, die kleineren Aufsätze von Goethe in gesonderten Veröffentlichungen herauszubringen; in den gesammelten Werken gelangen sie viel zu selten zu ihrer vollen Wirkung.

Graf, Oskar Maria. Die Traumdeuter. Aus einer alten bayrischen Familienchronik. (Der Bienenkorb. Herders Bücherei zeitgenössischer Erzähler). Herder & Co., Freiburg i. Br.

Günther, Hans F. K. Rassenkunde des deutschen Volkes. Mit 14 Karten und 537 Abb. 5 umgearb. Aufl. J. F. Lehmanns Verlag, München.

Hamann, Richard. Olympische Kunst. Auswahl nach Aufnahmen des kunstgeschichtlichen Seminars mit einer Einleitung. Verlag des kunstgeschichtlichen Seminars, Marburg (Lahn).

Hammer, Ernst. Marienburg-Festspiel. (Jungdeutsche Bühne, 5. Band). Jungdeutsch. Verlag, Cassel.

Hamsun, Knut. Gesammelte Werke in zwölf Bänden. Deutsche Originalausgabe besorgt und herausgegeben von J. Sandmeier. 6. Band. Albert Langen, München. — Dieser Band bringt neben den beiden köstlichen Reisebildern „Im Märchenland" und „Unter dem Halbmond" den Roman „Kinder der Zeit", der zu der Geschichtenreihe des kleinen Hafenortes Segelfoß gehört. Wer den in seiner Schlichtheit großartigen Auftakt „Segen der Erde" gelesen hat, freut sich, hier wieder mitten ins starke Miterleben der weiteren Schicksale starker, bodenwüchsiger Gestalten eingeführt zu werden.

Dr. Richters
Frühstückskräutertee
macht schlanke, graz. Figur, fördert Stoffw. u. Verdauung. Unschädl. Gewichtsabnahme. Paket M.2.-, Kur: 6 Pak. M.10.-. Dr. med Qu schr.: Konstatierte 6—9 kg Abnahme. Dr. med. C. A.: Meine Frau hat 50 Pfund abgenommen. Fr. B.: Fühle mich wie neugeboren. Nur echt mit Firma: **Institut Hermes, München S. 58,** Baaderstr. 8. Broschüre gratis.

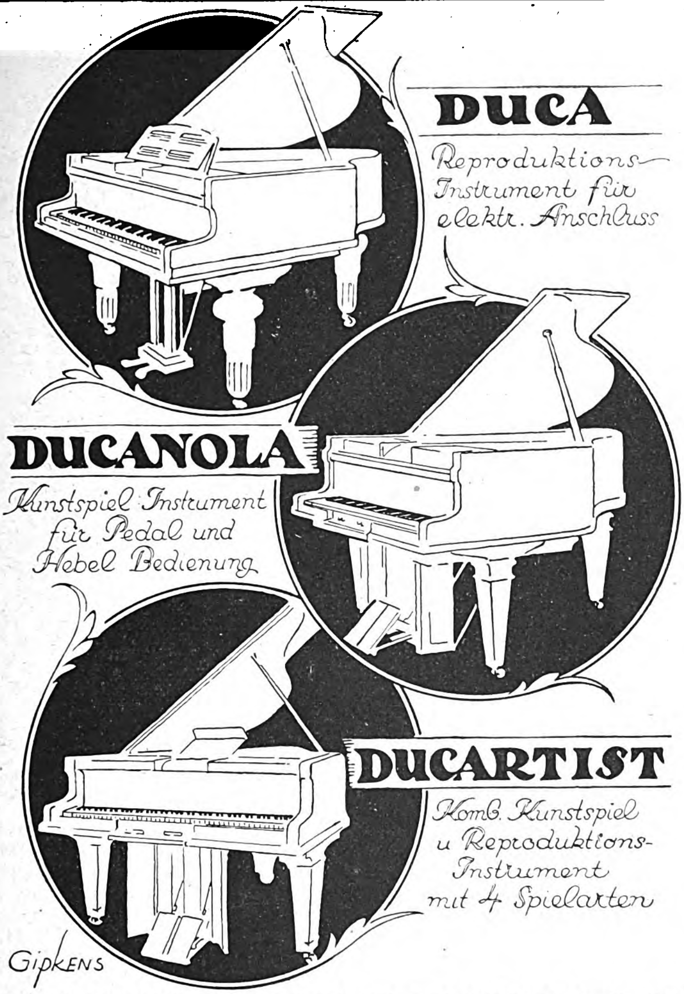
Digitized by Google

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Haendcke, B. Entwicklungsgeschichte der Stilarten. Mit 29 farbigen Einschaltbildern sowie 389 Abbildungen im Text, darunter 10 farbige. 2. neubearbeitete Auflage. Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig. — Das auf gründlichen Studien beruhende Werk des bekannten Königsberger Professors und Kunsthistorikers bildet wohl die beste Ergänzung zu Rosenbergs großer Kunstgeschichte.

Hanko, Reinhold. Individualistische Gedichte. Hofbauersche Buchhandlung, Elberfeld.

Härlin, Hans. Schwarz und Blau Roman. J. Engelhorns Nachflg., Stuttgart



PHILIPPS AKTIEN-GESELLSCHAFT, FRANKFURT A. M. WEST

General-Vertretung für Berlin:

Blüthner General-Vertretung B. Neumann, Berlin W. 50, Kurfürstendamm 228

Gebr. Grotrian Steinweg, Berlin W. 9, Bellevuestr. 6a

Honig!

Garant. reiner Blüten-Schleuderhonig, 10 Pfd.-Eimer, dunkel 10.50 Mk., hell 12,50 Mk. 6 Pfd.-Eimer, dunkel 6,80 Mk., hell 8,— Mk. franko. Heidehonig zu Tagespreis. Nachn. 50 Pf. mehr. Garantie Zurücknahme.

H. Schröder, Imkereien, **Soltau,** Lüneburger Heide.

GLOBUS-Brillant-Glanz-Stärke

GLOBUS-Rostfleck-Entferner

unentbehrlich für Wäsche

Allein. Fabr. Fritz Schulz jun. A.-G, Leipzig

Wund-Puder für Kinder und Erwachsene

DIALON

Seit Jahrzehnten glänzend bewährt, von zahlreichen ärztlichen Autoritäten des In- und Auslandes empfohlen als unübertroffenes und unentbehrliches Einstreumittel bei der Säuglingspflege, zur Heilung und Verhütung des Wundseins kleiner Kinder, als Wund- und Schweisspuder für Erwachsene. Dialon sollte in keiner Kinderstube fehlen. Als antiseptisches Vorbeugungsmittel gegen die so häufig auftretenden Hautentzündungen leistet Dialon unschätzbare Dienste. Haben sich bereits Entzündungsherde gebildet, führt der Puder schnelle und gründliche Heilung herbei.

Man verlange die neue **Sportpackung** für Sport und Reise.

Fabrik pharmazeutischer Präparate Karl Engelhard, Frankfurt a. M.

Digitized by Google

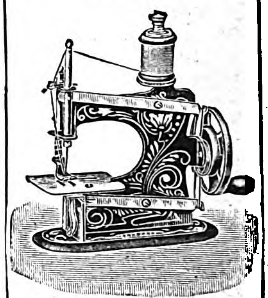
DEUTSCHE QUALITÄTSARBEIT

Wecker

die gute schwäbische Marke für: gesunden Weinessig Gurken, Senf Sauerkraut nach Hausfrauenart Tafel-Öl, Cocosfett

Wilh. Wecker, Weinessig-Konserven- u. Senf-Fabrik Heilbronn a. N., gegr. 1819

Weihnachtsgeschenk



Kinder-Nähmaschine

für Handbetrieb

Modell Nr. 5

zum Preise von M. 8.— einschl. Porto u. Verpackung gegen Nachnahme

Herbert Behrens

Köln, Altermarkt 10

Telefon Rhld. 4569 u. 1012

Listen und Prospekt kostenlos.

URTEILE!

Die ausserordentlich saubere Arbeit, die Präzision aller beweglichen Teile, die vorzügliche Stabilität und die trotz allem **auffallende Kleinheit und Leichtigkeit** stempeln die **„Perka"-Kamera** zu einem **Meisterwerk deutscher Präzisions-Mechanik.**

Die M. P. K. ist sich bewusst, hiermit einen Superlativ gebraucht zu haben, der sich zu Unrecht leider in manchen Anpreisungen findet; sie hat es aber dennoch getan, weil die „Perka"-Kamera diese Bezeichnung verdient. Die Kamera kann allen Mitgliedern des V. D. A. V. empfohlen werden.

Die Material-Prüfungs-Kommission im Verband deutscher Amateur-Photographen-Vereine.

Fr. Willy Frerk, Berlin, Prof. F. Schmidt, (Tech. Hochschule), Karlsruhe, Arnold Petersen, Hamburg, Dr. P. V. Neugebauer, Berlin-Steglitz.

Jede unserer Kameras trägt auf dem Tragriemen und dem Laufboden unsere geschützte Wortmarke „Perka", auf die man genau achten wolle!

Perka-Präzisions-Kameras:

Vollkommen aus Metall. $4\frac{1}{2} \times 6$, $6\frac{1}{2} \times 9$, $8 \times 10\frac{1}{2}$, 9×12, 9×14, u. 10×15 in Hoch, Quer, Quadrat und Stereo. Neigbarkeit der Standarte und des Laufbodens (D.R.P.), Drehrahmen (D.R.P.) 3 facher Auszug.

Präzisions-Rollfilm-Apparate in 6×9 Metall.

Lieferung durch reguläre Photohändler, wo nicht vertreten, weisen wir Bezugsquellen nach!

„Perka"- **Präzisions-Camerawerk G. m. b. H., München 42 VK.**

Dölling & Co

MARKNEUKIRCHEN SIEBENBRUNN 25

SEIT 22 JAHREN NUR QUALITÄTSINSTRUMENTE

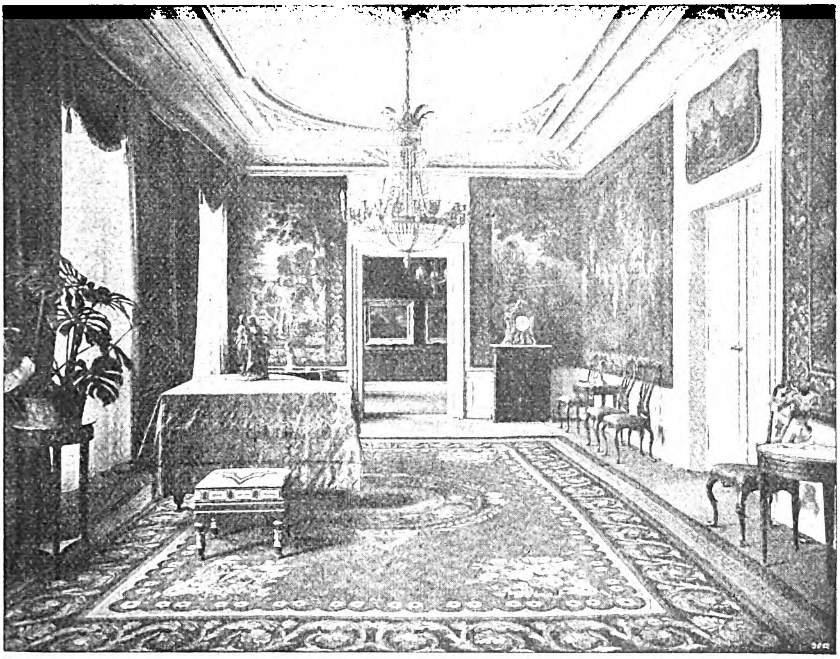
KATALOG FREI

KUNSTSALON KRONE

Hamburg
Westerland
Borkum
Norderney
Binz a/Rügen

Grösstes Gemäldelager Deutschlands. ◆ Ankauf — Verkauf — Tausch

Digitized by Google



Aus den Ausstellungsräumen der Kunsthandlung in der Bellevuestr. 15, erster Stock (neben Hotel Esplanade)

*

Ständiger An- u. Verkauf

von bedeutenden Werken der Malerei des 14. bis

__einschließlich__

des 19. Jahrhunderts, sowie Gobelins und anderem Kunstgewerbe bis

__einschließlich__

des 18. Jahrhunderts. Ferner von ganzen Bibliotheken

*

Karl Haberstock, Berlin W. 9, Bellevuestr. 15

MINIATUREN

MINIATURPORTRAITS MALT

GEORG REITZ HEROLDSBERG BEI NÜRNBERG

Ein Schuss aus der Scheintod-Waffe macht jeden Angreifer sofort kampfunfähig, ohne ihn zu töten oder zu verletzen! Interessante Broschüre gratis und franko! Glänzende Zeugnisse! In jed. Waffenhandlg. zu haben! A. Rodewald & Co Kreiensen (Harz)

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld u. Leipzig

Velhagen & Klasings

Verkehrskarte des Deutschen Reiches

und der Nachbargebiete

Maßstab 1 : 2000000

Mit alphabetischem Verzeichnis der in der Karte enthaltenen Namen.
Preis in Umschlag 4 G.-M., auf Leinen aufgezogen mit Stäben 8 G.-M.

Durch alle Buchhandlungen. Wo eine Buchhandlung nicht zugänglich, direkt vom Verlage zu beziehen

---

Chr. Tauber
Photo-Haus
Wiesbaden V.

Beste und billigste Bezugsquelle für solide Photogr. Apparate in einfacher bis feinster Ausführung u. sämtl. Bedarfsartikel. Illustr. Preisliste Nr 30 kostenl. Direkter Versand nach allen Weltteilen

Bei Anfragen und Bestellungen beliebe man sich auf Velhagen & Klasings Monatshefte zu beziehen.

Frauenschönheit — Frauenglück!

Tausende von Frauen würden auch nach der vollen Blüte ihrer Weiblichkeit noch lange Jahre schön, reizend, liebenswert bleiben, wenn die Natur nicht die Spuren vergangener Jahre dem Antlitz in Form von tiefen Falten, Linien, Runzeln, Krähenfüßen eingraben würde.

Wünschen Sie einen Teint, der ohne Tadel ist, ja der Bewunderung erweckt? Eine Haut, sammetweich und pfirsichfarben, frei von Pickeln und Mitessern? Wenn Sie dies alles zu schätzen wissen, so beginnen Sie so schnell als möglich mit der Anwendung der nach streng wissenschaftlichen Grundsätzen zusammengestellten Marylan-Creme.

Diese kann ein Frauenantlitz aufblühen lassen unter neu belebter Jugendlichkeit.

So schrieb erst kürzlich Frau A. B. in St.: „Ich bin 50 Jahre alt, aber durch den Gebrauch Ihrer Hautcreme erscheine ich so jugendlich, daß ich auf höchstens 35 Jahre geschätzt werde".

Marylan-Creme bringt Ihnen die sanfte, weiche Haut Ihrer Jugend wieder, und zwar leicht, sicher, beschwerdelos und auf harmlosem Wege ohne Schälkur, ohne Pflaster, Puder, Pillen, Gesichtsmasken oder ähnliches.

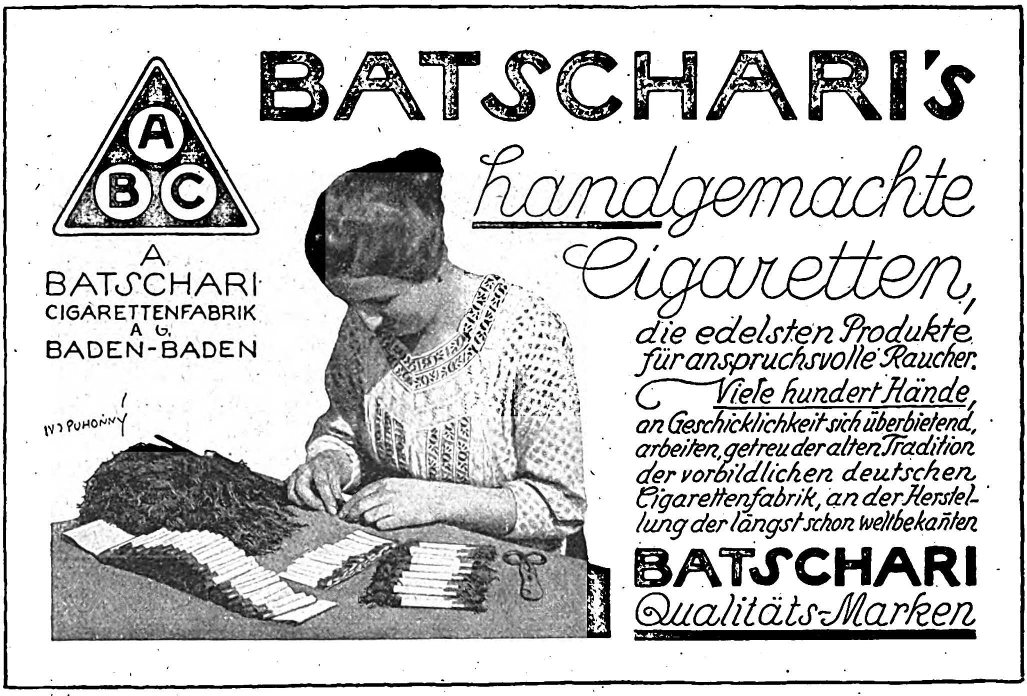
Marylan ist eine neuartige Creme, die sich leicht in die Haut einreibt, dort an die Poren Fett, wie es die Haut wirklich braucht und Nährstoffe abgibt und dann wieder herausquillt, beladen mit allem Staub, Schmutz und Selbstgiften der Haut.

Welch ein Glück für eine Frau, die mit Sorgen sah, wie sich die Zeichen des Alters in ihrem Gesicht stets vermehrten und nun bemerkt, wie durch ein Wunder sie jetzt beginnt, wieder jugendlich auszuschauen.

Marylan ist aber nicht etwa nur ein Mittel für ältere Damen. Gerade solche jugendlichen Alters sollten frühzeitig mit der Anwendung beginnen, um vorzeitiges Altern zu verhindern.

Machen Sie einen kostenlosen Versuch. Schreiben Sie an die untenstehende Adresse. Sie erhalten dann sofort eine Probe dieser köstlichen Creme, sowie ein interessantes Büchlein über richtige Schönheitspflege. Beides völlig kostenlos und portofrei. Marylan-Vertrieb, Berlin 108, Friedrichstraße 18.

Digitized by Google



Erscheinungsort Leipzig. Anzeigenannahme: Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Leipzig, Hospitalstraße 27.
Für die Anzeigen verantwortlich: H. Burkel in Leipzig, Hospitalstr. 27. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Mit Sonderbeilagen von: Wilhelm Andermann, Verlag in Königstein i. Taunus, Johann Maria Farina zur Madonna in Köln, Dr. med. Robert Hahn & Co., G. m. b. H. in Magdeburg, Johann Georg Holzwarth, Verlagsbuchhandlung in Bad Rothenfelde, Ernst Rowohlt, Verlag in Berlin W. 35 und E. A. Seemann, Verlag in Leipzig.

Digitized by Google

Feines Weihnachtsgebäck

sind selbsthergestellte

Lebkuchen

nach **Dr. Oetker's** folgendem Rezept:

150 g Margarine, Pfd. ca. 0.90	M. 0.27
2 ganze Eier ca. 0.19	„ 0.38
4 Eigelb ca. 0.19	„ 0.76
500 g Zucker ca.	„ 0.45
750 g Weizenmehl, Pfd. ca. 0.24	„ 0.36
1½ Päckchen von Dr. Oetker's „Backin" à 0.08	„ 0.12
250 g Mandeln	„ 1.—
175 g Sukkade (Zitronat), fein geschnitten	„ 1.40
20 g gestoss. Zimt	„ 0.10
1 Teelöffel voll gestoss. Nelken	„ 0.05
½ geriebene Muskatnuss	„ 0.03
Die abgeriebene Schale von ½ Zitrone	„ 0.05
	M. 4.97 *)

Zubereitung

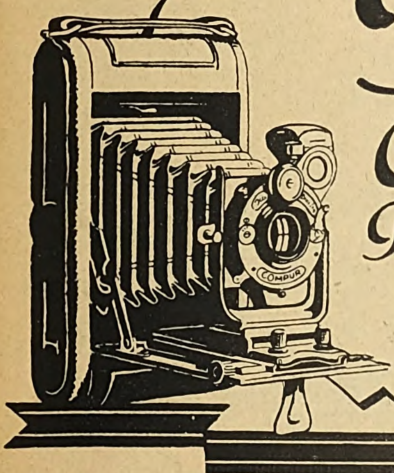
Man lasse die Butter zergehen, gebe nach und nach Zucker, Eier, die geschälten und geriebenen Mandeln, Sukkade, die Gewürze und zum Schluss das mit dem Backin gemischte Mehl hinzu. Den ziemlich festen Teig rolle man auf einem mit Mehl bestäubten Brett aus, schneide in beliebige Stücke oder steche mit einem Weinglase runde Scheiben aus, belege jedes Stück mit einer Mandel und backe auf Oblaten. Wer die Kuchen mit Guss liebt, bestreiche sie, sobald sie aus dem Ofen kommen, mit einer Mischung von Puderzucker, Zitronensaft und wenig warmem Wasser.

Verlangen Sie vollständige Rezeptbücher in den Geschäften, wenn vergriffen, durch Postkarte gratis und franko von

Dr. A. Oetker, Nährmittelfabrik, Bielefeld,
Oliva b. Danzig, Baden b. Wien, Brünn

*) Eingetretene Preisschwankungen sind zu berücksichtigen.

ERSTKLASSIGE ERZEUGNISSE



Ica Cameras Photobedarf

PREISLISTEN KOSTENLOS

Ica Aktiengesellschaft Dresden 68

Digitized by Google

Fragen Sie

den Besitzer eines „WANDERER“-Wagens ob er zufrieden ist!

Er wird Ihnen antworten, dass der „WANDERER“-Wagen zwar nicht der billigste im Anschaffungspreis ist, dafür aber aussergewöhnliche Leistungsfähigkeit in der Ebene wie im Gebirge, unvergleichlich niedrige Betriebskosten, bei stärkster Inanspruchnahme geringe Reparaturbedürftigkeit und immer gleichbleibende Zuverlässigkeit selbst bei schwierigsten Witterungs- und Strassenverhältnissen gewährleistet. — Bedenken Sie, dass der Kaufpreis für ein Auto nicht die Hauptausgabe des Automobilisten ist, sondern die Betriebskosten!

*

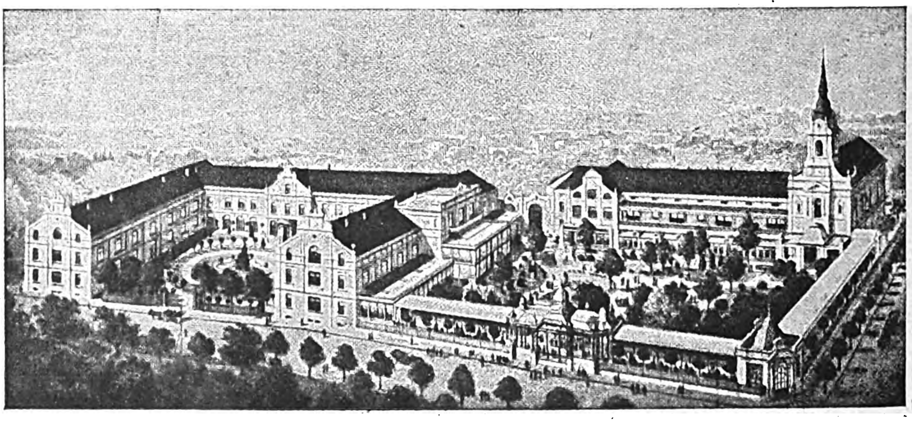
WANDERER-WERKE A.-G., SCHÖNAU bei Chemnitz

Hofrat Friedrich von Hessing'sche orthopädische Heilanstalt Augsburg-Göggingen

Leiter: Generaldirektor Georg Hessing

Briefadresse: Hofrat Hessing'sche Heilanstalt, Augsburg-Göggingen

Fernsprecher Nr. 36 und 3903 *Drahtnachrichten: Hessing Göggingenbayern*



Behandlung aller Entzündungen der Gelenke und Wirbel, Rückgratverkrümmungen, Folgen von Kinderlähmungen, angeborene Hüftgelenkluxationen, Kontrakturen aller Art, überhaupt sämtlicher im Bereich der Orthopädie liegenden Gebrechen mittels unserer an Vollkommenheit von keiner Seite erreichten Apparatebehandlungstechnik unter Vermeidung operativer Eingriffe. Prospekt B. kostenfrei.

Digitized by Google

Teu

Kakao
Schokolade
Dessert

HARTWIG & VOGEL A.-G. DRESDEN

Die Qualität macht's

L Leichner

Berlin Schützenstr. 31

Digitized by Google

TRUEB

VS

KÖLNISCH
WASSER
UND
SEIFE
SIND
ERLESENE
SCHÖPFUNGEN

PARFÜMERIE, VAU-ESS, STUTTGART

Auch Du würdest besser laufen

Wenn Du
Dr. Lahmanns Gesundheits Stiefel trügst!

Dr. Lahmanns
Gesundheits Stiefel

Weißer Hirsch

In allen durch Plakate gekennzeichneten Schuhgeschäften zu haben, wo nicht, weisen Bezugsquellen nach **Eduard Lingel**, Schuhfabrik A.-G., **Erfurt.**

Digitized by Google

MINIMAX

Was schenke ich zu Weihnachten?

Meiner Frau für ihren Haushalt einen

PICCOLO-MINIMAX

Meinem Mann für sein Auto einen

AUTO-MINIMAX

Meinem Sohn für sein Motorrad einen

MOTORRAD-MINIMAX

*

Zur Aufbewahrung von Wertgegenständen, Geld, Juwelen und dergl. ist

MINIMAX-TRESOR

System Taegen D. R. P. der zeitgemässe Schutz. Zum Einmauern in Wände, freistehend, einsetzbar in Schränke usw. Feuer-, schmelz- und diebessicher. Unübertroffene Schutzfüllung. Grösste Sicherheit. Schon von Mk. 185,— an erhältlich.

MINIMAX A.-G.

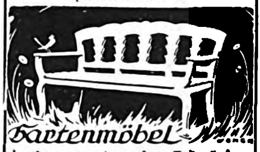
Berlin NW. 6, Schiffbauerdamm 20 (E. 68)

Digitized by Google

40 Millionen Blutarme

gibt es nach der Statistik allein in Deutschland. Die Blutarmut macht sich bemerkbar durch Mattigkeit, schlechtes Aussehen, Kopf- und Rückenschmerzen, Magenbeschwerden, nervöse Reizbarkeit, Unlust zur Arbeit usw. Leiden Sie an einem dieser Uebel und haben Ihnen gewöhnliche Eisenmittel nicht geholfen, so nehmen Sie das so glänzend bewährte **„Roba-Salz"**. Roba-Salz ist die natürliche Kraftquelle für Blutarme, Nervöse und jeden Stärkungsbedürftigen. Ein Versuch wird Sie überraschen! Preis M. 2.— in Apotheken und Drogerien. Evtl. direkt von der Fabrik Walter Bühner, Elberfeld, Kleeblatt 30/2. Aufklärende Schrift gratis und spesenfrei.

Böttger & Eschenhorn
G. m. b. H.,
Berlin-Lichterfelde.
Spezialfabrik für



in Holz nach künstler. Entwürfen.

!! Pickel, Mitesser !!
Ein einfaches wunderbares Mittel teile gern kostenlos mit. Frau **M. Poloni**, **Hannover A. 85**, Edenstr. 30 A.

Zu Weihnachten!
Das Geheimnis der Jugendform
Zu hab i. all. Korsettgeschäften.
Alleinige Fabrikanten
Zoeppritz, Cantz & Ziegler, Cannstatt, Württemberg.

Krankenfahrstühle
für Zimmer und Strasse, Selbstfahrer, auch mit Motorantrieb,
Ruhestühle,
Lesetische,
verstellbare
Keilkissen.
Katal. gratis.

Rich. Maune, Dresden-Löbtau 91.

Digitized by Google

Nürnberger Lebkuchen

Haeberlein-Metzger A·G

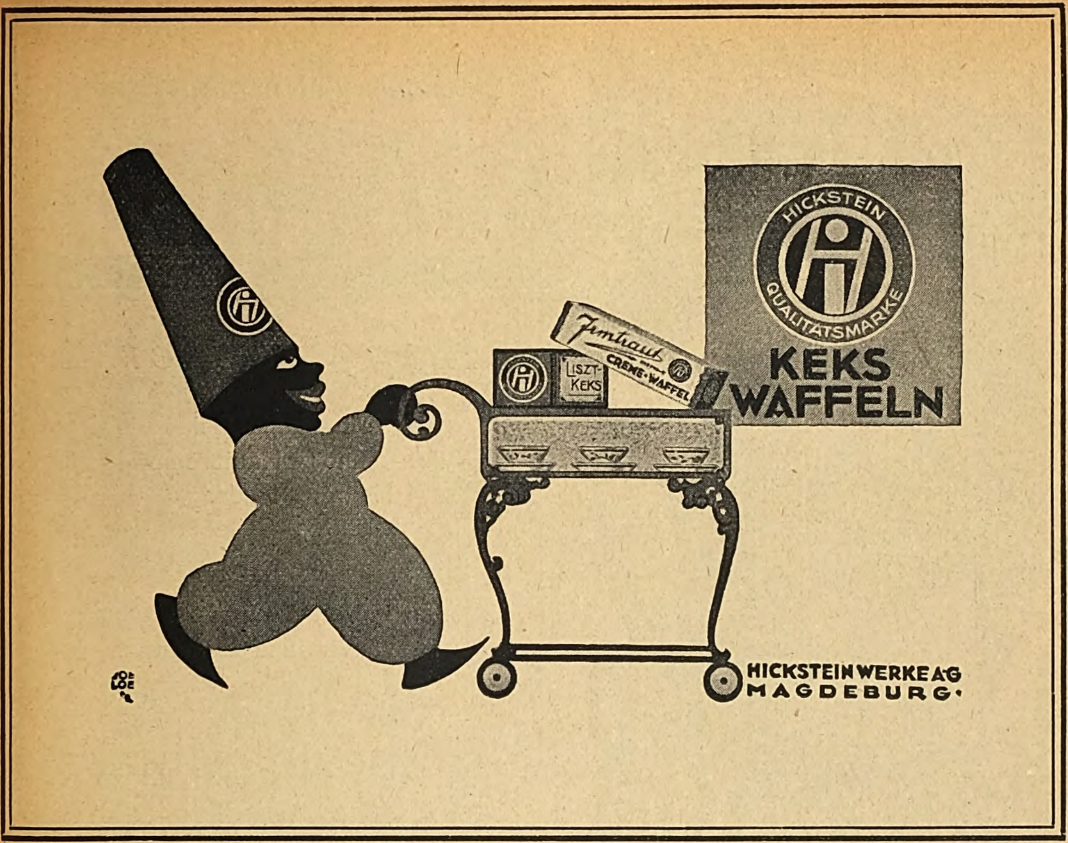
·Nürnberg·

Dujardin

der wundervolle

Weinbrand

UERDINGEN A·RH·



Digitized by Google

Erfrischend und nervenstärkend wirkt

Balsamana

Kopfwasser

Glyzerin-Honig-Gelee
Brillantine ⋆ Hautcreme
Haaröl ⋆ Puder
Toilette-Seife
Rasier-Seife ⋆ Reise-Seife

Kassetten in vornehmer Aufmachung
für Herren und Damen

*

Parfümerie Minaret
C. H. Oehmig-Weidlich, Zeitz

Kein Mensch ist sicher

vor Ansteckung, Husten, Grippe,

wenn er sich nicht schützt durch
die wohlschmeckenden,
keimtötenden

Herstellerin
W. SPINDLER A.-G.
Abt. Chem. Präparate
BERLIN C 19
(Spindlershof)

In allen Apotheken und Drogerien erhältlich

Digitized by Google

Der Kavalier erzählt

»In Dresden amüsiert man sich so gut wie in Paris! Wir haben einen grossen König und viele schöne Frauen! Und doch, wie reizend ist es, kommt einmal so eine kleine Französin angeflattert! Wie letzthin im Lustlager von Mühlberg. Das Gesicht des Preussenkönigs, der mit seinem Sohn Friedrich bei uns zu Gast war, wurde immer grimmiger, die Augen des jungen Prinzen immer grösser und das Lächeln um den Mund unsres gnädigen Herrn immer wohlgefälliger, als Moritz, der Marschall von Sachsen, sein Liebling, der Sohn der schönen und so sehr geliebten Aurora, die zierliche Carton zur Abendtafel mitbrachte. Sie zeichnete sich durch Geist und Witzfunken aus; sie hat uns gezeigt, wie man in ihrer Heimat tanzt und singt, liebt und lacht. Sie hat uns auch gezeigt, wie man dort die »neue Wollust«, den Tee geniesst. Gar köstlich sieht es aus, wenn man die chinesischen Schalen mit zierlich gespreizten Fingern zum Munde führt, um den goldenen Trank zu schlürfen.« So erzählt der Kavalier Augusts des Starken! So fühlte man vor zwei Jahrhunderten im Schatten des Zwingers! So fühlt man es heute noch und verkündet es von dort aus überzeugend all jenen, die es nicht wissen sollten, dass Tee »Marke Teekanne« das beste und billigste, das anregendste und bekömmlichste Tagesgetränk ist.

Digitized by Google

MERCEDES BENZ

Die beiden ältesten und größten Automobilwerke Deutschlands haben sich zusammengeschlossen, damit sie, gestützt auf ihre mehr als 40 jährigen Erfahrungen im Automobilbau, ihren gemeinsamen Einkauf der Rohstoffe und des Fabrikationsmaterials und eine großzügige Außenorganisation ihren über die ganze Welt verbreiteten Abnehmern

PERSONEN- UND NUTZFAHRZEUGE IN UNÜBERTREFFLICHER GÜTE PREISWERT DARBIETEN KÖNNEN.

DAIMLER-MOTOREN-GESELLSCHAFT
Werk Untertürkheim,
Werk Marienfelde,
Werk Sindelfingen

BENZ & C^ie
Rheinische Automobil- und Motorenfabrik · Aktiengesellschaft · Mannheim
Benzwerke Gaggenau

PAPE

Digitized by Google

Grünfeld

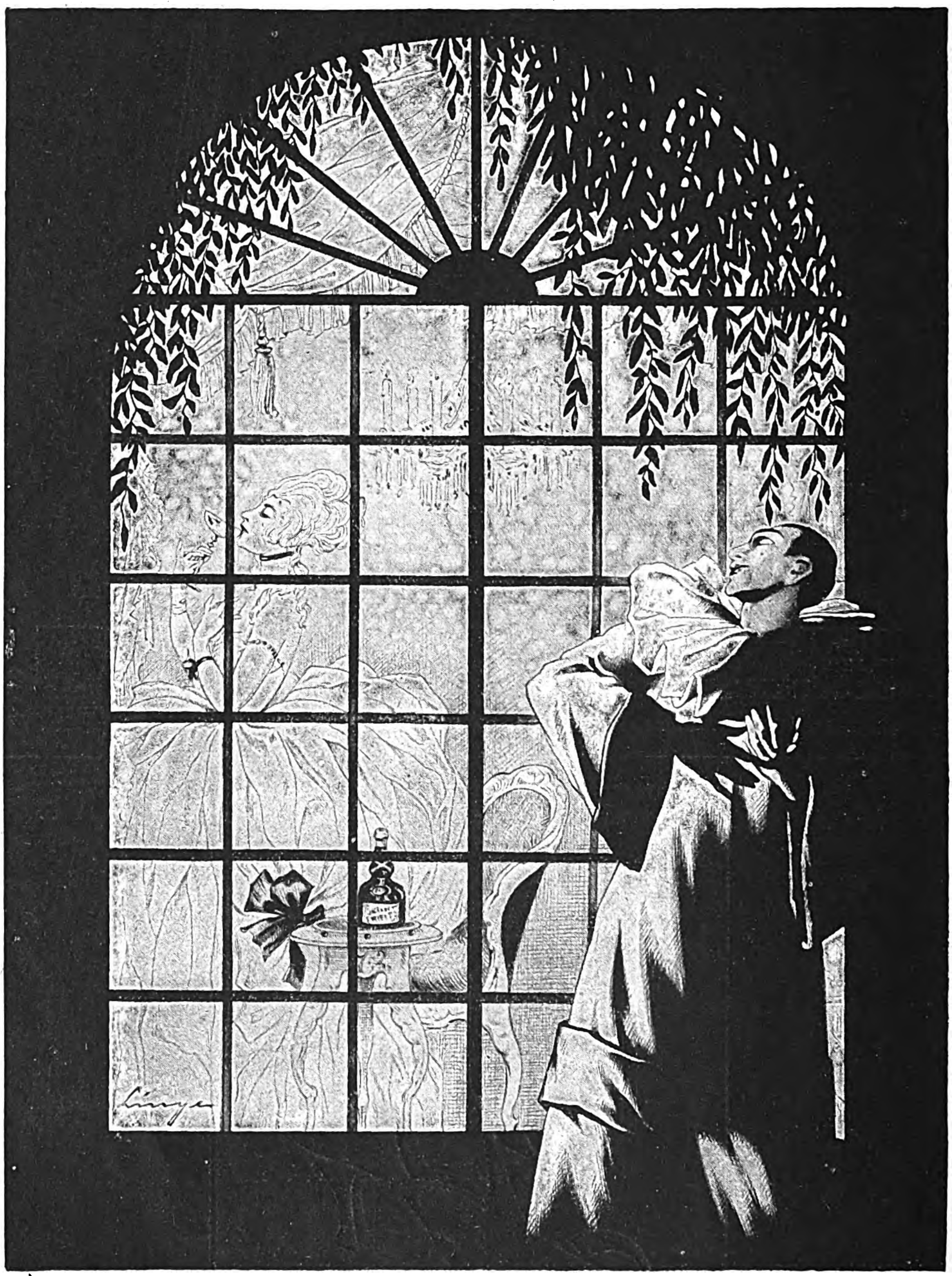
Leinen * Wäsche
Ausstattungen

Landeshuter Leinen- und Gebildweberei
F. V. Grünfeld
Berlin W 8, Leipziger Strasse 20|22

Die Hauptpreisliste	Waschstoffe jeder Art	Weisse Wäschestoffe
Nr. 146R, enthaltend viele vorteilhafte Wäscheangebote, mit zahlreichen Abbildungen, wird auf Wunsch zugesandt.	je nach der Jahreszeit für Kleider, Blusen, Röcke, Morgenröcke, Kinderkleider, Schürzen usw. Bitte Probensend. Nr. 148T mit Angabe des Zweck. zu verlangen.	für Leibwäsche, Bettwäsche usw. Bitte Probensendung Nr. 147 S mit Angabe des Zweckes zu verlangen

Alleinige Hersteller:
SCHUHFABRIK SILBERSTEIN & NEUMANN
Akt.-Ges., Schweinfurt a. M.

Digitized by Google



SEIT 1835
SELNER TRIPLE-SEC
CURAÇAO-ORANGE
I.SELNER.KAISERL.KÖNIGL.HOFLIEFERANT
DÜSSELDORF

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Kunst des Gebens

besteht in der Wahl eines Geschenkes, welches ein anziehendes Äusseres mit dauerndem Nutzen verbindet. ZEISS-Feldstecher und Theatergläser tragen den Stempel hoher Qualitätserzeugnisse, sie sind eine Quelle bleibender Freude und dauernder Befriedigung ob ihrer guten optischen Leistungen. Der ZEISS-Katalog „T1“ enthält über 20 verschiedene Modelle für Reise, Sport, Jagd und Theater. Wählen Sie daraus Ihr Weihnachtsgeschenk!

Zeiss Feldstecher

In allen guten Fachgeschäften zu Originalpreisen erhältlich. — Nächste Verkaufsstelle weisen wir auf Wunsch nach. — Illustrierter Katalog „T1“ kostenfrei von:

CARL ZEISS
JENA

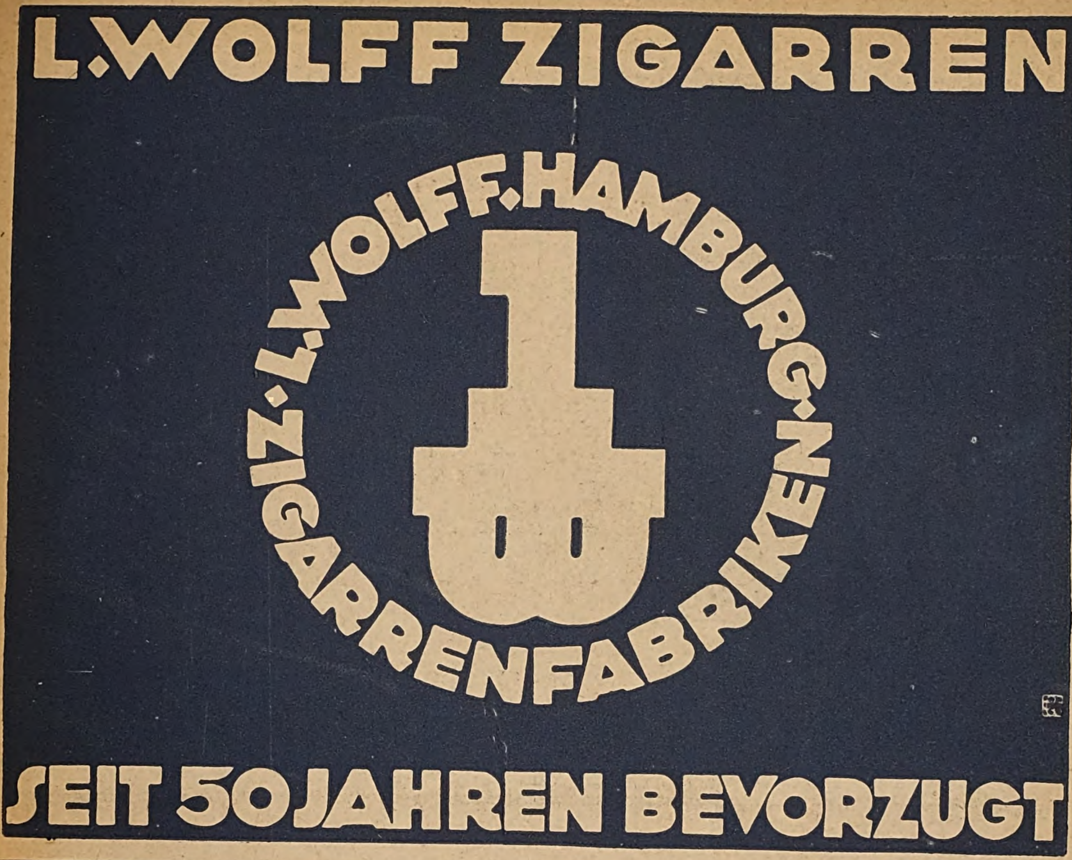
Elektrisches Heizkissen Type H

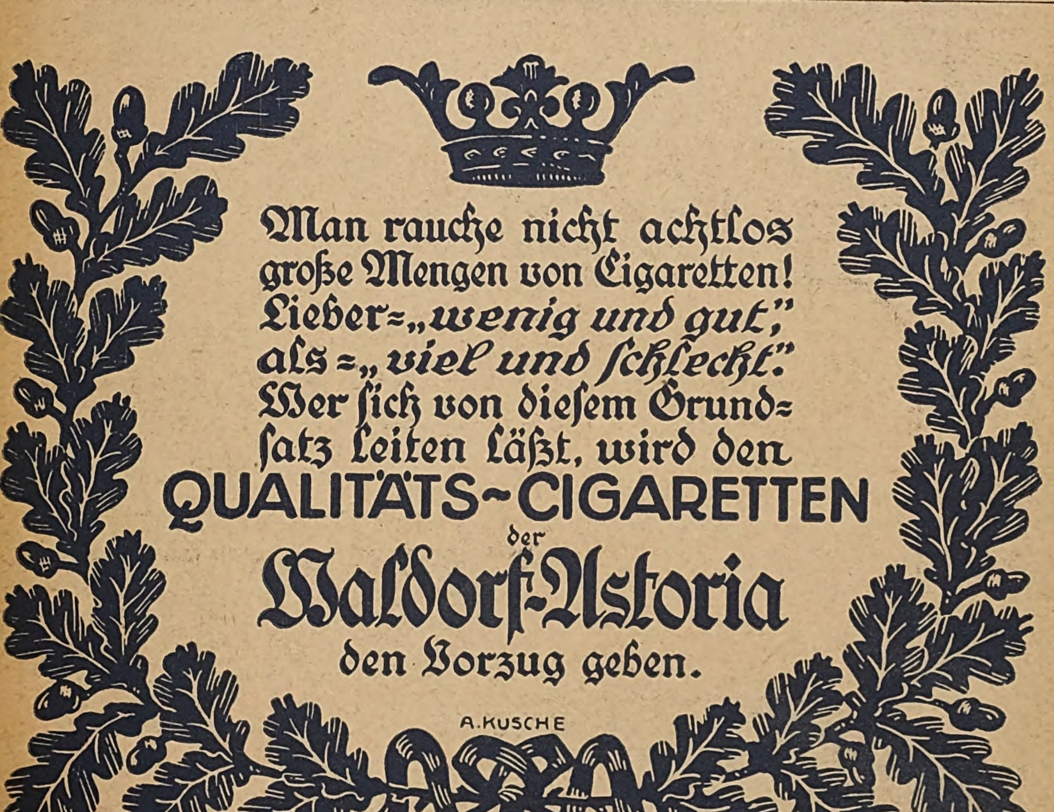
das ideale Heilmittel,
bei zahlreichen Erkrankungen seit Jahren bewährt

Vorrätig in guten ärztlichen und elektrischen Handlungen und Apotheken
Man hüte sich aber vor „ebensoguten“ Nachahmungen
Lieber kein Heizkissen, wenn nicht Type H

Fabrik Dr. Heilbrun / Berlin-Nowawes

Digitized by Google





Digitized by Google

Feurich
Flügel ★ Pianinos
LEIPZIG, COLONNADENSTR 30

LEIBNIZ-
KEKS

TET
TET-PACKUNG
ERHÄLT DIE WARE
FRISCH U. KNUSPERIG

H. BAHLSENS
KEKS-FABRIK A.-G.
HANNOVER

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 109544392
Google